This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

3 3433 08174216 9

Deutsche Monatsschrift

für das

gesamte Leben der Gegenwart

Begründet von

JULIUS LOHMEYER

Band VIII

April 1905 bis September 1905

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

BERLIN
Verlag von Alexander Duncker
1905

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Inhalts-Verzeichnis.

Erzählungen und Novellen.

Seite

Georg von der Gabelentz, Der Mönch. Novelle . . . 1, 145, 289, 433, 577, 762
Schlieper, Skizzen aus dem Marineleben: I. Treu bis in den Tod 236
II. „Dampf auf" 240
Paula Knappke, Im Vorübergehen 380
Paula Knappke, Vier Briefe 628
Carl Busse, Im polnischen Wind. Erzählung 721

Dichtungen.

Fritz Philippi, Und immer wartest du, o meine Seele 28
Prinz Emil Schönaich-Carolath, Aus alter Zeit 35
Wilhelm Idel, Lenzboten 40
Fritz Lienhard, Waldgedanken 41
Oskar Wiener, Die Fremde 79
Alice Freiin von Gaudy, Tod und Jüngling 80
Karl Ernst Knodt, Auftlänge 179
W. S., Am Dreiweg 194
Friedrich Wiegershaus, Erinnerung 235
Hans von Guenther, Frühling 262
Fritz Philippi, Hell rufen die Kraniche 340
Albert Sergel, Im Volkston 352
Karl Ernst Knodt, Wir — nicht also 468
Oskar Wiener, Hochsommer 556
Gertrud Freiin le Fort, Roter Mohn 603
Bruno Baumgarten, Glück 803
Hans von Guenther, Wie schön! 815
Albert Sergel, Abend im Walde 818
Heinrich Vierordt, Jugendzeit 849

Literatur.

Carl Busse, Theodor Fontanes Nachlaß 81
Adolf Bartels, Bücher und Menschen 126, 557, 696, 850
Arthur Bonus, Das Rätsel 209
Rudolf Krauß, Schiller-Jubiläums-Literatur 224, 388
Victor Blüthgen, Neue Zeitschriften für die Jugend 341
Heinrich Kraeger, Schiller und Carlyle 469
Wilhelm Münch, Herbst 669

Seite
Max Koch, Neuere Wagnerliteratur 710
Karl Ernst Knodt, Lienhards „Wieland der Schmied“ 791
Gertrud Bäumer, Die wirtschaftlichen und die geistigen Triebkräfte in der Frauenbewegung 828

Biographisches.

Eugen Kühnemann, Friedrich Schiller bei der hundertsten Wiederkehr seines Todestages 9. Mai 1905 163
Adolf Bartels, Schiller in der Gegenwart 195
Adolf Bartels, Adolf Stern. Zu seinem siebzigsten Geburtstage 366
Oskar Weißenfels, Ernst Curtius nach seinen Briefen 662
Gustav Manz, Hans von Bülow in seinen Briefen 804
Willibald Nagel, Hermann von Helmholtz 816

Musik und Kunst.

Victor Blüthgen, Der Tanz der Zukunft 62
Paul Warncke, Zur Menzelausstellung in der Nationalgalerie zu Berlin . . 263
Albert Dresdner, Die Zukunft der Bauernkunst 530
Konrad Falke, Das moderne Drama 614

Staats- und Völkerleben.

Karl Peters, Das Deutschtum als Rasse 18
* * *, Die Polenfrage in Rußland 48
Franz Wugk, Von Combes zu Rouvier 68
Theodor Schiemann, Monatsschau über auswärtige Politik . . . 106, 412, 543, 683, 837
Wilhelm von Massow, Monatsschau über innere deutsche Politik . 113, 272, 419, 550, 690, 844
Otto von Gottberg, Das Eriekanalprojekt 253
Theodor Schiemann, Eine Fahrt ins Mittelmeer mit Kaiser Wilhelm . . . 303
* * *, Die wirtschaftspolitische Lage im Yangtsetal bei Beginn 1905 mit besonderer Berücksichtigung deutscher, britischer und japanischer Interessen . 353, 512
Constantin von Zepelin, Zur Kenntnis des Kriegsschauplatzes in Asien. Formosa und Sachalin 481
Lutz Korodi, Schiller in Siebenbürgen 525

Religion, Ethik und Erziehung.

Rudolf Eucken, Unser Verhältnis zur Geschichte 29
Dagobert von Gerhardt-Amyntor, Natürliche oder künstliche Erziehung . 267
Julius Ziehen, Pädagogische Umschau 283
Udo Gaede, Schiller und die ästhetische Erziehung 373, 500
Reinhold Seeberg, Die Kirche und der Fortschritt 453, 604
E. A. Graf Kospoth, Vorschläge zu einer äußeren Reform der höheren Schulen Preußens 463
Max Christlieb, Das Christentum in seinem Verhältnis zu Kultur, Gesellschaft und Staat 635
Ludwig Gurlitt, Hebbels Bedeutung als Erzieher 675

Seite

Deutschtum im Auslande.

Georg von Skal, Der Deutsch-Amerikaner 180, 343
Johannes Zemmrich, Das Deutschtum im Auslande 424, 857
Wilhelm Rohmeder, Deutsche Rechte und deutsche Pflichten in Südtirol . . 598

Koloniales.

X., Das Eingeborenenproblem in Südwestafrika 36
E. von Liebert, Kolonialpolitische Rück- und Ausblicke 278, 703
C. Ohlsen, In Notwehr. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der Aufstände in Deutsch-Südwestafrika und zur Frage der Entschädigung der beraubten Ansiedler 321
Boethke, Technisches aus Südwestafrika 794

Heer und Flotte.

Capelle, Die Ausbildung des Seeoffizierkorps bei den größeren Seemächten . 95
Ernst Foerster, Die weitere Vergrößerung der Schiffsdimensionen 202
Layriz, Die Verwendung des mechanischen Zuges im Kriege 401
von Pelet-Narbonne, Die Aussichten eines Feldzuges in Marokko 737

Volkswirtschaft und Sozialreform.

F. von Pritzbuer, Weltwirtschaftliche Umschau 120, 569
Otto Hötzsch, Die agrarische Lage Rußlands 671
von Dewitz, Die Besteuerung der Aktiengesellschaften und der Gesellschaften mit beschränkter Haftpflicht 779
H. von Frankenberg, Bilder aus dem Arbeiterleben 809

Naturwissenschaft und Technik.

Paul Hopfer, Technische Umschau 135
Max von Eyth, Wort und Werkzeug 244, 312, 489
M. Wilhelm Meyer, Neuere Polarforschungen II. III. 651, 752
R. Reinhard, Boden, Raum und Staat 819

Literarische Rundschau.

Seite

Adler, Guido, Richard Wagner (Max Koch) . 717
Altmann, Wilhelm, Richard Wagners Briefe nach Zeitfolge und Inhalt (Max Koch) . . 711
Auerbach, Alfred, Aus Schillers Jugendzeit (Rud. Krauß) 394
Bartels, Adolf, Geschichte der deutschen Literatur (O. H.) 193
Bélart, Hans, Wagner in Zürich (Max Koch) 713
Berger, Karl, Schiller, Sein Leben und seine Werke (Rudolf Krauß) 224
Böthlingk, Arthur, Schiller und das kirchliche Rom (Rudolf Krauß) 389
Borchgrevink, Carsten, Das Festland am Südpol (M. Wilhelm Meyer) 654
Brunner, Karl, Unser Schiller (Rudolf Krauß) 228
Bulthaupt, Heinrich, Dramaturgie der Oper (Max Koch) 718
Chamberlain, Houston Stewart, Richard Wagner (Max Koch) 711
Curtius, Fr., Ernst Curtius, ein Lebensbild in Briefen (O. Weißenfels) 662
Cornelius, Peter, Literarische Werke (Max Koch) 719
Cornelius, Peter, Literarische Werke. Gesamtausgabe (Adolf Bartels) 557
Dähnhardt, Oskar, Friedrich Schiller (Rudolf Krauß) 228
Deutschlands Jugend, Schülerzeitung für Knaben und Mädchen. Herausg. v. G. Gellert (Victor Blüthgen) 341
Diers, Marie, Die Mutter des Menschen (G. Bäumer) 834
Dinger, Hugo, Wagners geistige Entwicklung (Max Koch) 716
Dose, Johannes, Muttersohn (Adolf Bartels) 566
Draheim, H., Schillers Seelenlehre (Rud. Krauß) 398
Drygalski, Erich von, Deutsche Südpolarexpedition, Fahrten und Forschungen des „Gauß“ 1901/1903 (M. W. Meyer) 758
Dürck, Richard, Richard Wagner und die Münchener 1865 (Max Koch) 712
Eichler, Ferd., Hans Sachsens Nachleben vom 16. bis ins 19. Jahrhundert (Max Koch) . . 718
Ellis, Ashton, Life of Richard Wagner (Max Koch) 713
Ernst, Otto, Asmus Sempers Jugendland (Ad. Bartels) 131
Ertl, Emil, Opfer der Zeit (Adolf Bartels) . 701
Fischer, J. G., Schillers Reden 1849 bis 1893. Gesammelt von Hans Hofmann (Rud. Krauß) 234
Fontane, Theodor, Briefe an seine Familie (Carl Busse) 84

Seite

Fontane, Theodor, Causerien über Theater (Carl Busse) 84
Fontane, Theodor, Gesamtausgabe seiner Werke (O. H.) 94, 674
Fuchs, Hans, Richard Wagner und die Homosexualität (Max Koch) 716
Gaudig, H., Didaktische Ketzereien (J. Ziehen) 287
Geißler, Max, Am Sonnenwirbel (Adolf Bartels) 568
Gengnagel, Karl, Fürst und Künstler (Rudolf Krauß) 394
Glasenapp, Karl, Fr., Das Leben Richard Wagners (Max Koch) 711
Gleichen-Rußwurm, Alexander von, Friedrich Schiller, Ästhetische Erziehung (Rudolf Krauß) 398
Gnauck-Kühne, E., Die deutsche Frau um die Jahrhundertwende (G. Bäumer) 828
Grimm, Jakob, Rede auf Schiller (Rud. Krauß) 234
Gymnasiast, Der, herausg. v. E. Krone (Victor Blüthgen) 343
Haendler, Otto, Herbst (W. Münch) 669
Harnack, Otto, Schiller (Rudolf Krauß) . . 226
Hartmann, Julius, Schillers Jugendfreunde (R. Krauß) 232
Hartwich, Otto, Richard Wagner und das Christentum (Max Koch) 716
Hauptmann, Karl, Miniaturen (Adolf Bartels) 702
Heim der Jugend, herausg. von A. Cronbach (Victor Blüthgen) 341
Hemme, Adolf, Das lateinische Sprachmaterial im Wortschatze der deutschen, französischen und englischen Sprache (J. Ziehen) 286
Hesse, Dr. Hermann, Die Schutzverträge in Südwestafrika (E. Ohlsen) 329
Heubaum, Alfred, Geschichte des Bildungswesens seit der Mitte des 17. Jahrhunderts (J. Ziehen) 288
Jordan, Max, Das Werk Adolf Menzels (P. Warncke) 264
Kaibel, Franz, Demetrius (Rudolf Krauß) . 395
Keller, Ludwig, Schillers Stellung in der Entwicklungsgeschichte des Humanismus (R. Krauß) 393
Kirchbach, Wolfgang, Friedrich Schiller, der Realist und Realpolitiker (Rudolf Krauß) . . 388
Kloß, Erich, Wagner-Lesebuch (Max Koch) . . 719
Kohut, Adolf, Friedrich Schiller als Humorist 389
Kohut, Adolf, Friedrich Schiller und die Frauen (Rudolf Krauß) 231
Krauß, Franz, Der Völkertod (Helmolt) . . 400
Kretzer, Max, Familienklaven (Adolf Bartels) 564
Krüger, Timm, Eine stille Welt (Ad. Bartels) 855
Krüger, Timm, Schulmeister von Handewitt (Adolf Bartels) 855

Seite

Kröger, Timm, Hein Wieck (Adolf Bartels) . 856
Kröger, Timm, Um den Wegzoll (Adolf Bartels) 856
Kruckenberg, E., Die Frauenbewegung, ihre Ziele und ihre Bedeutung (E. Bäumer) . . 836
Kühnemann, Eugen, Schiller (Rudolf Krauß) 899
Lange, Helene, Das Endziel der Frauenbewegung (E. Bäumer) 832
Lemy, Eleonore, Schillers Welt- und Lebensanschauung in Aussprüchen aus seinen Werken und Briefen (Rudolf Krauß) 898
Levy, Gustav, Richard Wagners Lebensgang (Max Koch) 711
Lienhard, Fritz, Wieland der Schmied (K. E. Knodt) 791
Lorichs, Melchior, Konstantinopel unter Sultan Suleiman dem Großen, aufgenommen im Jahre 1559. Herausg. von E. Oberhummer (Helmolt) 668
Lüning, O., Richard Wagner als Dichter und Denker (Max Koch) 715
Lück, Rudolf, Richard Wagner und Ludwig Feuerbach (Max Koch) 716
Maier, Stadtpfarrer, Schillergenealogie (Rud. Krauß) 304
Marbacher Schillerbuch, herausgegeben vom Schwäb. Schillerverein durch Otto Günther (Rud. Krauß) 391
Martin, Marie, Die Psychologie der Frau (E. Bäumer) 834
Matthias, Adolf, Die soziale und politische Bedeutung der Schulreform vom Jahre 1900 (J. Ziehen) 283
Mauch, Theodor, Schiller-Anekdoten (Rudolf Krauß) 230
Meffert, A., Hermann Schiller als Pädagog (O. Weißenfels) 904
Mey, Kurt, Der Meistergesang in Geschichte und Kunst (Max Koch) 719
Meyers Handatlas (O. H.) 379
Mörike, Eduard, Sämtliche Werke (B.) . . 751
Mosapp, Hermann, Friedrich Schiller (Rudolf Krauß) 220
Mrinf, Ernst, Hebbels und Wagners Nibelungendrama (Max Koch) 718
Müsselmann, L., Richard Wagner und die Entwicklung zur menschlichen Freiheit (Max Koch) 716
Müller, Ernst, Schiller. Intimes aus seinem Leben (R. Krauß) 229
Münch, Wilhelm, Aus Welt und Schule (J. Ziehen) 287
Naumann, Friedrich, Die Frau im Maschinenzeitalter (E. Bäumer) 830
Nora, A. de, Sensitive Novellen (Adolf Bartels) 700
Nordenskjöld, Otto, Antarktis, zwei Jahre in Schnee und Eis am Südpol (M. W. Meyer) 752
Petersen, Julius, Schiller und die Bühne (Rudolf Krauß) 300

Seite

Polenz, Wilhelm von, Glückliche Menschen (Adolf Bartels) 126
Pozsony, A. O. von, Der Roman Richard Wagners (Max Koch) 715
Rassow, Fritz, Von denen die das Glück suchen (Max Koch) 716
Rhenius, Dir., Wo bleibt die Schulreform? (J. Ziehen) 284
Risch, Paul, Schiller-Gedenkbuch (Rudolf Krauß) 228
Rittland, Klaus, Leidensgefährten, Kampfmüde (Adolf Bartels) 701
Röckl, Sebastian, Ludwig II. und Richard Wagner (Max Koch) 712
Sakolowski, Paul, Parsifal (Max Koch) . . 716
Schiemann, Theodor, Deutschland und die große Politik (O. H.) 47
Schillers Gedichte und Dramen. Herausg. vom Schwäbischen Schillerverein (Rudolf Krauß) . 395
Schillers Sämtliche Werke. Herausg. von E. v. d. Hellen (Rudolf Krauß) 395
Schirmacher, Kaethe, Die moderne Frauenbewegung (E. Bäumer) 830
Sohnrey, Heinrich, Kunst auf dem Lande (Alb. Dresdner) 534
Sommer, Fedor, Ernst Neiland (Adolf Bartels) 188
Staatsstreich oder Reform! Politisches Reformbuch für alle Deutschen, verfaßt von einem Auslanddeutschen (E. von Liebert) 282, 707
Stahl, Fritz, Wie sah Bismarck aus? (O. H.) 271
Steiner, A., Richard Wagner in Zürich 1849 bis 1858 (Max Koch) 713
Stöcker, Helene, Bund für Mutterschutz (E. Bäumer) 834
Streicher, Andreas, Schillers Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim von 1782—1785. Herausg. von Dr. Hans Hofmann (Rudolf Krauß) 234
Tovote, Heinz, Klein Inge (Adolf Bartels) . 700
Tschinkel, Hans, Die Gymnasialfrage — eine nationale Frage (J. Ziehen) 286
Viebig, Clara, Naturgewalten (Adolf Bartels) 690
Weber, Georg, Lehr- und Handbuch der Weltgeschichte. Bearbeitet von Alfred Baldamus (Helmolt) 305
Wohlrabe, Rektor, Schillerbüchlein (Rudolf Krauß) 220
Wychgram, Jakob, Schiller (Rudolf Krauß) . 230
Wychgram, Jakob, Helene Lange und Gertrud Bäumer, Schiller und die Seinen (Rudolf Krauß) 230
Zache, Hans, Koloniale Eingeborenenpolitik (E. v. Liebert) 709
Ziehen, Julius, Der Frankfurter Lehrplan und seine Verbreitung (J. Ziehen) 286
Zobeltitz, Hans von, Arbeit (Adolf Bartels) . 565

Verzeichnis der Mitarbeiter

am

achten Bande

der

Deutschen Monatsschrift.

	Seite
***	48
***	358, 512
B.	751
Bäumer, Dr. Gertrud, in Berlin	828
Bartels, Adolf, in Weimar	126, 195, 366, 557, 696, 850
Baumgarten, Bruno, in Magdeburg	862
Blüthgen, Victor, in Berlin	62, 341
Bonus, Arthur, in Dresden	209
Boethke in Schöneberg	794
Busse, Carl, in Friedrichshagen	81, 721
Capelle in Wilhelmshaven	95
Christlieb, Max, in Marburg i. H.	635
Dewitz, von, in Berlin	779
Dresdner, Albert, in Halensee	530
Eucken, Rudolf, in Jena	29
Eyth, Max von, in Ulm a. D.	244, 312, 489
Falke, Konrad, in Zürich	614
Foerster, Ernst, in Hamburg	202
Fort, Gertrud Freiin le, in Ludwigslust	603
Frankenberg, H. von, in Braunschweig	808
Gabelentz, Georg von der, in Dresden	1, 145, 289, 433, 577, 762
Gaede, Udo, in Groß-Lichterfelde	373, 500
Gaudy, Alice Freiin von, in Dresden	80
Gerhardt-Amyntor, Dagobert von, in Potsdam	267
Gottberg, Otto von, in New York	253
Guenther, Hans von, in Dresden	262, 815
Gurlitt, Ludwig, in Steglitz	675
Helmolt, F., in Leipzig-Stötteritz	365, 400, 668
Hopfer, Paul, in Leipzig	135
Hötzsch, Otto, in Berlin	47, 94, 193, 272, 379, 671, 674
Ibel, Wilhelm, in Wermelskirchen	40
Knappke, Paula, in Darmstadt	380, 628
Knodt, Karl Ernst, in Bensheim	179, 468, 791
Koch, Max, in Breslau	710
Korodi, Lutz, in Grunewald	525
Kospoth, Graf C. A., in Schön Briese	463
Krauß, Rudolf, in Stuttgart	224, 388
Kraeger, Heinrich, in Düsseldorf	469
Kühnemann, Eugen, in Posen	168
Layriz in München	401
Liebert, E. von, in Berlin	278, 703
Lienhard, Fritz, in Dörrberger Hammer	41
Manz, Gustav, in Berlin	804
Massow, Wilhelm von, in Berlin	113, 279, 419, 550, 690, 844
Meyer, M. Wilhelm, in Charlottenburg	681, 752
Münch, Wilhelm, in Berlin	669
Nagel, Wilibald, in Berlin	816
Ohlsen, C., in Schleswig	321
Pelet-Narbonne, von, in Herischdorf	737
Peters, Karl, in London	18
Philippi, Fritz, in Diez a. L.	28, 340
Pritzbuer, F. von, in Berlin	120, 569
Reinhard, R., in Leipzig	819
Rohmeder, Wilhelm, in München-Gern	598
S., W.	194
Schiemann, Theodor, in Berlin	106, 303, 412, 543, 685, 837
Schlieper in Kiel	236
Schönaich-Carolath, Prinz Emil von, in Haseldorf	35
Seeberg, Reinhold, in Berlin	453, 604
Sergel, Albert, in Rostock	359, 819
Skal, Georg von, in New York	180, 343
Vierordt, Heinrich, in Karlsruhe	849
Warncke, Paul, in Charlottenburg	263
Weißenfels, Oskar, in Groß-Lichterfelde	662, 864
Wiegershaus, Friedrich, in Elberfeld	235
Wiener, Oskar, in Prag-Karolinenthal	79, 556
Wugk, Franz, in Paris	69
X.	36
Zemmrich, Johannes, in Plauen	424, 857
Zepelin, Constantin von, in Eberswalde	481
Ziehen, Julius, in Berlin	283

Die Pflege eines starken und stolzen Nationalgefühls ist unsere heilige Pflicht, und zumal die Deutschen im Auslande können und sollen stets wissen, daß fünfzig Millionen Deutsche bereit stehen, deutsche Interessen und deutsche Ehre zu vertreten. Otto von Bismarck (geb. 1. IV. 1815).

Der Mönch.

Novelle

von

Georg von der Gabelentz.

I.

Über Innichen liegt an steilem Hange, zwischen grünen Viehweiden und wohlgepflegten Feldern, im Rücken von dunklen Fichten beschirmt, der stolze Hof des Thomas Pauer. Seine kleinen Fenster schauen unter dem altersgrauen, steinbeschwerten Schindeldache durch die dicken Mauern wie aus tiefen Augenhöhlen auf das reiche Pustertal hinab. Seit Generationen nennt man ihn den Bachhof, und er ist der größte unter den Höfen auf dem Innichberge.

Vor vielen Jahrhunderten hat der erste Thomas Pauer die schwere Holzaxt dort oben geschwungen, in wildem Gestrüpp die grauen Fichten- und Lärchenstämme gerodet und mit fleißiger Hand in mühsamer Arbeit sich und den Seinen Hof und Heim gegründet. Seitdem ist das Anwesen und der Wohlstand der Pauer stetig gewachsen, und mit diesen hat sich auch der Name Thomas von Vater auf Sohn vererbt. Manch wertvolles Gerät, zinnene Humpen, kunstvoll geschnitzte Schränke und eine große Truhe mit eisernen Beschlägen werden als gern betrachtete Zeugen dieses Wohlstandes im Hause aufbewahrt. An ein jedes dieser Dinge knüpfen sich für den Besitzer vielfache Erinnerungen, und man schätzt sie wie alte Freunde, die man liebt, weil man mit ihnen von jeher Leid und Freude geteilt hat, weil schon des Ahnen Auge wohlgefällig auf ihnen geruht.

Ein geweihtes Madonnenbild hängt über der Tür. Unter spiegelndem Glase und mit Silberflitter geschmückt, sieht die Muttergottes, im leicht-

gekrümmten Arm den blondlockigen Christusknaben haltend, mit holdseliger Miene auf das Zimmer hernieder. Die Großmutter des Besitzers hat das Bild, Gott weiß woher, aus ferner Gegend von einer mühseligen Wallfahrt heimgebracht und es zeitlebens wie einen sonderlichen, heiligen Schatz gehalten. Ebenso liebten's ihre Kinder und Enkel.

Mehr aber als dies fromme Bildnis wird ein seltsames, spukhaftes Gemälde verehrt, wenngleich die Bauer meinen, nicht der Himmel allein, auch der Teufel habe in jenen Zeiten dabei die Krallenfaust im Spiele gehabt. Zwischen dem gewaltig dicken Kachelofen und der hinteren Ecke des Wohnzimmers steht's im Halbdunkel auf dem Wandgetäfel. Es ist das im Lauf der Jahrhunderte stark nachgedunkelte Porträt eines Mönches. Aus dem schwarzen schlichten Holzrahmen tritt die Figur, die ein wenig unter Lebensgröße ist, nur undeutlich mit den Umrissen des Kopfes und dem Faltenwurfe der groben braunen Kutte hervor. Unter den Ellbogen wird durch die gerade Linie des Rahmens die Gestalt des Gemalten rücksichtslos durchschnitten. Der Hintergrund ist fast schwarz gehalten, und das blasse Gesicht allein hebt sich von den dunklen Tönen des Übrigen stärker hervor. Etwas Starres und Lebloses liegt in den feinen Zügen. Ihre Darstellung ist wohl der geringen Kunst des Malers nicht besser gelungen, und dies schmale Antlitz würde den Beschauer vielleicht ganz gleichgültig lassen, gewänne es nicht einen bedeutsamen Ausdruck durch die großen, leuchtenden Augen. Wer erschaute schon je solche Augen? Sie folgen dem Beschauer, wohin er sich auch wendet, sie sehen ihn immer mit dem gleichen, schwärmerischen Blicke an.

Diese Augen müssen einst von wunderbarer Schönheit gewesen sein. Sie gleichen einem tiefen, unter herabhängenden Tannenästen träumenden See. Sie scheinen ebenso unergründlich wie dieser, sie sind voller Geheimnisse und Rätsel, und eine Lockung liegt in ihrem Blitzen, wie auf dem dunklen Wasserspiegel, wenn sich ein scheuer Mondstrahl einsam unterm Baumesschatten darin badet.

Stundenlang kann man gebannt zu ihnen aufsehen.

Aus diesen Augen redet ein heimlicher Klang ferner, dumpfer Lieder.

Auch Thomas Bauer, der jetzige Thomas Bauer, sein Weib und sein Gesinde, sie alle ahnen etwas von jenem fernen Klingen. Sie betrachten das ehrwürdige Bild mit frommer Scheu, als stelle es einen Heiligen dar, und der Bauer, wenn er abends auf der Holzbank am Ofen die Pfeife raucht, schaut gerne träumend zu ihm empor. Er liebt das Bild, er würde es um nichts verkaufen.

„'s ist halt unser Schutzpatron," pflegt er lächelnd zu sagen, wenn ein auf dem Hofe einkehrender Fremder ihn danach fragt und er nickt dem bleichen Mönche zu: „Gelt, du meinst es gut mit dem Hofe?"

Sobald aber draußen von den Felszacken des Haunold der Sturm über das weite Tal fliegt, den schwarzen Wolkenmantel um die Lenden geschlagen, und seine Faust den nachschleppenden Mantel über die Fichtenwipfel reißt, voll zorniger Ungeduld, daß die Äste ihn halten wollen, dann stehen die Bauer von der Bank auf und kehren schaudernd das Bild mit dem Gesicht gegen die Wand. Schnell schlagen sie über Stirn und Brust das Zeichen des Kreuzes.

Sie fürchten, der stille Mönch möchte, vom Wetter erweckt, plötzlich aus seinem Rahmen hervortreten und mit lautlosen Schritten durchs Zimmer gleiten.

Dann, so meinen sie, kann eine dunkle Macht wieder wie einst Gewalt über ihn bekommen, und sein Antlitz, dessen Nähe noch eben Segen brachte, kann zum Fluche werden. So lautet ein alter Aberglaube, er hat sich von Vater zu Sohn vererbt, und alle halten an ihm fest.

Ein Name ist auf der Rückseite des Bildes mit schwarzer Farbe in großen steifen Buchstaben der Leinwand aufgeschrieben: Balthasar von Welsberg, dahinter eine Jahreszahl: 1647.

Folgendes aber ist die Geschichte des Mönches, und die Sage hat recht, die da kündet, des Teufels Tatze habe zerstörend fast ebenso oft in dies Leben hineingegriffen, als Gottes weiser und milder Finger.

* * *

Wer zur Zeit, da jenseits über den Bergen im heiligen römischen Reiche der Religionskrieg zu toben begann, aus dem breiten Pustertale abbiegend nach Norden die Schlucht am Gsieser Bache zum Schlosse Welsberg hinaufstieg, mochte wohl oftmals wildes Geschrei hören und das rasche Toben zweier Knaben beobachten. Geschah solches einem des Weges kommenden Bauern, so ward dessen Antlitz sogleich um einige Schatten finsterer, denn er konnte, entdeckten ihn die Junker von Welsberg, sicher irgend eines Schabernackes sein. Zumal der ältere, Kurt von Welsberg, ein breitschulteriger Bursche mit trotzigem Munde, starken Fäusten und wildem, braunem Haare, machte sich eine Freude daraus, aus irgend einem Verstecke hinter Bäumen oder Felsen hervor durch Steinwürfe und Schüsse die Vorüberkommenden zu erschrecken. Er war immer der Anstifter des Unheiles, und sein jüngerer Bruder, Balthasar, ein lang aufgeschossener Knabe mit dem gleichen dichten und braunen

Haare, begleitete ihn wohl gern bei seinem Herumstreifen durch Busch und Wald, hielt ihn aber manchmal ab, wenn des älteren Bosheit gar zu arge Streiche ersonnen hatte.

Erfuhren die Eltern der beiden durch die zornigen Beschwerden der Geschädigten von dem Unfuge, so brach der Vater meist nur in unbändiges Gelächter aus und schickte die Klagenden fluchend oder höhnend wieder heim. „Meint Ihr, Hühner säßen im Horste des Adlers?" Die Mutter aber, eine stille, blasse Frau, tadelte scharf ihren Ältesten und suchte heimlich das Unrecht wieder gut zu machen. Sie pflegte dann weinend dem jüngeren mit der schmalen Hand über das zerzauste Lockenhaar zu streichen und ihm in die großen, dunklen Augen zu sehen mit der leisen Bitte:

„Versprich mir, Balthasar, werd' nicht, wie dein Bruder und Vater geworden sind."

Mehr als einmal versprachs ihr das Kind, aber mehr als einmal vergaß der Bube sein Wort. — —

Jahre vergingen, die Knaben wuchsen mehr und mehr heran, und die Zeit formte an ihnen nach ihrer Art. Nun hatten sie längst aufgehört, ihre wilden Spiele zu treiben und in den Felswänden des Burgberges herumzuklettern.

Beide Brüder waren sehr verschiedene Menschen geworden, und die von den Vätern überkommenen Anlagen hatten zur Freude der Mutter und zum Lohn ihrer Gebete und Mahnungen bei dem jüngeren einen milderen Charakter angenommen. Als habe die Natur sich endlich einmal an diesem eisernen, hartherzigen und übermütigen Geschlechte müde geschafft, so hatte sie dem Knaben einen mehr auf das Stille und Nachdenkliche gerichteten Sinn verliehen, der sich aufs Glücklichste entwickelte. Auch Balthasar liebte ritterliche Waffenübung und Jagd, in denen seine Ahnen von jeher sich ausgezeichnet, aber in ganz anderer Weise als sein Bruder. Es geschah oft, daß er einen Hirsch oder eine Gemse verfolgend mit Absicht die deutliche Spur verlor, die kläffenden Hunde an seine Seite zurückrief und sich an sonnigem Bergeshang in blühende Alpenrosen hinlagernd voller Gedanken und seltsamer Pläne in die Weite schaute, um erst spät am Abend beuteleer heimzukehren. Er nahm dann lächelnd den geringschätzigen Hohn und Witz des Vaters und Bruders auf sich und ertrug die verständnislosen und spöttischen Blicke des alten Jägers. Mochten sie reden und schelten! Er kannte bessere Freunde und Gefährten im Walde, auch sang ihm das Rauschen der Bäume schönere Lieder, als sie den Kehlen der trunkenen Bauern und Dienstknechte entquollen, und

tausend Gestalten stiegen aus dem Nebel der Gießbäche in seinen, silbernen Schleiern empor, mit denen er stundenlang Zwiesprache halten konnte. Was sie ihm sagten, war absonderlich und weltfremd, und was Balthasar darüber zu Zeiten mit großer, deutlicher Handschrift niederschrieb, hatte mit der harten Prosa anderer Schriftstücke wenig gemein.

So entstanden im geheimen Märchen und bunte Erzählungen, mit leichtformender Hand all' den Wirklichkeiten nachgebildet, die dem jungen Dichter draußen auf den Bergeshalden begegnet waren. Sein lebendiger Sinn malte sie aus und gab ihnen glänzende Farbe und Form, sodaß der Junker oft selbst später an ihre Möglichkeit, an ihre Wahrheit glaubte.

Auf solche Art erwuchs in seinem Herzen eine schier unendliche Welt voll schöner und edler Gestalten, die jede einsame Stunde von neuem gebar und reicher schmückte.

In einem Buche sammelte er die tausend flüchtigen und wechselnden Bilder, und es lag vieles auf diesen Seiten, von dem die Seinen so wenig Ahnung hatten, wie der alte, geistliche Herr, der den Jüngling unterrichtet hatte.

Balthasar liebte die reine Welt seiner Träume und hütete darum dies Buch wie einen Schatz.

Manchmal schwoll ihm unter dem Gespötte derer, die seine Dichtungen verlachten, die Zornader, und sein Stolz bäumte sich auf, daß er sogar mit der Faust an den Degenknopf fuhr, aber mit Gewalt brachte er immer wieder sein erregtes Herz zur Ruhe. Doch der Zwang, den er sich so oft antun mußte, wirkte wie ein Panzer, er schloß ihn mehr und mehr von den Seinen ab, er umschnürte und bedrückte sein Herz.

„Wohledler Herr," so sprach einmal der kluge geistliche Lehrer und Begleiter der heranwachsenden Junker zu deren Vater, „Euer Balthasar wird eines Tages entweder ein Heiliger oder ein Schlimmer werden. Achtet wohl, er verschließt sein von Haus aus wildes Wesen mit Kraft in der eigenen Brust, und ich muß fürchten, daß die heißblütige Natur, lange und mühsam zurückgedämmt, doch zu gelegener Zeit gewaltsam emporlodern könne. Ihr lacht? Tut das nicht! Seid dessen gewiß, in dem Jüngling wächst mehr als ein bloßer Schwärmer, für den Ihr ihn zu halten beliebt. Es ist Feuer und Wasser in ihm, eine böse Mischung in einem Topfe, die leicht einmal das Gefäß zersprengen mag."

„Geht! Ich kenne Eure ängstlichen Sorgen," erwiderte der Vater leichthin mit wegwerfender Handbewegung, „Ihr irrt, Junker Balthasar ist ein Bücherwurm, auch ein Grübler, ein Dichter, wenn Ihr wollt. Aber er hat nicht das Mark und die Faust der Welsberge. Mir scheint, die

Feder ist ihm lieber und handlicher als der Degen. Gott sei's geklagt! In unserer Zeit ist das nicht tauglich. Ich wittere etwas von schlaffem Märtyrergeiste in ihm, er hat's von seiner Mutter."

„Das wäre kein Zeichen von Schwäche," warf der Lehrer bescheiden ein. „Die Kraft zu leiden ist unter gläubigen Naturen oft von wunderbarer, sieghafter Stärke. Auch ein Untergehender kann sich den Siegerkranz verdienen!"

„Unsinn! Sophismen! Laßt mich in Ruh und Euch von des Junkers Schrullen nicht anfechten!" grollte Balthasar's Vater und rief seinen Lieblingshund, eine Bracke, zu sich, zum Zeichen, daß er dies Gespräch über den Sohn zu beenden wünsche.

Der Magister aber kam nicht wieder auf solche Bedenken zurück, er war froh, von seinem Brotherrn nicht noch härter angelassen worden zu sein. — —

Von Kindheit an waren Bücher Balthasar's Freude, und er hatte mehr aus ihnen erlernt, als dem Vater und dem Bruder lieb war, sie empfanden beide oft und ungern seine Überlegenheit.

„Du wirst noch zu klug, und das macht nicht glücklich! Bücherweisheit ist lebloser Tand!" warnte ihn der erstere, denn er sah wohl, daß ihm des Sohnes Sinn dadurch entfremdet wurde.

„Das glaub' ich nicht, daß mich Weisheit unglücklich machen kann," erwiderte der Jüngling finster, „aber wenn auch, was täte es? Wer könnte in dieser schlimmen Zeit froh oder glücklich sein, er wäre denn für alles umher blind und taub!"

Da zuckte der Vater verächtlich mit den Achseln und schalt ihn einen Toren, der es nicht verstehe, die Welt zu nehmen, wie sie sei, aber der Sohn wich weiterem Streite aus und verließ das Zimmer.

„Es mag sein, die Welt taugt nichts," pflegte der Vater zu sagen, „aber dann soll man sich auch nicht mit ihr abmühen." —

Ein äußeres Erlebnis gab den Anstoß dazu, daß Balthasar eines Tages Degen und Jagdgerät für immer in die Ecke stellte, zornig den federgeschmückten Hut in das Wildwasser hinabwarf und seine Hunde, um sie zu verschenken, von der Kette ließ.

Die beiden Brüder kehrten, als der Abend schon in den Schluchten erwachte, von der Jagd heim und zogen mit Treibern und Hunden an einem kleinen Bauernhofe auf dem Eggerberge vorüber. Der ältere war in schlechter Stimmung. Man hatte den gesuchten feisten Hirsch trotz stundenlangem Umherstreifen nicht zur Strecke bringen können, das zweite Mal schon pürschte man umsonst. Er ritt in mürrischem Schweigen an

der Spitze des ermüdeten Zuges. Da sprang eine Ziege des Bauern dicht vor dem Reiter so plötzlich über den Steig, daß dessen Pferd scheute und einen Satz zur Seite machend an einem Steine stolperte und auf die Kniee fiel. Wütend riß der Welsberger das Roß empor und hetzte mit lautem Anruf seinen zottigen Hund auf das in den Hof flüchtende Tier. „Pack' zu, Ebbo!" Schon hatte der Verfolger die Ziege fast erreicht, als des Bauern Knabe, der unter der Türe neugierig auf den vorbeikommenden Jagdzug geschaut hatte, erschrocken herbeilief und mit einer Gerte in kindlichem Eifer der Bracke den Weg wehren wollte. Der mordgierige Hund aber wandte sich im Nu gegen den Kleinen und seine scharfen Zähne durch das zerrissene Jäckchen in dessen Brust schlagend, warf er den jammernden Buben nieder.

Die Jäger lachten anfangs, denn sie glaubten, der Hund werde nicht ernstlich zufassen und das Kind nur erschrecken. Als sie aber Blut am Maule des Tieres hervorfließen sahen, liefen sie erschrocken herbei, den Hund zurückrufend. Aber noch ehe dieser gehorchen konnte, hatte Balthasar, herzuspringend, mit dem silbernen Knaufe seiner Peitsche dem wütenden Tiere einen so starken Schlag versetzt, daß es verendend neben dem ohnmächtigen Knaben zusammenbrach. Dann beugte er sich mitleidig über den Verletzten.

Jetzt aber rannte die Mutter des Kindes, durch das Geschrei und wütende Gekläff aufmerksam gemacht, aus dem Hause. Weinend hob sie ihren blutenden Liebling auf. Balthasar warf rasch die Peitsche weg und wollte ihr seinen Beistand anbieten, sie um Verzeihung bitten für das Unglück, das seines Bruders Jähzorn heraufbeschworen hatte, aber die Frau wandte sich zornfunkelnden Auges nach ihm um und rief ihm über die Achsel zu:

„Geht nur, Junker! Seht Ihr nicht, daß Euer feines adliges Wams noch rot und naß ist vom Blute? Pfui über solchen Aufzug! Nein, geht! Laßt mich allein mit meinem Kinde fertig werden, ich brauch' niemand!"

Da trat der Junker schweigend zurück, hob seine Peitsche vom Boden und verließ das Gehöft, während die Schamröte ihm in die Wangen schoß.

Draußen aber empfing ihn sein Bruder, der trotzig zu Pferde geblieben war, mit harten Scheltworten darüber, daß er seinen besten Hund erschlagen habe, habe doch das Tier nur auf seinen Befehl gehandelt, und die Wunden des Knaben seien sicher der Rede und des weibischen Jammers nicht wert.

„Warum bist du immer so rasch und unüberlegt," grollte er, „nun hast du dir von einem dummen Bauernweibe die Tür weisen lassen."

Balthasar schwieg und kehrte, sein Roß besteigend, dem Schmähenden den Rücken. Er hatte eine zornige Antwort auf den Lippen, aber er verbiß sich, die Faust am Peitschenstiele ballend, den Ärger und die Empörung über seines Bruders herzlose Art, doch über seine Augen flog eine dunkle Glut.

Wenige Tage später starb das verwundete Kind, und Balthasar sah von seinem Fenster aus gedankenvoll dem schwarzen Zuge nach, der es in der Ferne des Tales zu Grabe trug.

Seitdem ward ihm das tolle Treiben auf dem väterlichen Schlosse noch mehr zuwider, er konnte den Anblick des armen verwundeten Kindes und seiner verzweifelten Mutter nicht los werden. Er war ein Fremder im väterlichen Hause und würde es ewig bleiben; so beschloß er, die bunte Edelmannstracht mit der Kutte zu vertauschen und sein Haupt der Schere zu beugen. Zu Bruneck stand ein Kloster.

„Nur nicht wie die andern werden," bangte er, „ebenso wild und sündhaft, ebenso verhaßt unter dem Volke! Könnte man doch Liebe eintauschen für alle die schwere Last ererbten Hasses!"

Der Vater und seine Verwandten redeten ab, als sie seinen Plan erfuhren, ja sie spotteten seines Eifers und seiner Flucht aus dem Leben. Aber der Junker blieb fest. Er lachte überlegen, als ihm der Vater die Hand auf die Schulter legend sagte: „Ein Welsberg in der Kutte, das wird ein lustiges Zwitterding werden! Wolf und Schaf unter einem Mantel! Acht', daß sie nicht einander fressen mögen!"

Die Mutter allein gab ihm ihren Segen zu seinem Tun und hielt lange zitternd und weinend seine Rechte mit ihren weißen, schlanken Fingern umfaßt. Bald nach des Sohnes Fortgehen warf sie eine Krankheit auf das Siechbett, von dem sie sich nicht mehr erheben sollte. Mit begeisterter Zärtlichkeit hatte sie gerade an diesem Kinde gehangen, das sie unter Sorgen aufgezogen. Seine Liebe hatte ihr Mut und Kraft gegeben, der andern rauhes Wesen zu ertragen und war ihr ein Trost in ihren einsamen Stunden gewesen.

Allein des Jünglings älteren Bruder schien dessen Entschluß nicht zu berühren, er versuchte mit keinem Worte ihn zu ändern.

Da Balthasar auf der Burg Abschied von den Seinen genommen, ritt Kurt mit ihm hinab bis vor die Klostermauer. Es war ein rauher Herbsttag, und das gelbe Laub raschelte mißmutig unter den Hufen der Pferde. Eine Wetterwand stand drohend am Himmel. Vor der verschlossenen, bogenförmigen Pforte des Klosters gaben sich die Brüder zum letztenmale die Hand, dann wandte der ältere mit einigen kurzen, ober-

flächlichen Worten seinen scharrenden Hengst heimwärts. Er drückte sich gegen den beginnenden Regen den breitkrempigen Hut tief in die Stirn, und der Wind blies ihm die wehende, feuchte Straußenfeder in den Nacken.

„Noch ist niemals ein Welsberg in die Enge des Klosters gegangen und Pfaffe geworden," murmelte der Reiter vor sich hin, „nun bin ich neugierig, wie dem ernsten Schwärmer das trockene Klosterbrot schmecken wird. Die Kutte ist ein verdammt trauriges Kleid für einen Mann, und der Hanfstrick eine garstige Schärpe für einen Edlen!"

Dann flogen des Reiters Blicke aus zusammengekniffenen Augen stolz über die fernen Hänge und das breite Tal. Dort jener Wald, jene Höhe und die herrliche Jagd bis hinauf zu den höchsten Felsen würde nun ihm allein zufallen! Nun war er allein der Erbe, wer könnte ihm den reichen Besitz streitig machen?

„Armer Narr! Weißt du denn nicht, wie lustig das Leben ist?"

Indessen des Junkers schwarzer, starkhufiger Hengst der Burg wieder zustrebte, die Nüstern in Erwartung des warmen Stalles dehnend, saßen drunten die Mönche im Brunecker Kloster, und ihre frommen Lieder mischten sich mit dem dröhnenden Orgelklange und dem feinen, eintönigen Rauschen des Regens, der unaufhörlich an die hohen, mit Legendenbildern bemalten Fenster schlug.

Junker Balthasar von Welsberg ward als Bruder Sebald eingekleidet. — — — —

Monate gingen ins Land, und sie reihten sich zu Jahren aneinander. Die Zeiten liefen ihrer Vollendung entgegen, und manche schlimme Wandlung hatten sie in ihrem Gefolge mit sich gebracht. Da wanderten eines Morgens im blühenden Klostergarten, in den von der Höhe die graue Veste der Bischöfe griesgrämig und gelangweilt hereinschaute, der Prior und Bruder Josephus, einer der ältesten Mönche, zwischen den niederen Hecken auf und ab.

Der Prior sprach eifrig und trotz seiner Jahre mit lebhaften Handbewegungen, während sein Begleiter ruhig überlegend zuhörte, die Finger in den weiten Ärmeln der Kutte verborgen.

„Ich habe wohl auch daran gedacht," sagte der Prior, auf eine Bemerkung des Mönches anspielend, „gerade Bruder Sebald hinauszusenden, um mit den Bauern zu reden. Der Krieg, ach, er will nun schon seit fast dreißig Jahren nicht enden, hat sie verrohen lassen. Irrlehrer hetzen sie auf, an allen Orten fangen sie an sogar an der Obrigkeit und dem Rechte unserer kirchlichen Privilegien zu rütteln. Mir will es scheinen, als sei ein verderblicher Geist in sie gefahren, einer, der gegen alle gött-

lichen und menschlichen Schranken anrennen möchte. Bruder Sebald ist ein kluger, ein sonderbarer Mann. Er hat mir in den vier Jahren, da er unter uns weilt, oft Sorge gemacht und ich gestehe, auch schwere Zweifel geweckt. Sein Wissen und Können sind gleicherweise groß, aber wird er auch des Klosters Bestes wahren? Er ist, glaubt mir's, ein Unergründlicher, und ich zweifle, ob ich seinen wahren Sinn kenne."

„Ich verstehe Euer Schwanken recht gut, hochwürdiger Herr," antwortete der Mönch ehrerbietig, „aber Bruder Sebald ist nach meiner geringen Meinung nicht weniger eifrig als andere. Im Gegenteil, keiner nimmt seine Aufgabe so ernst und so tief wie er. Keiner von uns allen, seid dessen versichert, ist mehr wie er erfüllt von der hohen Mission der heiligen Kirche. Wohl ist er noch jung, er wird die dreißig nicht überschritten haben, aber er studiert mit einem Eifer, als habe er, ein Greis, nur noch kurze Zeit zur Vollendung seiner Arbeit."

„Gewiß," warf der Prior ein, „ich gebe das zu. Aber er ist anders wie wir, er denkt ganz anders wie wir. Ich beobachte ihn lange genug, er schreibt und forscht zu viel, er ist dadurch ein Grübler und glaubt mir, — ein Zweifler geworden. Seht nur manchmal seine Augen an, es brennt in ihnen zu Zeiten eine seltsame Glut. Wißt, er verfaßt in einem sorgfältig geschriebenen Buche Dichtungen von wunderbarer Schönheit, ich selbst überraschte ihn dabei in seiner Zelle und ließ mir vorlesen. Doch sieht er Dinge, die er besser nicht sähe, und singt von Träumen, die er besser nicht träumte. Ich hab' ernstlich bei mir erwogen, ob ich dies im Grunde doch sündhafte Buch nicht verbrennen sollte. Die von Welsberg sind ein tolles Geschlecht, sie verstanden noch nie ihre Leidenschaften weise zu zügeln. Wer mag wissen, was uns Bruder Sebald's Hirn für gefährlich ungezähmte Gedanken birgt!"

Der Mönch antwortete ohne zu zögern mit lauter und überzeugter Stimme:

„Nicht solche, dessen seid gewiß. Ich denke, sogar die segensreichsten."

„Oder auch fluchwürdige, Bruder Josephus, wer mag sich bei ihm auskennen," sagte der Prior ruhig die Hand auf den Arm des Begleiters legend, „aber ich will heute glauben, daß Ihr recht habt und meine Zweifel unbegründet sind. Keiner besitzt, so viel ist sicher, wie Bruder Sebald die Gabe tiefer und kluger Rede. Sei's denn, ich werde ihn senden, weiß ich doch, daß er ein warmes Herz im Busen hat. Das allein aber ist besser und sicherer als jeder Entschluß und jedes Versprechen, denn es vergißt sich nie. Nun geht und schickt ihn mir sogleich herab, daß ich selbst mit ihm rede."

Wenige Augenblicke später erschien der Gerufene im Garten. Die vier Jahre strengen Klosterlebens waren nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Wachen und Fasten hatten in sein ernstes, ein wenig bleiches und strenges Antlitz Falten gegraben. Seine einst auf Ritten und Jagden von der Sonne braun gebrannten Hände waren in der kühlen Klosterzelle weiß geworden, und seine Augen hatten einen düsteren und zuweilen scharfen Ausdruck bekommen, sie sprachen von Arbeit und Nachdenken.

Der Prior grüßte ihn freundlich und reichte ihm die Hand. Dann kündigte er ihm an, daß er gesonnen sei, ihn, obgleich einen der jüngsten unter den Brüdern, zu den unruhigen Bauern zu senden. Er solle diese beeinflussen, ihnen predigen, die Abtrünnigen der Kirche wieder zuführen, auch diejenigen, die aus Nachlässigkeit oder gar böser Absicht den Zehnten nicht entrichtet hatten, mit Ernst an ihre Schuld mahnen.

Ehrerbietig hatte der Mönch zugehört. Als der Prior geendet, blickte Bruder Sebald eine Weile schweigend zu Boden, dann hob er aber rasch wie einer inneren Stimme gehorchend das Haupt und streckte abwehrend seine Hände vor sich:

„Sendet nicht mich! Ich bitt' Euch, hochwürdiger Vater, laßt mich auch ferner im Frieden und Schutze des Klosters verbleiben!"

Der Prior runzelte die Stirne und fragte erstaunt, denn er hatte eine freudige Zustimmung erwartet:

„Nicht Euch? und warum? Keiner taugt besser dazu als Ihr! Wollt Ihr dem Kloster den ersten Dienst weigern, den es von Euch fordert?" schloß er mit strenger und vorwurfsvoller Stimme, denn er war an unbedingten Gehorsam seiner Mönche gewöhnt.

Bruder Sebald überlegte lange, neben dem Prior auf und ab schreitend, dann sagte er, und seine Augen leuchteten bei den ersten Worten:

„Ich könnte mir in Wahrheit nichts Größeres wünschen als dem Kloster, nein, der ganzen, elenden, mich jammernden Menschheit zu dienen! Auch war das von Jugend auf das hohe Endziel meiner schönsten Träume — —"

Er machte hier eine Pause, in tiefen Gedanken vor sich hin blickend, während sich des Priors strenger Gesichtsausdruck milderte und sein Antlitz wieder einen gütigen, ja wohlwollenden Ausdruck annahm.

„Ich habe viel darüber nachgedacht, seit ich hier bin," fuhr der Mönch fort. „Aber ich glaube, und es ist bitter das anzunehmen, ein Welsberg taugt nicht dazu. Sendet einen andern."

„Ihr taugt nicht dazu? Zweifelt Ihr an Euerm Können? Ihr tut Unrecht daran. Wenn einer es versteht mit dem trotzigen und

störrischen Bauernvolke fertig zu werden, all diese Dummheit und dies eingewurzelte Mißtrauen zu besiegen, dann muß es Euern reichen, im Kloster brachliegenden Gaben gelingen. Ihr wißt nicht, wie arg es draußen zugeht."

„Leider weiß ich's. Aber ich kenne auch unser Geschlecht," warf Bruder Sebald nochmals ein, „ich will Euch die Wahrheit sagen, hochwürdiger Herr. Wir sind maßlos in allem, was wir tun. Ich bin's vielleicht weniger als die andern, aber auch mich treibt eine innere Gewalt an, daß ich nach zu vielem streben muß. Wir können nicht klein sein und uns zeitig begnügen, wir haben den Sinn des Adlers, der über Welsberg in den Felsen horstet. Kennt Ihr nicht die Geschichte meines Ahnherrn, der in frevelnder Liebe die Hand nach des Kaisers Gattin ausstreckte, und sein Unterfangen mit dem Tode büßen mußte?

Unselige sind wir, sollte es anders bei mir sein? Schicksale krallen sich wie Eulengeschlechter an ein morsches Haus.

Im Herzen sitzt uns der nie rastende Wunsch nach Taten, sei es auch manchmal nur wie bei einigen meiner Vorfahren die Sucht nach Kriegsfahrten, nach Streit und Händeln und armseligen Siegen über schwächere Nachbarn.

Ich bin nicht blind, nicht hartherzig. Mir ekelte vor diesen angeborenen Trieben, mir graute vor dem Elend um mich her, und ich fürchtete mich vor mir selbst. Darum floh ich zu Euch, darum wollte ich nie diese schützenden Mauern verlassen. — Aber," fuhr er nach längerem Bedenken fort, „da Ihr befehlt, so sei es! Ich habe Gehorsam gelobt. Doch vergeßt nicht, daß eine Flamme, der man die Tür öffnet, gefährlich werden kann. Wünsche und Gedanken gären in mir, und es wäre vielleicht besser, sie blieben im Kloster begraben. Wisset, trotz aller Gebete und Kasteiungen kann ich mein Blut nicht in Milch verwandeln. Wollt Ihr den Blitz senden, um Licht zu bringen, so gebt acht, daß er nicht zünde!"

Der Prior reichte Bruder Sebald mit kräftigem Drucke die Hand, die dieser zögernd ergriff und ohne den Druck zu erwidern.

„Ich fürchte nichts," sagte der Prior, „denn ich vertraue. Ich weiß, daß Eure Klugheit sicher Maß und Ziel im Handeln finden wird, seid Ihr doch, scheint mir's, im Wesen anders als die Vorfahren waren. Eure Bedenken entspringen Eurem allzu gewissenhaften, grüblerischen Sinne, der sich an Abenteuerlichem gefällt. Ihr werdet's schon vergessen! Ungehindert sollt Ihr täglich das Kloster verlassen dürfen, um in der Gegend umherzuwandern. Ich hoffe von Euerm Einflusse eine Besserung der schlimmen um sich greifenden Sitten. Euer Beispiel mag so viel

wirken als Eure Rede, seid Ihr doch selbst allen ein Muster strengen, christlichen Lebens. Ordnung und Segen werden darum auch unter Euern Tritten keimen, und dem unruhigen Volke wird Eure Hand Frieden bringen.

Nun geht mit Gott! Ich werde Euch die Höfe bezeichnen, die Ihr vor allem aufzusuchen habt. Meine Wünsche und mein Vertrauen geleiten Euch zu jeder Stunde, Bruder Sebald, und ich weiß, Ihr werdet mich und in mir die heilige Kirche nicht täuschen."

Mit leichtem, freundlichem Kopfnicken entließ der Prior den Mönch, und dieser kehrte langsam in seine Zelle zurück, ohne wie sonst in stiller Freude der Blumen zu achten, die sich neben seinen Füßen zum Licht emporstreckten, eine die andere drängend, eine bunte, duftende Menge.

„Schwärmer," murmelte der Prior hinter dem Davonschreitenden her, „dich wird die Welt durch ihre Schalheit heilen!" — —

Das Vertrauen seines Oberen und dessen gerade auf ihn gefallene Wahl sah Bruder Sebald als einen Ruf des Schicksals an. Jetzt schienen sich in ihm alle Kräfte zu steigern, sein Wille zu wachsen, seine befreiten Wünsche breiteten die Schwingen und trugen ihn hoch hinauf zu einem Sonnenflug der Träume.

Lange betete er auf dem harten Boden knieend, dann erhob er sich. Er hatte die Aufgabe auf seine Schultern geladen, eine Aufgabe, viel größer, als sie der Prior gedacht hatte.

„Ich weiß, was Ihr meint, würdiger Herr," redete Bruder Sebald zu sich selbst auf seinem Schemel sitzend und das Kinn in die rechte Hand gestützt. „Ihr glaubt ein williges Werkzeug in mir zu finden, ein Uhrwerk, das man aufzieht und das gehorsam, wenn seine Zeit gekommen, die Stunden hinausruft. Aber einem Höheren als Euch weihe ich meine Kraft, dem, der alle Menschen schuf, ja alle, daß sie sich als Brüder fühlen sollen! Gott habe ich mein Leben geweiht, in seinem Dienste will ich leben, in seinem und seiner Geschöpfe Dienst, nicht aber in dem des Klosters!

Bei seinem heiligen Namen, ich fühle, wie die Kraft, die er mir im Gebete gab, durch alle Adern zuckt!"

Der Mönch sprang auf und die Arme verklärten Auges gegen das an der Wand hängende Kruzifix, ein Geschenk seiner Mutter erhebend, rief er mit lauter Stimme:

„Ich danke dir, du Sohn der Schmerzen, deine Fürsprache hat mir geholfen! Gib fortan meiner armen Zunge die sieghafte Beredtsamkeit deiner Propheten!"

Noch einmal überflog Bruder Sebald zu seinen auf dem Eichentische aufgestapelten Büchern zurückkehrend sein bisheriges Leben. Den

Band seiner Gedichte in der Hand blickte er in Gedanken aus dem schmalen Bogenfenster seiner Zelle und rief seine Vergangenheit wie aus den Schatten eines dunklen Tales herauf, daß sie seinem Befehle gehorchend deutlich und klar vor ihm stand.

Erst die wilde Kindheit und Jugend, rauhe Spiele, tolles Jagen, Fluchen und Hundegekläff um ihn herum und dazwischen in einsamen Stunden ein krampfhaftes Studieren in allerhand Büchern und Schriften, ein Hasten nach Wissen. Zu Zeiten ein müdes Ausruhen neben dem Spinnrocken der Mutter, ein lebhaftes Lauschen auf deren Erzählungen und Märchen. Dann wieder durch Hof und Halle das Poltern und Lärmen von Vater und Bruder mit schweren Stiefeln, mit allerlei Jagdgerät und derben Scherzen.

Die Märchengestalten waren jedesmal entflohen vor den wilden Männern, aber in des Knaben Herzen blieb stets die Sehnsucht nach ihnen zurück. Die Erinnerung haftete wie der Duft einer seltenen Blume.

Dann wuchsen seine Anschauungen, Bruder Sebald entsann sich genau der Zeiten, da seine Blicke zum erstenmale die Willkürherrschaft der Großen und die Leiden der Schwachen erkannt hatten. Da hatte die starke Heimatliebe seines Volkes in ihm den Wunsch geboren, diesem eine neue, freiere und glücklichere Zeit zu schaffen.

Aber dann waren die Zweifel an seine Kraft gekommen. Er hatte keinen Weg vor sich gesehen und war müde, Zuschauer eines verabscheuten Treibens der Welt zu sein, hinter die Mauern des Klosters geflohen.

Hier in der Stille aber war in jahrelangen Kämpfen der Wunsch nach Taten gewachsen, die Zweifel in seine Stärke waren schwächer geworden. Des Priors Vertrauen, seine entschiedene Wahl war der Ruf Gottes.

Spät erst begab er sich am Abend zur Ruhe, immer in Gedanken an den andern Tag, an dem er sein Werk beginnen sollte.

Sein erster Weg, so hatte ihm der Prior befohlen, sollte ihn nach dem Dorfe Innichen führen und von dort nach dem Faufterhofe hinauf, dessen rebellischer Besitzer dem Kloster seit Monaten den Zehnten schuldete. Es war wohl ein weiter Weg, aber das gerade war ihm recht, mit der Gewißheit nun oft das Kloster verlassen zu müssen, kam eine starke Sehnsucht nach Freiheit über ihn.

Am folgenden Tage füllte Bruder Sebald eine große Ledertasche mit Brot und Wein für die Armen, nahm seinen Stock zur Hand und schnellen Ganges den Klosterhof durcheilend, ließ er sich vom Bruder Pförtner die knarrende Tür öffnen.

„Viel Glück auf den Weg!“ rief ihm dieser mit einem Anfluge von Zweifel und Spott nach.

„Des Glückes kann ich schon entbehren,“ gab der Mönch ernst zurück, „wünscht es vor allem den Armen, zu denen ich gehe!“

Noch war niemand auf, als er des Ortes enge und holperige Gassen durchschritt. Über dem steilen Hügel träumte noch mit geschlossenen rotweißen Läden das hochragende Kastell. Der Brixener Bischof pflegte oft im Spätsommer in ihm mit zahlreichem Gefolge seine Wohnung aufzuschlagen, wenn drunten im Etschtale die südliche Sonne zu heiß herniederbrannte, und das Laub unter dem dichten Staube der Straßen grau und unscheinbar wurde. Dann lebte es sich schön unter harzduftenden Lärchenwipfeln, zwischen schäumenden Gießbächen und blumigen Bergweiden.

Der Weg des Mönches führte mitten im breiten und langhinlaufenden Tale, dessen steile Ränder der Teppich dunkelgrüner Fichtenwälder in großen, reichbewegten Wellen deckte. Dahinter reckten sich gleich Riesenburgen die Felszacken der Dolomiten, bald in schlanken Türmen, bald in plumpen Bastionen oder wuchtigen Erkern emporstrebend, alles aber zerstört und verwittert.

Einzelne Schneeflecke hingen an diesen Mauern, als hätten die Burgbewohner weiße Fahnen herausgesteckt. Noch war die Sonne auf ihrer Wanderung nicht über die Berge emporgestiegen, nur die ersten Strahlen legten, ihre Ankunft feiernd, goldenen Schmuck um die stolzen Felsenhäupter. Zur Seite des schmalen und steinigen Weges tranken die Gräser dürstend vom frischen Tau des Sommermorgens, und in den leise im Winde sich wiegenden Feldern rieben blaue Kornblumen und roter Mohn sich die schlaftrunkenen Augen. Nur die Vögel in den Haselnußbüschen waren mit frohen Liedern allenthalben schon wach.

Raschen, kräftigen Schrittes ging der junge Mönch dahin. Freudig atmete er die starke und kühle Morgenluft ein, sich ungezwungen seinen Gedanken überlassend. Sie waren vielgestaltig und unruhig und wechselten in bunter, rascher Folge, aber selbst die ernstesten hatten heute nichts Bedrückendes mehr.

Bald mußte zur Linken über einem niedrigen Ausläufer des Eggerberges der viereckige mit einem Schindeldach gekrönte Turm des väterlichen Schlosses hervorsehen.

Sein Vater war bald nach seiner Mutter gestorben, nun hauste der Bruder allein dort oben. Ein unruhiger, herrischer Mann war aus ihm geworden, hart gegen sein junges Weib und sein Gesinde, hart gegen die

Bauern und seine Hunde. Der Mönch wußte es wohl, man haßte im Tale sein Geschlecht von jeher ob seiner Willkür und seines streitsüchtigen Wesens. Manches begangene Unrecht und manches heimlich, ohne Sühne vergossene Blut wurde den Welsbergs zugeschrieben. Schwer lastete die seit vielen Geschlechtern angewachsene Schuld des Hauses auf der Burg, daß ihre Mauern davon die Risse und Sprünge zu haben schienen.

Als auf steilem Felsen das Schloß finster über einigen Lärchengipfeln emporwuchs, wandte der Mönch sich ab, und seine Augen suchten mit Absicht in der Weite des grünen Tales nach den kleinen Bauernhöfen.

Dort, wo am Ausgange der Gsieser Schlucht der Sitz seiner Ahnen sich zeigte, lag nun für ihn eine fremde Welt. Unnatur und Selbstsucht führten in ihr die schmerzenden Zügel, und er, ein entflohenes Kind dieser Welt, würde fortan ausziehen, sie mit allen Mitteln zu bekämpfen. Wie ein Wahrzeichen, das von eigennütziger Kälte und Engherzigkeit redete, stand des Turmes scharfe, eckige Gestalt und ragte der Helm des grauen Daches gegen den leuchtenden, blauen Himmel.

Bruder Sebald schritt aus, als trüge er ein wehendes Banner zum Siege, und dennoch kam beim flüchtigen Anblick des väterlichen Schlosses ein Gefühl über ihn, als habe man dort vom Turme aus einen scharfen Pfeil gegen ihn abgeschossen, dessen schmerzende Spitze sich in seine Brust gehakt hätte.

Halb Trauer, halb Bitterkeit beschlich ihn, den Abtrünnigen, wie sein Vater ihn einmal genannt hatte. Hatte er sich nicht selbst mit seinem ganzen Wesen aus dem Boden herausgerissen, in den er von Gott gesetzt worden war, und der ihm hätte Kraft und Nahrung geben sollen? Doch dieser schien ihm eine abgestorbene und tote Wüste, und so sehr er auch suchte, nirgends fand er die Hoffnung, daß auf solchem Grunde noch einmal ein neues Leben grünen werde.

Noch eins quälte ihn, daß sein Vater ihm den Eintritt ins Kloster niemals verziehen, ja, daß er im Fieberwahn vor seinem Tode dem Kinde geflucht hatte, das taub für alle Bitten niemals wieder den Fuß über die Schwelle des Elternhauses gesetzt hatte.

Nun war der Vater unversöhnt mit ihm gestorben. Auch der Bruder hatte sich in einem heftigen Briefe von ihm losgesagt.

Mochte er das tun! Was galten die Bande des Blutes? Der Mönch wollte selbst eine scharfe Trennung, nun, da er sich mit Bewußtsein dem Lager der Feinde seines Geschlechtes zuwandte. Um den Bruder war es ihm nicht leid, dessen Verachtung, ja seinen Haß würde er leicht tragen. Doch eines Ortes gedachte er oft in Wehmut, von dem er sich

ja auch für immer getrennt hatte. Das war droben in Welsberg die Kapelle. Neben dem Sarge des Vaters, unter den Särgen der Ahnen stand dort auch der kieferne Schrein, der sein Teuerstes auf der Welt barg, die sterbliche Hülle der milden, frommen Mutter.

Ein frischer Wind strich leise über die taublinkenden Halme und säte viel silberne Tropfen über den Wegrain. Er wirrte in dem braunen, kurzlockigen Haare des Wanderers, dessen Sinnen unterbrechend, so daß dieser hinaussah und mit den Augen die Richtung aufsuchte, aus der der leichtfüßige Geselle herangeflogen war. Da standen in blauer Ferne am Horizont bewaldete Berge, und einzelne rosa Wolken hatten sich auf ihnen niedergelassen, große, müde Vögel, ausruhend von morgendlicher Fahrt. Welcher Sommermorgen, welch' frische Luft!

Die grüne Weite des Tales rief die Gedanken des Mönchs rasch und lockend von den düsteren Erinnerungen an Vater, Mutter und Bruder hinweg. Das Gefühl der Freiheit und das Bewußtsein einer großen Aufgabe ließen ihn leichter atmen. Die Berge um ihn waren zwar hoch und steil, aber sie dünkten ihm heute niedrig neben den jähen Mauern, die das Kloster umfriedeten.

Jahrelang hatte er die staubige Bibliothek des Klosters studiert, hatte viele Stunden in der geborgenen Ruhe und Stille seiner Zelle über den Werken der Gelehrten und Dichter gesessen und wohl Freude und Kurzweil an ihnen gefunden, zu Zeiten aber auch anderes, schweres Zweifeln und unwilliges Verneinen.

Doch diese Welt hatte nach Moder gerochen, und trockenen Ton hatten die umgewendeten, schweren Pergamentblätter von sich gegeben. Viel Weisheit war darunter, die auf Kothurnen stelzte.

Heute aber liefen lockende Worte mit dem Klingen des Windes durch schwanke Getreidehalme und raschelnde Äste, und diese Worte erfüllten sein Ohr, drangen ihm in Herz und Hirn.

Sie brachten Kunde von der Welt, die er verlassen, von einer lebendigen, ungebundenen Welt, wie sie im Tale an den Klosterwänden vorüberrauschte, eine Welt, die nicht in vergilbten Papieren lag, die ein Recht hatte an Leben und Streben jedes einzelnen.

Jetzt war Bruder Sebald dem Prior sogar für seine Sendung dankbar, der frische Morgen schien ihm alle Zweifel zerstreut zu haben. Er fühlte nicht den Druck der schweren gefüllten Tasche an seiner Schulter. Wie leicht ist das Wandern durch Tau und Tag! (Fortsetzung folgt.)

Das Deutschtum als Rasse.

Von

Karl Peters.

In einem Telegramm an Präsident Roosevelt bemerkte der Kaiser vor kurzem, das deutsche Volk sei, wie das nordamerikanische, ein junges. Es ist dies häufig ausgesprochen worden im letzten Menschenalter: „Wir Deutschen sind die jüngste Nation Europas." Scheinbar steht eine solche Behauptung in Widerspruch mit den Tatsachen der Weltgeschichte. Denn wenn wir uns erinnern, daß es Deutsche waren, welche im vierten und fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung das Römerreich zertrümmerten, und daß die Begründung des „Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation" um Jahrhunderte der Entstehung der englischen und französischen Nationalstaaten voranging, so werden wir geneigt sein, einer solchen Auffassung der Entwicklung Europas zu widersprechen. Otto der Große als deutscher König beherrschte Mitteleuropa, bevor es ein Engländerreich, geschweige denn ein Großbritannien, und bevor es ein einheitliches Frankreich, überhaupt ein Franzosentum gab; und mit demselben Recht wie das jüngste, könnte man unser deutsches Volk das älteste Europas nennen.

Trotzdem halte ich die im Kaiserlichen Telegramm ausgesprochene Auffassung für richtig. Es gab im Mittelalter weder eine deutsche Nation, noch einen deutschen Staat; sondern es beruhte die Geschichte Deutschlands bis in die jüngste Gegenwart durchaus auf den Schicksalen getrennt nebeneinander gehender und innerlich sehr verschiedener germanischer Stämme. Erst nach der politischen Zusammenzwingung dieser Stämme, wie sie 1866 und 1870/71 durch Preußen erfolgte, konnte die Zusammenschmelzung in eine nationale Rasse erfolgen, wie sie in den westlichen Ländern Europas bereits seit 3—4 Jahrhunderten stattgefunden hatte. Bis dahin lagen die verschiedenen Erze, aus denen ein Volk, besser eine nationale Rasse entsteht, gewissermaßen unverbunden nebeneinander. Aus den deutschen Stämmen hätten sich ganz verschiedenartige „Nationen" bilden können. Z. B. hätte sich ganz gut ein Nationalstaat aus der Verschmelzung der Holländer mit den Westfalen, Niedersachsen und Dänen; oder ein

anderer aus der Verbindung von Schweizern, Württembergern und Franken formen lassen. Die Bayern würden sehr gut eine „Nation" mit Deutsch-Österreichern und Mitteldeutschen haben bilden können. Ein ost-elbisches „Preußentum" bestand in der Tat. Das alles kam auf den Gang der äußeren Geschichte an. Die Elemente für eine solche verschiedenartige Amalgamierung lagen nebeneinander. Die Ereignisse von 1866 und 1870 haben sie in einen ganz bestimmten Schmelztiegel zusammengeworfen, und erst seit dieser Epoche setzt die Bildung einer eigentlichen modernen deutsch-nationalen Rasse an.

Es mag manchem meiner Leser scheinen, als ob dies eine theoretische und sehr unfruchtbare Frage sei. Sie ist es aber tatsächlich nicht. Denn sie enthält in sich die Erklärung für die ganz eigenartige Stellung, welche unsere Art immer noch auf der Erde hat. Das englische Weltreich beruht wesentlich auf der in sich geschlossenen angelsächsischen Rasse und ihrer Kultur, genau, wie dies seiner Zeit der Fall war mit dem Römerreich. Ebenso ist der Franzose, der Spanier, der Italiener, wo immer er auftritt, eine klare, durch Rasse umgrenzte Persönlichkeit. Eine solche Rassenabstempelung in Erscheinung und Kultur hat der moderne Deutsche noch nicht, und ich glaube jetzt, daß hierin die Ursache zu suchen ist, welcher ich seit etwa einem viertel Jahrhundert nachgespürt habe, für die geringe nationale Widerstandsfähigkeit, welche unsere Nation überall auf der Erde in ihren Beziehungen zu fremden Völkern bekundet.

Es ist doch immer noch so: Wenn ein Deutscher eine Engländerin heiratet, so fühlen sich die Kinder mit Vorliebe als Engländer. Dies geht hinauf bis in unsere höchsten Kreise. Wenn ein Ausländer aber eine Deutsche heiratet, so ist dies nicht etwa umgekehrt, sondern diese geheiratete Deutsche selbst geht fanatisch in der neuen Rasse auf. Hiervon habe ich täglich Beispiele in England. Für einen Deutschen ist die Ausländerin: die Französin, die Spanierin, die Amerikanerin, die Engländerin; selbst die Serbin und Rumänin sexuell, ceteris paribus, anziehender, als seine eigene Landsmännin. Genau so ist der „Ausländer" für das deutsche Mädchen ungemein „interessant". Der „Foreigner" in England ist im allgemeinen ein armer Teufel, und die Verbindung mit ihm gilt als mésalliance, etwa, als wenn ein Deutscher eine Hottentottin, oder eine Deutsche einen Australneger heiratete. Umgekehrt gilt in unseren exklusiven Kreisen die Engländerin oder Amerikanerin eo ipso für heiratsfähig. Unser Graf oder Gardeoffizier scheint im „Miß"-Titel eine Art Adelsdiplom anzuerkennen. Sie wird geheiratet, auch wenn der Herr Papa Fässer gerollt oder Schornsteine gefegt hat. Weshalb aber

die Tatsache, daß als Geburtsort Hoboken oder Hammersmith angegeben ist, anstatt Hannover oder Charlottenburg, den geringsten Unterschied in betreff der Standeszugehörigkeit machen sollte, entzieht sich meiner bescheidenen Einsicht. Es ist überall dasselbe: der Deutsche läuft hinter der ausländischen Schürze her, während der Engländer und die Engländerin im allgemeinen instinktiv nur ihres gleichen anzieht. Dies ist das Zeichen edler Rasse, während die deutsche Fremdensucht minderwertige Rasse, wenn auch nicht gerade minderwertige Individualität, bekundet.

Da hierauf die ganze Frage der deutschen Expansion, somit unserer Weltpolitik und geschichtlichen Zukunft beruht, lohnt es sich, dieser Tatsache nachzugehen.

Es erschien vor kurzem eine anonyme Schrift in Deutschland: Der Kaiser, die Kultur und die Kunst, in welcher der sehr richtige Gedanke ausgeführt wurde, daß zu einer nationalen Weltpolitik in erster Linie die Grundlage einer nationalen Kultur gehört, daß solche Kultur aber nur von einer Rasse geschaffen werden kann. Aber eine solche Rasse läßt sich nicht von heute auf morgen aus dem Boden stampfen; sie muß sich organisch entwickeln. Wir können sie bei Pferden, Hunden, Hühnern usw. züchten; bei unserer eigenen Art können wir nur generell die Bedingungen schaffen, unter denen sie entsteht.

Houston Chamberlain gibt in seinem geistvollen Werk „Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts" fünf allgemeine Gesichtspunkte oder Gesetze für menschliche Rassenzüchtung, von denen ich hier nur drei erwähnen will: 1. Es müssen verschiedenartige Elemente zusammenströmen, um eine edle Rasse entstehen zu lassen. 2. Diese verschiedenartigen Elemente aber dürfen nicht allzu verschieden sein, sonst gibt es nicht veredelte Rassen, sondern Bastarde. Z. B. Europäer mit Negern oder Indianern oder Semiten oder Mongolen veredeln die Rassen nicht, sondern verbastardieren sie. Dagegen ist die Verbindung verschiedener Stämme einer Art, wie z. B. der Germanen mit den Romanen oder Slawen die Grundlage veredelnder Rassenentwicklung. 3. Die so hergestellte Mischung muß eine Zeitlang gegen außen abgeschlossen bleiben, um eine organische Einheit durch „Inzucht" (nicht „Engzucht") zu schaffen. Dies ist genau, wie bei der Tierzüchtung. Überhaupt sind wir Menschen selbstverständlich in jeder Beziehung den Gesetzen der allgemeinen Biologie unterworfen. „Was jedes Rennpferd, jeder rein gezüchtete Foxterrier, jedes Cochinchinahuhn uns lehrt, das lehrt uns die Geschichte unseres eigenen Geschlechts mit beredter Zunge" (Chamberlain, Grundlagen d. XIX. Jahrh. I, S. 272). Überall, wo Rasse in den Völkern sich entwickelte, entstand sie

in derselben Art: zunächst wurde Blut verschiedenartiger Stämme ein und derselben Art zusammengeführt, und dann wurden die Tore nach außen geschlossen, sodaß eine gründliche Vermischung erfolgen konnte. Dadurch entwickelte sich ein ausgeprägter und klarer Rassentypus, der wiederum zu einer in sich geschlossenen nationalen Kultur führte. So entstand Hellas, so Rom, so das Judentum, so das Angelsachsentum. Sicherlich ist dasselbe Gesetz auch in Japan und China an der Arbeit gewesen. Dieser Prozeß der innigen Verschmelzung getrennter und doch zugleich verwandter Elemente hat im Deutschtum erst seit einem Menschenalter, in der Tat seit der Schaffung des Deutschen Reiches angesetzt.

Ich würde auf diese Anwendung eines theoretischen Prinzips an sich keinen besonderen Wert legen, wenn sie nicht auf einen Schlag die Erklärung einer Reihe an sich selbst unverständlicher Anomalien im deutschen Wesen böte. Jede klar abgegrenzte Rasse, wie jede Spielart, hat nach Darwinschen Grundsätzen die Tendenz, sich zu erhalten und zu befestigen; die einzelnen Individuen einer solchen fühlen sich also sexuell mehr zu einander hingezogen als zu Fremden. Die instinktive Sucht nach dem Ausländischen, wie sie so bemerkenswert unter den Deutschen hervortritt, ist demnach ein indirekter Beweis, daß wir hier noch keiner ausgesprochenen „Rasse" gegenüberstehen. Die typische Abstempelung nach Sitten und Gewohnheiten, wie sie sich in Rassenationen entwickelt, fehlt in Deutschland. Es gibt eine cuisine française, english cooking usw., bei uns gibt es höchstens eine Hamburger, eine Wiener, vielleicht eine süddeutsche, sicherlich keine allgemeine deutsche Küche. Es gibt eine französische, eine englische, aber es gibt keine „deutsche" Mode. Es gibt keine „deutsche" gesellschaftliche Form, es gibt keine deutsche Kunst, und es gibt keine allgemeine deutsche Sitte. Der Hamburger ist verschiedener vom Münchener oder Dresdener, als vom Londoner oder New-Yorker. Dagegen gibt es eine deutsche Wissenschaft, deutsche Musik und deutsche Literatur. Die Grundlagen und wesentlichen Elemente einer deutschen Kultur sind vorhanden; aber alles dies muß schärfer entwickelt und nach außen hin abgeschlosien werden.

Daß die Deutschen absolut das Zeug in sich haben zu solcher Entwicklung, zeigt sich überall da, wo sie in wirkliche Rassen abströmen. „Der Deutsche hat keinen Sinn für nationales Jingotum." Aber, wo immer er in fremde Nationalitäten einmündet, ist er es; ist es wenigstens sein Blut, welches das eigentliche Jingotum darstellt. In Großbritannien, Nordamerika, Südafrika, Australien sind Nachkommen deutscher Eltern die besten Bürger und die fanatischsten Jingos: nirgendwo habe ich aus-

gesprocheneren amerikanischen Patriotismus gefunden, als in Chicago und Milwaukee; nirgendwo leidenschaftlichere Hingebung an Südafrika, als in King William's Town. Wie geht es nun zu, daß Deutsche überall die ausgesprochensten Patrioten sind, nur nicht in Deutschland selbst; die hochmütigsten Engländer, die fanatischsten Franzosen, die dünkelhaftesten Spanier ausmachen, exklusiv gegen alles Fremde; aber daß sie in der Heimat stets indolent und anschmiegsam bleiben? Wo anders wohl wäre die Ursache zu finden, als in der Tatsache, daß auch Deutsche die Sehnsucht haben, einer klaren und ausgesprochenen „Rasse" anzugehören; daß sie aber in ihrer engeren Heimat einstweilen keine Aussicht dazu fühlen?

1894 glaubte ich die Ursache der mich geradezu verblüffenden Erscheinung der schnellen Entnationalisirung Deutscher noch auf einem anderen Gebiet suchen zu müssen. Ich schrieb damals in meinem Buch: Das „Deutsch-Ostafrikanische Schutzgebiet" (S. 5—6):

„Es ist eine für uns traurige Tatsache, welche nicht geleugnet werden kann, daß sich zum Deutschtum in der Fremde keiner bekennt, der nicht dazu gezwungen ist. Wer, auch von deutschen Eltern, in irgend einem fremden Staatswesen geboren ist, und sei es das kleinste und unbedeutendste Europa's oder über See, zieht es vor, sich als dessen Angehöriger auszugeben; und noch immer kommt es vor, daß sogar deutsche Staatsangehörige eine fremde Nationalität affektieren, weil sie dadurch an Stellung vor andern und ihren eigenen Landsleuten zu gewinnen glauben. Schon der Ausdruck, der bei uns für eine solche Verleugnung der eigenen Nationalität beliebt wird: sich als Engländer, Holländer, Franzose usw.: „aufspielen", ist sehr kennzeichnend, weil er zugibt, daß die Zugehörigkeit zur Fremde für etwas Vornehmeres als die deutsche Volksangehörigkeit angesehen wird. Diese Erscheinung, welche der Reisende auf der ganzen Erde, ja in Deutschland selbst, beobachten kann, ist zunächst völlig unverständlich, denn sie ist weder in der Machtstellung des Deutschen Reiches, noch in unserer geschichtlichen Vergangenheit, noch auch in unserer nationalen Befähigung irgendwie begründet." Ich glaubte in jener Zeit, die Entnationalisierung meiner Landsleute erfolge aus der Geringschätzung, welche fremde Völker uns wegen unserer starken Proletarier-Auswanderung zuwendeten, und welche die respektableren Elemente demnach veranlasse, sich so bald als möglich vom Deutschtum loszusagen. Nichts derart ist der Fall. In der Tat ist es die stärkere Rassen-Anziehung, welche unsere Landsleute fortwährend in fremde Völker hinüberwirft und welche es verursacht, daß Deutschland immer noch den Kulturdünger für die ganze Welt liefert.

Die ungeheuere praktische, ja politische Bedeutung des hier behandelten Gegenstandes tritt aus dem Vorhergehenden klar hervor. Tatsächlich birgt sie zum guten Teil unsere gesamte zukünftige Weltstellung in sich. Auch der stärkste Baum muß bei immer fortdauerndem Verluste von Säften endlich verkümmern; und wenn das Deutschtum das Abströmen seiner Volkskraft in fremde Nationen nicht zu unterbrechen im Stande ist, kann es nicht hoffen, jemals die volle nationale Blüte zu erreichen, zu welcher es durch seine natürliche Befähigung im übrigen so klar berufen ist. Solchem Blutverlust nun kann man mit Gesetzgebung und Volksreden nicht Einhalt tun, da es sich hierbei um Instinkte handelt. Es ist sehr billig, zu sagen: „Gedenke, daß du ein Deutscher bist," wenn dem Einzelnen diese Erinnerung nicht die Empfindung des Stolzes und der Freude bereitet, sondern eine Quelle des Mißbehagens und der Unlust wird, wie dies der Fall bei so vielen Deutsch-Engländern und -Amerikanern ist, welche an ihre Abstammung gar nicht erinnert sein mögen. Überhaupt vermag die theoretische Belehrung außerordentlich wenig in diesen Dingen. Es handelt sich vielmehr darum, den Nationalinstinkt selbst zu beeinflussen, und das ist nur möglich durch die Züchtung einer harmonisch in sich selbst ruhenden, klarer nach außen abgegrenzten Rasse. In Wirklichkeit ist dieses Verlangen identisch mit dem oft ausgesprochenen Programm, daß das deutsche Volk ein „Herrenvolk" werden müsse.

Leider kann dieses Postulat bei einem Volk nicht durch Gesetzgebung oder gar durch Erlaß von oben erfüllt werden. Das englische Vollblutpferd konnte bewußt und systematisch gezüchtet werden durch Kreuzung ausgesucht englischer Stuten mit arabischen Deckhengsten und eine daran ansetzende, nüchtern berechnete „Inzucht", bei der von Zeit zu Zeit wieder arabisches Blut zugeführt wurde. Ähnlich so wurde der edle Neufundländer durch kühl berechnete Kreuzung des ausdauernden Eskimohundes mit dem französischen Hetzhund gezogen. Solche Experimente sind beim Menschengeschlecht untunlich, und auch der gewaltigste Autokrat würde nicht im Stande sein, sie zu erzwingen. In unserer Art herrscht als Fundamentalgesetz individueller Freiheit und Würde die Ungebundenheit der sexuellen Auswahl; und der Staat, beziehentlich die politische Entwicklung eines Volkes kann höchstens die Grundlage schaffen für die Entwicklung einer nationalen Rasse durch Gründung eines einheitlichen, großen Komplexes mit abgeschlossenen Grenzen nach außen, innerhalb dessen die Rassenzüchtung nach den Gesetzen der „natürlichen Zuchtwahl" sich möglichst ungestört durch immer erneute Einbuße von außen vollziehen kann.

Wenn wir uns an die Gesetze Houston Chamberlains erinnern, so erkennen wir, daß im heutigen Deutschen Reich die erste Bedingung, nämlich die Zusammenführung getrennten Blutes von einer einheitlichen Gesamtart vortrefflich gelöst ist; und daß nur eine Periode der Durchdringung der bislang noch wesentlich getrennten Stämme, mit möglichster Ausschließung des Fremdländischen, durch vermehrte Zwischenheiraten zwischen Nord und Süd, und Ost und West einzusetzen hat. Hierzu ist die politische Einheit, mit der Beseitigung aller Zollschranken, welche den persönlichen Verkehr zwischen Angehörigen der verschiedenen Reichsteile immer schrankenloser in Fluß bringt, die natürliche Vorbedingung. Weiter aber vermag der Staat nicht einzugreifen. Denn hier, wo es sich um natürliche Instinkte handelt, würde z. B. die gesetzliche Erschwerung von Ehen mit Ausländern völlig wirkungslos bleiben.

Aus diesem Grunde scheint mir der Verfasser der oben angeführten anonymen Schrift: „Der Kaiser, die Kultur und die Kunst" über das Ziel hinauszugreifen, wenn er das Heil fast ausschließlich vom deutschen Kaiser erwartet. Eine nationale Kunst kann ebensowenig willkürlich aus dem Boden gestampft werden, wie eine nationale Rasse. Vielmehr erwächst auch sie natürlich aus dem Boden der sexuellen Züchtung. Erst, wenn edle Rasse vorhanden ist, folgt als ihre schönste Frucht die nationale Kunst; ebenso, wie nur auf der Rassengrundlage die „harmonisch schöne Persönlichkeit" gedeiht. Große Persönlichkeiten ohne diese Unterlage kommen mir vor, wie Wucherpflanzen, welche aus Misthaufen emporschießen. Es fehlt ihnen der gesunde Nährboden und das richtige Milieu.

Nur einmal in der Geschichte, wie Houston Chamberlain dartut, ist eine Rasse par ordre de Mufti gezüchtet: das ist die jüdische, welche entstand, weil das Gesetz die Inzucht erheischte durch das Verbot der Heirat mit Nichtjuden oder -Jüdinnen. Die hellenischen und römischen Rassennationen, wie die englische, entstanden durch die natürlichen geschichtlichen und geographischen Vorbedingungen, welche zunächst Stämme ein- und desselben Grundstockes auf einem wesentlich abgeschlossenen geschichtlichen Schauplatz zusammenführten und sie dann für eine Zeitlang isolierten, so daß eine innige Verschmelzung erfolgen konnte. „Free crossing obliterates caracter," hatte schon Darwin gesagt. Wenn solche zeitweilige Abschließung gegen außen überhaupt niemals eintritt, kann es nicht zu der Befestigung der Spezial-Eigenschaften kommen, welche das Wesen einer Rasse ausmachen. Und nur, wenn solche Spezies entstanden ist, entwickelt sich der sexuelle Instinkt, der auf ihre Erhaltung bedacht ist, und demnach das Verwandte dem Fremdartigen vorzieht

für die weitere Blutmischung im Gegensatz zum heutigen Durchschnitts-Deutschen.

Auch in Deutschland wird sich dies alles natürlich gestalten. Erst dann wird diese „jüngste" der europäischen Nationen als solche da sein: mit einer klar abgestempelten Kunst, Tracht und Sitte. Heute stehen wir in allen diesen Dingen im wesentlichen einem Mischmasch gegenüber. Außer der Sprache und einer Reihe von Untugenden gibt es kaum etwas, was den Deutschen im Ausland gegen Fremde abstempelt; und nichts, was es ihm besonders anziehend machen könnte, gerade Deutscher zu bleiben. Etwa das deutsche Kneipenleben mit seinem rüpelhaften Ton? Er verlernt gar bald den Geschmack daran in der Fremde. Das, was den Engländer immer wieder in die Heimat zieht: das typisch englische Heim, die oft bornierte, aber klar umgrenzte englische Volkssitte, englische Lebensart, fehlt bei uns. Wir haben Stammeseigentümlichkeiten, schwäbische, niederdeutsche, oberbayerische Volkssitten; aber keine allgemein deutschen. Wir haben provinzielle Volkstrachten, aber keine deutschen. Nur in einem haben wir etwas in Auftreten und Lebensform, was man als typisch deutsch heute schon bezeichnen kann, das ist der militärische Zuschnitt in Haltung und Benehmen, wie ihn das Preußentum in sich entwickelt hat. Ohne jede Frage wird dies auch als die allgemeine Grundlage in die heraufziehende Kultur der national-deutschen Rasse mit hinübergenommen werden und wird sie, besonders gegenüber den Angelsachsen, abstempeln. In ihm sind die Tugenden des modernen Deutschen, sowie seine Untugenden am deutlichsten zusammengepreßt.

Das ist nicht mehr das Deutschtum der Goethe und Kant; es ist die neue, die „junge" Rasse, welche aber die Gedankenarbeit ihrer Väter als geistigen Inhalt ihrer Kultur unmittelbar übernimmt. Wie sich diese altdeutsche Stammeskultur, gepfropft auf den festen Stamm der preußischen Staatszucht, in der werdenden deutsch-nationalen Rasse der Zukunft umbilden wird, läßt sich heute nur andeuten. Eines ist klar und für jedermann ersichtlich, daß das „Volk der Denker und Dichter" in der neuen Mischung sehr praktisch zu werden beginnt. Es stellt seine starke Verstandeskraft, die den deutschen Vorfahren im wesentlichen das Mittel für theoretische Spekulationen und Träumereien war, mehr und mehr in den Dienst des „Lebenswillens"; und somit sehen denn die Fremden zu ihrer nicht gerade angenehmen Überraschung, daß die deutschen „Pedanten" mehr und mehr die Führung auf allen Gebieten der praktischen Betätigungen nehmen in Industrie und Erfindungen, in Handel, Schiffahrt und Gewerbe.

Zu den alten deutschen Tugenden des Fleißes und der Gründlichkeit bringt die preußische Staatszucht Ordnungsliebe, Disziplin, straffe Pünktlichkeit hinzu, und diese Verbindung von nützlichen Eigenschaften liefert unseren Industrien, unserem Handel und unseren Reedereien jenes unübertreffliche Menschenmaterial, mit welchem sie den Wettkampf gegen die ganze übrige Welt aufzunehmen vermögen.

Wenn somit das moderne Deutschtum nüchterner und praktischer als die vorangegangenen Generationen zu werden begonnen hat und sicherlich verbleiben wird, so brauchen die wesentlich deutschen Tugenden unserer großen klassischen Periode darüber nicht verloren zu gehen: ich meine den ernsten Drang nach Wahrheit auch in Dingen, welche einstweilen jenseits der Grenzen des Nützlichen liegen, die Lust am objektiven Forschen, die Freude am heiteren Spiel der Phantasie, den derben und gesunden Lebensgenuß. Mir ist kennzeichnend für die heraufziehende Kulturepoche die Rückkehr zum Stil und selbst zum Manierismus unserer mittelalterlichen Kunst, das Interesse an historischen Festspielen und Aufzügen aller Art, ja das Zurückpendeln zum heidnischen Germanentum, wie es z. B. in den Wodanssäulen zu Ehren Bismarcks sich kundgibt. Es ist sicherlich keine Gefahr vorhanden, daß der alte ideale Inhalt deutschen Denkens in der „technischen" Epoche, welche begonnen hat, als unnützer Ballast gleichmütig über Bord geworfen werden wird. In all' diesen Seiten des deutschen Kulturlebens wird allerdings der Kaiser anregend und fördernd einzugreifen vermögen.

Freilich bleibt zwischen der alten germanischen Ungebundenheit und der neuen Zucht des Staates, welche im jungen Deutschtum ihre organische Verbindung erleben sollen, ein unüberbrückbarer Rest, der nicht in die neue Welt hineinpaßt. Eine Nation kann nicht gleichzeitig preußische „Strammheit" und schrankenlose individuelle Freiheit in sich verwirklichen. Eine Seite hat vor der andern zurückzutreten, und, wenn ich das „jüngste Deutschland" richtig verstehe, so hat der Staatsgedanke die Geister und Herzen bereits sich ganz zu eigen gemacht. Alles drängt nach Staatskarrièren und Staatsanstellungen, welche gesicherte Lebensführung und soziales Ansehen versprechen. Diese Berufe sind überfüllt. Den Kampf ums Dasein auf eigene Faust und Gefahr auf sich zu nehmen, was freilich eine ganz andere Art von Mannesmut und Charakter voraussetzt, lieben unsere gebildeten Stände weniger und weniger. Hier liegt die große Gefahr für die Verkümmerung unserer Art in der Zukunft. Es ist eine große Gefahr für ein Volk, wenn seine Mitglieder abgeneigt werden, den Zwang des Staatsdienstes auf sich zu nehmen, wie das bei den

Engländern mehr und mehr hervortritt; aber eine größere Gefahr ist es, wenn seine Söhne den Wagemut verlieren, sich eine wirtschaftliche Existenz auf eigene Faust zu gründen, wenn sie sich ängstlich an die Staatskrippen hängen, und sie ihren Weg oft nur durch Streberei und Opfer an wahrer Manneswürde zu machen vermögen. Ich hoffe, daß die größeren Chancen, welche Industrie und Handel von Jahr zu Jahr dem jungen Deutschen eröffnen, ein heilsames Gegengewicht gegen diese Sucht nach Staatskarrièren abgeben wird.

Doch, wie gesagt, es lassen sich hier nur einige bereits in die Erscheinung tretende Charakteristika der kommenden deutschen Kulturepoche andeuten. Wir dürfen nie außer Acht lassen, daß der Menschheit im Ganzen augenscheinlich große soziale Krisen bevorstehen, von denen jede einzelne nationale Entwicklung, und insbesondere auch die deutsche bis ins Mark getroffen wird. Heute stehen wir ganz unverkennbar noch in der Herausprägung nationaler Rassen. In die Flanke aber bricht immerfort der charakterlose Internationalismus, welcher die Völkerbarrièren niederreißen und den großen Völkerbrei schaffen möchte. Das würde zwar nicht das Ende unserer Zivilisation, sicherlich aber würde es den Untergang der nationalen Kulturen und wahrscheinlich auch die Vermischung der nationalen Rassentypen bedeuten. Wie Kunst und Geistesleben sich außerhalb einer nationalen Kultur entwickeln oder auch nur erhalten können, dafür haben wir nicht ein einziges aufklärendes Vorbild in der gesamten Geschichte der Menschheit. Bislang war jede einzelne Kultur national: von Babylon und Memphis, über Athen und Rom bis nach Amsterdam und London. Eine internationale Kultur vermögen wir nicht einmal zu denken. Dies beweist zwar nicht, daß sie nicht möglich wäre. Denn die Natur ist unerschöpflich in ihren Möglichkeiten. Aber es muß uns abhalten, einem derartigen, für unsere Begriffe wesenlosen Phantom weiter nachzugehen.

Eines ist klar, und mit dieser Bemerkung will ich meine Ausführung beschließen, daß der deutschen Nation, wenn sie ihre Durchbildung zu einer Edelrasse ungehemmt durchlaufen kann, eine hervorragende Stellung in dieser Welt der Völker, welche wir kennen, zufallen muß. Sie ist reich und tief veranlagt, voll von Keimen auf allen Gebieten menschlichen Geistes, sie ist arbeitsam und tapfer, und vor allem bildet sie das organisationsfähigste Menschenmaterial, welches es in Europa gibt. Dies sind so starke Realitäten, daß uns um ihre Zukunft nicht bange zu sein braucht. Es handelt sich nur um ein Mehr oder Weniger an Weltstellung, und dies wird, meiner Ansicht nach, wesentlich davon abhängen, wie

weit die Herausbildung der freien „ſchönen Perſönlichkeit“ im preußiſch-deutſchen Staatsweſen möglich bleibt. Ein Volk, welches dem Byzantinismus zupendelt, würde freilich kaum allzu glänzende Ausſichten beſitzen für einen erſten Rang unter den Kulturvölkern. Die zweite, geringere Gefahr für unſer Volkstum erkenne ich in der internationalen ſozialen Revolution. Nach beiden Seiten hin könnte eine geſunde wirtſchaftliche Kolonialpolitik ein wirkſames Korrektiv für die drohende Verbildung der Raſſe werden. Aber eine ſolche Kolonialpolitik hat Deutſchland leider nicht. So wollen wir hoffen, daß die nationale Konſtitution ſtark genug iſt, die in ihr liegenden Krankheitskeime zu eliminieren und ſich zu einem ſtarken harmoniſchen Organismus auszuwachſen.

„Und immer warteſt du, o meine Seele . . .“

Und immer warteſt du, o meine Seele,
Auf deinen Freund und greifſt nicht ſeine Hand?
Der Abend trifft dich müd, und wach der Morgen.
Du willſt dem Freund entgegen über Land,
Soweit, als Wege um die Erde weiſen,
Die immer ſich und nie das Ziel erreiſen.

Und ſitzeſt du daheim ſtill, meine Seele,
Horchſt du doch immer, immer aus dem Haus.
Lang währt die Zeit, doch heimlich läuft die Stunde,
Ein flüchtig Mäuslein, zu der Tür hinaus.
Dir blieb das Leben noch das Leben ſchuldig,
Drum, meine Seele, biſt Du ungeduldig —

So muß es ſein. Dies Lauſchen, Aufſtehn, Warten,
Dies immer wieder nach der Türe ſehn,
Dies Hand am Auge Suchen in der Ferne,
Dies fragend an dem Waſſerbrunnen ſtehn —
Auf jedes Glück nach höherm Glücke greifen,
Aus jedem Leid heraus zum Himmel reifen.

Fritz Philippi.

Unser Verhältnis zur Geschichte.

Von

Rudolf Eucken.

An den Verwicklungen des gegenwärtigen Kulturlebens, namentlich an dem Mangel einer festen Lebenskonzentration, hat auch unser Verhältnis zur Geschichte schwer zu tragen. Am deutlichsten wird das an dem weiten Abstande zwischen der Fülle des Wissens von der Geschichte und dem Mangel an Gewinn für das Leben aus der Geschichte. Nie hat sich eine Zeit so eifrig und so gründlich mit der Vergangenheit beschäftigt wie die Gegenwart. Die geschichtliche Betrachtung hat ihr Reich in ungeahnter Weise ausgedehnt, indem sich nicht nur die Anfänge der Menschheit viel weiter zurückverlegten, sondern auch die Natur vom Weltbau bis in die organischen Gestalten ihr gewonnen wurde; zugleich aber hat sie alles einzelne in diesem unendlichen Reiche präziser erfaßt und in seiner Eigentümlichkeit gewürdigt, energischer ist alle Zutat des Beobachters ausgeschieden, reiner als je steht uns der Tatbestand vor Augen, und deutlicher sind wir wie unseres Vermögens so auch seiner Grenzen uns bewußt. So ist uns auch über die Abhängigkeit unseres Lebens und Strebens von der Vergangenheit kein Zweifel, wir wissen, daß wir innerhalb eines unermeßlichen Stromes stehen und in Ja und Nein von seinem Laufe abhängen; völlig gebrochen haben wir mit dem Glauben der Aufklärung, daß eine bloße Aufhellung der Begriffe das Leben zur Vernunft wenden könne; wir sind davon durchdrungen, daß überall da, wo der lebendige Mensch mit seiner Kraft und Gesinnung in Frage kommt, sich die Erfahrung und Erziehung der Geschichte nicht entbehren läßt. Ist es z. B. nicht der Mangel einer solchen geschichtlichen Erfahrung und Erziehung, der bei uns Deutschen so oft jenen nationalen Sinn, jene Sicherheit des nationalen Instinktes schmerzlich vermissen läßt, welche anderen Völkern über allen Streit der Parteien hinaus als selbstverständlich gelten?

An Anerkennung der Geschichte und der geschichtlichen Bedingtheit unseres Lebens fehlt es also nicht. Aber zugleich zeigen wir uns höchst ungeschickt, mit dem Ganzen des Lebens zum Ganzen der Geschichte in

Beziehung zu treten, dabei zu messen und zu wägen, anzueignen und auszuscheiden, einen sicheren Gewinn für das eigene Sein aus dem zu ziehen, was uns die Forschung in überströmender Fülle zuführt. Ja, der Fortschritt des Wissens selbst scheint einer Fassung ins Ganze und einer Übernahme ins eigene Leben direkt entgegenzuwirken. Die unermeßliche Erweiterung des geschichtlichen Gesichtskreises, der Einblick in das Werden und Vergehen der Völker und Kulturen, in das Auf- und Abwogen menschlicher Geschicke sprengt nicht nur den engen Rahmen, in den die philosophische Spekulation die geschichtliche Bewegung gefaßt hatte, sie scheint für immer eine zusammenfassende Formel, ja das Suchen eines durchgehenden Fadens zu verbieten. Läßt sich aber noch von einem Sinn des Ganzen reden, und kann die eigene Zeit eine Bedeutung über sich selbst hinaus haben, wenn damit aller innere Zusammenhang wegfällt? Auch die einzelnen Zeiten, Völker, Kulturen können wir uns nicht so leicht naherücken und mit dem eigenen Streben verbinden, nachdem die wachsende Genauheit der Forschung sie nicht mehr als einfache Größen, sondern als unendlich verschlungene Gewebe sehen läßt, nachdem das leibnizische Wort, daß die Individualität die Unendlichkeit in sich trägt (l'individualité enveloppe l'infini), auch hier zur Anerkennung gelangt ist. Denn so werden wir bei den geschichtlichen Gebilden von ganz verschiedenartigen, ja einander widerstreitenden Eindrücken berührt; muß das nicht zur Zurückhaltung unseres eigenen Lebens, ja unseres eigenen Urteils wirken? Mit Recht sind wir stolz auf die Objektivität unserer Forschung und der durch sie gewonnenen Bilder; bereichern und fördern kann uns in Wahrheit nur, was wir zunächst vom eigenen Leben abgelöst und ihm entgegengestellt haben. Nur müßte auch innerhalb eines umfassenderen Raumes eine Wiederverbindung gelingen; fehlt es dafür an Kraft und Geschick, so wird die deutlichere Zeichnung der geschichtlichen Bilder vornehmlich dahin wirken, uns die Unterschiede der Zeiten empfinden zu lassen, sie wird ein Überströmen des Lebens von dort zu uns aufs stärkste erschweren. Die Eröffnung einer solchen inneren Kluft zwischen uns und den früheren Zeiten läßt sich aber unmöglich gelassen hinnehmen, da einmal diese Zeiten oder doch Höhepunkte von ihnen sich unmittelbar in das eigene Leben erstrecken und dieses kläglich zu verarmen droht, wenn es allein auf sein unmittelbares Vermögen gestellt wird. Was wird aus unserer Religion, wenn wir sie ablösen von den Anfängen und der Geschichte des Christentums, was aus der Bildung des Geschmackes und der Entfaltung edler Menschenwürde, wenn uns ein inneres Verhältnis zum Altertum verloren geht, was wird aus unserer Erziehung, wenn sie

lediglich aus den eigenen Mitteln der Zeit bestritten werden soll? Zeiten naiverer Denkweise hatten es hier weit leichter als wir. Ihnen fand sich Altes und Neues, Fremdes und Eigenes leicht und rasch zusammen, sei es, daß die Gegenwart unter die Begriffe und Gefühle einer früheren Zeit gestellt, sei es, daß die eigene Art unbedenklich in die Vergangenheit hineingesehen wurde, wie beides namentlich bei der Religion geschah. Uns stellen jetzt gesteigerte Forschung und geübtere Reflexion die Unterschiede grell vor Augen, zugleich aber verbietet das Bedürfnis des Lebens zwingend einen völligen Bruch mit der Vergangenheit. Kommt es nicht zu irgend welcher Überwindung dieses Gegensatzes, so verfällt unser Leben einem peinlichen Widerspruch: ohne genügende Auseinandersetzung sollen wir zugleich unterscheiden und aneignen, sollen wir die ganze Mannigfaltigkeit des Dargebotenen freundlich aufnehmen, sollen wir uns bald in dieses bald in jenes hineinleben, mögen wir dabei unter ganz entgegengesetzte Einflüsse geraten. In Wahrheit haben wir es erstaunlich weit gebracht in der Kunst, uns in andere Zeiten einzufühlen, sie mit ganzer Hingebung nachzubilden; aber ist solche gepriesene Vielseitigkeit nicht eine Herabsetzung des eigenen Lebens zu einem nur halbwahren Leben, geraten wir nicht in Gefahr, uns selbst Unrecht zu tun, indem wir so eifrig beflissen sind, anderen Zeiten ihr volles Recht zu geben?

Die Gefahren eines solchen Mangels an geistiger Konzentration und einer Auflösung alles inneren Zusammenhanges der Geschichte würden weit stärker empfunden werden, wenn nicht ältere Gesamtbilder der Geschichte bei uns nachwirkten und unserem Denken einen gewissen Halt gäben. Auch an dieser Stelle erfahren wir die für das ganze Leben der Gegenwart charakteristische Tatsache, daß dies Leben vielfach Ansichten und Schätzungen festhält, deren Grundlage aufgegeben ist, ja vielleicht mit leidenschaftlichem Eifer als Irrung bekämpft wird.

Als die Neuzeit in ihrem Beginn die überkommene Bindung des Lebens an die Tradition abschüttelte und ihr eine zeitlose Vernunft als den wahren Standort des Lebens entgegenstellte, da entstand zunächst die Neigung, alle geschichtliche Überlieferung und Einrichtung als minderwertig zu erachten, ja als unvernünftig abzuweisen. Aber bald fand die mit der Geschichte entzweite Vernunft den Weg zu jener zurück, man begann in der Geschichte eine Erweisung der Vernunft zu suchen, man gelangte schließlich dahin, sie in ihrem Gesamtbestande als die Selbstentwicklung einer Allvernunft zu verstehen. Mochte das in der gewaltsameren Art der philosophischen Spekulation als ein Aufsteigen durch Gegensätze, mochte es in der weicheren der Romantik als ein stetiges „organisches" Wachs-

tum verstanden werden, die geschichtliche Bewegung erfolgte im Elemente der Vernunft, und im sichtbaren Dasein schien die letzte Tiefe der Dinge mit beseelender Kraft gegenwärtig; eine Gesamtidee hielt hier alle Mannigfaltigkeit zusammen und ließ den Hauptstandort des Lebens weniger innerhalb als über der Folge der Zeiten nehmen. Nun aber kam die Wendung des 19. Jahrhunderts zur Welt der unmittelbaren Erfahrung, die Verdrängung des Idealismus durch den Realismus, das Verblassen wie des Pantheismus überhaupt so auch seiner Deutung und Beseelung der Geschichte. Nun war in ihr kein Platz mehr für innere Größen und Mächte, nun mußte der Gedanke einer die Geschichte von innen her durchwaltenden Vernunft als ein Hirngespinst ausgetrieben werden. Aber es gelang nicht so leicht, sich von aller Vernunft der Geschichte zu trennen. So suchte man eine solche aus der Erfahrung selbst, aus der eigenen Arbeit der Menschheit zu gewinnen: im Zusammenschluß der Kräfte zur Arbeit, in allmählichem Werden und Wachsen, durch unabläßiges Ansammeln von Wahrheit und Ausscheiden von Irrung schien das menschliche Dasein sich mehr und mehr in ein Reich der Vernunft zu verwandeln; die Evolution, die sich von innen her nicht mehr begründen ließ, schien als das eigne Werk der Erfahrung neue Kraft und eine überzeugende Wahrheit zu gewinnen. Das großartige Vordringen der Naturwissenschaft samt den staunenswerten Triumphen der Technik gab solchem Geschichtsbilde eine anschauliche Nähe. Mochte die wissenschaftliche Formulierung dessen auf engere Kreise beschränkt bleiben, entsprechende Stimmungen und Strömungen durchfluten das ganze moderne Leben. Zuversichtlich sehen wir einen durchgehenden Fortschritt, eine aufsteigende Entwicklung verkündet, den Glauben an einen Sieg des Wahren und Guten auf dem Boden der Geschichte bekannt, obschon es an aller inneren Rechtfertigung dessen fehlt; nur ein solcher Glaube macht es möglich, daß der Mensch sein ganzes Leben und Streben zuversichtlich in die Geschichte verlegt, daß die Befriedigung der Menschheit in ihren eigenen Verhältnissen ein vollgenügendes Ziel für alles Streben dünkt. Deutlich zeigt sich in solcher Beschränkung auf das Befinden der Menschheit jene Geschichtsphilosophie verwachsen mit einer eigentümlichen Gestaltung des menschlichen Lebens.

Der Kreis dieser Überzeugungen konnte aber nur so lange befriedigen, als ein starker Optimismus die menschlichen Dinge in ein verklärendes Licht hob, sie unvermerkt idealisierte. Das aber sowohl der Form wie dem Inhalt nach. Fest und sicher scheint hier jede besondere Zeit in der großen Kette der Zeiten zu liegen, ohne Abzug der Ertrag der Vergangen-

heit sich der Gegenwart und ihre Arbeit sich der Zukunft mitzuteilen; jeder Augenblick darf dann das Bewußtsein haben, daß seine Bemühung einen Stein zum großen Bau der Zeiten beiträgt. Wenn aber die Gegenwart ihrem Streben nicht so deutlich eine Richtung vorgezeichnet findet, wenn sie vielmehr darüber in große Unsicherheit gerät und durch schwere Konflikte zum Suchen neuer Bahnen getrieben wird, was wird dann aus jener zuversichtlichen Geschichtsphilosophie? Und wenn sich mit jenen Zweifeln das von ihr um die Zeiten geschlungene Band auflöst, verwandelt sich dann nicht das Leben in eine Flucht bloßer Augenblicke, die doch unmöglich bei sich selbst ihr Genüge finden können? Unvermeidlich wird dann ein völliger Relativismus, dessen Preisgebung aller durchgehenden Maße und aller inneren Werte das Leben mehr und mehr an die Oberfläche treibt und bei ihr festhält, der dem Menschen alle Möglichkeit einer Gegenwirkung gegen das Spiel von Wind und Welle nimmt. Ferner ist jener Glaube an die Vernunft der Erfahrung nur möglich bei hoher Schätzung des Menschen, des Menschen wie er leibt und lebt, nur bei Leugnung aller inneren Verwicklungen seines Wesens, nur bei einer leichten Gewinnung des Menschen für die Zwecke geistiger Art. Nur bei solcher Überzeugung kann die Arbeit für den Fortschritt der Menschheit zum Hauptinhalt des Lebens werden und sich unser Dasein ganz und gar in den Strom der Geschichte verlegen. Aber die dazu erforderliche optimistische Auffassung des Menschen mag sich in konventionellen Phrasen noch immer erhalten, im Grunde ist sie stark erschüttert; eben die der Gegenwart eigentümlichen Erfahrungen: das Überwuchern der materiellen Interessen, die Verwilderung des Kampfes ums Dasein, das wachsende Raffinement der Kultur haben so viel Unerquickliches, ja Widerwärtiges am Menschen ersehen lassen, daß ohne die Möglichkeit einer Erhebung über seinen Stand und einer Gegenwirkung gegen diesen Stand aller Antrieb des Strebens und aller Sinn des Lebens zu verschwinden droht. Unerträglich wird nunmehr die mit der Begrenzung auf den Menschen als bloßes Erfahrungswesen gezogene Schranke, unmöglich wird es jetzt, die geistige Aufgabe festzuhalten und zugleich den Menschen ganz und gar dem Strom der Geschichte zu überantworten. Nachdem die übliche Verklärung des menschlichen Daseins als unwahr durchschaut ist, bleibt nur die Wahl zwischen einem völligen Verzicht auf Vernunft des Lebens und einem Suchen weiterer Zusammenhänge, die der Geschichte einen Sinn geben, ja sie als geistige erst möglich machen.

Darüber nämlich kann kein Zweifel sein, daß die Geschichte, wie sie sich auf der Höhe der Kultur als menschliches Erlebnis ausnimmt,

Voraussetzungen in sich trägt, die eine Umwälzung der nächsten Ansicht der Dinge fordern. Geschichte in jenem Sinne kommt nicht schon dadurch zustande, daß Ereignisse vorgehen und einander folgen, sondern nur dadurch, daß diese Folge überschaut und erlebt wird; das aber kann nie aus dem Strome heraus, sondern nur bei Gewinn eines ihm überlegenen, übergeschichtlichen Standorts geschehen. Ein solcher Standort aber wäre nie zu erreichen, ja auch nur zu erstreben, wenn nicht eine zeitlose Wahrheit bestände und irgendwie auch innerhalb des Menschenwesens wirkte. Das Streben des Menschen würde an erster Stelle dann nicht sowohl auf eine spätere Zeit, als auf diese zeitlose Wahrheit gehen; erst damit würde der Mensch eine dem Augenblick überlegene, die Zeiten umfassende wahre Gegenwart gewinnen. Innerhalb der Geschichte stehend, würde er dann durch das Aufstreben zur Geistigkeit über die bloße Geschichte hinausgehoben, die Geschichte aber würde ihre Hauptspannung dadurch erhalten, daß in ihr eine neue Stufe der Wirklichkeit durchbräche, deren Inhalt der bloßen Zeit und dem bloß menschlichen Wohlbefinden überlegen wäre. Einen geistigen Charakter erlangt die Geschichte nie aus ihren eigenen Zusammenhängen, dafür muß sie eine begründende Welt hinter sich haben.

Die Durchführung dessen verlangt ohne Zweifel wesentliche Wandlungen und Vertiefungen im Anblick der Welt und in der Gestaltung des Lebens; wir haben uns darüber einigermaßen in den „Geistigen Strömungen der Gegenwart“ (3. Aufl. 1904) ausgesprochen und gedenken diese Probleme weiter zu verfolgen. Hier galt es nur zu zeigen, daß uns auch die Geschichte, innerlich und als Ganzes angesehen, wieder zum Problem geworden ist, daß bei ihr die Gefahren eines Überwiegens der Expansion über die Konzentration des Lebens besonders greifbar hervortreten, daß auch hier eine Vernunft uns nicht von draußen entgegenscheint, sondern erst durch Anspannung eigener Kraft errungen sein will.

Aus alter Zeit.

Vom Ländchen Traumburg-Wolkenfang
Führt in die Welt kein Schienenſtrang.
Gewunden ſchleicht, durch Halden ſtill,
Ein Fahrweg, der kaum enden will.
Beladen ſchwankt ohn Mühn und Haſten,
Der Landpoſt gelber Kutſchenkaſten.
Es klingt, der Neuzeit ſchier zum Hohn,
Durch die ſilberne Mondnacht des Poſthorns Ton;
Noch, über verſchüttetem Hörſelſpalt
Quillt würziger Himbeer in Sommergewalt,
Noch lebt in tiefer Waldeinſamkeit
Ein Raunen von griechiſcher Götterzeit.
Es ſchritten die Traumburg-Wolkenfänger
Zur Welt hinab als Jahrmarktsgänger,
Sie brachten Wachholder und Bienenwachs,
Sie brachten Firnwein und weißen Flachs,
Alräunchen, Zunder und Räucherharze,
Auch ſchweres Gold in finſterem Quarze.
Sie zogen zur Großſtadt ſonder Acht
In frommer, verſchollener Vätertracht,
In Dreiſpitz und Knieſtrumpf, als Landsknechtsgeſtalten,
Die manchen Zeitſturm ausgehalten,
Sie ſchritten voll Sonntagskindermutes,
Sie ſchadeten Keinem und taten viel Gutes.

Doch eines Tags am Weg ſich hob
Der Geiſt der Neuzeit, ein Cyklop,
Zwar nur auf einem Auge ſichtig,
Doch in der Steinwurfkunſt gewichtig.
Der rief: ihr Pack, ihr Jahrmarktswunder,
Ihr Masken, fort zum Faſtnachtsplunder.
Er ſchleuderte Stein und Knittelflug
Auf jeden, der bunte Kleider trug.
Den Ratsherrn, fuhren ſie zum Schloſſe,
Flog mancher Stein an die Goldkaroſſe.
Den Ratsherrn ſchien der Zeitgruß friſch:
Komm, Aſtrolog, mach reinen Tiſch,
Verkünde du, was dem Kumpan
Die holde Romantik zu Leide getan?

Der Aſtrolog ſprach: jedenfalles
Tat den Zerſtörern ſie nichts — und Alles.
Der Becher, draus unſere Jugend trank,
Der tiefe Becher, bleibt ſilberblank.
Die Grimmen wären gern Kirchengänger
Im Reiche der Traumburg-Wolkenfänger.

Wer Throne ſtürmt mit Stock und Stein
Möcht gerne ſelber König ſein.

Emil Schönaich-Carolath.

Das Eingeborenenproblem in Südwestafrika.

Von

einem Freunde unserer Zeitschrift in Südafrika.

Der Gedanke, die farbigen Eingeborenen so unterzubringen bezw. von neuem anzusiedeln, daß sie durch Vermehrung nicht zu einem großen, Selbständigkeit beanspruchenden Volk heranwachsen können, das unter Umständen dem Staat bezw. einer ordentlichen extensiven Kolonisation sowie der weißen Bevölkerung gefährlich werden kann, ferner: die territoriale Ausdehnung dieser der Kolonisation abgeneigten Eingeborenen einzuschränken und den so gewonnenen Boden der Kultur zuzuführen und endlich, sie mehr und mehr zur Arbeit in der Landwirtschaft heranziehen zu können, sowie zur Tätigkeit aus eigenem Antrieb anzuregen, hat die Administrationen Südafrikas wiederholt beschäftigt. Diesem Gedanken entspringt das mit „Native-Problem" bezeichnete Ziel.

Aus sehr natürlichen Gründen hat man hier im Süden erreichbare Wege bisher nicht gefunden, diese Aufgabe zu lösen. Denn die Volksstämme der Schwarzen sind bereits zu mächtig emporgewachsen, um sie noch ohne große Kriege und unerschwingliche Kosten auf getrennte, im Lande zerstreute Stationen verpflanzen zu können. Auch hinderte die englische Politik und die fortwährenden Kriegsaussichten daran. — Die Basutos und Swazies verfügen über je 40 000 kampffähige Männer. Die Zulus sind an Zahl zwar schwächer, übertreffen aber alle übrigen Stämme an Kampffähigkeit. Mit diesen Völkern wird daher nichts weiter mehr anzufangen sein, als sie nötigenfalls durch gewaltsamen Austausch von Ländereien bezw. durch Grenzregulierungen auf ein gewisses Terrain zu beschränken.

Ganz anders liegt nun aber die Sache in Deutsch-Südwestafrika, Bechuanaland und Rhodesia.

Besonders in Deutsch-Südwestafrika, wo die Eingeborenenbevölkerung noch nicht zu stark ist, jetzt auch infolge des Aufstandes ihres Grund und Bodens enteignet und dadurch geschwächt wird, läßt sich eine

planmäßig durchzuführende Ansiedelung der Eingeborenen gewiß ohne große Schwierigkeiten bewerkstelligen, da Staatsländereien noch genug vorhanden sind.

Es ist deshalb sehr zu empfehlen, daß mit der Wiederansiedelung der besiegten und zurückkehrenden Eingeborenen unverzüglich nach einem bestimmten Plan vorgeschritten wird. Ich erlaube mir einen solchen wie folgt anzudeuten:

Die Bastards und Hottentotten werden im Süden unserer Kolonie, die Hereros im Norden angesiedelt. Zu diesem Zweck werden Stationen bezw. Eingeborenendörfer, mindestens 6 deutsche Meilen von einander getrennt, errichtet. Jede Station erhält ein Areal von zweitausend afrikanischen Morgen. Auf jener Stelle, die Gartenland und Wasser enthält, werden für ungefähr zweihundert Familien zweihundert Stücke Gartenland von je $^1/_2$ Morgen groß abgemessen und die Familienhäupter damit belehnt für ihre und ihrer Familien Lebenszeit. Der Rest des Areals dient als Viehweide 2c. Nach dem Tode der Eltern tritt eins ihrer Kinder die Erbschaft an, die übrigen finden ein Unterkommen in den neu entstehenden Dörfern und Städten als Dienstboten, wie es in Deutschland ja überall auch der Fall ist. — Unter keinen Umständen aber dürfen diese Ansiedler ihr Erbe, womit sie belehnt sind, ganz oder teilweise verkaufen oder verpachten, damit nicht die Gefahr entsteht, daß die Eingeborenendörfer zu groß und mächtig werden. Jede dieser Stationen erhält einen Missionar und einen auf Vorschlag des Missionars, von dem Distriktshauptmann zu ernennenden, gering besoldeten (30 Mk. per Monat) Eingeborenenkapitän (Schulzen), der den Missionar bei allen Vorkommnissen unterstützt. — Die Eingeborenen sind wie die Bienen, fehlt der König, dann fliegen sie davon. — Auf jeder Station wird ferner ein Geschäftsmann zugelassen, der eine bestimmte Standpacht bezahlt, die teils der Mission zugute kommt, teils zur Besoldung des Kapitäns dient.

Nehmen wir an, daß die 200 Familien einer Station (jede zu 5 Personen gerechnet, 2 Eltern, 2 Kinder, 1 Großmutter) eine Gesamteinwohnerzahl von 1000 Personen ergeben und daß wir jedes Jahr 6 solcher Stationen errichten, dann haben wir in 20 Jahren 120 Stationen mit einer Einwohnerzahl von 120 000 Köpfen zum größten Vorteil unserer Kolonie, zum Heil der Zivilisation und zum Segen der Missionskirche untergebracht. — Unter den angeführten Gründen ließen sich aber vielleicht auch 10 Stationen jährlich errichten, was eine große Beschleunigung der Lösung dieses Problems und somit einen unberechenbaren Gewinn für Kolonie und Vaterland bedeuten würde. Geldopfer,

die wir jetzt bringen, werden wir mit Zinseszinsen in nicht zu langer Zeit zurückerhalten.

Wenn dann überall zwischen diesen Stationen unsere Kolonisten angesiedelt werden, so werden letztere niemals in Verlegenheit um Arbeiter sein, die Eingeborenen aber überall Gelegenheit finden zu Arbeitsverdienst, von welcher sie stets gerne Gebrauch machen, um sich und ihre Familien besser ernähren zu können. Zugleich werden die Eingeborenen aber auch durch eine derartige Ansiedlung ganz gewiß zu einer freiwilligen Selbsttätigkeit auf ihrem Erbe angeregt, was wiederum ebenso gewiß einer Erziehung zur Arbeit gleichkommt.

So liegen z. B. die Verhältnisse auf den Missionsstationen in der Kapkolonie und in Transvaal. Eingeborene der Missionsstationen werden von den Bauern gesucht und den aus andern Dörfern oder Städten stets vorgezogen, weil sie die Feldarbeiten besser verstehen und mehr an Tätigkeit gewöhnt sind.

Was nun die Kosten der Neuansiedelung der Eingeborenen nach vorerwähntem Plan betrifft, so kann man diese wohl unbedenklich als gering bezeichnen.

Die nötigen 2000 Morgen zur Anlegung einer jeden Station gibt der Kolonialfiskus; wo jedoch der Boden bereits in Besitz von Privatpersonen oder Gesellschaften übergegangen ist, müßte er allerdings wieder angekauft werden, was bei den heutigen noch sehr billigen Preisen auf keine großen Schwierigkeiten stößt. — Das Gouvernement besorgt die Vermessung unentgeltlich, und die Eingeborenen bauen sich ihre Pontacs, wie sie das gewöhnt sind, selbst. Auch die Mission sorgt selbst für die für den Anfang sehr bescheidenen Gebäude des Missionars, zu welchem Zweck ihr eine Unterstützung von seiten des Gouvernements angeboten werden könnte.

Sollten aber die Kosten sich höher belaufen, als man annehmen dürfte, dann bleibt doch immer noch der leichter auszuführende Weg übrig, daß man nach dem vorangeführten zahlenmäßigen Exempel schrittweise vorgeht, indem man jedes Jahr eine gewisse Anzahl Stationen, sagen wir sechs bis zehn, errichtet. Aber aufschieben darf man dieses wichtige vitale Problem nicht, denn mit jedem Jahre Zeitverlust werden nicht allein die Kosten größer, sondern auch die Ansiedelung der Eingeborenen schwieriger.

Den Grund und Boden zur Ansiedelung aller Stationen sollte man schon jetzt in der ganzen Kolonie reservieren, so daß

das Gouvernement später durch eine enorme Steigerung der Preise nicht zu sehr betroffen wird.

Kommt dieser Plan zur Ausführung, dann ist eine stete Beaufsichtigung der Eingeborenen ohne Mühe gesichert, eine Erziehung und Überleitung zur Zivilisation, sowie eine stetige Anregung zur Arbeit leicht, und, was das Hauptsächlichste ist, die Eingeborenen werden an ihr Erbpachtsgrundstück gebunden, das ihnen lieb und teuer wird, an dem sie festhalten, wie an dem Erbe ihrer Väter. Dies zu erreichen muß unser Ziel sein. — Auch ist als sicher anzunehmen, daß Empörungsgelüste in ihnen nicht wieder erwachen, besonders, wenn eine nachsichtige Behandlung allgemein Platz greift, was nicht bloß zu wünschen ist, sondern was mit Strenge von jedem Kolonisten gefordert werden muß. — — Man hört so oft den Ruf „Freiheit und Gleichheit" oder „Gleiches Recht für Alle"; man ruft es der Regierung, den Höchsten im Staat, den Höchsten in der Gesellschaft zu. Jetzt ist es an den Rufern, die als Kolonisten in die Kolonie gehen, diese Forderungen den Eingeborenen gegenüber zu erfüllen, Nachsicht, Duldsamkeit, Mäßigkeit und Gerechtigkeit zu üben und das nun selbst zu gewähren, was man von denen fordert, an die die Rufe ertönen. Wäre es überall geschehen, dann wäre uns vielleicht der Aufstand erspart geblieben.

Ganz absehen muß man von einer Einrichtung der Eingeborenen-Reservate. Was wäre denn ihr Zweck und wie lange sollten sie bestehen? Diese zu gewähren würde fast einem Kolonialverbrechen gleichkommen, denn es bedeutete nichts anderes, als Völker im Volke und Staaten im Staate zu züchten, die uns einstens ebenso unbequem und gefährlich sein würden, wie es heute die Basutos, Zulus und Swaazies im Südosten sind. — Nur durch die Ausführung obigen Planes werden die Eingeborenen als Völker für immer verschwinden, und deshalb erlaube ich mir, noch einmal zu sagen: jetzt ist es Zeit; jeder Aufschub kommt uns teuer zu stehen, teuer an Kosten, teuer an Widerwärtigkeiten und Gefahren.

Um ein Vorbild anzuführen, dürfte es wünschenswert sein, mit einigen Worten auf die ältesten Missionsstationen in der Kapkolonie, besonders die Herrnhuter, zurückzukommen. Zur Zeit, als diese angelegt wurden, hatte man mit Hottentotten zu tun, die kulturell weit hinter den heutigen Hottentotten in Deutsch-Südwestafrika zurückstanden. Die Herrnhuter Missionare siedelten sich — nicht weit von Kapstadt — in Gnadental, Mamré, Wuppertal usw. an, sammelten die zerstreut umherwohnenden Hottentotten um sich, teilten jedem ein Stück Gartenland zu, bei dem sie ihre Pontacs errichteten, gewährten gemeinschaftliche Vieh-

weide und begannen dann ihre Mission. Länger denn ein Jahrhundert bestehen und gedeihen diese Stationen zum Segen des Landes, denn sie versorgen die Bauern in der ganzen Umgegend mit tüchtigen Arbeitskräften. Heute kennt man auf ihnen keine Pontacs mehr; alle Hottentotten sind im Besitz eines von rohen Backsteinen oder gebrannten Ziegeln erbauten Hauses, ihre Gärten sind mit Obstbäumen bepflanzt und die Frauen besuchen die Kirche — nach Herrnhuter Sitte — in prächtigen weißseidenen Umschlagetüchern. Die Stationen besitzen gute Schulen, ein von einem Missionar geführtes kaufmännisches Geschäft, welches nicht allein von den Hottentotten der Station, sondern auch von den Bauern der Umgegend frequentiert wird; ferner eine Wassermühle in Verbindung mit Kornhandel usw. Aus dem Ertrag des Geschäfts und der Mühle wird nicht bloß die Station erhalten, sondern auch Unterstützungen an das Missionshaus in Deutschland abgeführt. Auf all diesen Stationen wird keinem weißen Mann erlaubt, zu wohnen.

Lenzboten.

Was schäumt ihr Wellen so schneeig weiß?
„Wir rannen nieder vom Gletschereis."

Was braust und tost ihr lärmend einher?
„Wir tragen zu Tal so frohe Mär."

Was wollt ihr melden dem Wiesengrund?
„Des Lenzes Nahen tun wir kund."

So saht ihr den Lenz von Firnenhöh'n?
„Uns weckte sein heißer Atem, der Föhn.

Er selber naht vom Süden licht,
Sonnig leuchtet sein Angesicht.

Er stürmt heran, er ist nicht weit.
Auf, mach' dich zum Empfang bereit!"

Wilhelm Idel.

Waldgedanken.

Von

Fritz Lienhard.

Der Wind blättert den Wald auf, lieſt fremde Worte, ſchlägt unwirſch das rauſchende Buch zu und fährt ſeiner Wege.

Wir wollen ihm nicht folgen. Wir wollen dieſe Waldſchrift leſen.

* * *

Von Kind an haben Feldzüge, Fernfahrten und Abenteuer meine Phantaſie in Tätigkeit geſetzt. Sie ſind wie der Wald: voll Überraſchungen. Sie ſind Freiheit. Der Wille ſteht mitten drin und hat Selbſtbeſtimmungsrecht.

Nach dieſen Helden des körperlichen Mutes lernt' ich dann die Helden des Geiſtes achten. Auch um ſie iſt Freiheit: ſie beſtimmen ſich ſelber auf den Schlachtfeldern und Weltmeeren des Dichtens und Denkens. Sie gehorchen den Geſetzen der Ewigkeit, nicht der Geſellſchaft. Und ich ſchwur, auf alle Vorteile und Vorurteile der bürgerlichen Welt zu verzichten, um mir nur den einen Ehrentitel eines Freien und Unbefangenen zu erringen.

Sitz' ich nun als Trapper und Wild-Weſt-Jäger am einſamen Prärie-Feuer?

* * *

Wenn ich Arbeiten junger Stürmer leſe — talentvoll, anſprunghaft, dithyrambiſch — gut, Freunde, ſei's drum! Aber der eigentliche Kampf ſteht euch erſt bevor. Dieſer Kampf heißt: in mörderiſcher Gleichgültigkeit der Umwelt unverbittert und ſchaffensruhig *ausharren*! Bloß ausharren? Nein, aufbauen eine innere Welt.

Dieſe Mannes-Arbeit iſt nicht mit Raubtier-Anſprung zu leiſten. Unſere Gefahr in dem ungeheuren Räderwerk der modernen Geſellſchaft iſt das *Müdewerden*. Daraus fließt Verdroſſenheit; daraus Gereiztheit und Liebloſigkeit. Der höhere Menſch ſtirbt ab. Denn deſſen

Nahrung ist warme, gute, starke Liebe. Gebt uns ruhige Wärme! Gebt uns reine Herzen! Gebt uns göttliche Gedanken!

* * *

„Ich bin dein,
Du bist mein,
Deß sollst du gewiß sein" . . .

Du innig-einfältig, unübertrefflich Sprüchlein! So zu einem Menschenkind sprechen dürfen — höchstes Glück der Erde! So zu Gott sprechen dürfen — höchstes Glück des Himmelreichs!

* * *

Der Umgang mit hohen Geistern bringt ein Leid mit sich: er trennt dich von den Gewöhnlichen, die vorher deine Freunde waren und menschlich diese Freundschaft verdienen. Je steiler dein Weg bergan geht, um so kleiner die Zahl derer, die dir folgen. So wird jeder Gewinn ein Entsagen — und jedes Entsagen ein Gewinn.

Aber es wächst dafür etwas andres in dir empor, das jenes Verlieren ausgleicht: Güte. Du schaust feiner und reifer als zuvor in die Zusammenhänge. Du achtest in jedem den Funken Gottes, ob stark oder schwach entwickelt. Andere haben eben andere Aufgaben zu erfüllen: willst du sagen, daß sie weniger wichtig seien? Hast du dem Geiste nach Fühlung mit ihnen verloren, so bekommt nun dein Herz Arbeit.

Immer höher lernst du dies Verbindungsmittel zwischen Mensch und Menschen schätzen. Diese schöpferische Liebe, gepaart mit Einsicht und Weitblick, ist deines Lebens beste Frucht — und ihr tätiges Vorhandensein ist der einzige Ausweis, ob du wirklich gereift bist.

* * *

Jedem ist aus der Fülle dessen,
Was da gedeiht in Wald und Heide,
Jedem sein Teilchen Gutes bemessen.
Und seiest du ganz verschüttet vom Leide
Und ganz versteckt und gefangen vom Bösen —
Sorge du nicht und sei nicht bang!
Dein Gutes kommt und wird dich lösen.

Wie sich ein Kind am Blaubeerhang
Ins blumenumstickte Lattichblatt
Köstliche Beeren gesammelt hat,

Und nun das Tellerchen sorgsam bringt
Der Mutter, die schwarzen Gewandes steht,
In Witwentrauer die Hände ringt
Und fast vor stummem Schmerz vergeht — —
Siehe, so kommt mit kindlichem Bitten
Dein Gutes geschritten
Und hält sein Tellerchen, lächelt und spricht:
„Nimm die Beeren — weine nicht!“

* * *

Zwei Kinder traf ich am Waldrand, die in ihre thüringischen Tragkörbe Tannenzapfen sammelten. Das Mädchen hatte ein rotes Tuch um das strohgelbe Köpfchen gebunden und guckte frisch und wangenbraun aus treuherzigen Kinderaugen. Beide barfuß, ärmlich und einfach, bescheiden in ihren Antworten. Der schöne, wilde Wald rauschte auf im Ostwind, der hell und gut über die steinigen Hügel kam. Die Luft war blank, die Kinder standen reizend unter bewegten Bäumen, an ihre abgesetzten Tragkörbe gelehnt . . .

So „lieb“, wie sie hier scheinen, wenn einmal ein „Herr“ im Vorbeigehen einige freundliche Worte an sie richtet, sind sie nicht immer. Das weiß ich. Erschreckend ist unsere heutige Jugend an vielen Orten verwüstet. Aber der Mensch ist ein wunderlich zusammengesetztes Wesen: es kommt gar viel darauf an, wie etwas oder jemand in der oder jener Stunde auf ihn wirkt. Da verdichtet sich manchmal ein Blick und ein Wort zu einem bleibenden Eindruck. Wenigstens aber, wenn du gut zu ihm bist, strahlt ihn eine Macht an, vor der in diesem Augenblick die bösen Dämonen unmächtig zurückweichen.

Wenn es einen verderblichen „bösen Blick“ gibt, warum soll es nicht auch einen heilbringenden „guten Blick“ geben? — Ein Blick ist die Zusammenfassung innerer Kräfte: im bösen Blick schleudert sich ein Vorrat von niedrigen Substanzen in den Betroffenen, der den Blick auffängt. Wen aber der gute Blick streift und das gute Wort, den läßt er Tüchtiges ahnen, den stärkt er, den läßt er frohgemuter seines Weges ziehen.

* * *

Was laufen mir denn diese raschelnden Blätter nach? Was wollt ihr denn, ihr lieb-lustigen losen Gesellen des Vorjahrs? Freut ihr euch der Freiheit, nicht mehr gebunden zu sein an den festen Baum? Bittere Frei-

heit, ihr welken Dinger! Diese gebundenen da oben in ihrer frischen Kraft überbrausen und überleuchten euch tausendfach! . . .

Ich geh' im Ostwind durch den hohen Buchenwald, durch fliegende, fröhliche Sonnenlichter, durch aufgeblätterte Büsche. Langsam und wuchtig beugen sich die Wipfelstämme mit ihren Laubmassen, streifen sich mit den Ästen, reiben ihr Holz, ächzen und knarren. Schauer auf Schauer fliegt über die weißgoldne Blumenwiese, die Landstraße leuchtet, Schatten wandern groß über den gegenüberliegenden Tannenbergwald. Du enzianblaues Himmelsauge, das durch eine Lücke dieser lichtgrünen Blätterfülle herabschaut! . . .

Da ist kein Farnkraut am Wege, kein Halm, kein Heidekraut, das nicht gefunden würde von den Stößen dieses suchenden, aufblätternden Windes, der ganze Fluten von taghellem Leben in unsern Wald wirft!

* * *

Diese Mondnächte sind zart und groß zugleich. Rehe stehen traulich bis an die Kniee im Gras, heben schuldlos die Köpfe, horchen in lautlose Ferne. Hinter den Umrissen des Schattengebirges säumt noch der Mond; aber sein Licht umzittert bereits die Randspitzen des Tannenwaldes, in dessen Zackengewirr die Mondkugel verstrickt scheint.

Hier unten umstehen die stattlichen Buchen schweigend das hochgrasige Tal. Alle Geräusche des Tages haben sich gesammelt in das eine Rauschen des Waldbachs. Der Waldbach ist die Stimme dieser Nacht.

Langsam weicht nun der Schatten des hohen Berges über die Wiese zurück. Die Rehe stehen hell. Der Vollmond hat sich vom Gipfel losgerungen und erhebt sich frei und groß über die zauberschöne Landschaft.

* * *

Erst wenn dein begehrender Wille
Tapfer zum Schweigen gebracht:
Vernimmst du die Stimmen der Stille,
Die großen Gespräche der Nacht.

* * *

„Was ist Schönheit?" So wurde eine Blinde gefragt. „Schönheit ist eine Form von Güte," antwortete das Mädchen, dem die Herrlichkeit dieser Welt verschlossen ist. Herrlich Wort! . . .

Ich stand auf dem Felsen, den man den „ausgebrannten Stein" nennt — es geht ein uralter Stollen hindurch — und sah der Sonne nach. In innig durchglühten Wölkchen löste sie sich auf, jenseits Oberhof, jenseits dieser vielen Wälder. Weißgoldig waren ihre umfliegenden

Wölkchen in der Nähe der verschleierten Sonne, gelbgoldig am entfernteren Horizont. Und von unten her zackten sich die dunklen Tannen in dies flüssige Licht.

Und da, angesichts der wonnig herüberschimmernden Buchten und Inseln, die mich durchdrangen mit ihrer himmlischen Lichtglut, hatte ich den Eindruck: „Ja, Schönheit ist eine Form von Güte." Dieses wunderbare Licht setzt sich in mir in Wärme um. Und diese Wärme in Gutsein. So wirken große und gute Menschen.

Den Blick wendend, sah ich im Süden das reine Blau des freigelegten Himmels. Einzelne weiße Streifwolken irrten über das Gebirge, das feucht und verregnet lag, wie abgewaschen und noch nicht wieder angestrichen. In vielfältigen Kammlinien lief das alles um mich her, mit eigenartigem Ernst. Hob ich aber den Blick wieder in jenes entzückende Sonnenland, so kam es wie Lachen über mich, wie Liebe, wie Frohsein und Gutsein — wie Poesie, die aufleuchtet aus den Tiefen einer gottestrunkenen Seele.

* * *

Das Gebäude des Hasses — der Staat. „Auge um Auge, Zahn um Zahn." Altes Testament.

Das Reich der Liebe — die Poesie. „Sehet die Lilien auf dem Felde an!" Neues Testament.

* * *

Geheimnis: über die wahre Natur der Sonne können wir nichts wissen. Wir stehen unter ihrem unmittelbaren Einfluß und sind durch sie in Flammen gesetzt. Wir können also nur ganz subjektiv (nämlich „irdisch", planetenhaft befangen) ihre Wirkung auf uns feststellen. Um über diese uns entzündende Kraftmasse zu urteilen, müßten wir einen dritten Standort innehaben.

Wunderbare Anziehungskraft der Sonne! Sie zieht diese Bäume aus der Erde empor, langsam, stetig, wie man ein Fernrohr auseinanderzieht. Bis keine Stoffe mehr herauszuziehen sind, dann läßt sie die Hand vom Baume — und er sinkt kraftlos in sich zusammen.

Schöpferisch ist also die Sonne; die Erde aber liefert den Stoff. Erde und Sonne müssen in ein Verhältnis treten wie zwei Elektrizitäten. Wie Mann und Weib.

Wie nun, wenn die Sonne uns ebenso nötig hätte wie wir die Sonne? Wenn die Sonne durch die Zusammenwirkung der umkreisenden

Planeten erst in Flammen versetzt würde — wie wir Planeten durch die für uns alle ausreichende einzige Masse der Sonne?

Gesetz der Wechselbeziehung. Wie zwischen Mensch und Mensch, Herz und Herz, Geist und Geist, Genie und Masse, Lehrer und Schülern — so zwischen den Gestirnen. Sie setzen einander in Flammen.

* * *

An einem Birkenstämmchen stand ich heut und sah durch ein sehr feines Fernrohr. Das Bäumchen war mit Regentropfen behängt. Zierlich drängten sich die runden Tröpfchen — rund wie dein Auge, rund wie die Erde, rund wie die Sonne.

Ich schaute nahe und lange in einen dieser feinsten Diamanten. Das zarte Geäder des Busches spiegelte sich darin mit entzückender Kleinheit. Ja, als ich ein beschriebenes Blatt dahinter hielt, spiegelten sich in unlesbarer, aber zu erratender Feinheit die Worte dieses Briefes wieder. Und über dem brach die Abendröte unter dem breit hinwegziehenden Wolkenhimmel hervor — und alle sieben Farben des Sonnenlichtes wurden von meinem Regentröpfchen eingefangen und mir mit Anmut widergespiegelt.

Das Weltall mit seinem grenzenlosen Inhalt umspannen — kannst du nicht. Aber du kannst Regentropfen sein. Du kannst das All in dich einscheinen lassen und mit reinem Herzen widerspiegeln.

* * *

Unbarmherzig überleben sich die Verhältnisse; unwiederbringlich altern die Menschen. Erschüttert stehen wir manchmal still inmitten dieses Entsagen-müssens und sehen in einem stillen Waldweiher ein ernstes Gesicht, das wir kaum als das unsere anerkennen möchten.

Aber es ist in uns eine Gegenkraft. Es ist in uns sichtende und verklärende Erinnerung. Und wenn sie recht gesichtet und verklärt ist, so heißt sie Dankbarkeit. Wer einmal tief in ein goldig Frauenherz, in ein tauklares Kindergemüt geschaut und darin im Spiegelbild Gott erkannt hat, der wird nie mehr unglücklich. Was du in bedeutender oder aufmerksamer Stunde in dich aufgenommen hast, geht dir nie mehr verloren. Das Wertvolle daran verarbeitet sich in dir und wird ein Bestandteil deiner inneren Welt. Und so hast du dann das räumlich und zeitlich Entschwundene wahrhaft in Besitz.

* * *

Manche Menschen, fürchten sich vor dem Altwerden. Warum? Sie sollten sich lieber fürchten vor dem Unreif-bleiben! Wer wahrhaft Leben in sich hat, der kennt diese Angst nicht — denn der wird nicht alt.

Aus dem Kind entwickelt sich der Jüngling: aber das Dauernde der Kinderjahre, das empfängliche Kinderherz, nimmt er mit in seine neue Lebensform. Verliert er es aber, so ist der Drang in ihm, es zurückzuerobern. Und er wird es zurückerobern, ob spät oder früh. Aus dem Jüngling wird der Mann: aber des Jünglings auszeichnende Kraft, die Fähigkeit der Begeisterung, rettet und vertieft er. Zu diesem Besitz aus zwei Lebensaltern erringt sich nun der Mann ein Drittes: abwägende und besonnene Ruhe.

So ist jedes Lebensalter eine Bereicherung. Der recht gewachsene Greis kann Kind sein mit den Kindern, als Jüngling sprühen mit dem Jungvolk, als Mann beraten mit Männern. In solchem Sinn gibt es weder Vergessen noch Altern, weder Ferne noch Nähe. Alles ist Besitz, alles ist Gegenwart.

* * *

Schönes laß' ich in diesen Wäldern zurück und laß' es anderen. Schöneres nehm' ich mit. Den Nachhall reingestimmter Tage, Gespräche ernsten Verständnisses, Aufleuchten in blanken Augen — dies und anderes nehm' ich mit. Es geht in der Innenwelt neue Verbindungen ein, es schwingt in veränderten Formen weiter — — niemand weiß, wo solche Tage enden mögen. Gibt es denn ein Ende? Gibt es einen Tod?

Bücherschau.

Theodor Schiemann, Deutschland und die große Politik anno 1904. 356 Seiten. Berlin, G. Reimer. 6 Mk., geb. 7 Mk.

Wir brauchen von dieser Fortsetzung des nunmehr 4. Bandes der bekannten meisterhaften Wochenübersichten unseres hochverehrten Mitarbeiters unseren Lesern lediglich Nachricht zu geben, daß sie wiederum pünktlich erschienen ist. Unsere Leser wissen, was sie an politischem Wissen und Urteil in dieser Fundgrube für beides finden. Möge nun auch in immer weiteren Kreisen diese schlechthin einzigartige Erscheinung zur äußeren Politik unserer Tage sich als Lehr- und Nachschlagewerk einbürgern. O. H.

Die Polenfrage in Rußland.

Von

* * * in St. Petersburg.

Die letzten blutigen Vorgänge in Russisch-Polen haben unsere Aufmerksamkeit wieder einmal stärker auf die Polenfrage, wie sie sich im Laufe der Jahre gegenüber dem Russischen Staat und den Russen gestaltet hat, gelenkt. Ehe ich an die Darstellung des gegenwärtigen Standes dieser für alles Deutsche so hoch bedeutenden Frage herantrete, möchte ich vorausschicken, daß es angesichts der knappen Form meiner Ausführungen unpraktisch wäre, der nationalen Seite einen weiteren Raum zu widmen. Denn tatsächlich hat sich die Bevölkerung des Zartums Polen und des Herzogtums Lithauen seit dem Aufstande von 1863 und die russische politisierende Welt seit dem Tode Alexanders II. derart entwickelt, daß wir zu einer annähernd klaren Vorstellung der gegenwärtigen nationalen Strömungen jenseits unserer Ostgrenze lediglich auf dem Wege durch die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse hindurch vordringen können. Infolge dieses Umstandes könnte der Leser freilich leicht zu dem Glauben kommen, als sei die Polen-Gefahr nicht so dräuend, wie sie die Vertreter einer energischen Ostmarken-Politik darstellen, als sei sie noch in weiter Ferne. Dann wäre mein Aufsatz umsonst geschrieben. Eine Polen-Gefahr besteht, und gerade im gegenwärtigen Augenblick ist sie größer als je zuvor. Das alte Rußland, das in der Polenpolitik stets als unser, wenn auch häufig unbequemer, Bundesgenosse betrachtet werden konnte, hat abgewirtschaftet, und ein neues steht der Geburt entgegen. Dieses neue Rußland, in dem Slavophilen vom Schlage des jungen Suworin[1]) die erste Rolle spielen werden, hat aber keine hervorragenden Sympathien für Deutschland.

I.

Die **Polen in Rußland** allgemein betrachtet haben sich **wirtschaftlich** in der gleichen Richtung entwickelt wie die in Preußen. Sie haben zwar

[1]) A. A. Suworin ist Herausgeber der seit dem Dezember 1903 erscheinenden Petersburger Tageszeitung „Russj", die in der Polenfrage eine bedeutsame, führende Rolle spielt.

nicht den hohen Stand erreichen können, den heute die preußischen Polen einnehmen, weil es ihnen einmal an den Hilfsmitteln der modernen Kultur mangelt, mit denen der preußische Staat seine Angehörigen durch sein hochentwickeltes Rechtswesen, durch Lehranstalten aller Art, Wege, Post usw. in so reichem Maße versorgt, weil ferner die russische Wirtschaftspolitik die Grenzprovinzen noch mehr vernachlässigt als die des Binnenlandes und schließlich, weil ihnen das gute Beispiel des deutschen Gewerbetreibenden fehlt. Der Pole kann von den Russen in wirtschaftlicher Beziehung nicht lernen, er könnte sie lediglich belehren. Dennoch müssen wir zugeben, daß sowohl der Adel wie der polnische Kaufmanns- und Handwerkerstand sich auch in Rußland fast durchgehends gehoben haben. Das Verdienst der Polen selbst daran ist aber weit größer als in Preußen, und wir können aus dieser Tatsache schließen, daß die geistigen und moralischen Kräfte der Polen ganz erheblich zugenommen haben.

Zum bessern Verständnis der ganzen Frage müssen die Polen in Rußland territorial eingeteilt werden in solche Lithauens, des eigentlichen Zartums und Kleinrußlands. Jeder dieser Landesteile hat der Entwicklung der Polen einen eigenen Stempel aufgedrückt und in Verbindung mit den verschiedenen Berufsarten ihre politischen Interessen beeinflußt. In Lithauen und Kleinrußland tritt der Großgrundbesitzer, im Zartum der Handeltreibende und der Arbeiter politisch am meisten hervor. Dort steht der Adel isoliert, hier, soweit er überhaupt in betracht kommt, im engen Zusammenhang mit allen anderen Klassen der Bevölkerung. Es ist darum auch ganz natürlich, wenn die Beziehungen zu den ausländischen Polen und zur großpolnischen Bewegung in Lithauen und Kleinrußland weit stärker ausgebreitet sind, als in Polen, wenngleich die oberflächliche Betrachtung den Anschein des Gegenteils erweckt. — Ein solcher Anschein ist wohl in erster Linie auf die Tätigkeit polnischer Angehöriger der freien Berufe zurückzuführen. Diese sind in den polnischen Städtchen zahlreicher, als in Lithauen und Kleinrußland, bilden aber nur verschwindend kleine Gruppen gegenüber der andern Bevölkerung. Im allgemeinen betrachtet spielen sie eine ähnliche Rolle, wie in allen andern Ländern; wir werden ihrer deshalb lediglich bei den Parteibildungen zu gedenken haben.

* * *

In Lithauen bildet der polnische Adel, wozu ich auch die Mehrzahl des katholischen lithauischen Adels zu rechnen wünsche, die einflußreichste Schicht der Bevölkerung sowohl wegen seiner Zahl, wie wegen

seiner guten materiellen Lage, wie schließlich wegen seiner guten Beziehungen zum Klerus. Als Landwirt ist der Adel Exploitateur der billigen Arbeitskraft des überwiegend stumpfen Lithauers und zwar sowohl als Besitzer wie als Verwalter. Allerdings ist dem Adel die russische Regierung wohl unabsichtlich zu Hilfe gekommen, als sie mit ihrem ungebildeten und vielfach unehrlichen Beamtenpersonal nicht in der Lage war, die Tätigkeit und Entwicklung der lokalen Agrarbank zu verfolgen. Daher steht heute die „Wilnaer Agrarbank" vollständig unter polnischem Einfluß. Sie erhält direkte und indirekte Zuschüsse, sowohl aus dem russischen Finanzministerium, wie auch vom katholischen Erzbischof von Wilna. Sie hat in Lithauen im Laufe der letzten dreißig Jahre gegen 250 Millionen Rubel auf polnischen Grundbesitz geliehen, von denen gegenwärtig über 100 Millionen noch stehen. Infolge dieses Geldzustroms sind die meisten polnischen Güter jenes Gebietes in relativ hohe Kultur gekommen, und die Besitzer haben ihren Wirtschaftsbetrieben Gewerbe und Industrie hinzufügen können; Gerbereien und Schlächtereien stehen da neben der Stärkefabrik und der Brennerei. So hat unweit der Stadt Wilna Graf Anton Tyszkiewicz eine Bäckerei neben seiner Mahlmühle angelegt, deren Erzeugnisse in der Stadt verhökert werden und das in deutschen bezw. jüdischen Händen liegende Bäckereigewerbe erdrücken. Anfangs haben die Edelleute sich vom händlerischen Grafen zurückgezogen, heute macht es die Mehrzahl von ihnen ebenso wie er. — Der polnische Gutsverwalter, der sich zum größten Teil aus denjenigen Familien des Niederadels rekrutiert, deren Habe nach den Aufständen von 1861/63 von der russischen Regierung konfisziert wurde, hat den deutschen fast vollständig verdrängt und ersetzt ihn wirtschaftlich durchaus. Ich habe u. a. auch Güter der lithauischen Fürsten Drucki-Lubecki, die von Polen verwaltet werden, besucht und Einblick in deren Verwaltung genommen, — von „polnischer" Wirtschaft kann da nicht die Rede sein, es sind Musterwirtschaften. Und das sind nun etwa keine Ausnahmen. Überall, wo ich in Wilna, Kowno, Grodno saubere Höfe und gute Leutewohnungen sah, da wirtschafteten polnische Verwalter. Wo Russen oder Deutsche Besitzer sind, habe ich in den genannten Gouvernements die bedauerlichste Mißwirtschaft konstatieren müssen.[2])

[2]) Die deutschen Besitzer in den gen. Gouvernements machen für ihre Notlage in erster Linie die deutschen Kornzölle verantwortlich. Größtenteils aber, glaube ich, ist mangelnde Energie und Intelligenz die Ursache des Niederganges, denn die russische Regierung ist bestrebt, ihnen zu helfen. In dieser Beziehung stehen sie besser als die Polen.

Welche Stellung der lithauisch-polnische Adel der russischen Regierung gegenüber einnimmt, hat er anläßlich der Enthüllungsfeier des Denkmals Katharinas II. zu Wilna im Oktober 1904 deutlich bewiesen. Es bedurfte des ganzen persönlichen Einflusses des bei den Polen hochgeschätzten Swjatopolk-Mirski, um wenigstens einen „Thee" zu stande zu bringen, bei dem etwa ein Drittel des Adels erschienen war. Die Erschienenen werden seitdem als Verräter der polnischen Sache boykottiert. Der russischen Regierung sind diese Antipathieen kein Geheimnis gewesen. Darauf allein ist der Umstand zurückzuführen, weshalb Plehwe das Nordwestgebiet nicht mit der modifizierten Sjemstwo, die er dem Südwestgebiet bescherte, ausstattete, und weshalb die nationale Bewegung unter den Lithauern ähnlich der der Esthen und Letten seitens der Regierung unterstützt wurde. Wie ich aus guter Quelle weiß, ging die Regierung mit dem Plane um, speziell die Grenzen der Gouvernements Wilna und Kowno derart zu verändern, daß das polnische Element durch vereinigte Russen und Deutsche in die Minderheit kam. Der Plan wanderte mit Plehwes Tode zu den Akten. Die Bewegung unter der lithauischen Bevölkerung ist dagegen einen gewaltigen Schritt vorangekommen, als Swiatopolk-Mirski während seiner Amtstätigkeit als Generalgouverneur von Wilna die Zulassung von in lithauischer Sprache geschriebenen Gebetbüchern und Zeitungen beim Heiligen Synod bezw. beim Senat durchgesetzt hatte. Dadurch ist vor allen Dingen der Einfluß der polnischen Geistlichkeit zugunsten der lithauischen herabgemindert. Wie groß dieser Einfluß war und ist, kann aus der Tatsache gefolgert werden, daß es den Geistlichen im Laufe von drei Jahren gelungen ist, der stark dem Trunk ergebenen Landbevölkerung der Gouvernements Kowno und Wilna den Branntweingenuß vollständig abzugewöhnen.

Städtische Fabrikarbeiter gibt es unter den Lithauern verschwindend wenig. In den drei Industriezentren des Gebiets, Kowno, Wilna und Bjalystok setzen sich die Fabrikarbeiter zusammen aus den einheimischen Juden und Deutschen und aus eingewanderten Polen, Russen, Esthen und Letten. Die Juden bilden etwa ein Drittel der Gesamtzahl, doch verschiebt sich das Verhältnis je nach den Branchen; so sind in der sehr stark ausgebreiteten Leder- und Borstenverarbeitung fast ausschließlich Juden, in der Eisen- und Maschinenindustrie fast ausschließlich Christen beschäftigt, während in den Manufakturen und in der Holzbearbeitung Christen und Juden zu gleichen Teilen Verwendung finden. Aus den angedeuteten Verhältnissen ist unter den Lithauern auch noch von keiner sozialistischen Propaganda zu spüren; wo aber soziale Fragen auftauchen, sind sie gewiß Folgeerscheinungen der staatlich sanktionierten nationalen Bewegung.

Die Polen ihrerseits haben es verstanden, auch in den Städten Lithauens die Grundlage zu einem polnischen Mittelstande zu schaffen. Das Material dazu boten ursprünglich in Vermögensverfall geratene Gutsbesitzer und Einwanderer aus dem stark bevölkerten Zartum. Besonders in der Stadt Wilna springt uns diese Tatsache grell in die Augen. Dort gibt es ungeachtet der jüdischen Konkurrenz eine große Anzahl reinpolnischer Geschäfte aller Branchen, eine polnische Bank, die „Wilnaer Privat-Handelsbank", die mit der schon erwähnten Agrarbank in intimsten Geschäftsverbindungen steht und einen tüchtigen Handwerkerstand, sogar ein Hotel „St. George", in dem der Einkehrende entweder polnisch oder französisch zu sprechen hat, wenn er sich den Aufenthalt daselbst nicht verleiden will.

Großes hat die polnische Gesellschaft für die Schaffung und Erhaltung des Handwerkerstandes getan. (Das Folgende gilt auch für das Zartum.) So sind an allen bedeutenderen Plätzen Handwerksschulen und Gesellschaften für Kleinkredit errichtet worden, die ausschließlich „Christen", d. h. Polen zu gute kommen, — der orthodoxe Konzessions-Iwan kommt nicht in Betracht. Von besonderer Bedeutung sind die Kreditgesellschaften; sie gewähren nicht nur Geldmittel, sondern sorgen vielfach auch für den Absatz der Waren (u. a. in Wilna, Warschau, Lublin). Der Schuhmacher bekommt z. B. von der Gesellschaft Leder zu Stiefeln geliehen und verpflichtet sich lediglich im Falle, daß er die Stiefel nicht verkaufen kann, sie im Zentralbureau abzuliefern, das seinerseits den Verkauf übernimmt, dem Handwerker aber neues Material liefert. Oder ein Tischler hat einen Schrank auf Bestellung angefertigt, den der Besteller aus irgend einem Grunde nicht abnehmen will. Die Kreditgesellschaft übernimmt den Schrank, bezahlt zwischen 60—80% seines Wertes bei Ablieferung an den Tischler und den Rest nach Abzug geringer Unkosten beim Verkauf. Naturgemäß hat das System schon an verschiedenen Orten Überproduktion hervorgerufen und zum Nachlassen der Preise geführt. Dennoch konnte eine große, nach Tausenden zählende Schar von Handwerkern während der nun schon sechs Jahre in den Westprovinzen anhaltenden Krisis über Wasser gehalten werden, indessen Russen, Deutsche und Juden an allen Orten finanziell zusammenbrechen.

* * *

In Kleinrußland hat sich das polnische Element nicht in der günstigen Weise entwickeln können, wie in Lithauen. Den Grund dafür möchte ich in der Abwesenheit katholischer Geistlichkeit finden. Dort wie

im südlichen Teil Weißrußlands (Pripet-Gebiet) hat der polnische Edelmann sowohl gegen die offizielle Orthodoxie, wie gegen die ihm feindlich gesinnten Ruthenen zu kämpfen. Die katholischen Kirchen und Klöster stehen leer oder sind in griechisch-katholische Gotteshäuser umgewandelt. Das Bauernvolk zeigt sich von Jahr zu Jahr unter dem Einfluß der Propaganda der Narodniki aufgeregter und anspruchsvoller, und die Provinzbehörden greifen lediglich dann rechtzeitig ein, wenn „russischer" Besitz in Gefahr ist. Nicht ohne Einfluß ist die Verfolgung der Ruthenen in Galizien durch die Polen geblieben. Dadurch ist besonders die kleinrussische, vorwiegend demokratische Intelligenz abgeschreckt worden, mit den Polen Hand in Hand zu gehen.[3]) Sie ist überdies augenblicklich derartig verbunden mit der moskowitischen Intelligenz, daß sie nur wenig Interesse für polnische Angelegenheiten zeigt; sie hat sogar ihre eigenen nationalen Wünsche auf den zweiten Plan zu Gunsten der allgemeinen russischen gesetzt. In Kleinrußland geht der polnische Adel zurück. — Anders ist es mit dem Handelsstande. Die Zahl der polnischen Firmen mehrt sich von Jahr zu Jahr, aber nicht aus einheimischen Elementen, sondern aus solchen, die aus dem Zartum abwandern.

* * *

Der Unterschied zwischen den eben geschilderten Verhältnissen und denen im Zartum Polen liegt in dessen Tendenz, sich zu einem Industrielande zu entwickeln, während in Lithauen und Kleinrußland die Agrarfrage noch für viele Jahrzehnte im Brennpunkt des allgemeinen Interesses stehen bleiben wird. Solche Tendenz läßt den grundbesitzenden Adel in seiner Bedeutung für politische Fragen in den Hintergrund treten, während der Handel und Gewerbe treibende Mittelstand in den Vordergrund rückt. Ja, es treten sogar Widersprüche auf dem Gebiet der nationalen Politik ein, die zu Ungunsten des Landadels entschieden werden! Gerade im Zartum lassen sich in gegenwärtiger Zeit recht interessante Beobachtungen in dieser Beziehung machen, weil mit der Industrie auch das internationale Kapital auf den Kampfplatz getreten ist. Die Mehrzahl des Adels in Polen ist stehen geblieben oder zurückgegangen, was dasselbe ist, und lediglich die Großgrundbesitzer, die sich an der Industrie beteiligt haben, sind vorangekommen. Diese wenigen sind aber dieselben, die in Posen und Galizien begütert sind, — eine

[3]) In kleinrussischen führenden Kreisen wurde mir die „Ruthenische Revue" als ausgezeichnet informiertes Blatt empfohlen.

von Jahr zu Jahr wachsende Zahl; sie interessieren hier aber nicht. Umso größer ist unser Interesse am Mittelstande.

Der polnische Mittelstand im Zartum ist ein Konglomerat aus Polen, Deutschen und Juden und läßt sich bezeichnen durch die Namen Januszewski, Szulc und Warszawski. Er ist gleich den nicht polonisierten Juden und eingewanderten deutschen Teilhaber an der gewaltigen Manufakturindustrie in Lodz und Bjalystok, an den Eisenwerken und Kohlengruben von Dombrowa, an den Maschinenfabriken in Warschau, Petrikau und Kalisch; er ist Teilhaber an den Handelsunternehmungen, die ihre Filialen in Petersburg, Riga, Moskau, Charkow und Kijew haben und schickt seine Waren überall dorthin, wo der Kosak oder das russische Finanzministerium die Wege für den Handel geebnet hat, nach Persien, Zentralasien und Ostsibirien. Seine Söhne läßt er sich an allen bedeutenderen Städten des russischen Reichs etablieren als Kaufleute, Ärzte und Rechtsanwälte, wo sie dem Russen eine erfolgreiche Konkurrenz machen und die Brücke zur unzufriedenen Intelligenz schlagen. Mit einem Wort: der Mittelstand ist aus den engen Grenzen seines Vaterlandes bereits herausgewachsen und wächst immer weiter und in dem Maße heraus, wie sich die einheimische Produktion hebt, um immer engere Fühlung und Verbindung mit Rußland anzuknüpfen. Die russische Regierung erschwert die Entwicklung, indem sie durch Spezialtarife auf den Eisenbahnen die Einfuhr polnischer Waren in Rußland behindert. Der polnische Mittelstand unterhält mit Deutschen und Juden auf dem Boden des Geschäfts gute Beziehungen; lediglich wo die Konkurrenz einen scharfen Charakter annimmt, wird die Nationalität zur Geltung gebracht, um sich einen Kundenkreis zu sichern. Die gebildeten Juden fühlen sich als „Polen" und vermeiden keinen Anlaß, um dies Gefühl zur Schau zu tragen.

Mit der Industrie ist in Polen auch der Fabrikarbeiter als eine selbständige soziale Schicht eingezogen. Der polnische Industriearbeiter, möge er Deutscher, Pole oder Jude sein, ist im Gegensatz zum russischen genau derselbe Proletarier, wie der westeuropäische. Er ist vom Lande völlig losgelöst, während das Gros der russischen Fabrikarbeiter noch durch Land und Grundbesitz in der Landgemeinde Wurzel hat. Doch ist die wirtschaftliche Lage der polnischen Fabrikarbeiter bedeutend schlechter, als die der westeuropäischen. Schuld daran ist in erster Linie die furchtbare Konkurrenz seitens des jüdischen, unvernünftigen Ausnahmegesetzen unterworfenen Proletariats und Geschäftsmannes und das Vorhandensein von Mietsfabriken in der Manufakturindustrie. Solche Mietsfabriken

machen es ganz kleinen Leuten möglich, selbständig zu produzieren, oder mit anderen Worten, sie führen der Produktion jene kleinen Kapitalien zu, die sich eben wegen ihrer Geringfügigkeit bisher fern halten mußten. Ein zweiter Vorteil ist dann, daß für gewisse Zeit energischen Persönlichkeiten die Selbständigkeit gewährt bleibt. Dennoch sind die Nachteile für weite Schichten der Bevölkerung so große, daß die geringen Vorteile vollständig verschwinden. Vor allen Dingen ist das Gros der in Mietsfabriken produzierenden Fabrikanten weder durch Kapitalbesitz noch durch technische Kenntnisse, noch durch moralische Eigenschaften befähigt, die Rolle des Unternehmers zu spielen. Es sind Eintagsfliegen, die meist nur eine gute Konjunktur in der Branche ausnutzen wollen, häufig Schmuggelware verarbeiten und absolut nur für die Dauer der Konjunktur ein Interesse für die Aufrechterhaltung des Betriebes haben. Die Lage der Arbeiter ist daher im höchsten Grade unsicher. Sie haben alle Unannehmlichkeiten der Fabrik zu erleiden, ohne an den durch die Fabrikgesetze geschaffenen Wohltaten zu partizipieren, da diese in der Mietsfabrik keine Anwendung finden! Die in Mietbetrieben beschäftigten Arbeiter stellen darum eine fortwährend fluktuierende, hin und her geworfene Masse dar.[4])

In den letzten Jahren hat auch die Armut des russischen Bauern und zuletzt der unheilvolle Krieg in Ostasien die Lage der polnischen Industrie-Arbeiter verschlechtert. Die Fabriken des Zartums haben ihre Betriebe durchschnittlich um 75% verringert. Diese Angaben werden es glaubwürdig machen, wenn ich behaupte, die gegenwärtigen Aufstände in Polen seien auf sozialem und nicht auf nationalem Boden entstanden. Meine Ansicht wird aber auch durch einen anderen Grund gestützt. Die niedere Landbevölkerung hat sich bisher am Aufstande nicht beteiligt. Eine Erklärung dafür finde ich in ihrem seit etwa 10 bis 12 Jahren stetig wachsendem Wohlstande. Der offizielle Wjestnik Finanzow (Nr. 15/1904) schreibt zu diesem Thema: Die bäuerliche Landwirtschaft habe sich in den letzten Jahren ganz besonders durch die Sachsengängerei der Bevölkerung gehoben. Alle ethischen und sozialen Vorteile für die Bevölkerung werden aufgezählt, wie Hebung ihrer Arbeitsfähigkeit, des Gesichtskreises und der Ansprüche. Die Summe der reinen, von den Sachsengängern aus Preußen mitgebrachten Ersparnisse habe nach eingehenden Untersuchungen mindestens betragen: im Jahre 1900 17,4 Millionen, 1901 — 19,5 Millionen, 1902 — 18,6 Millionen Mark; wolle man auch die aus Amerika fließenden Gelder rechnen, dann würden

[4]) Für Bjalystok näher ausgeführt in Nr. 330 d. St. Petbg. Ztg./1904.

21000000 Mark überschritten. Im Zusammenhang mit dieser Erwerbsquelle außerhalb des Landes seien auch die Löhne gestiegen: im Gouvernement Sjuwalki um 20%, Plock um 45% und Kalisch um 60%. Diese günstigen wirtschaftlichen Verhältnisse geben dem niederen Landvolk mehr Selbständigkeit gegenüber den Einflüssen der Gutsbesitzer und der Geistlichen, denn ihre Interessen liegen nicht mehr in der Nähe derjenigen des Großgrundbesitzes.

II.

Die **politischen Parteien**[5]) unter den Polen sind in zwei große Gruppen zu teilen: die soziale und die nationale Gruppe. Die Nationalpolen pflegen den sozialen Parteien keine große Bedeutung beizumessen, während ich bei den Sozialen — ich vermeide absichtlich das Wort Sozialisten, weil es nur einen kleinen Teil, nicht aber die ganze Gruppe bezeichnen würde — eigentlich durchweg die Ansicht gehört habe, die Nationalen seien Schädlinge und müßten bekämpft werden. Ich selbst messe den Sozialen die größere Bedeutung für die nächste und fernere Zukunft Polens bei, weil meines Erachtens ganz Rußland momentan von sozialen Fragen und nicht von nationalen wiederhallt und weil sich unter dem Deckmantel sozialer Bestrebungen nationale Pläne bei einem durchgehends national fühlenden Volke ganz von selbst bis zur Reife entwickeln können. Ich denke mir, jeder gebildete Pole muß den Traum an die künftige Größe seines Vaterlandes in seiner Brust tragen, und nur wenige mag es unter ihnen geben, die sich dessen noch nicht bewußt geworden sind.

Der Boden, auf dem die soziale Bewegung in Polen herangewachsen ist, ist die allgemeine wirtschaftliche Depression, unter der ganz Rußland infolge der übertriebenen Expansionspolitik seiner Regierung seit Jahren leidet und die Unzufriedenheit, die immer von neuem hervorgerufen wird durch die gegen katholische Polen angewendeten Ausnahmegesetze. Die Ausnahmegesetze haben u. a. auch deshalb eine soziale Rückwirkung, weil sie von den russischen Beamten in erster Linie gegen die unbemittelten Klassen in Anwendung gebracht werden, während die besitzenden sich leicht von ihr frei machen können. Der größte Teil der russischen Beamten treibt in Polen keine nationale Politik, sondern fast ausschließlich

[5]) Zu den folgenden Ausführungen siehe auch folgende Nummern der Petersburger „Russj". 118, 188, 298, 319, 321, 323, 333, 336, 342, 345, 346, 349, 354, 356, 359,366, 370, 373, 380/1904 und 27/1905.

egoistische Portemonnaie-Politik. Ich möchte, nachdem ich eben das Westgebiet durchwandert habe, aus leicht verständlichen Gründen keines der sich täglich wiederholenden Beispiele anführen; nur auf eine Gepflogenheit sei hingewiesen, auch weil sie bezeichnend ist für einen Teil unserer Landsleute in Rußland. Den „Polen" ist es verboten, in Litauen Landbesitz zu erwerben. Infolgedessen lassen sie durch einen „Russen" kaufen, sich aber die Hypotheken zuschreiben und zu „Verwaltern" ernennen. Solche Geschäfte werden von den Beamten gern „vermittelt"; leider aber geben sich auch Deutschrussen dazu her, die es vergessen zu haben scheinen, daß sie Germanen sind, obwohl ihnen ihr Germanentum durch preußische Orden patentiert worden ist.

Die soziale Gruppe umfaßt neben der polnischen Arbeiter-Partei,[6]) die jüdischen Bunde[7]) und die jüdisch-polnische (vielleicht besser jüdisch-slavische) demokratische Partei.[8]) Dieser Gruppe gehört neben der städtischen Arbeiterschaft die gesamte Politik treibende Judenschaft, die Mehrzahl der polnischen Kaufleute und die Mehrzahl der polnischen Juristen, Ärzte und Schriftsteller an. Die Geistlichkeit steht den Sozialen im Innern feindlich gegenüber, versäumt aber keine Möglichkeit, sich ihren Einfluß bei der Gruppe zu erhalten. Die Sozialen hingegen suchen die Geistlichkeit nach Kräften für die Volksbildung auszunutzen. Die Bemühungen der Geistlichkeit sind bisher nicht ohne Erfolg geblieben; denn selbst die organisierten Arbeiter des P. P. S. sind heute noch der Kirche nicht entfremdet, und die Geistlichen haben mit Hilfe der Frauen effektiv lange Zeit hindurch vermocht, die Ausstandsbewegung niederzuhalten. Schließlich aber sind allgemeine wirtschaftliche Not und Einflüsse der Kampfpartei stärker gewesen. Die Macht der Geistlichkeit hat bei den Panrussen den Glauben hervorgerufen, als seien die Unruhen in Polen auf von der Geistlichkeit betriebener nationaler Propaganda erwachsen („Moskowskija Wjedomosti" Nr. 308/1904). Das Gegenteil ist aber der Fall. Die Geistlichen haben entsprechend der Instruktion seitens des „Zentral-Komitee der Volksliga" zu Lemberg vor allem gewarnt, was auch nur den Schein einer nationalen Bewegung geben konnte,

[6]) Polska partia socialystow (P. P. S.).

[7]) „Der jüdische Bund" und „Borbá" (Kampf); letztere Partei ist für die Propaganda der Tat und hat gegenwärtig in ganz Rußland die Führung der anderen fortschrittlichen Parteien übernommen.

[8]) Viele Mitglieder der demokratischen Partei gehören als Polen der polnisch-demokratischen Organisation in Lemberg, als Juden dem modernen, nationalsozialen Zionismus an, sie sind hauptsächlich wohl als Gegner der russischen Regierung vereinigt.

Rußland sei politisch durch den Krieg nicht genugsam geschwächt, um einen Erfolg für die polnische Sache glaubhaft zu machen; solange Deutschland zu Rußland halte und umgekehrt, sei an keinen Erfolg zu denken. —

Die territoriale Ausbreitung der Sozialen beschränkt sich im allgemeinen auf das Zartum Polen ohne die Gouvernements Lublin und Sjuwalki plus den Industriebezirk von Bjalystok. In Lithauen und Kleinrußland, wo der Adel vorherrscht und wo ein kräftiger Antisemitismus unter den Polen lebt, gehen die Juden gegen den Adel mit lithauischen und russischen Demokraten Hand in Hand.

* * *

Die nationale Gruppe ist einzuteilen in zwei aktive und eine passive Partei: die All-Polen, die Ugodowce, zu deutsch: Kompromißler und die Neutralen.*)

Von den Allpolen brauche ich nicht viel zu sagen: ihre Ziele sind auch dem deutschen Leser bekannt. Sie rekrutieren sich aus dem reichen, in Preußen, Galizien und Rußland gleichzeitig begüterten Adel, der durch einen Aufstand wieder den früheren Einfluß auf die Bevölkerung zu gewinnen hofft. Sie haben bis zum Beginn des Krieges gegen Japan den Aufstand gepredigt, für den Fall einer kriegerischen Verwicklung Rußlands; die freundschaftliche Neutralität Deutschlands hat sie sich aber besinnen lassen. Sie haben sich darum begnügt, von Krakau aus zwei „Erlasse" der „polnischen Regierung" zu veröffentlichen, in denen es der polnischen Bevölkerung verboten wird, für die russische Armee Beihilfen, Spenden usw. zu geben oder zu sammeln (!). Als seitens des Erzbischofs von Warschau die Organisation eines Feldlazaretts in Angriff genommen wurde, mußte er es sich gefallen lassen, von Krakau aus ein Verräter genannt zu werden. Den Allpolen hat es aber wenig genutzt, denn die gebildeten Demokraten waren für Unterstützung der Soldaten, um dem russischen Volke ihre Sympathien zu bezeugen. —

Die wichtigste Partei ist diejenige der Ugodowce. Wie schon angedeutet, bildet sie die national-polnische Seite der demokratischen jüdisch-slavischen Partei. Ihre Pläne sind lediglich zu verstehen im Rahmen der panslavistischen Ideen.

*) s. a. „Wobec wojny", eine Stimme aus Warschau, von Swojak, Krakau 1904 (polnisch).

Stärker als in früheren Jahren hat sich unter den Fortschrittlern in ganz Rußland der Glaube an eine all-slavische Staaten-Gemeinschaft: die „Vereinigten slavischen Staaten" eingenistet. Auf zwei Wegen ist er in die russische Gesellschaft gekommen. Auf der einen Seite haben die Slavophilen das Interesse an den außerhalb Rußlands wohnenden slavischen Brüdern wachgehalten, auf der anderen Seite gibt es in Rußland viele Menschen, die da meinen, das gewaltige Reich könne mit Rücksicht auf die in den verschiedenen Landesteilen verschiedenen Wirtschaftsbedingungen nicht mehr lange nach einem einzigen Prinzip bewirtschaftet werden. Zu seinem eigenen Besten müsse Rußland in einzelne autonome Gebiete zerlegt werden, die sich unter Berücksichtigung etwaiger nationaler Sonderheiten völlig selbständig regierten. Es ist verständlich, wenn solch' eine Idee unter den verständigen Elementen der Polen kräftigen Wiederhall findet. Sie stellt ein erreichbares Ziel vor Augen, keine Utopie, wie das Ziel der Allpolen, ein „Vaterland von Meer zu Meer". Darum haben die Ugodowce ihre politischen Wünsche folgendermaßen formuliert: Das Zartum Polen nebst Galizien[10]) wird Glied eines großen slavischen Staatenbundes, in dem Rußland (Moskowien) die Hegemonie übernimmt. Innerhalb der Grenzen dieses Staates ist die polnische Sprache Landessprache, und Rußland hat kein Recht, sich in irgend welche inneren Verhältnisse des Staates zu mischen. Natürlich sind Zollgrenzen zwischen den einzelnen Staaten unzulässig. Und damit kommt der moderne, händlerische Pole zum Vorschein. Dem Zartum ist es heute mit seiner hochentwickelten Industrie nicht mehr möglich, ohne Rußland als Hinterland zu existieren, oder es müßte einen eigenen Exporthafen haben, über den es seine Erzeugnisse auf den Weltmarkt bringen könnte. Die Zurückgewinnung Posens usw. wird lediglich als eine Frage der Zeit diskutiert; sie würde sich friedlich durch den Proletarier, dessen Hände die deutsche Industrie bedürfte, vollziehen.

Während die Polen das bisher Ausgeführte ziemlich rückhaltlos in der „Russi" besprechen, hüten sie sich wohl, ihre innersten Gedanken und Wünsche zu offenbaren.

Die Polen und wohl jeder Nichtrusse halten die Moskowiter für unfähig, die Hegemonie in einem Slavenstaate auszuüben, weil das

[10]) Galizien würde bei dem bevorstehenden Zerfall Österreichs ohnehin zu Rußland kommen. (!)

eigentliche Rußland gegenüber den Grenzgebieten mindestens um zwei Menschenalter in der Kultur zurückstehe (ich glaube zwei Jahrhunderte); eine andere slavische Gruppe mit Ausnahme der Polen käme aber für die Führerrolle nicht in Frage. Es handelt sich für die Polen einstweilen nur darum, sich selbst polnisch zu erhalten und sich die Sympathieen der russischen Intelligenz zu erwerben. Diese russische Intelligenz kommt aber heute den Polen sehr entgegen. Je demokratischer nun die Forderungen der russischen Intelligenz sind, umso besser, während jeder Versuch, national-russische Strömungen in den Vordergrund zu bringen, abgewiesen werden müsse. Darum lernen die Polen überall die Geschichte ihres Landes und sorgen für weiteste Ausbreitung der polnischen Sprache. Aber aus demselben Grunde halten sie es mit den Juden und mit der internationalen jüdischen Demokratie. Die Juden haben an der russischen und polnischen Intelligenz ein ähnliches Interesse, — sie können lediglich in der Demokratie gewinnen, jede nationale Strömung oder gar national-aristokratische nimmt das Wasser von ihren Mühlen. Darum auch die starke Agitation gegen den Sjemsky Sobor seitens der jüdisch-demokratischen Blätter. Wie bei den Polen, bilden momentan auch bei den Juden kommerzielle Verhältnisse ein großes Gegengewicht gegen politische Forderungen. Polen kann von Rußland politisch nicht getrennt werden, ohne wirtschaftlich zu Grunde zu gehen; es ist auf Rußland angewiesen. Aber auf den Trümmern des alten Rußlands kann sehr wohl ein neues Polen erwachsen.

* * *

Aus dem oben zusammengestellten Tatsachenmaterial geht hervor, daß die Partei der Allpolen gegenwärtig in den Hintergrund getreten ist, während die Ugodowce den meisten Einfluß haben. Die Politik der Ugodowce ist ungemein einfach; sie suchen das nationale Gefühl unter dem Volk wachzuhalten, im übrigen lassen sie die Zeit für sich arbeiten. Sie wollen keine Wiederaufrichtung des Königtums Polen von Meer zu Meer, — so sagen sie heute —, sie wollen eine bescheidene Republik im mächtigen Slawenbunde sein. Dabei spekulieren sie aber ganz richtig: „In diesem Slawenbunde sind wir durch unsere Zahl und durch die Kultur unseres Landes die mächtigsten, während die Moskowiter infolge ihrer Unkultur trotz ihrer Zahl die schwächsten sind. Die Moskowiter werden daher nicht imstande sein, die Hegemonie über die vereinigten Slawen auszuüben, die Rolle des Primas wird somit uns, den Polen, zufallen. Wir haben daher allen Grund, die demokratischen Bestrebungen unter den Russen zu

unterſtützen. — Alles übrige entwickelt ſich logiſch aus den Ereigniſſen von ſelbſt."

In der Möglichkeit einer ſolchen Entwicklung, die von dem internationalen Judentum intenſiv gefördert wird, liegt m. E. alles das, was uns an der Polenfrage in Rußland intereſſiert. Das Intereſſe flaut wieder ab, ſobald Rußland von der Krankheit der Demokratie geneſen, ſein Heil in der Kraft der ruſſiſchen Nation findet. Einzig ein nationalmoskowitiſches Rußland wird imſtande ſein, die Polenfrage in einer für Rußland und damit auch für Deutſchland glücklichen Weiſe zu löſen, niemals der „Allſlawiſche Staatenbund"!

Aus neuen Büchern.

Wenn ich ſehe, daß eine große Sache nur durch den Kampf der Parteien entſchieden werden kann, und der Einzelne vergeblich arbeitet, ſolange er nicht auf eine Seite tritt, ſoll ich meine Kraft nutzlos vergeuden oder untätig zuſchauen, um dem Streit fern zu bleiben? Ich müßte mich der Untreue anklagen. Ich weiß wohl, daß im Hader der Parteien viel geſündigt wird, aber Nichtstun iſt auch Sünde. Es iſt ſo bequem, die Hände in den Schoß zu legen und mit Wohlgefallen ſie betrachten, wie ſie ſo rein vom Schmutze des Welttreibens ſind. Aber wo bleibt die Liebe, die wirken muß, ſolange es Tag iſt?

R. Wimmer.

Aus: Chriſtliche Gedanken für die Suchenden unſerer Zeit. Geſammelt von A. Kesler. J. C. B. Mohr, Tübingen. 3 Mk.

Der Tanz der Zukunft.

Von

Victor Blüthgen.

Arme Miß Iſadora Duncan!

Heute — wir ſchreiben den 19. Februar — hat man in Berlin deinen Ruhm totgetanzt: die Schlaftänzerin Madame Magdeleine; in einer Matinee im ſchönen Theater des Weſtens. Ein Kind der franzöſiſchen Schweiz, in Paris verheiratet und Mutter zweier Sprößlinge.

Aber nein, das wäre zu viel geſagt; ein Ruhm wird ihr bleiben: als der Bahnbrecherin für den Tanz der Zukunft. Auch das bedarf der Einſchränkung, ſagen wir: für eine Tanzkunſt, die Zukunft hat.

Denn das iſt ſicher: dieſe Art zu tanzen, mit der Miß Duncan die gebildete Welt überraſcht hat, dieſe Bajaderenkunſt, die nichts mit den paar herkömmlichen Formeln zu tun hat, in denen ſich der Tanz der europäiſchen guten Geſellſchaft ſeit Jahrhunderten bewegt, ſo wenig wie mit den verwickelten Gebilden, zu denen unſere Ballettmeiſter eine beſchränkte Anzahl feſtſtehender erlernbarer Bewegungen und Poſen verweben und welche bisher die höhere Tanzkunſt ausgemacht, iſt höchſt wertvoll.

Neben dem auf feſte Formeln abgezogenen tritt auf einmal der freie, der Eigentanz, der Tanz der ſchöpferiſchen, perſönlichſten Inſpiration. Er bedeutet etwas, worauf man den Finger legen muß: die Übertragung jener Vorwärtsbewegung, welche die ganze übrige Kunſt ergriffen und welche die neue, die „moderne“ Kunſt herausgearbeitet hat, auf das Gebiet der Tanzkunſt. Die Befreiung des genialen, ſchöpferiſchen Kunſttriebes von der Sklaverei des Herkömmlichen, der überlieferten Formen, um ihm das Recht, ſich auszuleben mit Grenzen, die er ſich ſelber ſetzen will, mit Formen, die er ſich ſelber ſchafft, zu ſichern. Auf dem Gebiet der Muſik hat Wagner den Kampf durchgekämpft. Auf dem der bildenden Kunſt waren die Franzoſen die Bahnbrecher, im letzten Grunde wohl auch auf dem der Dichtkunſt, obwohl wir hier die bewußte Durchführung für uns in Anſpruch nehmen können; es lohnte, einmal auszuführen, wie jeder Schritt, den die Malerei gemacht, einen ſolchen auf dem Felde der deutſchen Poeſie zur Folge gehabt hat: Realismus, Naturalismus, Impreſſionismus, Symbolismus uſw. Nebenbei geſagt, ein Ringen um freiere Bewegung, das ſich deutlich genug ja auch auf das öffentliche Leben übertragen hat.

Man halte die dekorative Kunſt der älteren Zeit gegen den modernen ſogenannten Jugendſtil, wenn man eine ſcharfe Parallele für den Unterſchied der alten Tanzkunſt und der der Duncan und der Magdeleine haben will. Oder

— was allerdings ziemlich dasselbe — die ältere dekorative Kunst Europas gegen diejenige der Japaner.

Die Tanzkunst ist die Kunst der schönen Bewegung. Sie ist Kunst, sofern sie der Ausdruck von etwas Innerlichem ist; ihre einfachste Form die schöne Geste. Keineswegs bloß eine Kunst der Beine: es gibt Tänze, bei denen der Tänzer oder die Tänzerin sich nicht vom Platz rührt. Aber eine Gemütsbewegung von stark befreiender Kraft wie die Freude, das Glücksgefühl, nimmt besonders die Beine in Anspruch. Während nun unsere Tanzkunst bisher darauf ausging, gewisse Tanzformen zu schaffen, bei deren Ausführung die erforderlichen Bewegungen einen Schönheitswert erhielten, wobei der Vorteil herauskam, daß selbst die geringe natürliche Begabung zu einer Leistung befähigt wurde, die zum mindesten sie selbst befriedigte, bricht die Kunst der Duncan und Magdeleine mit dieser Überlieferung. Mit dem richtigen Gefühl: dies ist eine Veräußerlichung des Begriffs Tanz, die ihn dem Dilettantismus preisgibt, den schöpferischen Trieb der genialen Begabung lahm legt. Schaffen wir diesem Raum, stellen wir neben diesen sozusagen objektiven Tanz den subjektiven, den genialen Tanz! Befreien wir ihn von der selbstgeschaffenen Zwangsjacke! Lassen wir die ursprüngliche Quelle dieser Kunst frei sprudeln: den Affekt, der in der mimischen Geste Gestalt sucht!

Der reizvolle Affekt, zur reizvollen, mimischen Geste geworden — das ist die neue Tanzkunst.

In der Tat: das ist ein reformatorischer Gedanke, der hoch über das hinausführt, was wir bisher bei uns Tanz nannten. Bei uns — denn im Auslande, jenseits der europäischen Kultur, gibt es jene Art Tanz seit lange. Einigermaßen sogar Anklänge in europäischen Volkstänzen.

Wenn man die natürliche Quelle der Tanzkunst studieren will, so muß man zu lebhaft empfindenden, beweglichen Völkern gehen, wie beispielsweise die Italiener es sind. Man muß in Neapel beobachten, wie jeder Affekt, auch der schwächste, eine für uns befremdliche Lebendigkeit gewinnt und sich mit äußerlichen Bewegungen befreit; wie an diesen Bewegungen alles teilnimmt, was irgend am Körper beweglich ist; wie das eine solche Mannigfaltigkeit charakteristischer Bewegungen ergibt, so charakteristischer, daß eine Sprache draus wird. Das ist an sich noch nicht Kunst, aber es kann eine Kunst daraus werden, wenn es in den Dienst der Schönheit gestellt wird.

Der erste Schritt dazu ist die Ausbildung der charakteristischen Bewegung zur schönen Bewegung, deren Kennzeichen die Freiheit und die Zweckmäßigkeit sind — die beherrschte Freiheit. Der zweite die Vermischung einer Reihe verschiedener Bewegungen zu einem größeren fortlaufenden Gebilde von reizvoller Wirkung — das ist dann Tanz. Dies ist nur möglich, wenn sich eine Reihenfolge von Empfindungen entsprechend verknüpft, von denen die Bewegungen erzählen.

Sicherlich: man kann sich einen solchen Tanz ganz allein, ohne Zutat denken. Es kann jemand so eine Reihe von Gefühlsvorgängen darstellen, die sich ursprünglich in ihm abspielen, ohne Anregung von außen. Aber diese lautlose

Mimik muß wohl etwas an sich haben, was keinen reinen Genuß aufkommen läßt — man weiß ja, wie Tanz wirkt, wenn man sich dabei die Ohren zuhält. Alle Naturvölker verknüpfen den Tanz mit Musik, und wenn es die primitivste ist. Die eindrucksvollste Stimmungsmalerin ist die Musik, und sie trägt von vornherein den Stempel der Kunst an sich; ihre Mitwirkung hat deshalb den doppelten Vorteil: sie hebt sofort die Tanzbewegungen in die Sphäre der Kunst, die sonst als Ausdrucksmittel für das tägliche Leben gelten, und sie hilft die Empfindungen verdeutlichen und übertragen, die der Bewegung zugrundeliegen.

Aber sie bietet noch mehr: sie bietet dem Tanzenden künstlerisch fertige Stimmungsbilder, erspart ihm die eigne Erfindung, übernimmt die Inspiration. Damit kehrt sich die Sache um: der Tanz hilft die Empfindungen verdeutlichen und übertragen, die der Musik zugrundeliegen.

In ähnlicher Wechselwirkung zueinander steht die Musik und der Gesangstext, der über die Empfindungen, welche der begleitenden Musik zugrundeliegen, aufklärt, sie jeder Mißdeutung enthebt. Das Tanzen zu einem Liede hat damit den weiteren Vorteil für den Tanzenden, daß er mit Sicherheit die Stimmung auszudrücken vermag, die ihm die Musik inspirieren will.

Nun bedeutet ja die Dichtung allein, ohne Musik, auch einen wechselnden Stimmungsausdruck. Man kann auch eine Dichtung allein tanzen. Freilich liegt auf der Hand, daß eben das Maß von Stimmungsgehalt es bedingt, in welchem Grade sich eine Dichtung eignet, getanzt zu werden. Allein die Probe, welche Madame Magdeleine hierauf gemacht hat, bewies doch ziemlich deutlich, daß selbst die glücklichste Deklamation in Verbindung mit Tanz ernüchternd wirkt, und ich habe den Eindruck, daß selbst der Tanz ganz ohne Begleitung einen reineren Genuß gewähren würde, als die Zusammenstellung mit dem bloßen gesprochenen Wort.

Auf diesen Erwägungen baut sich die Tanzkunst der Duncan und der Magdeleine auf. Freilich in ganz verschiedener Weise. Und hierbei kommt ganz entscheidend die Individualität der beiden in Frage. Die Duncan ist der reflektierende, etwas steife und nüchterne angelsächsische, die Magdeleine, deren Mutter vom Kaukasus stammt, die glückliche Mischung des slavischen und gallischen Typus: ursprünglich, beweglich, graziös, impulsiv-genial.

Die Duncan faßt die Sache mit dem Verstande an. Sie hat ihre Kunst einem glücklichen Einfall zu danken und sie verstandesmäßig entwickelt. Ihre Posen, ihre Bewegungen sind studiert und sie wiederholt sie an gehöriger Stelle mit Sicherheit. Sie tanzt Programm. Sie versichert sich der Schönheit ihrer Bewegungen, indem sie die Bewegungen antiker griechischer Vorbilder zum Muster nimmt. Was sie daraus gewonnen, ist überraschend abwechslungsarm — ein ganz geringer Vorrat, mit dem sie einen ganzen Abend bestreitet, wahrscheinlich sämtliche Abende. Und diese sich übermäßig wiederholenden, stereotypen, einstudierten Posen sind nicht restlos frei von der natürlichen Steifheit ihrer Rasse.

Reflektiert mutet auch der innerliche Gehalt ihres Tanzes an. Sie hat sich ausgeklügelt: dies und das sagt die Musik, so und so ist ihr Charakter, das

persönliche Gepräge des Menschen, der dahinter steht. So fügt sichs, daß sie mehr Charakteristik, als Stimmung tanzt. Schon ihre Programms deuten das an: sie tanzt Chopin, Beethoven, Shakespeare oder sonst wen.

Offen heraus gesagt: zuerst interessiert sie, dann ermüdet sie und läßt kalt, wie alle Kunstleistung, die aus der Reflexion geboren und der die überzeugungskraft und die feine innere Bewegung der Geniearbeit fehlt. Am glücklichsten wirkt sie, am freiesten tanzt sie, wo der leidenschaftliche Rhythmus ihr sehr mäßiges Temperament aufstachelt, sie über alle Reflexion fortreißt. Da ist der Moment, wo man an sie glaubt.

Ganz anders Madame Magdeleine.

Sie ist das geborene Tanzgenie. Ob sie unter Umständen wirklich Schlaftänzerin ist, wie sie sich zuerst eingeführt hat, oder ob das ein Reklametrik war — die altgriechische Maske ist bei der Duncan auch nichts viel anderes —, weiß ich nicht. Die Möglichkeit bestreite ich nicht, denn ich habe unzweifelhaft echt im Trancezustande schon anderswo tanzen gesehn. Bei ihrer Vorstellung im Westentheater war Madame Magdeleine jedenfalls nicht in Trance, höchstens zeitweise in einer Ekstase, wie man sie bei der genialen künstlerischen Produktion kennt und die sich ins Unbewußte hinein verliert. Auf der anderen Seite brauchte Direktor Prasch nicht ausdrücklich sein Wort zu geben, daß ihr Tanz nicht durch Proben vorbereitet sei. Daß sie in jedem Augenblick einer Inspiration folgte, die sie der Musik, dem Text, dem gesprochenen Wort entnahm, war für den scharfen Beobachter außer Zweifel. Wer je auf dem Klavier phantasiert hat, wer echte ursprüngliche Zigeunermusik kennt, für den ist der ganze Vorgang vollkommen deutlich. Wie der Zigeuner den Primgeiger den Ton vorspielen läßt und beinahe im selben Moment gefühlsmäßig erfaßt, wie er selber weiter in der Orchesterbegleitung fortzuschreiten hat, die erst im Augenblick geboren wird — dieser selbe visionäre Vorgang spielt sich bei der Magdeleine ab. Mit derselben visionären Feinfühligkeit folgt sie der charakteristischen inneren Bewegung der zu ihr dringenden Stimmung und setzt sie auf der Stelle in Tanz um. Und so ein außerordentlich bewegliches Instrument ist sie, daß ihr Tanz eine Mannigfaltigkeit bekommt, die unerschöpflich scheint. Was wollen die paar ausgeklügelten Posen und Bewegungen der Duncan sagen gegen dies Wellenspiel genialer Unmittelbarkeit! Wie kärglich ist das, was die Duncan an Stimmungsgehalt der begleitenden Unterlage mit dem Verstande abgewinnt, gegenüber der Fülle von Feinheiten, die hier gefühlsmäßig übertragen werden! An diesem graziösen Geschöpf tanzt alles mit, auch das Mienenspiel, das bei der Duncan charakteristischerweise fast unbewegt bleibt. Und wie weich alles, wie gebunden in den Übergängen!

Nur auf die Deklamation soll sie verzichten, nur nach Musik und Gesang tanzen. Wenn Balladen, so mag sie Löwesche Balladen tanzen.

Die Kunst der Duncan kann man erlernen, die der Magdeleine nicht. Aber man kann sie studieren, sie vorbildlich auf sich wirken lassen. Es ist vollkommen

logisch, daß die Duncan eine Schule gründen will, die Magdeleine nicht. Ein Genie wie Frau Magdeleine macht Schule, aber es gründet keine.

Damit ist nicht gesagt, daß die Duncan dies unterlassen solle. Im Gegenteil. Diese neue Kunst soll gelehrt, soll Mode werden. Nur soll Miß Duncan ihre griechischen Mätzchen fortlassen, diesen Äußerlichkeitskram der klassischen Nuditäten, den sie geschmackloserweise auch auf ihre gesellschaftliche Erscheinung überträgt.

Und hier komme ich auf die Bekleidungsfrage.

Die Duncan trägt den Oberkörper undurchsichtig bedeckt, Arme und Beine nackt, diese sehr durchsichtig durch einen an beiden Seiten aufgeschlitzten Krepprock gedeckt. Die Magdeleine ist bis auf die antike Brustbinde ohne jede feste Kleidung, der nackte wunderschöne Körper drückt sich mit seiner Silhouette unter dem bis auf den Boden reichenden, nur schwach durchscheinenden Obergewande an, eine breite Bahn desselben Stoffes fließt ihr im Rücken herab und wird von ihr aufgenommen als spielender Schleier behandelt, mit wundervollem Geschick.

Das sind Kleidungen für künstlerische Schaustellungen auf der Bühne — merkwürdigerweise wirkt die Nacktheit der Magdeleine dezenter als die Halbnacktheit der Duncan. Für die Verpflanzung des neuen Tanzes in die Gesellschaft sind diese Bekleidungen nicht möglich, aber auch nicht nötig. Es hat keinerlei Schwierigkeiten, Bekleidungen zu finden, die, ohne anstößig zu wirken, ausreichend Gelegenheit lassen für den mimischen Tanz, fein zu charakterisieren und sich in reichen und reizvollen Bewegungsnüanzen auszugeben.

Es kann nicht die Rede davon sein, daß diese Tanzkunst dazu angetan wäre, die herkömmlichen Tanzformen zu verdrängen. Für den Massentanz werden diese das Unentbehrliche bleiben. Der neue Tanz ergänzt sie, indem er neben sie den intimen Tanz stellt. Während die alten Tanzformen allen zugänglich sind, wendet sich der mimische Eigentanz an die wirklichen Begabungen, gibt ihnen Gelegenheit, sich als solche zu betätigen, was bisher nur andeutungsweise möglich war. Und es besteht Grund zu der Annahme, daß solche Begabungen namentlich unter der weiblichen Jugend mehr, als man glaubt zu finden sind. Es ist nicht unbedingt so, daß dieser Tanz nur mit einer Person rechnet, mindestens verträgt er gut das Zusammenwirken eines Paares. Bei noch mehr Personen wird die Sache allerdings fraglich, insofern der Reiz für den Zuschauer Einbuße erlitte; der Schwerpunkt würde da in zunehmendem Maße auf die persönliche Freude der Tanzenden an ihrer Betätigung verrückt werden. In gewisser Weise bietet indes zum Beispiel der ungarische Czárdas einen Hinweis, wie sich der freie Eigentanz zweier Personen verschiedenen Geschlechts gegen einander sogar dem Charakter des Massentanzes anzupassen vermag; auch andere Volkstänze.

Jedenfalls ist dem Beobachter unserer Jugend in ihrer Geselligkeit kein Zweifel gelassen, daß der Boden für die Pflege des Eigentanzes vorbereitet ist — dem Versuch einer natürlichen Tanzbegabung, die gebundenen monotonen Formen des Rundtanzes durch Auflösung in freiere Formen zu durchbrechen, begegnet man allenthalben, hier und da selbst dem Mut, einen Einzeltanz zu

improvisieren. Würde dieser gesellschaftlich heimatberechtigt, so würde der Wettstreit bald genug eine Fülle von künstlerischen Genüssen für die Zuschauer bei solchen Betätigungen erschließen, die sonst unerschlossen blieben.

Man kann in Frage stellen, inwieweit sich das männliche Geschlecht bei der Sache beteiligen würde. Geschehen würde das sicherlich auch, mindestens im paarweisen Tanz, wiewohl die freie ausdrucksvolle Hingabe an den Affekt eigentlich dem männlichen Erziehungsziel, das auf äußere wie innere Beherrschtheit hinausläuft, zuwider ist. Aber ein starkes und lebhaftes Temperament voll Jugendbrang wird sich gelegentlich wohl gern dazu entschließen, sich auch auf diesem Gebiet mit einer Einzelleistung Lorbeeren zu pflücken, und daran dauernd Freude haben.

Worte Adolf Wagners.

(Geboren am 25. März 1835.)

Je wichtiger und notwendiger eine Auswanderung in großem Umfange bleiben wird, desto mehr müssen wir darauf halten, daß der Deutsche sein Volkstum hochhält. — Erhaltung des Deutschtums ist eine eminente nicht nur nationale und soziale, sondern in der Tat auch sittliche Aufgabe für unsere ganze Bevölkerung.

* * *

Allem Aufwand für soziale Zwecke voran an Bedeutung steht der Aufwand für die Wehrkraft der Nation.

* * *

Ohne allgemeine und finanzielle Politik zugunsten des Heeres, zugunsten der Flotte, zugunsten der deutschen Machtpolitik und ihres Erfolges ist keine deutsche Sozialpolitik auf die Dauer möglich.

* * *

Ich glaube daran festhalten zu müssen, daß die soziale Frage vor allem, nicht allein, aber zumeist und zuerst eine sittliche Frage ist. Die wesentliche Aufgabe bleibt deshalb die sittliche Selbstzucht des Einzelnen und die Benutzung der unentbehrlichen Hilfe dazu, die sittliche Förderung der Menschen durch die Religion, durch den christlichen Glauben. Alles, was bisher im wirtschaftlichen Leben, wie die Geschichte zeigt, Gutes für andere geschaffen worden ist, ist mit im Vertrauen auf Gott, auf sein Gebot, auf seine Hilfe in der eigenen Schwachheit der Menschen geschaffen worden, es ist geschehen im Gefühl der eigenen Verantwortlichkeit für die Handlung.

* * *

Mein ideales Ziel wäre, auch für den gewöhnlichen Arbeiter eine ähnliche Stellung zu erlangen, wie für den Beamten, daß die Arbeit nicht bloß Erwerbszweck, sondern Beruf ist.

* * *

Wollen wir doch nicht übertreiben und nur schön färben, vielmehr gestehen, in der industriellen Entwicklung liegen neben gewaltigen Vorteilen auch große Schäden und Schattenseiten! Eben deswegen wollen wir alles tun, um unserm deutschen Vaterland auch in starkem Maße seine landwirtschaftliche Kraft und unserer Volkswirtschaft neben dem Charakter der industriellen auch den der agrarischen einigermaßen zu erhalten!

Von Combes zu Rouvier.

Von

Franz Mugk.

Dem Präſidenten der Republik, der vom Begräbnis ſeiner Mutter heimkehrte, überreichte Herr Combes am 19. Januar ſeine Demiſſion, die Todesanzeige der Ära Combes. Nicht die Ziele ſeiner Politik haben den Nachfolger Waldeck-Rouſſeaus geſtürzt; ſein Programm von Auxerre, in dem er die demokratiſch-radikalen Pläne ſeiner Regierung zuſammengefaßt hatte, fanden noch in letzter Stunde eine bedeutende Mehrheit in der Kammer. Perſönliche Verſtimmungen haben ihm ſein Grab gegraben. Die Anmaßung und perſönliche Rückſichtsloſigkeit des ſich mehr und mehr als Diktator fühlenden Miniſterpräſidenten, das Mißverhältnis zwiſchen den großen Worten und dem minimalen Wert des wirklich Geſchafften, die zahlloſen Mißgriffe einer argwöhniſchen und verfolgungsſüchtigen Verwaltung, die Günſtlingswirtſchaft der Blocdeputierten und Präfekten, die Tyrannei der äußerſten Linken in der Kammer hatten auch viele ehemaligen Anhänger des Miniſteriums in die Oppoſition gedrängt. Den Ausſchlag gab aber die Erregung, die durch verſchiedene Zwiſchenfälle hervorgerufen war. Die Affaire des Deputierten Syveton, der erſt den Kriegsminiſter vor der Volksvertretung ohrfeigt und dann unter höchſt myſteriöſen Umſtänden ſtirbt, war ganz danach angetan, die Unruhe noch zu vergrößern. Felix Faure iſt ja auch nach der Meinung der Leitartikelfabrikantin für die Pariſer Droſchkenkutſcher und Waſchfrauen durch Söldner oder vielmehr Söldnerinnen der Alliance israélite ermordet, der große Syveton — nach Deroulède ſicher der größte Mann Frankreichs — iſt durch Emiſſäre der Freimaurer beſeitigt, wahrſcheinlich war ſogar ſeine Frau zu ihrem Verbrechen vom Groß-Orient oder Herrn Combes angeſtiftet. Dieſer Mann war aber gar bald durch den Rieſenſkandal der Angebereien in der Armee in den Schatten geſtellt. Die Geſinnungsriecherei, die dem combiſtiſchen Syſtem eigen, hatte hier Formen angenommen, die mit Recht allgemeine Empörung hervorriefen. Ein Kriegsminiſter, der ſich von unkontrollierbaren und parteiiſchen Logenbrüdern die Conduite ſeiner Offiziere ſchreiben läßt, macht ſich unmöglich, und Herr André war politiſch ein toter Mann, noch ehe ihn die rohe Fauſt Syvetons traf. Mit der Entfernung Andrés begann aber erſt der recht eigentliche Kampf, denn das Miniſterium hielt die Angelegenheit durch den Rücktritt des Kriegsminiſters für erledigt. Eine unerhörte und wohl nicht immer ehrliche Agitation begann, die Angeber ſollten aus der Armee entfernt, ſoweit

sie Mitglieder der Ehrenlegion, mit Schimpf und Schande des roten Bandes für unwürdig erklärt werden, die Petitionsbogen füllten sich mit Hunderten der besten Namen Frankreichs. In Presse, Versammlung, in Witzblatt und Singspielhallenkouplet wurden die Regisseure der Angeberei, die Fichards, der Verachtung preisgegeben. Diesem Sturm des Unwillens glaubte Combes mit größter „Wurstigkeit" trotzen zu können. Aber das war sein Verderben, die Sezession im Bloc selbst brachte die Auflösung der alten Regierungsmehrheit.

Das Ministerium Combes ist eins der langlebigsten, das die Geschichte der dritten Republik aufzuweisen hat, nur Waldeck-Rousseau ist länger an der Regierung gewesen. Am 7. Juni 1902 bildete der damals wenig beachtete Senator Combes sein Kabinett und stellte sich am 11. Juni dem Parlament vor. Durchführung des Vereinsgesetzes, zweijährige Militärdienstzeit, Abschaffung der in der loi Falloux ausgesprochenen Unterrichtsfreiheit, Untersuchung der Frage einer Verstaatlichung der Eisenbahnen, Steuerreform und Arbeiterpensionskassen, das war das Programm der neuen Männer. Von diesem großen Pensum hat Combes nichts als die Durchführung des Vereinsgesetzes wirklich erledigt. Die Schulen, die früher autorisierten Kongregationen angehörten, wurden geschlossen, obwohl Waldeck-Rousseau, der Schöpfer des Vereinsgesetzes, ausdrücklich erklärt hatte, daß diese Anstalten von den neuen Bestimmungen nicht betroffen werden sollten und obwohl der Minister des Äußeren Delcassé in einer Depesche an den apostolischen Nuntius sich gleichfalls in diesem Sinne verpflichtet hatte. Damit begann der Geist Combes sein Werk; aus der Verteidigung gegen den Klerikalismus ging die Regierung zum Angriff über. Die vorschriftsmäßig eingereichten Genehmigungsgesuche der Kongregationen wurden nicht einzeln geprüft, sondern en bloc sämtlich abgelehnt, obwohl die Opposition hierin eine Rechtsbeugung sah. Schließlich wurde der Unterricht durch Ordensgenossen überhaupt verboten. Weder die zweijährige Dienstzeit noch die Einkommensteuervorlage, weder die Eisenbahnverstaatlichung noch die Arbeiterpensionen sind unter Combes Gesetz geworden, dagegen wurde der diplomatische Bruch mit dem Vatikan bewerkstelligt und die Trennung von Staat und Kirche, gegen die sich das Ministerium anfangs ganz ablehnend verhalten hatte, später in das Programm eingefügt. Im Parlament verschob man den Schwerpunkt immer weiter nach links. Eine Zeit gleich trostloser Unfruchtbarkeit in gesetzgeberischem Schaffen wie die Ära Combes hat die doch wahrlich ohnehin in diesem Punkt nicht sehr verwöhnte Republik noch nicht erlebt. Emil Combes verläßt sein Ministerhôtel indeß mit „weißer Weste". Er hat seine Ansichten oft im Leben gewechselt, aber er war immer ehrlich bis zum Eigensinn, bis zur Unduldsamkeit gegen Andersdenkende. In klerikal-monarchistischen Anschauungen aufgewachsen, endet er als eifriger Jakobiner. „Herr Combes — so bemerkte einmal Waldeck-Rousseau — studierte in jungen Jahren eifrig die Kirchenväter, um später die verkappten Klerikalen leichter zu erkennen." Der junge Theologe schrieb gelehrte Abhandlungen über den heiligen Bernhard von Clairvaux und Thomas von Aquin, in denen er durch rechtgläubigen

Eifer glänzte. Im Alter leistet er sich den Satz: „Zu einer Zeit, wo die alten, mehr oder weniger widersinnigen, jedenfalls irrtümlichen Glaubenslehren langsam verschwinden, flüchten sich die Grundsätze der wahren Moral in die Freimaurerlogen.“ Die Erfolge dieses als Politiker nur äußerst mäßig begabten Mannes liegen nicht in eiserner Folgerichtigkeit des staatsmännischen Kalküls und in persönlicher männlicher Festigkeit begründet, wie er selbst und seine Anhänger glauben machen möchten, sondern darin, daß er sich von der radikal-sozialistischen Welle tragen ließ und die Segel seines Schiffleins nach den wechselnden Winden der Parlamentslaune einstellte.

Die Aufgabe, dem Lande die Einigkeit, die Beruhigung und die Versöhnung zu bringen, die Präsident Loubet bei dem Empfang der Parlamentarier im neuen Jahr als das wichtigste Werk der Gegenwart bezeichnete, hat Maurice Rouvier übernommen, ein Mann, der aus ganz anderem Holze geschnitzt ist, als sein Vorgänger. Rouvier ist als Redner weit hervorragender als der Exabbé von Pons. Die Worte sind aber für ihn nur da, um die Zuhörer zu täuschen und sie seinen Wünschen gefügig zu machen. Von seinem wahren Innern legt er nichts in die rauschenden Perioden seines Vortrags; für ihn sind Parteigrundsätze und tiefsinnige Staatsphilosophie gleichmäßig Blague. Er erkennt nur ein Ziel der Staatskunst als real und ernster Arbeit für wert an: die Entwicklung der wirtschaftlichen Kräfte. Die dröhnenden Parteiprogramme verachtet er im Grunde seines Herzens, und ihre Sätze scheinen ihm Fibelreime für die politischen Kinder. Eine gute Politik ist die, die dem Lande gute Finanzen schafft, alles andere sind Redensarten. Im übrigen: Rouvier ist echter Südfranzose. Im Juli 1871 trat der damals 29jährige in die Nationalversammlung ein und nahm auf der äußersten Linken Platz, obwohl seine damaligen Ansichten uns heute äußerst zahm erscheinen. In diesen 34 Jahren hat sich indes Maurice Rouvier weniger geändert als die Republik, die damals konservativ war und heute radikal-sozialistisch ist. Er kam sofort in die Gambetta'schen Kreise und ward die nationalökonomische Größe der Partei. Im großen Ministerium Gambetta ward Rouvier Handelsminister, und Ferry zog ihn gleichfalls heran. Als die Wogen des Boulangismus am höchsten gingen und keiner mehr sich die Republik zu erhalten getraute, war es Maurice Rouvier, der das Ministerium der „rettenden Tat“ bildete. Ein Wutgeheul der im Boulangismus vereinigten Catilinarier von rechts und links antwortete, aber der Landsmann Tartarins „forcht sich nit“. Er vernichtete den tollen Spuk des „brav' général“ und einigte das republikanische Frankreich. Er war dann nochmals Finanzminister 1889 und 1892. Was diesen Mann veranlaßt hat, in das Ministerium Combes einzutreten, in das er wie ein Blaßgesicht in einen Mohikaner-Kriegsrat paßte, ist eigentlich nie recht klar geworden. War es seine ehrliche Absicht, die Finanzen Frankreichs zu verbessern, so ist ihm das nur in sehr bescheidenem Maße geglückt. Die Eisenbahnen hat er nicht verstaatlicht und ehrlich gesagt, alles getan, was in seinen Kräften stand, um auch eine ernsthafte Steuerreform, für die er äußerlich eintrat, zu hintertreiben. Die Differenziertheit und

Undurchflechtigkeit seiner Individualität erinnert hier und da etwas an unseren großen Finanzminister Miquel, der freilich an positiver Tatkraft dem Franzosen weit überlegen war.

Bei Antritt seiner Regierung mußte der neue Conseilchef zwei Faktoren in Betracht ziehen, mit denen er zu rechnen hatte. Zunächst: was erwartet das Volk von ihm? Es ist erstaunlich, wie genügsam diese Nation ist, die doch mehr Revolutionen aufzuweisen hat als jede andere. Hat sich das Temperament dieser Rasse von 1789 bis 1871 ganz verflüchtigt? Tatsache ist, daß das französische Volk in seiner überwältigenden Mehrheit zufrieden ist, wenn man es nur selbst in Ruhe seinen Geschäften und seinen Vergnügungen nachgehen läßt. Die drei maßgebenden Klassen dieser Demokratie: die kapitalistische Oberschicht, die kleine Bourgeoisie in Stadt und Land, die Arbeiter, sie wollen gleichmäßig von Sorgen um den Staat verschont sein und überlassen das undankbare und in Frankreich oft auch unsaubere Geschäft der Politik den Geschäftsleuten im Palais Bourbon. Man will keine neuen Steuern und man will keinen Krieg. Trotz der Militärfrommheit, trotz der Gloirelüsternheit und trotz der fortglimmenden Revancheluft: man bebt heute in Frankreich vor einem Zusammenstoß nach außen zurück. Die populäre Presse macht die Tagespolitik in 100 Zeilen ab und schildert in 5 Spalten mit einem Aufwand an sogenannten Originalbildern, bei denen die Kunstlosigkeit durch verwegene Phantasie ausgeglichen wird, den letzten Mord an der Barriere Clignancourt oder die Leiden und Heldentaten irgend eines kleinen Knaben; für die kleinen Gosses und Bambines hat dies Volk überhaupt eine wahrhaft abgöttische Liebe. Der weltgeschichtlichen Frage der Trennung von Staat und Kirche steht man ziemlich indolent gegenüber, aber die einen erhitzen sich dafür, daß man das verhaßte Kreuz vom Pantheon entfernt und möchten am liebsten vor jeder calotte ausspeien, die andern schwelgen in Wonnen, daß Jeanne d'Arc nun doch Heilige wird und bedrohen den armen Professor, der ihre Reinheit zu bezweifeln gewagt hat, mit Totschlag. Die Einkommensteuerreform kümmert die Leute wenig, wenn sie nur keine neuen Abgaben aufbringen müssen, aber die Frage der Einführung der 2 Sou-Briefmarke im inneren Verkehr, die 2 Soutaxe für kurze Omnibusstrecken: das erregt alle Welt, der Sport liefert die Helden und die Loretten die Heldinnen. Der Taxameter gilt als Kulturfortschritt, der nach der festen Meinung der Pariser erst nach Jahrzehnten von Deutschland oder England nachgemacht werden wird, und alles, was schulpflichtige Kinder sein eigen nennt, beteiligt sich in „Eingesandts" an das Leibblatt am Kampfe um die neue Orthographie. Dies in wahrhaft weibliche Volk vermag sich nur im Augenblick der Extase zu weltweiten Gedanken aufzuschwingen und leistet dann Gewaltiges; für gewöhnlich aber dämmert es hin und geht in der kleinen Welt seiner nächstliegenden Sorgen auf. Rouvier hat Frankreich dadurch beschwichtigt, daß er die verhaßten Angeber in ihren beiden obersten Spitzen bestraft und sich sehr kräftig gegen dies ganze, einer freien Regierung unwürdige System ausgesprochen hat. Außerdem ist einstweilen die Steuerreform von der Bildfläche

verschwunden, und das beruhigt die 1000 Franken-Rentner, die mit jedem Sou umständlich rechnen müssen.

Nicht so einfach lagen die Dinge im Parlament; Rouvier mußte das „Programm von Auxerre" beibehalten und doch die Opposition versöhnen, die das alte Ministerium beseitigt hatte. Der alte Opportunist umgab sich mit einem Kabinett, dessen Radikalismus kaum etwas zu wünschen übrig läßt, und beendigte dabei den Angebereiskandal, indem er den General Peigné und den Major Begnicourt disziplinierte. Der Erfolg war 400 Stimmen Mehrheit in der Kammer, aber diese Mehrheit sah ganz andes aus, als zu Combes Zeiten. Die Progressisten und Nationalisten stimmten für den neuen Mann, die äußerste Linke gegen ihn. Die Ursache dieser Verschiebung war die allgemeine Überzeugung, daß Rouvier nur äußerlich das Programm Combes' beibehalten, seine Regierung aber doch mit einem ganz anderen Geist füllen werde. Das erwarb ihm das Vertrauen der Gemäßigten, die aus ihrer Isoliertheit befreit wurden, machte aber die Heißsporne vom Berge argwöhnisch. Der radikale Flügel des Bloc machte, von Combes noch angestachelt, dem Ministerpräsidenten klar, daß er entweder gegen die äußerste Linke regieren müsse oder ihr Programm bedingungslos akzeptieren. Er sollte sich vor allem darauf festlegen, zuerst die Trennung von Staat und Kirche durchzuführen, gegen die Combes selbst noch vor einem Jahre eingetreten war. Um die „wilden Männer" vom Bloc zu beruhigen, beschloß das neue Ministerium die Reformen „da fortsetzen, wo sie das Kabinett Combes hat stehen lassen". In dieser Erklärung Rouviers liegt eine feine Ironie, da bisher von den früheren Ministern über diese Reformen viel geredet, aber nichts zu ihrer Durchführung getan ist. Die Deputierten haben nur noch ein Jahr Arbeitszeit vor sich, dann erfolgen die Neuwahlen. Im Frühjahr 1906 ist außerdem ein Drittel des Senats zu erneuern und schließlich hat der Nationalkongreß in Versailles einen neuen Staatspräsidenten an Stelle Loubets zu wählen. Die Wahlarbeit wird wohl bald nach Weihnachten anfangen, um die Parteien zum großen Kampf gerüstet zu finden. Die „Reformen" müssen also bis Neujahr erledigt sein. Daneben war aber noch ein großer Teil des Budgets für das laufende Rechnungsjahr zu beraten und das neue Budget für 1906 muß bis Weihnachten unter Dach sein. Nach dem Nationalfeiertag am 14. Juli sind die Abgeordneten nicht mehr im heißen Paris zusammenzuhalten und haben auch keine Lust, vor Mitte Oktober dahin zurückzukehren. Wenn man also die Reformgesetze nicht übers Knie brechen will, ist überhaupt nicht abzusehen, wie man das Riesenpensum von zwei Etatsgesetzen und vier bis fünf großen Reformen, in diesen paar Monaten erledigen will, zumal man doch die Opposition, die sich teilweise sehr heftig regen wird, nicht einfach niederknüppeln kann. Das weiß auch Rouvier, das wissen auch die Gemäßigten im Kabinett, die Etienne, Delcassé, Chaumié, das wissen auch die Gemäßigten in Kammer und Senat und lassen die Schreihälse von Links das Vergnügen des Lärmmachens. Im Palais Bourbon sieht man sich wieder.

Die große Reform der Einkommensteuer scheint einstweilen ad acta gelegt, von der Eisenbahnverstaatlichung hat Rouvier niemals etwas wissen wollen, die sozialpolitischen Gesetze, die Arbeiterpensionskassen, die Alters- und Krankenunterstützungen usw. sind noch nicht spruchreif. Die Verkürzung der Dienstzeit bei der Waffe ist ein alter Wunsch der Demokratie und bei den Wahlen von 1902 stand die Abänderung des Wehrgesetzes vom 15. Juli 1889 auf dem Wunschzettel der Wähler für die radikalen Abgeordneten. Wie sollte auch eine Erleichterung der beschwerlichen Dienstpflicht nicht populär sein? Die ernsten Bedenken der Militärkreise glaubte man beiseite schieben zu können, da ja auch Deutschland, dessen Armee immer das mit Eifersucht beobachtete Vorbild in militärischen Dingen geblieben ist, zur zweijährigen Dienstzeit in der Praxis und wenigstens für die Infanterie übergegangen ist. Nun wird das Gesetz unter dem Widerspruch der Generalität demnächst in Kraft treten. Die zweijährige Dienstzeit wird dann ganz allgemein, auch für Kavallerie, Artillerie und die technischen Waffen eingeführt. Die Ausbildung, deren Gleichförmigkeit erreicht werden soll, wird dann gerade sehr unausgeglichen sein, denn bei den letztgenannten Truppenteilen ist eine Ausbildung in zwei Jahren eben nicht durchführbar. Diese schematische „Gleichheit" schadet mehr als die Einteilung in Vier-, Drei-, Zwei- und Einjährige jemals der wirklichen Einheitlichkeit des Heeres geschadet hat. Alles wird in Zukunft zwei Jahre dienen, auch die Studierenden, die in den Kolonien Angestellten, die nur teilweise Felddiensttauglichen, die Ernährer greiser Eltern, hilfloser Geschwister usw. Es ist nicht unmöglich, daß dieser Umstand das Gesetz bald ebenso unbeliebt machen wird, wie es jetzt populär ist. Daß im übrigen die Abschaffung der zahllosen „Dispenses", der ganzen oder teilweisen Befreiungen vom Dienst, die ein Unfug sondergleichen geworden waren, eine der wenigen starken Seiten dieses Gesetzes ist, soll nicht geleugnet werden.

Die Widersprüche zwischen Ministerium und Armee in diesem Punkt sind nur ein Symptom der immer tiefer werdenden Entfremdung zwischen Heer und Demokratie, sie bestärkt einen unbefangenen Beobachter nur in der Überzeugung, daß nur in einer starken Monarchie die Armee bei der allgemeinen Wehrpflicht das werden kann, was sie sein soll, das wahre Volk in Waffen. Eine Republik erniedrigt entweder das Heer zum Versuchskaninchen für allerhand demagogische und volksbeglückerische Experimente, oder sie hat vor den Pronunciamentos unternehmungsluftiger Prätorianer zu zittern. Ein starkes Heer ist immer ein Gegenstand des Mißtrauens für eine Demokratie, zumal wenn das Offizierkorps trotz aller Gesinnungsspionage und gerade infolge der Mißgriffe der Regierung so stark durchsetzt ist mit legitimistisch-feudalen, mit klerikalen und monarchistischen Elementen. Hier wird das Offizierkorps politische Partei und sucht seine Interessenvertretung im Parlament bei Gruppen, die entweder offen antirepublikanisch sind oder deren Verfassungstreue zum mindesten sehr problematisch ist. Der große Gedanke des preußisch-deutschen Heeres, daß sich die gesamte Heeresmacht, Offizierkorps und Mannschaften, eins weiß mit Monarchie, Volk

und Vaterland ohne Partei, da sie ja eben das zum Schutz des Vaterlandes bewaffnete, gesamte wehrfähige Volk selbst ist. Dieser Gedanke wird in der Armee der dritten Republik nur zur vollkommenen Entwicklung kommen können.

Wenn die Demokratie dem Heere schon mißtraut, so haßt sie mit ganzer Kraft die Kirche, das heißt die Kirche, die allein für Frankreich in Betracht kommt, die römisch-katholische. Der Radikalismus spricht nicht die Wahrheit, wenn er sagt, daß er den Katholizismus allein wegen seiner Unduldsamkeit oder seiner Herrschsucht, wegen seiner Übergriffe auf das politische Gebiet oder wegen seines lichtscheuen Obskurantismus verfolgt. Die Furcht vor politischen Verschwörungen der Mönche rechtfertigt noch nicht den ins Blödsinnige ausartenden Abscheu vor dem einfachen Kreuz. Noch weniger können die angeblichen Verletzungen der konkordatären Rechte des Staats durch den Vatikan die antiklerikale Leidenschaft erklären. Vielleicht suchte die gefährdete Republik im Jahre 1899 nur eine Ablenkung des bedenklich erregten Volkes, als sie „Haltet den Dieb" schrie und dabei auf den Klerikalismus wies. Man irrt sich in Deutschland, wenn man glaubt, daß die Combes, Briand, Jaurès, oder wie sie sonst heißen mögen, auch nur eines leisen Hauches des Geistes verspürt haben, der in unserem Luther, Kant, Fichte und Schiller so heilig glühte und der unserer Nation vorangeleuchtet hat wie eine Feuersäule in den Befreiungskämpfen des deutschen Genius. Die professionellen Kulturkämpfer des heutigen Frankreich sind mehr oder minder begabte parlamentarische Landsknechte, die augenblicklich die Fahnen der Bilder- und Kirchenstürmer aufgerollt haben, weil sich dabei die besten politischen Geschäfte machen und die Eitelkeit am besten befriedigen läßt. Verändert sich die Konjunktur, nimmt man bei den Bonapartisten oder Boulangisten Handgeld. In Paris herrscht nicht die deutsche Stimmung von 1517 oder 1813, sondern ein Nihilismus, der selbst fertig ist mit allem und der daher nicht Heimstätten für neue Geschlechter aufbauen will, sondern zerstören, was besteht, vor allem die Mauer, die die heutige Menschheit vor dem Untergang in eine gleich trostlose Weltanschauung schützt. Der Kampf gegen Rom, der hier geführt wird, ist nicht protestantisch, er ist genährt von glühendem Haß gegen das Christentum an sich. Die neuen Gesetze wollen den Staat nicht vor Pfaffenanmaßung schützen, sie knebeln die katholische wie die protestantische Kirche und stellen sie unter Ausnahmemaßregeln. Von nationalistischer Seite wurde kürzlich daran erinnert, was der geistreiche Feuilletonist Harduin im Juni 1899 dem eben zur Herrschaft gelangenden Waldeck Rousseau für politische Ratschläge, halb spöttisch, halb ernsthaft, gab: „Sie werden sehen, daß der Klerikalismus die zerschlagenen Töpfe bezahlen wird. Existiert denn eine solche Partei überhaupt? Gewiß, unter verschiedenen Formen, aber das ist von geringer Bedeutung. Die Massen brauchen einen gemeinsamen Feind und deshalb hat auch schon Gambetta den Kriegsruf ausgestoßen: „Der Klerikalismus, das ist der Feind." Er begriff, daß das französische Temperament ein Temperament des Handelns ist und daß es sich besser zum Angriff als zur Verteidigung eignet. Wenn sich eine Bewegung im antiklerikalen Sinn zeigt,

werden wir gar bald von diesem Parteigängerkrieg des Dreyfusismus befreit sein, der schon allzu lange das Land ermüdet. Die Republik hat eine Ablenkung im Innern nötig, da sie nach außen keine finden kann." In diesen Sätzen liegt das Programm der französischen Politik seit 1899. Waldeck-Rousseau durchschaute mit seinem überlegenen Geist die Unwahrhaftigkeit dieser Politik und focht für sie auch nur mit dem leichten Floret seiner Sarkasmen. Combes sah den Erfolg dieses Antiklerikalismus, aber er nahm als Waffe den Knüppel, er führte ihn nicht in dem pointierten Plauderton seines Meisters, sondern im Jargon der Volksversammlungen von St. Antoine. Er redete sich in wilde Hitze und glaubte die Übertreibungen, in denen er sich überbot. Die kirchenfeindliche Bewegung war nicht mehr aufzuhalten, das sah Waldeck-Rousseau zu spät ein. Auf Mirabeau folgten Danton und Marat, auf den geistreichen Advokaten von Nantes die Jaurès, Combes, Allard, auf das Vereinsgesetz von 1901 das Gesetz über die Trennung von Staat und Kirche von 1905, das am 9. Februar der Kammer vorgelegt ist.

Das gegenwärtige kirchliche Grundgesetz ist das Gesetz vom 18. Germinal des Jahres X, das den am 26. Messidor des Jahres IX zwischen der französischen Regierung und dem Papst abgeschlossenen Vertrag als Konkordat mit staatsrechtlicher Verbindlichkeit in der Republik einführte. Damit war nicht nur der katholische, sondern auch der protestantische und jüdische Kultus in festen Normen wieder anerkannt und die religiöse Anarchie der Revolution beendet. Regierung und Vatikan sollten gemeinsam die Bischöfe ernennen und anstellen, gemeinsam über ihre Absetzung beraten. Der Staat erhielt ein nach unseren Begriffen sehr weitgehendes Aufsichtsrecht über die Kirche, und für die ihr aus Staatsraison in der Revolutionszeit genommenen riesigen Besitztümer bewilligte er einen Kultusetat von jährlich etwa 40 Millionen, aus dem vor allem die Kultusdiener zu besolden und zu pensionieren waren. Republik und Vatikan betrachteten sich gegenseitig als souveräne Mächte, die durch diplomatische Geschäftsträger verhandelten. Dies Konkordat verhinderte nicht, daß bereits unter dem Kaiserreich die Machtfragen zwischen St. Peter und Frankreich wieder zu heftigen Auseinandersetzungen führten. Bonaparte betrachtete die Pfarrer nur als geistliche Maires, die ohne Wimperzucken Ordre zu parieren haben; wenn sie aufbegehrten, wanderten sie ins Gefängnis. Louis Philipp sprang ebenso hart mit den widerspenstigen Bischöfen um und die Gehaltssperren waren ein beliebtes Mittel gegen ungehorsame Kleriker. Am besten vertrugen sich noch die ersten konservativen Staatsmänner der dritten Republik mit Rom und sowohl Pius IX. wie Leo XIII. umschmeichelten die Republik, die einst das Patrimonium Petri aus den Klauen der savoyischen Räuber retten sollte. Der Undank Frankreichs für ein väterliches Entgegenkommen hat Leo XIII. die letzten Lebensjahre getrübt; zu spät sah er ein, daß Rampolla ihn falsche Bahnen gewiesen. Pius X. wollte kein diplomatischer Papst sein und er ist es nicht geworden, weder im guten noch im schlechten Sinne. Er nahm den Fehdehandschuh, den ihm Combes hinwarf, getrost auf, vertrauend auf die Weissagung, daß auch die Pforten der Hölle die

Kirche auf dem Felsen Petri nicht überwältigen würden. Er verschmähte die geistreichen Winkelzüge der Staatskunst Leos, er setzte auf einen groben Klotz einen groben Keil. Er berief die vom Bloc geliebten aber von ihren Schäflein gehaßten Bischöfe von Laval und Dijon nach Rom, da er ihre Disziplinierung als inneres Kirchenrecht ansah, was den Staat nichts anginge. Die beiden geistlichen Herren unterwarfen sich zum größten Ärger Combes und Pius X. sah von ihrer Bestrafung ab, entsetzte sie nur ihres Amtes. Diese Maßregel war ganz vortrefflich, da die beiden Bischöfe in der Tat in ihren Diözesen unmöglich geworden waren; nur hatte sie einen Fehler, sie war konkordatswidrig. Der Becher, der durch die päpstliche Protestnote gegen den Besuch Loubets in Rom schon bis zum Rande gefüllt war, lief über und die diplomatischen Beziehungen wurden abgebrochen. An eine Neubesetzung der erledigten Bischofssitze, die allmählich auf 10 angewachsen sind, war nun überhaupt nicht mehr zu denken. Die Regierung hielt den Augenblick zu einer endgültigen Regelung der Verhältnisse zwischen Staat und Kirche für gekommen und der Kriegszustand führte zu einer wahren Anarchie, die auch heute noch im kirchlichen Frankreich herrscht.

War die Regierung zu einer Auseinandersetzung mit Rom entschlossen, so blieben ihr zwei Möglichkeiten: entweder ein neues Konkordat oder die völlige Trennung. Man wird zugeben müssen, daß diese Frage für einen seiner Verantwortung bewußten Staatsmann zu den schwierigsten gehört, die es überhaupt gibt. Unsere Salier und Staufer sind an diesen Problemen zu Grunde gegangen, und das ausgehende französische Mittelalter hallt wieder von dem Kampfruf der Verfechter einer Omnipotenz des Staates und denen einer Suprematie der geistlichen Macht. Man mag sich auf den einen oder anderen Standpunkt stellen, jedenfalls darf man diese weltgeschichtliche Frage nicht aus den Gesichtspunkten einer sich überstürzenden Tages- und Parteipolitik betrachten. Für die Combes und Jaurès, die vor einem Jahre noch gar nicht ernstlich an die Kündigung des Konkordats dachten, ist die völlige Trennung der Republik von der Kirche nichts weiter als eine Waffe, um den Papst zu ärgern. In der Tat, man kann diesen Kampf gegen das Papsttum oberflächlicher nicht führen als ihn Combes geführt hat und hinter den Kulissen noch führt, dieser ehemalige Theologe, der doch wissen sollte, welche geistigen Mächte hinter Rom stehen. Nun wird so zwischen Fisch und Braten, zwischen Kolonialbudget und Wehrvorlage auch so nebenbei der Jahrtausende alte Streit zwischen weltlicher und geistlicher Souveränetät erledigt. Und da sage noch einer, daß die Herren Combes und Briand und Bienvenu-Martin keine Hauptkerle sind, gegen die Ludwig XIV., Bonaparte und Bismarck, die sich doch auch mit diesen Problemen beschäftigt, nur arme Schlucker sind!

Wenn das alte Konkordat wirklich unhaltbar war, — so durfte man doch nicht vergessen, daß man ihm ein Jahrhundert konfessionellen Friedens in Frankreich verdankt. Mochten auch die Regierungen sich zanken, das Volk blieb von den kirchlichen Aufregungen verschont, die in früheren Jahrhunderten Frankreich belästigt. Für einen wirklichen Staatsmann wäre daher der erste Gedanke gewesen,

eine Änderung veralteter Bestimmungen in den Kirchengesetzen vorzunehmen oder auch ein ganz neues Konkordat, zu dem Pius X. sicher seine Hand geboten hätte. Das war aber nicht nach dem Sinn dieser revolutionären Doktrinäre, die den Bloc beherrschten und die mit ihren Phrasen das ganze Parlament in einen Radikalismus hineingejagt haben, dem sich nun auch ein so kluger Mann wie Rouvier widerwillig beugen muß, will er sich überhaupt am Ruder halten.

Wollte sich der Staat lossagen von der Kirche, so war allerdings die völlige Trennung die einzige Möglichkeit. Der Gedanke an ein Schisma, eine gallikanische Kirche mit Herrn Le Nardez von Dijon als Primas an der Spitze konnte nur in dem Kopf eines verstiegenen Doktrinärs wie Combes keimen. Die Separation findet heute gerade auf der Rechten keine so heftigen Gegner mehr. Das sollte Herrn Rouvier doch stutzig machen. Ein Gesetz, mit dem die Legitimisten, Bonapartisten und eigentlichen Ultramontanen einverstanden sind, muß Gefahren für die Republik bergen. Aber diese Bedenken kommen der heutigen Regierung nicht. Die Warnungen der zuverlässigen Patrioten in den gemäßigten Parteien werden überhört. Die heutige Kammer ist aus Wahlen hervorgegangen, bei denen kein Mensch an die Kündigung des Konkordats gedacht hat. Wäre es da nicht besser, das Volk zu befragen und wenn man die Kammer nicht auflösen will, bis zu den nahe bevorstehenden regelmäßigen Neuwahlen zu warten? Nein, nein, heißts im Bloc, das sind nur Verschleppungsmanöver. In Wahrheit hat man Furcht vor Neuwahlen, da man nicht weiß, ob die Radikalen in alter Stärke zurückkehren werden.

Trennung von Staat und Kirche ist an sich ein eben so leeres Wort wie Konkordat. Bei welchem von beiden kirchenrechtlichen Systemen sich Regierung oder Katholizismus besser stehen, ist an sich gar nicht zu sagen. Es kommt ganz darauf an, was im Konkordatsgesetz oder in den Verfassungsartikeln über die Trennung der Kirche vom Staat geschrieben steht. Das französische Konkordat gab, von beiden Seiten gewissenhaft beobachtet, dem Staat ein so weitgehendes Aufsichtsrecht, daß die Regierung an sich sehr zufrieden sein konnte und andererseits Papst und Bischöfe ihm keine Tränen nachzuweinen brauchten. Der neue Entwurf Bienvenu-Martins konnte an sich daher eine Verbesserung für die Kirche sein; er ist es aber nicht, da er sich ganz an die älteren Vorlagen Combes und Briands anschließt; er ist sehr radikal und sehr schlimm für den Klerus, wenn man hier und da auch noch Böseres erwartet hatte. Der Artikel 1 verkündet gleich: Der Staat erkennt weder irgend einen Kultus besonders an, noch besoldet er ihn. Die 40 Millionen des Kultusetats werden einbehalten; die Steuerzahler werden dadurch aber kaum Erleichterung erfahren. Die bereits angestellten Geistlichen beziehen zum Teil noch kleine Pensionen aus Staatsmitteln weiter. Die Kirchengemeinden verwandeln sich unter Aufsicht der Regierung in Kultusverbände, die sich nach dem Vereinsgesetz zu organisieren haben, in die der Staat sich im übrigen nicht einmischt. Das bewegliche Kapital der alten Gemeinden geht mit gewissen Einschränkungen an die neuen Vereine über. Nicht so die Kirchengebäude, die als

Eigentum des Staats oder der politischen Kommune in Anspruch genommen werden. Zwei Jahre lang sollen die Räume dem Gottesdienst unentgeltlich, dann zehn Jahre lang gegen einen Mietszins überlassen werden. Nach dieser Zeit kann Staat und Kommune die Kathedralen und Kapellen, die Dome und Bethäuser an die religiösen Verbände weiter vermieten, sie sind aber nicht dazu gezwungen. Es läßt sich also der Fall denken, daß ein sozialistischer Maire z. B. von Amiens oder Reims, die hochgerühmten und ehrwürdigen Gotteshäuser dieser Städte an irgend einen spekulativen Kopf vermietet, der in den gothischen Hallen ein Warenhaus oder ein Theater einrichtet. Die Kosten für große Reparaturen übernehmen die weltlichen Behörden. Um den finanziellen Anforderungen besser begegnen zu können, dürfen sich einzelne Kultusgemeinden zu größeren Verbänden zusammentun. Für die Protestanten und Israeliten wird das neue Gesetz wenig ändern; sie waren immer schon im großen ganzen auf eigene Kraft angewiesen. Wie aber die katholischen Gemeinden ihre Seelsorger alle erhalten sollen, scheint fraglich. Der Peterspfennig wird wohl etwas eingeschränkt werden müssen. Dem Geist der radikalen Intoleranz entspricht es, wenn alle kirchlichen Embleme in der Öffentlichkeit verboten sind, mit Ausnahme an den Kultusgebäuden selbst. Die erste Folge des Gesetzes wird eine Überlastung mit Arbeit für die Polizei sein, die weitere eine noch tiefere Zerklüftung und Spaltung im Volk, als sie jetzt schon zu beklagen ist.

Welche Entwicklung auf die weitere Politik das Kabinett Rouvier nehmen möge: in der Gestaltung der auswärtigen Beziehungen der Republik wird alles beim alten bleiben. Herr Delcassé ist seit mehr als 6 Jahren der Vertrauensmann des Parlaments und wird es voraussichtlich einstweilen bleiben. Der Wunsch, die Folgen des Jahres 1870/71 auslöschen zu können, bleibt das treibende Moment am Quai d'Orsay, wenn man auch auf den Gedanken einer kriegerischen Revanche verzichten und den einer diplomatischen Isolierung oder Knebelung des Deutschen Reiches vorziehen sollte. Deshalb pflegt man trotz aller Entrüstung wegen der Petersburger Metzeleien das Russenbündnis weiter. Die frühere Überschätzung des moskowitischen Freundes hat zwar unter dem Eindruck der Vorgänge in Ostasien einer unberechtigten Unterschätzung seiner militärischen und moralischen Kräfte Platz gemacht. Man tändelt mit Italien weiter, das man doch noch eines Tages vom Dreibund zu trennen hofft, und man wird Spanien umschmeicheln, wenn Alphons XIII. demnächst Paris besuchen wird. Vor allem aber wendet man sich England zu, dessen üble Laune gegen Deutschland den Traum einer allgemeinen europäischen Koalition gegen den Räuber Elsaß-Lothringens wieder lebendig macht. Freilich sind das alles diplomatische Ränke, die unter Ausschluß der Öffentlichkeit von den politischen oberen Zehntausend gesponnen werden. Von einer Entente oder gar von einer Cordialité mit dem Inselnachbarn merkt man im französischen Volk herzlich wenig, wenn nicht die englisch-amerikanische Clownspoffe alle Variététheater beherrschte mit dünnarmigen, sommersprossigen und angelsächsisch lispelnden sogenannten

Sängerinnen und Niggersongs gröhlenden Gentlemen in schottisch karrierten Beinkleidern. An Marokko hat man keine rechte Freude, und die Gefahr eines japanischen Angriffs auf Indochina macht Kopfzerbrechen. Immer wieder richtet man die Blicke über die Vogesengrenze, wo ein Volk arbeitet und vorwärts kommt, nicht mit der Last unheilvoller Rachegedanken beschwert; und wenn man auch mit dem scharfen Auge der Eifersucht alle Schäden und Mängel im deutschen Hause erspäht und sich ihrer freut, die Zahl der Franzosen wächst von Jahr zu Jahr gewaltig, denen es aufrichtig leid tut, daß das Vermächtnis von Sedan sie verhindert, ihre Hand zum Vergeben, zum Vergessen und zu ehrlicher Freundschaft in die Hand zu legen, die sich so oft über den grünen Wasgau schon ausgestreckt hat.

Die Fremde.

Ein schwarzes Tuch ums blonde Haupt,
Im schwarzen Kleidchen, schlecht und schlicht
Und wandermüd und wegbestaubt,
Doch in den Augen ein Gedicht
Und in der Seele einen Klang:
Mir ist um meinen Frühling bang,
Um meinen jungen Frühling!

Die fremden Straßen drohn mir zu
Wie einer feindlichen Gewalt;
Und nirgend Rast und nirgend Ruh,
Und alle Menschen blicken kalt.
Gott Vater segne diesen Gang!
Mir ist um meinen Frühling bang,
Um meinen jungen Frühling!

In meinem Dörfchen, lieb und klein,
Die Leute jetzt vom Felde gehn,
Und Wald und Welt, im Dämmerschein,
Sind wie ein Garten anzusehn.
Nun singt die Aveglocke Dank.
Mir ist um meinen Frühling bang,
Um meinen jungen Frühling!

Prag. Oskar Wiener.

Tod und Jüngling.

Halt — hinweg — und rühr mich nicht an!
Ich folge dir nicht .....
Du rufst mich vergebens.
Ich will es nicht lassen, das süße Licht:
Mein ist die Liebe —, die Glut des Lebens,
Mein ist die Hoffnung, mein ist der Ruhm,
Ein freies, aufstrebendes Menschentum,
Mein ist die Fülle der jungen Zeit!
Laß' mich hier — — —
Was bietest du mir?
Das Nichts? Das Nichts einer Ewigkeit!
Ich aber dürste nach Kampf und Gefahr:
Meine Adern schwellen in Jugendkraft!
Laß mich hier, bis ich gewirkt und geschafft —
Gönne mir Frist — gönn' mir ein Jahr — — —

Vernichter — was starrst du mich grinsend an?
Ich folge dir nicht! .....
Ich ringe mit dir, Mann gegen Mann —
Weil ich leben will und nicht sterben kann —
Wende dein grausiges Angesicht!
Ich — — folge — — dir — — nicht.
..... Gib mir Bescheid:
Wo führst du mich hin?
Winkt mir ein Dasein nach dieser Zeit?
Schwöre mir, daß ich drüben bin,
Im Jenseits, das nie ein Lebend'ger geschaut — — —
Du schweigst. — Meiner brechenden Stimme Laut
Wiederhallt durch die Stille der Nacht .....
... Mir graust ... Ich habe in blühenden Tagen
Gelacht, gespottet der ernsten Fragen:
Ich wollte nicht glauben ...
Nun packst du mich, Tod, mit zermalmender Macht —
Laß mich los!
Nur ein Wort erfleh' ich — — ein einziges Wort:
Gibt es ein Jenseits? Gibt es ein Dort —
Oder nur ein Zerstäuben im Erdenschoß?
Laß mich los .....
Laß mich mein Leben aufs neue beginnen —
Wehe — ich — kann dir nicht entrinnen —
Dunkel löscht mir der Augen Licht .....
Ich ... sehe ... nicht .....
..... Dunkel ..... Dunkel .....

Alice Freiin von Gaudy.

Theodor Fontanes Nachlaſz.

Von

Carl Buſſe.

In ſeinen autobiographiſchen Aufzeichnungen „Von Zwanzig bis Dreißig“ ſpricht Theodor Fontane an einer Stelle in ſehr intereſſanter Weiſe über Theodor Storm. Er nennt ihn einen Lyriker erſten Ranges, aber er macht ſich auch ein wenig über die „Huſumerei“ des Poeten luſtig. Und wenn Fontane in dieſem Zuſammenhange mit dem unbeſchreiblichen ironiſch-liebenswürdigen Lächeln „Huſum“ ſagt, ſo baut ſich gleichſam die ganze Kleinſtadtſimpelei, die Familienteekanne und der Lokalpatriotismus mit „Schleswig-Holſtein meerumſchlungen“ vor uns auf, ſo daß man unwillkürlich mitlächelt.

Er hat ja gewiß recht, aber hätte Storm nicht mit demſelben Recht erwidern können: „Und du, mein Sohn Brutus? Schleppſt du dein Neuruppin nicht ebenſo mit, wie ich mein Huſum?“ Doch der Schleswig-Holſteiner war kein eleganter Floretfechter, ſeine Sprache war nicht ſo feuilletoniſtiſch geſchliffen, des Geiſtreich-Ironiſche lag ihm gar nicht, und ſo zog er es vor, kurz und grob von Fontanes „Frivolität“ zu reden, anſtatt unter Vermeidung des harten Wortes mit den Begriffen „Neuruppin-Berlin“ zu operieren.

Das kennzeichnet die beiden Poeten, von denen halt keiner über ſeinen Schatten ſpringen konnte. Und es iſt vielleicht zweckdienlich, ſie noch etwas weiter zu kontraſtieren, um in ſchärfſten Linien ihr Weſen zu umgrenzen. Wohl weiß ich, daß bei dieſem Verfahren das Einzelne eben durch ſeinen Gegenſatz ſchroffer hervortritt, als es in ſeiner natürlichen Umgebung, der harmoniſchen Geſamtperſönlichkeit, geſchieht. Das Licht wird greller, der Schatten dunkler. Aber das Bild wird auch augenfälliger, leichter entſchleiert ſich der tiefſte Weſenskern, und was zu ſcharf und hart herauskommt, mag die weitere Ausführung noch genug mildern und erweichen.

Wenn man das Ausſchlaggebende in Fontane und Storm, das, worin ſie ſich trennten, über ſich ſelbſt hinausentwickeln und immer weiter ſteigern würde, ſtünden ſie ſich bald als die ſchärfſten Gegenſätze gegenüber. Storm, um das Entſcheidende zu ſagen, würde immer im allgemeinen poſitiv gerichtet ſein, während der Weg, den Fontane ging und beſonders zuletzt mit Eifer beſchritt, über den Skeptizismus zum Nihilismus führte. Am Ende jeder Stormſchen Entwicklung hätte ein Bekenntnis geſtanden; am Ende der Fontaneſchen ein Achſelzucken.

In Storm regierte mehr die dunkle Gefühlsmacht; in Fontane mehr die Helligkeit des Verſtandes. Storm hatte Liebe, Fontane Liebenswürdigkeit. Storm

glaubte und vertraute, und wenn er zweifelte, so brachte dieser „Zweifel in ehrlicher Männerfaust" ihn vorwärts und sprengte schließlich die Pforten der Hölle; Fontane dagegen war eher ein wenig mißtrauisch, reservierte sich stets heimlich ein Fragezeichen, und sein Zweifel, der nicht Höllentore sprengte, sondern nur leise bohrte, bewirkte bei ihm nicht Vormarsch, sondern Rückzug. Storm konnte grob und rücksichtslos sein, Fontane war stets höflich und zu Konzessionen bereit. Storm erzählte; Fontane plauderte. Dem Holsteiner floß das Stimmungsvolle am leichtesten aus der Feder, dem Märker nach eigenem Geständnis das Geistreiche. Der eine war leidenschaftlich, der andere wohlwollend. Der eine haßte, der andere hatte Abneigungen. Der eine war aktiv, stritt und handelte, der andere hielt sich am liebsten passiv und war Zuschauer. Storm sagte: „Ja — also"; Fontane: „Ja — aber." Jener hätte sich vielleicht für seine Überzeugung köpfen lassen, dieser nicht; denn er hätte sich gefragt: Wozu der Unsinn? Mein Tod ändert doch nichts!

Das ist der Fontaneschen Weisheit letzter Schluß: Alles laufen lassen und sich so gut wie möglich in die Welt schicken. Anders machen wir diese Welt doch nicht, und schließlich ist nach neun, wenn der Vorhang fällt, alles aus. Hört man diese Weisheit in den Worten des Dichters, an denen der ganze Charme seiner Persönlichkeit hängt, so kann man entzückt sein. Kratzt man aber die Fontanesche Vergoldung ab, so scheint mir diese „Weltklugheit" doch bitter traurig und armselig. Es mag sich leidlich dabei existieren lassen, aber sie setzt jedem Idealismus einen passiven Widerstand entgegen. Eine Jugend mit solchen Anschauungen wäre erbärmlich. In ihr soll doch lieber der Geist Schillers leben, der fruchtbar, als der Geist Fontanes, der *für sie* unfruchtbar ist. Ein Erzieher war Fontane weder als Hausvater noch als Dichter.

Ich habe alle diese mit Absicht stark pointierten Worte vergebens geschrieben, wenn jemand noch zweifelhaft sein könnte, welchem der beiden großen Künstler unseres Zeitalters, Böcklin oder Menzel, Fontane mit Herz und Hand ergeben war. Natürlich Menzel, in dem er viel von seiner Helle und seinem Preußentum wiederfand. Böcklin und Neuruppin waren gar zu getrennte Welten, für die es keine Verständigungsmöglichkeit gab. Ob Theodor Storm sich für Kunst stärker interessiert hat, weiß ich nicht. Aber ich weiß wenigstens dies, daß er den großen Schweizer hätte verstehen können. Denn er war naiv, hatte einen Kindersinn, spann Märchen und konnte reizend mit Kindern umgehen — schriftlich und mündlich. Auch da versagte Fontane völlig. Er war dazu nicht naiv genug. Wohl war er einer der glänzendsten Briefschreiber, die wir hatten, aber er schrieb auch an Kinder geistreich . . .

Da sieht man seine Grenzen mit am deutlichsten.

* * *

Nicht umsonst habe ich gerade Theodor Storm dem anderen Theodor gegenübergestellt. Denn gerade Storm und Fontane sind die beiden Dichter, die uns, die junge Generation, mit der älteren verknüpfen. Sie boten uns, stärker als andere, die Haken dar, wo wir einschlagen konnten. Viel direkter hat da schein-

bar Theodor Fontane gewirkt. Er lebte zehn Jahre länger als Storm, der schon 1888 starb, als die moderne Bewegung eben eingesetzt hatte; er war in Berlin mitten auf dem Schlachtfeld und seiner Natur gemäß sofort zu Konzessionen an die Jugend bereit; er war eine völlig unromantische Natur, deren ganze Anlage dem Realismus entgegenkam; er hatte Kollegen und jüngere Genossen zur Seite, die im Sinne der neuen Bewegung auf ihn wirkten. So tolerierte er, was irgend zu tolerieren war, salutierte mit Schlenther und Brahm Gerhart Hauptmann, und wenn er „Ja — aber" sagte, so hörte die Jugend mehr das „Ja" und scharte sich entzückt um den alten Poeten, der fast als Einzigster ihre Bestrebungen sanktionierte. Er wurde begeistert auf den Schild gehoben, schien sich selbst immer mehr in seinen späten Romanen zu verjüngen, und wenn er auch manchmal zurückzuckte und seiner Art gemäß nur „partiell" für die Modernen eintreten, durchaus aber sich nicht an ihren Kämpfen beteiligen und sich als Vorspann benutzen lassen wollte, so erkannte er doch freudig an, daß er seine „verbesserte Stellung" oder doch sein „momentanes Ansehen im deutschen Dichterwald zum größeren Teile der Jugend verdankte". Er brauchte also seine Stellungnahme nicht zu bereuen, und die „mittlere Linie", die ihn unter Umständen zwischen zwei Feuer hätte bringen können, brachte dem stets Vorsichtigen und Liebenswürdigen Glück und Vorteil. Beides hatte er wohlverdient.

Ganz anders hätte sich Storm zu der Bewegung gestellt. Er war als Poet viel berühmter und in seinem Ansehen gefesteter als Fontane; er war nicht vorsichtig, sondern leidenschaftlich, er kämpfte mehr und tolerierte weniger. Ohne Zweifel hätte er sich genau wie Heyse und Hopfen gegen die Jugend gewandt, besonders damals, als die radikale Richtung die Oberhand gewann. Zwar hat Storm Liliencron mit schönen Worten anerkannt, aber doch hinzugefügt, daß er einen krank machen könne. Und die heftigen Ausdrücke, die er in einem Briefe an Gottfried Keller über die Gebrüder Hart braucht, geben einem einen Vorgeschmack von den Donnerkeilen, die er erst gegen die extremen Elemente geschleudert hätte.

Staub und Streit sind heut' vorüber. „Die heiligen Gesetze werden sichtbar. Das Kampfgeschrei verstummt. Der Tag ist richtbar," sagt Conrad Ferdinand Meyer. Und da können wir, glaube ich, trotz alledem sagen, daß die literarische Entwicklung sich doch stärker an Storm gehängt hat als an Fontane. Nennen wir den glänzendsten Namen der neuesten Lyrik: Liliencron, so nennen wir gleichzeitig denjenigen, der Storms Erbteil angetreten und fortgesetzt hat. Das moderne Drama konnten naturgemäß weder Storm noch Fontane befruchten, überhaupt kein Deutscher: es entwickelte sich unter ausländischen Einflüssen. Was aber schließlich unsere Romanliteratur anbetrifft: wo sind da die irgendwie bedeutenden Erben Fontanes? Ich sehe sie nicht, aber ich sehe, daß in keinem Geringeren als in Gustav Frenssen Storm nachwirkt. Selbst unsere jungen Balladendichter lehnen sich mehr an Strachwitz an. Und ich finde deutlich nachweisbar eigentlich nur Fontanesche Einflüsse bei einigen Kritikern und Feuilletonisten, besonders bei dem Mann, der des Dichters Nachfolger als Theaterreferent der

Vossischen Zeitung war, der nun schon lange das Hofburgtheater in Wien leitet und jetzt Fontanes Causerien über das Theater auch herausgegeben hat — bei Paul Schlenther. Er hat in der Schule des Mannes, der auch als Poet immer etwas Causeur blieb, seinen Stil wundervoll geschmeidigt.

Und ist dies nicht für die beiden Dichter außerordentlich charakteristisch, daß der eine auf die schöpferischen Geister wirkt und der andere auf die kritisch-feuilletonistischen? Enthüllt dies nicht in jedem das Allereigenste, Verborgenste, den Wesenskern? Und beweist es nicht im Grunde, wenn wir die letzte Konsequenz ziehen wollen, daß der Geist Storms fruchtbar und der Fontanes unfruchtbar war?

* * *

Mit Groll und Ärger, wie man sie wohl empfindet, wenn eine Hand an Liebgewordenes rührt, mag mir mancher Fontaneverehrer bis hierher gefolgt sein. Und dieser und jener wird mir gewiß den Vorwurf machen, daß ich Storm auf Fontanes Kosten erhöht hätte.

Aber ich habe nur Geist und Wesensart der beiden gegeneinander abgewogen, nicht Leistungen und Werke. Das ist nicht dasselbe. Ich könnte den Märker weit über den Schleswig-Holsteiner stellen und trotzdem alles Vorausgegangene gesagt haben. Ich nenne auch den Geist Heinrich Heines unfruchtbar und kann dagegen den fruchtbaren Geist Uhlands oder Eichendorffs ausspielen — dabei bleibt die Tatsache, daß Heine als Dichter viel bedeutender war als diese beiden, ganz außer Ansatz. So sollte auch die Gegenüberstellung Storms und Fontanes nur ihre verschiedene Art in scharfer Abhebung herausbringen. Sie sind so wenig verwandt und haben beide so Bedeutendes geschaffen, daß eine Wertabmessung immer ziemlich individuell sein muß und besonders heute noch mißlich ist. Ich selber glaube wohl, daß von Storm noch ein paar Verse gelten werden, wenn von Fontane nichts mehr lebt. Aber jede Vorausfage für eine so weite Zukunft ist nichtig. In den Hallen der Dichtung werden die beiden Theodore noch lange auf hohen Postamenten stehen . . . .

Allmählich beginnen nun auch die Veröffentlichungen ihrer Briefe. Vor kurzem gab Albert Köster den von mir an dieser Stelle charakterisierten Storm-Kellerschen Briefwechsel heraus; jetzt, massiger und geschlossener, rückt ein Teil der Fontaneschen Korrespondenz an.[1]) Gleichzeitig veröffentlichte Paul Schlenther mit einem einführenden Vorwort das beste Drittel der von Theodor Fontane zwischen 1870 und 1889 für die Vossische Zeitung geschriebenen Theaterkritiken. Sie füllen einen starken Band.[2]) So können die Verehrer des Preußendichters — und wer zählte sich nicht dazu? — reiche Ernte halten.

Wenn wir das Beste, was wir von Fontane besitzen, überschlagen, so ist es dies: vorneweg die Balladen und die preußisch-märkischen Gedichte; dann, als

[1]) Theodor Fontanes Briefe an seine Familie. 2 Bände. Berlin 1905, F. Fontane und Co.

[2]) Causerien über Theater von Theodor Fontane. Herausgeber Paul Schlenther. Berlin 1905, F. Fontane und Co.

die Krone seiner Romane, „Effi Briest“; endlich die „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“. Diesen Hochgewächsen haben wir von nun ab noch etwas anzureihen. Nicht die Theaterkritiken, sondern die „Briefe“. Man muß als Literaturhistoriker die Korrespondenz mancher Berühmtheit durchackern; man muß oft auf aschgraue Langeweile gefaßt sein, und selbst die Episteln der großen Sterne liest man mehr aus Pflicht und zur Belehrung, als aus Vergnügen. Das Publikum geht an solchen Veröffentlichungen mit gutem Grunde fast immer vorbei.

Ganz anders die Briefe Theodor Fontanes! Sie sind so amüsant und köstlich, daß ich die beiden Bände verschlungen habe. Sie wachsen sich oft zu entzückenden Feuilletons aus, sie plaudern so geistreich und lebendig über alles Mögliche, daß man von diesen reizend servierten Kaviarschnittchen nicht genug bekommen kann. „Fontane,“ heißt es im Vorwort des Schwiegersohns, „hat als Briefschreiber unter den Mitlebenden vielleicht nicht seinesgleichen gehabt.“ Der Satz wird richtig, wenn man das „vielleicht“ wegstreicht. Und je mehr man liest, um so öfter sagt man sich: Das alles ist nicht mehr preußisch, nicht mehr märkisch. Da rinnt, wärmt, belebt und springt der Tropfen französischen Blutes, und von den Vorfahren, den Kindern eines Landes, das die ganz großen und unvergleichlichen Briefschreiber der Weltliteratur hervorgebracht hat, ist hier dem Enkel köstliches Erbteil geworden. Der ganze Fontane, wie er leibte und lebte, steckt in diesen Briefen — er steckt mehr darin, als in seinen Kunstschöpfungen. Wie man von Bismarck gesagt hat, daß die Kürassieruniform seiner Gestalt das Beste nahm und erst der Geh- oder Hausrock des Schloßherrn sie ganz zur Geltung brachte, so ähnlich hat die strenge Kunstform viel von dem eigensten Wesen Fontanes unterdrückt, das in der größeren Freiheit des Plauderfeuilletons sich erst reiner und in der größten des Briefes, des Familienbriefes, am reinsten offenbarte. Auch hierin unterscheidet er sich von Storm, ja wohl von allen eigentlichen Schöpfern. Denn diesen gelingt es eben, eine höchste Höhe ihres Wesens, von der sie selber wieder zurücksinken, im Kunstwerk zu fixieren, ihr Ewiges und Eigenstes, von allem irdischen Staub und Alltagskram gereinigt, auszusprechen. Deshalb sind naive Menschen oft von Poeten so enttäuscht, weil sie sich ein Bild von ihnen schufen nach den sie begeisternden Offenbarungen der großen Weihestunden und weil sie dieses Bild nun in Wirklichkeit nicht vorfinden, sondern auch ihr Ideal gleich anderen Erdgeborenen an Alltag und menschliche Schwachheit gebunden sehen. Ein geistreicher Franzose hat deshalb das Wort geprägt, daß Könige, Dichter und schöne Frauen eigentlich immer nur allein essen sollten, und es ist ganz recht und gut, daß Poeten so gern in der Einsamkeit und fern den Menschen leben, denen das Beste und Reinste, was sie geben können, ja doch durch ihre Schöpfungen zu teil wird. Daneben gibt es dann, viel seltener, Dichter, die nur einen Teil ihres Wesens innerhalb der strengen Kunstform zum Ausdruck bringen können, die mehr sind als ihre Werke, die persönlich nicht enttäuschen, sondern im Gegenteil gewinnen und stärker für sich einnehmen. Ich vermute, daß dies niemals die geborenen Schöpfer sind. Sie lieben Geselligkeit, sie brauchen

Menschen und Zuhörer. Fontane klagte oft, wenn er in Bädern und Sommerfrischen keinen Anschluß fand. So war für Theodor Storm Hademarschen gut und nützlich, für Fontane die Großstadt einzig brauchbar und notwendig.

Aus ihm lockte der Verkehr von Mensch zu Mensch die besten Fähigkeiten erst hervor. Paul Schlenther hat sehr richtig gesagt, ein Chefredakteur, der diesen Mann erkannt hätte, hätte ihn nicht eigentlich ins Theater geschickt, sondern hinaus auf die volksbewegten Gassen mit dem Auftrag: „Erzähl' uns, was du siehst!" Da hätten wir den „Berliner Spaziergänger" par excellence gehabt. Für das, was uns da verloren ging, entschädigen nur die Briefe. Stellte Fontane solch eine briefliche Verbindung mit jemandem her, so fühlte er sich verpflichtet, wie sonst in mündlicher Plauderei, so jetzt in schriftlicher den Empfänger zu unterhalten. Er begnügte sich fast niemals mit einer rein sachlichen Mitteilung. „So haben viele seiner Briefe," sagt der Schwiegersohn, „bald zu heiteren Feuilletons, bald zu kleinen Essays über Tagesfragen sich gestaltet; andere gewähren dem Leser einen Einblick in seine poetische Werkstatt, noch andere ergehen sich in düsteren Betrachtungen und bitteren Klagen. Alles nur flüchtig hingeworfen und aus dem Augenblick geboren, aber alles fesselnd in seiner bezaubernden Natürlichkeit und unerschöpflichen Gedankenfülle."

Noch eins aber mag dazukommen, daß grade die „Familienbriefe" so köstlich wirken. Es ward schon vorhin gesagt, daß Fontane eine große Liebenswürdigkeit besaß, die zum Teil wohl angeboren, zum andern Teil aber eine Folge seiner „Weltklugheit" war. Er hatte lange, vielleicht zu lange in mehr oder minder großer Abhängigkeit gelebt, er brauchte die Leute und nahm deshalb lieber zu viel als zu wenig Rücksicht. Wie oft mag er aus diesem Grunde ein geistreiches Wort, ein Urteil verschluckt haben! Seiner Frau und seinen Kindern gegenüber fiel aber auch diese letzte hemmende Schranke fort. Hier konnt' er frei weg von der Leber reden. Und auch deshalb sind die beiden Briefbände dasjenige seiner Werke, in denen sich seine Eigenart am deutlichsten ausprägt.

Mit der Erwähnung seiner Hochzeit (Oktober 1850) hatte Fontane seine autobiographischen Aufzeichnungen „Von Zwanzig bis Dreißig" geschlossen. Die nun veröffentlichte Korrespondenz beginnt 1½ Jahr später. Als Angestellter der ministeriellen Presse, insbesondere der „Preußischen Zeitung", war der Dichter im Frühjahr 1852 zum Studium englischer Verhältnisse auf unbestimmte Zeit nach London beurlaubt worden. Seine junge Frau blieb mit einem Baby allein in Berlin zurück. Ihr schreibt er. Und wenn man die hier dem Druck übergebenen Briefe an seine Frau, die sich durch sein ganzes Leben ziehn, mit einiger Sorgfalt liest, dann staunt man wiederum über den auffallenden Gegensatz, in dem Fontane zu Storm steht. Storm hatte einen so rührend starken Familiensinn, daß man manchmal direkt lächeln muß, wenn er selbst vor dem ihm ganz fremden Keller, dem eingefleischten Junggesellen, die Hauspostille aufschlägt, wenn er in Briefen ihm seine Familie vorstellt, von seinen Söhnen schwärmt, mit Behagen häusliche Feste ausmalt. Fontane eine ganz andere Natur! Man hat

ihm nach dem Erscheinen seiner „Kinderjahre“ den Vorwurf gemacht, er wäre seiner Mutter nicht gerecht geworden. Ich persönlich finde das nicht, aber allerdings habe ich bei einigen Briefen das Gefühl, daß er seine Eltern mehr überlegen-literarisch ansieht, als mit ausgeprägter Kindesliebe, ja, daß er sie ein wenig humoristisch nimmt. Bekanntlich lebten diese Eltern zuletzt getrennt, und vielleicht hat das dazu beigetragen, den ohnehin geringen Familiensinn ihres Sohnes noch mehr zu dämpfen. Es kostete auch ihm durchaus keine Überwindung, ein paar Monate von seiner Frau getrennt zu leben, ja, es war ihm, besonders wenn er arbeiten wollte, manchmal Bedürfnis. Er hatte die Ansicht, erwachsene Kinder seien mehr oder minder fremde Personen, und leichtlich ward ihm alles Qual und Störung, woraus Storm Honig sog. „Als glücklicher Familienvater mit Frau und drei Kindern um mich her,“ schreibt er einmal, „befind' ich mich eigentlich konstant in der nervösen Aufregung einer Besatzung, die jeden Augenblick einen Angriff erwartet, und ich darf sagen, daß ich nunmehr (nach Eurer Abreise) das Gefühl der Ruhe, des Ungestörtseins dankbar genieße. Auch bei Tisch ist es mir eine Erquickung, nichts von Erziehung zu hören oder selber erziehen zu müssen. Ich habe für diese Partien des Familienlebens keinen Sinn.“

Daß eine Frau sich bei Empfang derartiger Briefe nicht gerade überglücklich fühlen kann, ist begreiflich. Frau Emilie Fontane, geb. Rouanet-Kummer, ist durch Zärtlichkeit seitens ihres Gatten wirklich nicht verwöhnt worden. In der ersten Zeit findet er noch manchmal einen Kosenamen für sie, aber man merkt, daß dies mehr herzlich-rücksichtsvoll gewollt, als natürlich gewachsen ist. Und so entzückende Feuilletons er über England und Paris nach Hause schickt — wer könnte der jungen Frau nicht nachfühlen, daß ihr ein minder geistreicher Liebesbrief, ein tiefes Wort der Sehnsucht tausendmal lieber gewesen wäre! Sie mußte es ertragen, daß ihr Gatte sie und sein Baby für Monate verließ; sie gebar ihm Kinder, während er fern war, und man kann nicht übersehn, daß sich schwerlich nüchterner, als der Dichter es tat, an eine Frau, die einsam entbunden hat, schreiben läßt. Wenn er in einer Gratulation einmal hoch schwört, so rafft er sich zu der Bemerkung auf, daß er ihren Hochzeitstag „nicht zu den Unglückstagen“ seines Lebens rechnet. Er gehörte im ganzen doch wohl zu den Männern, die gegen Fremde liebenswürdiger sind, als gegen die eigene Frau.

Kein Wunder, wenn ihm Frau Emilie dann ihrerseits Kühle, Gefühlsmangel, Egoismus, Passivität usw. vorgeworfen haben mag. Er gibt auch selber zu, daß er egoistisch und kühl sei; er weiß (1883), daß er kein Meister der Liebesgeschichte ist: „Keine Kunst kann ersetzen, was einem von Grund aus fehlt.“ Er spricht schon 1852 von seiner „vielverschrieenen Liebeunfähigkeit“. Man muß endlich noch berücksichtigen, daß unter der Unsicherheit eines Journalisten- und Schriftstellerlebens gewisse Naturen direkt leiden.

Ich habe dies alles gesagt, ehe ich auf die mannigfachen Klagen und Anklagen eingehe, die Theodor Fontane in Briefen gegen seine Frau aussprach. Denn ohne Frage: Frau Emilie kommt durch diese Veröffentlichung, auch wenn

sie selbst sie gewünscht und erlaubt hat, zu schlecht weg. Sie kann sich nicht verteidigen; ihr Gatte hat allein das Wort, und was in augenblicklicher Verstimmung, in Rede und Widerrede richtig war, das ergibt leicht ein schiefes Bild, wenn dokumentarisch festgelegt allein die Rede oder allein die Widerrede erscheint. Ich selbst bin zuerst getäuscht worden, hielt die Ehe für wenig glücklich und stand ganz auf Seiten des Dichters. Hier muß man also sehr vorsichtig sein und vieles auch von der andern Partei aus betrachten. Ja, Theodor Fontane wäre doch selber vielleicht entsetzt, wenn er noch lesen könnte, ein wie schiefer Eindruck von seiner Ehe und seiner Gattin dem Publikum durch seine eigenen Worte vermittelt wird. Ich glaube das Rechte zu treffen, wenn ich sage, daß es in dieser Ehe keine Schuld gab oder daß, wenn schon von einer gesprochen werden soll, Mann und Frau sie zu gleichen Teilen tragen. Jeder forderte vom andern, was er nicht geben konnte. Frau Emilie war auf der einen Seite zu bürgerlich für Fontane — zu sehr „Beeskow", da sie nicht immer Dienstbotenzank und derartigen Alltagskram von seiner während des Schaffens leicht reizbaren Natur abhielt; da sie auch in Geldfragen nicht die Leichtigkeit der gebornen Künstlerfrau hatte; da sie nicht einfach fragte, ob ihr Gatte durch Aufgeben einer Stellung von einer drückenden Fessel loskomme, sondern nur verzagt und entsetzt dem entschwindenden „festen" Einkommen nachweinte; da sie vor allem ihrem Theodor, seiner Kraft und seinem Pflichtbewußtsein, nicht genug vertraute. Auf der andern Seite wiederum war sie zu temperamentvoll für ihn — zu sehr „Toulouse": hin- und herhuschig, planlos, geistreich, aber ungleichmäßig und schwankend in Gefühlen und Ansichten, vom Moment abhängig, ohne Humor und heitre Milde. Sie war nicht für sein Ideal Stillsitzen, Kaffeetrinken, Zusehn, Plaudern. Sie war für Leben und Besuchstouren. So kommt es zwischen den beiden zu Zwistigkeiten, Ärger, Trennung. Aber — sie können sich schließlich doch so wenig entbehren, daß sie sich dann wenigstens schreiben müssen. Und immer bricht, wenn nicht die Liebe, so doch die herzliche Hochachtung durch, die Theodor vor seiner Frau hegt. Und ihr Hochsinn beweist sich doch nicht zuletzt auch darin, daß sie auch jene Briefe, in denen sie selbst gering erscheint, zur Veröffentlichung bestimmte.

Diese Ehe und die ehelichen Briefe sind für Fontanes ganze Art äußerst charakteristisch. Bei diesem Dichter, der ja auch fast nur Ehe-, nicht Liebesromane geschrieben hat, hat das Kleine, das langsam Zermürbende, der Alltag doch immer über den Sonntag Gewalt. Auch durch alle seine Kunstschöpfungen klingt es: Kinder, so ist das Leben einmal! Man muß sich abfinden! Nicht die Liebe regiert, die Berge versetzt, sondern die Pflicht, die Schaufel für Schaufel abträgt! Das ist das spezifisch Preußische in Fontane, das Kühle, Feste, Zähe, Nüchterne, etwas Skeptische, das die großen Flutbewegungen der tiefsten Seele nicht recht kennt und leicht unterschätzt, das die Unterordnung des Individuums unter die Gesamtheit kategorisch fordert, das jenes eisig-großartige Wort Friedrichs des Großen geboren hat: „Fähndrich, wenn Er stirbt, dann sterb' Er ruhig", das jenes andre glatt unterschreibt: „Wir sind nicht da, um glücklich zu sein, sondern um zu

arbeiten." Man wird diesen Geist bewundern, aber man wird bemerken müssen, daß er völlig unkünstlerisch ist. Preußischer Geist und spartanischer sind künstlerisch durchaus unfruchtbar. Die dümmste Bezeichnung, die jemals für Berlin geprägt wurde, ist Spree-Athen.

Auch Fontane hat diesen preußisch-nüchternen Geist nicht ganz rein vertreten — dann wär' er kein Dichter gewesen. Er hat ihn geliebt, wie er seine Eltern geliebt hat: mit etwas Ironie und Überlegenheit. Geliebt mit dem Bewußtsein, daß es mal sein Schicksal sei, pour le roi de Prusse zu arbeiten, ohne Lohn und Gegenliebe. Es existiert ein entzückendes Gedichtchen von ihm: da sieht er sich an seinem Ehrentage, als es zu Tisch gehen soll, um, wer denn nun erschienen ist. Wo ist der märkische Adel, dem er so manches gute Denkmal gesetzt hat? Und lächelnd wendet er sich zur Seite: „Kommen Sie, Cohn!"

Ein bitterer Kern steckt in diesem lustigen Gedichtchen, das die Verhältnisse geradezu glänzend illustriert. Ich bin wohl vor dem Verdacht philosemitischer und parteilich-freisinniger Neigungen geschützt, aber wenn immer geklagt wird, daß die Juden auch unser gesamtes geistiges Leben beherrschten, was in aller Welt ist denn der Grund davon? Weshalb vertrauen sich die deutschen Intellektuellen, wie die Kreuzzeitung so oft höhnt, der Führung des Judentums an, oder anders ausgedrückt: weshalb wenden sie sich mit dem, was sie zu sagen haben, so oft gerade an die „Vossische Zeitung" oder das „Berliner Tageblatt"? Doch nur weil im Grunde den konservativen Blättern, besonders den von spezifisch preußischem Gepräge, jeder Domänenpächter wichtiger ist als die Gesamtheit der deutschen Dichter, weil nirgends eine größere Gleichgültigkeit gegen künstlerische und wissenschaftliche Bestrebungen herrscht als hier. Wo fände auch ein konservativ gerichteter Poet an der konservativen Presse je eine Stütze? Wer liest denn unsere Bücher, wer geht in die Kunstausstellungen, wer füllt die Theater? Juden. Aber nicht oder nicht nur weil sie Geld haben, sondern weil sie von Natur aus einen ungeheuren Respekt vor jeder geistigen und schöpferischen Kraft besitzen, der dem Preußentum fehlt. Wie ein besserer Schuhputzer ist Fontane als konservativer Journalist behandelt worden, bis er genug hatte, bis er sich empörte, bis er bitter erkannte, daß die vielbekämpften „Juden und Industriellen" Talente höher achteten und häufiger Rücksicht übten, als seine frommen politischen Gesinnungsverwandten. Und die Folge? Er, der Konservative, den Liberalismus verspottende, die fette Bourgeoisie hassende Mensch, ging als Theaterreferent zur „Vossischen Zeitung" über, wo er geschätzt und verehrt ward. Der Vorgang ist durchaus typisch, und wer es bisher noch nicht wußte, mag sich nun auch leicht erklären, weshalb unsere konservativen Zeitungen durchweg fast um so viel schlechter redigiert sind, als die großen freisinnigen Blätter. Auf zwanzig literarisch-journalistische Talente der linksstehenden Presse kommt noch nicht eins in der rechtsstehenden. In einem Briefe aus dem Jahre 1884 beklagt Fontane sehr, daß so gar nichts geschieht, die konservative Partei geistig standesgemäß zu vertreten. Die Klage gilt noch heute, und es ist höchst naiv,

sich zu wundern, daß die deutsche Intelligenz, unabhängig von ihrer politischen Überzeugung, sich lieber dorthin wendet, wo man sie respektiert, als an eine Stelle, für die jeder Leutnant vor dem Dichter rangiert und der jeder Hofbericht wichtiger ist als die glänzendste Kunstkritik. Vor einigen Jahren defilierte in Warschau der gesamte polnische Adel vor Heinrich Sienkiewicz. Fontane dagegen hat sich nach den Bredows, Arnims, Treskows, Kueſebecks usw. an seinem Ehrentage vergebens umgesehn, aber wer da war und die respektvolle Verbeugung vor dem Dichter machte, war — Herr Cohn!

Daß solche Erfahrungen natürlich Wirkungen ausüben und Anschauungen beeinflussen, ist ganz klar. Trotzdem bleibt Theodor Fontane im Grunde durch sein ganzes Leben seiner alten Liebe treu. Ein „richtiger Adel" entzückte ihn bis zuletzt; doktrinärer Liberalismus kränkte ihn stets aufs neue. Noch der Fünfundsechzigjährige, der seit 14 Jahren bei der Vossischen Zeitung in Amt und Brot war, schreibt „im Hinblick auf die Kreuzzeitung und die konservative Partei" wörtlich: „Schließlich gehör' ich doch diesen Leuten zu, und trotz ihrer enormen Fehler bleiben märkische Junker und Landpastoren, diese wundervollen Elemente, meine Ideale." Auch die vielfach gehörte Behauptung, Fontane hätte sich in den letzten Lebensjahren stark nach links hinüberentwickelt, ist nur sehr bedingt richtig. Wohl hat der Dichter selber gesagt, daß er „immer demokratischer" würde, aber man kommt der Wahrheit näher, wenn man statt „demokratischer" — „skeptischer" sagt. Eine allgemeine Skepsis nahm mehr und mehr von ihm Besitz, vor der die konservativen Altäre nicht stand hielten, die ihn aber auch verhinderte, neue zu bauen. Am wenigsten wurde er liberal. Er nannte in dieser Skepsis Bildung das größte Weltunglück und saß nörgelig und etwas achselzuckend auf den Trümmern einer zusammengebrochenen Welt. Bis auf sein Bett, in das er sich sehnte, schien ihm „alles Unsinn". Auch sein so glühend bewunderter Bismarck wird ihm in dieser Zeit nur eine Mischung von „Heros und Heulhuber", aber wie wenig man das tragisch nehmen darf, zeigt ja sein wundervolles zu Bismarcks Tode geschriebenes Gedicht, in dem sein Gefühl sich wieder rein und unverwirrt ausspricht.

Einige Urteile über Personen und Einrichtungen mögen das Bild Fontanes, wie die Familienbriefe es zeigen, noch heller beleuchten. Für Musik hatte er — wieder im Gegensatz zu Storm, der sogar einen Gesangverein gründete — nicht viel übrig. Er erwähnt sie kaum. Einmal, 1856, begeistert ihn die Freischütz-Ouvertüre; ein Vierteljahrhundert später spricht er nach der Rheingoldlektüre über Richard Wagner, dessen persönliche Hauptleistungen Gold- und Liebesgier seien. „Er ist ganz Wotan, der Geld und Macht haben, aber auf „Lübe" nicht verzichten will und zu diesem Zwecke beständig mogelt." In Bayreuth hat es Fontane im Festspielhaus auch immer nur 1—2 Akte lang ausgehalten.

Seine Stellung zu literarischen Größen wird im ganzen durch die Briefe weniger beleuchtet, als man erwarten durfte. Es fällt ferner auf, daß sein Urteil über Menschen ungleich sicherer ist und rascher feststeht, als das über Dichter. In jüngeren Jahren entzückt er sich besonders an Walter Scott, an

der Kindlichkeit und klassischen Einfachheit des Ausdruckes, an dem wunderbaren Talent für Einleitungen, an der seltenen Gabe, die nur noch Shakespeare und Goethe außerdem besessen hätten, Menschen das Natürliche, immer Richtige sagen zu lassen. Von den Russen las er Turgenjew mit Bewunderung, ohne seiner Schreibweise recht froh zu werden. Ein paar schöne Kapitel von Wilhelm Raabe sind ihm doch lieber. Auf einige Ausstellungen gegen seinen Roman „Graf Petöfy" sagt er: „Wer ist denn da, der dergleichen schreiben kann? Keller, Storm, Raabe, drei große Talente, aber sie können das gerade nicht. Ich kenne nur drei, die's könnten: Heyse, Hopfen, Spielhagen. Heyse würde es vielleicht besser machen, aber schwächlicher; Hopfen vielleicht besser, aber verrückter, Spielhagen vielleicht besser, aber spielhagenscher." An anderer Stelle sagt er das hübsche Wort: „Während bei Keller alles Legendenstil ist, ist bei Conrad Ferdinand Meyer alles Chronikstil, den er, weil er ein Dichter ist, auf eine dichterische Höhe hebt." Geibel wird einmal als „herrlicher Mann" erwähnt. Graf Schack als kraft- und physiognomielos abgetan. Im Jahre 1883 ging Fontane an Zola heran. Sein erster Eindruck, so toll es klingt: Zola wäre ein neuer Sir John Retcliff. Bald erkennt er das kolossale Talent zwar an, das die Figuren nur so herausschmeiße und gegen das Storm arm wie eine Kirchenmaus wäre, doch bleibt er bei seiner wunderlichen Ansicht, wonach Zola im letzten Grunde halb Ludwig Pietsch, halb Goedsche-Retcliff sei, doch stehen. Was über die speziellen Dramatiker gesagt wird, über Ibsen, Wildenbruch, Hauptmann usw., weiß man ja auch aus den Th. F.-Kritiken der „Vossischen Zeitung". Mit Ibsen war Fontane nicht einverstanden; Wildenbruch erhielt die Note: „Talentvoll, aber Unsinn," bis ihm die Quitzows ein volles Lob eintrugen, und die Begeisterung des alten Poeten für Gerhart Hauptmann ist ja bekannt. Am 14. September 1889 schreibt er an seine Tochter, er hätte ein „fabelhaftes" Stück gelesen: „Vor Sonnenaufgang", von dem er ganz benommen wäre. Dieser Hauptmann, ein wirklicher Hauptmann der schwarzen Realistenbande, sei ein völlig entphrafter Ibsen, erreiche eine kolossale Wirkung, und in dem Werke spreche sich ein Maß von Kunst aus, wie es größer nicht gedacht werden könne ...

Daß Fontane Menzel früh erkannt hat, ward schon gesagt; schon in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts war er von der Bedeutung des Mannes durchdrungen, der „allerersten Ranges, eine epochemachende Nr. 1, ein Sanspareil" sei. Böcklin dagegen, den er vergleichsweise neben und unter Gustav Spangenberg stellt, sei mehr der Abgott einer bestimmten „Clique" von Gebildeten. Seine Insel der Seligen wirke noch langweiliger als der Potsdamerstraßen-Alltagszustand. Es paßt auch zu Fontane, daß er mit Vergnügen Julian Schmidt las. Er bewunderte Leopold von Ranke, der in seinem hohen Alter „still und großartig" seine Bücher schreibe; und er begeisterte sich an der Treitschkeschen Festrede „Zum Gedächtnis des großen Krieges (1895) als einem ganz ausgezeichneten historischen Essay, wie ich deutsch noch keinen zweiten gelesen habe."

* * *

In voller Absicht sind die von Theodor Fontane gefällten Urteile hier nur zitiert, nicht kritisch glossiert worden. Über den Kritiker wird man im Zusammenhang reden müssen vor dem zweiten Werke, das aus Fontanes Nachlaß erschien: vor den „Causerien über Theater."

Und um es gleich zu sagen: so außerordentlich hoch ich die „Briefe" stelle, so wenig erwärmen kann ich mich für diese lauwarmen Schnitzelchen aus vergessenen und vergessenswerten Theaterkritiken.

Denn erstens ist diese Zusammensetzung von Tagesrezensionen, diese immer mehr in Mode kommende billige „Buchmacherei" an sich ein Übel, das man bekämpfen muß. Zweitens wird hier vielfach über Werke, Schriftsteller, Schauspieler gesprochen, die kein Mensch mehr kennt, die uns gleichgültig, über die die Akten geschlossen sind. Wie durch welkes Laub, das raschelnd zu einem Scheinleben erwacht, scharrt der Fuß des Wanderers. Drittens aber — und das ist die Hauptsache — ist Theodor Fontane nichts weniger als ein Kritiker gewesen, ob er auch um des lieben Brotes willen dieses Handwerk sein halbes Leben hindurch betrieben hat.

Er war kein Kritiker! Vor Jahren hab' ich an dieser Stelle Worte geschrieben, auf die ich mich jetzt berufen kann. „Ein Kritiker," hieß es in Heft II der Deutschen Monatsschrift, „der nicht zum Glauben zwingen kann, verdient den Namen nicht. Ein Kritiker, der nicht mit wuchtigem Kürassierhieb die Herzen spaltet, sollte zu schreiben aufhören."

Bezwingt Fontane und spaltet er die Herzen? Nein! Denn er hat dazu zu wenig Glauben, und weil er zu wenig Glauben hat, auch zu wenig Kraft. Er traut seinem Urteil selber nicht recht, steckt ewig in Zweifeln, sieht immer nach, was die anderen sagen, drückt sich im ganzen mühsam um die Hauptsache herum und kommt leicht vom Hundertsten ins Tausendste, ohne daß man recht weiß, was er eigentlich will. Ein Berliner Wort, das der Dichter selbst unter Umständen anwandte und das allerdings hart klingt und mir wieder einige Fontanefanatiker auf den Hals hetzen wird, ist mir bei der Lektüre oft eingefallen; es ist viel „Schmuserei" in den Kritiken.

Er war kein Kritiker und er hat das selber gewußt. In den „Briefen" schreibt er 1891: „Ich habe mich nie für einen großen Kritiker gehalten und weiß, daß ich an Wissen und Schärfe hinter einem Manne wie Brahm weit zurückstehe, habe das auch immer ausgesprochen." Wenn er fortfahrend dann aber sagt, er hätte wenigstens immer eine klare bestimmte Meinung mutig vertreten, so daß jeder die Antwort auf die Frage „Weiß oder Schwarz," „Gold oder Blech" daraus ersehen konnte — so befindet er sich gerade darin in einem großen Irrtum. Im Gegenteil, niemand wußte eigentlich mit den Fontaneschen Kritiken etwas anzufangen. Schlenther selbst gibt diplomatisch-liebenswürdig zu, daß sie „fremdartig" wirken, und seine Initialen Th. F., die unter den Referaten standen, wurden ganz allgemein als „Theater-Fremdling" gedeutet — übrigens unter des Dichters lachender Zustimmung.

Man braucht sich ja auch nur ein paar hervorstechende Charakterzüge Fontanes zu vergegenwärtigen, um zu begreifen, daß dieser Mann für jedes Richteramt verloren war. Sein Skeptizismus oder auch das ihm innewohnende, sich bis zur Schwäche steigernde „Billigkeitsgefühl" litt kein scharfes und starkes Urteil. Schon 1856 gesteht er in einem Briefe, daß er, sowie er ein Urteil ausgesprochen habe, auch sofort die Richtigkeit dieses Urteils zu bezweifeln anfange. Er sah dann von irgend einer Sache alle möglichen Seiten und kam darüber in Verwirrung. Eben deshalb vielleicht war er, um einen zweiten Berliner Ausdruck zu gebrauchen, der geborene „Konzessionsfritze", der alles Mögliche tolerierte, der eine Abneigung gegen alle Prinzipienreiter hatte, der sich sorgsam hütete, jemandem zu nahe zu treten, der immer bestrebt war, es mit den Menschen nicht zu verderben, der es für ein großes Glück hielt, was er an Scheerenberg pries, „als Freund von rechts und links zu sterben." Aus solchem Holz wird im ganzen Leben kein großer Kritiker geschnitzt. Dieselbe „Vossische Zeitung," an der Fontane tätig war, hatte etwa 130 Jahre vorher einen anderen Rezensenten, der wirklich ein großer Kritiker war: Lessing, aber ihn nennt man bis heute nicht den wohlwollenden Diplomaten, sondern den „tapferen Landsknecht" des 18. Jahrhunderts. Wer in sich selbst unsicher ist, kann nicht andere sicher machen; wer nicht hassen kann, kann auch nicht lieben; wer nicht unbekümmert und furchtlos dreinschlägt, sondern überhaupt auf den Gedanken kommt, daß er sich Feinde schaffen oder morgen vielleicht vor sich selbst nicht mehr vertreten kann, was er heute geschrieben hat, der mag alles andere sein, aber er ist kein Führer. Es kommt ja wirklich nicht darauf an, daß man einmal vorbeihaut. Das ist Lessing ebenso passiert wie (um den Mann zu nennen, den Fontane gern las) Julian Schmidt. Dies also wird kein Vernünftiger dem Kritiker Th. F. zum Vorwurf machen. Aber bei Lessing und Julian Schmidt zeitigt wie bei jedem echten Kritiker auch das Vorbeihauen noch mehr Ergebnisse, als bei Fontane das Treffen. Und man versteht ihr Irren sofort aus ihrer Gesamtpersönlichkeit heraus, während mich dies bei Fontane das Bedenklichste dünkt, daß man — wohlgemerkt nur in puncto Theaterkritik — oft auf ein „Ja" trifft, das nach seiner ganzen Natur ein „Nein" sein müßte — vide z. B. das Referat über die Hillernsche „Geier-Wally". Wohl ist es ganz selbstverständlich, daß man nach seinem Gefühl und nicht nach ein für allemal festgelegten Gesetzen urteilen soll, — ich habe noch keinen schöpferischen Kritiker gesehen, der nach Paragraphen der Ästhetik gerichtet hätte —, aber Vorbedingung ist dann doch, daß dieses „Gefühl" eben unbeirrbar sicher, der ganze Mensch von stärkster Einheitlichkeit ist. Die Sicherheit jedoch wird gehoben und gestärkt, wenn zu dem angeborenen, instinktiven Gefühl, das immer die Hauptsache bleibt, die nötige historische und ästhetische Durchbildung kommt, auf die es sich stützen und durch die es sich begründen kann. Bei Fontane fehlte es meines Erachtens an beidem: sowohl an instinktivem Gefühl für das Drama (er hatte dieses Gefühl ungleich stärker für Lyrik und Roman) wie an systematischer Schulung. Und deshalb

war es das Schwierigste für ihn, Bühnenstücke richtig einzuschätzen. An seine Tochter schreibt er 1889: „Die Schwierigkeit richtiger Schätzungen drängt sich mir nicht selten auch bei Aufführung neuer Theaterstücke auf; ich sage dann wohl, es sei ganz nett, aber doch nur so so; ich hätte statt dessen ebenso gut sagen können, ich fände es langweilig, aber auch, ich fände es fein, klassisch, goethisch. Bei Romanen, Novellen, Gedichten bin ich meines Urteils in der Regel ganz sicher, beneidenswert sicher. Dramatischen Arbeiten gegenüber aber, namentlich wenn sie von der Bühne her zu mir sprechen, wo einem die feinen, erst in Wahrheit den Unterschied schaffenden Details großenteils und oft total entgehen, bin ich stets unsicher und finde, um Beispiele zu geben, zwischen „Iphigenie", „Des Meeres und der Liebe Wellen", „Weisheit Salomos" und „Nausikaa" kaum einen Unterschied."

Und der Mann, der dies Bekenntnis ablegt, war fast 20 Jahre lang ausgerechnet Theaterkritiker der Vossischen Zeitung! Man braucht dem eigentlich nichts mehr hinzuzufügen. Wohl aber wird die Verwunderung immer größer, daß die für den Tag geschriebenen Rezensionen von einem Manne wie Paul Schlenther noch einmal veröffentlicht und nun selbst wieder der Kritik vorgelegt werden. Warum in aller Welt geschah das? Ich gestehe, daß mir die Schlentherschе Einleitung, so viel sie auch verschluckt, das Liebste aus dem ganzen Bande ist und daß ich es für fruchtbarer gehalten hätte, wenn das Buch statt mit Fontaneschen mit Brahmschen und Schlentherschen Kritiken aus der Vossischen Zeitung gefüllt wäre. Schlenther muß doch selbst bekennen, daß sich der Dichter diese Berichte mühsam abgerungen hat, und wenn sich natürlich auch darin sein „beweglicher Geist, seine phantasievolle Beredtsamkeit, seine bildhafte Weisheit, sein ritterliches Herz, seine Art und Kunst, sein leuchtender und wärmender Humor" zeigen, so zeigt sich dies alles doch in viel konzentrierterer Form, in ganz unvergleichlich echterer Weise in den „Briefen". Sie werden leben und viele Herzen und Geister noch erfreuen, während es doch wohl besser gewesen wäre, wenn man die Worte des Theater-Fremdlings hätte gilben lassen mit dem Zeitungspapier, auf dem sie gedruckt waren.*)

*) Im Anschluß an diesen Fontane gewidmeten Aufsatz nehmen wir Veranlassung, darauf hinzuweisen, daß soeben die Veröffentlichung einer Gesamtausgabe der Werke Theodor Fontanes beginnt. Hier erscheint das gesamte Werk Fontanes in einer mustergültigen Ausgabe. Die Eigenart des Fontaneschen Lebensganges bringt es mit sich, daß diese Gesamtausgabe drei Abteilungen umfassen wird. Der erste Band der ersten Abteilung, in welcher uns in zehn Bänden sämtliche Romane und Novellen, chronologisch geordnet, dargeboten werden sollen, liegt bereits vor; er enthält den Anfang des großen historischen Romans „Vor dem Sturm". Dieser stattliche Band — wie jeder der Gesamtausgabe — kostet in der Subskription nur 3 Mark. Schon Ende dieses Jahres wird die erste Serie fertig sein. Die Red.

Die Ausbildung des Seeoffizierkorps bei den größeren Seemächten.

Von

Korvetten-Kapitän a. D. Capelle.

Eine der schwierigsten Aufgaben, von deren mehr oder weniger glücklicher Lösung die Leistungsfähigkeit einer jeden Marine abhängt, ist die Heranbildung eines tüchtigen Seeoffizierkorps, welches imstande ist, den vielseitigen Anforderungen sowohl im Kriege wie auch im Frieden gerecht werden zu können.

Sowohl der spanisch-amerikanische Krieg, wie auch der gegenwärtige Krieg zwischen Rußland und Japan haben zur Genüge dargetan, daß es nicht die Schiffe sind, welche die Schlachten gewinnen, sondern in erster und letzter Linie die Männer, welche dazu berufen sind, die Schiffe im Ernstfalle zu führen, und die Besatzungen, deren Aufgabe es ist, die zahlreichen Einrichtungen und Hilfsmittel, welche ihnen an Bord der Schlachtschiffe anvertraut sind, zur Geltung zu bringen.

Jedes Linienschiff und jeder gepanzerte Kreuzer, mag er auch so vollkommen eingerichtet sein, wie es bei der hohen Entwicklung der heutigen Technik nur immer möglich ist, das Schiff an und für sich bleibt stets eine wehrlose, schwimmende Festung. Erst durch seine Besatzung wird es zu einem Machtfaktor, der umsomehr in die Wagschale fällt, je besser es seine Mannschaft versteht, die an Bord vorhandenen Mittel auszunutzen, und je mehr das gesamte Personal von einem zielbewußten, wohl durchdachten Willen einheitlich geleitet wird.

Was für das einzelne Schiff gilt, trifft auch bei jedem Verbande zu. Der Chef einer Division, eines Geschwaders oder einer Flotte wird niemals Erfolge davontragen, wenn er seine Schiffe nicht so in der Hand hat, daß er mit Sicherheit darauf rechnen kann, daß die Formationsänderungen, deren Ausführung er für die Ausnutzung der augenblicklichen Gefechtslage für geboten hält, anstandslos von seinen Unterbefehlshabern vorgenommen werden können. Dabei muß jeder Kommandant soviel Selbständigkeitsgefühl besitzen, daß er da, wo es nottut, auch ohne besonderen Befehl handelt und seine Maßnahmen so trifft, daß durch dieselben die Absichten seines Führers unterstützt und nicht irgendwie beeinträchtigt werden.

Ein Offizierkorps auf eine solche Ausbildungsstufe zu bringen, daß es diesen hohen Anforderungen jederzeit gerecht zu werden vermag und dabei einen Geist in demselben wachzuhalten, der es befähigt, im gegebenen Augenblicke freudig

sein ganzes Können einzusetzen, um das vorgesteckte Ziel zu erreichen, ist eine schwere Aufgabe, welche an die maßgebenden Persönlichkeiten ganz bedeutende Ansprüche stellt.

Im Hinblick auf die Schwierigkeiten, welche der Lösung dieser Aufgabe entgegenstehen, ist es von allgemeinem Interesse, die Anordnungen zu vergleichen, welche die einzelnen Marinen getroffen haben, um zum Ziele zu gelangen. Natürlicherweise kann es nicht meine Absicht sein, die einzelnen Maßnahmen bis ins Kleinste zu verfolgen und die Vorteile und Nachteile gegenseitig abzuwägen. Es kommt mir vielmehr nur darauf an, den Ausbildungsgang der Seeoffiziere bei den einzelnen Nationen in großen Zügen zu schildern und dabei lediglich die Hauptmomente näher zu beleuchten.

Die Ausbildung vom Eintritt bis zur Beförderung zum Offizier.

Diese erste Ausbildungszeit wird nach außen hin dadurch gekennzeichnet, daß es sich um eine systematische Massenausbildung handelt. Der Einzelne tritt mehr in den Hintergrund; es wird nach einem festen Plan verfahren, in dem alle diejenigen Disziplinen vorgesehen sein müssen, deren Kenntnis notwendig ist, um den jungen Seeoffizieraspiranten in seinen neuen Beruf einzuführen. Hierzu ist es notwendig, daß theoretische Unterweisungen mit praktischen Übungen abwechseln. Demgemäß finden wir in allen Marinen entsprechende Maßnahmen getroffen. Die Kadetten werden während dieser Zeit teilweise an Land, teilweise an Bord untergebracht. Hierbei trifft man naturgemäß bei den einzelnen Nationen auf kleine Verschiedenheiten, indem sowohl die Reihenfolge, in welcher der Wechsel zwischen Bord- und Landleben vor sich geht, von einander abweicht, wie auch die Dauer der einzelnen Ausbildungsabschnitte eine verschiedene ist.

Diese meist unwesentlichen Unterschiede werden indessen auf die Gesamtergebnisse keinerlei Einfluß von irgend welcher Bedeutung auszuüben vermögen, wenn nur die Offiziere, denen die Kadetten während dieser Ausbildungsperiode anvertraut werden, ihrer Aufgabe gewachsen sind und es verstehen, in dem jungen Nachwuchse neben Lust und Liebe zum Beruf ernstes Streben wachzurufen und zu festigen. Darauf kommt es in erster Linie an, bei der Auswahl der Lehrkräfte mit der äußersten Gewissenhaftigkeit und Vorsicht vorzugehen, denn die ersten Eindrücke sind meistens von bleibender Dauer und zweifelsohne wird diejenige Marine die besten Ergebnisse erzielen, die diesem Umstande die größte Aufmerksamkeit widmet.

Während bei der ersten Berufsausbildung fast überall die gleichen Gesichtspunkte vorherrschen, weichen die einzelnen Marinen in den Anforderungen, welche sie hinsichtlich des Eintritts an die Anwärter stellen, nicht unwesentlich von einander ab.

Hier fällt es zunächst auf, daß die Altersgrenzen, welche für den Eintritt festgesetzt sind, bei den größeren Seemächten verschiedene sind.

Der Beruf des Seeoffiziers erfordert neben einer guten Gesundheit, körperlicher Gewandtheit und schneller Auffassungsgabe eine ganz ausgesprochene Neigung.

Das Leben an Bord bringt Eigentümlichkeiten mit sich, wie sie kein anderer Beruf kennt und welche sich nur dann leicht ertragen lassen, wenn man in verhältnismäßig jungen Jahren daran gewöhnt wird und außerdem große Lust und Liebe für das Leben auf See besitzt.

Nach dieser Richtung hin sind in erster Linie zu nennen das dauernde Zusammenleben mit einer großen Anzahl Menschen auf einem verhältnismäßig kleinen Raume, die damit zusammenhängende geringe Bewegungsfreiheit, über welche der Einzelne verfügt, die mancherlei Entbehrungen, die die Unterbringung, Verpflegung und das längere Fernbleiben von den Zerstreuungen des Landlebens, sowie die ungünstigen klimatischen Verhältnisse mit sich bringen, ferner das stete Bereitsein, überall da einzuspringen, wo es aus dienstlichen Rücksichten notwendig ist, das ständige Arbeiten unmittelbar unter den Augen der Vorgesetzten und mancherlei andere Anforderungen, welche in anderen Berufen nicht gestellt zu werden brauchen.

Unter Berücksichtigung dieser eigenartigen Verhältnisse war es früher allgemein üblich, die Kadetten in dem jugendlichen Alter von 14 Jahren einzustellen. Man ging von dem Grundsatze aus: jung gewohnt, alt getan und glaubte von einem tüchtigen Seeoffizier verlangen zu müssen, daß ihm die Eigentümlichkeiten des Bordlebens so zur zweiten Natur geworden wären, daß er sich derselben nicht mehr bewußt würde. Diese Forderung hat sicherlich manches Gute für sich, doch darf man nicht übersehen, daß sie nur zu erfüllen war, wenn man die Anforderungen in der wissenschaftlichen Vorbildung stark herunterseßte. Dies konnte man zu einer Zeit, wo die Schiffe noch vornehmlich auf Segel angewiesen waren und die Entwicklung der Maschinen, Artillerie- und Torpedowaffen sowie der Panzerung noch in den ersten Anfangsstadien war, unbedenklich tun, während dies heutigentages nicht zutrifft. Dadurch, daß die Technik sich in den letzten Jahrzehnten so hervorragend entwickelt hat, sind die modernen Schlachtschiffe in ihrer Bauart, Ausrüstung und Armierung so viel komplizierter geworden, daß für das richtige Verständnis der vielseitigen Einrichtungen die Vorbildung, welche ein vierzehnjähriger Knabe auf der Schule erreichen kann, nicht mehr als ausreichend angesehen zu werden vermag.

So haben sich denn die Grenzen für das Eintrittsalter allmählich fast überall nach oben hin verschoben und schwanken zur Zeit zwischen 16 und 20 Jahren. Neben der besseren wissenschaftlichen Vorbildung, welche die Anwärter mitbringen, hat diese Maßnahme auch noch den Vorzug, daß die Eintretenden bei ihrem vorgeschritteneren Alter eher in der Lage sind, sich darüber Rechenschaft geben zu können, ob es auch wirkliche Neigung ist, welche sie dazu treibt, den Beruf des Seeoffiziers zu ergreifen.

Nur England und Rußland haben diesen Schritt nicht mitgemacht. Der Grund hierfür ist darin zu suchen, daß in beiden Ländern seit einer langen Reihe von Jahren Marine-Kadettenkorps bestehen, welche in derselben Weise wie unsere Kadettenkorps für die Armee dort für die Marine für die Heranbildung eines

geeigneten Nachwuchses zu sorgen haben. Da die Kadetten in diese Anstalten zu einer Zeit aufgenommen werden, wo ihre allgemeine Bildung auf der Schule noch nicht zu einem Abschlusse gebracht werden konnte, so ist die naturgemäße Folge dieser Einrichtung, daß die Kadettenkorps gezwungen sind, den Zöglingen außer der Fachausbildung noch eine Unterweisung in den allgemeinen wissenschaftlichen Disziplinen zu teil werden zu lassen, um die Anwärter auf die gleiche Bildungsstufe zu bringen, wie diejenigen der übrigen Nationen.

Zweifelsohne haben derartige Anstalten eine große Reihe von Vorteilen im Gefolge, was schon daraus hervorgeht, daß manch tüchtiger Offizier aus diesen Instituten hervorgegangen ist, aber ich glaube trotzdem nicht, daß man heutigentages zu der Neuschaffung solcher Einrichtungen schreiten würde. Mit der Zeit hat man doch erkennen gelernt, daß die Ausbildung, welche die Aspiranten dort erhalten, trotz aller Anstrengungen eine zu einseitige ist; der zukünftige Beruf tritt zu sehr in den Vordergrund und zudem fehlt der wohltätige Einfluß der Erziehung im Elternhause und ebenso der gute Einfluß, den die Knaben, unter denen in einer öffentlichen Schule die verschiedenen Neigungen vertreten sind, gegenseitig aufeinander ausüben.

Dazu kommt ferner noch, daß für die Aufnahme in die Kadettenkorps nicht die persönliche Tüchtigkeit allein den Ausschlag gibt, sondern in erster Reihe der Beruf des Vaters. So steht beispielsweise in Rußland die Anstalt nur den Söhnen aktiver, verstorbener oder verabschiedeter Offiziere und Beamten der Marine und demnächst den Söhnen des erblichen Adels offen. Daß hierdurch die Einseitigkeit der Lebensanschauung vermehrt und nicht herabgemindert wird, liegt auf der Hand. Ähnlichen Verhältnissen begegnet man auch in Amerika, wo das Vorschlagsrecht für die Aufnahme in die Marineschule dem Präsidenten und den Senatoren obliegt, der Seeoffizieraspirant somit über persönliche Verbindungen verfügen muß, um sein Ziel zu erreichen. Diese Nachteile werden durch Einrichtungen vermieden, wie wir sie in anderen Marinen, so auch in Deutschland, antreffen. Hier ist es jedem, der die allgemeinen Vorbedingungen erfüllt hat, freigestellt, sich um den Eintritt in die Marine zu bewerben. Nach dem Ausfall einer Eintrittsprüfung, von der diejenigen Anwärter entbunden sind, die die Abgangsprüfung auf einer höheren Lehranstalt bestanden haben, wird alsdann entschieden, wer einzustellen ist und wer nicht. Auf diese Weise wird erreicht, daß nur die Tüchtigsten zum Eintritt gelangen, daß für die Kreise, aus denen die Anwärter kommen, keine engen einseitigen Grenzen gezogen werden und daß auf diese Weise das allgemeine Interesse im Lande für die Marine sich hebt. Bei dieser Art der Einstellung werden in demjenigen Lande für den Marinedienst die tüchtigsten Elemente gewonnen werden können, wo der Andrang zur Seeoffizierlaufbahn am größten ist, weil dort die Konkurrenz am bedeutendsten ist. Dies ist unstreitig zur Zeit in Japan der Fall. Hier meldeten sich im Jahre 1903 nicht weniger wie 1400 Bewerber, von denen indessen nur 180 zugelassen werden konnten, weil nicht mehr Stellen zur Verfügung standen.

In diesem Zusammenhange möge noch eine Einrichtung Erwähnung finden, welche in Japan getroffen ist, während sie bei den anderen Marinen fehlt. Für die zukünftigen japanischen Seeoffizieraspiranten zerfällt die Eintrittsprüfung in zwei Teile, einen physischen und einen wissenschaftlichen, während die übrigen Nationen sich darauf beschränken, die körperliche Tauglichkeit der Anwärter nur durch eine ärztliche Untersuchung feststellen zu lassen. Wer die physische Prüfung nicht besteht, ist von der wissenschaftlichen ausgeschlossen. Dieses Vorgehen verdient Beachtung, da es eine Garantie dafür bietet, daß nur solche Aspiranten zur Aufnahme gelangen, welche neben der nötigen wissenschaftlichen Bildung auch über ausreichende körperliche Gewandtheit verfügen, ein Umstand, der nicht ohne Wichtigkeit ist.

Einen derartig großen Zudrang zur Seeoffizierlaufbahn wie Japan hat kein anderes Land aufzuweisen. Im Gegenteil, es gibt einige Nationen, wie Frankreich und Amerika, wo häufig Klagen über Personalmangel an die Öffentlichkeit dringen. Reißen solche Übelstände ein, so werden sie natürlich nicht ohne Einfluß auf die Leistungsfähigkeit des gesamten Offizierkorps bleiben, da sie dazu zwingen, mit den Anforderungen für die Aufnahme herunterzugehen und bei der Sichtung der Anwärter die nötige Schärfe außer Acht zu lassen.

Die Zeit dieser ersten Ausbildung schwankt zwischen 3½ und 6 Jahren. Sie dauert in denjenigen Marinen, wo das Eintrittsalter ein geringeres ist, naturgemäß länger wie in denjenigen, wo die Aspiranten später zur Einstellung gelangen.

Zur Ausbildung an Bord werden in mehreren Marinen, so auch bei uns, noch Schiffe mit Takelage verwendet. Der Grund dafür liegt darin, daß Segelexerzieren ein ganz vorzügliches Ausbildungsmittel ist und wie kein anderes dazu beiträgt, die Kadetten gewandt zu machen, zum selbständigen Arbeiten zu erziehen und daran zu gewöhnen, schnell einen bestimmten Entschluß zu fassen und auch durchzuführen. So viele Vorteile diese Art der Ausbildung auch mit sich bringt, so kann es doch keinem Zweifel unterliegen, daß sie in dem Augenblicke von der Bildfläche verschwinden wird, wo die alten Segelschiffe in den einzelnen Marinen aufgebraucht sind. Die Vorschläge einzelner Fanatiker, immer wieder neue Schiffe mit Takelage zu bauen, werden wohl kaum jemals Tatsache werden.

Eine weitere Frage, welche häufig diskutiert wird, ist die, ob es sich empfiehlt, die Kadetten für die Ausbildung an Bord in kleineren Gruppen auf verschiedene Schiffe zu verteilen oder ob sie besser zusammen auf besonderen Schulschiffen untergebracht werden sollen. Meine Ansicht geht dahin, daß man die Kadetten so lange zusammen lassen muß, wie sie noch eines geregelten theoretischen Unterrichts bedürfen, um sich die ersten Grundlagen ihres neuen Berufs zu eigen zu machen. Erst nachdem dies Ziel erreicht ist und sie in der Ausbildung soweit vorgeschritten sind, daß sie den besonderen Lehrer entbehren können, ist der Augenblick gekommen, wo man sie an Bord von modernen Schiffen schicken kann, um sich praktische Diensterfahrungen anzueignen. Wartet man diesen Augenblick nicht ab, so läuft man Gefahr, daß ein großer Teil der Kadetten eine minderwertige Aus-

sich zu wundern, daß die deutsche Intelligenz, unabhängig von ihrer politischen Überzeugung, sich lieber dorthin wendet, wo man sie respektiert, als an eine Stelle, für die jeder Leutnant vor dem Dichter rangiert und der jeder Hofbericht wichtiger ist als die glänzendste Kunstkritik. Vor einigen Jahren defilierte in Warschau der gesamte polnische Adel vor Heinrich Sienkiewicz. Fontane dagegen hat sich nach den Bredows, Arnims, Treskows, Knesebecks usw. an seinem Ehrentage vergebens umgesehn, aber wer da war und die respektvolle Verbeugung vor dem Dichter machte, war — Herr Cohn!

Daß solche Erfahrungen natürlich Wirkungen ausüben und Anschauungen beeinflussen, ist ganz klar. Trotzdem bleibt Theodor Fontane im Grunde durch sein ganzes Leben seiner alten Liebe treu. Ein „richtiger Adel" entzückte ihn bis zuletzt; doktrinärer Liberalismus kränkte ihn stets aufs neue. Noch der Fünfundsechzigjährige, der seit 14 Jahren bei der Vossischen Zeitung in Amt und Brot war, schreibt „im Hinblick auf die Kreuzzeitung und die konservative Partei" wörtlich: „Schließlich gehör' ich doch diesen Leuten zu, und trotz ihrer enormen Fehler bleiben märkische Junker und Landpastoren, diese wundervollen Elemente, meine Ideale." Auch die vielfach gehörte Behauptung, Fontane hätte sich in den letzten Lebensjahren stark nach links hinüberentwickelt, ist nur sehr bedingt richtig. Wohl hat der Dichter selber gesagt, daß er „immer demokratischer" würde, aber man kommt der Wahrheit näher, wenn man statt „demokratischer" — „skeptischer" sagt. Eine allgemeine Skepsis nahm mehr und mehr von ihm Besitz, vor der die konservativen Altäre nicht stand hielten, die ihn aber auch verhinderte, neue zu bauen. Am wenigsten wurde er liberal. Er nannte in dieser Skepsis Bildung das größte Weltunglück und saß nörgelig und etwas achselzuckend auf den Trümmern einer zusammengebrochenen Welt. Bis auf sein Bett, in das er sich sehnte, schien ihm „alles Unsinn". Auch sein so glühend bewunderter Bismarck wird ihm in dieser Zeit nur eine Mischung von „Heros und Heulhuber", aber wie wenig man das tragisch nehmen darf, zeigt ja sein wundervolles zu Bismarcks Tode geschriebenes Gedicht, in dem sein Gefühl sich wieder rein und unverwirrt ausspricht.

Einige Urteile über Personen und Einrichtungen mögen das Bild Fontanes, wie die Familienbriefe es zeigen, noch heller beleuchten. Für Musik hatte er — wieder im Gegensatz zu Storm, der sogar einen Gesangverein gründete — nicht viel übrig. Er erwähnt sie kaum. Einmal, 1856, begeistert ihn die Freischütz-Ouvertüre; ein Vierteljahrhundert später spricht er nach der Rheingoldlektüre über Richard Wagner, dessen persönliche Hauptleistungen Gold- und Liebesgier seien. „Er ist ganz Wotan, der Geld und Macht haben, aber auf „Lübe" nicht verzichten will und zu diesem Zwecke beständig mogelt." In Bayreuth hat es Fontane im Festspielhaus auch immer nur 1—2 Akte lang ausgehalten.

Seine Stellung zu literarischen Größen wird im ganzen durch die Briefe weniger beleuchtet, als man erwarten durfte. Es fällt ferner auf, daß sein Urteil über Menschen ungleich sicherer ist und rascher feststeht, als das über Dichter. In jüngeren Jahren entzückt er sich besonders an Walter Scott, an

der Kindlichkeit und klassischen Einfachheit des Ausdruckes, an dem wunderbaren Talent für Einleitungen, an der seltenen Gabe, die nur noch Shakespeare und Goethe außerdem besessen hätten, Menschen das Natürliche, immer Richtige sagen zu lassen. Von den Russen las er Turgenjew mit Bewunderung, ohne seiner Schreibweise recht froh zu werden. Ein paar schöne Kapitel von Wilhelm Raabe sind ihm doch lieber. Auf einige Ausstellungen gegen seinen Roman „Graf Petöfy" sagt er: „Wer ist denn da, der dergleichen schreiben kann? Keller, Storm, Raabe, drei große Talente, aber sie können das gerade nicht. Ich kenne nur drei, die's könnten: Heyse, Hopfen, Spielhagen. Heyse würde es vielleicht besser machen, aber schwächlicher; Hopfen vielleicht besser, aber verrückter, Spielhagen vielleicht besser, aber spielhagenscher." An anderer Stelle sagt er das hübsche Wort: „Während bei Keller alles Legendenstil ist, ist bei Conrad Ferdinand Meyer alles Chronikstil, den er, weil er ein Dichter ist, auf eine dichterische Höhe hebt." Geibel wird einmal als „herrlicher Mann" erwähnt. Graf Schack als kraft- und physiognomielos abgetan. Im Jahre 1883 ging Fontane an Zola heran. Sein erster Eindruck, so toll es klingt: Zola wäre ein neuer Sir John Retcliff. Bald erkennt er das kolossale Talent zwar an, das die Figuren nur so herausschmeiße und gegen das Storm arm wie eine Kirchenmaus wäre, doch bleibt er bei seiner wunderlichen Ansicht, wonach Zola im letzten Grunde halb Ludwig Pietsch, halb Goedsche-Retcliff sei, doch stehen. Was über die speziellen Dramatiker gesagt wird, über Ibsen, Wildenbruch, Hauptmann usw., weiß man ja auch aus den Th. F.-Kritiken der „Vossischen Zeitung". Mit Ibsen war Fontane nicht einverstanden; Wildenbruch erhielt die Note: „Talentvoll, aber Unsinn," bis ihm die Quitzows ein volles Lob eintrugen, und die Begeisterung des alten Poeten für Gerhart Hauptmann ist ja bekannt. Am 14. September 1889 schreibt er an seine Tochter, er hätte ein „fabelhaftes" Stück gelesen: „Vor Sonnenaufgang", von dem er ganz benommen wäre. Dieser Hauptmann, ein wirklicher Hauptmann der schwarzen Realistenbande, sei ein völlig entphraster Ibsen, erreiche eine kolossale Wirkung, und in dem Werke spreche sich ein Maß von Kunst aus, wie es größer nicht gedacht werden könne ...

Daß Fontane Menzel früh erkannt hat, ward schon gesagt; schon in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts war er von der Bedeutung des Mannes durchdrungen, der „allererstен Ranges, eine epochemachende Nr. 1, ein Sanspareil" sei. Böcklin dagegen, den er vergleichsweise neben und unter Gustav Spangenberg stellt, sei mehr der Abgott einer bestimmten „Clique" von Gebildeten. Seine Insel der Seligen wirke noch langweiliger als der Potsdamerstraßen-Alltagszustand. Es paßt auch zu Fontane, daß er mit Vergnügen Julian Schmidt las. Er bewunderte Leopold von Ranke, der in seinem hohen Alter „still und großartig" seine Bücher schreibe; und er begeisterte sich an der Treitschkeschen Festrede „Zum Gedächtnis des großen Krieges (1895) als einem ganz ausgezeichneten historischen Essay, wie ich deutsch noch keinen zweiten gelesen habe."

* * *

In voller Absicht sind die von Theodor Fontane gefällten Urteile hier nur zitiert, nicht kritisch glossiert worden. Über den Kritiker wird man im Zusammenhang reden müssen vor dem zweiten Werke, das aus Fontanes Nachlaß erschien: vor den „Causerien über Theater."

Und um es gleich zu sagen: so außerordentlich hoch ich die „Briefe" stelle, so wenig erwärmen kann ich mich für diese lauwarmen Schnitzelchen aus vergessenen und vergessenswerten Theaterkritiken.

Denn erstens ist diese Zusammensetzung von Tagesrezensionen, diese immer mehr in Mode kommende billige „Buchmacherei" an sich ein Übel, das man bekämpfen muß. Zweitens wird hier vielfach über Werke, Schriftsteller, Schauspieler gesprochen, die kein Mensch mehr kennt, die uns gleichgültig, über die die Akten geschlossen sind. Wie durch welkes Laub, das raschelnd zu einem Scheinleben erwacht, scharrt der Fuß des Wanderers. Drittens aber — und das ist die Hauptsache — ist Theodor Fontane nichts weniger als ein Kritiker gewesen, ob er auch um des lieben Brotes willen dieses Handwerk sein halbes Leben hindurch betrieben hat.

Er war kein Kritiker! Vor Jahren hab' ich an dieser Stelle Worte geschrieben, auf die ich mich jetzt berufen kann. „Ein Kritiker," hieß es in Heft II der Deutschen Monatsschrift, „der nicht zum Glauben zwingen kann, verdient den Namen nicht. Ein Kritiker, der nicht mit wuchtigem Kürassierhieb die Herzen spaltet, sollte zu schreiben aufhören."

Bezwingt Fontane und spaltet er die Herzen? Nein! Denn er hat dazu zu wenig Glauben, und weil er zu wenig Glauben hat, auch zu wenig Kraft. Er traut seinem Urteil selber nicht recht, steckt ewig in Zweifeln, sieht immer nach, was die anderen sagen, drückt sich im ganzen mühsam um die Hauptsache herum und kommt leicht vom Hundertsten ins Tausendste, ohne daß man recht weiß, was er eigentlich will. Ein Berliner Wort, das der Dichter selbst unter Umständen anwandte und das allerdings hart klingt und mir wieder einige Fontanefanatiker auf den Hals hetzen wird, ist mir bei der Lektüre oft eingefallen; es ist viel „Schmuserei" in den Kritiken.

Er war kein Kritiker und er hat das selber gewußt. In den „Briefen" schreibt er 1891: „Ich habe mich nie für einen großen Kritiker gehalten und weiß, daß ich an Wissen und Schärfe hinter einem Manne wie Brahm weit zurückstehe, habe das auch immer ausgesprochen." Wenn er fortfahrend dann aber sagt, er hätte wenigstens immer eine klare bestimmte Meinung mutig vertreten, so daß jeder die Antwort auf die Frage „Weiß oder Schwarz," „Gold oder Blech" daraus ersehen konnte — so befindet er sich gerade darin in einem großen Irrtum. Im Gegenteil, niemand wußte eigentlich mit den Fontaneschen Kritiken etwas anzufangen. Schlenther selbst gibt diplomatisch-liebenswürdig zu, daß sie „fremdartig" wirken, und seine Initialen Th. F., die unter den Referaten standen, wurden ganz allgemein als „Theater-Fremdling" gedeutet — übrigens unter des Dichters lachender Zustimmung.

Man braucht sich ja auch nur ein paar hervorstechende Charakterzüge Fontanes zu vergegenwärtigen, um zu begreifen, daß dieser Mann für jedes Richteramt verloren war. Sein Skeptizismus oder auch das ihm innewohnende, sich bis zur Schwäche steigernde „Billigkeitsgefühl" litt kein scharfes und starkes Urteil. Schon 1856 gesteht er in einem Briefe, daß er, sowie er ein Urteil ausgesprochen habe, auch sofort die Richtigkeit dieses Urteils zu bezweifeln anfange. Er sah dann von irgend einer Sache alle möglichen Seiten und kam darüber in Verwirrung. Eben deshalb vielleicht war er, um einen zweiten Berliner Ausdruck zu gebrauchen, der geborene „Konzessionsfritze", der alles Mögliche tolerierte, der eine Abneigung gegen alle Prinzipienreiter hatte, der sich sorgsam hütete, jemandem zu nahe zu treten, der immer bestrebt war, es mit den Menschen nicht zu verderben, der es für ein großes Glück hielt, was er an Scheerenberg pries, „als Freund von rechts und links zu sterben." Aus solchem Holz wird im ganzen Leben kein großer Kritiker geschnitzt. Dieselbe „Vossische Zeitung," an der Fontane tätig war, hatte etwa 130 Jahre vorher einen anderen Rezensenten, der wirklich ein großer Kritiker war: Lessing, aber ihn nennt man bis heute nicht den wohlwollenden Diplomaten, sondern den „tapferen Landsknecht" des 18. Jahrhunderts. Wer in sich selbst unsicher ist, kann nicht andere sicher machen; wer nicht hassen kann, kann auch nicht lieben; wer nicht unbekümmert und furchtlos dreinschlägt, sondern überhaupt auf den Gedanken kommt, daß er sich Feinde schaffen oder morgen vielleicht vor sich selbst nicht mehr vertreten kann, was er heute geschrieben hat, der mag alles andere sein, aber er ist kein Führer. Es kommt ja wirklich nicht darauf an, daß man einmal vorbeihaut. Das ist Lessing ebenso passiert wie (um den Mann zu nennen, den Fontane gern las) Julian Schmidt. Dies also wird kein Vernünftiger dem Kritiker Th. F. zum Vorwurf machen. Aber bei Lessing und Julian Schmidt zeitigt wie bei jedem echten Kritiker auch das Vorbeihauen noch mehr Ergebnisse, als bei Fontane das Treffen. Und man versteht ihr Irren sofort aus ihrer Gesamtpersönlichkeit heraus, während mich dies bei Fontane das Bedenklichste dünkt, daß man — wohlgemerkt nur in puncto Theaterkritik — oft auf ein „Ja" trifft, das nach seiner ganzen Natur ein „Nein" sein müßte — vide z. B. das Referat über die Hillernsche „Geier-Wally". Wohl ist es ganz selbstverständlich, daß man nach seinem Gefühl und nicht nach ein für allemal festgelegten Gesetzen urteilen soll, — ich habe noch keinen schöpferischen Kritiker gesehen, der nach Paragraphen der Ästhetik gerichtet hätte —, aber Vorbedingung ist dann doch, daß dieses „Gefühl" eben unbeirrbar sicher, der ganze Mensch von stärkster Einheitlichkeit ist. Die Sicherheit jedoch wird gehoben und gestärkt, wenn zu dem angeborenen, instinktiven Gefühl, das immer die Hauptsache bleibt, die nötige historische und ästhetische Durchbildung kommt, auf die es sich stützen und durch die es sich begründen kann. Bei Fontane fehlte es meines Erachtens an beidem: sowohl an instinktivem Gefühl für das Drama (er hatte dieses Gefühl ungleich stärker für Lyrik und Roman) wie an systematischer Schulung. Und deshalb

war es das Schwierigste für ihn, Bühnenstücke richtig einzuschätzen. An seine Tochter schreibt er 1889: „Die Schwierigkeit richtiger Schätzungen drängt sich mir nicht selten auch bei Aufführung neuer Theaterstücke auf; ich sage dann wohl, es sei ganz nett, aber doch nur so so; ich hätte statt dessen ebenso gut sagen können, ich fände es langweilig, aber auch, ich fände es fein, klassisch, goethisch. Bei Romanen, Novellen, Gedichten bin ich meines Urteils in der Regel ganz sicher, beneidenswert sicher. Dramatischen Arbeiten gegenüber aber, namentlich wenn sie von der Bühne her zu mir sprechen, wo einem die feinen, erst in Wahrheit den Unterschied schaffenden Details großenteils und oft total entgehen, bin ich stets unsicher und finde, um Beispiele zu geben, zwischen „Iphigenie", „Des Meeres und der Liebe Wellen", „Weisheit Salomos" und „Nausikaa" kaum einen Unterschied."

Und der Mann, der dies Bekenntnis ablegt, war fast 20 Jahre lang ausgerechnet Theaterkritiker der Vossischen Zeitung! Man braucht dem eigentlich nichts mehr hinzuzufügen. Wohl aber wird die Verwunderung immer größer, daß die für den Tag geschriebenen Rezensionen von einem Manne wie Paul Schlenther noch einmal veröffentlicht und nun selbst wieder der Kritik vorgelegt werden. Warum in aller Welt geschah das? Ich gestehe, daß mir die Schlentherschе Einleitung, so viel sie auch verschluckt, das Liebste aus dem ganzen Bande ist und daß ich es für fruchtbarer gehalten hätte, wenn das Buch statt mit Fontaneschen mit Brahmschen und Schlentherschen Kritiken aus der Vossischen Zeitung gefüllt wäre. Schlenther muß doch selbst bekennen, daß sich der Dichter diese Berichte mühsam abgerungen hat, und wenn sich natürlich auch darin sein „beweglicher Geist, seine phantasievolle Beredtsamkeit, seine bildhafte Weisheit, sein ritterliches Herz, seine Art und Kunst, sein leuchtender und wärmender Humor" zeigen, so zeigt sich dies alles doch in viel konzentrierterer Form, in ganz unvergleichlich echterer Weise in den „Briefen". Sie werden leben und viele Herzen und Geister noch erfreuen, während es doch wohl besser gewesen wäre, wenn man die Worte des Theater-Fremdlings hätte gilben lassen mit dem Zeitungspapier, auf dem sie gedruckt waren.*)

*) Im Anschluß an diesen Fontane gewidmeten Aufsatz nehmen wir Veranlassung, darauf hinzuweisen, daß soeben die Veröffentlichung einer Gesamtausgabe der Werke Theodor Fontanes beginnt. Hier erscheint das gesamte Werk Fontanes in einer mustergültigen Ausgabe. Die Eigenart des Fontaneschen Lebensganges bringt es mit sich, daß diese Gesamtausgabe drei Abteilungen umfassen wird. Der erste Band der ersten Abteilung, in welcher uns in zehn Bänden sämtliche Romane und Novellen, chronologisch geordnet, dargeboten werden sollen, liegt bereits vor; er enthält den Anfang des großen historischen Romans „Vor dem Sturm". Dieser stattliche Band — wie jeder der Gesamtausgabe — kostet in der Subskription nur 3 Mark. Schon Ende dieses Jahres wird die erste Serie fertig sein. Die Red.

Die Ausbildung des Seeoffizierkorps bei den größeren Seemächten.

Von

Korvetten-Kapitän a. D. Capelle.

Eine der schwierigsten Aufgaben, von deren mehr oder weniger glücklicher Lösung die Leistungsfähigkeit einer jeden Marine abhängt, ist die Heranbildung eines tüchtigen Seeoffizierkorps, welches imstande ist, den vielseitigen Anforderungen sowohl im Kriege wie auch im Frieden gerecht werden zu können.

Sowohl der spanisch-amerikanische Krieg, wie auch der gegenwärtige Krieg zwischen Rußland und Japan haben zur Genüge dargetan, daß es nicht die Schiffe sind, welche die Schlachten gewinnen, sondern in erster und letzter Linie die Männer, welche dazu berufen sind, die Schiffe im Ernstfalle zu führen, und die Besatzungen, deren Aufgabe es ist, die zahlreichen Einrichtungen und Hilfsmittel, welche ihnen an Bord der Schlachtschiffe anvertraut sind, zur Geltung zu bringen.

Jedes Linienschiff und jeder gepanzerte Kreuzer, mag er auch so vollkommen eingerichtet sein, wie es bei der hohen Entwicklung der heutigen Technik nur immer möglich ist, das Schiff an und für sich bleibt stets eine wehrlose, schwimmende Festung. Erst durch seine Besatzung wird es zu einem Machtfaktor, der umsomehr in die Wagschale fällt, je besser es seine Mannschaft versteht, die an Bord vorhandenen Mittel auszunutzen, und je mehr das gesamte Personal von einem zielbewußten, wohl durchdachten Willen einheitlich geleitet wird.

Was für das einzelne Schiff gilt, trifft auch bei jedem Verbande zu. Der Chef einer Division, eines Geschwaders oder einer Flotte wird niemals Erfolge davontragen, wenn er seine Schiffe nicht so in der Hand hat, daß er mit Sicherheit darauf rechnen kann, daß die Formationsänderungen, deren Ausführung er für die Ausnutzung der augenblicklichen Gefechtslage für geboten hält, anstandslos von seinen Unterbefehlshabern vorgenommen werden können. Dabei muß jeder Kommandant soviel Selbständigkeitsgefühl besitzen, daß er da, wo es nottut, auch ohne besonderen Befehl handelt und seine Maßnahmen so trifft, daß durch dieselben die Absichten seines Führers unterstützt und nicht irgendwie beeinträchtigt werden.

Ein Offizierkorps auf eine solche Ausbildungsstufe zu bringen, daß es diesen hohen Anforderungen jederzeit gerecht zu werden vermag und dabei einen Geist in demselben wachzuhalten, der es befähigt, im gegebenen Augenblicke freudig

sein ganzes Können einzusetzen, um das vorgesteckte Ziel zu erreichen, ist eine schwere Aufgabe, welche an die maßgebenden Persönlichkeiten ganz bedeutende Ansprüche stellt.

Im Hinblick auf die Schwierigkeiten, welche der Lösung dieser Aufgabe entgegenstehen, ist es von allgemeinem Interesse, die Anordnungen zu vergleichen, welche die einzelnen Marinen getroffen haben, um zum Ziele zu gelangen. Natürlicherweise kann es nicht meine Absicht sein, die einzelnen Maßnahmen bis ins Kleinste zu verfolgen und die Vorteile und Nachteile gegenseitig abzuwägen. Es kommt mir vielmehr nur darauf an, den Ausbildungsgang der Seeoffiziere bei den einzelnen Nationen in großen Zügen zu schildern und dabei lediglich die Hauptmomente näher zu beleuchten.

Die Ausbildung vom Eintritt bis zur Beförderung zum Offizier.

Diese erste Ausbildungszeit wird nach außen hin dadurch gekennzeichnet, daß es sich um eine systematische Massenausbildung handelt. Der Einzelne tritt mehr in den Hintergrund; es wird nach einem festen Plan verfahren, in dem alle diejenigen Disziplinen vorgesehen sein müssen, deren Kenntnis notwendig ist, um den jungen Seeoffizieraspiranten in seinen neuen Beruf einzuführen. Hierzu ist es notwendig, daß theoretische Unterweisungen mit praktischen Übungen abwechseln. Demgemäß finden wir in allen Marinen entsprechende Maßnahmen getroffen. Die Kadetten werden während dieser Zeit teilweise an Land, teilweise an Bord untergebracht. Hierbei trifft man naturgemäß bei den einzelnen Nationen auf kleine Verschiedenheiten, indem sowohl die Reihenfolge, in welcher der Wechsel zwischen Bord- und Landleben vor sich geht, von einander abweicht, wie auch die Dauer der einzelnen Ausbildungsabschnitte eine verschiedene ist.

Diese meist unwesentlichen Unterschiede werden indessen auf die Gesamtergebnisse keinerlei Einfluß von irgend welcher Bedeutung auszuüben vermögen, wenn nur die Offiziere, denen die Kadetten während dieser Ausbildungsperiode anvertraut werden, ihrer Aufgabe gewachsen sind und es verstehen, in dem jungen Nachwuchse neben Lust und Liebe zum Beruf ernstes Streben wachzurufen und zu festigen. Darauf kommt es in erster Linie an, bei der Auswahl der Lehrkräfte mit der äußersten Gewissenhaftigkeit und Vorsicht vorzugehen, denn die ersten Eindrücke sind meistens von bleibender Dauer und zweifelsohne wird diejenige Marine die besten Ergebnisse erzielen, die diesem Umstande die größte Aufmerksamkeit widmet.

Während bei der ersten Berufsausbildung fast überall die gleichen Gesichtspunkte vorherrschen, weichen die einzelnen Marinen in den Anforderungen, welche sie hinsichtlich des Eintritts an die Anwärter stellen, nicht unwesentlich von einander ab.

Hier fällt es zunächst auf, daß die Altersgrenzen, welche für den Eintritt festgesetzt sind, bei den größeren Seemächten verschiedene sind.

Der Beruf des Seeoffiziers erfordert neben einer guten Gesundheit, körperlicher Gewandtheit und schneller Auffassungsgabe eine ganz ausgesprochene Neigung.

Das Leben an Bord bringt Eigentümlichkeiten mit sich, wie sie kein anderer Beruf kennt und welche sich nur dann leicht ertragen lassen, wenn man in verhältnismäßig jungen Jahren daran gewöhnt wird und außerdem große Lust und Liebe für das Leben auf See besitzt.

Nach dieser Richtung hin sind in erster Linie zu nennen das dauernde Zusammenleben mit einer großen Anzahl Menschen auf einem verhältnismäßig kleinen Raume, die damit zusammenhängende geringe Bewegungsfreiheit, über welche der Einzelne verfügt, die mancherlei Entbehrungen, die die Unterbringung, Verpflegung und das längere Fernbleiben von den Zerstreuungen des Landlebens, sowie die ungünstigen klimatischen Verhältnisse mit sich bringen, ferner das stete Bereitsein, überall da einzuspringen, wo es aus dienstlichen Rücksichten notwendig ist, das ständige Arbeiten unmittelbar unter den Augen der Vorgesetzten und mancherlei andere Anforderungen, welche in anderen Berufen nicht gestellt zu werden brauchen.

Unter Berücksichtigung dieser eigenartigen Verhältnisse war es früher allgemein üblich, die Kadetten in dem jugendlichen Alter von 14 Jahren einzustellen. Man ging von dem Grundsatze aus: jung gewohnt, alt getan und glaubte von einem tüchtigen Seeoffizier verlangen zu müssen, daß ihm die Eigentümlichkeiten des Bordlebens so zur zweiten Natur geworden wären, daß er sich derselben nicht mehr bewußt würde. Diese Forderung hat sicherlich manches Gute für sich, doch darf man nicht übersehen, daß sie nur zu erfüllen war, wenn man die Anforderungen in der wissenschaftlichen Vorbildung stark herunterseßte. Dies konnte man zu einer Zeit, wo die Schiffe noch vornehmlich auf Segel angewiesen waren und die Entwicklung der Maschinen, Artillerie- und Torpedowaffen sowie der Panzerung noch in den ersten Anfangsstadien war, unbedenklich tun, während dies heutigentages nicht zutrifft. Dadurch, daß die Technik sich in den letzten Jahrzehnten so hervorragend entwickelt hat, sind die modernen Schlachtschiffe in ihrer Bauart, Ausrüstung und Armierung so viel komplizierter geworden, daß für das richtige Verständnis der vielseitigen Einrichtungen die Vorbildung, welche ein vierzehnjähriger Knabe auf der Schule erreichen kann, nicht mehr als ausreichend angesehen zu werden vermag.

So haben sich denn die Grenzen für das Eintrittsalter allmählich fast überall nach oben hin verschoben und schwanken zur Zeit zwischen 16 und 20 Jahren. Neben der besseren wissenschaftlichen Vorbildung, welche die Anwärter mitbringen, hat diese Maßnahme auch noch den Vorzug, daß die Eintretenden bei ihrem vorgeschritteneren Alter eher in der Lage sind, sich darüber Rechenschaft geben zu können, ob es auch wirkliche Neigung ist, welche sie dazu treibt, den Beruf des Seeoffiziers zu ergreifen.

Nur England und Rußland haben diesen Schritt nicht mitgemacht. Der Grund hierfür ist darin zu suchen, daß in beiden Ländern seit einer langen Reihe von Jahren Marine-Kadettenkorps bestehen, welche in derselben Weise wie unsere Kadettenkorps für die Armee dort für die Marine für die Heranbildung eines

geeigneten Nachwuchses zu sorgen haben. Da die Kadetten in diese Anstalten zu einer Zeit aufgenommen werden, wo ihre allgemeine Bildung auf der Schule noch nicht zu einem Abschlusse gebracht werden konnte, so ist die naturgemäße Folge dieser Einrichtung, daß die Kadettenkorps gezwungen sind, den Zöglingen außer der Fachausbildung noch eine Unterweisung in den allgemeinen wissenschaftlichen Disziplinen zu teil werden zu lassen, um die Anwärter auf die gleiche Bildungsstufe zu bringen, wie diejenigen der übrigen Nationen.

Zweifelsohne haben derartige Anstalten eine große Reihe von Vorteilen im Gefolge, was schon daraus hervorgeht, daß manch tüchtiger Offizier aus diesen Instituten hervorgegangen ist, aber ich glaube trotzdem nicht, daß man heutigentages zu der Neuschaffung solcher Einrichtungen schreiten würde. Mit der Zeit hat man doch erkennen gelernt, daß die Ausbildung, welche die Aspiranten dort erhalten, trotz aller Anstrengungen eine zu einseitige ist; der zukünftige Beruf tritt zu sehr in den Vordergrund und zudem fehlt der wohltätige Einfluß der Erziehung im Elternhause und ebenso der gute Einfluß, den die Knaben, unter denen in einer öffentlichen Schule die verschiedenen Neigungen vertreten sind, gegenseitig aufeinander ausüben.

Dazu kommt ferner noch, daß für die Aufnahme in die Kadettenkorps nicht die persönliche Tüchtigkeit allein den Ausschlag gibt, sondern in erster Reihe der Beruf des Vaters. So steht beispielsweise in Rußland die Anstalt nur den Söhnen aktiver, verstorbener oder verabschiedeter Offiziere und Beamten der Marine und demnächst den Söhnen des erblichen Adels offen. Daß hierdurch die Einseitigkeit der Lebensanschauung vermehrt und nicht herabgemindert wird, liegt auf der Hand. Ähnlichen Verhältnissen begegnet man auch in Amerika, wo das Vorschlagsrecht für die Aufnahme in die Marineschule dem Präsidenten und den Senatoren obliegt, der Seeoffizieraspirant somit über persönliche Verbindungen verfügen muß, um sein Ziel zu erreichen. Diese Nachteile werden durch Einrichtungen vermieden, wie wir sie in anderen Marinen, so auch in Deutschland, antreffen. Hier ist es jedem, der die allgemeinen Vorbedingungen erfüllt hat, freigestellt, sich um den Eintritt in die Marine zu bewerben. Nach dem Ausfall einer Eintrittsprüfung, von der diejenigen Anwärter entbunden sind, die die Abgangsprüfung auf einer höheren Lehranstalt bestanden haben, wird alsdann entschieden, wer einzustellen ist und wer nicht. Auf diese Weise wird erreicht, daß nur die Tüchtigsten zum Eintritt gelangen, daß für die Kreise, aus denen die Anwärter kommen, keine engen einseitigen Grenzen gezogen werden und daß auf diese Weise das allgemeine Interesse im Lande für die Marine sich hebt. Bei dieser Art der Einstellung werden in demjenigen Lande für den Marinedienst die tüchtigsten Elemente gewonnen werden können, wo der Andrang zur Seeoffizierlaufbahn am größten ist, weil dort die Konkurrenz am bedeutendsten ist. Dies ist unstreitig zur Zeit in Japan der Fall. Hier meldeten sich im Jahre 1903 nicht weniger wie 1400 Bewerber, von denen indessen nur 180 zugelassen werden konnten, weil nicht mehr Stellen zur Verfügung standen.

In diesem Zusammenhange möge noch eine Einrichtung Erwähnung finden, welche in Japan getroffen ist, während sie bei den anderen Marinen fehlt. Für die zukünftigen japanischen Seeoffizieraspiranten zerfällt die Eintrittsprüfung in zwei Teile, einen physischen und einen wissenschaftlichen, während die übrigen Nationen sich darauf beschränken, die körperliche Tauglichkeit der Anwärter nur durch eine ärztliche Untersuchung feststellen zu lassen. Wer die physische Prüfung nicht besteht, ist von der wissenschaftlichen ausgeschlossen. Dieses Vorgehen verdient Beachtung, da es eine Garantie dafür bietet, daß nur solche Aspiranten zur Aufnahme gelangen, welche neben der nötigen wissenschaftlichen Bildung auch über ausreichende körperliche Gewandtheit verfügen, ein Umstand, der nicht ohne Wichtigkeit ist.

Einen derartig großen Zudrang zur Seeoffizierlaufbahn wie Japan hat kein anderes Land aufzuweisen. Im Gegenteil, es gibt einige Nationen, wie Frankreich und Amerika, wo häufig Klagen über Personalmangel an die Öffentlichkeit dringen. Reißen solche Übelstände ein, so werden sie natürlich nicht ohne Einfluß auf die Leistungsfähigkeit des gesamten Offizierkorps bleiben, da sie dazu zwingen, mit den Anforderungen für die Aufnahme herunterzugehen und bei der Sichtung der Anwärter die nötige Schärfe außer Acht zu lassen.

Die Zeit dieser ersten Ausbildung schwankt zwischen 3½ und 6 Jahren. Sie dauert in denjenigen Marinen, wo das Eintrittsalter ein geringeres ist, naturgemäß länger wie in denjenigen, wo die Aspiranten später zur Einstellung gelangen.

Zur Ausbildung an Bord werden in mehreren Marinen, so auch bei uns, noch Schiffe mit Takelage verwendet. Der Grund dafür liegt darin, daß Segelexerzieren ein ganz vorzügliches Ausbildungsmittel ist und wie kein anderes dazu beiträgt, die Kadetten gewandt zu machen, zum selbständigen Arbeiten zu erziehen und daran zu gewöhnen, schnell einen bestimmten Entschluß zu fassen und auch durchzuführen. So viele Vorteile diese Art der Ausbildung auch mit sich bringt, so kann es doch keinem Zweifel unterliegen, daß sie in dem Augenblicke von der Bildfläche verschwinden wird, wo die alten Segelschiffe in den einzelnen Marinen aufgebraucht sind. Die Vorschläge einzelner Fanatiker, immer wieder neue Schiffe mit Takelage zu bauen, werden wohl kaum jemals Tatsache werden.

Eine weitere Frage, welche häufig diskutiert wird, ist die, ob es sich empfiehlt, die Kadetten für die Ausbildung an Bord in kleineren Gruppen auf verschiedene Schiffe zu verteilen oder ob sie besser zusammen auf besonderen Schulschiffen untergebracht werden sollen. Meine Ansicht geht dahin, daß man die Kadetten so lange zusammen lassen muß, wie sie noch eines geregelten theoretischen Unterrichts bedürfen, um sich die ersten Grundlagen ihres neuen Berufs zu eigen zu machen. Erst nachdem dies Ziel erreicht ist und sie in der Ausbildung soweit vorgeschritten sind, daß sie den besonderen Lehrer entbehren können, ist der Augenblick gekommen, wo man sie an Bord von modernen Schiffen schicken kann, um sich praktische Diensterfahrungen anzueignen. Wartet man diesen Augenblick nicht ab, so läuft man Gefahr, daß ein großer Teil der Kadetten eine minderwertige Aus-

bildung erhält, da nicht jeder Wachoffizier das Talent besitzt, Kadetten so auszubilden, wie es für ihre spätere Leistungsfähigkeit notwendig erscheint. Diese Grundsätze finden wir sowohl in unserer wie auch bei den meisten anderen Marinen vertreten.

Zum Schlusse muß noch darauf hingewiesen werden, daß in einzelnen Marinen, so in England ganz besonders aber wieder neuerdings in Frankreich für ehemalige Unteroffiziere und Deckoffiziere die Möglichkeit besteht, Seeoffizier zu werden. Wenn es auch keinem Zweifel unterliegen kann, daß hierfür nur besonders tüchtige Leute in Betracht kommen werden, so kann diese Maßnahme dennoch nicht gebilligt werden. Es sind fremde Elemente, die ihrer Vorbildung und ihrem Lebensalter nach nicht mit den übrigen Offizieren harmonieren. Dadurch wird die Gleichartigkeit des Offizierkorps gestört, ein Umstand, der nicht dazu angetan ist, die Leistungsfähigkeit des Gesamtkorps zu erhöhen. Daß durch die Möglichkeit, Offizier zu werden, der Stand des Unteroffiziers gehoben wird, ist zweifellos ein Vorteil, der indessen auf Kosten des Offizierkorps erreicht wird.

Die praktische Weiterbildung der Seeoffiziere.

Derjenige Teil der Marine, welcher im Ernstfalle dazu berufen ist, die Entscheidung herbeizuführen, ist die Schlachtflotte. Hierunter hat man in heutigen Zeiten nicht allein einen Verband von Linienschiffen zu verstehen, sondern alle die verschiedenen Schiffsgattungen, wie Linienschiffe, gepanzerte und geschützte Kreuzer, Torpedoboote, Schiffe zum Legen und Aufnehmen von Minensperren, Kohlendampfer, Munitionsschiffe, Werkstattschiffe, Lazarettschiffe usw., welche den Führer einer solchen Flotte in den Stand setzen, den vielseitigen Anforderungen, welche der moderne Seekrieg stellt, gerecht zu werden.

Schon die Aufzählung der einzelnen Schiffsgattungen zeigt, daß es ein großer und vielseitiger Apparat ist, um den es sich hier handelt und daß es einer fortlaufenden Übung bedarf, um denselben in Gang zu halten. Jeder Geschwaderchef, jeder Divisionschef, jeder Kommandant und jeder wachthabende Offizier muß stets wissen, wo sein Platz ist, er muß die Bedeutung der Signale kennen, er muß wissen, in welchem Augenblicke und wie die Befehle des Führers auszuführen sind. Darüber hinaus muß dafür Sorge getragen werden, daß nicht nur diese Persönlichkeiten, sondern alle, welche jemals als Ersatz im Gefecht in Frage kommen können, so vorgebildet sind, daß sie den Anforderungen gerecht zu werden vermögen. Hierzu gehören nicht nur ausreichende Kenntnisse, sondern auch ein großes Maß Erfahrung. Letztere läßt sich aber nur durch praktische Übungen erreichen und niemals aus Büchern lernen, weshalb jede Marine, welche auf eine sachgemäße Weiterbildung ihrer Offiziere Wert legt, gezwungen ist, größere Verbände von Schiffen in Dienst zu halten und diesen die Mittel zur Verfügung zu stellen, damit sie die nötigen Übungen vornehmen können. Außerdem muß aber darauf Wert gelegt werden, daß die Kommandierung der einzelnen Offiziere derart nach einem bestimmten System erfolgt, daß möglichst allen Gelegenheit

gegeben wird, sich die Kenntnisse und Übung, deren sie für den Ernstfall bedürfen, anzueignen.

Wie unbedingt nötig und wertvoll derartige Friedensübungen sind, hat der Ausfall der russischen Flotte am 10. August 1904 aus Port Arthur gezeigt. Wären die russischen Offiziere nach dieser Richtung hin besser vorgebildet gewesen, so würde der beabsichtigte Durchbruch nach Wladiwostok aller Wahrscheinlichkeit nach anders verlaufen sein, wie es der Fall war. Aber da es an der nötigen Schulung fehlte, war die russische Flotte in demselben Augenblick, wo ihr Admiral fiel, führerlos. Der Verband fiel vollständig in sich zusammen, die Schiffe zersplitterten sich, und jeder Kommandant tat ohne Rücksicht auf den anderen das, was ihm im Augenblick opportun erschien. Dieser Mißerfolg ist nicht etwa darauf zurückzuführen, daß die russischen Schiffe minderwertiger waren, als die japanischen, sondern lediglich darauf, daß die Russen es unterlassen haben, sich genügende Erfahrung für den Ernstfall anzueignen.

Hieraus geht klar und deutlich hervor, daß heutigen Tages das Fahren in größeren Verbänden und die Abhaltung von taktischen und strategischen Manövern, welche die Offiziere vor Fragen und Entschlüsse stellen, die dem Ernstfalle nach Möglichkeit angepaßt sind, unumgänglich notwendig sind. Diese Tatsache ist auch in allen größeren Marinen als richtig anerkannt, so daß man dort überall regelmäßig wiederkehrenden größeren Manövern begegnet. Um so befremdlicher muß es erscheinen, daß die französische Marine unter dem letzten Marineminister glaubt, diese unentbehrliche Flottenschulung nicht nötig zu haben und demgemäß von der Ausführung größerer Manöver Abstand genommen hat.

Die Dienstzweige, welche durch das Fahren im Verbande in erster Linie gefördert und ausgebildet werden, sind das Manövrieren mit dem einzelnen Schiffe, mit Schiffsverbänden, die Befehlsübermittlung, die Navigation und die Versorgung der Schiffe mit Kohlen, Wasser und sonstigen Bedürfnisgegenständen. Darüber hinaus muß aber auch die Verwendung der einzelnen Waffen, wie Artillerie und Torpedowesen gefördert werden, wenn die Schiffe im Ernstfalle sich ihrem Gegner gegenüber überlegen erweisen sollen. Wenn man den Umfang und die Leistung der einzelnen Marinen vor zwanzig Jahren mit dem vergleicht, was die verschiedenen Seemächte heutigen Tages für Flotten haben, so wird man nicht umhin können, rückhaltlos anzuerkennen, daß in dieser Spanne Zeit ganz bedeutende Fortschritte erzielt sind. Damals war es möglich, in allen Disziplinen auf der Höhe der Zeit zu sein und sich die einzelnen Fortschritte zu eigen zu machen. Heute ist dies ausgeschlossen. Jede Waffe für sich ist so ausgebildet, daß es ein Spezialstudium erfordert, wenn man an ihrer Weiterentwicklung bahnbrechend mitarbeiten will. Daher ist es für jede Marine notwendig, daß sie über Persönlichkeiten verfügt, welche in einem besonderen Fache Leistungen aufzuweisen haben, die über den Durchschnitt hinausgehen, d. h. die auf diesem Gebiete Spezialisten sind. Dieser Forderung zu genügen, würde keinerlei Schwierigkeiten bereiten, wenn es möglich wäre, diejenigen, welche für ein

Spezialfach ausersehen sind, dauernd in Stellungen zu lassen, wo sie sich in diesem einen Fache betätigen könnten. Dies ist aber nicht angängig, weil dadurch ihr Wissen in den anderen Fächern naturgemäß vernachlässigt würde und sie daher nicht imstande wären, Stellungen, wie die eines Kommandanten oder eines Chefs eines Schiffsverbandes ausfüllen zu können, von denen verlangt werden muß, daß sie über alle Sachen so unterrichtet sind, daß sie die in irgend ein Fach schlagenden Fragen richtig zu beurteilen vermögen. Deswegen ist es nicht möglich, reine Spezialisten heranzubilden. Man muß vielmehr von jedem Seeoffizier, der darauf Anspruch erhebt, in die höheren Stellen aufzurücken, verlangen, daß er in allen Fächern über ein bestimmtes Durchschnittsmaß von Kenntnissen verfügt und darüber hinaus in einem Sonderfache Spezialist ist. Die Grundlage für das Spezialfach muß er sich in einer längeren, sorgfältigen Ausbildung erwerben, die Kenntnisse in den anderen Fächern durch den Besuch von kürzeren Kursen, die von Spezialisten abgehalten werden. Zwischen der Tätigkeit in dem Sonderfache und dem Dienst an Bord eines Schiffes der Front muß ein angemessener Wechsel stattfinden, damit der Betreffende jederzeit imstande ist, seinen Platz in der Schlachtflotte ausfüllen zu können und ihm auch Gelegenheit geboten wird, seine Arbeiten in seinem Spezialfache in der Praxis nachprüfen zu können, wodurch die Gefahr herabgemindert wird, daß die Front mit theoretischen Sachen belästigt wird, die in der Praxis nicht Stand halten.

Die einzelnen Dienstzweige sind in der Marine außerordentlich vielseitig und verbürgen erst in ihrer Gesamtheit den Erfolg. Daher ist es von Grund auf falsch, zu behaupten, der eine Dienstzweig sei wichtiger wie der andere. Versteht beispielsweise der Navigateur nicht, das Schiff heil auf den Kampfplatz zu bringen, so ist auch der beste Artillerist und Torpedooffizier machtlos, ist der Minenspezialist nicht imstande, eine Streuminensperre zu beseitigen, so ist der Navigateur lahm gelegt. Daraus ergibt sich, daß nur diejenige Marine etwas gutes leisten wird, die für alle Dienstzweige tüchtige Offiziere heranzieht, die jedem Spezialisten, gleichviel, welcher Waffe er angehört, sofern seine Leistungen zufriedenstellende sind, die Chance gibt, in die höchsten Stellen einzurücken, die darauf hinwirkt, daß sich im Offizierkorps nicht der Glaube festsetzt, der eine Dienstzweig stände gegen den anderen zurück und die dafür Sorge trägt, daß die Ausbildung in einem Fache nicht auf Kosten des anderen vernachlässigt wird. Sieht man von der Heranbildung von Spezialisten ab, so läuft man Gefahr, sich ein großes Heer von Dilettanten zu erziehen, d. h. von Leuten, die sich überall ein beschränktes Maß von Kenntnissen erworben haben, die sich anzueignen ihnen keinerlei Schwierigkeiten bereitet hat. Diese Leute sind insofern außerordentlich gefährlich, weil sie einmal bei jeder ernsten Situation versagen und weil sie nicht imstande sind, die Schwierigkeiten, mit denen ein bestimmter Dienstzweig zu kämpfen hat, richtig zu beurteilen, da sie in die Materie niemals so weit eingedrungen sind, um dieselben an ihrer eigenen Person kennen zu lernen, jedoch der Überzeugung leben, daß sie alles von Grund auf verstünden.

Eine weitere Gefahr der allgemeinen Ausbildung im Gegensatz zu der Sonderausbildung liegt darin, daß die richtige Urteilsfähigkeit für das, was geleistet werden kann, verloren geht. Man ist geneigt, Vorführungen, welche noch im ersten Anfangsstadium sind, bereits für vollgültige Leistungen anzusehen, weil die Erfahrung darüber fehlt, was auf dem Gebiete geleistet werden kann und auch von Spezialisten geleistet wird.

Die Spezialausbildung wird in der Weise, wie ich sie hier eben geschildert habe, in der englischen Marine durchgeführt. Jeder Offizier, der sein Examen gemacht hat, ist gehalten, sich für ein Spezialfach zu entscheiden und dahin zu streben, daß ihm eine Sonderausbildung in demselben zu teil wird. Gelingt ihm dies nicht, so muß er von vornherein darauf verzichten, jemals in seiner Laufbahn über die unteren Dienstgrade hinauszukommen. Daß dies der richtige Weg ist, erhellt daraus, daß sich in allen anderen Marinen der gleiche Modus herauszubilden beginnt. Auch in unserer Marine werden wir zu dem gleichen Ergebnis gelangen. Die ersten Anfänge sind wenigstens schon bei einzelnen Dienstzweigen deutlich zu erkennen, und es kann gar nicht fehlen, daß diese Grundsätze auch in den übrigen mit der Zeit zur Geltung kommen werden.

Wenn man sich bemüht, sich einem Gegner gegenüber überlegen zu erweisen, ist es notwendig, sich ein klares Bild von der Leistungsfähigkeit desselben zu machen und festzustellen, welche Mittel er besitzt und über welche Mittel man selber verfügt. Außerdem ist es notwendig, die Fortschritte auf gegnerischer Seite dauernd im Auge zu behalten und demgemäß bei den eigenen Streitkräften entsprechende Verbesserungen anzustreben. Diese Aufgaben lassen sich indessen nur dann befriedigend lösen, wenn Offiziere vorhanden sind, welche auf dem Gebiete der fremden Sprache Spezialist sind. Diese Anforderungen, sowie der Umstand, daß die Schiffe der verschiedenen Nationen häufig in friedlichen Verkehr mit einander treten, haben dahin geführt, daß neuerdings in jeder größeren Marine einer Anzahl Offizieren Gelegenheit gegeben wird, sich an Ort und Stelle im Gebrauch der Landessprache so auszubilden, daß dieselbe von den Betreffenden vollständig beherrscht wird. Namentlich Frankreich und England haben in dieser Beziehung in letzterer Zeit bedeutende Anstrengungen gemacht und die Zahl der Offiziere, denen Mittel zur Verfügung gestellt werden, um sich diesem Spezialfache zu widmen, wesentlich erhöht.

Die theoretische Weiterbildung der Offiziere.

Die Friedensaufgaben, deren Erledigung den Marinen zufällt, unterscheiden sich wesentlich von denjenigen der Landheere. Sie sind bedeutend vielseitiger. Sie haben sich nicht allein auf die Ausbildung des Personals und die Fortentwicklung des Materials zu beschränken, sondern gehen weit darüber hinaus, indem man von jeder Marine erwartet, daß ihre Schiffe ihr Teil dazu beitragen, daß der einheimische Handel sich ungestört entwickeln kann und überall auf der ganzen Welt genügenden Schutz gegen fremde Eingriffe findet, um an geeigneten Plätzen festen Fuß fassen und sich ungehindert ausbreiten zu können.

Die Erfüllung dieser Aufgabe zwingt die Nationen dazu, daß sie nicht nur Schiffe im Bereiche der heimischen Küsten unterhalten, sondern solche auch überall dahin entsenden, wo es gilt, ihre Untertanen im Auslande zu schützen und durch ihr Erscheinen die Ausbreitung des heimischen Handels zu erleichtern. Die Folge davon ist, daß die Seeoffiziere und unter ihnen in erster Linie diejenigen, welche sich in leitenden Stellungen befinden, häufig Gelegenheit haben, nicht nur mit fremden Regierungen und Marinen in Berührung zu kommen, sondern daß auch sehr oft an sie die Anforderung gestellt wird, Verhältnisse richtig beurteilen zu können, die nicht in einem unmittelbaren Zusammenhange mit ihrer Fachausbildung stehen. Daher scheint es nur naturgemäß, daß man in allen Marinen die Notwendigkeit empfunden hat, denjenigen Offizieren, von denen anzunehmen ist, daß sie infolge ihrer Leistungen und Fähigkeiten später dazu ausersehen sind, in höhere Stellungen einzurücken, eine wissenschaftliche Ausbildung zu teil werden zu lassen, die über das Durchschnittsmaß hinausgeht und nicht nur die reinen Fachwissenschaften und die damit nah verwandten Zweige umfaßt, sondern darüber hinaus den einzelnen Offizieren Gelegenheit bietet, sich mit solchen Wissenschaften beschäftigen zu können, die ein allgemeines Interesse besitzen.

Zu diesem Zwecke sind die verschiedenen Marineakademien ins Leben gerufen. Sie werden durchgehends nur von einer beschränkten Anzahl von Offizieren besucht. Der Dienstgrad, in dem sich die Schüler befinden, ist allgemein derjenige der älteren Leutnants oder jüngeren Kapitänleutnants. Dieser Zeitpunkt ist überall für den richtigsten erkannt worden. Offiziere in einem vorgeschritteneren Alter für den Lehrgang zuzulassen, erscheint nicht zweckmäßig, da es nicht jedermanns Sache ist, sich in späteren Jahren nochmals als Schüler auf die Schulbank zu setzen und daher manchen tüchtigen Offizier abhalten würde, sich um den Besuch der Marineakademie zu bewerben. Andererseits darf das Alter auch nach der anderen Seite hin nicht zu sehr heruntergedrückt werden, da man sonst kein richtiges Urteil über die Leistungsfähigkeit der Anwärter haben würde. Bevor die Offiziere nicht in Stellungen gewesen sind, in denen ein bestimmtes Maß von Selbständigkeit gefordert wird und sich in diesen bewährt haben, lassen sie keinen einigermaßen zutreffenden Schluß darüber zu, was man später von ihnen erwarten darf.

Hinsichtlich der Bedingungen, unter denen der Besuch der Marineakademie erfolgen kann, weichen die einzelnen Marinen etwas untereinander ab, teilweise wird die Ablegung einer besonderen Prüfung oder nur die Abfassung einer gestellten Aufgabe verlangt, teilweise genügt hierfür schon der einfache Befähigungsnachweis von seiten der direkten Vorgesetzten. Diese Unterschiede sind unwesentlich und fallen wenig ins Gewicht; unabhängig hiervon wird diejenige Marine auf diesem Gebiete den größten Erfolg erzielen, welche über die besten Lehrkräfte verfügt und wo die praktischen und theoretischen Fähigkeiten der einzelnen Offiziere richtig erkannt und eingeschätzt werden. Somit tragen einen guten Teil der Verantwortung für die etwaigen Erfolge bezw. Mißerfolge der Marineakademie die-

jenigen älteren Offiziere, denen die Beurteilung ihrer jüngeren Kameraden anvertraut ist.

Daß es Pflicht einer jeden Marine ist, diejenigen Offiziere, welche während ihres Kommandos zur Akademie sich bewährt haben, auch weiter zu fördern und bei ihrer späteren praktischen Weiterbildung nicht aus dem Auge zu verlieren, liegt auf der Hand. Diese Erkenntnis hat in einzelnen Marinen dazu geführt, so namentlich in Frankreich, besondere Kommandos den Zöglingen der Akademie vorzubehalten oder auch ihnen bei der Wahl ihrer späteren Verwendung einen gewissen Einfluß einzuräumen.

Wenn man auch ganz allgemein von allen Gebieten behaupten kann, daß auf denselben in letzterer Zeit große Fortschritte erzielt sind, so trifft dies in einem noch erhöhteren Maße dort zu, wo technische Fragen in Betracht kommen, und dies ist unstreitig bei der Marine der Fall. Fast jeder Tag bringt neue Gesichtspunkte und neue Erfindungen und Verbesserungen. Unter diesen Umständen kann ein Offizierkorps nur dann auf der Höhe bleiben, wenn es dauernd an seiner Weiterbildung tätig ist. Dieses stetige Mitarbeiten darf man nicht dem Einzelnen überlassen; vielmehr muß die Gesamtheit durch den Besuch von Lehrkursen, sowie durch das Abhalten und Hören von Vorträgen und das Ausarbeiten wichtiger Fragen hierzu angehalten werden, Maßnahmen, welche heutigentages in allen Marinen, die Wert darauf legen, gegen die übrigen Seemächte nicht zurückzustehen, fest eingebürgert sind.

* * *

Die obigen Ausführungen haben uns gezeigt, welchen hohen und dabei vielseitigen Anforderungen heutigentages ein Seeoffizierkorps gerecht werden muß, wenn es seinen Platz unter den Seemächten behaupten will. Zudem lehrt uns jeden Tag der russisch-japanische Krieg, welche enorme Wichtigkeit unter den gegenwärtigen Verhältnissen eine Marine, deren Schiffe von gut geschulten Offizieren geführt werden, für jedes Land hat. Diese Erkenntnis ist ein derartiges Allgemeingut der einzelnen Nationen geworden, daß überall von seiten der Offiziere große Anstrengungen gemacht werden, nur das Beste zu leisten.

Unsere deutsche Marine hat es verstanden, sich durch zielbewußtes Arbeiten in einer verhältnismäßig kurzen Reihe von Jahren eine Grundlage zu schaffen, auf der ein Weiteraufbau der Flotte möglich ist. Möchten diese Errungenschaften dazu beitragen, das Volk zu bestimmen, keine Opfer für den Ausbau der vaterländischen Marine zu scheuen und die Offiziere anzuspornen, sich in stiller ernster Friedensarbeit diejenigen Kenntnisse anzueignen, welche sie befähigen, sich gegebenenfalls ihrem Gegner gegenüber ebenbürtig und wenn irgend möglich überlegen zu erweisen, damit sie das Vertrauen, welches das deutsche Volk seiner Marine entgegenbringt, vollauf rechtfertigen. Daß es hierzu keiner geringen Anstrengungen bedarf, beweisen uns die Fortschritte, welche wir täglich bei den fremden Seemächten wahrnehmen können.

Monatsschau über auswärtige Politik.

Von

Theodor Schiemann.

15. März 1905.

Wiederum haben die russischen Angelegenheiten, das blutige Ringen mit Japan und der Kampf, der im Innern gegen die Aufrechterhaltung des absoluten Regiments mit steigender Leidenschaft geführt wird, fast alles Interesse absorbiert. Auch sind Ereignisse von durchschlagender Bedeutung in den anderen Staaten nicht geschehen. In England hat sich das Ministerium Balfour behauptet, entschlossen, nur im Fall einer parlamentarischen Niederlage an die Entscheidung von Neuwahlen zu appellieren. Vorläufig aber ist das Ministerium seiner Majorität noch sicher, und wenn es auch mehrfach genötigt gewesen ist, der Opposition Opfer zu bringen, es ist trotz schwankender und niemals sehr starker Majoritäten (zuletzt nur 21 Stimmen) bei den Abstimmungen regelmäßig als Sieger hervorgegangen. Die Theorie der Opposition, daß es Anstandspflicht sei, Neuwahlen auszuschreiben, wenn die Ergänzungswahlen Niederlage auf Niederlage bringen, erkennt Balfour nicht an, in der für das Ministerium gefährlichsten Frage, seiner Stellung zur Chamberlainschen Fiskalpolitik, laviert er mit außerordentlicher Geschicklichkeit, und ebenso hat er es glücklich verstanden, das aufs neue drohende Home Rule-Problem in Irland nicht zu voller Krisis ausreifen zu lassen. Wir dürfen wohl auch die neue Form der Transvaalfrage in die Reihe der durch diese Defensivpolitik in ihrer Entwicklung zurückgehaltenen Probleme stellen. England hält die Gewährung einer „verantwortlichen Regierung", das heißt einer ähnlichen Selbständigkeitsstellung, wie sie die canadischen und australischen Staaten unter englischer Oberhoheit besitzen, für mindestens verfrüht, obgleich es vielleicht klug wäre, sich nicht erst abtrotzen zu lassen, was auf die Dauer nicht verweigert werden kann. Aber das ist eine so spezifisch englische Frage, daß wir uns ein autoritatives Urteil nicht anmaßen wollen. Fest steht jedenfalls zweierlei: daß der Optimismus, mit dem nach Chamberlains südafrikanischer Reise die Stimmung und die wirtschaftlichen Aussichten der annektierten Burengebiete beurteilt wurden, verflogen ist und in der englischen Presse trüben und unwilligen Betrachtungen Platz gemacht hat. Zweitens aber, daß das gegenwärtige Kabinett nicht mehr als ein konstitutionelles Regiment verleihen wird. Es will die Verantwortung für ein Mehr an Zugeständnissen den Liberalen überlassen, wenn einmal diese ans Ruder kommen sollten. Das aber kann unter

Beobachtung aller Bestimmungen der Verfassung und ohne Verletzung des gleich mächtigen Gewohnheitsrechts noch mindestens ein volles Jahr verhindert werden, wenn nicht parlamentarische Überraschungen oder Überrumpelungen eine plötzliche Wandlung herbeiführen.

Inzwischen ist dann die neue strategische Aufstellung der englischen Flotte vollendet worden. Wir hoffen von ihr, wie unsere Leser wissen, eine Beruhigung der durch systematische Aufhetzung unnötig erregten englischen Nerven, und konstatieren mit Genugtuung, daß unsere Regierung sich durch all den Lärm nicht einen Augenblick und nicht um Haaresbreite von der weiteren Durchführung der als notwendig erkannten wohlerwogenen Flottenbaupläne hat abbringen lassen.

Erfreulich ist es, daß die Doggerbankaffaire nunmehr durch das Gutachten der in Paris tagenden Konferenz der Admiräle, und durch die uneingeschränkte Annahme der in dem Gutachten enthaltenen Direktiven von seiten Englands und Rußlands ihre endgültige Erledigung gefunden hat. Dem Admiral Rosheſtwenski und seinen Kapitänen ist ihre bona fides nicht bestritten worden, aber die tatsächliche Grundlage für ihr kopfloses Schießen wurde als nur in ihrer Vorstellung vorhanden anerkannt. Das ist für Rußland nicht sehr erfreulich, aber man kann sich damit zufrieden geben, zumal jetzt feststeht, daß es einen Augenblick gegeben hat, da der Ausbruch eines russisch-englischen Krieges fast unvermeidlich schien.

Überhaupt läßt sich der auswärtigen Politik des offiziellen England Energie und Besonnenheit nicht absprechen. Sie scheut sich nicht, unter Umständen auch einen Rückzug anzutreten, wie es erst in der Somali-Campagne und neuerdings aus Anlaß des Younghusbandschen Tibetvertrages geschah. Lord Lansdowne hat den Vertrag als zu weit gehend verworfen, weil er in Widerspruch zu Verpflichtungen stand, die das Kabinett Rußland gegenüber eingegangen war. Dagegen sind die Vorteile nicht ungenutzt geblieben, die sich aus den russischen Niederlagen im fernen Osten ergaben. Zur Zeit weilt eine englische Gesandtschaft in Kabul, wie sich denn nicht verkennen läßt, daß Afghanistan immer näher an England heranrückt; auch in Persien sind Anzeichen für ein Steigen des englischen Einflusses nicht zu verkennen, im südlichen und östlichen Arabien herrscht er vor, und neuerdings beginnt er sich auch in Konstantinopel stärker geltend zu machen. Was die Liberalen durch den Mund Lord Roseberrys dem Kabinett vorwerfen, sind gewisse Punkte des englisch-französischen Abkommens, speziell Marokko, aber wie sich wahrscheinlich bald erweisen wird, geschieht das wohl zu Unrecht. Marokko ist keine leichte Beute, und der Versuch, den Frankreich durch seine Gesandtschaft nach Fez gemacht hat, den Sultan gleichsam zu hypnotisieren und zu widerstandsloser Preisgebung seiner Machtinteressen zu bewegen, kann wohl schon heute als gescheitert betrachtet werden. Will Frankreich sich zum Herrn von Marokko machen, so wird es Gewalt brauchen müssen — tertium non datur!

Da läßt sich aber die Frage aufwerfen, ob Frankreich heute einer solchen Kriegspolitik fähig ist? Es gibt in Frankreich weite und einflußreiche Kreise, die in dem Marokko betreffenden Punkte des englisch-französischen Abkommens eine Falle erblicken, gestellt, um Frankreich endgültig vom nahen Orient (man denkt an die Preisgebung Ägyptens) abzulenken. Dazu kommt jetzt die Sorge um Hinterindien. Wenn man auch nicht einen direkten Angriff der Japaner fürchtet, so hält man einen Aufstand der Anamiten als Rückwirkung der japanischen Siege keineswegs für unmöglich, und endlich muß man sich in Paris sagen, daß die faktische Schwächung des russischen Bundesgenossen zugleich eine Schwächung Frankreichs bedeutet. Es ließ sich an die neue Freundschaft mit England ruhiger glauben, solange man den historischen Gegner Englands, Rußland, als mächtigen Bundesgenossen hatte. Kurz, das Verhältnis ist weniger behaglich geworden, seit die festere russische Rückversicherung an Wert verloren hat. Die innere Politik Frankreichs bewegt sich aber, wenn auch langsam, gleichfalls einer Wandlung entgegen. Zwischen Herrn Combes und Herrn Rouvier besteht mehr als ein bloß gradueller Unterschied. Es läßt sich schon jetzt erkennen, daß der Bloc in seinen Grundfesten erschüttert ist. Die Ungerechtigkeiten der antiklerikalen Politik, die doch nach Herrn Combes in eine antichristliche Politik ausmünden mußte, das unerhörte Günstlings- und Delationswesen des Regimes haben Überdruß und Ekel erregt, und die Nation lechzt nach Freiheit, um all der Heuchelei und all des Zwanges ledig zu werden, den die Doktrinäre des intoleranten Sozialismus ihr aufgenötigt haben. Es ist ja auch nicht denkbar, daß eine geistreiche Nation wie die französische sich auf die Dauer mit dem geistlosesten aller Staatssysteme, dem sozialistischen, zufrieden geben sollte. Herr Rouvier scheint daher der Führer auf einer Bahn zu sein, die, wenn auch nicht unter ihm, so doch unter einem seiner nächsten Nachfolger zu einer Reaktion in gutem Sinne führen muß.

Dem Ministerwechsel in Italien, an Giolittis Stelle Fortis, oder einer anderen unbekannten Größe legen wir keine besondere Bedeutung bei. Es ist nicht zu erwarten, daß eine Wandlung in den auswärtigen Beziehungen die Folge sein wird; wenn sie aber erfolgen sollte, glauben wir annehmen zu dürfen, daß die Tendenz eher dem Dreibunde günstiger als ungünstiger sein muß. Namentlich läßt sich auf energischeres Abweisen der irredentistischen Bewegung rechnen.

Der Blick auf den dritten im Bunde, Österreich-Ungarn ist weit weniger zuversichtlich, und das liegt an der fortdauernden ungarischen Ministerkrisis. Es ist trotz aller Mühen und des wiederholten persönlichen Eingreifens des Kaisers bisher unmöglich gewesen, ein Ministerium zu konstituieren. Dabei wachsen die Aussichten der von Kossuth geführten Unabhängigkeitspartei, und der Gedanke, Kossuth selbst mit der Bildung des Ministeriums zu betrauen, konnte bereits allen Ernstes erwogen werden. Die Gefahr dieser Kombination liegt aber darin, daß extreme Parteien nicht ruhen, bevor sie ihr Programm ganz durch-

geführt haben, und da das letzte Wort des Programms ein „Los von Österreich“ bedeutet, ergeben sich daraus nicht nur für die habsburgische Dynastie, sondern auch für die europäischen Gleichgewichtsverhältnisse bedenkliche Möglichkeiten. Nun läßt sich freilich hoffen, daß in Budapest schließlich die ruhige Erwägung siegt, und daß die ungarischen Patrioten einsehen werden, daß ein für sich alleinstehendes Ungarn nicht nur sehr wenig bedeutet, sondern aller Wahrscheinlichkeit nach Abbröckelungsprozesse erleben wird, die es noch weiter schwächen. Die Stärke Ungarns liegt im Zusammenhange mit Österreich, darüber kann sich niemand täuschen, der mit ruhigem historischen Urteil an diese Verhältnisse herantritt. Sowohl die ungarischen Slaven, wie die ungarischen Rumänen würden mit einem Schlage an Bedeutung gewinnen, und das künstliche System, auf dem das madjarische Übergewicht sich aufgebaut hat, müßte mindestens eine starke Erschütterung erleiden.

In nicht unbedenklichem Licht erscheinen auch die Verhältnisse in Galizien. Das Spiel, das dort von der herrschenden polnischen Aristokratie getrieben wird, ist zwar sehr sorgfältig verhüllt worden, aber doch nicht ganz zu verdecken gewesen. Die galizischen Polen erheben und behaupten den Anspruch, die Führer des polnischen Patriotismus zu sein, und in der Tat reicht ihr Einfluß außerordentlich weit. Sie spielen etwa die Rolle, welche früher der Partei der Weißen zufiel, die, wie sie, außerordentlich selbstgerecht und scheinbar korrekt und loyal vorzugehen schien und es für ihre besondere Aufgabe ansah, die nationale und religiöse Seite der polnischen Idee und ihre historischen Ansprüche lebendig zu erhalten. Die Geschichte hat aber gezeigt, daß diese Partei niemals stark genug gewesen ist, um radikaleren, oder sagen wir kurzweg revolutionären Parteiungen Widerstand zu leisten. Sie ist alle Zeit von ihnen fortgerissen und tyrannisiert worden. Dabei hat sie sich auch als unfähig erwiesen, wo sie am Ruder war, ein gerechtes und tolerantes Regiment zu führen. Wer die vortrefflichen Schriften von Sembratowitsch über die Lage der galizischen Ruthenen gelesen hat, weiß auch, was die Welt von einem polnischen Regiment zu erwarten hätte, dem die heute noch wirksamen Zügel abgenommen wären. In Russisch-Polen hat sich bereits die völlige Unfähigkeit der sogenannten Stanczyken-Partei gezeigt, Arbeiter und Bauern zurückzuhalten. Vielmehr sind zu den wirtschaftlichen und revolutionären Programmpunkten noch die nationalen Aspirationen hinzugetragen worden, und damit wird die Lösung der ohnehin gewaltigen Schwierigkeiten, die im Königreich Polen bestehen, immer verwickelter. Wir wollen das Bild nicht ausmalen, glauben aber, daß der Ausgang eben deshalb auch vom polnischen Standpunkte aus ein unheilvoller sein muß, weil sich mit dem galizischen Programm überhaupt nicht paktieren läßt.

Aber damit stehen wir bereits mitten in den besonderen russischen Angelegenheiten.

Wir mußten bereits unsere letzte Monatsübersicht sowohl im Hinblick auf die inneren russischen Verhältnisse, wie auf den Verlauf des russisch-japanischen

Krieges pessimistisch ausklingen lassen. Hier wie dort ist aber die inzwischen eingetretene Wirklichkeit noch weit trostloser, als sich vorhersehen ließ. Die Arbeiterausstände haben nicht aufgehört, sondern sie sind noch allgemeiner geworden, der Unterricht in Universitäten und Schulen stockt fast im ganzen weiten Reich, der Sohn Alexander II. und Onkel des Zaren, Großfürst Sergej, der Statthalter von Moskau, ist ermordet worden, und neue Attentate scheinen sich vorzubereiten, ein erheblicher Teil der Eisenbahnbeamten und Arbeiter hat gleichfalls jede Tätigkeit eingestellt, im Zentrum des Reichs sind blutige Bauernaufstände ausgebrochen, und in Ostasien sind die drei unter dem Oberbefehl Kuropatkins stehenden Armeen so vollständig aufs Haupt geschlagen worden, daß es zweifelhaft scheint, ob es überhaupt möglich sein wird, die Trümmer dieser Heere wieder zu einem widerstandsfähigen Körper zusammenzufassen. Was noch aussteht, ist eine endgültige Entscheidung zur See, aber trotz der Verstärkung, die der Admiral Nebogatow jetzt Rosheſtwenski zuführen soll, ist es schwer zu glauben, daß russische Siege zur See eine neue Rußland günstige Wendung herbeiführen können. Denn es ist undenkbar, daß die Kunde von dem, was am Hunho bei Mukden und Tieenlin, sowie in Rußland selbst geschehen ist, anders als tief deprimierend auf die Flotte wirken kann. Auch sind die Nachrichten, die uns aus privater Quelle über die Stimmung der in den madagassischen Gewässern manöverierenden Flotte zugehen, nichts weniger als vertrauenerweckend. Was fehlt, ist der Glaube an die Möglichkeit eines Erfolges, wann aber wäre je aus solcher Verfassung heraus Großes geleistet worden?

Nun scheint es allerdings, daß man in Petersburg den Entschluß gefaßt hat, der öffentlichen Meinung des Landes Zugeständnisse zu machen. Ein Reskript des Zaren an den neuen Minister des Innern, Herrn Bulygin verordnet die Einsetzung einer Kommission, die über die Berufung kundiger Leute beraten soll, die er mit zur Teilnahme an der Gesetzgebung heranziehen will. Ob es sich dabei um eine Erweiterung des Reichsrats oder um einen Semski Ssobor im historischen Sinne, d. h. um eine nur beratende Versammlung handelt, ist vorläufig nicht zu erkennen. Sicher ist nur das Eine, daß die öffentliche Meinung des Landes weit mehr verlangt, und daß sie zugleich daran festhält, daß der Krieg je früher, um so lieber, durch einen Friedensschluß zu Ende geführt werden müsse. Von allen Seiten her aber wird immer lauter eine drohende Anklage gegen die herrschende Bureaukratie erhoben, der man die vornehmste Schuld an dem Unglück gibt, das über Rußland hereingebrochen ist. In der angesehensten liberalen Monatsschrift Rußlands, dem „Europäischen Boten“ (Westnik Jewropy), hat ein hervorragender Historiker, L. S. Slonimski, in einem Aufsatz, dem er die Überschrift „Schwere Lehrstunden“ gibt, treffender als wir es sonst irgendwo gelesen haben, dieser Strömung Ausdruck gegeben.

Er geht von den früheren Kriegen Rußlands aus und weist darauf hin, daß sie mit den wahren Interessen Rußlands nichts zu schaffen gehabt hätten. Das gelte von der ungarischen Kampagne, vom Krim-Kriege und in gewissem Sinne auch vom Kriege von 1877/78, da Rußland schon vor Beginn des Krieges

durch die Konvention von Reichstadt slavische Gebiete an Österreich ausgeliefert und dadurch dem Kriege jeden Sinn genommen habe. Auf dem Berliner Kongreß aber seien Gortschakow und Schuwalow ihren Rivalen: Beaconsfield, Salisbury und Andrassy, in keiner Weise gewachsen gewesen. (Es ist dies das erste Mal, daß publizistisch anerkannt wird, daß Rußland selbst und nicht der „Verrat Bismarcks" an den Mißerfolgen Rußlands Schuld trage!) Dann wendet er sich dem Ursprung des japanischen Krieges zu und gibt auch da alle Schuld der russischen Diplomatie, deren Worte und Versicherungen nie im Einklang mit dem gestanden hätten, was tatsächlich geschah. Es sei kein Wunder, wenn sie sich dadurch den Ruf zugezogen habe, unredlich zu sein. Slonimski argumentiert dabei mit dem Versprechen, das Rußland im März 1902 gab, bis zum Oktober 1903 die Mandschurei zu räumen. Aber Diplomatie, Kriegs- und Finanzministerium hätten gegeneinander gearbeitet und so eine Kette von Widersprüchen hergestellt, die undenkbar gewesen wären, wenn die russische Gesellschaft das gesetzlich feststehende Recht gehabt hätte, in den großen Staatsangelegenheiten mitzureden. Dann hätte niemand gewagt, mit so phantastischen Plänen hervorzutreten, wie es der Bau der Eisenbahn in der Mandschurei war, die doch Rußland nicht gehörte, oder wie die Verwendung vieler Millionen auf Dalny und die Anlage von Forstwirtschaften im koreanischen Yalugebiet!

So habe man hunderte von Millionen verschwendet, während die ungeheure Majorität des russischen Volkes in Bettelarmut verfiel und hungerte, während offiziell über die Erschöpfung des Gebiets der schwarzen Erde verhandelt wurde und wegen Geldmangels die wichtigsten Bedürfnisse des Volkes nicht befriedigt werden konnten. Mit einigem Takt wäre der Krieg mit Japan nicht nur zu verhindern gewesen, sondern man hätte sogar mit dem unternehmenden Nachbarn am stillen Ozean ein Bündnis abschließen können, und so sei an diesem Kriege nur Rußland selbst schuld.

Der Presse, die in allen inneren Fragen geknebelt war, habe man in den auswärtigen Angelegenheiten etwas freieren Spielraum gelassen. „Sie durfte Tag für Tag England herausfordern, über die französische und österreichische Regierung herfallen, die Teilung der Türkei und Chinas fordern, angebliche Intriguen der Finnländer und Polen aufdecken, über die Schädlichkeit der Juden und über die Vortrefflichkeit der Judenhetzen schreiben, aber von den wichtigsten Fragen des eigenen nationalen Lebens, von Unterschleifen und Raub, von willkürlicher Verschleuderung von Staatsgeldern, von der allgemeinen Gesetzlosigkeit und Gewalttätigkeit, von der unkontrollierten Herrschaft aufgeblasener Nichtigkeiten über die besten Männer der Nation, von all diesen Dingen mußte sie schweigen. Und so erwuchs ein besonderer, grundfalscher einseitiger Patriotismus, der fremden Völkern und Stämmen gegenüber hochfahrend und aufreizend war, aber in den Angelegenheiten des Vaterlandes sich knechtisch, schmeichlerisch, blind und seelenlos erwies!" Der echte Patriotismus sei nur noch das Eigentum der sogenannten „Nichtwohlgesinnten" gewesen, und nur wer den Interessen Rußlands

gleichgültig gegenüberstand und ausschließlich darauf bedacht war, Carrière zu machen, habe auf Erfolg rechnen können. Es schließt sich an diese, gewiß aus einem patriotischen Herzen kommende Philippika ein vernichtendes Urteil über die „Affäristen des gedruckten Wortes“ und die Konstatierung der traurigen Tatsache, daß begabte Männer und unabhängige Charaktere von der Szene verschwänden. Das gelte aber nicht nur vom Zivildienst, sondern ebenso von der Armee. Im ganzen Verlauf des Kriegsjahres sei kein Name hervorgetreten, der Hoffnungen erweckte, Gleichgültigkeit, Mittelmäßigkeit, Nachlässigkeit, Kanzleiformalismus, das sei die Signatur. Das ceterum censeo, in welches die Slonimskischen Betrachtungen und Anklagen ausmünden, ist die Forderung, daß der geltenden Willkür ein Ziel gesetzt und die Bureaukratie unter wirksame Kontrolle gestellt werde. Die Semstwos scheinen ihm die geeigneten Organe dazu zu sein, den Anstoß zur Reform erwartet er von oben.

Es ist hier um des Raumes willen auf Wiedergabe des ganzen Aufsatzes verzichtet worden, aber schon diese Auszüge werden dem Leser zeigen, daß hier ein Mann spricht, der den Mut hat, die Wahrheit zu sagen und der nicht mehr fordert, als unerläßlich ist. Nur fürchten wir, daß in einer Hinsicht sein Urteil noch zu optimistisch ist. Die Verwirrung der inneren Lage des Reiches hat einen Umfang angenommen, der ein baldiges Übergehen zu geordneten Zuständen auch dann unwahrscheinlich macht, wenn, wie Slonimski wünscht, Organe für eine wirksame Kontrolle der Bureaukratie geschaffen werden sollten. Das wird Zeit kosten, und bis dahin sind noch schwere Erschütterungen zu fürchten. Dasselbe aber gilt von der von ihm gewünschten Beendigung des Krieges. Wenn, wie es scheint, noch die Entscheidung einer großen Seeschlacht abgewartet werden soll, müssen inzwischen die Verhältnisse in Ostasien ein noch schlimmeres Aussehen gewinnen, die Chancen einer Seeschlacht aber liegen, wie oben ausgeführt wurde, für Rußland nicht günstig. Was aber das schlimmste ist, es ist bis zur Stunde nicht die geringste Aussicht dafür vorhanden, daß die im Hintergrunde stehenden revolutionären Elemente ihre ruchlosen Pläne aufgeben. Inzwischen aber breiten sich die Bauernaufstände aus, der Frühling naht, und mit ihm die böse Zeit der golodowka, das ist das Deminutivum von golod — Hunger! Auch die Wiederkehr der durch den Winter erstickten Choleraepidemie wird befürchtet. So gibt es eine furchtbare Kombination, und das Ende all dieser Schrecken ist nicht abzusehen. Was helfen kann, wäre der starke Arm eines entschlossenen Mannes, der mit der Einsicht in die vorhandenen Schäden auch die Kraft verbindet, rücksichtslos durchzuführen, was die Gegenwart fordert und was die Zukunft Rußlands zu sichern vermag.

Aber wo ist dieser Mann und wer kann ihn nennen? In der Reihe derjenigen, die heute am Ruder sind, glauben wir ihn nicht zu erkennen.

Monatsschau über innere deutsche Politik.

Von

W. v. Massow.

18. März 1905.

Als der Bericht für das Märzheft dieser Zeitschrift abgeschlossen werden mußte, war die förmliche Entscheidung über die Handelsverträge noch nicht gefallen. Am 20. Februar aber konnte bereits die zweite Beratung im Plenum vorgenommen werden, da die überflüssigerweise mit der Vorberatung betraute Kommission der Lage Rechnung getragen und glücklich vermieden hatte, sich durch Eingehen auf Einzelheiten lächerlich zu machen. Über das Ergebnis konnte ja kein Zweifel mehr herrschen; die Annahme war sicher. Am 22. Februar wurde dann die dritte Beratung vorgenommen, wobei über den österreichisch-ungarischen und den russischen Handelsvertrag namentlich abgestimmt wurde. Mit sehr großer Mehrheit erfolgte die endgültige Annahme der 7 Verträge.

Nach allem, was an dieser Stelle schon über die Frage der Handelsverträge gesagt worden ist, braucht hier nicht noch einmal wiederholt zu werden, mit welcher Genugtuung der glückliche Abschluß dieser Angelegenheit zu begrüßen ist. Freilich gibt es in den Verträgen diesen und jenen Punkt, in dem die Wünsche der nächsten Interessenten über das Erreichte mehr oder weniger weit hinausgehen. Aber davon kann das Gesamturteil nicht abhängig gemacht werden, nicht nur weil die Gegenseitigkeit der Zugeständnisse im Wesen jedes Vertrages liegt, sondern auch weil selbst neue Verträge nicht ganz voraussetzungslos abgeschlossen werden können, sondern sich an die bisherigen Zustände und die gemachten Erfahrungen anlehnen müssen. Es muß nur dafür gesorgt werden, daß das Ergebnis der Verhandlungen die offenkundigen Fehler des früheren Zustandes beseitigt und daß die Zugeständnisse sich in den Grenzen halten, die durch die nationalen Lebensinteressen gezogen sind. Legen wir diesen Maßstab an, so müssen wir sehr zufrieden sein. Wir haben über ein Jahrzehnt in Handelsbeziehungen und unter Tarifbestimmungen gestanden, die unter großen Fehlern und Übereilungen in der Vorbereitung und Durchführung der Verhandlungen zustande gekommen sind. Industrie und Handel haben sich trotzdem, da die Gesamttendenz dieser Politik ihnen günstig war, gut damit abgefunden, so gut, daß viele ihrer Angehörigen das Fortbestehen der laufenden Handelsverträge jedem anderen Zustande vorziehen würden, und das trotz der großen Mängel der nicht mehr zeitgemäßen Klassifizierung der Waren. Gelitten hat unter der bisherigen Handels-

politik nur die Landwirtschaft, und es bedurfte jedenfalls außergewöhnlicher Geschicklichkeit bei der Führung der neuen Verhandlungen, um diese verhängnisvolle Grundlage unserer auswärtigen Handelsbeziehungen gesunder zu gestalten. Daß dieser Hauptfehler der bestehenden Verhältnisse beseitigt wird, ist ein Erfolg unserer leitenden Politiker, der von ihrer Sachkenntnis und Tüchtigkeit so kräftiges Zeugnis ablegt, daß man nicht annehmen kann, unsere Industrie sei durch eben diese Unterhändler in wichtigen Lebensinteressen geschädigt worden. Wenn bei den Industriezöllen hier und da ein Rückschritt zu verzeichnen oder der Erfolg hinter den Erwartungen zurückgeblieben ist, so ist das nicht ganz zu vermeiden gewesen. Dergleichen wird natürlich augenblicklich von den Betroffenen unangenehm empfunden, womit aber nicht ausgesprochen ist, daß es kein Mittel gäbe, über solche kleinen Hindernisse hinwegzukommen. Die Industrie hat in dieser Beziehung eine Anpassungsfähigkeit, die das Rückgrat der Landwirtschaft, der Getreidebau, nicht besitzt, und wenn wir nur die Gewißheit haben, daß das Interesse der Industrie in allen wesentlichen Punkten gut gewahrt ist, so brauchen wir uns nicht darum zu sorgen, daß sich die Exportverhältnisse für einzelne Warenkategorien um ein Geringes ungünstiger gestalten. Wenigstens kann das Urteil über den Gesamtwert der Handelsverträge dadurch nicht berührt werden.

Politisch aber ist es von der höchsten Bedeutung, daß dieses Werk zur Zufriedenheit aller besonnenen nationalen Kreise glücklich zu Ende geführt ist. Wir haben lange genug mit den Folgen jener unseligen Episode zu kämpfen gehabt, die sich an die Entlassung des großen Kanzlers anknüpfte und in der bewußt und unbewußt das Vertrauensverhältnis zwischen der Regierung und den durch Bismarck zu einer tieferen und ernsteren Auffassung des Nationalgefühls erzogenen Kreisen der Nation schwer erschüttert wurde. Wir wollen damit gar nicht einmal sagen, daß die Schuld an diesem Verhältnis allein bei der Regierung lag. Die Entlassung Bismarcks bedeutete den Abschluß einer Periode, in der das Bewußtsein, unter sicherer Führung zu stehen, die große Zeit der Reichsgründung mit ihren mächtigen Impulsen und dem Bewußtsein befriedigten Nationalstolzes länger als gewöhnlich hatte nachklingen lassen. Nun erst wurde man sich bewußt, daß wir Alltagsarbeit zu leisten hatten, und daß die Höhe unserer Weltstellung nur nach dieser Arbeitsleistung, nicht nach den Empfindungen, die ein genialer Staatsmann durch seine Taten erweckt hatte, gemessen werden konnte. Wir hatten uns in eine Lage hineingeträumt, in der wir mühelos dauernd von dem Ruhm des Bismarckschen Zeitalters zu zehren hofften, und als uns nun das Schicksal wirklich eine dilettantische, die Imponderabilien der deutschen Volksseele viel verkennende Leitung bescherte, da schien es, als ob von dem stolzen Gebäude Bismarckscher Staatskunst Stein um Stein abgebrochen werde, und doch weilte der Schöpfer der Reichsherrlichkeit noch lebend unter uns. Tiefe Verbitterung hatte weite nationale Kreise erfaßt und drohte sich sogar trennend zwischen den Kaiser und das deutsche Volk zu stellen. Unter der Kanzlerschaft des Fürsten Hohenlohe begann dann zwar das Zurücklenken

in die Bahnen der Politik Bismarcks, aber so schnell waren die Momente des Mißtrauens und der Eindruck des Herabsinkens von der Höhe nationalen Glanzes nicht zu überwinden. Erst allmählich konnte jene Beruhigung, jene bessere Einsicht in die unserm Zeitalter gestellten besondern Aufgaben Platz greifen, worauf sich neues Vertrauen gründen konnte. Aber nach allem, was vorangegangen, ist es doch gerade jetzt von der größten Bedeutung, daß eine wirkliche Tat geschieht, die für die gründliche Abkehr von Caprivismus deutliches und gewichtiges Zeugnis ablegt. Dem Reichskanzler Grafen Bülow, der sein ganzes Streben und seine ganze Kraft daransetzt, nicht etwa — wie manche zu wünschen scheinen — in einer ganz anders gearteten Zeit seinen genialen Vorgänger zu kopieren, wohl aber seine ganz auf die realen Aufgaben der Gegenwart zugeschnittene Staatskunst in Bismarckschem Geiste zu führen, haben Kreise, die ihn dabei in erster Linie hätten unterstützen müssen, ein über das andere Mal gemahnt: „Wir wollen Taten, nicht Worte!" Wenn jetzt unsere Handelspolitik auf einen neuen gesunden Boden gestellt wird, obwohl Leute, die unsere politischen Verhältnisse zu kennen und zu meistern glaubten, das Mißlingen sicher prophezeiten, so ist das ein Befähigungsnachweis für den ersten Vertrauensmann des Kaisers und seine Mitarbeiter, wie er seit der Entlassung Bismarcks von deutschen Staatsmännern noch nicht wieder geliefert worden ist. Auf den Vergleich dieser Aufgaben mit denen, die Bismarck zu lösen hatte, kommt es dabei nicht an; der Staatsmann braucht nur den Aufgaben seiner Zeit gerecht zu werden, und wir haben glücklicherweise nicht eine Riesenaufgabe vor uns, die einen Staatsmann von überragender Größe erforderte. Ja, es soll gar nicht einmal gesagt sein, daß die Neuregelung der deutschen Handelspolitik die bedeutendste Aufgabe der Gegenwart ist. Vielleicht noch unendlich viel wichtigere Aufgaben sind ungelöst; auch mache ich kein Hehl daraus, daß mir der Ausbau der deutschen Flotte, die persönliche Tat des Kaisers, sehr viel bedeutungsvoller zu sein scheint. Aber der Abschluß der Handesverträge ist der erste unleugbare und wahrnehmbare große Erfolg staatsmännischer Geschicklichkeit der leitenden Männer von heute, und das Vorhandensein eines solchen nachweisbaren Erfolges muß auf das Verhältnis unserer nationalen Parteien zur Regierung einen bedeutsamen Einfluß üben.

Während im Reichstag und Landtag über die wichtigsten politischen Fragen verhandelt wurde, war die Aufmerksamkeit eines großen Bruchteils der Nation auf eine Bewegung gerichtet, die sich zunächst in den Kreisen der akademischen Jugend abspielte. Es war jener Sturm, der sich als „Kampf um die akademische Freiheit" darstellt. Der äußere Verlauf dieser Vorgänge, der in allen Zeitungen sehr eingehend behandelt worden ist, braucht wohl hier nicht besonders geschildert zu werden. Bekanntlich handelte es sich einmal um eine Kundgebung der Studentenschaft der Technischen Hochschule zu Hannover zu gunsten der deutschen Studenten in Innsbruck, und zwar in Gestalt eines dorthingesandten Telegramms, und sodann um den Protest der Studentenschaft gegen die Errichtung farbentragender katholischer Verbindungen. In den Maßregeln,

die gegen diese studentischen Kundgebungen ergriffen wurden, sah man einen Eingriff in die akademische Freiheit, und als nun gar durch eine sehr unangebrachte Bemerkung eines von Berlin nach Hannover gesandten Vertreters der Behörde in der Studentenschaft die Auffassung erzeugt wurde, daß der Begriff der akademischen Freiheit selbst in Zweifel gezogen werden solle, da wurde in der gesamten akademischen Jugend ein starker Entrüstungssturm entfesselt, der schließlich eine feindselige Spitze gegen die Zentralbehörde der preußischen Unterrichtsverwaltung zu kehren begann. Um in einem erregten Meinungsstreit eine wirklich selbständige Ansicht zu gewinnen, muß man die durch die Leidenschaften durcheinander geworfenen Dinge erst einigermaßen auseinanderwirren.

Nehmen wir also zuerst die rein formelle Rechtslage. Sie spricht zweifellos gegen die Studenten. Das Telegramm nach Innsbruck war nicht die Privatmeinung irgendwelcher gelegentlich zusammentretenden oder auch dauernd einer Korporation angehörigen deutschen Studenten, die in dieser Beziehung dieselben Rechte haben wie andere deutsche Reichsangehörige, sondern es ging durch die Hand des studentischen Ausschusses, d. h. der Vertretung, die die Studentenschaft offiziell den Behörden gegenüber repräsentieren soll. Eine Kundgebung dieser Art zieht die Anstalt als Ganzes, als staatliche Organisation in Mitleidenschaft und überschreitet die Grenze, die aus disziplinaren und politischen Gründen auch bei der liberalsten Auslegung der akademischen Rechte gezogen werden muß. Ferner war der Protest gegen die farbentragenden katholischen Verbindungen formell gänzlich unhaltbar. Es ist nicht richtig, zum Beweise des Gegenteils auf das Beispiel von Jena hinzuweisen. Wenn die thüringischen Staaten an ihrer gemeinsamen Landesuniversität eine neu auftauchende Bewegung — die Gründung einer farbentragenden Korporation konfessionellen Charakters — für nicht angemessen und nicht mit dem Staatsinteresse vereinbar halten und daher verbieten, so folgt daraus noch nicht, daß der preußische Staat an einer technischen Hochschule das gleiche tun kann, nachdem er derartige Verbindungen an den 9 Universitäten des Landes seit Menschenaltern niemals beanstandet hat. Zweifellos wäre die Berücksichtigung des studentischen Protestes gegen die katholischen Verbindungen ein wirklicher Eingriff in die akademische Freiheit gewesen.

Das ist, wie gesagt, die rein formale Seite der Sache. Wie man sich sachlich zu den beiden Streitfragen stellt, ist natürlich nach ganz anderen Gesichtspunkten zu entscheiden. Bei größerer Voraussicht und Geschicklichkeit hätten die örtlichen akademischen Behörden wohl beachten können, daß ihnen niemand die Pflicht auferlegt und auferlegen kann, an das Verhalten der akademischen Jugend einen rein formalistischen Maßstab zu legen; es konnte und mußte in der ganzen Behandlung der Sache von vornherein deutlicher zum Ausdruck gebracht werden, daß die idealen Motive der Studentenschaft richtige Würdigung fanden. Den Forderungen der akademischen Disziplin konnte auch in diesem Rahmen Genüge geschehen. Es war wirklich nicht nötig, die Sache zum Konflikt zu treiben und den Eindruck hervorzurufen, als ob die akademische Freiheit in Gefahr sei. Daß das

preußische Kultusministerium im Grunde derselben Meinung war, hat es späterhin durch sein Verhalten als Berufungsinstanz gezeigt.

Übrigens bedeutet das an sich noch keine Stellungnahme zu den eigentlichen Streitfragen, über die man auch vom nationalen Standpunkt verschiedener Meinung sein kann. Um nicht den Anschein zu erwecken, als wolle ich einer bestimmten Meinungsäußerung ausweichen, möchte ich wenigstens nicht verschweigen, welche Auffassung mir richtig scheint.

Was das Telegramm nach Innsbruck betrifft, so glaube ich gewiß nicht, daß durch dergleichen Kundgebungen großes Unheil angerichtet wird, auch ist der ideale Beweggrund gewiß erfreulich, doch kann ich mich nicht davon überzeugen, daß dergleichen notwendig ist, um den nationalen Idealismus unserer Jugend zu betätigen und zu erhalten. Es stände schlimm um uns, wenn unser nationaler Idealismus davon abhängig wäre, daß wir auch alle die Unarten aus den Zeiten politischer Unreife beibehalten. Die Schätzung realpolitischer Grenzen ist in Wahrheit gar kein Hindernis für echten Idealismus. Dagegen gibt es eine Art von Idealismus, mit dem wir Deutschen gern allerlei überflüssige politische Entgleisungen, die in ihrer Summierung und Nachwirkung doch zuletzt unser Volkstum schädigen, zu beschönigen suchen. Den sollten wir uns endlich abgewöhnen und dafür lieber die zahlreichen und sehr viel gangbareren Wege finden und betreten, auf denen wir dem Deutschtum jenseits der Reichsgrenzen moralische und materielle Stärkung zuführen, ohne den auswärtigen Regierungen Handhaben zu Verstimmungen gegen uns und zu Mißtrauen und Repressionen gegen unsere Stammgenossen zu geben. Ich glaube, unsere studierende Jugend ist reif und verständnisvoll genug, um darin keine Beeinträchtigung ihres Idealismus zu sehen.

Schwieriger ist die Frage der katholischen Korporationen, gegen die niemand etwas einzuwenden haben würde, wenn sie nur das wären, was der Name besagt, nämlich Vereinigungen religiös Gleichgesinnter. In Wahrheit sind sie bestimmt, die katholischen Elemente der Studentenschaft nicht etwa in der Pflege religiösen Lebens zusammenzuhalten, sondern sie nur von den andersgläubigen Kommilitonen abzusondern, ohne daß dazu in den geselligen, wissenschaftlichen, erzieherischen und sonstigen Zwecken der Verbindungen ein genügender Grund gegeben ist. Auf diesem Wege werden diese Verbindungen Pflanzschulen des politischen Katholizismus, Vorbereitungsanstalten zur Erweiterung des unseligen konfessionellen Risses, der durch unser Volk geht. Aber von dieser Einsicht bis zu dem Verlangen nach behördlicher Unterdrückung ist doch immer noch ein sehr weiter Schritt, den selbst die rasche Jugend nicht ohne Überlegung der selbstverständlichen Folgen tun sollte. Wenn diese Folgen einmal Wirklichkeit werden sollten, dann würde die akademische Freiheit erst in der Tat ein mythischer Begriff werden. Naiv oder leidenschaftlich veranlagte Leute meinen gern, jede unbequeme Erscheinung lasse sich, sobald nur ihre Tatsächlichkeit feststeht, durch ein Verbot beseitigen. O nein! Durch ein gesetzliches oder behördliches Verbot lassen

sich nur solche Tatsachen treffen, die juristisch nachweisbar sind; der ultramontane Charakter der katholischen Verbindungen ist aber nicht durch ein juristisch brauchbares Kriterium festzustellen. Gewiß, der preußische Staat hätte es früher einmal machen können, wie jetzt die thüringischen Staaten; er hätte an dem ersten Tage, wo die erste katholische Verbindung an einer preußischen Universität auftauchte, den Grundsatz aufstellen können, daß farbentragende Verbindungen nur gestattet werden könnten, wenn sie die Aufnahme von Mitgliedern nicht an konfessionelle Beschränkungen knüpften. Aber abgesehen davon, daß ein solches Verbot an den Universitäten in überwiegend katholischen Landesteilen leicht umgangen werden könnte, — durch die einfache stillschweigende Verabredung einer katholischen Mehrheit in einer Verbindung, protestantische Mitglieder jedesmal abzulehnen! — so wäre jetzt ein nachträgliches Vorgehen gegen die katholischen Korporationen nur unter der Voraussetzung denkbar, daß religiöse und politische Betätigung der akademischen Jugend überhaupt ausgeschlossen würde. Und wo bliebe dann die akademische Freiheit?

Bedauerlich ist vor allem, daß die aus den bekannten Anlässen entstandene starke Erregung der Studentenschaft sich auch gegen Stellen kehrte, die zwar den Wünschen der erregten Leidenschaften nicht gerecht werden konnten, aber durchaus von wohlwollenden Absichten ausgingen und weit entfernt davon waren, die freiheitlichen Überlieferungen unseres akademischen Lebens antasten zu wollen. So sind z. B. gegen den Ministerialdirektor Dr. Althoff vom Kultusministerium wegen seiner Vermittlungstätigkeit Angriffe gerichtet worden, die zwar durch die Behandlung der Sache im preußischen Abgeordnetenhause eine gewisse Erklärung finden, aber doch leider erkennen lassen, wie sehr die ganze Angelegenheit auf ein falsches Geleise geraten war. Dieser Mann hätte am allerwenigsten von deutschen Studenten angegriffen werden dürfen, wenn unter ihnen nur die entfernteste Kenntnis davon bestand, welche persönlichen Eigenschaften für einen Mann erforderlich sind, auf dessen Schultern die Verantwortung für die Besetzung der akademischen Lehrstühle und die Beschaffung aller Hilfsmittel für die Pflege wissenschaftlichen Lebens in einem großen Staate ruht. Sie würden bei einiger Kenntnis sich wohl gehütet haben, nachzusprechen, was persönliche Gegner und Leute, die den Schein und kleine Schwächen für das Wesen nehmen, in die Welt hinausschreien und was wichtigtuende Unkenntnis gern dem arbeitreichen Verdienst anhängt.

Auf der anderen Seite soll bei dieser Auffassung der Bewegung für die akademische Freiheit in keiner Weise verkannt werden, worin, abgesehen von allem Persönlichen und Besonderen, ihre Bedeutung liegt. Sie ist ja nur der in jugendlicher Färbung sich bietende Wiederschein eines Bildes, das in Wirklichkeit sehr viel weitere Kreise der Nation umfaßt. Das Mißbehagen über das gefahrdrohende Anwachsen ultramontaner Einflüsse im Staatsleben, die Sorge, daß allerlei unkontrollierbare Einflüsse sich rüsten, die Geistesfreiheit in unserem Vaterlande in Fesseln zu schlagen, lastet als Erkenntnis der düstern Kehrseite manches

Schönen und Herrlichen in unserer modernen Entwicklung auf den Gemütern der Besten und Zuverlässigsten im Volk. Daß die gebildete Jugend das mitempfindet, daß sie nicht tatenlos und mutlos dabeisteht, sondern in ihrem Bereich auf Vorposten steht und in edler Wallung für das eintritt, was ihr recht und gut erscheint, das ist die erfreuliche Seite dieser Bewegung, auch wenn mancher Irrtum dabei unterläuft. In der Form einmal zu irren, ist das schöne Vorrecht der Jugend. Das Schlimmste wäre unfruchtbarer Pessimismus oder Gleichgültigkeit gegen die nationalen Güter. So aber können wir hoffen, daß auch das kommende Geschlecht festhalten wird, was dem nationalen Leben nicht verloren gehen darf.

Daß der Ultramontanismus zähe sein Ziel verfolgt, geht auch daraus hervor, daß das Zentrum im Reichstage trotz dringender anderer Aufgaben die Beratung seines „Toleranzantrages" und seine Überweisung an eine Kommission erzwang und damit volle drei Tage vergeudete. Der Begriff der Toleranz dient nur als Maske, um den ultramontanen Vorstoß zu verstecken, der die gefährlichsten politischen Treibereien zur Untergrabung des konfessionellen Friedens künftig dem Eingreifen der gegenwärtigen Gesetze entziehen und die Gesetze abschwächen soll, die dem Schutz dieses Friedens dienen. Erfreulich war, daß die Konservativen, Freikonservativen und Nationalliberalen einmütig diesem Gesetze Widerstand leisteten; noch erfreulicher ist, daß die Mehrheit der verbündeten Regierungen diesem Antrag nicht zustimmen wird.

Der Reichstag muß nun seine ganze Kraft zusammennehmen, um die Etatsberatung noch rechtzeitig zum Abschluß zu bringen. Es scheint, daß Aussicht auf Gelingen vorhanden ist, und so läßt sich hoffen, daß bis Ostern noch manche nützliche Arbeit vorgenommen werden kann.

Weltwirtschaftliche Umschau.

Von

F. von Pritzbuer.

Meine letzte Übersicht an dieser Stelle habe ich mit einem Ausblick auf eine bevorstehende russische Anleihe geschlossen, welche den deutschen Markt in Anspruch nehmen werde, und deren Emissionstermin auch deshalb als bevorstehend angesehen werden mußte, weil der internationale Geldmarkt sich in einer geradezu hervorragend günstigen Lage befand. Indessen konnte ich nicht annehmen, daß bereits wenige Tage nach dem Erscheinen des Januarheftes die von mir als wahrscheinlich hingestellte Anleihe zur Subskription gestellt würde, aber die russische Finanzverwaltung, die dafür bekannt ist, daß sie in allen derartigen Finanzoperationen eine besondere Geschicklichkeit besitzt, wollte den guten Zeitpunkt nicht vorübergehen lassen und trat deshalb bereits in den ersten Januartagen mit ihrem Begehren hervor. Um ihr Gericht möglichst schmackhaft zu machen, hatte sie noch eine besondere Zutat gewählt; die Bedingungen, unter denen die Anleihe herauskam, unterschieden sich nämlich insofern sehr wesentlich von den sonst bei Rentenpapieren üblichen Festsetzungen, indem nämlich den Erwerbern der Obligationen das Recht eingeräumt wurde, nach Ablauf einer bestimmten Frist ihrerseits ihre Schuldtitel zur Pari-Rückzahlung zu kündigen, während sonst bei festverzinslichen Anlagewerten das Kündigungsrecht des Gläubigers ausgeschlossen ist. Da die russische Anleihe mehrere Prozent unter Pari ausgegeben wurde, so bedeutete diese Konzession eine erhebliche Gewinnchance für die Subskribenten und hat sicherlich wesentlich zum Gelingen der Transaktion beigetragen.

Eine andere Frage ist, ob nicht zur Zeit der steigende Besitz westeuropäischer, besonders deutscher und französischer Kapitalisten an russischen Werten mit erheblichen Gefahren verknüpft ist und die deutsche und französische Volkswirtschaft mit schwer ins Gewicht fallenden Verlusten bedroht. Diese Frage ist auch anläßlich der letzten Anleihe wieder erörtert worden, und die bekannten optimistischen Auslassungen Helfferichs, welche letzthin hier reproduziert wurden, haben auf sozialistischer Seite, aber auch an anderen Stellen viele Angriffe erfahren, wobei die politischen Gesichtspunkte nicht immer von den wirtschaftlichen streng gesondert wurden, sondern die Abneigung gegen das absolutistische Rußland mit seinen vielfach unbefriedigenden Institutionen die Beurteilung des russischen Staatskredits wesentlich beeinflußte. Die Börse indessen, deren Interessenten

sicherlich in politischer Beziehung wenig Sympathie für das Regiment des Zaren hegen, hat sich in ihrem Urteil kaum von derartigen Erwägungen leiten lassen, sondern trotz des Rückgangs der russischen Werte in der Preisgestaltung der russischen Papiere doch zu erkennen gegeben, daß sie nicht daran glaubt, daß Rußland die übernommenen Verpflichtungen nicht erfüllen wird. Viel, wenn nicht alles, wird davon abhängen, welche Reformen in Rußland nach Beendigung des Krieges in Angriff genommen werden. Während gewissen liberalen Schreiern, welche leider auch in der deutschen Presse das große Wort führen, die Einführung einer Konstitution als das wichtigste erscheint, sind sich alle Kenner Rußlands darüber klar, daß neben Verwaltungsreformen vor allem die wirtschaftliche Hebung des russischen Bauernstandes die wichtigste Aufgabe ist, welche die russischen Staatsmänner in den nächsten Jahrzehnten beschäftigen sollte. Der Ehrgeiz der verantwortlichen Männer sollte dahin gehen, die russische Landwirtschaft möglichst leistungsfähig und dadurch Rußland zur Kornkammer Europas zu machen. Auf eine derartige Entwicklung weist die Lage der russischen Bevölkerung und der gesamte Kulturzustand des Landes gebieterisch hin, und die hierauf abzielenden Pläne dürften durch die Unruhen der Fabrikarbeiter in den größeren Städten des Landes eine starke Unterstützung erfahren und der russischen Regierung die Gefahr der Zusammenballung großer Mengen industrieller Arbeiter in einzelnen Städten vor Augen geführt haben. Nimmt die Entwicklung den hier angedeuteten Verlauf, so wären die hieraus resultierenden wirtschaftlichen Vorteile für Deutschland nicht zu unterschätzen; für Deutschlands Industrieprodukte wäre Rußland der gegebene Markt, der ungeheure, heute noch gar nicht zu berechnende Mengen von landwirtschaftlichen Maschinen und anderen Werkzeugen aller Art aufnehmen könnte. Hier würden zwei wirtschaftliche Kulturen auf einander stoßen, welche sich in seltener Weise ergänzen. Es ist sicher kein Zufall, daß sogleich nach Bekanntwerden des im nächsten Jahr in Kraft tretenden russisch-deutschen Handelsvertrags in der Öffentlichkeit die Meinung auftauchte, Rußland werde noch vor Ablauf der im Vertrage vorgesehenen Frist, also noch vor 1918, als erste der vertragschließenden Mächte um eine Änderung des Vertrages nachsuchen, um die besprochene wirtschaftliche Entwicklungsmöglichkeit herbeizuführen. Die im russischen Boden noch ungeweckt schlummernde Kraft ist geradezu unerschöpflich, und eine großzügige Agrarreform dürfte das russische Reich in relativ kurzer Zeit aus den jetzigen wirtschaftlichen und politischen Wirren herausführen.

Vorläufig aber tobt noch der Krieg mit allen seinen Folgen, so daß Rußland wiederum vor der Notwendigkeit steht, zur Bestreitung seiner ungeheuren Kosten die Hilfe seiner finanziellen Freunde anzurufen. Nachdem um die Jahreswende der deutsche Geldmarkt in Anspruch genommen ist, wird zur Zeit mit französischen Finanziers verhandelt, doch steht in dem Augenblick, wo dieser Bericht abgeschlossen wird, noch nicht fest, wie hoch sich der neue Geldbedarf Rußlands stellt, und unter welchen Bedingungen Frankreich ihm weiteren Kredit gewähren wird.

Die ganz außerordentlich günstige Lage des Geldmarkts legt auch anderen Finanzministern den Wunsch nahe, den nötigen Bedarf möglichst bald zu decken und von der jetzigen Situation zu profitieren. So hat der österreichische Finanzminister Anfang März 140 Mill. Kr. 4% Rente an das Rothschildkonsortium begeben, und ebenso treffen der deutsche Reichsschatzsekretär und der preußische Finanzminister ihre Vorbereitungen für eine, wahrscheinlich im April stattfindende Subskription auf preußische Konsols bezw. deutsche Reichsanleihe. Dabei muß leider einmal wieder die höchst unerfreuliche Tatsache konstatiert werden, daß das Gerücht von einer bevorstehenden neuen deutschen Emission genügte, um die Kurse der 3% Reichsanleihe in eine abwärts gerichtete Bewegung zu bringen. Bekanntlich ist die Kursentwicklung dieses vornehmsten deutschen Papiers, das an Sicherheit hinter keinem auswärtigen Rentenpapier zurückbleibt, seit Jahren ein Gegenstand der Sorge für die verantwortlichen Instanzen, und im preußischen Abgeordnetenhaus hat der Finanzminister bereits wiederholt Gelegenheit genommen, sich über das unbefriedigende Preisniveau der 3% Konsols zu äußern. Gewiß sind bei der staatlichen Emissionspolitik der letzten Jahre manche Fehler gemacht worden, und bei Begebung neuer Anleihebeträge an das für derartige Zwecke bestehende sogen. Preußenkonsortium hat häufig ein Geist der Fiskalität gewaltet, der den übernehmenden Banken und Bankiers jede Neigung benahm, sich fernerhin nach Durchführung der Emission um das weitere Schicksal der Anleihe, insonderheit um die Kursentwicklung des neuen Papiers zu kümmern. Aber doch liegt in diesen Momenten nicht der Hauptgrund für den bestehenden unerfreulichen Zustand. Die Hauptursache ist zu suchen in den großen Anforderungen, welche seit Jahren an den deutschen Kapitalmarkt gestellt werden, in der rapiden Zunahme der festverzinslichen Werte in Gestalt von Staats- und Kommunalanleihen, Pfandbriefen und Obligationen industrieller Unternehmungen, aber auch in den großen Summen von Anteilen großer Bankinstitute und Aktiengesellschaften, mit denen während der verflossenen Konjunktur das Publikum überschüttet wurde. Man kennt die Zustände, die sich seit Ende 1899 herausbildeten, als die Reichsbank zum ersten Male seit ihrem Bestehen ihren offiziellen Zinsfuß auf 7% heraufsetzen mußte. Der Reichtum in Deutschland hat zweifellos in den letzten 20 Jahren sehr erheblich zugenommen, aber noch immer hält er keinen Vergleich mit der alten Wohlhabenheit Englands und Frankreichs aus, während andererseits an unseren nationalen Reichtum Anforderungen gestellt werden, welche auch reichere Länder nur mit Aufbietung aller Kräfte hätten bewältigen können. Zur Zeit der großen Konversionen, also zu Beginn der 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts, rechnete man fast überall mit der Tatsache, daß ein 3% Zinsfuß als der normale, als der sogen. landesübliche zu betrachten sei; man hielt einen ständigen Rückgang der Zinssätze für ein Zeichen fortschreitender kultureller Entwicklung und schrieb langatmige Broschüren über die sozialpolitischen Vorteile der fortschreitenden Verbilligung des Geldes. Der damals gehegte Wahn ist heute gründlich zerstört, der Mitte der 90er Jahre

beginnende wirtschaftliche Aufschwung, der ungeheure Anforderungen an den Geld- und Kapitalmarkt stellte, die großen Anforderungen der Kommunen, die ständig wachsende Reichsschuld infolge der erhöhten Militär- und Marinelasten, alles dies wirkte zusammen, um den Zinsfuß wieder rapide in die Höhe schnellen zu lassen. Kein Wunder, wenn sich unter diesen Umständen das Publikum von den niedrig verzinslichen Staatspapieren ab- und den besser rentierenden Industriepapieren zuwandte.

An diesem Zustande kranken wir in Deutschland bis auf den heutigen Tag, und es steht fast zu fürchten, daß er sich noch weiter verschlechtern wird, wenn die jetzt noch in ihren Anfängen sichtbare Neubelebung des wirtschaftlichen Lebens wieder den Kapitalmarkt in höherem Grade in Anspruch nimmt, als die Zuflüsse betragen, die ihm alljährlich in der Form von Ersparnissen, von nicht verzehrten, sondern kapitalisierten Einnahmen zugeführt werden. Das sind indessen Zeiten, wie sie jedes im Aufstreben begriffene Volk durchmacht und durchmachen muß, und so mancherlei Unbequemlichkeiten ein solcher Zustand im Augenblick, namentlich auch für die staatliche Finanzverwaltung mit sich bringt, bei einem Volke von dem regen wirtschaftlichen Leben wie das deutsche ist das teure Geld nur ein Zeichen seiner intensiven Tätigkeit und seines rastlosen Vorwärtsdringens, während der niedrige Zinsfuß in Frankreich zugleich mit anderen Erscheinungen auf die Stagnation der dortigen Volkswirtschaft schließen läßt.

Im Augenblick freilich erscheinen derartige Betrachtungen fast deplaziert; die Stille an den verschiedenen internationalen Geldmärkten ist fast beängstigend, und die Zinssätze der großen Notenbanken, welche das untrüglichste Barometer für die jeweilige Lage des Geldmarktes darstellen, sind so ungewöhnlich niedrig, wie seit Jahren nicht. Die deutsche Reichsbank, welche Anfang Oktober v. J. infolge des unbefriedigenden Verhältnisses von Barvorrat und Notenumlauf ihren Diskont auf 5% hatte heraufsetzen müssen, ist im laufenden Jahr ziemlich rasch auf 3½% heruntergegangen, nachdem der hohe Diskont im Herbst reichliche Quantitäten Gold der Bank zugeführt hatte, so daß das deutsche Zentralnoteninstitut über einen Goldvorrat verfügt, wie noch niemals seit seinem Bestehen. An den westlichen Plätzen, in Paris und London, ist die Goldfülle nicht weniger bedeutend, die Bank von Frankreich besitzt ebenfalls einen noch niemals dagewesenen Goldvorrat, und die Bank von England repräsentiert sich in einem so erfreulichen Zustande, wie er seit 1896 nicht mehr vorhanden war, so daß auch hier die Bankverwaltung die offizielle Rate auf 2½% hat herunterseßen können. Kurz, in einer Zeit, wo ein selten blutiger und grausamer Krieg die Aufmerksamkeit der gesamten Welt fortdauernd auf sich zieht, wo ungeheure Anleihen für die kriegführenden Staaten bereits abgeschlossen sind und andere unmittelbar bevorstehen, wo auch verschiedene andere Großmächte an die Befriedigung ihrer finanziellen Bedürfnisse denken, wo Handel und Wandel wieder lebhafter wird, und eine neue Periode wirtschaftlicher Prosperität bevorzustehen scheint — in diesem Augenblick bildet ein Überfluß an disponiblen Mitteln das am

meisten hervorstechende Merkmal der großen Geld- und Kapitalmärkte. Ich habe auf diese ungewöhnliche, allen bisherigen Erfahrungen hohnsprechende Erscheinung bereits im Januarheft an dieser Stelle hingewiesen und darauf aufmerksam gemacht, daß es gerade der Krieg gewesen ist, der diese ungewöhnliche Menge von Baarmitteln an einzelnen Stellen konzentriert hat. Vorläufig wenigstens haben beide kriegführenden Mächte den Erlös aus den von ihnen kontrahierten Anleihen nicht abgezogen, sie haben ihn bei ihren europäischen Geschäftsfreunden zur Begleichung ihrer Rechnungen aus Lieferungen an Kriegsmaterial, zur Bezahlung ihrer Kupons stehen lassen, so daß diese ungeheuren Mittel nun in kurzfristigen Darlehen Unterkunft suchen müssen. Aber diese Gelder werden eines Tages abgezogen werden, und mit dieser Gefahr rechnen wohl die verantwortlichen Instanzen, aber leider nicht das Gros der Börsenspekulanten und anderer Geschäftsleute. Dieses Überwiegen der fremden Gelder am Berliner Markte war beispielsweise die hauptsächlichste Ursache, weshalb das Reichsbank-Direktorium sich so schwer zu einer Diskontermäßigung auf 3½% entschlossen hat.

Sehr wesentlich zu dem jetzigen Zustand, in dem sich die großen Zentralaktienbanken in Berlin, Paris und London befinden, trägt naturgemäß die starke Steigerung der Goldproduktion bei, die seit Beendigung des südafrikanischen Krieges eine noch niemals dagewesene Höhe erreicht hat, so daß selbst das Rekordjahr 1899 bereits geschlagen ist. Eine Zusammenstellung der Goldproduktion der letzten zehn Jahre ergibt, daß die gesamte Produktion von 9652003 Unzen Feingold im Jahre 1895 auf 16526106 Unzen, also um 80% gestiegen ist. Südafrika speziell förderte 1895 2115138 Unzen, 1904 4163541 Unzen. Im Jahre 1898 war die afrikanische Produktion bereits auf 3904721 Unzen gestiegen; im Jahre 1899 trat nach Ausbruch des Krieges ein Rückgang auf 3665875 Unzen ein, 1900 wurden in Südafrika 562307 Unzen und 1901 gar nur 474696 Unzen Gold gefördert. Nach dem Friedensschluß schnellte die Produktion rasch auf 1998811 Unzen Feingold herauf, stieg 1903 auf 3117663 Unzen und erreichte in 1904 mit 4163541 Unzen den bisherigen Höhepunkt. Ähnliche, wenn auch nicht ganz so starke Steigerungen hat die Goldproduktion in den Vereinigten Staaten von Nordamerika und in Australien erfahren, hier stieg die Produktion von 1895—1904 von 2170505 auf 4185521 Unzen, dort von 2254760 Unzen auf 4090169 Unzen, so daß sich für 1904, wie erwähnt, eine Weltproduktion von 16926106 Unzen im Werte von 91898713 Lstr. ergibt.

Der Einfluß dieser gesteigerten Goldproduktion auf den Weltverkehr und die Weltwirtschaft braucht nicht im einzelnen dargelegt zu werden. Nachdem die Theorie von dem baldigen Versagen der Goldquellen eine Bestätigung nicht erfahren hat und damit die Prophezeiungen der Bimetallisten zu Schanden geworden sind, ist der größte Teil der noch ausstehenden Länder zur Goldwährung übergegangen, und in anderen heißumstrittenen Gebieten wie in den Vereinigten Staaten von Nordamerika hat der Währungskampf für absehbare Zeit sein Ende gefunden. Als Silberwährungsländer sind bisher China, Ostindien und Mexiko

zurückgeblieben, von denen Mexiko unmittelbar vor dem Übergang zur Goldwährung steht. So stellt das ganze Gebiet der Weltwirtschaft demnächst ein einheitliches Währungsgebiet dar, was nicht bedeutungslos ist in einer Zeit, wo eine neue Hochkonjunktur in den hauptsächlich in Betracht kommenden Ländern, in Amerika, England und Deutschland bevorsteht, die aller Voraussicht nach mit einer noch innigeren Verflechtung der einzelnen Staatsgebiete in der Weltwirtschaft endigen wird.

Die Hoffnungen, die weite Kreise auf die Wiederbelebung des wirtschaftlichen Lebens in den Vereinigten Staaten setzten, sind nicht getäuscht worden. Die Beendigung der Präsidentschaftskampagne und die Wiederwahl Roosevelts haben das Interesse dem politischen Leben ab und den wirtschaftlichen Angelegenheiten von neuem zugewandt; eine gute Ernte hat die Kaufkraft der großen ländlichen Bevölkerung gestärkt und durch Verladung der reichen Kornschätze den großen Eisenbahnen reiche Einnahmen zugeführt. Die Roheisenproduktion ist von neuem stark gestiegen, und doch kann die Steigerung den heimischen Verbrauch anscheinend nicht vollständig befriedigen, da nach glaubwürdigen Nachrichten sich bereits wieder amerikanische Nachfrage im Siegerland geltend macht und Verhandlungen mit dem deutschen Stahlwerksverband angeknüpft sind. Die Folge davon ist, daß die amerikanische Eisenkonkurrenz vom Weltmarkt verschwunden ist, was sogleich zu einer Steigerung der Eisenpreise, besonders der englischen Roheisenpreise geführt hat, was wieder auf die Lage der englischen Volkswirtschaft günstig zurückwirken muß. Eine weitere Folge ist die starke Kurssteigerung der in Europa gehandelten amerikanischen Eisenbahnshares und -Bonds, deren anhaltende Aufwärtsbewegung zeitweise die gesamte Tendenz der Berliner Börse nachhaltig beeinflußte. Der immer enger werdenden Verknüpfung der deutschen und der nordamerikanischen Volkswirtschaft ist wiederholt an dieser Stelle gedacht worden, und besonders habe ich hingewiesen auf die Bedeutung, welche die Ausfuhr nach Amerika während der letzten deutschen Wirtschaftskrisis erhielt, wo es dem amerikanischen Export im besonderen zu danken ist, daß die überfüllten deutschen Läger in relativ kurzer Zeit geleert wurden und die großen Werke durch Arbeiten für die Ausfuhr ihre Tätigkeit ohne Unterbrechung fortsetzen konnten. Die nahen Beziehungen der beiden großen Wirtschaftsgebiete erhalten ihre besondere Beleuchtung auch durch die in den letzten Wochen erfolgten Veröffentlichungen der großen deutschen Aktienbanken, die einen guten Teil ihres Gewinnes aus ihren zahlreichen großen amerikanischen Finanztransaktionen gezogen haben. Zum Teil handelt es sich bei diesen Geschäften um Übernahme von Anleihen für die großen Eisenbahngesellschaften, zum Teil um Übernahme von kurzfristigen Schuldverschreibungen mit einer Umlaufszeit von 18 Monaten bis zwei Jahren.

Bücher und Menschen.

Von

Adolf Bartels.

VI.

Wilhelm von Polenz, Glückliche Menschen. — Otto Ernst, Asmus Sempers Jugendland. — Fedor Sommer, Ernst Reiland.

Der von Wilhelm von Polenz († 13. November 1903) unvollendet hinterlassene Roman „Glückliche Menschen", den zuerst die Deutsche Rundschau veröffentlichte, ist nun auch (bei F. Fontane, Berlin) als Buch erschienen. Da sich ein sorgfältig skizzierter Entwurf des Schlusses vorfand, erhält man immerhin einen Gesamteindruck, wenn man sich andererseits auch sagen muß, daß noch sehr vieles auch des Fertiggeschriebenen wahrscheinlich ein anderes Gesicht bekommen hätte.

Vor allem möchte ich auf die menschliche Bedeutung des Werkes aufmerksam machen: Es bietet in der Tat so etwas wie den folgerechten Abschluß von Polenz' Laufbahn. Wie sich die Leser der Monatsschrift vielleicht entsinnen werden, hatte ich den Dichter in meinem Essay über ihn (Juliheft 1904) vor allem als konservative Natur hingestellt, sehr im Widerspruch mit einer Anzahl meiner kritischen Kollegen, die in Polenz vor allem den modernen Menschen sehen zu müssen glaubten. Der Roman „Glückliche Menschen" liefert nun den Beweis, daß ich recht hatte. Auf Seite 118 liest man von dem Helden des Romans: „Ernst Hindorf erfuhr etwas an sich, was ihn früher oftmals an Bekannten in Erstaunen gesetzt hatte: nämlich, daß der Beruf des Landwirts konservativ macht. Es hatte Perioden in seinem Leben gegeben, wo er eine solche Bezeichnung seiner Weltanschauung entschieden abgelehnt haben würde. Ja, zwischen ihm und seinem Vater hatte es über diesen Punkt nicht selten schmerzlich Mißverständnis gegeben. Für den Landesältesten von Hindorf waren gewisse Fragen überhaupt nicht disputabel; zu diesen gehörte, daß ein Edelmann konservativ zu sein habe. Der alte Herr fand, daß sein Ernst sich durch die Theorien liberaler Universitätsprofessoren habe irre machen lassen an der ihm angemessenen Weltanschauung. Daß der Sohn schon früh die Neigung zeigte, die Ansicht auch des Gegners zu erforschen und sie auf ihre Berechtigung hin zu prüfen, erschien diesem Vater als ein äußerst bedenkliches Zeichen schwankender Gesinnung. Auch daß er allerhand radikale Zeitungen hielt und las, war in den Augen des alten Herrn ein Vergehen gegen die Tradition, das viel schwerer verziehen wurde als ein gelegentliches über die Stränge schlagen des jungen Menschen auf sittlichem Gebiete. — Die Wandlung in der Gesinnung seines Sohnes, die der alte Herr so sehnlichst zu erleben gewünscht hatte, war später ganz von selbst eingetreten. Je tiefer Ernst von Hindorf Wurzeln geschlagen hatte in der heimatlichen Scholle, desto rascher sah er das, was dem Vertreter

einer älteren Generation als „umstürzlerisch“ erschienen war, unwiederbringlich von sich abfallen. Er hatte weniger seine Gesinnung geändert als sein Temperament gezügelt. Der Landbau lehrte ihm eines: der Mensch, der keine Geduld hat, soll von vornherein die Hand vom Kultivieren lassen. Und wer sich täglich davon überzeugen muß, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen können, der wird auch auf anderem Gebiete zum Übertreiben und unbedachten Handeln nicht geneigt sein. Er wird mißtrauisch werden gegen alles Frühreife, Unausgegorene. Er wird die Ernten erst dann schneiden, wenn die Farbe und Schwere der Frucht ihm sagt, daß die Zeit dazu da ist. — Und noch ein anderes hatte der Gutsherr von dem Stück vaterländischer Erde gelernt, das er bewirtschaftete: Nachsicht. Er vermochte etwas, dessen er früher nicht fähig gewesen wäre: Dinge, Menschen, Einrichtungen zu lieben, deren Mängel ihm nicht verborgen waren. Schroffes Aburteilen und hochmütige Gleichgültigkeit waren ja so sehr viel leichter als Verstehenwollen. Unduldsamkeit, dieser Fehler der Jugend, schien ihm eine Schwäche, der man mit reiferen Jahren nicht mehr nachgeben dürfte.“ Wer Polenz' Leben und Schaffen genau kennt, der weiß, daß dies alles — bis auf den Landesältesten sogar — Konfession ist. Aber ich möchte die Wendung zum Konservatismus nicht bloß auf Rechnung des Landbaues setzen, sie ist nichts weiter als das Durchbrechen der von Grund aus konservativen deutschen Natur. Wir anderen, die wir keinen Ar und keinen Halm besitzen, haben's auch durchgemacht. Selbst unsere reindeutschen politischen Radikalen wie etwa Uhland sind im Grunde konservativ; was aber jenem nihilistischen Radikalismus huldigt, der heute leider sehr verbreitet ist, hat nach meiner Erfahrung, wenn es über das modische Mitläufertum irgendwie hinauskommt, in der Regel nicht viel deutsches Blut in den Adern.

Auch auf religiösem Gebiete zeigt sich Polenz' Konservatismus, auch hier kann man die Aussagen über die Entwicklung des Helden des Romans als Selbstgeständnisse des Dichters ansehen: „Niemals hätte Ernst Hindorf früher gedacht, daß er einmal ein eifriger Kirchgänger werden würde. In der Jünglingszeit waren ihm die kirchlichen Formen und Formeln langweilig geworden. Fromm war er eigentlich nur gewesen als kleiner Knabe, als Gott für ihn noch ein lieber Vater war, der einem, wenn man artig war, eine Armbrust schenkte, in dessen Macht es stand, das Pony wieder gesund zu machen. Diesen Kinderglauben hatte er allmählich, nicht ohne Schuld des Religionsunterrichts, eingebüßt. Das religiöse Gefühl war erst viel später wieder in ihm wach geworden, als Ereignisse in sein Leben traten, die ihn durch ihre Größe und Wucht an das Wirken außerordentlicher, dem Verstande ewig unerklärlicher Gewalten erinnerten. Der Tod der Eltern, seine Verheiratung, die Geburt des Jungen und nicht zum letzten der Verlust von Weib und Kind. Das waren Erlebnisse, die den Menschen über sich selbst hinauswiesen. Zum „lieben Gott“ seiner Kindheit konnte zwar Herr von Hindorf nicht wieder zurückkehren, aber, ohne an Männlichkeit und Stolz das geringste einzubüßen, durfte er sich doch in Ehrfurcht beugen vor dem Geiste, dem die Theologen einen familiären Namen und allerhand menschenähnliche Eigenschaften zulegen, dem er sich, wie viele andere bescheidene Menschenkinder, im Herzen beugte,

ohne sich einzubilden, daß er ihn kenne." An anderer Stelle heißt es: „Wenn man Frömmigkeit als ein bewußtes Leben in die Tiefe auffaßt, dann durfte Ernst von Hindorf nicht aus der Schar ernster und redlicher Menschen ausgestoßen werden, die, ohne Kirchenchristen zu sein, tief durchdrungen sind von der Heiligkeit ihrer unsterblichen Seele." Religiöse Stimmungen durchziehen denn auch das ganze Buch, und zwar sind sie sowohl „historischer" Natur als auch, zumal aus dem Naturleben, unmittelbar erwachsend. „Andacht und Einfalt," heißt es über den Prediger in der Gemeinde Hindorfs, „gingen von diesem alten Manne aus, dieselbe Stimmung, die das ganze verträumte Kirchlein, den altmodischen Gesang und die einfache Landgemeinde erfüllte. Leicht wäre es gewesen, sich darüber erhaben zu fühlen; aber hier schwiegen Spott und Kritik. Hier wie daheim in seinem alten Hause schwebte der Duft vergangener Zeiten in der Luft, die Erinnerung an Gewesenes; Geisterschwärme belebten solche Stätten. Mochte das Gegenwärtige auch trivial sein, es bekam einen Abglanz von Schönheit und Würde, wenn man es sah im Lichte der Vergangenheit, als eine Einrichtung, die dadurch heilig gesprochen worden war, daß sie vielen Erbauung und Trost gespendet hatte." Weit mächtiger sind natürlich noch die Naturstimmungen: „Ernst Hindorf war versunken in den Anblick des Himmelsgewölbes. Er liebte solches Untertauchen der Seele in der Sternenwelt. Nichts gab einem so stark das Gefühl des Alleinseins als der Anblick dieser Milliarden Punkte und Pünktchen, die das Bild waren von Welten. Nichts war so tröstend für das Gemüt des Einsamen als diese allgegenwärtigen Lichtlein. Die Sterne bedurften der Nacht, damit das Auge sie erkenne. War es nicht schön zu denken, daß auch hinter unserem Leben, verhangen nur durch die Schleier des Alltäglichen, viele schöne Gestirne standen. Nur manchmal, in gottbegnadeten Stunden, wenn wir uns auf uns selbst besannen, traten sie unaufdringlich hervor und erzählten uns von den Geheimnissen der Ewigkeit. Denn das Leben war näher als die prosaischen Geschäfte des Werkeltages es ahnen ließen. Das Anziehen und Ausziehen, das Gelderwerben und Geldausgeben war nur der grünen Schale zu vergleichen, die einen bedeutungsvolleren Kern von edleren Zwecken enthielt." Das ist echt religiöse Stimmung wie auch das Folgende: „Wenn man dieses Wachsen und Werden aus dem Nichts, dieses tägliche Sichverjüngen und -verschönen (im Frühling) sich aus nächster Nähe mit ansah, dann drängte sich dem nachdenkenden Sinne ganz von selbst das Bewußtsein auf, daß wir Menschen tief zusammenhängen mit den Geschwistern der Flur, und daß wir nichts Besseres tun können, als die Gesetze, denen sie unterworfen sind, auch in uns walten zu lassen. Stille sein in Frömmigkeit lehren sie uns, aber auch jenen unbezwinglichen Optimismus, der Glauben gibt, Glauben an das Leben, den Mut, es auf uns zu nehmen, das Bewußtsein unserer Kräfte und den Willen, sie zur Entfaltung zu bringen." Ja, Polenz kommt noch weiter, er gewinnt nicht bloß zum Leben, sondern auch zum Tode ein Verhältnis: „In gewissem Sinne war ihm der unersetzliche Verlust, den er erlitten, zu einer Erweckung geworden. Ganz anders glaubte er jetzt, den Sinn des Lebens zu verstehen, da er die Toten als

ernste Zeugen stets sich nahe fühlte. Ja, zuzeiten konnte er eine gewisse Befriedigung empfinden bei dem Gedanken, daß das Leben nur ein kurzer Gang sei, kaum wert des Lärmes, der davon gemacht wird. Das reinste, erhabenste Gefühl blieb doch die Freude auf den Tod. Wenn man bis zu der Erkenntnis durchgedrungen war, daß das Leben nur eine Vorbereitung bedeute für das Sterben, dann erschien selbst das sinnwidrigste Unglück erträglich." Vielleicht ist, als er dies schrieb, eine Ahnung des eigenen frühen Todes durch Polenz' Seele gegangen.

Ich habe so viel zitiert, weil diese konservativen und religiösen Gedankengänge und Gefühlswege den Menschen unserer Zeit wieder vertraut zu werden beginnen. Man darf vielleicht schon sagen: Alle besseren und tieferen Naturen in unserem Vaterlande stehen ihnen nicht mehr fern. Was ist denn auch bei den ganzen politischen und religiösen sogenannten „Freiheits"bestrebungen der verflossenen Epoche herausgekommen? Einstweilen doch jedenfalls nur eine ganz deutlich erkennbare Schädigung unseres deutschen Volkstums, eine starke Störung der Volksgesundheit, die Vernichtung geradezu fast alles autochthonen Volkslebens, von dem großen „Bruch" in der Nation noch ganz abgesehen. Statt der deutschen Volksseele haben wir heute, könnte man etwas übertreibend sagen, ein Vakuum, das nur durch die tägliche Ausfüllung mit Sensationsnachrichten jeder Art den Leuten nicht zum Bewußtsein kommt, und der deutsche Geist kann über die traurige „Zweimal zwei ist vier"-Weisheit kaum noch hinaus. Ja gewiß, ich übertreibe hier, aber ich habe das Recht zu übertreiben, da ich deutlich werden muß: Man sehe sich nur so ein Mustereexemplar eines deutschen Radikalen einmal etwas genauer an! In den letzten Jahren hat man's noch einmal mit der ästhetischen Erziehung versucht, aber daß dadurch in der Hauptsache etwas geändert worden ist, kann man auch nicht gerade behaupten, wenn auch einzelne Unternehmungen gewiß recht dankenswert waren. Nun wollen auch wir gewiß nicht umkehren, wir sind weit davon entfernt, reaktionär zu sein, aber den festen Untergrund des Volkstums wollen wir für unser ganzes nationales Leben wieder gewinnen und dazu eine geistig-religiöse Heimat. Ohne das geht es eben nicht, und weil die Sehnsucht danach auch in dem letzten Werke des klugen und ruhigen Polenz zum Ausdruck kommt, darum ist uns sein Buch so wichtig.

Ästhetisch ist es an den „Grabenhäger" desselben Verfassers anzuschließen, an seinen Gutsbesitzerroman, der von manchen für sein bestes Werk gehalten wird; das Milieu ist ganz das nämliche, auch kehren manche vertraute Gestalten aus jenem Roman wieder. Immerhin steht der Held des neuen Romans geistig höher, und in Anne Marie von Plessow, der jugendlichen Heldin, hätten wir vielleicht eine sehr originelle Charakterentwicklung erhalten — aber gerade die ist Torso geblieben. Beim Stil fallen gewisse Saloppheiten und Nüchternheiten auf, aber da hätte die Feile sicher noch manches gebessert. Höchst merkwürdig ist es, daß Polenz, wie aus den Schlußaufzeichnungen hervorgeht, seinen Helden auch in das politische Treiben unserer Zeit eingreifen lassen wollte — in meinem Essay über ihn hatte ich die Meinung ausgesprochen, daß er der rechte Mann gewesen sein würde, uns den Hauptzwiespalt des modernen deutschen Lebens,

eben den zwischen dem konservativen und dem radikalen Teile unseres Volkes, darzustellen, jenen fürchterlichen Zwiespalt, der kaum noch auszugleichen scheint. Der Dichter hat also selber schon an ähnliches gedacht, und sein Tod hat uns wahrscheinlich um sein größtes Werk gebracht, zu dem freilich der Roman „Glückliche Menschen" auch nur eine Stufe gewesen wäre. Oder muß noch ein Größerer als Polenz kommen, um jenes notwendige Werk zu schreiben? —

Man kann nicht sagen, daß Otto Ernst gegenwärtig in den maßgebenden literarischen Kreisen besonderer Verehrung genießt. Ja, einst war das anders, als der Hamburger Volksschullehrer, wie so viele seiner Standesgenossen im Banne des Radikalismus, „mit offenem Visier" gegen die sogenannte Reaktion kämpfte und der sogenannten modernen Weltanschauung — man kommt hier wirklich ohne das „sogenannt" nicht aus — freie Bahn schaffen wollte, auf dem Gebiete der Pädagogik sowohl wie dem der Literatur. Dann aber ward Otto Ernst mit seiner „Jugend von heute" ein Mann des Erfolges — und kränkte mit ihr gleich einen Teil der deutschen Literaten, die dem Symbolismus nahestehenden nämlich, und auch einen Teil des modischen Publikums. Er hatte weiter das Glück, dem Kaiser vorgestellt zu werden, und da leider alles das von deutscher Kunst, was mit dem Kaiser irgendwie Berührung gehabt hat, in gewissen Kunstkreisen apriori verdammt wird, so erwuchs dem Dichter auch daraus ein Nachteil. Seine Unbeliebtheit steigerte sich noch, als er dann in „Flachsmann als Erzieher" einen vernünftigen Regierungsschulrat vorführte — das gibt es ja nach radikaler Anschauung einfach nicht — und gar in der „Gerechtigkeit" die schlechte Presse hernahm. Ohne Zweifel, dem Manne waren seine Erfolge zu Kopfe gestiegen. Doch selbst die ernste Kritik griff den Komödiendichter Otto Ernst bei Gelegenheit seines dritten Stückes an: Nicht nur, daß er, wahrscheinlich dem großen Publikum zu Gefallen, am Schluß seines Werkes noch schleunigst eine schlecht vorbereitete Verlobung hatte eintreten lassen, er hatte auch eben dieses große Publikum als die höchste Instanz in Kunstdingen eingesetzt, das Wort „Volkes Stimme, Gottes Stimme" auch auf das Gebiet der Kunst angewandt, obschon doch notorisch die großen Künstler von dem großen Publikum immer verkannt worden sind. Immerhin hätte man zur Verteidigung Ernsts vielleicht darauf aufmerksam machen können, daß das große Publikum, wenn es nicht gerade das berüchtigte Berliner Premièren-Publikum ist, bei uns in Deutschland doch oft mehr gesunden Instinkt zeigt als die übliche Kritik, daß auch eine à tout prix herunterreißende Presse zweifellos existiert, aber leider redete man eben wieder einmal vom allerhöchsten Standpunkte der Kunst, und da war für dergleichen praktische Erwägungen nicht Raum, es ging Otto Ernst mordsschlecht. Das große Publikum blieb ihm jedoch im ganzen treu, und auch sein letztes Werk, die politische Komödie „Bannermann" hat diesem an manchen Orten gefallen, trotzdem daß die Erstaufführung in Wien — ja, in Wien! — keinen unbestrittenen Erfolg brachte.

Ich kann mir nicht helfen: Mir hat Otto Ernst eigentlich immer Vergnügen gemacht, ich finde Konsequenz in seiner ganzen Entwicklung und rege mich über ihn weder ästhetisch noch moralisch auf. Gewiß, er ist weder ein großer Dichter

noch eine bedeutende Persönlichkeit, er ist nicht einmal ein starker Dichter, obschon er eine kleine Anzahl starker lyrischer Gedichte geschrieben hat, er ist ein Schriftsteller mit einiger dichterischer Begabung, der mit dem ihm verliehenen Pfunde sehr geschickt wuchert, er ist vor allem ein kluger Mann. Die Leute, die die radikale „Größte Sünde" für eine geistige Tat hielten, und ebenso die, die die „Jugend von heute" für eine feine Komödie erklärten, mögen, im Hinblick auf die späteren Theaterstücke, von Erfolgjägerei reden — ich sage immer wieder: Nein, meine Herren, ein gewöhnlicher Erfolgjäger ist Otto Ernst keineswegs, er folgt so gut seiner Natur wie jeder andere Schriftsteller, selbst vielleicht Dichter, und will jedenfalls das Beste. Zwar kenne ich ihn, der mein Landsmann ist, nicht persönlich, aber ich kenne meine Landsleute, und der Schlag, dem Otto Ernst angehört, ist bei uns in Holstein nicht eben selten und mir häufig genug über den Weg gelaufen. Schriftsteller und Dichter ergibt er in der Regel nicht, aber tüchtige Leute des praktischen Lebens, Händler aller Art z. B., die ihren Weg machen und sich in der Welt außerordentlich wohl fühlen, dies ihr Behagen auch andern Menschen mitteilen, überhaupt „Hauptkerle" sind. Reizt man sie, dann können sie freilich sehr unangenehm werden, auch läßt sie ihre Bonhommie ihren Vorteil nie vergessen, doch sind sie darum nicht ohne weiteres kalte Verstandesmenschen, nein, sie haben auch Gemüt und selbst poetische Empfindung, lassen sich von dem Übermaß dieser schönen Dinge freilich ihre irdische Laufbahn nicht verderben. Kurz, sie sind alles in allem ganz wackere Menschen, ein tüchtiger brauchbarer Schlag, auch amüsant, da sie zwar nicht immer Humor, aber meistens eine gehörige Portion Mutterwitz besitzen, nur, sie habens hinter den Ohren, wie man zu sagen pflegt. Ich bin, aufrichtig gestanden, recht froh, daß sie mit Otto Ernst und verwandten Geistern nun auch in unsere Literatur eindringen, sie sind meines Erachtens sehr wohl geeignet, die Herrschaft der „anderen Rasse" auf allen mehr praktischen Gebieten zu brechen, Theater und Zeitungswesen wieder in die Hände der Deutschen zu bringen — die Bekämpfung, die Otto Ernst findet, kommt, wie ich glaube, zum Teil auch daher, daß man das instinktiv empfindet. Aber selbst wenn man die nationalen Gesichtspunkte außer Acht läßt, Leute wie Otto Ernst sind auch rein literarisch von großem Wert, sind die berufenen Schöpfer der guten Tagesliteratur: Man braucht nur einmal des Hamburgers Theaterstücke mit denen Ludwig Fuldas zu vergleichen, und man kann nicht im Zweifel sein, wo Kraft und Leben und wo Mache und Schein ist, mag auch Otto Ernst zur höchsten dichterischen Gestaltung nie emporkommen.

Er hat jetzt auch einen Roman, freilich nur einen sogenannten, „Asmus Sempers Jugendland, Der Roman einer Kindheit" (Leipzig, L. Staackmann) geschrieben. Ich habe ihn schon vor Weihnachten einmal erwähnt, er verdient aber, daß ich ausführlicher auf ihn zurückkomme. Also, ein richtiger Roman ist es nicht, so wenig wie die hier früher besprochenen „Krauskopf" von Wette und „Gottfried Kämpfer" von H. A. Krüger, mit denen er gewissermaßen ein Kleeblatt bildet. Auch der biographische Roman erfordert unbedingt eine geschlossene Handlung und ausgeführte Lebensdarstellung, eine bloße persönliche

Entwicklungsgeschichte mit skizzenhaftem Hintergrunde ergibt niemals einen wirklichen Roman. Wiederum muß ich hier wie bei jenen früher besprochenen Werken sagen: Es ist nichts in ihm, was nicht auch in einer wirklichen Autobiographie stehen könnte, ja, ungleich jenen beiden genannten Werken, hat der „Asmus Semper" verhältnismäßig wenig rein Erzählerisches, er setzt sich aus skizzenhaft ausgeführten Einzelbildern zusammen. Aber er hat auch wie jene beiden Werke Gehalt und Wahrheit und bildet eine wertvolle Ergänzung zu ihnen: Stellt der „Krauskopf" das Leben des katholischen Westfalens dar, „Gottfried Kämpfer" herrnhutisches Erziehungsleben aus Ostdeutschland, so „Asmus Semper" das Aufwachsen eines begabten norddeutschen Knaben in sozialdemokratischen Kreisen, und wer noch keine Ahnung davon hat, wie Sozialdemokraten werden und inwieweit sie ein sehr natürliches Produkt unserer Verhältnisse sind, dem ist die Lektüre dieses Romans aufs angelegentlichste zu empfehlen. Ich bin ein Altersgenosse von Otto Ernst und gleichfalls in Holstein aufgewachsen, freilich nicht wie er am Rande der Großstadt und als Arbeiterkind, vielmehr als Handwerksmeistersohn in einer Landstadt, aber doch auch im Volke, und so bin ich in Bezug auf das Erlebte in dem „Roman einer Kindheit" einigermaßen kompetent und finde außerordentlich viel wieder, was auch ich erlebt: Man muß das Werk seinem Inhalte nach sehr hoch stellen, im großen Ganzen ist bei Otto Ernst die „Treue", die man bei einem solchen Werke verlangen muß, und die beispielsweise Frenssens „Jörn Uhl" nicht so hat. Wo der Dichter hinzuerfindet oder übertreibt, da bleibt er doch in dem natürlichen Rahmen, dem schleswig-holsteinischen Volkstum wird nirgends Gewalt angetan, und selbst die Tendenz, eine gewisse antireligiöse z. B., stört nicht, da sie immer noch aus dem Leben und den Verhältnissen kommt, nicht willkürlich in sie hineingetragen ist. Wie gesagt, die ganze Art und Weise ist skizzenhaft, aber als solche wieder durchaus zu loben: Von den ersten „Bildern" aus der Kindheit an, die ganz so „phantasmagorisch" herauskommen, wie uns allen die frühesten Erinnerungen in der Tat erscheinen, bis zu den spätesten, die schon mehr eine zusammenhängende Entwicklung ergeben, ist alles mit sicheren Strichen hingeworfen und hat seine richtige eigentümliche Beleuchtung; der Held, in dem man ruhig das Beste von Otto Ernst selber verkörpert sehen kann, wird klar und deutlich, und wenn auch die übrigen Menschen des Buches nicht eigentlich rund, nicht wirkliche Gestalten sind, die dem Helden zugekehrte Seite ist doch recht gut ausgeführt. Auch die Zustandsschilderung — und wir werden durch mehr „Zustände" hindurchgeführt, als der, der das Volk nicht kennt, glauben dürfte — ist bei aller Skizzenhaftigkeit und „Gelegentlichkeit" sehr sicher, das Milieu als Ganzes eindringlich, wenn auch vielleicht durch den literarischen Menschen Otto Ernst „nachträglich" ein bischen zu stark literarisch gestimmt — Theater und Dichterlektüre werden im Leben des Knaben nicht ganz die Rolle gespielt haben, die ihnen in dem Roman zugewiesen sind. Doch darauf kommt wenig an. Mit Wilhelm Raabes Kunst möchte ich Otto Ernsts Kleinmalerei, wie es geschehen ist, nun freilich nicht vergleichen, dazu ist die Art des Jüngeren doch zu feuilletonistisch, dazu hat er

zu viel „Bravour", die ja überhaupt für ihn charakteristisch ist, aber poetische Eindrücke erzielt er zweifellos doch auch und stellenweise, wie bei der Wiedergabe der Passionsgeschichte, streift er wenigstens die Tiefe. Auch Raabes Humor hat Otto Ernst nicht, aber er ist, wie ich schon sagte, ein „Hauptkerl", dem es auf eine handvoll Noten nicht ankommt, und der uns rechtschaffenen Spaß bereitet. Um so erfreulicher ist die Treue im ganzen, alles in allem ist der Roman der Kindheit des Ottenseuer Zigarrenmacherjungen ein sehr wichtiger Beitrag zur Entwicklungsgeschichte des jüngsten Deutschlands, und für den, der sie mit größeren Gesichtspunkten liest, ergibt sich durch die Beobachtung des Kampfes zwischen den radikalen Jugendstimmungen und den gereifteren Anschauungen des Mannes, den das Werk so nebenbei auch noch spiegelt, ein weiterer Reiz. Kein Zweifel, nach „Asmus Semper" muß man Otto Ernst ernst nehmen, wenn man ehrlich sein will; es ist so viel von seinem zuletzt doch tüchtigen Wesen in dem Roman, daß man mit dem Achselzucken über den „Erfolgjäger" nicht mehr durchkommt. Dieser kluge Schleswig-Holsteiner wird den Weg weiter gehen, den er seiner Natur nach gehen muß, und wenn er nicht zu den Höhen deutscher Dichtung führt, in den morastigen Niederungen der reinen Geschäfts- und Reklamekunst läuft er doch auch nicht, sondern eben auf der schönen graden Landstraße, die ja wohl auch in der Literatur immer vorhanden sein muß.

„Asmus Semper" endet damit, daß der Held Volksschullehrer wird — ich bezweifle nicht, daß sein Verfasser das Werk noch weiter fortsetzt und uns seine Seminarerinnerungen und ersten Lehrerjahre darstellt, die ja erst das wichtigste Werden zeigen. In „Flachsmann als Erzieher" hat er doch nur wenig Persönliches geben können. So lange aber Otto Ernst's zweiter Band noch fehlt, mag man sich an den Schlesier Fedor Sommer wenden, der in seinem Roman „Ernst Reiland" (Leipzig, Arthur Cavael) das Werden und Wirken eines Volksschullehrers zum Gegenstand seiner Darstellung gemacht hat. Sommer gibt einen wirklichen biographischen Roman, außer dem Helden spielen hier noch mehr Menschen mit, ein ganzer Kreis rundet sich, der volkstümliche Unter- und Hintergrund kommt zu seinem vollem Recht. Der Roman zerfällt in drei Bücher: Das erste schildert die Kindheit Ernst Reilands, das zweite seine Lehrertätigkeit im einem einsamen Dorfe des Riesengebirges, das dritte seinen Übergang zur Schriftstellerei. Alles in allem ist der Roman ein tüchtiges Werk, wenn man auch merkt, daß sein Verfasser selbst Lehrer (Seminardirektor) ist, und ein gewisses „Schulschmäckle", wie die Schwaben sagen, nicht fehlt. So kommen allerlei gemachte Naivetäten vor, so wenn der poetisch angelegte Knabe seinem geistlichen Pflegevater erzählt, daß er mit dem Vergißmeinnicht plaudere oder dieser ihn mit Parzival vergleicht und was dergleichen mehr ist; auch finde ich die Naturschilderung gelegentlich preziös, so wenn Sommer die Welt „das Kollier des Morgentaus aus ihren reichen Schmucktruhen hervorsuchen" oder „das plüschglänzende, fette Grün der Matten durch die niedrigen Fenster (die Schulkinder) wie eine große, stille Hoffnung anlachen" läßt. Überhaupt ist die Schilderung der Kindheitsentwicklung Ernst Reilands am wenigsten gelungen — es ist auch eine äußerst

schwierige Aufgabe, die Entwicklung einer Dichterseele zu zeigen, das können nur große Dichter. Trotz alledem, man muß vor Sommer Respekt haben, im ganzen führt er seine Aufgabe gut durch und vermehrt die bereits recht beträchtliche Anzahl deutscher Lehrerromane (Zschokkes „Goldmacherdorf", Jeremias Gotthelfs „Leiden und Freuden eines Schulmeisters", Auerbachs „Lauterbacher", H. Schaumbergers „Fritz Reinhard" fallen mir eben ein — man sollte einmal eine Monographie über die Werke dieser Art schreiben) um einen immerhin bemerkenswerten. Bekanntlich ist zur Zeit ein außerordentlich starkes Ringen in unserem deutschen Lehrerstande, er will nicht nur Fachaufsicht, sondern auch über die seminaristische Halbbildung hinaus, will Universitätsbildung und weiter Macht im öffentlichen Leben — Sommer läßt das auch einen seiner Lehrer offen aussprechen: „Wenn unsere Standesgenossen mit dem ziemlich allgemein verbreiteten Fleiße und dem meist hinreichend vorhandenen Amtsgeschick auch immer die Gabe verbänden, nach außen hin zu verpflichten und doch zugleich die nötige Distanz zu wahren, wir würden einen ungeahnten Einfluß auf die Lenkung unseres Volkes gewinnen." Darum handelt es sich in der Tat zuletzt. Ich kann hier natürlich auf die hier vorliegenden Fragen nicht näher eingehen. An und für sich ist gegen geistiges Emporstreben nie etwas einzuwenden, doch soll man überlegen, ob dem Volkslehrerstande bei höherer Bildung der Zusammenhang mit dem Volke nicht verloren gehen würde, wie er ja leider dem größeren Teile der akademisch Gebildeten verloren gegangen ist, und ob das national wünschenswert wäre. Auch sind im heutigen Volksschullehrerstande während der letzten Jahre manche Erscheinungen hervorgetreten, die nicht eben sympathisch berühren, er macht, wie es scheint, jetzt noch allerlei Kinderkrankheiten durch, die die akademisch Gebildeten im allgemeinen doch schon hinter sich haben. Doch sei dem, wie ihm wolle, jedenfalls ist es sehr wünschenswert, daß man sich im ganzen Volke über die Bestrebungen des Lehrerstandes, die dort herrschende Stimmung orientiert, und dazu bietet Sommers Roman bis zu einem gewissen Grade Gelegenheit. Er nimmt dann auch noch allerlei Weltanschauungsfragen auf, sucht den Zwiespalt zwischen Glauben und Wissen im Fechnerschen Geiste zu lösen usw. In der Hauptsache wird aber alles Darstellung, jede Anschauung hat ihren Vertreter, dabei enthält das Werk auch des rein Erzählerischen oder vielmehr des Menschlichen soviel, daß es allgemein interessieren kann. Um auch die Grenze nach oben zu ziehen: Nein, ein dauerndes Werk unserer Literatur ist der Roman „Ernst Reiland" nicht, es fehlt ihm nicht an Konventionellem, und ob das Auftauchen des Großvaters Reilands als Begleiter eines Leiermannes in dem entscheidenden Augenblicke des Lebens seines Enkels nicht ein Effekt genannt werden kann, das müßte erst genau untersucht werden. Was Sommer ästhetisch bedeutet, zeigt auch sein Verhältnis beispielsweise zu Hauptmann, den er „so tiefsinnig die „versunkene Glocke" in ihren Märchengründen läuten" läßt. Aber ein wackerer, das Beste wollender Mann ist er unbedingt, und sein Roman zählt zu den aus der Heimatkunst erwachsenen tüchtigen Werken der neuesten Zeit.

Technische Umschau.

Von

P. Hopfer.

I.

Im April d. J. geht ein Ingenieurwerk seiner Vollendung entgegen, dem in seiner Großartigkeit in Europa nur wenige an die Seite gestellt werden können. Es ist dies die größte Talsperre des Kontinents, die Urfttalsperre, welche die Wasserkraft eines munteren Eifelbaches, der Urft, eines Nebenflüßchens der Ruhr, ausnutzt. Mit den Vorarbeiten zur Verwertung der Wasserkräfte dieses kleinen Flüßchens wurde bereits im Jahre 1899 der in den letzten Tagen des vergangenen Jahres in Aachen plötzlich verstorbene Geheime Reg.-Rat Prof. Dr. Intze betraut.

Die Füllung des großen Staubeckens hat sich etwas länger hinausgezogen, als bei der Projektierung angenommen worden war, weil der letzte Sommer so überaus trocken verlaufen ist. Der künstlich geschaffene Riesenbehälter ist aber jetzt nahezu gefüllt, und an Kraftzentrale und Fernleitungen wird die letzte Hand gelegt. Die Kraftzentrale wandelt 12000 Pferdestärken dieser Wasserkraft in elektrische Energie um, und die elektrischen Fernleitungen verteilen diese Energie bis auf 45 Kilometer Entfernung in den Kreisen Aachen-Stadt, Aachen-Land, Düren und Schleiden mit einer Spannung von 34000 Volt; das ist das 300fache der Spannung, mit welcher in der Regel die Glühbirnen der elektrischen Beleuchtung gespeist werden. Man hofft im Frühjahr mit der Ausnutzung des Unternehmens beginnen zu können und bleibt schon deshalb um eine beschleunigte Fertigstellung des Unternehmens bemüht, weil es sich um die Verzinsung von ca. 9 Millionen Mark handelt.

Das Landschaftsbild, das sich von der 226 Meter langeu und 5,5 Meter breiten Krone der Sperrmauer aus inmitten jener Felszacken eröffnet, dürfte zu den eigenartigsten gehören, die in Deutschland zu finden sind. Das Urfttal, von schmalen, hohen und steilen Graten eingezäunt, ist von jeher einsam gewesen, und deshalb wirkt doppelt verblüffend in dieser keinerlei sonstiges Werk der Menschenhand zeigenden Umgebung ein Bauwerk von solch' riesenhaften Maßverhältnissen, das die Phantasie unwillkürlich mit den Kindheitserinnerungen von Gigantentrotz in Verbindung bringt. Nur einige wenige Zahlen sollen eine Vorstellung von der Mächtigkeit des Bauwerks geben. Es sind im ganzen für den Koloß, der auf einer 50 Meter breiten Sohle ruht und sich nach oben bis auf 5,5 Meter verjüngt, 155000 Kubikmeter Baumaterial aufgewendet worden. Jedes

Kubikmeter dieses Materials wiegt nicht weniger als 2300 Kilogramm. Dabei mußte das Baumaterial aus 7—8 Kilometer Entfernung herbeigeholt werden, weil das in der Nähe auftretende Gestein (Devonschiefer) nicht verwendbar ist.

Das entstehende Seebecken wird wegen des gewundenen Flußlaufes und der zahlreichen Seitentäler der Urft ein ganz eigenartiges Aussehen erhalten; seine Ufer werden allenthalben, nur die letzten Zipfel des Stausees ausgenommen, waldumkleidet und von Felszacken überragt sein. Das große Publikum wird später jedenfalls in erster Linie durch die landschaftlichen Schönheiten der Sperre gefesselt sein. Wichtiger, namentlich für den Techniker und die Unternehmer wichtiger, ist aber der Umstand, daß entsprechend den außerordentlich günstigen örtlichen Verhältnissen sich die Kosten für den Kubikmeter gestauten Wassers recht niedrig stellen. Die Gesellschaft m. b. H., die sich unter Beteiligung der oben schon genannten Kreise zur Ausnutzung der Sperre gebildet hat, wird, weil ihr das gestaute Wasser billig zu stehen kommt, auch die erzeugte elektrische Kraft verhältnismäßig billig abgeben können. Wenn hier bezüglich der Tarife auch nicht ganz das erreicht werden konnte, was seinerzeit bei Inangriffnahme der Arbeiten in Aussicht gestellt wurde, so sind doch immerhin die Tarife so gestellt, daß namentlich der Kleingewerbetreibende sich zum gleichen Preise die erforderliche Energie nicht selbst erzeugen kann. Die beteiligten Kreise wollten mit der Errichtung der Sperre namentlich der Kleinindustrie, dem Kleingewerbe, auf die Beine helfen und deshalb sind die Tarife für die Abnehmer geringer Strommengen relativ, d. h. gegenüber den Tarifen der städtischen Elektrizitätswerke besonders günstig gestellt. Es soll mit dem Unternehmen also den wirtschaftlich nicht besonders Starken geholfen werden, und aus diesem Grunde ist das Unternehmen nur freudig zu begrüßen, ist ihm bester Erfolg zu wünschen.

Es ist in letzter Zeit ja mehrfach von sachverständiger Seite angeregt und in Rheinland und Westfalen mit Erfolg durchgeführt worden, die Hochwassermassen durch Talsperren zurückzuhalten und das aufgestaute Wasser zur Erhöhung des Niedrigwasserstandes zu benutzen. Es werden dadurch nicht nur die Hochwasserschäden vermindert, es zieht daraus die Landwirtschaft durch Be- und Entwässerung Nutzen, neue Landflächen werden gewonnen und der Industrie werden, wie die Urfttalsperre zeigt, neue Kraftquellen erschlossen. Der landwirtschaftliche Nutzen liegt hauptsächlich in der unbedingten Gewißheit, daß auch in der trockensten Zeit genügend Wasservorrat vorhanden ist. Die Vorteile, die durch die Talsperre zu erzielen sind, wenn man sie gleichzeitig als Sammelbecken für die Hochwasserschadenverhütung, für den Hochwasserschutz anlegt, liegen auf der Hand und sind recht deutlich in den Jahren 1899 und 1900 im Wuppergebiet zur Geltung gekommen. Dort wäre sicher durch das Wasser großer Schaden angerichtet worden, ähnlich wie im Jahre 1890, wenn nicht inzwischen die Talsperren errichtet worden wären. Und welche gewaltigen Kraftquellen stehen uns durch die Talsperren zur Verfügung, Kraftquellen, die mit Hilfe der Elektrizität weit entfernte Bezirke mit Energie versorgen können! Das in deutschen Flüssen

hinabströmende Wasser vollbringt eine Nutzleistung von ca. 20 Millionen Pferdestärken. Von diesen sind ungefähr 200 000 Pferdestärken bis jetzt nutzbar gemacht. Durch eine regere Ausnutzung dieser Wasserkräfte wird das Volksvermögen vergrößert. Man vergegenwärtige sich nur, daß in Berlin die Jahrespferdekraft Mk. 521.— kostet, während die Talsperrengenossenschaft der Wupper die Nutzpferdestärke pro Jahr mit Mk. 80.— abläßt. Durch Erschöpfung dieser heute noch brach liegenden Wasserkräfte könnte man auch in jenen Landesteilen Industrie erstehen lassen, die heute noch unter der landwirtschaftlichen Krisis schwer zu leiden haben. Das aufzustauende Wasser wird sicher eine Hauptkraftquelle der Zukunft werden. In der Nutzbarkeit der Talsperre vereinigen sich in äußerst glücklicher Weise die Interessen des Hochwasserschutzes, der Landwirtschaft und der Industrie, und es ist wohl das Richtigste, wenn das Talsperrensystem selbst als eine staatswirtschaftliche Anlage hergestellt würde.

Wie segensreich unter Umständen ein staatliches Eingreifen, ein Eingreifen von seiten der Gemeinde sein kann, wenn dies nur in der richtigen Weise geschieht, dafür bietet ein treffendes Beispiel das kleine ca. 4000 Einwohner zählende Städtchen Anrath bei Crefeld, ja, dieses Städtchen kann als Vorbild für ähnliche Einrichtungen dienen.

In Anrath bestand früher nur Hausweberei und zwar Stoffweberei. Das rasche Anwachsen der mechanischen Webereien machte eine große Zahl von Handwebern verdienstlos, und die Armut im Städtchen wuchs zusehends; die Bewohner mußten auswärts ihren Verdienst suchen, oder sie fielen der Gemeinde zur Last. Der Bürgermeister des Ortes regte als Retter in der Not den Bau eines Elektrizitätswerkes und die Einführung des elektrischen Einzelantriebes der Stühle an, und mit Hilfe des Staates und der Provinz wurde der Bau des Werkes durchgeführt. Die meisten Weber mußten sich, wenn sie an den Vorteilen des elektrischen Antriebes teilnehmen wollten, — und es waren in der Tat Vorteile, wie sich später herausstellte, — zur Anschaffung neuer Bandmühlen verstehen, eine für diese Leute sehr harte Ausgabe, für welche sie eine Reihe von Jahren einen Teil ihres Verdienstes opfern müssen. Trotz dieser Belastung hat sich die Hausindustrie, — die zu erhalten das Hauptbestreben war, — nach der Einführung des elektrischen Antriebes ganz wesentlich gehoben. Der Verdienst der Weber ist jetzt um die Hälfte größer als früher, und es ist mit Bestimmtheit anzunehmen, daß die Leistungsfähigkeit der Arbeiter sich mit den Jahren noch steigern wird. Für die Benutzung von Strom zahlt der Weber pro Monat und Stuhl pauschal M. 5. Die Arbeitszeit ist gleichzeitig von der Gemeinde dadurch geregelt, daß nur zwischen 7 und 12 Uhr vormittags sowie zwischen ½2 und 8 Uhr nachmittags Strom entnommen werden darf. Damit ist auch in sozialer Beziehung ein Fortschritt erzielt worden.

Am meisten zu begrüßen ist es, daß die Stadt Anrath in doppelter Hinsicht mit dem Unternehmen Erfolg hat. Es werden durch die Einführung des elektrischen Antriebes nicht nur die Bewohner steuerkräftiger, weil sie einen

besseren Verdienst haben, das Werk selbst ergibt auch einen Überschuß, und es ist heute schon nach den Betriebsergebnissen des 2. Jahres vorauszusehen, daß der Stadt aus dem Unternehmen recht willkommene Einnahmen entstehen werden. Noch in anderer Richtung ist die Einführung des elektrischen Antriebes hoch anzuschlagen. Es ist dies der gesundheitliche Gewinn, der mit der Einführung des elektrischen Antriebes verbunden ist. Während früher der Arbeiter mit Hand und Füßen tätig war, ist er jetzt gleichsam nur Aufpasser, nur Beobachter, der die Wirkung der elektrischen Kraft, die das Ganze bewegt, regelt. Für die Erhaltung seiner Körperkraft ist dies von großem Vorteile. Sollte nicht auch in anderen Städten, Gemeinden, Provinzen usw. in dieser Richtung noch manches getan werden können?

* * *

Der wichtigste und einer der ersten Kulturfortschrittte des 19. Jahrhunderts ist die Erfindung und Nutzbarmachung der Dampfkraft. Die Ausnutzung der Dampfkraft in so starkem Maße, wie dies heute geschieht, — wir erzeugen heute in einer Maschine bis zu 5000 Pferdestärken, ja, bei Schiffsmaschinen noch mehr, — war nur dadurch möglich, daß man die Eigenschaft der Kohle als Wärmeerzeuger kannte, jenen schier unerschöpflich vorkommenden Brennstoff, der, obwohl bekannt, lange nicht in richtiger Weise zu verwerten verstanden wurde. Die Kohle behauptet heute ihre dominierende Stellung, wenn auch die Wasserkräfte immer mehr zur Gewinnnng motorischer Kräfte herangezogen werden. Man hat sogar versucht, den Wind und die Sonnenwärme für die Krafterzeugung nutzbar zu machen. Die Versuchsanlagen zur Ausnutzung dieser Naturkräfte haben leider keine sehr ermutigenden Resultate gezeitigt.

Welche Fülle von Stoffen liefert uns die Kohle noch nebenbei! Wenn wir heute plötzlich alle jene aus der Kohle gewonnenen Stoffe nicht mehr haben sollten, würden wir diese Stoffe recht schwer vermissen. Schon der Koks ist für viele metallurgische Prozesse unersetzlich. Das bei der Steinkohlengasherstellung sich abscheidende Ammoniakwasser liefert uns den größten Teil aller Ammoniaksalze, die für Technik wie Landwirtschaft gleich wichtig sind. Steinkohlenteer ist ebenfalls ein Nebenprodukt bei der Steinkohlenleuchtgasherstellung, und fast sämtliche Farbstoffe werden aus dem Nebenprodukten gewonnen, die bei der Destillation der Kohle abfallen. Man kann also mit Recht die Steinkohle als eine der wichtigsten Grundlagen der modernen Kultur betrachten.

Die Frage nach der Größe, nach dem Umfang der Steinkohlenvorräte ist schon vor längerer Zeit und in mehrfacher Weise von berufener Seite erörtert worden, und die Untersuchungen haben ergeben, daß irgend welche Besorgnis, Steinkohlenmangel könnte eintreten, für eine sehr ferne Zukunft nicht gehegt werden braucht.

Trotz dieses Reichtums an Kohlen ist es natürlich nicht am Platze, verschwenderisch mit diesem kostbaren Material umzugehen. Man hat leider eine Zeit lang nicht so gedacht und ist über ein halbes Jahrhundert mit den

„schwarzen Diamanten", wie man sie bezeichnend nennt, recht verschwenderisch umgegangen.

Die Ausnutzung der Kohle läßt ja auch heute noch sehr viel zu wünschen übrig. In der Hauptsache wird heute nur der absolute Heizeffekt der Kohle ausgenutzt. Es geschieht dies zur Dampferzeugung für Dampfmaschinen- und Dampfturbinenbetriebe. Auch findet der Dampf direkt Verwendung, z. B. in Zuckerfabriken, in Färbereien, Brauereien usw. Ferner wird nur der absolute Heizeffekt der Kohle ausnutzt bei unserem Hausbrande, und endlich erfährt bei Verwendung der Kohle zur Gasbereitung, und zwar zur Herstellung von Generatorgas, nur der absolute Heizeffekt Benutzung.

Wie bekannt, spielen Anlagen, die Generatorgas verwenden, in ortsfestem Betriebe bereits seit langem eine wichtige Rolle. In einer solchen Generatorgasanlage sind die guten Eigenschaften des Explosionsmotors, besonders der gute Wirkungsgrad dieser Motorart, mit dem billigen Brennmaterial einer Dampfanlage vereinigt. Es denkt heute bei feststehenden Anlagen kein Mensch mehr daran, Benzinmotoren zu verwenden, also zur Speisung des Explosionsmotors das teure Benzingas zu benutzen. Auch Petroleum wird wohl heute nur noch selten genommen. Wenn man keinen Anschluß an ein Gasnetz hat, und oft sogar trotz eines solchen Anschlusses oder der Möglichkeit für einen solchen Anschluß nimmt man Generatorgas.

Ein solcher Generator ist auch ein sehr einfaches Ding. In einer Art geschlossenen eisernen Ofen brennt auf einem Roste eine Schicht Kohle oder Koks. Der Ofen hat keinen natürlichen Zug, sondern ist an das Saugrohr des Motors angeschlossen. Weiter kann unter die Rostfläche nicht reine Luft, sondern nur ein Gemenge von Luft und Wasserdampf, eine mit Wasserdampf gesättigte Luft treten. Wird nun der Motor auf irgend eine Weise angedreht, so wird eine bestimmte Portion Luft und Wasserdampf durch die glühende Kohlenschicht gesaugt. Dabei bleibt der chemisch genommen sehr träge Stickstoff der Luft unverändert, während sich der in der Luft enthaltene Sauerstoff mit dem Kohlenstoff der glühenden Kohle oder des glühenden Kokses zu Kohlenoxydgas verbindet. Der Wasserdampf zerfällt in Sauerstoff und Wasserstoff, von denen jener mit der Kohle gleichfalls Kohlenoxyd gibt, dieser mit dem Kohlenstoff der glühenden Kohle Kohlenwasserstoff bildet. Mit Kohlenoxyd- und Kohlenwasserstoffgas kann man aber Explosionsmotoren betreiben, und der in nicht gebundenem Zustande beigefügte Stickstoff kann wohl die Wirksamkeit dieser Gase etwas schwächen, aber nicht aufheben. Unser Explosionsmotor saugt sich also aus dem Generatorofen eine Mischung von Stickstoff, Kohlenoxyd und Kohlenwasserstoff, d. i. jenes in der Technik unter „Generatorgas" genannte Gemenge, an und kann dann munter darauf losarbeiten.

Bei der eigentlichen Leuchtgasbereitung findet im Gegensatz zur Generatorgasbereitung eine bessere Ausnutzung der Kohle statt, weil dort auch die bei der Gasherstellung entstehenden Nebenprodukte ausgenutzt werden können. Vor Ein-

führung des ja auch mit Leuchtgas gespeisten Gasglühlichts, das unter dem Namen Auerlicht nach seinem Erfinder Auer von Welsbach allgemein bekannt ist, wurde als Leuchtgas ein weit reineres Gas verlangt wie heute. Die Nebenprodukte Koks, Steinkohlenteer usw., und damit der Gewinn aus diesen Nebenprodukten war reicher. Der Gewinn ist freilich nicht so groß, daß er jetzt, da man sich mit einem weniger reinen Gase begnügen kann, die erhöhten Kosten für die Herstellung des reineren Gases decken könnte.

An einem anderen Probleme, der Herstellung des Leuchtgases in Koksöfen, wird seit Jahren gearbeitet. Die bis jetzt erreichten Resultate stellen auch auf diesem Gebiete einen vollen Erfolg in Aussicht. Das Hauptbestreben ist bei dieser Darstellungsweise des Leuchtgases, Gas bester Qualität zu erzeugen bei bester Qualität des als Nebenprodukt sich ergebenden Kokses.

Es steht jedenfalls fest, daß die direkte Verbrennung der Steinkohle auf dem Roste, sowie die Vergasung zu Generatorgas selbst bei technisch vollkommenster Durchführung der Prozesse nicht als wirtschaftlich günstig zu bezeichnen ist. Es sollte deshalb diese Verwendungsart der Kohle soviel als möglich erschwert werden. Wirtschaftlich günstigere Ausnutzungsarten der Kohle sind die Leuchtgasgewinnung in der üblichen Weise in den sogenannten Gasanstalten oder in Koksöfen bei gleichzeitiger vervollkommneter Koksbereitung unter Gewinnung sämtlicher Nebenprodukte.

Dieses Ergebnis ist dem Technologen vom Fach längst bekannt, steht aber nicht in rechtem Einklange mit der Praxis. Wie wir schon früher erwähnten, ist die Verwendung der Kohle zur direkten Verbrennung die bei weitem häufigste. Einige Ausbreitung hat auch die Herstellung von Generatorgas aus Steinkohle gefunden. Dagegen ist die Verwendung des Leuchtgases für motorische Zwecke, ob nun das Gas in Gasanstalten oder Koksöfen erzeugt wird, eine verhältnismäßig geringe. Das in Koksöfen gewonnene Gas hat eigentlich erst in den beiden letzten Jahren in etwas größerem Maße zum Betriebe von Gasmaschinen Verwendung gefunden.

Der größte Teil der im Jahre verbrauchten Kohle wird zur Dampferzeugung für den Betrieb von Dampfmaschinen verwandt. Und doch ist diese Art der Krafterzeugung recht unvollkommen, soweit es die Ausnutzung des zugeführten Brennmaterials betrifft. Im besten Falle erhalten wir in Gestalt mechanischer Arbeit aus der Kohle 15%. An der Dampfmaschine als technischem Apparate liegt die Ursache dieses kläglichen Resultats nicht. Sie ist vielmehr darin zu suchen, daß von der Temperatur des Brennmaterials nur der allerkleinste Teil ausgenutzt wird.

Die seit mehreren Jahren in Aufnahme gekommene Dampfturbine hat, soweit es die Ausnutzung des Brennmaterials betrifft, keinen Vorzug vor der Dampfmaschine, wie es ja auf der Hand liegt. Aber eine Eigentümlichkeit der Dampfmaschine zeigt die Dampfturbine nicht, und diese Eigenschaft trägt nicht wenig zur Einführung der Dampfturbine bei. Der Nachteil der Dampfmaschine

— man kann es direkt einen Nachteil nennen — besteht darin, daß die hin- und hergehende Bewegung der Dampfmaschine — der Dampf drückt ja abwechselungsweise auf die eine oder andere Seite eines in einem Cylinder hin- und hergehenden Kolbens — durch einen Kurbelmechanismus in eine für die Praxis nur brauchbare rotierende Bewegung umgewandelt wird. Der Nachteil, der allseitig empfunden wird, seitdem man Dampfmaschinen baut, wird in den Dampfturbinen vermieden, weil dort durch den Dampf direkt eine rotierende Bewegung erzeugt wird. Die Hauptschwierigkeit der weiteren Ausbildung der Dampfturbinen liegt in der sehr hohen Tourenzahl, die diese Maschinen ergeben, wenn sie ökonomisch arbeiten sollen.

Es wird an dieser Stelle in Kürze von berufenster Seite über Dampfturbinen eingehend berichtet werden.

Für Leistungen über 200 Pferdestärken wird die Dampfmaschine von der Dampfturbine hart bedrängt, und für die kleineren Leistungen machen die Explosions- und Wärmemotoren den Dampfmaschinen scharfe Konkurrenz. Die Explosionsmotoren sind vorwiegend in Aufnahme gekommen, seitdem die Gasmaschinenfabrikanten die durch Einführung des Sauggasbetriebes vereinfachten Gaskraftanlagen mitliefern und den Brennstoffverbrauch pro Nutzpferdestärke ihren Kunden gewährleisten.

Die beispiellose Entwicklung der Wärmemotoren fällt zusammen mit einer Periode wirtschaftlichen Tiefstandes, die wir ja noch nicht vollständig überwunden haben, die aber zweifellos mit die Triebfeder für den in den letzten Jahren erzielten Fortschritt gewesen ist. Ausgangspunkt war die Notwendigkeit, die Krafterzeugung zu verbilligen, Neues, Besseres zu schaffen.

Wirtschaftlich sind die Generatorkraftanlagen wie schon früher erwähnt wurde, in der Regel den besten ortsfesten Dampfkraftanlagen überlegen. Dabei haben diese Generatorkraftanlagen den weiteren Vorteil, daß das Gas im Generator unabhängig von der Geschicklichkeit der Bedienungsmannschaften stets in gleicher Güte erzeugt wird, während bei der Kesselfeuerung die Wirtschaftlichkeit in hohem Maße von der Fertigkeit des Heizers abhängig ist. Der Umstand, daß die Errichtung von Sauggasanlagen nicht von einer behördlichen Genehmigung abhängig ist, hat ebenfalls nicht wenig zur weiteren Ausbreitung dieser Krafterzeuger beigetragen. Eins darf aber nicht vergessen werden! Der Gasmotor ist heute noch nicht in dieser Weise betriebssicher wie die Dampfmaschine, besitzt vor allem nicht die Geduld und die Anspruchslosigkeit der Dampfmaschine, um bildlich zu reden.

Als Brennstoff für die Generatoren kommt in erster Linie Anthrazit, — eine Steinkohle von hohem Heizwerte — weniger häufig Koks in betracht. Man weiß auch schon aus Braunkohle und Braunkohlenschiefer brauchbares Gas herzustellen. Das Ziel der Gastechniker ist die Vergasung bituminöser Rohkohle im Sauggasgenerator. Dann würde man die Gaskraftanlagen bezüglich Wirtschaftlichkeit endgültig an der Spitze sehen. Die Anlagen, welche das Hochofen- oder Koksofengas zum Betriebe von Motoren benutzen, arbeiten bereits recht wirt-

schaftlich. Die Motoren selbst zeigen freilich oft durch Verschmutzung usw. bewirkte Reparaturbedürftigkeit, sodaß unter Umständen die Aufwendungen, die für die Pferdekraftstunde einschließlich Verzinsung, Tilgung und Reparaturkosten zu machen sind, recht hoch werden. Man tut dann vielleicht besser, zu dem alten Verfahren zurückzukehren, welches zunächst in Aufnahme kam, als man gefunden hatte, daß die Hochofen- und Koksofengase ein recht gutes Heizmittel darstellen. Man leitete damals die Gase unter Kessel, erzeugte in diesen Kesseln Dampf und benutzte den Dampf zur Speisung von Dampfmaschinen. Noch heute sind auf einer Reihe von Hüttenwerken solche Anlagen im Betriebe.

Weiter hat man in den letzten Jahren versucht, die Wärmeausbeute der Motoren zu steigern, indem man das Temperaturgefälle, den Temperaturunterschied dieser Maschinen durch Verwendung eines anderen Arbeitsmittels als des Dampfes nach der unteren Grenze, möglichst bis zur Kühlwassertemperatur, erweiterte, mit anderen Worten, daß man die aus unseren Wärmemotoren abgeführte Wärme (die Abwärme) zur Arbeitsleistung mit heranzog. Wir müssen ja aus den Wärmemotoren erhebliche Wärmemengen abführen, bei Dampfmaschinen durch den Kondensator, bei Gasmaschinen durch das Kühlwasser und die Abgase. Seit wenigen Jahren sind eine Reihe solcher Abwärmekraftmaschinen im Anschluß an Dampfmaschinen im Betriebe. Sie werden mit schwefliger Säure als Antriebsmittel, einer bekanntlich dem Organismus schädlichen Verbindung, betrieben und arbeiten in wirtschaftlicher Beziehung mit Erfolg.

* * *

Die letzten Jahrzehnte, besonders aber die letzten Jahre haben unser Vaterland auf dem Gebiete des Verkehrswesens eine führende Stellung erobern lassen. Noch in aller Erinnerung sind wohl die erfolgreichen Versuchsfahrten der Studiengesellschaft für elektrische Schnellbahnen auf der Strecke Marienfelde—Zossen der Militäreisenbahn. Diese Versuchsleistungen, bei welchen 210 Kilometer pro Stunde erreicht wurden, sind keine Sportleistungen, sondern sie sind bei allmählich gesteigerter Geschwindigkeit erreicht worden und haben dazu gedient, die eisenbahntechnischen Bedingungen festzulegen, welche solche Geschwindigkeiten erfordern.

Daß man auch mit den jetzigen Dampflokomotiven rascher fahren kann als es im regelmäßigen Dienste geschieht, zeigen zahlreiche Einzelfahrten, bei welchen 130 bis 140 Kilometer erreicht worden sind. Man fährt mit den Dampflokomotiven nicht schneller, nicht weil das Bedürfnis für schnellere Fahrten nicht vorhanden ist, sondern weil die Kosten zu hoch werden würden. Die Dampflokomotive verbraucht schon bei 90 bis 100 Kilometer stündlicher Geschwindigkeit etwa die Hälfte ihrer Leistung für ihre eigene Fortbewegung, und dieses wird noch ungünstiger im Verhältnis zur zahlenden Last bei größerer Geschwindigkeit. Um billig und doch schnell fahren zu können, müßten bei Dampfbetrieb wenige schwere Zügen verkehren im Gegensatz zum elektrischen Betriebe, welcher häufige Verbindungen mit erheblich höherer Geschwindigkeit herstellen will. Diese häufigen

Verbindungen bedeuten eine völlige Umgestaltung des Verkehrs, eine Unabhängigkeit von der Tageszeit und eine Kürze der Fahrzeit, die den Fernverkehr dem Verkehr auf den Vorortbahnen ähnlich macht. Wie sich der elektrische Schnellbetrieb im einzelnen gestalten würde, das weiter auszuführen ist hier nicht der Ort. Es möge nur kurz angeführt werden, wie sich Geheimrat von Borries, der über das Thema: „Schnellbetrieb auf Hauptbahnen" auf der letzten Hauptversammlung des „Vereins Deutscher Ingenieure" referierte, den Betrieb auf der Strecke Berlin—Hamburg gedacht hat. Diese wichtige Linie steht deshalb im Vordergrunde des Interesses, weil die führenden Elektrizitätsgesellschaften in Berlin das Projekt einer Schnellbahn Berlin—Hamburg (285 Kilometer Länge) ausgearbeitet und dem Ministerium vorgelegt haben.

Der Hauptverkehr wird voraussichtlich auf den Vormittag und die Abendstunden entfallen, sodaß etwa von 8 bis 12 morgens und von 6 bis 10 Uhr abends alle Stunden gefahren, von 12 bis 6 Uhr nachmittags aber nur ein zweistündiger Verkehr eingerichtet würde. Dies ergibt 12 Fahrten nach jeder Richtung pro Tag, gegenüber 4 Fahrten nach dem jetzigen Plane. Für durchgehende Güterzüge, die vorwiegend nachts verkehren sollen, bleiben demnach die Gleise 11½ Stunden frei. Personenzüge, Eilgüterzüge und Ortsgüterzüge können ebenfalls während dieser Zeit oder nachmittags bis 6 Uhr abends verkehren. Für die Vorortstrecken Berlin—Spandau und Friedrichsruh—Hamburg wären besondere Gleise nötig, die teilweise schon vorhanden, teilweise im Bau sind. Durch Einführung des elektrischen Schnellverkehrs würde die Strecke Berlin—Hamburg, wie man sieht, einen ganz vorzüglichen Fahrplan erhalten. Wir wollen nur hoffen, daß es deutscher Unternehmungskraft gelingen möge, das so erfolgreich begonnene Werk des elektrischen Schnellbetriebes zu weiterer Vollendung zu führen, und daß der mühsamen Arbeit auch der wirtschaftliche Erfolg nicht fehlen möge.

Der städtische Schnellverkehr hat sich durchaus bewährt, und in Berlin wird die Fortsetzung der Hochbahn von Tag zu Tag dringlicher. Die Unzulänglichkeit des ebenerdigen Straßenbahnverkehrs tritt in den belebten Straßen trotz aller Anstrengungen der Berliner Straßenbahngesellschaft immer deutlicher zu Tage. Es ist bedauerlich, daß die behördlichen und finanziellen Vorbereitungen sich der Weiterführung der Hochbahn hindernd in den Weg legen. Schwierigkeiten in der technischen Ausführung bestehen nicht.

In dem im vergangenen Jahre hier in Deutschland abgehaltenen Gordon-Bennett-Rennen feierte der gleislose Motorwagen, das Automobil, neue Schnelligkeitstriumphe. Für die Kulturgeschichte ist aber wohl die Tatsache wichtiger, daß der einfache, mäßig schnelle Motorwagen immer mehr Aufnahme findet und in steigender Weise benutzt wird. Verschiedentlich sind ferner Versuche gemacht worden mit gleislosen Straßenbahnen. Leider scheint der erzielte Erfolg den Erwartungen nicht entsprochen zu haben, da bereits zwei Linien ihren Betrieb wieder eingestellt haben. Wahrscheinlich ist dieses neue Verkehrsmittel noch nicht so weit durch-

gebildet, um einen rationellen Betrieb auf wenig verkehrsreichen Straßen — nur für solche kommt es in betracht — zu ermöglichen.

Auf dem Ozean ist der Rekord wiederum durch einen deutschen Dampfer gedrückt worden, eine Leistung, die uns mit Stolz erfüllen kann, die aber nach meiner Meinung mehr sportliches als technisches Interesse hat. Diese großen Riesenschiffe verkürzen zwar die Überfahrtszeit noch um wenige Stunden, aber die Fahrten werden wegen des großen Fassungsraumes dieser Dampfer seltener werden, und das ist die im allgemeinen Verkehrsinteresse bedauerliche Begleiterscheinung.

Als seinerzeit deutsche Schiffahrtsgesellschaften mehrere Schiffe an Japan und Rußland verkauften, entrüstete man sich verschiedentlich recht vernehmlich über diese Handlungsweise. Der Techniker wird im Gegensatz dazu der Entrüstung nicht beipflichten. Es ist unzweifelhaft, daß unsere Schiffahrtsgesellschaften die Millionen, welche sie für die verkauften Dampfer erlösten, nicht in der Tasche behalten werden. Sie werden dafür neue, große Schiffe bauen, und ein jedes neue Schiff bedeutet nicht nur eine numerische Überlegenheit und Stärkung, sondern gerade gegenwärtig eine bedeutende Verbesserung unserer Flotte.

Das Unterseeboot hat im verflossenen Jahre an Ansehen wesentlich gewonnen. Andere Staaten haben damit recht erfreuliche Resultate erzielt. Auch die deutsche Marine wird wohl die Einführung der Unterseeboote in Aussicht genommen haben.

Zum Schlusse möge eines Jubiläums gedacht werden, das im Monat November des vergangenen Jahres in Berlin gefeiert wurde. Es ist dies die Feier der 25. Wiederkehr des Stiftungstages des Berliner „Elektrotechnischen Vereins“. Der Elektrotechnische Verein hat in dem Vierteljahrhundert seines Bestehens ein gutes Stück Arbeit geleistet. In besonderen Kommissionen wurden durch die Gesellschaft Fragen gelöst, die nur von einer solchen in steter Verbindung mit Wissenschaft und Praxis stehenden Zentralstelle aus gelöst werden konnten. Kongresse und Ausstellungen wurden von dem Vereine angeregt und beschickt. Die gewaltigste Leistung der Vereinigung liegt aber wohl in ihren Vorträgen aufgestapelt, deren lange Reihe ein Werner von Siemens, der Mitbegründer des Vereins, eröffnete.

Im Laufe der 25 Jahre hat sich die Elektrotechnik, damals noch ein bescheidener Zweig der allgemeinen Ingenieurwissenschaft, selbst zu einem mächtigen Baum entwickelt. Es entstand in diesem Zeitraume eine Technik, in welcher allein in Deutschland mehr als 10 Milliarden Mark festgelegt sind. Und der Elektrotechnische Verein, welcher in den 25 Jahren in tüchtiger Arbeit an der Erreichung dieses Zieles mitgearbeitet hat, darf mit Recht auf die errungenen Erfolge stolz sein.

Nachdruck verboten. — Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Otto Höpfch, Berlin.
Verlag von Alexander Duncker, Berlin W. 35. — Druck von A. Hopfer in Burg b. M.

„Es würde dem deutschen Patriotismus unserer Tage nicht wohlstehen, wenn wir in dem nationalen und politischen Selbstgefühl, welches das neue Deutsche Reich mit sich gebracht hat, die Männer vergessen oder geringer anschlagen wollten, die uns das geistige Vaterland geschaffen haben, als das politische daniederlag; denn es ist der Besitz des ersten gewesen, der in unserem Volk die Sehnsucht nach der Erneuerung und Einigung des zweiten erhalten hat.“ Kuno Fischer.

Der Mönch.

Novelle
von
Georg von der Gabelentz.

(Fortsetzung.)

II.

Bruder Sebald eilte so schnell seinem Ziele zu, daß er fast eine alte Frau übersehen hätte, die an einem aus dem Walde einmündenden Seitenwege saß und die dürre, schwache Hand mit kläglicher Bitte nach ihm ausstreckte. Ein Stock, auf den sie sich gestützt haben mochte, lehnte neben einem mit Pilzen gefüllten Korbe im Grase. Ihren mageren Körper umhüllten staubige Lumpen, und die nackten Füße, von langem Gehen auf steinigen Gebirgspfaden wund geworden, hatte sie eben in einem Rinnsale gewaschen.

„Erbarmen, Bruder, nehmt Euch einer armen Kranken an!“

Der Mönch blieb stehen und die jammervolle, zusammengeschrumpfte Gestalt mit mitleidigen Blicken musternd, gab er der Frau Wein und Brot aus seiner Tasche.

„Wer seid Ihr, und woher kommt Ihr des Weges? Ihr scheint weit gewandert.“

„Kennt Ihr mich nicht?“ antwortete die Alte mit geschwätziger Zunge, „da sieht man's wieder, im reichen Kloster kennt man die Armen nicht. Was kümmert's Euch auch, wie's unsereinem geht. 's ist ja gleich,

von solchem Gesindel einer mehr, einer weniger! Da Ihr's nun aber wissen wollt, so sollt Ihr's hören. Die Berghofbäuerin bin ich, droben über Niederdorf. — Ja, schaut mich nur an, habt's wohl nicht geglaubt? Eine feine Frau, eine reiche Frau, was? — Doch hört weiter: Den Bauern schlug der Berg tot, vor zwei Jahren nahm ihn eine Lawine mit in die Schlucht. Den Toni, meinen Sohn, schlug der Kaiser tot, draußen im Kriege, nur der Herrgott weiß, wo er liegt. Für die Tochter, meine Anne, hab' ich den Hof halten wollen. Gott weiß, wie's gekommen ist, sind eines Tages Knechte vom Gericht zu mir hinaufgestiegen, haben mich mitgeschleppt und die Buben im Dorfe haben mir nachgerufen: ‚Die Berghofbäuerin ist eine Hexe, hat des Kaschelbauern Ziegen besprochen. Eine Hex' ist die Berghofbäuerin!'

Auf'm Gericht haben sie mich eingesperrt, sie haben mir scharf zugesetzt. — ‚Oho, wir wollen die Alte zwingen!' — Gestanden hab' ich nichts, aber eine andere hab' ich angegeben, zwei andere! Hätt' mich doch nicht verderben wollen, und am Ende auch der Anne christlichen Namen beschimpfen, daß die Leute zu Recht gesagt hätten: ‚der Anne ihre Mutter ist als Hexe gebrannt worden!' Das Gericht versteht's einen zur Hexe zu machen, 's sind wahrhaft hochgelahrte Herren! — Die beiden anderen haben sie geschraubt und gehenkt, sie haben dran glauben müssen. Ja, ja, das hochnotpeinliche Halsgericht versteht seine Sach!

Hört Ihr auch zu? Hört Ihr was ich klage?"

Der Bruder nickte düster zur Seite blickend.

„Was hat die Anne gemeint, als ich fort mußte! Ein Jahr hab' ich drin im Turm gesessen, oder noch länger. Als ich rausgekommen bin, sind meine Haare grau gewesen, und hab' doch die Sonne angelacht mit zwinkernden Augen, denn ich war frei! — Wie ich nun auf den Hof trete, läuft die Anne herbei und zeigt auf einen Mann, einen jungen, fremden Kerl. Der hätt' ihr geholfen die Einsamkeit tragen und hätt' den Hof gar rechtschaffen verwaltet, daß sie mit ihm jüngst Hochzeit gemacht hätte. Das alles hat sich zugetragen, während ich im Turm gelegen hab', niemand hatte mir ein Sterbenswörtchen davon gesagt. Mir gefiel der Mann nicht, hatte auch eine stolze, herrschsüchtige Art, war obendrein ein Habenichts und vertat bald, was er erheiratet hatte. Der hat meine Anne umgebracht, ich laß' mir's nicht nehmen. Im Wildbach hat man sie eines Morgens gefunden, er aber ist mit dem letzten Heller auf und davon. Verflucht soll er sein!

Den Hof hab' ich verkaufen müssen, so viel Schulden sind's gewesen, für wen hätt' ich ihn auch hüten sollen? 's war ja alles hin!

Nun trag' ich Pilze zusammen und bettele, daß ich nicht verhungere, — und stehle, wie's kommt. Na, Ihr scheint ungeduldig, gesegn's Euch unser Herr Jesus Christus, daß Ihr mit 'ner Hexe geredet habt!"

Damit schlurfte die Alte, Stock und Korb aufnehmend, davon, während ihr Mund sich zu einem boshaften Lächeln verzerrte. Einmal noch wandte sie sich um und mit dem Kopfe nickend rief sie dem Mönche nach: „Gesegn' es Jesus Christus in Ewigkeit!"

Bruder Sebald setzte seinen Weg fort, und sein Antlitz hatte einen zornigen Ausdruck angenommen.

Wie konnte es geschehen, daß niemand die Hand ausstreckte dieser elenden Frau zu helfen, ihr Los zu erleichtern? Wagte denn niemand dem willkürlichen Treiben der abscheulichen Hexenrichter Einhalt zu tun? Was hatten sie aus dieser Frau gemacht, die eine unsinnige, vielleicht sogar böswillige Anklage eines Bauern vor ihr Gericht gefordert hatte. Der Bruder entsann sich, im Refektorium des Klosters hatte man einstmals davon gesprochen, daß das junge Weib des Kaschelbauern plötzlich vor Gericht gefordert und endlich zu einem Geständnis gezwungen worden sei. Ihr Tod fiel auf das Haupt der Berghofbäuerin, die sie aus Rache angegeben, deren Herz und Gefühl durch ihr Geschick und die Mißhandlungen der Menschen erstickt worden waren.

„Aber ich will ihnen endlich die Augen öffnen über diesen mörderischen Wahn, der die Menschen vertiert, der die Richter zu den gefährlichsten Narren macht. Ich muß die Bauern aufrütteln aus ihrem Gleichmut, um ihnen helfen zu können, und sie sollen, will's Gott, zu mir, wie zu ihrem Befreier aufblicken!"

Der Mönch kehrte sich noch einmal um, aber die Gestalt der alten Bäuerin war schon hinter der Krümmung des Weges verschwunden. Nun bemühte er sich, schnell über den tiefen Eindruck hinwegzukommen, den ihm die Begegnung der unglücklichen Frau gemacht hatte, und da er in wenigen Augenblicken ein Dorf erreichte, so eilte er von Haus zu Haus, seine Gaben mit tröstenden Worten an Arme spendend, mit den Einflußreichen aber in kurzer Rede Fühlung suchend. Nicht rasch genug konnte sein scharfer Blick in die Verhältnisse der einzelnen Einblick gewinnen.

Es war schon um die Mittagszeit, als er nach kurzer Rast im befreundeten Kloster zu Innichen einen schmalen Fußpfad einschlug, der ihn nach Angabe eines Bauern zum Fausterhofe führen sollte.

Der Weg stieg über Wiesen und dann durch lichten Wald bergan. An einer Stelle aber teilte er sich in mehrere Äste, von denen ein jeder zu einem der an der sonnigen Berglehne verstreut stehenden Höfe führte.

Bruder Sebald blieb unschlüssig stehen, welchen sollte er einschlagen? Da hörte er plötzlich leichte Schritte hinter sich, er wandte sich um und gewahrte bald, hinter einer Biegung des Pfades heraufkommend, die kräftige Gestalt eines jungen Mädchens. Sie trug die einfache Kleidung der wohlhabenden Landleute jener Zeit und stützte sich auf einen langen Stock, den ihre Rechte mit hellem Klange neben sich auf den steinigen Boden stieß. Da sie im Emporsteigen das von dichten Haarflechten umwundene Haupt zur Erde geneigt hielt, bemerkte sie den regungslos wartenden Mann erst, als sie dicht vor ihm stand.

Erschrocken hielt sie ihre Schritte an und starrte einen Augenblick mit erstaunten Augen auf den Fremden, als sei er vor ihr wie ein Waldgeist aus dem Boden gesprungen. Dann aber, als dieser sie mit ruhiger Stimme nach dem Fausterhofe fragte, fing sie allmählich ihre aufgeschreckten Gedanken wieder ein. Sie erwiderte des Mönches Gruß, indem sie leicht unter dem tiefen Blick der auf ihr ruhenden dunklen Augen errötete. Fast stockend gab sie Auskunft über den Weg und erbot sich diesen dem Mönche zu zeigen, da sie gleichfalls nach dem abgelegenen Hofe unterwegs sei.

„Auch Ihr geht nach dem Hofe?"

„Tobias Fauster ist der Bruder meiner Mutter, und ich hab' ihm eine Botschaft der Eltern auszurichten."

Damit eilte sie schon voran, ohne eine Antwort abzuwarten, als sei es ganz natürlich, daß sie nun zusammen gehen müßten.

Der Mönch hatte ihre anfängliche Befangenheit wohl erkannt und fragte, rüstig folgend, nach ihrem Namen.

„Ich heiße Barbara Pauer," entgegnete das Mädchen, „und bin des Thomas Pauer drüben im Bachhofe einzige Tochter. Nur noch einen Bruder haben wir daheim. — Kennt Ihr den Bachhof?" fragte sie weiter plaudernd ihren Begleiter.

Der Mönch lächelte über den wichtigen Klang in des Mädchens Frage und verneinte. Da blieb seine Begleiterin plötzlich stehen und blickte suchend rasch durch das an dieser Stelle den Weg säumende Haselnußgestrüpp. Dann bog sie einige Äste zur Seite, trat dicht an den Abhang und wies mit der Hand in die sonnige Weite hinaus.

„Seht, dort drüben liegt er, dort, wo die schmale Wiese steil am Hange hinaufsteigt. Ihr könnt neben den Fichten leicht unser graues Schindeldach sehen. Die schöne Wiese gehört meinem Vater bis oben hin und auch die Felder weiter drunten gegen Innichen und dann der ganze Wald ober dem Hofe. Alles ist sein, und das alles bekommt

mal mein kleiner Bruder, wenn er erwachsen ist. Tretet näher zu mir heran, daß Ihr es besser sehen könnt! Gelt, ein feines Anwesen?"

Der Mönch hatte sich, um durch das Geäst blicken zu können, dicht neben Barbara Pauer gestellt und folgte der Richtung ihrer wagerecht ausgestreckten Hand nach dem unfernen Gehöfte. So standen sie einige Augenblicke neben einander, und das Mädchen sah lächelnd zu dem ernsten Manne auf in dem stolzen Gefühle, die Tochter des reichen und angesehenen Pauer zu sein. Aber bald kamen andere Gedanken über sie, die ihr den heimatlichen Hof vergessen ließen. Noch nie meinte sie einen schöneren und stolzeren Mann gesehen zu haben, als jenen schlanken Mönch in der grauen, härenen Kutte. Das braune, leicht gelockte Haar umgrenzte seine hohe Stirne und beschattete zwei dunkle Augen, die dem Mädchen mit ihrem warmen Glanze in das Herz sanken, tiefer und eindrucksvoller, als jemals der Blick irgend eines der gemalten Heiligen in den Kirchen.

Welche wunderbare Zauberkraft lag in diesen Augen, die jetzt in ruhiger Klarheit liebkosend über das Bild des Hofes, der Wiesen und fruchttragenden Felder zu gleiten schien.

Nein, solche Augen hatte Barbara Pauer noch bei keinem Manne gesehen, und es lief doch im Pustertale so mancher schmucke Bursche umher.

Keiner von ihnen allen hatte jenen sieghaften Stolz und doch zugleich jene Weichheit im Blicke wie der fremde Mönch.

„Warum mag der da die Kutte tragen?" fragte sich innerlich das Mädchen, „ein Harnisch müßte ihm wahrlich besser zu Gesichte steh'n!"

Plötzlich trat der Mönch vom Abhange zurück und langsam das zur Seite gebogene Gesträuch fahren lassend, sagte er mit einem Seufzer, als bedauere er das Verschwinden des heiteren und sonnigen Bildes:

„Wie schön war dies! Wißt Ihr auch, wie schön die Welt ist? — Nein," setzte er plötzlich traurig hinzu, „Ihr wißt das nicht, wie sollt Ihr das auch kennen, da es Euch keiner sagt."

Barbara Pauer glitt ein wenig zur Seite und schwieg, über die eben gehörten Worte nachdenkend. Einen Augenblick sah Bruder Sebald auf sie nieder, er überragte sie um eines Kopfes Länge, dann breitete er beide Arme aus, als wolle er das frische vor ihm stehende Menschenkind und in ihr seine schöne Heimat an die Brust drücken.

„Mir ist heute," rief er aus, „als sei ich lange ein Gefangener gewesen, als hätte ich hinter dicken Mauern angeschmiedet in engem Kellerloch gehaust. Jetzt bin ich frei, bin stark, ich halte den Schlüssel zu meiner Seligkeit!"

„Wißt Ihr, Barbara Pauer, was es heißt Mitleid haben?“ endete der Mönch, ihr mit rascher Bewegung voll in die Augen blickend.

„Mitleid? — Mit wem?“ fragte das Mädchen erstaunt zu ihrem sonderbaren Begleiter aufschauend, der seine Arme plötzlich schlaff herabhängen ließ und nun an ihr vorbei wieder ins Dunkel der Bäume sah, als stände dort das Tor seiner Träume mit funkelnden Säulen und glänzenden Weiten offen.

„Mitleid mit euch, Mitleid mit den Menschen!“ fuhr Bruder Sebald fort. „Ist's nicht ein ewiger Krieg und Kampf, in dem ihr lebt, zerreißt ihr euch nicht selbst immer von neuem in Haß und Neid, in ekler Habgier und törichtem Trotze? Ist nicht der Mensch dem Menschen der ärgste Feind, häuft ihr nicht tausend und aber tausendfach Not und Elend auf eure schmerzenden, schwachen Schultern? Wahrlich, die Schuld der Geschlechter ist zu einem Berge geworden, davon all diese Gipfel drüben überm Tal elende Erdhaufen sind! Verzweifeln müßt ihr, sie jemals abzutragen, denn eure Hände greifen in suchender Qual nur nach Sandkörnern, und eure Arme schleppen, ohne daß ihr's wißt, Steine auf Steine, Fels auf Fels den Berg eurer Schuld zu erhöhen. Lüge ich? Denkt nach, ist's nicht so?

Ihr habt nichts Schöneres im Nebel eures Lebens, als was Gott euch in seiner Natur schuf. Aber eure Augen sind blind geworden. Der Dunst vergossenen Blutes hat sie geblendet, und die heiße Gier nach Gut und Gewinn macht sie schielend. — Doch, ihr versteht mich vielleicht nicht, kommt, laßt uns gehen, die Zeit läuft, und hier ist auch nicht der Ort zu einer Predigt!“

Der Mönch wandte sich ab und stieg weiter, während das Mädchen eine Weile wortlos neben ihm herschritt. Plötzlich blieb sie stehen und lehnte sich, die Hände auf dem Rücken, an den rauhen Stamm einer Lärche zur Seite des Weges.

„Ich glaube doch wohl, daß ich Euch verstehe,“ begann sie, dem jungen Manne frei ins Gesicht sehend. „Ich weiß recht gut, wie schön die Welt hier ist, und glaube auch wohl, daß es unsere Schuld sein mag, wenn rings umher so viel Unglück in ihr wohnt. Aber wer will das ändern, so die großen Herren nicht dran denken? Der Krieg will nimmer ein Ende nehmen. Meines Vaters Bruder ist den Werbern gefolgt und mancher andere auch, aber heimgekehrt ist noch keiner von ihnen.“

„Vielleicht taten sie recht, nicht in dies Tal heimzukommen,“ entgegnete unmutig der Mönch, „denn eine schlimmere Furie als die des Krieges schleicht auch durch unser Tirol und bedroht schon dies Land.

Seit die Häuser und Dörfer hier nicht mehr unter der Fackel des Kriegsvolkes brennen, rauchen die Scheiterhaufen durchs Land, auf denen Unschuldige um eines verruchten Wahnes willen schrecklichen Tod erleiden. Das Volk ist auf einer aberwitzigen Jagd nach dem Teufel und seinen Hexen begriffen und keiner, wenn er sie im Leibe des andern sucht, merkt, daß sie ihm selbst in Kopf und Busen sitzen."

Die beiden hatten ihren Weg fortgesetzt und bei der Erwähnung des Teufels schlug Barbara Pauer ängstlich das Kreuz und flüsterte:

„Sagt das nicht, berufet die Künste des Satans und seiner Helfer nicht, es ist ein verhängnisvoll Unterfangen! Alle unsere Pfarrherrn predigen gar eifrig gegen dies gefährliche Unwesen der Hexen, und die Gerichte drohen, wie Ihr, wohl besser als ich, wißt, mit strengsten Strafen, wer seinen Leib und seine Seele dem Bösen verschreibe."

Da blickte sie der Mönch mit hellen, blitzenden Augen an und stieß seinen Stab zornig auf den Boden:

„Seid Ihr auch angesteckt? Glaubt solches nicht, Lug und Trug ist's! Glaubt mir, es gibt keinen Teufel als den, der uns in der eigenen Brust wohnt."

Das Mädchen schrak zusammen vor der lauten und fast drohenden Stimme ihres Begleiters und flüsterte:

„Wie dürft Ihr solches sagen, Bruder, mich dünkt, es läuft stracks gegen die Lehren unserer heiligen Kirche."

„Heilige Kirche?"

Eine Zeitlang ging der Mönch in tiefen Gedanken neben dem Mädchen her, dann fuhr er sich mit der Hand den Schweiß abwischend über die erhitzte Stirne und sprach leise, gleichsam zu sich selbst, mit schmerzlichem Tone:

„Hätt' ich doch zwiefache Kraft zum Kampfe gegen alles Falsche und Schiefe dieser Welt, selbst gegen die vielen, allzuvielen Irrlehren der Kirche! Hart und deutlich steht es vor mir, in grellen und unverwischlichen Zeichen; es ist Zeit, daß ein Ende werde!"

Das Mädchen antwortete nicht, sie warf nur verstohlen einen Blick auf den neben ihr herschreitenden Mann, dessen dunkle Augen fortan zerstreut den Windungen des emporführenden Weges folgten, ohne auf sie zu achten; der Bruder schien Barbara Pauer vergessen zu haben.

Wenige Minuten später standen sie vor den verwahrlosten, niederen Gebäuden des Fausterhofes. Der Mönch schritt, von dem zornigen Kläffen des an einer Kette liegenden mageren und struppigen Hofhundes begrüßt, durch die Türe. Das junge Mädchen trat hinter ihm ein, ein wenig befangen, ob ihrer ungewohnten Begleitung.

Der Fausterbauer saß in enganliegenden Lederhosen auf der Holzbank, den breiten etwas gekrümmten Rücken gegen das die Wände bekleidende Tafelwerk aus Zirbelholz gelehnt. Er war soeben vom Felde heimgekommen, man sah es den schmutzigen Schuhen an, und wartete nun mit seinem Gesinde auf das Mittagbrot, das ihm die Bäuerin in der Ecke auf dem großen gemauerten Ofen bereitete.

Dumpfe Luft lag schwer in dem niederen Zimmer, und zudringliche Fliegen liefen auf dem Tische umher.

Beim Erscheinen des Mönches erhoben sich die Anwesenden, der Bauer reichte ihm mit mürrischem Gruße die rote, arbeitsgehärtete Hand und bat ihn, sich zu setzen. Das junge Mädchen nahm bescheiden zur Seite Platz, nachdem es der im Hintergrunde hantierenden Bäuerin die Hand gegeben hatte, die diese vorher schnell an ihrer Schürze abwischte.

Bruder Sebald musterte mit raschem Blick den ärmlichen Hausrat, und die mißtrauischen und unwilligen Mienen des Bauern und der Bäuerin entgingen ihm nicht.

„Ich weiß, was Ihr wollt," begann der Fausterbauer, sich halb zu seinem Gaste wendend, „ich schulde dem Kloster den Zehnten, den wollt Ihr mitnehmen. Aber der hochwürdige Herr Prior muß sich gedulden, er ist reich, mein Land aber ist arm, mein Säckel ist leer, die Kriegssteuern haben alles verschlungen, und meine beste Kuh hat mir neulich der Bär auf der Alm zerrissen. Der Bauer ist heute ärmer als der niedrigste Knecht. Ich kann nicht zahlen. Sucht Euer Geld wo anders!"

Der Mönch spielte mit den Enden des die Kutte umgürtenden Strickes. Es herrschte eine bedrückende Stimmung im Zimmer, zu dessen kleinen, viereckigen Fenstern die Mittagssonne bis auf die gescheuerte Diele hereinschien.

Die Ellbogen auf den Tisch gelehnt, saßen zwei Mägde und ein Knecht auf der einen Seite der langen Bank und betrachteten mit schiefen Blicken den Mönch, abwartend, welche Wirkung des Fausters Rede auf ihn machen werde.

Das Gesinde kannte des Bauern harten, boshaften und geizigen Sinn recht gut, und sie wußten wohl, daß es trotz seiner nachlässigen und unsauberen Wirtschaft nicht so schlimm um ihn stand, ja, daß er Geld zu reichlichem Trunke drunten im schwarzen Bären von Innichen immer zur Genüge auftreiben konnte. Selbst die Geschichte der getöteten Kuh war erlogen. Er hätte also dem Kloster leicht den Zehnten zahlen können. Auch Barbara Pauer wußte das, sie schämte sich insgeheim über des Oheims Geiz, und unwillige Röte stieg ihr darüber ins Gesicht. Die

Füße übereinander legend, hielt sie die Hände im Schoße gefaltet und hatte das Haupt gesenkt.

„Ihr tut mir leid, Fauster," unterbrach der Mönch das peinliche Schweigen, „denn Ihr könnt nichts tun gegen die Kriegsnot, ich weiß das wohl. Gott mag sie uns geschickt haben, tragt sie in Geduld. Aber Euer Feld scheint mir nicht ärmer, als das der anderen, und daß der Bär in Eure Herden bricht, ist Eure Schuld, Ihr hättet sie besser hüten sollen, und Eure Säumnis darf des Klosters Schaden nicht sein."

„Hüten?" rief der Bauer achselzuckend aus und runzelte die niedrige Stirn. Dann legte er zornig die Faust auf den Eichentisch und antwortete, den Stiel seines langen Holzlöffels wegstoßend: „Hüten vor dem Bären? Wißt Ihr nicht, daß das jagdbare Getier in Fels und Wald denen von Welsberg gehört, und daß des Bauern Vieh gerade gut genug ist, der großen Herren Wild zu füttern? Gehört's nicht den Welsbergs, so gehörts dem Bischof, 's ist alles eins, sie fressen uns beide auf!"

Bei diesen Worten erbleichte der Mönch, und um seinen Mund spielte ein schmerzliches Zucken. Das Gesinde stieß sich heimlich unter dem Tische an, und der Knecht nickte heftig, so des Bauern Aussage bestätigend. Bruder Sebald aber faßte sich rasch, und das Haupt erhebend, richtete er seine Augen mit einem milden, fast traurigen Blicke auf die grauen und tiefliegenden des Bauern. Mit ernster Stimme entgegnete er:

„Ich kenne die Not der Bauern und werde euch helfen, dessen seid gewiß. Aber auch an euch ist's, anders zu werden," fuhr er strenger fort. „Was Ihr da sagt, Fauster, ist übertrieben, und Ihr wißt recht gut, daß es so ist. Schämt Euch Eures übereilten Hasses und Eurer törichten Reden! Waret Ihr zu Welsberg und ward Euch dort die Bitte um Schutz vor dem Wilde verweigert! Wollt Ihr mir wahr antworten, Fauster, habt Ihr das Feuerrohr, das ich dort in der Ecke sehe, etwa nur, damit auf Eurem Hofe nach Sperlingen zu schießen? Waret Ihr damit niemals auf fremden Boden zur Pirsche? Bricht Euch der Bär in die Herde, so mögt Ihr getrost ihm zu Leibe gehen, solches wird Euch keiner verweigern. — Nun gehabt Euch wohl und vergeßt nicht, daß ein jeder Mensch seine Fehler hat, mögen die Welsbergs harte Herren sein, auch Ihr tut nicht immer das Rechte, und die Jagd gehört nun einmal seit undenklichen Zeiten zu ihrem Besitztum."

Damit erhob sich Bruder Sebald und wandte sich zum Gehen.

„Ich weiß das wohl," antwortete der Bauer gleichfalls aufstehend und fast widerwillig dem Mönche die Hand reichend, „aber ich weiß auch eins: Den Herren ist ein Bär wertvoller als eine Bauernkuh, und was zumal

die von Welsberg unserm Lande sind, das mögt Ihr selbst drunten im Tale jeden Geisbuben fragen und jede Hausmagd, sie werden's Euch sagen."

„Und was sind sie dem Lande?" forschte der Mönch stirnrunzelnd.

„Die schlimmsten der Herren, Blutsauger! Zehnmal schlimmer als alle Klöster, denen wir von Alters her zinspflichtig sind. Fragt doch drunten die Bauern," der Fauster wies mit der ausgestreckten Hand nach dem Tale hinunter, „wie mancher von ihnen schon um eines Groschens willen im Welsberger Turme in Stock und Eisen lag. Geht mir mit den großen Herren! Ob sie das Priesterkleid oder das Lederkoller tragen oder gar den Fürstenmantel, es ist eins, sie zertreten uns alle! Ihr meinet, ich dürfe dem Bären den Garaus machen? Ich möcht's viel eher mit denen!"

Zornig ballte der Bauer die schwielige Faust, und das Gesinde duckte sich zusammen. Der Mönch aber schritt, ohne ein Wort zu erwidern, zur Türe, er mochte die Schmähreden des Gereizten nicht länger anhören. Da bemerkte er das junge Mädchen, das ebenfalls aufgestanden war, den Heimweg anzutreten. Sie mußte den gleichen Pfad gehen und so schloß sie sich ihm ungezwungen an. Beide verließen gemeinsam das ungastliche Haus, wie sie es gemeinsam betreten hatten.

Barbara Pauer wagte nicht, Bruder Sebald anzureden und blieb unwillkürlich einige Schritte hinter ihm zurück. Dieser machte auch keine Anstalten, mit ihr zu plaudern, denn er war in ernster und niedergeschlagener Stimmung und bemüht, mit seinen Gedanken fertig zu werden. Der Haß, den die Bauern auf sein Geschlecht geworfen hatten, ihm zwar nicht unbekannt, schmerzte ihn doch tief, als er ihm in solcher unverhüllten Größe begegnete. Auch bekümmerte es ihn, zu sehen, wie ein trotziger Geist der Auflehnung und Zuchtlosigkeit, eine Folge des endlosen Krieges, die Leute ergriffen hatte, so, daß selbst sein geistliches Gewand ihn vor Kränkungen nicht schützte. Das hätten die Bauern früher nie gewagt. Hatten die Herren es so weit gebracht, daß das Volk bereits an der Obrigkeit der Kirche zu rütteln wagte?

Einen Augenblick sehnte er sich nach dem Frieden seiner Zelle zurück, um sich dort dem Anblick des menschlichen Elends und menschlicher Leidenschaften zu entziehen, aber er drängte in der gleichen Minute rasch alle solchen Gedanken zurück.

Nein, er wollte sich nicht mehr seinen gelehrten Arbeiten, seinen Dichtungen, der Vollendung seines Buches widmen, lauter als der Klang seiner Lieder war heute in allen Häusern das Klagen der mißhandelten Bauern zu ihm gedrungen. Seit Jahrhunderten hatten die adligen Ge-

schlechter diese in Frohn und schwerem Dienste gehalten, auch den Klöstern mußten sie gar oft zum Feldbau die Arbeit ihrer Fäuste weihen oder den Fürsten die Kraft ihrer Arme zum Kriegsdienst, sie seufzten unter der Last ihres Geschickes. Hatte nicht das allein sie so störrisch, so mißtrauisch und oft ungerecht gemacht? Nun war es, als hätten die Schläge, seit Jahrhunderten erduldet, das Volk verhärtet, wie geschmiedeten Stahl. Dieser faßte sich kalt und gefühllos an, aber seiner, des Mönches Kraft, seinen Worten, seiner Liebe sollte es gelingen, diesen Stahl zu erweichen und in neue Formen zu gießen.

Nur wenige und gleichgültige Worte wechselte er unterwegs mit seiner Begleiterin, denn Gedanken und Pläne kreuzten sich in seinem Hirne, bald verworfen, bald von neuem erwogen und ausgesponnen.

Kurz vor dem Kreuzpunkt, wo sich ihre Wege trennen sollten, kam ein rotwangiges, ein wenig pockennarbiges Mädchen bergauf ihnen entgegen. Es war Maria, die Tochter des Bauern Tobias Fauster, eine Dirne, die ihrer heißen Wildheit und ihrer Dreistigkeit wegen auf allen Berghöfen und im Dorfe zu Innichen übel bekannt war.

Sie stutzte, als sie den jungen Mönch erblickte, und ihre lebhaften und klugen Augen hefteten sich mit unverhohlenem Wohlgefallen und offener Neugier auf die hohe Gestalt. Sie erbat, um ihn zum Verweilen zu nötigen, den Segen des jungen Mannes und fragte dann, woher er gekommen, ob er ihren Vater aufgesucht und denselben daheim angetroffen. Barbara Pauer warf sie, ihr flüchtig die Hand hinstreckend, einen mißgünstigen Blick zu und machte lebhaft schwatzend eine boshafte Anspielung auf deren mit sauberer Stickerei bedecktes Mieder. Durch des Mädchens Worte aufmerksam gemacht, bemerkte der Mönch den Unterschied in der Tracht beider. Maria Fausters Mieder war zerrissen, ihr am Halse geöffnetes Hemd bedeckte nur notdürftig die volle Brust, auch ihr Rock, mit bunten Flicken flüchtig ausgebessert, war aus gröberem Stoffe gewebt als der Barbaras. Man sah, daß sie keinen Wert auf ihre Kleidung legte oder vielleicht aus Geiz solche vernachlässigte.

Der Mönch, von ihrem Wesen unangenehm berührt, gab ihr nur kurzen Bescheid und setzte dann seinen Weg fort. Maria Fauster aber warf sich mit heftiger Bewegung auf den Hang zur Seite des Weges und sah dem Davonschreitenden nach, den Kopf sinnend in die Hand gestützt. Sie lauschte, ob sie nicht ein Wort des jungen Mannes oder seiner Begleiterin auffangen könne. Erst als sich beide, noch immer von ihr aus der Ferne beobachtet, getrennt hatten, schritt auch sie wieder rüstig den Berg hinauf. —

Am Abend dieses Tages ging Bruder Sebald, nachdem er dem Prior Bericht erstattet hatte, ruhelos in seiner Zelle auf und nieder. Der Vorwurf, den der alte Bauer gegen sein Geschlecht gerichtet hatte, wollte trotz allem, was er für dessen Übertreibung vorzubringen versuchte, doch nicht ausklingen. Immer wieder tönte er in seinem Ohre und seinem Herzen fort. Nun suchte er seine Pläne zu sichten, einen festen Weg zu finden den Bedrückten zu helfen. Was seit Jahren als heimlicher, oft zurückgedrängter Wunsch in ihm geschlummert hatte, war heute völlig erwacht, was er schon früher oft empfunden, heute war es ihm bei seiner Wanderung durchs Land zu schmerzlicher Gewißheit gekommen.

Aber wie anders konnte er zunächst helfen als durch strenge, die Herren wie die Beherrschten in gleichem Maße treffende Predigt. Rücksichtslos wollte er allen die Augen öffnen, wollte so mit starker Hand in dies zähe Netz greifen, das menschliche Schlauheit und menschlicher Eigennutz aus Gesetz und Willkür und uraltem Brauch zusammengeflochten, um die Schwachen zu knechten und sie in unmündiger geistiger Abhängigkeit zu erhalten. Ein neues Reich der Erkenntnis und des Friedens sollten seine Reden künden.

Niemand war froher als der ehrwürdige Prior über des Mönches Absicht, die dieser dem Greise freilich nur, soweit er es für notwendig hielt, mitteilte.

„Bleibt Eurer hohen Mission treu, Bruder Sebald," ermahnte ihn der Prior, „und Ihr werdet den Ruf unserer heiligen Gemeinschaft als einer segenbringenden von neuem festigen und ausbreiten. Aber prediget Geduld und Sanftmut, wie es Christus und die Väter unserer Kirche gelehrt haben."

„Geduld? Sie geht durch allzuviel Übung verloren," erwiderte der Mönch finster. Einen Augenblick schaute ihm der Prior forschend ins Gesicht, dann legte er ihm die Hand leicht auf die Schulter.

„Hütet Euch vor allzu feinen Hirngespinsten, sie halten den Winden der Welt nicht stand."

* * *

Monate waren ins Land gegangen, man feierte das Fest des Schutzpatrons der Kirche in Toblach. Tanzweisen und wechselnder Gesang junger Burschen und Mädchen erscholl des Abends im Kirchdorfe auf den Gassen. Durch die anbrechende Dämmerung flog hinter den Fledermäusen her über die steinbeschwerten Hausdächer hinweg der unruhige Schein entzündeter Kienspäne, als wolle er das schwarze Nachtgetier verscheuchen.

Auf dem kleinen Platze vor dem Wirtshause hatten auf einem über zwei Weinfässer hinweggelegten Brette einige zerlumpte, hungrig aussehende Musikanten Platz genommen, wie sie bettelnd zu jener Zeit von Dorf zu Dorf zu ziehen pflegten. Vor ihnen drehten sich nach den schrillen, mißtönigen Klängen ihrer Instrumente eine Anzahl junger Bauern und Bäuerinnen auf dem von starken Schuhen festgetretenen Boden. Ihre dunklen Schatten schwirrten paarweise verschlungen vor den erleuchteten Fenstern des Gasthofes vorüber.

Wüster Lärm, Reden und Schemelrücken scholl aus der Wirtsstube hervor. Durchziehende Soldknechte saßen um einen plumpen Ecktisch versammelt in gelben Hirschkollern und hohen, faltigen, kotbespritzten Stiefeln, ihre langen Raufdegen langweilten sich zwischen den lässig ausgestreckten Beinen. Gefüllte Weinkannen aus mattglänzendem Zinn standen vor ihnen und vor einem Dutzend älterer Bauern, die sich an einem Nebentische zusammengefunden hatten. Während die Soldaten laut durcheinander redeten und prahlerisch allerlei Kriegsabenteuer und rohe Späße zum besten gaben, saßen die Bauern, die Ellbogen auf die weinfeuchte Tischplatte gestützt oder die Fäuste in die Taschen der gemsledernen Hosen gesteckt. Sie hatten sich erst über die Preise von Vieh und Getreide gestritten oder entrüstet von allerlei Händeln und falschen Gerichtssprüchen erzählt und waren so ganz von selbst auf ein Ereignis gekommen, das alle Gemüter seit Monden in Spannung erhielt, das furchtlose Auftreten des jungen Brunecker Mönches.

„Wenn's trotz Bruder Sebald nicht bald besser wird," grollte einer der Bauern, ein untersetzter, starknochiger Mann, dem das ungepflegte Haupthaar wirr über die Stirn bis auf die buschigen Augenbrauen herabhing, „dann weigere ich Steuern und Frohn, so wahr ich der Oedbauer bin! Und wer sie fordern kommt, dem setz ich an Stelle des Hutes die Axt auf den Schädel. Ist's nicht zu dumm, für andere zu schaffen?"

„Nötig wirst's sicher nicht haben, Franz," rief dem Redner ein anderer über den Tisch zu, „hast nicht gehört, was der Bruder neulich gesagt hat? Dem hochwürdigsten Herrn Bischof hat er einen saftigen Brief nach Brixen geschrieben, schon vor Monden. Auch hat er an des Statthalters Kanzlei ein Sendschreiben geschickt, darinnen er alle Mißstände und alles Arge ohne Umschweife und falsche Beschönigung vermeldet und schwere Klagen gegen das Gebaren der Richter und Herren vorbringt. Es sollen ihm darob die Gestrengen gar auffässig und teuflisch feind sein. Aber ihn schützt sein Orden und sein geistlich Gewand."

„Ja, ja," warf einer ein, „sie können ihm nichts anhaben, so eifrig sie auch suchen, denn sein Wandel ist ohne Fehl, seine Frömmigkeit und sein kirchlicher Eifer sind landkundig. Wenn uns einer helfen wird, dann ist's der Bruder."

So nannten die Bauern den Mönch schon seit Monaten. Dieser hatte ihretwegen keinen Weg und keine Mühe gescheut. Auf allen Versammlungen war er zu finden, die entlegensten Höfe suchte er auf, predigend und eifernd gegen alles Unrecht, das den Schwachen zugefügt wurde.

Auch der Faustebauer saß unter der Menge, seine kleinen, tiefliegenden Augen waren vom Weingenusse gerötet und flackerten unruhig.

„Geht mir mit dem Mönche, was hat der uns geholfen," rief er mit heiserer Stimme. „Wenn er predigt, laufen ihm alle Weiber zu und gucken ihm in die Augen, er verdreht ihnen die Sinne. Wer kümmert sich indessen ums Vieh? Ein Aufwiegler ist er, sich selbst möcht' er zum Herrn machen, wer von euch weiß denn, wo das hinaus will. Er bringt Unruh' und Aufruhr ins Land!"

„Die waren schon vor ihm da!" klang eine Stimme in der Ecke.

„Man sagt," warf ein anderer dazwischen, „unter der Kutte trüge er immer Panzer und Schwert. Nein, auch ich trau' ihm nicht. Glaubt mir, der Fauster hat Recht, er tut euch auf die Dauer nicht schützen gegen die Obrigkeit. Was er predigt, wer mag das verstehen? Er tät' besser, uns in Frieden zu lassen. Meinst du nicht auch, Thomas?" wandte sich der Sprecher an einen großen, neben ihm sitzenden Mann, dessen offenes Gesicht bisher mit fast gleichgültiger Ruhe über die Redenden hinweggesehen hatten.

Es war Thomas Pauer, Barbaras Vater.

Alle warteten auf dessen Ansicht, war er doch wegen seiner Redlichkeit und Klugheit einer der angesehensten unter den im Pustertale Eingesessenen.

„Das mein' ich nicht," entgegnete Thomas Pauer bestimmt. „Keiner, dünkt mich, hat bisher so zu uns gesprochen, wie der Bruder. Er ist ein absonderlich weiser und edler Mann, dergleichen ich unter unsern Pfarrherrn noch nicht gefunden habe. Habt ihr denn vergessen, ihr, die ihn schmäht, daß seine Fürsprach allein vor etlichen Wochen das Leben der alten Berghofbäuerin gerettet hat, die der Haß des Kaschelbauern zum zweitenmale der Hexerei beschuldigte. Hat er sie nicht dem Gericht fast mit Gewalt entrissen, und diesem und der ganzen aufgebrachten Gemeinde getrotzt? Ist's nicht verdienstlich, daß er mit Wort und Schrift gegen die grausamen und ungerechten Strafen zu Felde zieht, die den

Bauern wegen Jagdfrevel treffen? Hat er sich nicht allein für uns in wenig Wochen den Haß der Großen zugezogen?"

„Ja, die hassen ihn weidlich," sagte einer der Bauern und nickte mit dem Kopfe dazu. „Man sagt, sie sollen ihm heimlich nachstellen, und er mag sich vor ihnen hüten! Ist doch in ihre Türme mancher hineingekrochen, den keiner wieder heraustreten sah."

„Wollen sie ihm zu Leibe, dann sollten wir ihn schützen wie ein Mann!" rief Barbaras Vater mit fester Stimme. Fauster aber zuckte mit den Achseln und sah mit falschem und höhnischem Blick zu seinem Schwager hinüber:

„Ihn schützen? Pah! Daß wir uns selbst die Pfoten dabei verbrennen? Du möchtest das, ich glaub's gerne, scheint doch dein Mädel ganz närrisch verliebt in den Kuttenträger. Hast ihre Augen nicht gesehen, wenn sie ihn über der Predigt anschaut?"

„Das ist Spaß oder Narrheit von dir, Tobias," erwiderte Bauer finster. „Kehr' du vor deiner eignen Türe! Hüt' nur deine Maria, daß sie, wenn's dunkelt, den Burschen im Orte nicht allweil nachläuft!"

Fauster biß sich zornig auf die Lippen, aber er schwieg. Er wußte wohl, daß seine wilde Tochter in schlechtem Rufe stand und daß sie ungebundenes Herumtreiben mit allerlei Mannsvolk liebte.

Streit und Gezänk liefen hin und wieder.

„Wir sind die Geschundenen und Geplagten, die Herren sind die Übermütigen, der Bruder hat's gesagt." So redeten die einen.

„Haltet eure Spieße bereit, schärft ihre Spitzen und gießt Kugeln, damit uns Waffen nicht fehlen, wenn's Zeit wird. „So flüsterten heimlich andere.

Wieder einige aber mahnten: „Traut ihm nicht, er kann's nicht zwingen, er wird uns ins Unglück jagen. Bauer muß Bauer bleiben, und das Alte ist das beste. Was sollen uns diese Reden von Neuem."

Diese letzteren waren in der Mehrzahl, und gerade die reichsten Bauern gehörten dazu.

Lautes und wildes Treiben herrschte also sowohl drinnen im niederen Zimmer wie draußen auf dem Platze, und schwerer Weindunst entquoll den geöffneten, mit Blei gefaßten Fenstern.

Ein einziger schien an den rohen Vergnügungen und Späßen des Volkes, an Streit und Lachen keinen Gefallen zu finden und lehnte im Schatten unbemerkt am steinernen Rande eines Brunnens, der das Ende des belebten Platzes bildete. War es nicht der Mönch vom Kloster zu Brumeck? Ohne beobachtet worden zu sein, war er aus dem Dunkel der Landstraße näher nach dem erhellten Raume geschritten.

Mit Augen, aus denen Unwillen und Trauer sprachen, sah er dem Gebaren zu, und seine Stirn runzelte sich finster, wenn er die frechen Scherzworte und plumpen Schimpfreden der angetrunkenen Menge hörte.

Das war das Volk, dem zu helfen er sich entschlossen hatte? Ihn jammerte, wenn er daran dachte, wie die rauhe Zeit jene Männer und Frauen, jene jungen Burschen und halbwüchsigen Mädchen erzogen hatte.

Mitleid und heißer Groll wühlten in seiner Brust. War dieses Volk nicht wie die Kinder, launisch und leichtgläubig, voll greller Widersprüche, und warum waren die geistlichen und weltlichen Herren so schlechte Lehrer? Statt endlose Kriege zu führen und die äußere Macht ihrer Länder zu vermehren, statt sich im Namen Gottes zu zerfleischen, hätten die Mächtigen der Welt lieber ihren Beruf darin suchen sollen, ihren Völkern innerliche Stärke und Reife und das Glück des Friedens zu geben.

Es ist der Glanz der weltlichen Mächte wie das Silber dieses Wassers, das in den Brunnen rinnt, so fuhr es ihm durch den Sinn, vergängliche Pracht. Aus dem lichtfunkelnden Strahle wird eine schwarze Wasserfläche, er verschwindet in der dunklen Höhlung des Steinbeckens und rinnt endlich über schmutzigen Boden davon. Von dem Glänzen und Rühmen und all dem großen Lärmen irdischer Reiche bleibt nach Jahren nicht mehr wie von diesem Wasser, ein fernes und leises Gemurmel.

Der Mönch hatte solchen Gedanken nachhängend nicht darauf geachtet, daß sich in der Mitte der ausgelassenen Tänzer um nichts ein häßlicher Streit erhoben hatte. Aus der Wirtsstube war einer der Soldaten auf den Platz getreten, sich unter die lärmende Menge zu mischen. Er hatte von hinten eine Dirne mutwillig umarmt und geküßt und bemühte sich nun die heftig Widerstrebende aus dem Kreise der Freundinnen hinauszudrängen. Lachend beteiligten sich die Burschen und Mädchen an diesem Streite, die ersteren den Soldaten, den sie als lustigen Spaßvogel kannten, anfeuernd, seine Beute nicht fahren zu lassen, die anderen dagegen mit zornigen und ängstlichen Rufen sich an ihre Gefährtin anklammernd. Sie umschwärmten den bald lachenden, bald fluchenden Söldner, wie eine Schar Vögel schreiend den Habicht umflattert, der in ihre Mitte gestoßen ist.

„Laßt sie los!“ — „Nein, halt' sie fest, 's ist deine Beute!“

Die Gruppe der mit einander Ringenden näherte sich schon der Stelle, wo der Mönch stand, als der Soldat von einem der scherzenden Burschen hinterrücks am Beine gefaßt zu Boden stolperte, das junge Mädchen im Falle mit sich reißend, so daß sie auf seine breite Brust zu liegen kam. Schallendes Gelächter. „Hollah! Küsse mich Kleine!“ Der

Soldat preßte unter dem Jubel der trunkenen Männer die sich Sträubende fest an sich und stieß mit dem sporenbewehrten Stiefel nach denen, die sich ihm näherten. Einer der Burschen schob mit übermütigem Rufe die kreischenden Dirnen zur Seite und gab, geschickt den Tritten des Soldaten ausweichend, dem jungen Weibe mit flacher Hand einen derben Schlag auf die runden Hüften.

„Ergebt Euch! Ergebt Euch!"

Jetzt endlich aber gelang es dieser, sich aus den Armen des Söldners zu befreien und von ihren Freundinnen unterstützt, aufzuspringen. Ihre dichten Haare hatten sich gelöst, und ihr Rock war an der Seite unter den Griffen des Trunkenen gerissen. Der Soldat schnellte gleichfalls in die Höhe, seine Augen flackerten in wilder Gier, und von neuem streckte er nach der Zurückweichenden die Arme aus. Einige der Burschen hatten diese auch schon trotz ihres Schreiens gefaßt und wollten sie ihm wieder zuschieben, als der Mönch mit raschem Schritte aus dem Dunkel hervortrat und sich vor die Angegriffene stellte, den nächsten der jungen Männer mit starkem Griffe zurückreißend. Jetzt erst erkannte er das vor Zorn und Angst gerötete Gesicht des Mädchens, es war Barbara Pauer, mit der die Burschen ihre ungezügelten Scherze machten.

Beim Anblick des Bruders hielten die Dreisten verlegen lachend ein, auch der Soldat trat mit mißmutigem Gesicht zur Seite, er verzichtete ungern auf seinen schon erhofften Sieg. Nur eines der Mädchen, das eben erst am Arme eines jungen Bauern neugierig aus dem engen Schatten einer Seitengasse in den Kreis der Streitenden getreten war, sagte so laut, daß es alle hören mußten:

„Ach, die ist's? Was hätt' es der stolzen Pauerin geschadet, wenn ein frischer Kerl ihr mal einen Kuß gegeben hätt'! Dünkt sie sich zu fürnehm? Gestorben wär' das feine Mädel nicht dran!"

„Recht habt Ihr, Fausterin," rief einer aus der Menge, es war der Bursche, der Barbara Pauer den höhnenden Schlag versetzt hatte. „Weshalb tut die Jungfer vom Bachhofe so zimperlich?"

Ohne solche Reden einer Antwort zu würdigen, blickte der Mönch auf die neben ihm Stehende, die sich bemühte, ihr zerzaustes Haar wieder in Ordnung zu bringen. Dann legte er ihr sanft seine Hand auf die Schulter.

„Geht, Barbara, was wollt Ihr hier unter diesen trunkenen Leuten, kehrt nach eurem Hofe zurück."

Das junge Mädchen sah, noch immer keuchend von der Anstrengung des Ringens, dankbar zu ihrem Retter auf, und während die allmählich ernst werdende Menge einen Kreis um beide bildete, sagte sie ängstlich:

„Ich darf nicht gehen. Was wird mein Vater glauben, wenn er mich nicht mehr findet? Er sitzt noch drinnen im Zimmer und wird mich sicherlich suchen, sobald er an den Heinweg denkt."

Doch der Mönch bestand auf seinem Willen.

„Geht nur, ich geleite Euch bis an den Ausgang des Dorfes, das andere überlaßt mir. Ich werde an Eurer Statt im Hause den Bauern aufsuchen und Euch entschuldigen."

„Hütet Euch vor diesen Männern, die alle dort drin mit ihm sitzen, sie haben viel Wein getrunken, nun wissen sie nicht, was sie tun und reden. Ihr wißt, es sind Euch viele gram," warnte Barbara halblaut.

Der Mönch aber trat, ohne des Mädchens Mahnung zu beantworten, auf die ihn beobachtenden Männer und Weiber zu, und diese ließen ihn ungehindert mit seiner Schutzbefohlenen durch ihre Reihen. Auf einen Wink des Soldaten hatten die Musikanten nach der kurzen Unterbrechung rasch wieder zu ihren Instrumenten gegriffen, und bald drehten sich alle von neuem im Tanze, während der Mönch und Barbara Bauer schweigend nebeneinander dem Dorfausgange zuschritten. Das Zwischenspiel ward im Taumel des frohen Festes bald vergessen.

Samtschwarz lag um beide der Abend.

Am letzten Hause des Ortes blieb Bruder Sebald stehen, seine dunklen Augen, selbst in der Dämmerung der Nacht von tiefem Leuchten durchglüht, ruhten eine Weile nachdenklich auf der Gestalt des Mädchens, das schweigend und erwartungsvoll vor ihm stand.

Dann wandte er sich ab, leise zusammenschreckend, denn der Schatten eines dunklen Vogels glitt plötzlich über ihnen am Nachthimmel dahin.

„Lebt wohl, ich muß Euch verlassen!"

Barbara Bauer aber haschte nach seiner Hand, bückte sich schnell und küßte sie ohne ein Wort zu sagen, dann ging sie langsam, tief atmend, den Pfad hinauf, der durch Felder und Wiesen nach dem heimatlichen Hofe führte. Lange zögerte der Mönch auf der einsamen Landstraße und faßte mit der Linken seine rechte Hand. Hatten hier nicht eben die weichen Lippen des Mädchens gelegen? Ihm war, als sei von dieser Stelle aus ein warmes, seliges Gefühl wohltuend und doch süß verwirrend durch seinen Leib gegangen.

Seit dem Abschiede von seiner Mutter hatte ihn noch niemand wieder geküßt! Und wieviel Jahre waren schon darüber hingegangen!

(Fortsetzung folgt).

Friedrich Schiller

bei der hundertsten Wiederkehr seines Todestages 9. Mai 1905.

Von

Eugen Kühnemann.

In kurzer Aufeinanderfolge begehen wir in diesen Jahren die Gedenktage der großen Männer, die im achtzehnten Jahrhundert unsere gegenwärtige deutsche Bildung begründet haben. Wenig mehr als ein Jahr ist seit der hundertsten Wiederkehr der Todestage Herders und Kants vergangen, und nun rüstet sich das ganze deutsche Volk, den gleichen Tag Schillers würdig zu feiern. Es fehlt nicht an Leuten, die verwundert fragen, ob eine solche Feier des Todestages nicht etwas Pietätloses und Verletzendes habe. Sie wären geneigt, darin eine besonders geschmacklose Entartung des heutzutage so starken allgemeinen Triebes nach Festen und Feierlichkeiten zu sehen. Aber selbst wenn viele in der Menge nur durch Neugier und die Lust mitzumachen, nur durch den äußeren Anlaß herbeigelockt würden, so dürfte die gute Gelegenheit nicht versäumt werden, sie in Beziehung zu setzen zu den ernsten und großen Fragen des Schillerschen Lebens. Wir feiern nicht, daß der Mann gestorben ist. Sondern uns vereint der Gedanke, daß sein vollendetes Lebenswerk jetzt auf ein abgeschlossenes Jahrhundert seiner Wirksamkeit zurückblickt.

Wie anders wirkt aber das Zeichen der Schillerfeier auf die Deutschen ein, als das der Herder- und Kanttage! Bei diesen Männern wußten die Eingeweihten, wie Unermeßliches wir ihnen verdanken. Es lag nah und war ein berechtigter Wunsch, den Hörern und Lesern von den geistigen Gütern zu erzählen, die an ihre Namen geknüpft sind. Aber von seiten der Mehrzahl unter den Feiernden kam ihnen wohl kaum mehr entgegen als die Bereitschaft zuzuhören, sich für eine Stunde im Gedenken an die großen Toten zu sammeln und sich dankbaren Gefühlen hinzugeben. Zu Schiller kommt jeder Deutsche, indem er weiß, was er ihm bedeutet. Keiner, der durch eine deutsche Schule ging, kaum einer, der in einer deutschen Familie aufwuchs, ist ohne Berührung mit diesem erhabenen Geiste geblieben. Viele danken ihm die ersten und stärksten Eindrücke von großer Dichtung überhaupt. Unzähligen hat er mit der

Erinnerung an das reine und hoheitsvolle Wesen seiner hehren Mannesgestalt einen sittlichen Halt fürs Leben gegeben. Manchem, der ihm treu blieb im Wandel der Jahre und der ihn mit wachsender Reife immer wieder fand und immer besser verstand, hat er geholfen, das eigene Leben zu bauen und zu gründen. Er hat ihm unverlierbare Überzeugungen geschenkt. Wenn es nur recht vielen wieder zum Bewußtsein käme, was ein Volk an einem solchen Manne besitzt, so wäre die Feier des Tages nicht verloren. Er hat sich neben Goethe im Gedächtnis der Deutschen eine Stellung errungen, wie sie in früheren Zeiten nur die Stifter und Reformatoren der Religion besessen haben. Denn nicht mit einzelnen kleinen Beiträgen lebt er in der deutschen Bildung fort, sondern mit dem Ganzen seiner Persönlichkeit. So wie wir alle zu Luther unsere Stellung nehmen müssen, so ist es eine Frage von nationaler Bedeutung, wie die Deutschen über Schiller denken.

Das ist das Neue, daß dieser große Mensch als ein Schöpfer und Heros rein weltlicher Kultur zum Leben eines jeden in seinem Volke gehört. Was er als Philosoph entdeckte, hat sich an ihm selbst bewährt. Er entdeckte die Bedeutung der ästhetischen Erziehung, der Erziehung durch Kunst und Schönheit. Und er ist mit seiner Kunst ein Erzieher der Deutschen geworden, ohne den wir unser geistiges Dasein nicht mehr zu denken vermögen. Die Kunst entwickelt nach ihm nicht den Verstand, auch nicht den sittlichen Willen, sondern den ganzen Menschen in der Gesamtheit seiner Kräfte. Sie soll nicht eine verkappte Belehrung noch eine verhüllte Predigt sein, sondern allein das gestaltete Bild des Lebens. Wir fühlen beim Genuß der Dichtung in und mit der Seele des Künstlers die Zusammenhänge und Geheimnisse der Welt, wie er sie gefühlt hat. Darum vertrauen wir uns mit Freuden dem Dichter an, dem in seinem sicheren Gefühl die Tiefen der Dinge sich enthüllt haben. So lebt der Dichter mit seiner ganzen Seele fort unter den Menschen, auf die seine Werke wirken. Immer neue Generationen der Deutschen hebt Schiller hinauf zu seiner Art, die Schicksale des Menschenlebens mit tiefer religiöser Ergriffenheit mitzufühlen. Er gibt ihnen die eigene große Auffassung menschlicher Verhältnisse und Zustände und lehrt uns in allen Verwirrtheiten unseres Daseins die sichere Richtung des Willens.

Wenigstens aus den Jugendjahren trägt jeder unter uns die Erinnerungen an Schiller ins Leben hinüber. Es ist eine ganz seltsame Fügung, daß gerade er so überwiegend für den Dichter der Jugend gilt, der unter unseren großen Schriftstellern ganz eigentlich der Mann ist. Wir alle wissen, daß das Glück ihm nicht in den Schoß fiel. Mit einer

gewaltsamen Tat mußte er sich durch die Flucht nach Mannheim losreißen von seiner Heimat und von dem gesicherten Wege eines bürgerlichen Berufs. Selbst wenn er es anders gewollt hätte, blieb ihm nun nichts übrig, als alle Kräfte an die schriftstellerische Arbeit zu setzen. Der angeborene Beruf nahm einzig Besitz von seiner Seele und von seinem Leben. Er gründete auf ihn allein Wirksamkeit und Existenz. Und er hielt ihm die Treue. Aber auf seinem Wege wurde ihm nichts erspart von Gefahren und Not. Die Unzuverlässigkeit der Menschen, auf die er gebaut hatte, wies ihn auf sich selbst zurück. Sogar treue Freundschaft durfte ihm nicht zur Fessel werden. Mit jedem Werke steigerte sich sein inneres Ideal. Auf der Höhe seiner Erfolge, die so manchen berauscht hätten, erkennt er, daß er mit seiner Bildung ganz von vorne beginnen muß. Statt fortzufahren und sich sicher zu fühlen fängt er an, sich selber zu suchen. Es bedurfte jahrelanger Studien im Gebiet der Geschichte und der Philosophie. Nun freilich erblüht ihm in der jungen Ehe mit seiner Lotte ein holdes und sicheres Glück, und auch im bürgerlichen Leben erfreut er sich der geachteten Stellung an der Jenaer Universität. Aber als sollte bei ihm alles Gelingen dem erbitterten Widerstande der Wirklichkeit abgerungen sein, so setzt sich nun der letzte und unüberwindliche Feind, der Keim des Todes, in seine Brust, und indem sein Leib dahinsiecht und ihm gleichsam unter den Händen schwindet, erringt der Geist die letzte Reife: ein neues Dichtertum als den wahren Ausdruck seiner vollendeten Seele. Jedes Werk ist jetzt ein neuer Versuch, des eigenen Könnens gewiß zu werden. Er starb in dem endlich erreichten sicheren Gefühle seiner Meisterschaft. Es ist ein Leben voller Größe — voll von der herrischen Gewaltsamkeit des in seiner siegreichen Kraft gegen alle Hemmnisse sich durchsetzenden Geistes. Wenn irgend einem, sind ihm die holden Täuschungen zerstört, in denen die Jugend lebt. Der Vorhang vor der harten Grausamkeit der Dinge war ihm gründlich zerrissen. Zu allem kam die herbe Wahrhaftigkeit gegen sich und die Welt. Und dieser im Leben tausendfach geprüfte und gestählte Mann — der sollte der Dichter sein für holden Jugendwahn, der Sänger für die Knaben und das Volk, über den wir hinauskommen müssen, wenn wir Männer, wenn wir reif werden? Wir, die wir niemals hoffen können, so im vollen Sinne des Wortes zu Männern zu werden, wie er selber ein Mann gewesen ist?

Mit dem alten Vorurteil muß einmal gründlich gebrochen werden. Der Schillertag könnte eine epochemachende Bedeutung gewinnen, wenn er der Ausgangspunkt für eine neue Würdigung Schillers würde, und zwar in dem Sinne, daß man in ihm, der vielen in unserer Gegenwart

so fremd erscheint, den urmodernen Mann erkennte. Das darf natürlich nicht im Sinne gewisser Tagesfragen verstanden werden. Es ist überhaupt im höchsten Grade geistlos, die großen Erscheinungen der Vergangenheit abzuschätzen nach ihrer Beziehung zu den zufälligen geistigen Richtungen unserer Zeit. Selbstverständlich kann Schiller weder Nietzscheaner noch Sozialist gewesen sein. Auch die unfruchtbaren Erörterungen über seine Stellung zum nationalen Gedanken sollten endlich aufhören. In der Zeit, als alles Interesse der Deutschen auf die staatliche Einigung des Vaterlandes gerichtet war, wurde begreiflicherweise Schillers vorgebliche Gleichgültigkeit gegen die nationale Idee als ein Mangel schmerzlich empfunden. Nachdem aber das Reich errungen ist, zeugt es wirklich von wenig Geist, dieselben Vorwürfe unermüdlich zu wiederholen. Schillers nationale Mission lag eben in der Wirksamkeit für die vollkommene menschliche Bildung der Deutschen. Jede andere Wirkung für deutsche Ziele mußte ihm naturgemäß versagt sein. Hätte er die große Wendung zu politischer Arbeit noch erleben können, er wäre der erste gewesen, um die veränderte Aufgabe zu begreifen. Aber ein wirkliches Unrecht ist es, zu wähnen, daß sein Lebenswerk uns fremd geworden sei, weil er die gründliche Umgestaltung unserer Verhältnisse nicht miterlebt hat. Die Wahrheit ist, daß seine Botschaft und Predigt, wie er sie in seinen philosophischen Schriften und Gedichten ausgesprochen hat, dem heutigen Deutschland noch weit notwendiger ist, als dem Deutschland seiner Zeit. Wenn die heutigen in Realpolitik und Machtgedanken aufgewachsenen, auf Einfluß und wirtschaftliche Herrschaft gerichteten Männer von ästhetischer Erziehung hören, so hat schon das Wort für sie einen Nebensinn von lebensfremder Schönheitsschwelgerei und Überschätzung der Kunst. Und von all dem ist bei Schiller gar keine Rede. Seine Philosophie ist Philosophie der Kultur, und zwar der modernen Kultur. Mit mächtigen Strichen zeichnet er uns das Bild der gegenwärtigen Lebenszustände mit ihren unermeßlichen Ansprüchen an die Menschen, diese unübersehbare Welt mit ihren einseitig ausgebildeten Spezialisten, die große Machtentfaltung, in der über der ungeheuerlichen Entwicklung des Ganzen die einzelnen Menschen mehr und mehr zu kleinen Maschinenteilen herabsinken und die selbständige Bedeutung verlieren. Dies ist in keiner Weise das Bild einer längst vergangenen Zeit, sondern es ist mit jedem Jahrzehnt nur immer wahrer geworden und berührt uns heute mehr als je mit schreckhafter Überzeugungskraft. Nun stellt er die Frage: wie wahren wir uns in all den Ansprüchen und Gefahren die volle, in sich selbst geschlossene und selbständige Menschheit? Er richtet unsere Blicke auf den vollendeten

Menschen, dem in der wissenschaftlichen und sittlichen Durchbildung die Frische und Ursprünglichkeit des natürlichen Gefühls nicht verloren geht, der in der höchsten Kultur noch eine unberührte und unbefangene Natur bleibt. Es ist das höchste Ziel der Erziehung, unter dem er das Leben betrachtet und auf das er unsern Willen hinlenkt. Auch dieses Ziel ist noch im vollen Sinne das unsere. Darum nennen wir Schiller einen urmodernen Mann. Vielleicht beginnen die Deutschen an seinem Jubiläumstage zu begreifen, daß er keineswegs als der Dichter der Jugend hinter ihnen liegt, sondern daß wir in unsern ernsten Lebenskämpfen nichts mehr bedürfen als etwas von seinem Geiste. Wer die Entstellungen des Menschenbildes in den aufreibenden Kämpfen der Gegenwart fühlt und erkennt, wer aber dabei den Glauben wahrt an eine neue Menschheit vollebendiger Persönlichkeiten und der Zeit die Richtung zu ihr geben möchte, der befindet sich auf dem Wege des Schillerschen Strebens und lebt in der Gedankenwelt, die ihm vertraut war. Er ist der Prophet für alle, die über die äußeren Errungenschaften hinaus den vollendet gebildeten, vornehmen und innerlich freien Menschen für das letzte Ziel halten. Noch stehen wir mitten in den Kämpfen um den Erdball und sind nicht entfernt am Ende der Anforderungen an die äußere Kraftentfaltung der Völker. Aber immer lauter meldet sich die Unbefriedigung. Immer dringender verlangen wir nach dem, was uns die Seele mit Genügen füllt, nach der Ausgestaltung unseres inneren Lebens, bei der uns nicht nur wohl wird, sondern bei der wir uns des Lebens wert erscheinen. Diese seelischen Güter und Freuden suchen wir nicht in lebensfremder Stille. Sondern der Mensch, der sich zu einer neuen Herrschaft über die Erde anschickt, soll zugleich das Menschenbild in einer Vollendung darstellen, die vor den Augen Gottes bestehen kann. Für dieses tiefste Sehnen der Zeit gibt es einen kurzen zusammenfassenden Ausdruck, der zugleich die Bedeutung des 9. Mai 1905 erleuchtet: Die Zeit verlangt einen neuen Schillerschen Idealismus.

* * *

Mit Recht ist Schiller den meisten Deutschen zunächst der größte Dramatiker unserer Literatur. Mit einem genialeren Erstlingswerk hat niemals ein junger Tragiker seine Laufbahn begonnen als er mit seinen Räubern. Schon in den Jugenddramen weht der ganze starke Atem seiner Seele. Er hätte sicherlich ohne Shakespeare nicht so geschrieben. Aber in allem Wesentlichen beginnt er seinen Weg mit der ausgeprägtesten Eigenart.

Wie gewaltig greift er den tragischen Konflikt! Es gab keine stärkere Art, das Gericht über die ganze Zeit zu entwickeln aus der Seele der innerlich empörten Jugend. Karl Moor ist empört in dem Besten seines sittlichen Gefühls. Er hat an die Güte des Vaters geglaubt und appelliert, und der Vater hat ihm, wie er meint, die einfachste Menschlichkeit versagt. Mit dieser Erfahrung ist dem jungen Brausekopf das Menschengeschlecht selber zum Ekel geworden. Das ergibt nun ein Bild von gewaltigem Umfang und mächtiger Bewegung! Das Weltgericht braust dahin über die herzlose, ungerechte, schlaffe und verkünstelte Zeit. Aber mit jedem Schritte nach vorwärts steigt in der Seele des Rächers die Verzweiflung. Immer tiefer rennt er sich in die Verblendung hinein, um am Ende zu erkennen, daß er durch einen Betrug in seine Verbrechen gedrängt ward. Da gibt es ein furchtbares Erwachen. Neben der wilden Bewegung des Verblendeten, der nach der wahren Menschheit sucht, steht das finstere und kalte Bild des Mörders und Despoten Franz, in dem die Menschlichkeit ausfetzt. Alles löst sich schließlich auf in der riesigen Katastrophe. Da wird Franz unter dem Schauder seiner Taten erstickt in sich selber. Karl findet für einen Augenblick das Glück: Vater und Braut leben und lieben ihn, der Wahn ist vergangen und zerblasen. Aber seine Taten stehen gegen ihn auf. Da er ein Räuber ist, muß er zum Mörder werden an Vater und Braut. Er findet nur noch die letzte Kraft, sich zu beugen unter das Gesetz. Der eigentliche Held der Räuber ist Gott selber. Er hat sie beide in seiner Welt zurechtgebracht, Franz, der ihn verleugnete, und Karl, der sich vermaß, als Weltrichter an seine Stelle zu treten.

So gestaltet dieser einundzwanzigjährige Mensch Tragödie. Seine Menschen schildert er nur in wenigen Zügen. Aber unmittelbar entwickelt er in ihrem Erlebnis ein Menschheitsgeschick. Und hier liegt seine eigentümliche Tiefe. Da spricht unmittelbar nebeneinander die freche Leugnung der ewig menschlichen Gesetze und das heiße Sehnen nach dem wahren Menschentum, und all das gährt und brandet und ergibt die furchtbarste tragische Erschütterung. Das entsetzliche Erlebnis, in das Karl getrieben wird, kann niemals unsern menschlichen Anteil verlieren. Und eine stärkere Auflehnung gegen die Verirrungen der Zeit ist nicht zu denken als dieser Protest im Namen des Gewissens. Vielleicht am meisten aber überrascht in all dem Groll und Angriff die sittliche Sicherheit des jugendlichen Poeten, mit der er Franz und Karl in ihre Schranken weist. Was sind neben Schillers Räubern auch die stärksten Werke unserer modernen Protestdramatik? Schon die Fragen

und Gegenstände in ihnen wirken so klein, so in die zufälligen Interessen des Tages gebunden, und die Leiden der Menschen so geringfügig neben der Schillerschen Wucht. Er überzeugt uns davon, daß die Sache der Menschheit selber im Spiele ist. Er redet die Sprache des Gewissens, die keinen Widerspruch duldet. Für seine Menschen geht es um sittliches Sein und Nicht-Sein. Dadurch gibt er dem kleinen Familienelend die Bedeutung einer weltgeschichtlichen Katastrophe und erhebt seinen Protestruf zur großen Tragödie. Wenn uns nur auch aus den gesellschaftlichen Erörterungen unserer heutigen Dramatik bald einmal wieder der Hauch großer Menschheitsgeschicke anwehte!

Der Versuch Schillers, im Fiesco aus seiner Phantasiewelt auf den Boden der geschichtlichen Wirklichkeit hinüberzutreten, ist mißglückt. Er zeigt recht, woran es dem Dichter damals noch fehlte. In „Kabale und Liebe" hat er aber die gleiche Kraft des Protestes mit einer noch überzeugenderen Wirklichkeitsdarstellung verbunden. Alles entwickelt sich in der einfachsten Handlung, nicht ganz ohne Gewaltsamkeiten und künstliche Erfindungen, aber doch als das mächtige Gericht über diese verkünstelte Welt, in der man brave und reine Menschen um das Vorrecht der Menschheit, das Recht auf Liebe bringt. Kein Werk der bürgerlichen Dramatik kommt diesem gleich an zwingender Macht der inneren Entwicklung und Wirkung.

Mit dem glänzenden Liede des „Don Carlos" schließt Schiller die Dramenreihe seiner Jugend, indem er vom Protest und seiner Verneinung fortschreitet zur begeisterten Predigt der menschlichen Zukunftsziele. Unzählige junge Deutsche haben sich an dem Feuer dieser echten Jünglingsgeschichte eigene Glut geholt, und unter den deutschen Frauen gibt es viele, die dies Gedicht über alles lieben. Aber gerade ihm gegenüber hört man auch viel nüchterne Ablehnung. Diese Freiheitsbegeisterung könne uns Heutigen nicht mehr genügen; zu sehr im allgemeinen blieben die Wünsche. Wir wollen nicht wie Karl und Posa die Menschheit, sondern die staatlich geeinte machtvolle Nation, und was der Einwürfe mehr sind. Und doch sollte man einfach auf den Vorgang der Tragödie sehn, um zu fühlen, daß ihre dichterische Herrlichkeit heute so hell dasteht wie am ersten Tage. Die neue Zeit klopft an die Tür des Despoten und fragt, ob er aus seiner Erstarrung noch übergehen kann zu neuem Leben und damit auch den unterdrückten Völkern die Möglichkeit freier Entwicklung zu gewähren vermag. Während er aber immer tiefer in seiner Unmenschlichkeit versinkt, richtet sich alle Hoffnung auf den jugendlichen Königssohn. Immer lauterer glüht

dessen Seele für die bessere Zukunft der Völker. In dem Augenblick, da er sich von jeder häßlichen Leidenschaft gereinigt hat, muß er am alten finsteren Leben zugrunde gehn. Man fühle nur diese menschliche Tragödie, — das Leiden des Alters, das Emporstreben der Jugend, den ertötenden Zwang und die jubelnde Sehnsucht — eine Tragödie, in der das Schicksal von Jahrhunderten in Frage ist. Das alles ist hineingelegt in eine Geschichte der unwandelbaren und aufopfernden Freundestreue! Selbst wenn die große Kunde vom neuen Menschheitsfrühling all ihren berauschenden Klang für uns verloren hätte, immer wieder werden die Generationen kämpfen um ihr Herrschaftsrecht an die Erde, immer wieder junge Kräfte sich herauslösen aus erstarrter Form. Dieser Grundvorgang alles geschichtlichen Lebens ist nie in größeren und menschlich rührenderen Zügen geschildert worden. Man hat so viel davon gehört, daß die Rhetorik dieser Schillerschen Dramen ihren Reiz für uns verloren habe. Darum ist es gut, auf die Lebensfülle hinzuweisen, die sich in den Dichtungen bewegt. Noch behaupten alle diese Bilder ihre volle menschliche Wahrheit. Es ist viel gewonnen, wenn die Deutschen wieder inne werden, daß sie mit gutem Gewissen an ihnen sich freuen dürfen als an Werken reiner und großer Poesie.

* * *

Die Studienjahre Schillers wurden ihm zu einer Notwendigkeit, weil er seine Schilderung der Welt auf die Dauer nicht aus der Willkür seiner Phantasie schöpfen wollte, sondern das Bedürfnis fühlte, sie zu geben aus sicherer Kenntnis der Wirklichkeit und auf dem Grunde unerschütterlicher Überzeugungen. Darum scheute er nicht den großen Umweg durch die Wissenschaft. Denn die rechte Wissenschaft ist das geschärfte Auge des Menschen für die Wirklichkeit. Die großen Dichter der letzten Jahrhunderte, diejenigen, die wirklich Führer der Nation sind, haben in der Aneignung einer vollkommenen Bildung sich um die Wissenshöhe ihrer Zeit bemüht. Sie haben der Wissenschaft, was sie ihr dankten, reichlich zurückgegeben, indem sie ihre künstlerische Gestaltungskraft in die wissenschaftliche Darstellung hineinbrachten und die lebendige Frische ihrer Anschauung an die Stelle toter Begriffe setzten. Nur die geringeren Dichter, die in kleineren Gattungen tätig sind, mehr künstlerische Techniker im weiteren Sinne des Wortes als Gestalter großer und wegweisender Lebensbilder, können der inneren Fühlung mit dem besten Wissen der Zeit entraten. Es ist für uns Heutige kein Zeichen hoher künstlerischer Kultur, wenn die Beziehungen zwischen Wissenschaft und Dichtung gelockert sind.

Den geschichtlichen Arbeiten Schillers hat man vielfach nicht gerecht werden können, indem man den Gesichtspunkt bei ihnen zu eng nahm und fragte, was sie vor dem Auge des Historikers von Fach bedeuten mögen. Wir wollen hier nicht sprechen von ihrer Wichtigkeit in Schillers Entwicklung. Sie haben ihm das Verständnis gegeben für die wirklichen Vorgänge im Menschenleben und den Blick geöffnet für Zeiten, Völker und Menschen. Sie behaupten auch als Literaturwerke ihren selbständigen Wert. Man vergißt niemals, daß ein Künstler schreibt. Schiller hat unter den deutschen Historikern das große Verdienst, die Geschichtsdarstellung als Ganzes hinaufgehoben zu haben in das Gebiet der künstlerischen Gestaltung und ist in dieser Hinsicht der Vorgänger der Ranke und Treitschke. Wer seine Freude hat an bedeutender Auffassung der Dinge und an großzügiger Schreib- und Darstellungsweise, liest die Schillerschen Geschichtswerke noch heute mit hohem Genuß.

Aber freilich bedeutete ihm das Studium der Philosophie bei weitem mehr. Nachdem er einmal den Entschluß gefaßt, die Philosophie Kants zu studieren, bis er sie ganz durchdrungen hätte und sollte ihm das gleich drei Jahre kosten, hat er mit einer überall die Hauptpunkte ergreifenden Energie der Aneignung, wie sie einzig ist, bei treuer und doch selbständiger Fortbildung in unglaublich kurzer Zeit sich durch das Studium zu eigenen Werken hindurchgearbeitet. Es ist beklagenswert, daß es so wenige Menschen gibt, die diese philosophischen Schriften Schillers mit reinem Genuß als Kunstwerke lesen können. Das wahre Verständnis für sie hat nur der, für den die philosophischen Voraussetzungen keine Schwierigkeiten mehr bergen und wie für Schiller selber Selbstverständlichkeiten geworden sind. Wer soweit kam, für den ist eine Schönheit mehr in der Welt und ein geistiger Genuß höchster Art. So vollendet in der Künstlerschaft ihres Stils sind diese Werke. Die Deutschen hätten die Pracht der philosophischen Schreibart bei Nietzsche nicht so bewundert, wenn sie mit ihrem Schiller besser vertraut wären. Der Gegenstand seines Philosophierens sind die rechten Lebensfragen, die an jeden von uns herantreten. Es handelt sich um die Erziehung der Seele zu ihrer Vollendung, um die Fragen des künstlerischen und sittlichen Lebens, in denen das Begreifen zugleich ein Bekennen ist. Das Bekenntnis, wie es auf dem Boden des kantischen Idealismus erwächst, hat Schiller geprägt und spricht es aus. Dies ist der Idealismus Schillers, den man als den wesentlichen Grund seiner geschichtlichen Bedeutung stets gefühlt hat, von dem aber die Deutschen oft nur eine sehr verschwommene, vielfach unrichtige und geradezu verkehrte Vorstellung besitzen.

Es war von der höchsten Bedeutung, daß Schiller gerade durch Kant in die schöpferische Arbeit an der Philosophie hineingeführt wurde. Kant hat in der Entwicklung der Philosophie eine Stellung, die mit der keines anderen Philosophen zu vergleichen ist. Man verdankt ihm nicht gewisse Lehrsätze, ein System, das mit anderen in Streit tritt, einige Zeit herrscht und dann in den Hintergrund gedrängt wird. Er gab nicht eine Lehre, sondern einen Weg. Er fand den Weg und Ausgangspunkt für alles philosophische Denken überhaupt. Dadurch ist er für die Jahrhunderte, was er für Schiller gewesen ist: der Lehrer, der uns einen Standpunkt gibt, der uns auf die rechte Bahn bringt und jeder selbständigen Begabung zu den Ansätzen verhilft, von denen aus sie sich frei und vollkommen entfalten kann. Die Entwicklung der Wissenschaften und der Kultur im neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert ist eine einzige große Bestätigung der Kantischen Grundlagen. Man könnte sagen, daß die Bewegung der Zeit die Gedanken der kantischen Lehre in Praxis und Leben umsetzt. Darum arbeitete Schiller mit an einer weltgeschichtlichen Tat, als er auf dem kantischen Grunde das neue sittliche und künstlerische Bekenntnis auferbaute. Er warf das Gewicht der eigenen großen Natur mit genialer Kühnheit in diese Arbeit hinein, prägte in ihr seine Lebensanschauung aus und gewann für sich selbst die unerschütterliche Sicherheit der Weltbetrachtung und für sein Verhältnis zur Nation die Stellung des großen Erziehers.

Was war denn der Dienst, den Kant seinem Philosophieren erwies? Er führte es aus dem Gebiete freier Dichtung auf die Bahn der Wissenschaft und des Begreifens hinüber. Auch Schiller hatte sich in schwärmerischen Jugendjahren sein Weltbild gedichtet — eine Gedankentat, die eigentlich ein Hymnus war und dem Dichter überwältigende Ideen lieferte von dieser Welt, die — ein Spiegelbild göttlicher Liebe — in ewig ungestilltem Verlangen den Schöpfer sucht. Wohl erschien da die Schule Kants als eine große Ernüchterung. Aber dafür gab sie ihm für sein Denken den Boden der Gewißheit, wenn sie in harter Arbeit die Begriffe ableitete, auf die wir unsere Wissenschaft gründen müssen, und ihn gewöhnte an die moderne Vorstellung der Natur, in der in unzerreißbarer Kette der Faden der Ursachen und Wirkungen läuft und jeder Moment mit unentrinnbarer Notwendigkeit hervortritt.

Kant gab ihm aber auch, während er seine berauschenden Phantasien niederschlug, einen Gegenstand besserer Begeisterung. Er erfüllte ihn mit heiliger Verehrung für die Würde des Menschentums. Nur der Mensch lebt nicht allein in der natürlichen, sondern auch in der sittlichen

Welt. Wenn alle lebenden Wesen nur ihre Erhaltung und Fortpflanzung und ihr Behagen suchen, so kann er allein sein Handeln selbst bestimmen durch den Gedanken an die Welt, die sein soll, an die Gemeinschaft der vollendeten Menschheit. Ihm ist das Bewußtsein der Gesetze ins Herz gelegt, nach denen er zu leben hat, um an der großen Kulturaufgabe der Menschheit gemeinschaftlich mit den Menschenbrüdern mitzuarbeiten. So beginnt hier eine neue Welt, in der wir nicht unser Behagen suchen, sondern die Vollkommenheit des Menschentums. Wir sind unsere eigenen Gesetzgeber und geben selber unserer Bahn die Richtung im Dienste der Ideen. Wer sich selbst das Gesetz gibt, ist frei, und dies ist der Kerngedanke der kantischen Freiheitslehre, in der die Begriffe der Sittlichkeit und der Freiheit zusammenfallen.

Man hat hier viel gesprochen von einem Gegensatz Schillers gegen Kant. Von einem solchen ist gar keine Rede. Es besteht die vollkommenste Einigkeit. Der vermeintliche Gegensatz in den Grundsätzen betrifft nur die Darstellungsweise. Wo Kant vor allem den Ernst und die Schwere der Aufgabe sucht, fühlt Schiller die große Begeisterung für die Würde des Menschentums. Wenn Kant auf die Reinheit des Pflichtbewußtseins mit unerbittlicher Strenge dringt, ist Schiller in freudiger Dankbarkeit erfüllt von der herrlichen Welt, die sich hier auftut.

Der Mensch steht unter der großen Aufgabe, frei zu sein, d. h. sich selbst zu bestimmen durch Ideen. Schiller wird der Philosoph von dem Menschen, wie er um die Freiheit kämpft. Er wird der Prophet des Idealismus, den Kant kritisch begründete. Dieser bleibt bei den bloßen Grundbegriffen stehen. Schiller aber schreitet weiter zum Leben. Er deutet seine Erscheinungen und prägt die neuen Werte aus, durch welche Adel und Größe in unser Dasein kommt. Alles stellt er unter das letzte Ziel des vollendeten menschlichen Lebens, in welchem unser Dasein die große Form, Notwendigkeit und Lebendigkeit des Kunstwerkes gewinnt. Es ist das Leben der freien Persönlichkeiten, die in der Erfüllung ihrer sittlichen Aufgaben ihr Glück finden. Über die Epochen der menschlichen Bildungsgeschichte, über die Bedeutung der Kunst für die Entwicklung des Menschentums ergeben sich überraschend feine und tiefe Einsichten. Können auch wir den Grundvorgang alles Lebens in etwas anderem sehen, als Schiller, der ihn in dem Kampf der Menschen um ihre Durchbildung zur freien Persönlichkeit fand? Hier liegt gewiß keine idealistische Verstiegenheit und Schwärmerei. Jeder ernste Mensch weiß, wie so oft seine Seele erdrückt und aufgerieben zu werden droht unter den Anforderungen der Pflichten und den Schlägen des Schicksals. Diesen ernsten

Menschen hat Schiller ihr Leben gedeutet. Er zeigt ihnen ihre Gefahren und Kämpfe und weist ihnen das Ziel, in dem sie ihre Seele retten.

Auch die Grundanschauung für seine eigene reife Tragödie ist hiermit gewonnen. Sie wird die Kämpfe des Menschen mit dem Schicksal schildern. Wenn wir dann sehen, wie klein der Mensch in allem seinem vermessenen Streben vor der zermalmenden Gewalt der Lebensfügungen erscheint, so packt es uns mit erhabener Erschütterung; wir werden des großen Kampfes inne, in den auch wir gestellt sind, und wappnen uns mit dem rechten Ernst.

Es ist eine weit verbreitete Meinung, Schiller „idealisiere" in seinen reifen Dramen das Leben, und damit will man sagen: er „verschönere" es, gebe bessere Menschen, ein schöneres Dasein, als das Leben es bietet, gäbe Bilder, wie etwa der Traum der Menschen sie ersehnen möchte. Nichts widerstreitet gründlicher seiner eigenen Überzeugung von der Aufgabe der Kunst. Eine solche Darstellungsweise hätte er selber eine Lüge genannt. Allerdings idealisiert er das Leben, d. h. er löst die Zufälligkeiten und Verwirrtheiten von ihm ab und stellt es in seiner inneren Notwendigkeit heraus. Einzig und allein aber um die Wahrheit seines Lebensbildes ist er bemüht. Er will die Wahrheit und den Ernst der Verhängnisse herausbringen, unter denen das Menschenleben steht.

* * *

Es war die letzte harte Arbeit auf seinem Wege, den Dichter in sich zu entwickeln, den die neue Aufgabe verlangte. Über die philosophischen Gedichte, die Xenien und die Balladen ging der Weg zur Tragödie.

In den philosophischen Gedichten, in „Ideal und Leben", dem „Spaziergang" und wie sie heißen, zusammen mit den zahlreichen Sprüchen verwandelte sich ihm die strenge Gedankenarbeit unter den Händen in Poesie. Für ihn bedeutete es das Losreißen aus der Umklammerung durch die Wissenschaft. Die deutsche Dichtung aber, ja die Weltliteratur empfing hier eine Anzahl ihrer eigenartigsten Werke. In Schillers Jugend war sein Philosophieren ein Dichten und seine Dichtung so oft Philosophie, d. h. sie wirkte durch den Gedanken. Jetzt ist seine Philosophie zur reinen Wissenschaft geworden, und nun kommen diese Gedichte, die nach ihrem Gedankeninhalt sich durchaus vor jeder Kritik als nüchterne Einsicht behaupten und die dennoch im vollen Sinne des Worts Gedichte sind. Auch der Dichter in Schiller ist durch die wissenschaftliche Arbeit erst wahrhaft frei geworden. Freilich kann man

einige unter diesen Dichtungen nur bei einer gewissen Bildung genießen. Aber alle Bedenken gegen die lehrhafte Poesie sind hier durch die Tat widerlegt. Die Gedanken werden zu Erlebnissen; die Ideen setzen sich in sprechende Bilder um; die schweren philosophischen Einsichten verwandeln sich in Lebenswerte, und der ganze Glaube Schillers wird zugänglich für sein Volk. Wenn diese Gedichte wirklich einmal Gemeingut würden, d. h. wenn ihre Gedanken als gemeinsame Überzeugungen in uns lebten, so wäre es ein Beweis einer hohen und wahrhaft vornehmen Bildung. Einstweilen wirken sie als stille Kulturkraft fort auf dieses Ziel.

Ebenso bleiben die Xenien das denkwürdigste Werk der literarischen Satire. Sie mag uns etwas eng erscheinen in ihrer bewußten Beschränkung auf das Gebiet der Literatur und künstlerischen Bildung. Der Satiriker von heute würde auf die Verzerrtheiten unseres Lebens im Zeitalter der Weltpolitik und der sozialen Kämpfe blicken. Um so offenbarer ist auf Schillers Seite die Überlegenheit der geistigen Kraft. Welche Fülle des selbstherrlichen Witzes! und wie ergibt sich die Vernichtung aller hohlen Mittelmäßigkeit als notwendige Folge der starken Richtung auf das Echte und Lebendige! Wir haben leider keine Führer, in denen das Ideal der Zeit einen gleich geistreichen und überzeugenden Ausdruck fände.

Aus dem Gebiet der Gedanken und der ideellen Kämpfe trat Schiller mit den Balladen in das Reich der reinen Kunst. Eine schöne Fügung hat es mit sich gebracht, daß sie, mit denen er seine neue darstellende Dichtung begann, in unsern Schulen die einander folgenden Generationen der jungen Deutschen immer wieder zu ihm emporziehen. Für ihn selbst war die Wonne bei diesen Gedichten, mit beiden Händen recht hineinzugreifen in die anschauliche Fülle der Naturbilder und Weltszenen. Er entwickelte seine Gabe der unaufhaltsam fortschreitenden, großzügigen Erzählung. In den Sinn der Zeiten führte er ein und erweckte Altertum und Mittelalter in ihrem eigentümlichen Leben. Die ewigen sittlichen Urideen ließ er sich unmittelbar, jedem Kinde verständlich, enthüllen und schuf so Werke von der edelsten Volkstümlichkeit.

Die Schillerschen Dramen der reifen Zeit sind niemals von der Bühne verschwunden. Man wird sie im Schillerjahre ja wohl häufig spielen. Da wäre zu wünschen, daß man sie nicht nur wieder aufnähme, sondern wirklich erneuerte, daß man den Deutschen eine neue Freude an diesen Werken gäbe. Das wäre sogar die schönste Feier für den Dichter. Die Zeit für eine zweite Neugeburt, für ein wirkliches

neues Verständnis der klassischen Dramatik scheint gekommen. Nachdem man sie so lange gespielt in dem unwahr pathetischen Ton, der die Vorurteile über sie eigentlich erst hervorgerufen und veranlaßt hat, versuchte man es, sie in der naturalistischen Sprechweise zu geben, die nun einmal ihrem besten Wesen widerspricht. Die Zeiten des Naturalismus sind vorüber. Man fühlt wieder die Freude an der großen Phantasiekunst und sehnt sich nach ihr. Nun scheint man an der Arbeit, für die Darstellung der klassischen Werke einen Stil zu finden, der ihre realistische Lebensfülle herausstellt und zugleich dieser großen, auf die Grundzüge und ewigen Gesetzlichkeiten gerichteten Kunst gerecht wird. Über Kabale und Liebe und den Sommernachtstraum, die im „Neuen Theater" in Berlin ihre Auferstehung bereits erlebt haben, geht der Weg zum Wallenstein, König Lear und Tasso.

Gerade nach dieser Richtung könnte der Schillertag eine Epoche bedeuten. Hierzu müßte man zunächst begreifen, daß das Schillersche Drama genau an jenem Punkte steht, zu dem die Bewegung der Gegenwart wieder hinstrebt, als das Drama des bedeutenden geschichtlichen Lebens, der großen Weltverhältnisse, der mit dem Menschenleben selber gesetzten ewig gleichen Tragik. Man müßte ferner einsehen, daß die so oft wiederholten Einwürfe Schiller zum großen Teil gar nicht treffen. Auch die Verschiedenheiten zwischen den Werken seiner letzten Periode muß man auffassen lernen. Für ihn waren die fünf letzten Jahre seines Lebens keineswegs der schablonenhaften Wiederholung seiner einmal gefundenen Kunstform gewidmet. Jedes neue Drama vielmehr bedeutete einen andern Versuch. Er war noch nicht entfernt an sein Ende gelangt, als der Tod ihm die Feder aus der Hand nahm.

Noch ist der Wallenstein das Vorbild für die Gestaltung eines bedeutenden geschichtlichen Schicksalstages. Schiller erarbeitete hier die Gabe und Kraft der wahren Darstellung modernen Lebens. Die ganze Fülle von Soldaten, Staatsleuten, politischen Weibern u. s. f., wie sie um den düstern Feldherrn sich bewegt, hat er mit aufgenommen in das Bild, — stille und schöne Menschlichkeit in Max und Thekla dem wilden und unruhigen Treiben gegenübergestellt und den erschütternden Zusammenbruch des großen Menschen und seiner Macht, die Beschämung der vorgeblichen Klugheit vor der Gewalt der Lebensfügungen in unentrinnbarer Konsequenz unheimlich groß entwickelt.

In der Maria Stuart überzeugt sich, wer sehen will, davon, welch ein harter, grausamer und illusionsloser Realist Schiller gewesen ist. Wie sieht er das gewöhnliche Leben in seiner Wahrheit und Nichtigkeit!

Alle diese Großen der Erde, Elisabeth, Lester, Burleigh, kennen allein ihre selbstischen Interessen und Ziele. Vor dem erhabenen Ernst des Todes erscheinen sie in ihrer ganzen kleinlichen Menschlichkeit. Es ist, als ginge das unerbittliche Schicksal groß und still durch soviel irdische Schwachheit und Erbärmlichkeit hindurch.

In jedem der folgenden Dramen versucht der Dichter ein neues Experiment. Die Jungfrau von Orleans ist ein Gedicht für naive und kindliche Gemüter, voll Glanz und Prunk und theatralischer Pracht. Als das rettende Wunder erscheint das gläubige Kind unter den Menschen, und wehmütig fühlen wir den Rückschlag der Alltäglichkeit, nachdem die Jungfrau ihre Arbeit getan hat.

So wie dies Stück für das ganze Volk zu populärem Zweck geschrieben wurde, so ist die Braut von Messina ein Werk für Künstler. Schiller wollte eine Tragödie schreiben, in der das Leben selber der Held wäre. Unmittelbar sollte es hervortreten in seiner Schicksalsgewalt und verhängnisvollen Größe. Jede banale Wahrscheinlichkeit, alles Zufällige der Gesellschaftsformen sollte dahinten bleiben, alles sich bewegen in einer rein dichterischen Welt. Daher umgibt und unterbricht er die Geschehnisse durch die Lieder des Chors, die jeden Augenblick der Handlung in Stimmung und Gedanken umsetzen. Übrigens ist das Werk keine Schicksalstragödie in dem Sinn, daß hier eine äußere rätselhafte Macht über Wissen und Willen der Menschen hinweg das Verderben herbeiführte. Das Geschehen ist in jedem Schritt seelisch motiviert und innerlich wahr. Das Schicksal liegt nur in der unentrinnbaren Notwendigkeit, mit der unter diesen Menschen ein Verhängnis sich entwickelt. Auch schließt der Schillersche Fatalismus nicht die sittliche Verantwortung aus, sondern er setzt sie voraus, wie denn Don Cäsar unerbittlich das Gericht über sich selbst vollzieht. Dies Trauerspiel sucht das Leben zurückzubringen auf seine einfache Grundform.

Wie licht und heiter hebt sich dagegen das letzte der Schillerschen Werke ab, der Tell, wieder ein Volksstück, ein nationales Festspiel. Alles ist so von dem besondersten Leben der Schweiz erfüllt, wie die Braut von Messina die allgemeinsten Grundzüge des Menschendaseins gibt. Schiller schildert die Entwicklung eines Volkes vom Glück der Natur zum Glück der selbsterkämpften sittlichen Freiheit. Ein heitere Innigkeit durchweht das ganze Spiel mit seiner märchenhaften Schönheit, die Innigkeit der Heimatsliebe und der Vaterlandsfreude. Keine Dichtung Schillers erscheint so reich an natürlichem und naivem Gefühl.

Und schon griff er wieder nach einem neuen Ziel, nach dem großen realistischen Geschichtsdrama. Die mächtigste Massen- und Völkerbewegung dachte er im Demetrius zusammenzufassen mit einem erschütternden Seelengemälde. An Schärfe der Charakteristik und Größe der szenisch-theatralischen Kunst hätte er hier vielleicht sein Höchstes erreicht. Da überließ er die deutsche Tragödie den Nachfolgern. Sie haben in ihr Großes geleistet. Aber nicht nur gebührt ihm der Ruhm, die deutsche Bühne begründet zu haben. Seine großen Werke bleiben auch, in jeder Generation neu angeeignet und verstanden, als die erste überragende Tat auf unserm Theater frisch und lebendig für jeden künstlerisch unbefangenen Sinn.

* * *

In dem Jubiläumsjahr wird es nicht fehlen an zahllosen Betrachtungen über Schiller und sein Lebenswerk von allen Standpunkten und Interessenrichtungen unserer Zeit aus. Hoffentlich werden aber auch viele Deutsche die Verpflichtung fühlen, sein Gedächtnis zu ehren auf die Weise, die er um uns verdient hat, indem sie nämlich das Ganze seiner Taten wieder an sich vorüberziehen lassen und sich mit stiller Sammlung in sie versenken. Ein solcher Mann macht es uns leicht. Wir lesen seine Werke wieder und haben selbst den Gewinn davon, indem wir ihn ehren. Für denjenigen, der mit der großen Literatur wirklich lebt, ist die Betrachtung traurig, für wie wenige Menschen doch die großen Dichtungen, die höchsten Werke des Menschengeistes, wahrhaft vorhanden sind. Wir sprechen nicht von einem gelegentlichen Lesen oder Anhören im Theater. Das rechte Verhältnis zu großer Literatur haben nur diejenigen, die aus innerem Bedürfnis, mit stiller Sammlung der ganzen Seele, immer wieder zu ihr zurückkehren, nicht um sich eine unterhaltende Stunde zu machen, sondern weil sie die flachen Vorstellungen und Gespräche des Alltags nicht ertragen können, weil es sie drängt, in die großen Tiefen des Lebens hineinzuschauen durch die Augen der „wenigen, die 'was davon erkannt". Denn die große Dichtung ist das Auge oder Ohr für das ewig offenbare Geheimnis des Lebens. Wenn sich viele zusammenfänden, um mit reifem und reinem Sinn die Schillerschen Dichtungen neu auf sich wirken zu lassen, das wäre eine Feier, wie er sie wünscht, wäre ein Stück ästhetischer Erziehung, wie er sie meinte und wollte.

Der ganze große Mensch sollte in diesem Jahr für die Deutschen wieder erwachen in seinem mächtigen Hinaufringen zur schöpferischen Freiheit seiner Persönlichkeit, der nicht ruhen konnte, ehe er gewiß war, die Wahrheit über das Leben gefunden zu haben, der sich nicht eher

würdig und fähig fühlte, als Dichter auf sein Volk zu wirken, ehe er wußte, daß er von unverlierbaren Werten zu künden hatte, der Erzieher zu vollendeter Bildung, der geborene Führer jedes emporstrebenden Lebens. Für die Aufgaben der deutschen Gegenwart brauchen wir nichts so dringend wie etwas von seiner Kraft, Vornehmheit und Sicherheit. Darum begrüßen wir freudig den Tag, der die Gelegenheit gibt, den Deutschen auf dem ganzen Erdenrund die bleiche Heldengestalt wieder vor Augen zu stellen, die hohe Gestalt des Mannes, den der Tod aus ungebrochenem Streben abrief, dessen Werke nun ein Jahrhundert leben und sich zu neuer Wirksamkeit auf Jahrhunderte anschicken!

Aufklänge.

Aufklang der Unendlichkeit
Ist — das große Meer
Und die Sehnsucht und das Lied
Und das Sternenheer.

Aufklang der Unendlichkeit
Ist — der stumme Schmerz
Und das Märchen und der Wald
Und ein Menschenherz,

Das in Liebe und in Haß,
Das in Glück und Leid
Ausklingt vor Unendlichkeit
In die Seligkeit.

Karl Ernst Knodt.

Der Deutsch-Amerikaner.[1])

Eine Studie.

Von

Georg von Skal (New York).

I.

In einem der zahlreichen Artikel über die Deutsch-Amerikaner fand ich kürzlich die in fast verächtlichem Tone gehaltene Bemerkung, die Deutsch-Amerikaner wollten sich nicht von Leuten beurteilen lassen, die nicht zu ihnen gehörten. Wenn diese Bemerkung in geringschätzendem Sinne gemeint war, so hat sie ihren Zweck verfehlt, denn wir Deutsch-Amerikaner geben ihre Richtigkeit ohne weiteres zu und halten unsere Forderung, daß niemand uns beurteilen soll, der uns nicht kennt, für durchaus berechtigt. Und wer uns genügend kennen soll, um ein richtiges Urteil über uns fällen zu können, muß lange genug unter uns gelebt und mit uns gestrebt und gekämpft haben, um zu uns gezählt werden zu können. Wer andere Menschen oder Völkerschaften gerecht und richtig beurteilen will, darf an seine Aufgabe nicht mit der Frage herantreten, ob sie gerade das getan haben, was sie seiner eigenen und individuellen Ansicht nach hätten tun sollen. Wer seine vorgefaßten Meinungen oder Vorurteile nicht zeitweise fallen lassen kann oder wenigstens in den Hintergrund zu drängen vermag, kann nicht unparteiisch urteilen. Nur wer sich die Mühe gibt, die Umstände und Verhältnisse zu erforschen, welche auf die Deutsch-Amerikaner einwirkten und welchen diese sich anschmiegen mußten, um nicht sofort bedeutungslos zu werden oder ganz zu verschwinden, und nur wer sich ferner darüber völlig klar ist, was die Deutschen in Amerika überhaupt erreichen konnten, kann mit Anspruch auf Autorität entscheiden, ob sie ihre Pflicht erfüllt haben oder nicht. Mit Recht betrachten deshalb die Deutsch-Amerikaner, um ein greifbares Beispiel anzuführen, diejenigen, welche mit der vorgefaßten Meinung hier-

[1]) Wie gelegentlich des im Oktoberhefte erschienenen Aufsatzes über dasselbe Thema schon angekündigt, folgt hier die Beleuchtung von einer anderen Seite, die, aus der Feder des Chefredakteurs der „New Yorker Staatszeitung", ohne Kenntnis des dort veröffentlichten Aufsatzes entstanden ist.

herkommen, jeder Deutsche, der das amerikanische Bürgerrecht erworben, sei ein Abtrünniger und Landesverräter; welche diese Meinung nie verbergen und daher niemals Fühlung mit deutsch-amerikanischen Kreisen suchen und auch nicht finden könnten, wenn sie danach strebten, aber mit ihrem abfälligen Urteil nicht zurückhalten, als Verleumder. Denn jene Leute kennen weder die Deutsch-Amerikaner und ihre Geschichte, Bestrebungen und Leistungen, noch die Verhältnisse, welche auf den eingewanderten Deutschen einwirkten und seine Entwicklung bestimmten. Sie wollen sie auch nicht kennen lernen, sondern beharren auf dem einseitigen Standpunkte, daß der Deutsch-Amerikaner im Unrecht und beinahe wertlos ist, weil er sich ihren Wünschen nicht fügt.

Übrigens fordern die Deutsch-Amerikaner keineswegs, daß nur Leute aus ihren eigenen Reihen sie beurteilen sollen. Sie verlangen nur, daß die Beurteilung mit Ernst und Einsicht vorgenommen und dabei den sie umgebenden Verhältnissen Rechnung getragen wird. Letzteres geschieht eben von denjenigen, welche nicht längere Zeit in Amerika und in deutsch-amerikanischen Kreisen gelebt haben, leider so gut wie nie. Nur in den seltensten Fällen sind die Besucher imstande, mit anderem Maße als dem des deutschen Klassenbewußtseins zu messen. Der deutsche Beamte, Rittergutsbesitzer oder Offizier kennt in der Regel nur seinen Stand. Jedenfalls ist er mit anderen Klassen nie in engere, persönliche oder gar gesellschaftliche Berührung gekommen. Dementsprechend beurteilt er die Menschen, die ihm in Amerika begegnen, indem er sie mit der Umgebung vergleicht, in welcher er sich in Deutschland bewegt hat. Er vergleicht also einen, meistens sogar einen besonders bevorzugten Stand mit der ganzen Bevölkerung, die sich in Amerika ja nicht nach Klassen oder Ständen gesellschaftlich scheidet, sondern bei deren Gliederung in einzelne, mit einander verkehrende Gruppen selten Beruf oder Herkunft, oft gleiche Gewohnheiten und gleiche Geschmacksrichtung, am häufigsten aber der reine Zufall entscheidet. Die in einer solchen Gruppe vertretenen Berufsarten mögen nach deutschen Begriffen himmelweit auseinander liegen und gesellschaftlich unmöglich zu verbinden sein, ja auch der geistige Bildungsgrad mag sehr verschieden sein, das ist aber in Amerika kein Hindernis zur Vereinigung, wenn die verschiedenen Charaktere an gelegentlichem Zusammensein Gefallen finden.

Es ist also, um ein richtiges Urteil über den Deutsch-Amerikaner zu fällen, vor allen Dingen erforderlich, die Tatsache zu kennen und fortwährend im Auge zu behalten, daß es eine Gliederung nach Klassen oder Ständen in Amerika nicht gibt. Nur in Privatfamilien wird man gleich

gestimmte Kreise finden, an allen Orten, in Klubs, Vereinen, Theatern, Restaurants und anderen Lokalen wird man stets, nach deutschen Begriffen, eine gemischte Gesellschaft antreffen. Wer nicht weiß, daß eine Scheidung in Schichten nur in geringem Maße stattfindet, sowohl was Beruf wie auch Bildung betrifft, wird leicht aus der Zusammensetzung der Kreise, in die er eingeführt wird, den irrtümlichen Schluß ziehen, der Deutsch-Amerikaner sei durchschnittlich recht ungebildet. Er vergißt eben, daß er in Deutschland stets nur mit Gleichgestellten und Gleichgesinnten verkehrt hat, in Amerika aber fast immer mit den Vertretern verschiedener Schichten gleichzeitig zusammenkommt.

Wer den Deutsch-Amerikaner richtig beurteilen will, darf ferner niemals aus dem Auge lassen, daß er von zwei verschiedenen Seiten, die sich in vieler Beziehung schroff gegenüber stehen, gleichzeitig beeinflußt wird. Er kommt als ganzer Deutscher nach Amerika und empfindet alles Amerikanische nicht nur als neu und andersartig, sondern auch als fremd und häufig sogar als abstoßend. Je nach seiner Veranlagung lernt er langsamer oder schneller manches, das ihn zuerst abgestoßen hat, schätzen. Es erscheint ihm bald ebenso gut wie das Gewöhnte, in vielen Fällen sogar besser. Nur wenige Eingewanderte bleiben bis zu ihrem Lebensende so ganz deutsch, daß sie nichts, was amerikanisch ist, als wertvoll oder ebenbürtig anerkennen; ebensowenige amerikanisieren sich so gründlich, daß sie mit Verachtung auf alles Deutsche blicken und wohl gar versuchen, ihre Herkunft zu verleugnen. Die große Masse, und sie ist natürlich ausschlaggebend, versucht ganz unbewußt, sich von beiden Seiten das anzueignen, was ihr am wertvollsten und angenehmsten scheint. Daß sie dabei Mißgriffe macht und durch Mangel an Urteilsfähigkeit manche gute Eigenschaft verliert, um andere, weit weniger wünschenswerte anzunehmen, ist unzweifelhaft wahr. Aber es ist kaum anzunehmen, daß der Deutsch-Amerikaner, im ganzen genommen, dabei viel verliert; denn er tauscht auf der anderen Seite wieder gute amerikanische Eigenschaften und Gewohnheiten gegen anfechtbare deutsche ein. Das Produkt dieses Austausches mag demjenigen eigentümlich und sogar minderwertig erscheinen, welcher es mit dem Vorurteil der einen Partei betrachtet, es wird aber, als Ganzes betrachtet, ebensoviele Vorzüge aufweisen, wie jeder der Teile, von dem es etwas genommen hat, aber allerdings auch ebensoviele Fehler. Das wird auch jeder einsichtige Deutsch-Amerikaner bereitwillig zugestehen, was auf einen seiner großen Vorzüge vor seinen Verwandten im alten Vaterlande hinweist: das Gefühl der eigenen Überlegenheit, wie es in Deutschland sich äußert, ist ihm durch den Einfluß

seiner amerikanischen Mitbürger verloren gegangen. Natürlich besitzt jedes Volk ein stark entwickeltes Selbstbewußtsein, aber nirgends erstreckt sich dieses so auf alle Gebiete und macht sich in einer so ausgesprochenen Nichtachtung der Meinung des anderen bemerkbar, wie in Deutschland. Dem Eingewanderten erscheint es zuerst wunderlich, wenn er sieht, wie Leute, die sich auf politischem Gebiete mit der größten Erbitterung bekämpfen, freundschaftlich mit einander verkehren und dies auch auf ihre Familien ausdehnen, daß eben politische Ansichten niemals das Privatleben beeinflussen. Mit der Zeit lernt er diese Erscheinung dadurch zu erklären, daß in Amerika das Recht zur eigenen Meinung ohne Vorbehalt oder Einschränkung anerkannt wird, daß man die Meinung eines anderen nur auf dem Felde, auf das sie sich bezieht, bekämpft, und daß Meinungsverschiedenheiten in keiner anderen Beziehung einen störenden oder trennenden Einfluß ausüben können. Er lernt also, die Person von der Sache zu trennen, und versteht, daß man in der Politik den Erfolg eines Kandidaten nicht seiner Persönlichkeit und seiner persönlichen Eigenschaften wegen zu verhindern sucht, sondern lediglich, weil man die von ihm vertretene Sache oder Meinung bekämpft. Der Kandidat selbst betrachtet ja auch die gegen ihn gerichteten Angriffe seiner politischen Gegner als etwas ganz Selbstverständliches und vergißt sie, sobald der Wahlkampf entschieden ist. Davon gibt es Ausnahmen, die aber nur die Regel bestätigen. Wenn aber jemand, der über Amerika oder über die Deutsch-Amerikaner urteilt, persönliche Gehässigkeit an den Tag legt, so beweist er, daß er viel zu wenig Verständnis für amerikanische Denkweise besitzt, um zu einem Urteil berechtigt zu sein.

In einer Beziehung muß der Deutsche, der sich entschlossen hat, die Vereinigten Staaten zu seiner Heimat zu machen, sich natürlich so schnell wie möglich amerikanisieren, nämlich in politischer. Er kann schon aus offen zu Tage liegenden, praktischen Rücksichten nicht deutscher Untertan bleiben. Wer seiner Militärpflicht noch nicht völlig genügt hat, kann das von Amerika aus nicht nachholen, er muß also aus dem Untertanenverbande scheiden, um sich nicht der Bestrafung auszusetzen. Im besten Falle müßte er seine Kinder amerikanische Bürger werden lassen, da sie sonst genötigt sein würden, in Deutschland zu dienen. Letzteres ist ein Ding der Unmöglichkeit, nicht nur, weil die Mittel dazu fehlen, sondern auch, weil für einen in Amerika erzogenen Jüngling der Dienst im deutschen Heere ein Märtyrertum sein würde. Die Gesetze des Deutschen Reiches machen es also dem Deutschen in Amerika fast unmöglich, für sich und seine Nachkommen die Zugehörigkeit zum Reiche aufrecht zu er-

halten. Er muß also notgedrungen „abtrünnig" werden, wie sich einige seiner Kritiker auszudrücken pflegen.

Er braucht aber gar nicht dazu getrieben zu werden. Er würde das amerikanische Bürgerrecht auch erwerben, wenn keine zwingenden Gründe vorlägen. So wenig es ihm anfänglich in Amerika gefallen mag, so schwere Kämpfe er vielleicht durchzumachen hat, er kommt schließlich doch zu der Erkenntnis, daß er durch die Auswanderung aus Deutschland manches verloren, aber auch recht viel gewonnen hat. Er genießt eine Bewegungsfreiheit, wie er sie daheim nicht gekannt hat, und er kann Jahrzehnte leben, ohne jemals mit den Behörden in irgend welche Berührung zu kommen. Er kann sich seinen eigenen Freundeskreis suchen und braucht nicht zu fragen, ob sein Umgang standesgemäß ist oder ob er seines Berufes wegen vielleicht aus einem Kreise, der ihm behagt, gestoßen zu werden befürchten muß. Er kommt materiell vorwärts, es geht ihm besser, als es ihm im alten Vaterlande ging, und er kommt weiter, als die Freunde, die er in gleichen Verhältnissen zurückließ. Das ist im großen ganzen unzweifelhaft der Fall, wenn auch der weniger Befähigte in Amerika rücksichtslos zu Boden geworfen wird.

Weshalb soll es dem Deutschen, der in Amerika eine zweite Heimat gefunden hat, schwer werden, sich ihr ganz und auf immer anzuschließen? An das deutsche Vaterland knüpfen ihn die Erinnerungen der Kindheit und der Jugend, aber er hat auch nicht vergessen, daß jeder seiner Schritte überwacht wurde, daß sein freier Wille nur in der Einbildung vorhanden war, daß tausend Vorschriften und Regeln seine Bewegungsfreiheit in Fesseln schlugen, und daß die Hoffnung, aus der Kaste, in die er geboren, sich herauszuarbeiten, eine höchst schwache war. Hier in Amerika fragt ihn kein Mensch, aus was für einer Familie er stamme und was sein Herr Vater gewesen. Was und wie er selber ist und was er zu vollbringen vermag, entscheidet allein über das Ansehen, das er genießt. Er ist im vollsten Maße seines Glückes Schmied und wird durch seine Herkunft weder geschädigt noch gefördert. Er ist jedem anderen Bewohner der Union ebenbürtig vor dem Gesetz, wenigstens in der Theorie, aber auch in der Praxis in dem Maße, in dem es unter Menschen möglich ist, die ebensoviele menschliche Schwächen haben, wie die Bewohner anderer Länder.

Mit der Zeit gefällt es also dem Eingewanderten hier und er empfindet auch ein gewisses Gefühl der Dankbarkeit für die Chancen, die ihm das alte Vaterland versagt, das neue aber willig gegeben hat, ohne irgend welche Bedingungen zu stellen. Als guter Deutscher will er auch

Pflichten übernehmen, und so wird er amerikanischer Bürger. Seine Beweggründe sind aber nicht ausschließlich sentimentaler Art, denn er hat ja auch schon gelernt, daß ihm das Bürgerrecht in vielfacher Weise von Nutzen sein kann. Gewisse Vorrechte bringt es mit sich, die er nicht entbehren möchte, und er hat auch gefühlt, daß er sich wenig Einfluß verschaffen kann, solange er es nicht besitzt. An der Politik möchte er sich auch beteiligen, vielleicht um persönliche Vorteile zu erringen, in den meisten Fällen aber, weil er bei der Bekämpfung der vielen Schäden, die er erkannt hat, mithelfen möchte.

Keineswegs aber verschafft der Deutsch-Amerikaner nur sich selbst Vorteile, wenn er amerikanischer Bürger wird. Er liefert der Union dadurch einen Bestandteil, der für sie von höchstem Werte ist, wie später, wenn wir von dem Einfluß der Deutschen in der Politik reden, gezeigt werden wird. Er leistet aber seinem alten Vaterlande, dem Deutschen Reiche, einen noch viel größeren Dienst. In politischer Beziehung, weil das Vorhandensein von Millionen deutscher Untertanen als eine ernste Gefahr für den amerikanischen Staatskörper betrachtet werden und daher zu scharfen Maßregeln gegen diese und zu bitterem Haß gegen Deuschland führen müßte. In jeder anderen Beziehung, weil derjenige, welcher nur Gast und Fremdling bleibt, in keiner Weise Einfluß ausüben kann. Durch ihre Vereinigung mit dem amerikanischen Volke mögen die Deutsch-Amerikaner manches verlieren, aber sie gewinnen hundertfältig, weniger an Eigenschaften, die sie annehmen, als dadurch, daß sie ihren, also deutschen Anschauungen und Gewohnheiten Anerkennung in immer weiteren Kreisen verschaffen. Sie nützen dadurch ihrem alten Vaterlande sogar in höherem Grade als sich selbst, weil das deutsche Volk weder etwas verliert, noch zu kämpfen hat, vielmehr erntet, was die Deutsch-Amerikaner gesät haben. Immer wieder muß daher, in der schärfsten Weise, betont werden, daß die Deutsch-Amerikaner sich selbst immer noch viel weniger schaden würden, wenn sie deutsche Untertanen blieben, als dem Deutschen Reiche.

Der politische Einfluß der Deutsch-Amerikaner wird vielfach unterschätzt, weil er nicht durch die Erwählung von Deutschen zu hohen Ämtern sichtbar wird. Wenn Professor Julius Goebel sagt: „Was bedeuten die paar Deutschen, die in den Kongreß gewählt worden sind?“, so hat er vollständig recht, wenn er ihre Bedeutung sehr gering anschlägt, aber er macht den doppelten Fehler, daß er diesen Mangel an Deutschen in hohen Stellungen den Deutsch-Amerikanern zum Vorwurf macht, und daß er deren Einfluß nach der Zahl der Ämter, die sie erlangt haben, berechnen will. Ich führe hier Herrn Professor Goebel nicht an, um

sein Buch anzugreifen, das vieles Wahre enthält, sondern weil er einer weit verbreiteten und auch von Deutsch-Amerikanern häufig geäußerten Ansicht Ausdruck gegeben hat, welche widerlegt werden muß. Die Gründe für die Erscheinung, daß so wenige Deutsche in der Union zu hohen politischen Stellungen gelangen, sind so zahlreich und liegen eigentlich so klar auf der Hand, daß es überraschen muß, wenn sie immer noch falsch verstanden werden. Zunächst fehlt es dem Deutschen an der politischen Erziehung, welche bei der bis ins kleinste Detail sorgfältig ausgearbeiteten Organisation der politischen Parteien unumgänglich notwendig ist. Der junge Amerikaner betreibt Politik von Kindesbeinen an, und wenn er mit der Majorennität das Stimmrecht erlangt, so weiß er nicht nur schon, wie Erfolge in der Politik zu erringen sind, sondern besitzt auch eine vollständige Kenntnis aller parlamentarischen Regeln und Kniffe. Er weiß sich nicht nur in der Organisation Gehör zu verschaffen, sondern auch, was für seine Zukunft viel wichtiger ist, sich dem Willen anderer unterzuordnen und den Sieg der Partei über den seiner eigenen Ansichten zu setzen. Kurzum, er zögert nicht, in der Partei, der er sich angeschlossen hat, unterzugehen und sich seiner selbständigen Meinung zu begeben. Das stellt ihn, soweit praktischer Erfolg in Betracht kommt, nämlich die Erlangung von einflußreichen oder erträglichen Ämtern, weit über den Deutsch-Amerikaner, dagegen tief unter ihn, was Förderung der wirklichen Interessen des Landes betrifft. Gerade die Unfähigkeit des Deutschen, sich dem despotischen Parteigetriebe zu unterwerfen, erhöht seinen Wert und seinen Einfluß, wie gleich gezeigt werden wird.

Der Deutsche unterliegt in der sogenannten praktischen Politik, die sich nur mit der Erreichung unmittelbarer Erfolge und der Erlangung von Ämtern beschäftigt, dem Amerikaner und Irländer, weil er weder so kühl berechnen kann, noch imstande ist, andere Menschen einzig und allein als seine Werkzeuge zu betrachten und daher ohne Rücksicht auf ihr ferneres Wohl fallen zu lassen, wenn sie ihm nicht mehr von Nutzen sind. Die praktische amerikanische Politik ist ein grausames Handwerk, zu dem ein Herz gehört, das hart sein kann. Ferner fehlt dem Deutschen die Ruhe, die den gewerbsmäßigen Politiker befähigt, jedes äußere Zeichen von Erregung zu unterdrücken, und die Schweigsamkeit, die ein noch notwendigeres Werkzeug ist. Seine stark ausgeprägte Gerechtigkeitsliebe steht ihm hindernd im Wege, und viele unschöne Eigenschaften, die bei der praktischen Politik notwendig sind, besitzt er glücklicherweise nicht.

Der eigentliche Grund für die unleugbare Tatsache, daß nur verschwindend wenige Deutsche in den Vereinigten Staaten hohe Stellungen

erlangt haben, ist aber ein sehr einfacher und ganz natürlicher. Wer eine leitende Rolle in der Politik eines Landes spielen will, muß seine Sprache vollständig beherrschen. In einem Lande, in dem so viel und so gut geredet wird, ist das doppelt notwendig. Es genügt nicht, gut und richtig englisch sprechen und schreiben zu können, es ist vielmehr notwendig, die Sprache sich so ganz zu eigen gemacht zu haben, daß man nicht nur ohne Vorbereitung und unerwartet eine gute Rede halten, sondern auch schlagfertig in eine Debatte eingreifen kann. Wenn man sich einmal die Frage vorlegt, wieviele Deutsche das in ihrer eigenen Muttersprache können, so wird man es wohl ganz natürlich finden, daß es nur sehr wenige, ja verschwindend einzelne in einer Sprache zu tun vermögen, die sie erst in reifem Alter erlernt haben. Man stelle sich doch nur einen deutschen Reichstagsabgeordneten oder Minister vor, der die deutsche Sprache mangelhaft spricht und einer stürmischen Debatte stumm zuhören muß, weil er die Worte für die Erwiderungen, welche seine Intelligenz als die richtigen erkennt, nicht finden kann. Der Deutsch-Amerikaner, der eine große Rolle in der Politik spielen will, muß also zwei lebende Sprachen und deren Sinn vollständig bemeistert haben. Wieviele Menschen gibt es aber, die auch nur eine Sprache in dieser Weise beherrschen?

Der politische Einfluß der Deutsch-Amerikaner ist aber nicht weniger bedeutend, weil er nicht an der Oberfläche liegt, er ist im Gegenteil um so stärker. Der Deutsche kann nicht, wie der Ire, dadurch für eine Partei gewonnen werden, daß man einigen seiner Führer Ämter gibt oder in Aussicht stellt. Eigentliche politische Führer des Deutschtums in den Vereinigten Staaten gibt es überhaupt nicht. Der Deutsch-Amerikaner ist auf seine politische Unabhängigkeit, die er ja als ein neues Gut schätzt, so eifersüchtig, daß er gegen alle, welche sich zu Führern und Beratern aufwerfen möchten, tiefes Mißtrauen empfindet. Männer, die kraft ihrer Persönlichkeit und ihrer Taten wirklich großen Einfluß auf die politische Handlungsweise der Deutschen ausübten, wie Carl Schurz und Oswald Ottendorfer, haben niemals behauptet, daß sie die amerikanischen Bürger deutscher Abstammung geschlossen für oder wider eine Partei führen könnten. Sie wußten es besser, sie kannten den trotzigen Unabhängigkeitssinn ihrer Landsleute und begingen niemals den Fehler, den Amerikanern gegenüber zu behaupten, sie könnten über alle oder einen Teil der deutschen Stimmen verfügen. Sie unterschieden sich dadurch in wohltätigster Weise von anderen Deutschen, die auch vorhanden sind und die sich durch Ehrgeiz und Eitelkeit verleiten lassen, die Rolle von Führern zu beanspruchen. Manchen von ihnen gelingt es, amerikanische Politiker zeitweise über ihre

Bedeutung zu täuschen, aber ihr Ansehen schwindet meist sehr schnell. Trotz aller Bemühungen ist es nämlich nicht möglich, deutsche politische Organisationen dauernd zu erhalten. Die permanenten Organisationen dieser Art sind fast ohne Ausnahme bedeutungslos; sie bilden Anhängsel der großen politischen Parteien und haben nur den Zweck, hin und wieder ein kleines Amtchen für ein Mitglied zu ergattern. Nur diejenigen deutschen Organisationen üben Einfluß aus und erzielen wertvolle Wirkungen, welche für einen bestimmten Zweck gegründet und nur für diesen benützt werden. Ein Beispiel dafür bietet die Cleveland-Liga des Jahres 1892, die wertvolle Dienste für die Erwählung Grover Clevelands leistete, aber nach Erreichung ihres Zieles, trotz der größten Anstrengungen einiger Führer, zerbröckelte und bald ganz verschwand.

Da nun aber das ganze Streben des amerikanischen Berufspolitikers sich darauf richtet, alle Wähler in Organisationen zu sammeln, welche fest zusammenhalten und den Befehlen der Führer folgen, so sind ihm alle Elemente, die stark entwickelten Unabhängigkeitssinn besitzen und sich nicht freiwillig der eigenen Meinung begeben, höchst unangenehm. Mehr als das: er fürchtet sie, weil er stets mit der Möglichkeit rechnen muß, daß sie seine fein konstruierten Kreise zerstören werden. Sobald man sich aber gefürchtet machen kann, besitzt man auch Einfluß. Der nach Macht strebende Politiker, der von seiner Organisation nicht genügend anerkannt wird, erzwingt sich Berücksichtigung, indem er im geeigneten Augenblick mit Rebellion droht. Noch stärker als er ist derjenige, welcher für die Organisation überhaupt nur dann zu haben ist, wenn diese seine Ansichten vertritt, sich aber durch keine Versprechungen oder Vorspiegelungen seine Unabhängigkeit nehmen läßt. Das ist die Stellung, welche die überwältigende Mehrheit der Deutsch-Amerikaner einnimmt. Es versteht sich von selbst, daß auch die deutschen Wähler durch die Parteien beeinflußt werden und manche von ihnen sich einer politischen Organisation auf Wohl und Wehe anschließen, aber die meisten stimmen doch nur solange mit einer Partei, wie sie ihre Grundsätze verficht und vertritt. Wenn das nicht mehr der Fall ist, mögen die Deutschen noch eine Weile bei der Partei verharren, sobald sich aber eine Gelegenheit bietet, treten sie aus. So schlossen sie sich in Massen der republikanischen Partei an, als diese gegründet wurde, um für Abschaffung der Sklaverei zu wirken; so wendeten sie sich der demokratischen Partei zu, als die republikanische nach der zweimaligen Präsidentschaft Grants das Vertrauen des Volkes nicht mehr verdiente, und so kehrten sie zur republikanischen Partei zurück, als die demokratische sich dem Silberschwindel in die Arme warf. Bei

der bedeutenden Stimmenmasse, über welche das Deutschtum verfügt, ist es daher selbstverständlich, daß die Parteiführer auf die Wünsche der Deutschen Rücksicht nehmen, wenn immer das möglich ist. Es soll keineswegs behauptet werden, daß diese Tatsache stets gute Folgen gehabt hat, aber meistens ist es der Fall gewesen. Selten tritt eine Partei in einen wichtigen Wahlkampf ein, ohne die Stimmung unter den Deutschen zu sondieren und bei der Abfassung der Prinzipienerklärung, wie bei der Aufstellung von Kandidaten zu berücksichtigen. Wenn die Behauptung aufgestellt wird, der amerikanische Politiker trete dem Deutschen nur dann freundlich gegenüber, wenn er seine Stimme haben wolle, behandele ihn nach der Wahl aber wieder mit Geringschätzung, so ist das nicht ganz unrichtig. Dafür verdient der Deutsche indessen keinen Tadel, denn es beweist, daß er von dem amerikanischen Berufspolitiker gefürchtet und gehaßt wird, und das ist ein glänzendes Ehrenzeugnis für den Gegenstand des Hasses. Es geht auch nicht nur den Deutschen so, sondern allen Elementen, welche sich ihre Unabhängigkeit nicht rauben lassen und sich den politischen Maschinen nicht fügen.

Der politische Einfluß der Deutsch-Amerikaner ist ganz bedeutend größer, als dem Beobachter erscheinen mag. Er zeigt sich nicht in der Ernennung oder Erwählung vieler Deutschen zu hohen Ämtern — obgleich sich auch das häufig genug ereignet —, weil ungenügende Beherrschung der Landessprache, Temperament, geschäftliche Solidität und Behutsamkeit die meisten Deutschen abhalten, sich ganz oder überwiegend der in Amerika einem Hazardspiel gleichenden Politik zu widmen. Er ist aber sichtbar in allen politischen Bewegungen, welche einen ethischen Hintergrund haben, und in der Rücksichtnahme auf die Wünsche und Ansichten der Deutschen seitens der Berufspolitiker.

Wenn die Deutsch-Amerikaner aber auch ihre Nationalität aufgeben, so halten sie doch zäh an ihrer Sprache fest. Diese Behauptung ist richtig, so häufig sie auch bestritten worden ist. Nur muß man auch hier wieder die Schwierigkeiten berücksichtigen, welche zu überwinden sind, und demgemäß urteilen. Zunächst darf nicht vergessen werden, daß ein großer Teil der Einwanderer die eigene Sprache nicht vollständig beherrscht. Unter den Gebildeten sind viele, deren Deutsch durch übermäßiges Studium der klassischen Sprachen ungünstig beeinflußt worden ist; von den weniger Gebildeten gebieten die meisten über einen geringen Wortschatz und noch geringere Fähigkeit, sich mit Klarheit und Geschick auszudrücken. Es ist daher eine ganz natürliche Erscheinung, wenn der Deutsch-Amerikaner seinen Wortschatz durch englische Ausdrücke ergänzt. In vielen Fällen,

besonders im Geschäftsleben, ist dies unumgänglich, weil deutsche Wörter für Begriffe fehlen, die bezeichnet werden müssen. Man kann sich nicht damit behelfen, deutsche Ausdrücke zu verwenden, welche dem Sinne der englischen Bezeichnung nahe kommen, sich aber nicht vollständig mit ihr decken, weil man dann nicht genau verstanden werden würde. Man muß also wohl oder übel die englischen Wörter verwenden. Die weitere Unsitte, englische Wörter gewohnheitsmäßig im Gespräch zu verwenden, weil man sich mit ihrer Hilfe bequemer und präziser auszudrücken vermag, kann natürlich nicht verteidigt werden, aber erklärlich und entschuldbar ist sie vielleicht doch. Die Versuchung ist so groß, daß jeder andere Volksstamm ihr unter ähnlichen Verhältnissen unterliegen würde.

Es kann gar nicht scharf genug betont werden, daß die englische Sprache, trotz ihrer fürchterlichen Orthographie und Aussprache, für den täglichen Gebrauch unendlich viel bequemer ist, als die deutsche. Man kann sich prägnanter ausdrücken und mit weniger Worten viel mehr sagen. Wer sie einmal erlernt hat, wird das ohne Vorbehalt zugeben. Ich scheue mich nicht, die Ansicht auszusprechen, daß derjenige, welcher beide Sprachen vollständig beherrscht und nicht durch andere Rücksichten beeinflußt ist, sich stets der englischen bedienen wird, wenn nicht schwerwiegende Gründe dagegen sprechen. Da nun so ziemlich jeder Deutsch-Amerikaner, der nicht auf der untersten Stufe stehen bleiben will, genötigt ist, englisch zu lernen, so empfindet er diesen Vorzug sehr bald und es darf ihm kaum ein Vorwurf gemacht werden, wenn er ihn nach Kräften verwertet. Außerdem kann auch nicht bestritten werden, daß durchaus nicht alle Menschen die Fähigkeit besitzen, zwei Sprachen zu bemeistern. Vielmehr beherrschen die meisten Menschen nicht einmal eine einzige Sprache bis zu einem hohen Grad der Vollkommenheit, und der Prozentsatz, der imstande ist, zwei oder mehrere Sprachen zu erlernen und unabhängig von einander zu benützen, ist keineswegs groß. (Auch hier muß daran erinnert werden, daß nicht alle Deutsch-Amerikaner den Klassen angehören, die man in Deutschland die gebildeten nennt.) Ist also ein Mensch in reiferem Alter gezwungen, eine zweite Sprache zu erlernen und diese fortwährend zu gebrauchen, so ist es fast unausbleiblich, daß seine Beherrschung der Muttersprache darunter leidet. Sehr viele Deutsch-Amerikaner müssen bei der Ausübung ihres Berufs englisch sprechen und können ihr Deutsch nur in der Erholungszeit pflegen, ja auch dann nicht immer, denn sie wollen doch mit Amerikanern verkehren und Theater und andere Plätze besuchen, wo englisch gesprochen wird, und sie müssen das sogar tun, denn die Kenntnis der englischen Sprache ist eine der

wichtigsten Vorbedingungen zum Erfolg. Daß unter solchen Verhältnissen die deutsche Sprache leidet, ist begreiflich und eigentlich ganz natürlich.

Noch ein Punkt muß berührt werden. Die Kinder der eingewanderten Deutschen lernen die englische Sprache, sobald sie mit anderen Kindern in Berührung kommen. Selbst wenn sie in der Familie nur deutsch gelernt und in den ersten Jahren nur mit deutschen Kindern gespielt haben, sprechen sie doch englisch, sobald sie durch den Schulbesuch mit Kindern in Berührung kommen, welche nur diese Sprache verstehen. Nur in wenigen Städten wird in den Volksschulen, welche freien Unterricht gewähren, die deutsche Sprache gründlich gelehrt, in einigen anderen wird sie nebenbei betrieben, in den meisten steht sie überhaupt nicht auf dem Lehrplan. Auch in den Privatschulen, die besondere Rücksicht auf deutsche Kinder nehmen, ist die englische Sprache der wichtigste Lehrgegenstand, und diese Schulen kommen überhaupt kaum in Betracht, da sie ihres hohen Preises wegen nur von einem winzigen Prozentsatz benützt werden können. Das Kind lernt unter diesen Umständen bald erkennen, daß die Erlernung der deutschen Sprache von den meisten seiner Gespielen nicht als eine Notwendigkeit betrachtet wird und daß es durch den deutschen Unterricht seinen Genossen gegenüber in dem, was ihm am wichtigsten scheint, nämlich in der Gelegenheit zum Spiel, benachteiligt wird. Selbst der gewissenhafteste Vater wird bei seinen Kindern, besonders den Knaben, gelegentlich auf Widerwillen und sogar Haß gegen die deutsche Sprache stoßen, weil das Kind ja nur die Mehrbelastung empfindet und den Wert erworbener Kenntnisse noch nicht zu schätzen weiß. Der Weg, solche Denkungsart zu überwinden, ist kein leichter, und die Bemühungen der Deutsch-Amerikaner, ihren Kindern nicht nur die deutsche Sprache, sondern auch Verständnis und Liebe für deutsche Geistesschöpfungen einzuflößen, bilden eine lange und ununterbrochene Kette von mühevollen und oft genug bitteren Kämpfen.

Trotz dieser widrigen Umstände bewahren sich die Deutschen in Amerika ihre Muttersprache. Sie sehen nicht gelassen zu, wie sie langsam verschwindet, sondern sind unablässig bemüht, sie zu verbreiten. Sie kämpfen unermüdlich für die Einführung und Verbesserung des deutschen Unterrichts in den Volksschulen und lassen sich dabei von keinen Enttäuschungen und Niederlagen entmutigen. Obwohl infolge der geringen deutschen Einwanderung in der letzten Dekade heute wahrscheinlich weniger Deutsche in New York wohnen, als vor zehn und zwanzig Jahren, hört man jetzt auf den Straßen, in den Restaurants und Theatern der Stadt mehr deutsch sprechen als damals. Zum Teil mag der Grund für diese

Erscheinung in dem Umstande zu suchen sein, daß die Deutschen nicht mehr eng zusammengedrängt in einem Stadtviertel wohnen, sondern über die ganze Stadt verbreitet sind, aber diese Erklärung genügt nicht. Der Deutsch-Amerikaner hat viel mehr Selbstbewußtsein als früher, er scheut sich nicht, seine Herkunft einzugestehen, und er blickt zu den Amerikanern nicht mehr empor, sondern ist bereit, seine Gleichberechtigung zu betonen. Die unter den Amerikanern weit verbreitete Ansicht, die Kenntnis der englischen Sprache mache den Menschen zu einem höheren Wesen, und wer sie nicht besitze, dürfe über die Achsel angesehen werden, ist er bereit zu bekämpfen, wenn er durch sie empfindlich gekränkt wird, unter allen Umständen aber als lächerlich und als ein Zeichen von Unwissenheit zu betrachten.

Sichtbare Beweise für das Streben, der deutschen Sprache Anerkennung zu verschaffen, sind in Hülle und Fülle vorhanden; zahlreiche Vereine sind ganz dieser Aufgabe gewidmet, andere, deren Ziele die Pflege des Gesanges, der Turnerei, des Schützenwesens usw. sind, nehmen kräftig daran teil. Die Sucht, Vereine zu gründen und in ihnen eine Rolle zu spielen, artet freilich manchmal aus und wird zur mit Recht verspotteten Vereinsmeierei. Aber trotz aller Auswüchse dient gerade das ausgedehnte Vereinswesen dazu, die Deutschen zusammen zu halten. Es bildet die wirksamste Stütze in dem Bemühen, die deutsche Sprache und deutsche Eigenschaften zu bewahren. Man muß beachten, daß in einem Lande mit demokratischen Institutionen, in dem stets die Majorität entscheidet, der einzelne nichts bedeutet, wenn er allein steht. Er kann nur dann etwas erreichen, wenn er eine zahlreiche Gefolgschaft hinter sich hat. Deshalb ist der Einfluß derjenigen, welche sich aus eigener Kraft zu Führern aufwerfen wollten, stets unbedeutend geblieben. Die eigene Bedeutung genügt nicht, die Anerkennung und Zustimmung der Massen muß vorhanden sein. Für die Deutsch-Amerikaner gilt das in besonders hohem Maße, weil sie, wie schon erwähnt worden ist, auf ihre neu erworbene politische Unabhängigkeit besonders stolz und eifersüchtig sind. Auch Carl Schurz wurde ein Führer, weil er in den unruhigen Zeiten vor dem Bürgerkriege der Wortführer der Deutschen des Westens war, und nicht immer ist die große Masse der Deutschen seinem Rufe gefolgt. Weder ihm, noch dem Deutschtum kann daraus ein Vorwurf gemacht werden, das Beispiel soll nur beweisen, daß die Ansichten und Handlungen einzelner Persönlichkeiten, auch wenn deren Bedeutung allgemein anerkannt wird, nicht maßgebend sind und keine Wirkungen hervorrufen können, solange nicht ein erheblicher Teil des Volkes dafür gewonnen ist.

Aus diesen Gründen ist es für die Deutschen in Amerika durchaus notwendig, sich in Organisationen zu vereinen. Sie tun das nicht nur, um in engem Verkehr mit den Landsleuten zu bleiben, obgleich dieser Wunsch häufig den ersten Anstoß zur Gründung eines Vereins liefert. Sie müssen es tun, um sich Geltung zu verschaffen und ihren Bestrebungen zum Erfolge zu verhelfen. In einem Lande, in dem nur die Organisation etwas gilt und Einfluß ausüben kann, wo der Träger eines Gedankens nie allein vor die Öffentlichkeit tritt, sondern sich zunächst eine möglichst starke Gefolgschaft wirbt, kann die völlige Vernichtung einer Idee oder einer Eigenschaft, ja sogar die einer bereits vorhandenen Einrichtung nur verhindert werden, wenn sich alle Gleichgesinnten zu ihrer Erhaltung zusammenschließen. (Schluß folgt.)

Bücherschau.

Adolf Bartels, Geschichte der deutschen Literatur. 3. u. 4. Aufl. 2 Bde. Leipzig, Ed. Avenarius. 687 u. 720 S.

Es ist doch immerhin ein gutes Zeichen vom Geschmack und der Sicherheit unseres Lesepublikums, daß von dem großen Werke Adolf Bartels' in 2 Jahren 5000 Exemplare abgesetzt werden konnten, trotz der „vernichtenden" Kritik bestimmter Gruppen von Gegnern. Jetzt erscheint eine neue Auflage, nicht wesentlich verändert, aber überall gebessert und gefeilt; ein 3. Band soll mit genauen Lebensangaben und Büchernachrichten als „Handbuch zur Geschichte der deutschen Literatur" das ganze Werk zu einem Ganzen runden. Vom Inhalt und vom Wesen des Buches brauchen wir hier nicht zu reden. Wir freuen uns sehr, daß es wieder auf den Markt getreten ist, mutig und unerschrocken und doch ruhig abwägend und urteilend, ein gutes und klares Buch, das nicht nur trefflich belehrt, sondern auch erzieht, von nationalem Empfinden durchweht und von straffem nationalen Denken bestimmt und in seinen Maßstäben geleitet. Möge es weiterhin mit vollem Erfolge seinen Weg machen in der Förderung und Klärung von Urteil und Geschmack in Dingen der deutschen Literatur! O. H.

Erscheinung in dem Umstande zu suchen sein, daß die Deutschen nicht mehr eng zusammengedrängt in einem Stadtviertel wohnen, sondern über die ganze Stadt verbreitet sind, aber diese Erklärung genügt nicht. Der Deutsch-Amerikaner hat viel mehr Selbstbewußtsein als früher, er scheut sich nicht, seine Herkunft einzugestehen, und er blickt zu den Amerikanern nicht mehr empor, sondern ist bereit, seine Gleichberechtigung zu betonen. Die unter den Amerikanern weit verbreitete Ansicht, die Kenntnis der englischen Sprache mache den Menschen zu einem höheren Wesen, und wer sie nicht besitze, dürfe über die Achsel angesehen werden, ist er bereit zu bekämpfen, wenn er durch sie empfindlich gekränkt wird, unter allen Umständen aber als lächerlich und als ein Zeichen von Unwissenheit zu betrachten.

Sichtbare Beweise für das Streben, der deutschen Sprache Anerkennung zu verschaffen, sind in Hülle und Fülle vorhanden; zahlreiche Vereine sind ganz dieser Aufgabe gewidmet, andere, deren Ziele die Pflege des Gesanges, der Turnerei, des Schützenwesens usw. sind, nehmen kräftig daran teil. Die Sucht, Vereine zu gründen und in ihnen eine Rolle zu spielen, artet freilich manchmal aus und wird zur mit Recht verspotteten Vereinsmeierei. Aber trotz aller Auswüchse dient gerade das ausgedehnte Vereinswesen dazu, die Deutschen zusammen zu halten. Es bildet die wirksamste Stütze in dem Bemühen, die deutsche Sprache und deutsche Eigenschaften zu bewahren. Man muß beachten, daß in einem Lande mit demokratischen Institutionen, in dem stets die Majorität entscheidet, der einzelne nichts bedeutet, wenn er allein steht. Er kann nur dann etwas erreichen, wenn er eine zahlreiche Gefolgschaft hinter sich hat. Deshalb ist der Einfluß derjenigen, welche sich aus eigener Kraft zu Führern aufwerfen wollten, stets unbedeutend geblieben. Die eigene Bedeutung genügt nicht, die Anerkennung und Zustimmung der Massen muß vorhanden sein. Für die Deutsch-Amerikaner gilt das in besonders hohem Maße, weil sie, wie schon erwähnt worden ist, auf ihre neu erworbene politische Unabhängigkeit besonders stolz und eifersüchtig sind. Auch Carl Schurz wurde ein Führer, weil er in den unruhigen Zeiten vor dem Bürgerkriege der Wortführer der Deutschen des Westens war, und nicht immer ist die große Masse der Deutschen seinem Rufe gefolgt. Weder ihm, noch dem Deutschtum kann daraus ein Vorwurf gemacht werden, das Beispiel soll nur beweisen, daß die Ansichten und Handlungen einzelner Persönlichkeiten, auch wenn deren Bedeutung allgemein anerkannt wird, nicht maßgebend sind und keine Wirkungen hervorrufen können, solange nicht ein erheblicher Teil des Volkes dafür gewonnen ist.

Aus diesen Gründen ist es für die Deutschen in Amerika durchaus notwendig, sich in Organisationen zu vereinen. Sie tun das nicht nur, um in engem Verkehr mit den Landsleuten zu bleiben, obgleich dieser Wunsch häufig den ersten Anstoß zur Gründung eines Vereins liefert. Sie müssen es tun, um sich Geltung zu verschaffen und ihren Bestrebungen zum Erfolge zu verhelfen. In einem Lande, in dem nur die Organisation etwas gilt und Einfluß ausüben kann, wo der Träger eines Gedankens nie allein vor die Öffentlichkeit tritt, sondern sich zunächst eine möglichst starke Gefolgschaft wirbt, kann die völlige Vernichtung einer Idee oder einer Eigenschaft, ja sogar die einer bereits vorhandenen Einrichtung nur verhindert werden, wenn sich alle Gleichgesinnten zu ihrer Erhaltung zusammenschließen. (Schluß folgt.)

Bücherschau.

Adolf Bartels, Geschichte der deutschen Literatur. 3. u. 4. Aufl. 2 Bde. Leipzig, Ed. Avenarius. 687 u. 720 S.

Es ist doch immerhin ein gutes Zeichen vom Geschmack und der Sicherheit unseres Lesepublikums, daß von dem großen Werke Adolf Bartels' in 2 Jahren 5000 Exemplare abgesetzt werden konnten, trotz der „vernichtenden" Kritik bestimmter Gruppen von Gegnern. Jetzt erscheint eine neue Auflage, nicht wesentlich verändert, aber überall gebessert und gefeilt; ein 3. Band soll mit genauen Lebensangaben und Büchernachrichten als „Handbuch zur Geschichte der deutschen Literatur" das ganze Werk zu einem Ganzen runden. Vom Inhalt und vom Wesen des Buches brauchen wir hier nicht zu reden. Wir freuen uns sehr, daß es wieder auf den Markt getreten ist, mutig und unerschrocken und doch ruhig abwägend und urteilend, ein gutes und klares Buch, das nicht nur trefflich belehrt, sondern auch erzieht, von nationalem Empfinden durchweht und von straffem nationalen Denken bestimmt und in seinen Maßstäben geleitet. Möge es weiterhin mit vollem Erfolge seinen Weg machen in der Förderung und Klärung von Urteil und Geschmack in Dingen der deutschen Literatur! O. H.

Am Dreiweg.

Von

W. S.

Pilgerte einſt durch das Reich
Goldner Phantaſie,
Kann den Tag nicht nennen mehr,
Auch nicht wo und wie.

Weiß nur, daß ein Dreiweg war
Sommernachts im Feld,
Taghell leuchtete der Mond
In den Schlaf der Welt.
Sanft auf Acker, Wieſen, Wald
Lag der Kuß der Nacht,
Schaftgeſchwellt ſtand Halm bei Halm,
Todbereit zur Schlacht.
Über kräftig, würzig Kraut
Ging ein Säuſeln her.
Und ein wiegend Wogen lief
Durch das Ährenmeer.
Silbern hing der Spinne Netz
Rings am Wegesrain,
Silbern rieſelte der Bach
Durch den Mondenſchein.
Leichte Nebel, zartgewebt
Wie ein klarer Hauch,
Glichen — unſtät, ohne Ruh —
Überm Herd dem Rauch . . .

Wandermüde war mein Fuß,
Gerne macht ich Raſt.
Stand am Weg ein Erlenbuſch.
Dort blieb ich zu Gaſt.

Während ich ſo ſaß und ſann,
Drang ein feiner Klang
Immer näher an mein Ohr . . .
Klinglingling . . . . . klinglang.

Und dann kam es angehuſcht
Über Stock und Stein,
Ohne Straße, ohne Steg
Durch den Mondenſchein.
Klinglingling und Klinglinglang,
Zymbal und Schalmei;
Verſefüßchen, leicht geſchürzt,
Eine lange Reih.
Jedes Verslein trug im Haar
Einen Feldblumkranz,
Blitzſchnell ſtellten ſie ſich auf,
Drehte ſich der Tanz.
Und zum Tanze ſangen ſie
Einen Reigenſang.
Ganz von ſelber ſang auch ich
Leiſe: Klinglinglang . . .
Wie ein flüſternd Windesweh'n
In des Mondes Licht
Schwebten ſie und woben mir
Selbſt ſich zum Gedicht.

Da klang durch die ſtille Nacht
Grell ein Hahnenſchrei —
Und verweht war und verwiſcht
Tanz und Melodei.

Schiller in der Gegenwart.

Von

Adolf Bartels.

Zu dem Schillerjubiläum im Jahre 1859 schrieb Friedrich Hebbel das folgende anspruchslose Gedicht:

Die Welt gleicht immerdar dem Wirt,
Der sich in seinen Gästen
Zu seinem größten Nachteil irrt,
Besonders in den besten.

Viel glatte Burschen kehren ein,
Behängt mit Tand und Flimmer,
Und er, geblendet durch den Schein,
Vergibt an sie die Zimmer.

Dann kommt wohl noch zur Abendzeit
Der König still gegangen,
Für den ist kaum ein Loch bereit,
Mit Lumpen rings verhangen.

Vorm Kärrner sieht man, weiß und rot,
Die vollen Flaschen stehen,
Der König mag in seiner Not
Zum nächsten Brunnen gehen.

Doch wenn er längst von hinnen schied,
So kommt die rechte Kunde,
Und gleich erschallt ein Klagelied
Aus aller Kellner Munde.

Nun rauben sie den Garten aus
Mit ängstlichen Gesichtern,
Nun schmücken sie das ganze Haus
Mit Blumen und mit Lichtern.

Das glänzt und funkelt durch die Nacht,
Doch kann es wenig frommen,
Denn all die Herrlichkeit und Pracht
Ist viel zu spät gekommen.

Auch heute spielt das alte Stück
Und ist noch nicht zu Ende,
So wünscht denn Schiller herzlich Glück,
Doch klatscht nicht in die Hände.

Und sei, mein Volk, nicht allzu stolz,
Daß du auch ohne Wage
Den Unterschied von Gold und Holz
Erkennst am Schillertage.

Denn stets noch horcht das deutsche Reich
Auf Kotzebuesches Leiern,
Und dafür sollst du doch zugleich
Den Buß- und Bettag feiern.

Zum Buß- und Bettag, meine ich, wäre jetzt, wo wir uns anschicken, des hundertsten Todestages Schillers zu gedenken, noch sehr viel mehr Ursache als damals, wo man seinen hundertsten Geburtstag beging. Das Schillerfest von 1859 war wesentlich ein national-politisches Fest: Schiller im Herzen, hatte die Jugend der Befreiungskriege die Fremdherrschaft gebrochen, unter Berufung auf Schiller, den Nationaldichter, hatte der deutsche Liberalismus seinen Kampf für Volksrechte, Freiheit und Menschenwürde geführt, und nun, im Jahre 1859, wo die Reaktion allmählich nachgelassen hatte, die deutsche Einigung nur noch eine Frage

weniger Jahre war, durfte man zum ersten Mal mit freudigem Herzen eine große nationale Feier begehen, und wenn auch noch nicht ganz offen, doch mit klaren Andeutungen das hohe Ziel hinstellen, für das die Besten des Volkes seit zwei Menschenaltern gelebt und gestrebt hatten. Ja, der Schillertag von 1859 muß fast überall in Deutschland einen wahrhaft erhebenden Eindruck gemacht haben, und ich glaube wohl, daß etwas von ihm in den Herzen der deutschen Knaben, die ihn mit feierten, zurückgeblieben ist und dann die Schlachten von 1870 mit geschlagen hat. Aber wie steht es heute mit unserm Recht auf eine Schillerfeier freudigen Charakters? Ich wüßte eigentlich nicht, welchen Grund die heute auf der Höhe stehende Generation haben sollte, gerade Schiller zu feiern, außer dem für alle Feste geltenden, daß man sie feiern muß, wie sie fallen.

Sehen wir uns zunächst auf dem Gebiete der Literatur und Kunst um! Ist da seit 1870 viel Schillerscher Geist zur Entfaltung gekommen? Nach dem großen Kriege haben erst die Lindau und Blumenthal, in zweiter Reihe die Ebers und Wolff bei uns die deutsche Dichtung vertreten, dann seit Mitte der achtziger Jahre ist die Revolution der Literatur gekommen, die zunächst und vor allem Schiller zu den Toten warf und die Herrschaft des Schillerschem Geiste völlig entgegengesetzten Naturalismus heraufführte? Auch der dann folgende neuromantische und exotische Symbolismus hat kein Verhältnis zu Schiller gehabt, und die zur Zeit herrschende Sensationsrichtung, die möglichst alle Jahre eine große „Berühmtheit" schafft und die ganze Weltliteratur nach Modeleuten durchstöbert, hat mit dem alten Idealisten gewiß nichts gemein. Im besonderen unsere jetzigen Theater, denen Oskar Wilde, Maxim Gorjki, Hermann Heyermanns, Bernard Shaw als die Männer der Zeit gelten, sollen doch nur ja nicht an Schiller erinnern, obgleich sie ihn notgedrungen immer noch aufführen. Einzig und allein der Wagnerkultus des verflossenen Menschenalters ist etwas, was doch mit Schillers Namen nicht ganz unwürdig in Verbindung gebracht werden könnte, doch erwuchs jener Kultus auch keineswegs nur aus einem dem Schillers verwandten Geiste, es war unzweifelhaft die moderne Decadence mit dabei.

Gehen wir nun gar auf unser deutsches Leben ein, wo fänden sich da auch nur Spuren des Schillerschen Idealismus? Ich bin nichts weniger als ein Pessimist, ich glaube, daß wir über den bösen Punkt weg sind und die Wiedergeburt unseres Volkes in nationalem Geiste bevorsteht, aber zu frohlocken haben wir noch nicht die geringste Ursache: Noch herrscht der Materialismus, noch steht das geistige und sittliche Leben der Massen bei uns unter dem unheilvollen Einflusse fremden,

undeutschen Geistes, der dadurch nicht sympathischer wird, daß er sich als Träger der Kultur, der Freiheitsentwicklung im Sinne Schillers aufspielt und diesen Dichter mit Vorliebe zitiert. Nein, in unserer Zeit, wo Alle gegen Alle kämpfen, keine Partei der anderen auch nur das nackte Lebensrecht zugesteht, jede alles haben, alles beherrschen will, ist kein Platz für Schillersche Ideale. Auch wir Nationalen haben sie nicht, können sie nicht haben, und sagen das ehrlich. Allerdings, eine Sehnsucht nach einem neuen Schiller, sei er ein großer Dichter, sei er ein großer Kulturpolitiker wie der alte, geht durch unsere Zeit, aber die Verständigen unter uns wissen recht wohl, daß er doch ganz anders sein müßte, ihm gleich an Geistes- und sittlicher Kraft, aber „spezifisch" möglichst verschieden von dem alten. Den Punkt wollen wir noch näher ins Auge fassen.

Was aber die Zurüstungen zu der Schillerfeier betrifft, so haben sie bisher nicht viel Erfreuliches gezeitigt: Es sind unendlich viele Postkarten gedruckt und Medaillen geprägt worden, es sind bereits zahlreiche Schillerbücher und noch mehr Schilleraufsätze in den Zeitungen erschienen, man hat die zu erwartende „Begeisterung" bereits im voraus für Zwecke aller Art auszunutzen gesucht, für ästhetische Kultur, Freidenkerei, selbst für Stimmungmache gegen den bösen Literaturhistoriker Adolf Bartels, der seine besonderen Anschauungen über Schillers Bedeutung für die Weiterentwicklung unserer Dichtung hat[1]); es ist ziemlich sicher, daß, nachdem die Begeisterung für Maxim Gorjki und Ellen Key ziemlich vorüber gerauscht ist, Schiller die Sensation des schönen Monats Mai in diesem Jahre sein wird, aber von dem wahren Geiste des Dichters habe ich noch nichts in all dem Lärm wiederentdeckt, nur gefunden, daß man über die veränderte Stellung, die Schiller in unserem Volke seit 1870 doch zweifellos einnimmt, einfach die Augen zumacht und die Phrasen von Anno Dazumal, als wir noch das „Volk der Dichter und Denker" waren, ruhig wiederholt. Das gibt auch für die Feier selbst keine besonders hoffnungsvolle Perspektive, es wird wohl im allgemeinen leider wieder bei der üblichen Ausnutzung des schönklingenden Wortes Idealismus, die ernsten Leuten schon vom Gymnasium her ein Greuel ist, bleiben.

Nun glaube man aber nicht, daß ich gegen die Feier von Schillers Todestag bin, ich weiß recht wohl, was Schiller an sich, und was er

[1]) Die „Frankfurter Ztg." brachte eine aus dem Zusammenhang gerissene Ausführung aus meiner Literaturgeschichte mit dieser Tendenz, in der höchst bezeichnender Weise in dem Passus, daß „Schiller für Volk und Jugend noch unentbehrlich und in einem gewissen Stadium der Entwicklung nach wie vor der fortreißende große Dichter und Mensch" das „große" fortgelassen war.

dem deutschen Volke gewesen ist und uns noch ist, und selbstverständlich ist das am 9. Mai dieses Jahres durch eine Feier jedermann wieder zu Gemüte zu führen, wobei meines Erachtens freilich der Charakter einer freudig-stolzen Trauerfeier im ganzen festzuhalten wäre. Ja, ich weiß recht wohl, was Schiller ist, auch ich habe als Knabe und Jüngling für ihn geschwärmt und bin als Mann oft genug zu ihm zurückgekehrt, um ihm nicht fremd zu werden. Hebbel hat wohl recht, wenn er meint, daß Schiller und nicht Goethes Leben das typische deutsche Dichterdasein sei, das schwere, oft qualvolle Emporringen bleibt unsern großen Dichtern selten erspart, nirgends aber tritt es so bewunderungswürdig in Erscheinung, wie bei Schiller! Er war ein Sohn des Volkes, und doch ist kaum ein Deutscher dem Plebejischen ferner als er geblieben, das Glück hat sehr wenig für ihn getan, und doch war nie eine Entwicklung zielbewußter, als die seinige, sein Leben war verhältnismäßig kurz, aber reicher waren wenige.

Man muß sein Leben nicht, wie es bisher geschehen, in drei, sondern in zwei Perioden zerlegen: In der ersten ist Schiller der ideale deutsche Jüngling, Kraft-, aber dabei doch ganz geistige Natur, wesentlich politischer Dichter: In den „Räubern" wirft er der Gesellschaft den Fehdehandschuh hin, der Gesellschaft, die Jugendkraft und Jugendfeuer unterdrücken möchte, um verjährte Vorrechte und Mißbräuche aufrecht zu erhalten, im „Fiesco" feiert er den starren Republikanergeist, in „Kabale und Liebe" verdammt er geradezu den Staat seiner Zeit, in „Don Carlos" stellt er, indem er gegen monarchischen und kirchlichen Despotismus protestiert, das Ideal einer freien Menschheit auf. Und nachdem der Sturm und Drang verbraust, verrät der Dichter Schiller nicht etwa seine alten Ideale, sie kommen, nachdem der Dichter die große Einkehr bei sich gehalten und seine ganze Persönlichkeit auf eine feste historische und philosophische Bildung gestellt hat, in etwas anderer Form, aber in demselben Geiste wieder empor. Das hatte Schiller schon früh begriffen, daß alle Politik, im weitesten Sinne, nur dazu zu dienen habe, die Idee der Menschheit in höchster Form zu verkörpern, eine Menschheit zu schaffen, die in sittlich-schöner Freiheit lebe; Demokratismus und Radikalismus um ihrer selbst willen waren nie sein Ideal. In den „Künstlern", in den „Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts" hat Schiller darauf seine hohen Kulturideale eingehend entwickelt, und seine späteren Dramen, von „Wallenstein" an bis zum „Tell", dienen unmittelbar der Aufgabe der ästhetischen Erziehung, im ganzen wie im einzelnen, sie sollen im Geiste einer höchsten ästhetisch-ethischen Kultur auf das deutsche Volk und die Menschheit wirken, sollen direkt veredeln. Auch in den späteren Dramen

sind noch politische Probleme, im „Wallenstein" wird, könnte man sagen, das Problem der Obrigkeit und der politischen Mittel, in der „Maria Stuart" das Problem der Kirche, in der „Jungfrau" das der Fremdherrschaft und des Vaterlandes, im „Tell" das der Volks-Freiheit, wenn nicht geradzu dargestellt, doch vielfach berührt, und wenigstens die „Jungfrau" und „Tell" haben denn auch nach Schillers Tode bis in unsere Tage hinein hervorragend politisch gewirkt. Freilich, der Schwerpunkt der Dramen liegt doch auf dem Gebiet der ästhetischen Erziehung, edle Menschen sollen wir handelnd schauen und sie auf unser eigenes Leben einwirken lassen. Unbedingt, die ganze dichterische Entwicklung Schillers ist durchaus konsequent, Kulturpolitiker im höchsten Sinne ist er von Anfang bis Ende geblieben, und der große Mensch, der er war, der im stürmischen Jüngling, in dem ringenden, vom Schicksal hin- und hergeworfenen Jüngling-Mann, dem durchaus edeln, sittlich strengen, aber alle hohen ethischen Anforderungen zuerst selber erfüllenden reifen Mann jedesmal in durchaus vollendeter Form uns entgegentritt, hat heute auch nicht in einer einzigen Beziehung seine maßgebende Bedeutung verloren; wer zu Schiller kommt, um Schiller selbst zu finden, wird immer belohnt, wer ihn als hohes Ideal in sein eigenes Leben aufnimmt, erringt immer etwas hohes. Freilich, die Anforderungen, die Schiller stellt, sind schwer, das Nachsprechen seiner Worte tut es nicht, und so sind allerdings die wahrhaften Jünger Schillers selten in unserer Zeit.

Ich schätze also, um es noch einmal kurz zu sagen, die Persönlichkeit Schillers und die ihr innewohnende seelenbildende Kraft außerordentlich hoch, bin auch der Ansicht, daß die Dichtungen dem Geiste nach zu dieser stimmen, und will sie also dem Teile des Volkes, der sich emporzubilden hat, unbedingt lebendig erhalten wissen. Schiller war Willensmensch im edelsten (geistigsten) Sinne, und die Veredelung des Willens kann die eindringende Beschäftigung mit ihm unter seinem Volke immer noch mächtig fördern. Überhaupt nehme ich das biogenetische Gesetz Häckels an und kann also schon aus diesem Grunde ein Ignorieren Schillers bei der Entwicklung der heranwachsenden Jugend nicht billigen, geschweige empfehlen. Allerdings aber soll man nicht vergessen, daß Schiller auch ein Sohn seiner Zeit, im ganzen des achtzehnten Jahrhunderts war, er kam von der Aufklärung her, und wenn er auch weiter gelangte als die Voltaire und selbst Rousseau, wenn er ein positives Ideal aufstellte, eben das des ästhetischen Kulturmenschen, der über den Dingen steht, der nur noch spielt (das heißt natürlich nicht sein Spiel mit den Dingen treibt, sondern nur in vollkommen geistiger Freiheit, affektlos ein Leben im Schönen aus

ihnen erbaut), sein Ideal ist doch im Grunde nicht an Zeit und Volk gebunden, ist ganz allgemein und kosmopolitisch, nicht zeitlich und rassenhaft bedingt. Ich schelte es deshalb nicht, es muß wohl da sein, auch der vollkommene Christ tritt kaum je in die Wirklichkeit, und doch hat das vorhandene Ideal ungeheuer gewirkt; wohl aber kann doch zweifellos das dem Schillerschen entgegengesetzte Ideal, ich möchte es das des schwer mitlebenden, aber eben dadurch auch ungemein reichen Lebensinhalt gewinnenden Menschen oder das des tragischen Menschen nennen, nicht ohne weiteres verworfen werden, und ich behaupte, daß dieses jetzt zeitgemäß ist, daß wir die weite und freie Menschheitskultur zunächst einmal wieder durch eine schwere und tiefe Volkskultur ersetzen müssen.

„Geheilt will ich nicht sein, mein Sinn ist mächtig,
Dann wär' ich ja wie andre niederträchtig",

sagt Faust, das Wort kennzeichnet den tragischen Menschen. Selbstverständlich bekämpfe ich darum das Schillersche Ideal nicht, ich glaube eben nur meiner Zeit zu dienen, wenn ich ihm das andere gegenüberstelle. — Und natürlich kann der Menschheit oder geradezu dem deutschen Volke, die ich ersehne, denn auch mit der Schillerschen Dichtung nicht gedient sein. Auch ihre Größe erkenne ich, ich habe noch Stunden, wo sie mich fortreißt, aber diese durchaus edle Theaterkunst, die mit der Shakespeares, Goethes und Hebbels durchaus nichts gemein hat, wohl aber sehr viel mit der Kunst Richard Wagners (wie Wagner auch selbst gesagt hat), deren Vorläuferin sie ist, diese, ich wiederhole es, durchaus edle Theaterkunst gibt mir für mein Ideal der Dichtung nicht genug, nicht genug Menschengestaltung, nicht genug herbe Tragik. Da kommen denn die guten Leute und sagen, ich sei am wenigsten berufen, über Schillers Kunst zu urteilen. Mag sein, aber ich stehe auf Goethe, Tieck, Hebbel und (nur teilweise) Ludwig, ich kann für jedes Wort, das ich über Schiller ausgesprochen, einen dieser Großen als Zeugen anführen, und man soll mir doch nicht zumuten, diese Autoritäten gegen die modernen zu vertauschen, die jetzt Bücher und Aufsätze über Schiller schreiben. Einer von ihnen erklärt Hebbel und Ludwig ganz einfach für „unausgereifte Naturen", und meint, daß sie Schiller nur mit dem Verstande beurteilt hätten — als ob so große Dichter, wie die beiden doch zweifellos sind, nicht zuerst wie wir alle den Empfindungseindruck von Schiller gehabt und dann erst, als sie dieser nicht befriedigte, nach den Gründen des Verstandes (Kunstverstandes) dafür gesucht hätten. Ein anderer sagt: „Alles, was Otto Ludwig und andere gegen die Charakterkunst Schillers einwenden, beruht auf Dilettantismus in Sachen dramatischer Ethik und auf falschen

inneren Betonungen des Wortlauts der Schillerschen Dramen" und meint, daß man bei den Monologen der Jungfrau als ein deklamatorisches Fortissimo hörte, was vom Dichter oft als Pianissimo empfunden sei, und daß sie den Charakter der Rhetorik vollständig verlieren und zu einfachster Naturpoesie und meisterlicher Seelenschilderung werden, wenn man versucht, die Reimstrophen aus „Trance"-Seelenzuständen aufzuschließen, „wo dann der Reim, richtig ahnungsvoll oder entzückt gesprochen, den Zuhörer selbst in den verwandten Zustand versetzt". Das kommt einem freilich vor, als ob einer sagte: Schwarz ist eigentlich weiß. Der Dichter der „Makkabäer" hatte denn doch am Ende seinen gesunden Menschenverstand und konnte auch Verse lesen. Doch, ich will nicht ins Detail gehen, ich will nur sagen: Man muß nicht glauben, in der heutigen Feststimmung das einfach wegwischen zu können, was die stärksten ästhetischen Geister unseres Volkes über die Schillersche Dramatik festgestellt haben, zumal doch Schiller selbst zugestanden hat, daß sein Drama nicht das natürliche, nicht das Shakespeares und Goethes sei. Nein, die strenge ästhetische Wissenschaft wird sich durch all die erneute Schillerbegeisterung nicht irre machen lassen, sie wird ruhig fortfahren, das hohe Muster Shakespeares als das maßgebende für alle hohe Dramatik anzunehmen und nach ihr alle spätere zu beurteilen — bis einmal ein neuer Shakespeare kommt. Schiller ist uns Deutschen ein Jahrhundert lang der nationale Ersatz für Shakespeare gewesen, er bedeutet auch jetzt noch trotz Kleist, Grillparzer, Hebbel und Ludwig für unsere Bühne viel, er bedeutet noch mehr als vorbildliche Persönlichkeit. Aber wenn ich mich statt zu Geistern wie Schiller und Wagner zu Goethe und Hebbel stelle, statt zu den fortreißen wollenden zu den sich ruhig oder tragisch auslebenden, so ist das meine Sache, und ich habe das Recht, meinen Standpunkt deutlich darzulegen. Darum kann ich doch mit Goethe sprechen:

„Denn unter ihm, im wesenlosen Scheine,
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine",

unbedingt das charakteristischste Wort über Schiller, den das deutsche Volk darum aber nicht zu vergöttern braucht, dem es in unserer Zeit vor allem wieder die ethische Strenge ablernen soll.

Die weitere Vergrößerung der Schiffsdimensionen.

Von

Ernst Foerster.

Es sind Fragen vom höchsten kaufmännisch-technischen und allgemeinen Interesse, welche die Leitungen der Großschiffahrtsbetriebe sich wieder und wieder zu stellen und zu beantworten hatten, als sie in dem Streben nach Verbesserung ihrer Mittel und nach Verbreiterung ihrer wirtschaftlichen Basis zu immer größeren Schiffskörpern und zu immer vollendeteren Einrichtungen und Leistungen der Schiffe hingeführt wurden.

Mit welchem Grade wirtschaftlicher Existenzberechtigung die heutigen Riesenschiffe, besonders auch die Schnelldampfer, bestehen, und welche Argumente auch heute noch für ein weiteres Wachsen dieser schwimmenden Städte sprechen können, — das überblicken selbst diejenigen nicht mehr klar bis ins einzelne, die mitten in diesen Verhältnissen darin stehen. Die rein technische Seite der Sache entzieht sich der klaren Beurteilung nicht; aber die kaufmännische hat mit allzuvielen Einzelfaktoren veränderlicher und unberechenbarer Natur zu arbeiten, deren unheilvolle Möglichkeiten nicht umgangen werden können, sondern einfach mit kühnem Wagemute überbrückt werden müssen.

Durch solchen Wagemut, gepaart mit zähester, solider Arbeit und Geschäftsklugheit, ist die deutsche Reederei groß geworden.

Die Entwicklung des deutschen nordatlantischen Schnelldampferbetriebes ist es vor allem gewesen, welche der Kulturwelt im letzten Jahrzehnt immer neue Überraschungen und Sensationen bereitet hat. Die stolze Reihe der „Schiffe mit den vier Schornsteinen" sichert Deutschland auf diesem Gebiete einen namhaften Vorsprung vor den anderen Nationen.

England seinerseits bildete im letzten Jahrzehnt einen neuen Schiffstyp heraus, der einen Kompromiß zwischen dem extremen Schnelldampfer und dem ausschließlichen Frachtdampfer darstellt. Dies kam aus dem Bestreben heraus, den reinen Frachtkasten des „North Atlantic Trade", der zwar ostwärts volle Ladung, westwärts aber meist sehr geringe Ladung oder

nur Ballast fährt, auch für die letztere Passage rentabel zu machen, und zwar durch Mitnahme von Passagieren. Das erforderte aber eine Erhöhung der Geschwindigkeit, ohne die sich der Strom der Ozeanpassanten nicht auf diese Schiffe hinlenken lassen konnte. Andererseits stand man in England der einseitigen Entwicklung der extremen Schnellschiffe weniger sympathisch gegenüber als bei uns. Man unterschätzte vielleicht den mittelbaren Wert der Propaganda, den diese königlichen Schiffe für ihre Eigner bedeuten. — Jedenfalls wandte sich die englische Reederei in der ganzen Zeit der deutschen Schnelldampfererfolge ausschließlich der Entwicklung jener Riesenschiffe zu, die mit 17 Knoten Geschwindigkeit — 6 Knoten weniger als die deutschen Schnelldampfer — eine ungeheure Nutzladefähigkeit vereinigten und durch ihre Eigenart ihren Tausenden von Passagieren gewisse Vorteile des Aufenthaltes gegenüber den dahinrasenden Schnellschiffen mit ihren heftigen Erzitterungen und unsanften Bewegungen zu bieten versprachen.

In der Tat haben sich bis jetzt die „Kompromiß-Schiffe" der White Star Linie ausgezeichnet bewährt, und von der „Oceanic" bis zur „Cedric" und „Baltic" usw. hat eine stetige Vergrößerung dieser Schiffe stattgefunden, wärend gleichzeitig die Geschwindigkeit, die bei der „Oceanic" 19 Knoten betrug, für die späteren Schiffe auf 17 normiert wurde.

In diesem und dem kommenden Jahre wird auch Deutschland die ersten beiden Vertreter des für uns noch neuen Riesentyps in Fahrt setzen. „Amerika" wird das eine, jetzt bei Harland und Wolff in Belfast auf Stapel liegende Schiff heißen, „Kaiserin Auguste Viktoria" das andere, beim Stettiner Vulkan in der Vollendung befindliche. Beide werden unsere größten Schnelldampfer an Wasserverdrängung und Tiefgang übertreffen und zu den mächtigsten unter den schwimmenden Städten der Meere gehören.

Verschaffen wir uns nach diesem kurzen Überblick nun eine Vorstellung davon, welche Gründe zur Vergrößerung der Schiffsdimensionen hingeführt haben und uns auch jetzt noch weiterführen, und welche Grenzen einer Weiterentwicklung in dieser Richtung voraussichtlich gezogen sein werden.

Beim Übergange von kleineren zu größeren Schiffskörpern gleicher Geschwindigkeit sind die letzteren in mannigfacher Hinsicht im Vorteil. Die eigenartigen, bisher weder klar erforschten, noch mathematisch festgelegten Verhältnisse des Wasserwiderstandes bringen es mit sich, daß dieser Widerstand gegen die Bewegung des Schiffes mit der Vergrößerung des Schiffskörpers vergleichsweise abnimmt. Größere Schiffe brauchen also für gleiche Geschwindigkeiten verhältnismäßig kleinere Maschinen.

Wenn z. B. ein Schiff von 10000 Tonnen Wasserverdrängung zur Erreichung einer bestimmten Geschwindigkeit 5000 Pferdestärken gebraucht, so erfordert ein durchaus ähnlich geformtes Schiff von doppelter Größe nicht etwa 10000 Pferdestärken, sondern kaum 8000. Es wird durch die vergleichsweise leichtere Maschine nicht nur an Baugewicht gespart, das der Nutzladefähigkeit zu Gute kommt, sondern auch erheblich an Kohlen auf jeder Reise; ein wenig an Besatzung und deren Unterhalt; von vornherein aber an Baukosten. Die Maschinenanlage des größeren Schiffes ist in jeder denkbaren Beziehung, auch in sich noch, die ökonomischere.

Aber auch im vergrößerten Schiffskörper selbst liegen Ersparnisse. Bis zu großen Dimensionen verringert sich beim Wachsen der Schiffe der Anschaffungspreis per Tonne. Erst bei den allergrößten Bauten, wo sich die Zubringung des Materials zu dem noch auf Stapel liegenden Koloß verteuert, steigt jener Einheitspreis wieder. — Ein weiterer, wenn auch zahlenmäßig geringer Vorteil besteht in der verhältnismäßig etwas leichteren Bauausführung. Das vergrößerte Schiff ist in seinen Stahlverbänden nicht ganz so stark, wie es der Zunahme seines Raumes entsprechen würde. — Mehr in die Augen springend sind aber verschiedene Vorzüge, die der Betrieb des großen Schiffes gegenüber dem kleinen aufweist. Das ist u. a. die steigende Seetüchtigkeit, welche in den Stürmen der Hochsee nicht nur mehr Garantieen unbeschädigter und sorgloser Fahrt gibt, und selbst bei schwerer See fast gleichbleibende Geschwindigkeit verheißt, sondern auch den Passagieren angenehmere Bewegungen des Schiffes bietet, die Seefahrt immer weniger zur Strapaze, immer mehr zur Erholung und willkommenen Ausspannung gestaltet. Und das bedeutet eine gewaltig erhöhte Chance für gute volle Ausnutzung beim größeren Schiff. — Der Konkurrenzgesichtspunkt in dieser Beziehung hat übrigens einen offenbaren Anteil an der schnellen Entwicklung, besonders des „Oceanic"-Typs gehabt. Man mußte den deutschen Reklamerennern etwas entgegenzustellen haben, von dem man gewisse Vorzüge jenen gegenüber behaupten konnte. Die deutsche Antwort auf diese Schiffe sind nun zunächst „Amerika" und „Kaiserin Auguste Viktoria". Wie wird sich die weitere Entwicklung hüben wie drüben gestalten?

Der angeführte Hauptvorteil der Maschinen- und Kohlenersparnis, und die vermehrte Anziehungskraft des größeren Schiffes für den Strom der Ozeanpassanten sprechen auch heute noch für ein Weiterwachsen der Schiffsdimensionen. Der Nutzen, den jede Tonne Schiffsgewicht pro Reise abwirft, ist auch heute noch vergrößerbar. Doch nun treten zwei Momente von außen her ein, welche beide von entschieden hemmender

Bedeutung sind. Das eine ist gegeben durch die Notwendigkeit, zugleich mit den vergrößerten Schiffskörpern auch Trockendocks von entsprechender Leistungsfähigkeit zu schaffen, sowohl zur Unterhaltung und Reinigung des Unterwasserschiffs, als auch für alle Reparaturen. Solche Docks, die selber viele Millionen kosten, sind dann an allen Kopfstationen dieser Ozeanfähren notwendig. Für diese Schiffe wird in absehbarer Zeit allerdings nur der Nordatlantik in Frage kommen, mit New-York als jenseitiger, und mit französischen, englischen oder deutschen Häfen als diesseitiger Kopfstation, indem es sich vorläufig nur in diesem Bereich um solche Massenexporte handelt, daß so große Schiffsräumte ohne Aufschub und Wartezeit vollbeladen werden können und auch kein bedeutendes Risiko in dieser Richtung haben. Japan tritt zweifellos bald in die Reihe der Nationen ein, die Großschiffahrt mit ähnlichen Mitteln betreiben wie wir. Das Verkehrsnetz, das dann mit Riesenschiffen bearbeitet wird, dürfte schon in einem Jahrzehnt beide großen Ozeane umspannen. Für alle die Möglichkeiten großzügiger Weiterentwicklung der Schiffsdimensionen wird es mit entscheidend sein, gleichzeitig Docks von genügender Leistungsfähigkeit zu schaffen. Diese Notwendigkeit wirkt aber bereits heute hemmend. Zwei solcher schwimmenden Riesendocks kosten schon annähernd dasselbe, wie ein Schiff von entsprechenden Dimensionen. Die Frage vergrößerter Rentabilität würde sich hierdurch ohne weiteres negativ erledigen, wenn die Reedereien sich diese Docks selbst halten müßten. Tatsächlich aber sind es die Bauwerften, die einmal für ihre eigenen, verschiedenartigen Bedürfnisse große Docks brauchen und dann schon selbst das Interesse haben, so große Docks bereitzuhaben, daß für die Reedereien dieses Hemmnis bei der Vergrößerung ihrer Schiffe ausscheidet. Eines unserer größten Docks, das Bremerhavener, ist vom Staat erbaut und dem Norddeutschen Lloyd verpachtet. Die hierbei für die Landesregierung geltenden Gesichtspunkte sind einmal, daß die heimische Reederei durch solche Hilfen der Allgemeinheit in den Stand gesetzt wird, sich frei nach großen Gesichtspunkten zu entfalten, und dann spricht mit, daß jene großen Schiffe, insbesondere die Schnelldampfer, im Kriege als Hilfskreuzer zu dienen haben, und als solche eine heimische, erstklassige und schnell funktionierende Dockgelegenheit haben müssen.

Während nun die **Beschränkung der Schiffsdimensionen** durch den Mangel an hinreichenden Dockgelegenheiten kein ernstes Hindernis des Fortschritts bilden wird, so ist dies bei dem nunmehr zu erwähnenden Momente um so mehr der Fall. Und das bilden die **Fahrwasserverhältnisse der Seehäfen.**

Die Technik des Hafenbaues und der Fahrwasserregulierung hat an den „Sorgenhäfen" des nordatlantischen Verkehrs, in New-York und Hamburg besonders, in den letzten Jahrzehnten Gewaltiges geleistet, um Schritt zu halten mit den wachsenden Tiefgängen und den sonstigen erhöhten Anforderungen der vergrößerten Dimensionen und Ladungen der Schiffe.

Die Vertiefung des Fahrwassers — notwendig schon allein, um gerade den größten Schiffen die vollkommenen maschinellen Hilfsmittel der landfesten Kais zugänglich zu machen und ihnen dadurch eine ihrer elementarsten wirtschaftlichen Existenzbedingungen zu schaffen — ist aber heute trotz aller Bemühungen die ernsteste Sorge für die großen Welthandelszentren des nordatlantischen Bereiches, speziell für die beiden schon genannten, geworden. England ist in dieser Hinsicht günstiger gestellt, da es zahlreiche Häfen besitzt, deren natürliche Tiefe über das voraussichtliche Bedürfnis weit hinausgeht, und für die es sich nur um entsprechende Dockhafenanlagen handelt. Aber es sind nicht durchweg die schon vorhandenen und zur Bedeutung gelangten Verkehrsknotenpunkte an der englischen Küste, die sich dieser Gunst der Verhältnisse erfreuen, und man hat auch dort, wie z. B. in Dover, bereits dazu gegriffen, an offenen Reeden mächtige, einen künstlichen Hafen umklammernde Stahl-Zementsteinmolen bis in tiefes Wasser hineinzubauen und so die Fahrwasservertiefung zu umgehen.

Dies erscheint überhaupt als die ultima ratio, wenn die Vertiefung langer Zufahrten an der Grenze des Möglichen angelangt ist. Schon die jetzigen Riesenbagger stellen Extreme dar, und die Kostspieligkeit der Baggerung wächst naturgemäß mit der Tiefe und der Erschwerung der Baggertechnik. Dann aber — und das ist das Schlimmste — ist die ganze Baggerei vielfach eine Danaidenarbeit, und zwar überall dort, wo es sich um strömendes Wasser in den Zufahrten handelt. Die Versandung der Fahrrinnen ist der ärgste Feind aller Regulierungsarbeit. Die beiden Schwesterhäfen, New York und Hamburg, reichen sich auch hierin die Hand. In New York ist es die Barre vor Sandy Hook (das seinen Namen mit Recht führt) — in Hamburg der Vogelsand, welche dauernd der Schiffahrt die größten Unannehmlichkeiten verursachen. Ununterbrochene Baggerei heißt hier die Losung. Dennoch vergeht kein Monat, in dem nicht Schiffe auf dem Vogelsand sitzen und weder vor- noch rückwärts können. Und was kaum gebaggert ist, sandet in Monaten oder Wochen wieder zu, oder es bilden sich neue Flachs von großer Ausdehnung an unerwarteten Stellen und mit unheimlicher

Schnelligkeit. Nicht viel besser liegt es in New York. Man bemüht sich dort, durch den mulmigen Treibsand der Hudsonbarre hindurch eine Einfahrt von 2000 m Breite und 12 bis 13 m Tiefe zu schaffen. Bei den großen kontinuierlichen Mitteln, mit denen man arbeitet, und der zähen Energie der Yankees wird man freilich dies und mit der Zeit noch mehr erreichen. Die Sachlage ist im ganzen dort sehr viel günstiger als in Hamburg, weil die Länge der Strecken, um welche es sich handelt, drüben nur etwa den zwanzigsten Teil dessen ausmacht, was für Hamburg vorliegt. Dort nur eine kurze Rinne bis innerhalb der Narrows und drinnen ein wahrer Idealhafen. Hier eine ähnliche Barre und dann noch der ganze Lauf der Unterelbe bis Hamburg hinauf, und auch dort nur künstliche und steter Arbeit bedürfende Häfen.

Der Gedanke, die Schwierigkeiten langer Fahrwasser-Regulierungen durch Anlage künstlicher Molenhäfen an offenen wassertiefen Küsten zu umgehen, ist schon mehrfach, nicht nur an der englischen Küste, sondern auch an der belgischen und der französischen verwirklicht worden. Es ist dies überall dort angebracht, wo es sich um Punkte handelt, die schon an sich große oder wichtige Durchgangszentren sind oder Eisenbahnknotenpunkte für ein bedeutendes Hinterland darstellen. Hamburg aber liegt schon zu weit von der offenen See entfernt, um sein jetziges Vorwerk, Cuxhaven, als seinen Seehafen nach diesem Prinzip auszubauen und sich mit der Regulierung der Zufahrt zu einem dort anzulegenden großen Molenhafen zufrieden zu geben. Der Bahntransport der Waren nach ihrem Bestimmungsorte Hamburg ist so kostspielig, daß er nicht nur den Ozean-Frachtgewinn der so beförderten Waren aufzehrt, sondern auf die Bilanz des übrigen, mit dem geleichterten Schiff nach Hamburg hinaufgehenden Teiles drückt. Das System der teilweisen Entlöschung zur Erzielung geringeren Tiefgangs, das Leichtern, spielt übrigens schon heute eine wichtige Rolle im Leben der Hamburger Schiffe. Kein einziges der größten vermag heute mit voller Ladung Hamburg und den landfesten Kai zu erreichen. Die einen kommen näher an die Stadt, die andern müssen schon weiter unten zu leichtern beginnen, um ihren Tiefgang soweit zu vermindern, bis der jeweilige Wasserstand an den Löschkais ihr Anlegen gestattet. Das bedeutet naturgemäß für jede Reise eine Einbuße an Rentabilität, denn das Löschen der Tonne Ladung vom Schiff in den Lagerschuppen kostet bei dem Umweg über den Leichter etwa 50% mehr, als das direkte Entlöschen in die auf dem Kairande stehenden, maschinell zu bearbeitenden Lagerschuppen. Wenn man nun bedenkt, daß bei einem Schiff von der Größe der „Amerika“ für einen Fuß Tiefgangsverminderung

etwa 1200 t à 1000 kg geleichtert werden müssen, so erkennt man unschwer, daß es bei noch größeren Schiffen verhängnisvoll für die Rentabilität werden kann, wenn das zur Verfügung stehende Fahrwasser ein unzureichendes ist. Das Kompromißschiff, welches das günstigste in bezug auf Rentabilität ist, zeigt bei ungenügendem Fahrwasser die Kehrseite seiner Vorzüge, weil bei ihm ein bestimmtes Quantum Nutzladung eine im Vergleich mit dem reinen Frachtdampfer größere Gesamt-Wasserverdrängung des Schiffes verlangt, indem die schwereren Maschinen und Passagiereinrichtungen „mitwiegen" und das so vergrößerte Deplazement auch entsprechend mehr Tiefgang bedingt. Von der gleichen Nutzladung muß also das sonst rentablere Kompromißschiff für gleichen Tauchungs-Unterschied mehr leichtern, als der reine Frachtkasten, der an sich kleiner sein kann.

Wir können heute aussprechen, daß einer weiteren Vergrößerung der Schiffsdimensionen weder schiffbautechnische, noch maschinenbautechnische, noch auch unmittelbar kaufmännische Bedenken entgegenstehen. Es sind vielmehr die Einschränkungen in der Verwendbarkeit, schon der jetzigen größten Schiffe, durch die ungenügenden Wassertiefen von Seehafenzufahrten und Hafenbecken, welche — besonders für die deutsche Reederei — ein ernstes Hemmnis für die kommende Entwicklung darstellen werden.

Die deutsche Schiffbautechnik hat gezeigt, daß sie mit dem Besten in Konkurrenz treten kann, was das alte Schiffbauland jenseits des Kanals hervorzubringen vermag. Die Spitzen der Entwicklung gehen selbst darüber hinaus. Der bisherige Konkurrenzkampf der großen Reedereien wurde unter annähernd gleichartigen Bedingungen geführt. Nun aber hat die Zeit begonnen, wo die Gunst der natürlichen Verhältnisse mehr auf englischer Seite zur Geltung kommen wird, und wo es ins Gewicht fällt, daß die knappen Zufahrtstiefen zu unseren Hauptseehandelszentren gerade für die größten und rentabelsten Schiffe zu einer Quelle stetiger Einbußen zu werden drohen. Nur die allergrößten Anstrengungen der Interessenten, zu denen auch die ganze Nation mittelbar gehört, vermögen uns die Aussichten auf ein erfolgreiches Mitschreiten innerhalb der allgemeinen internationalen Entwicklung zu erhalten.

Das Rätsel.

Von

H. Bonus.

Die Naturwissenschaften haben uns erzählt, daß die Eidechsen, die unter den Wurzeln hervorschlüpfen, um etwas Sonne zu erhaschen, einst groß und mächtig waren und die Welt beherrschten. Ähnliche Entwicklungen sehen wir auf allen Gebieten; man kann vielleicht sagen, daß es überhaupt nichts gibt auf der weiten Welt, das nicht erlauchter Herkunft wäre. Wollte man die Augen auf diesen Gang der Dinge gebannt halten, so könnte man sagen, daß die Weltgeschichte ein stetes Herunterkommen und Gemeinwerden der Dinge bedeute. Aber eine solche Betrachtung würde nur die eine Hälfte zeigen und zwar die unwichtigere. Es kommt nichts herunter, ohne daß ein anderes sich aufschwingt. Und dieses Emporkommen des Stärkeren ist die Ursache und das Erste und das Wichtige.

Indessen auch was in der direkten Kette des Lebens unbedeutend geworden ist, gewinnt in mittelbarer Weise Bedeutung und Wert zurück. Wir sammeln die Gerippe und Abdrücke der verschollenen Eidechsen und die Vergleichung mit den lebenden, heruntergekommenen ist uns wertvoll für unsere Einsicht in den Schritt und Gang des Lebens. Vor allem, was uns hier mehr angeht: Unser Anschauen, unser Erleben der Welt um uns her wird — wie soll man sagen? — durchgefühlter, beseelter.

Wir müssen uns oft genug gegen die Wissenschaft wehren und ihre Ansprüche zurückweisen. Immer dann, wenn sie so tut, als wäre der Mensch ihretwegen da und als hätte er mit seinem ganzen Fühlen, Leben, Wollen, Schauen eigentlich nur insofern Interesse, als er analysiert und katalogisiert werden kann. Das ist offenbar eine verkehrte Welt. Und unser Kampf geht ganz wesentlich darauf, daß auf allen Gebieten wieder der Mensch groß werde und die Wissenschaft sich unterwerfe, daß sie ihm helfe sein Fühlen, Wollen, Schauen tiefer, intensiver, energischer, sein Leben reicher zu machen. Und das kann sie gar wohl.

Es ist offenbar ein anderer, ein reicherer und beseelterer Blick, mit dem ich eine Eidechse anschaue, wenn sie mir als der letzte Erbe einer wilden Urzeit vor die Augen kommt, gleich als ob sie ein mystisches Krönlein trüge. Oder vielmehr; es kann ein reicherer Blick sein, es kann auch ein leererer Blick sein. Jenachdem ob mir die schlanke geschmeidige Form ein urlanges Erleben, Schachtelhalm-

wälder und Urmeere vor die Augen ruft, oder die Schauplatten in den paläontologischen Museen. Anders ausgedrückt, es kommt darauf an, ob unsere Einsicht in die Geschichte der Dinge sie uns in die großen Geheimnisse des Lebens eintaucht, oder gar umgekehrt uns ernüchtert. Wir haben vielfach mit einer böswilligen, hämischen, verdächtigenden und beschmutzenden Wissenschaft zu tun gehabt. Aber es kommt auf uns und damit freilich auch auf unsere Erziehung an, ob unsere edleren Instinkte so schwach sind, daß sie sich zu „vapeurs" auflösen lassen, während als einzige Position etwas Formales übrig bleibt, nämlich das Wissen, das alles andere aufgelöst hat, das Wissen darum, daß und weshalb es aufgelöst ist.

* * *

Wir können die meisten unserer Kunstformen mit mehr oder weniger Gewißheit in die Zeit der Zauberei zurückverfolgen. Hier war das, was später Spiel wurde, Lebensnotwendigkeit im Kampf ums Dasein. Der Mensch ist bereits auf die Verflechtung der Erscheinungen zu einem ihn umgebenden Schicksal aufmerksam geworden und er macht die ersten ungefügen Versuche, des Schicksals Herr zu werden. Je häufiger sein Wille und Wunsch an die Schicksalswelt anrennt, mit desto größerer Gewißheit drängt sich ihm die Wirklichkeit einer zweiten mächtigeren Welt auf, in welcher Wille und Wunsch Macht haben. Und er sucht das Schicksal an den Lauf der Dinge in dieser andern Welt zu binden. Hierin entstehen bildende sowohl als dichtende Kunst; das kann hier nicht weiter ausgeführt werden. Wer Macht in der anderen Welt, und das heißt natürlich vor allem: wer Phantasie genug hat, sie und ihren Lauf vorzustellen, der ist der Herr des Schicksals, der ist der Weise. Hier liegen Religion und Kunst ineinander.

Indessen es gibt noch eine andere Stellung zu jener zweiten Welt. Sie ist nicht nur eine, in der und über die man Macht gewinnen kann, sie ist auch — und das ist nur die Ergänzung dazu — eine, in der man des öfteren nicht Macht gewonnen hat, der gegenüber man ohnmächtig geblieben ist. Man hat sie nicht richtig gesehen. Man hat sie nicht richtig gedeutet. Denn sie senkt sich in unser Leben, in das Leben eines jeden einzelnen oft genug hinein: im Traume. Je nach dem Maß der Phantasie, in ausgeführten Bildern und Geschichten oder nur in punktartigen Erscheinungen. Wer nun wüßte, was die bedeuten, der hätte eine starke Handhabe.

Und hier ist nun unserer Meinung nach die Entstehung des Rätsels. Hier spricht die andere Welt zum Menschen; hier offenbart sie sich, freilich noch dunkel genug, man muß sie deuten können, aber man hört und sieht sie doch.

„Da sprach Pharao zu ihm: Mir hat ein Traum geträumet, und ist niemand, der ihn deuten kann; ich habe aber gehöret von dir sagen, wenn du einen Traum höreſt, so kannst du ihn deuten . . . In meinem Traume stand ich am Ufer bei dem Wasser, und es stiegen aus dem Wasser sieben schöne fette Kühe und gingen an der Weide im Grase usw." Man gönne es sich, diese Träume nachzulesen; sie sind sehr gut erzählt, besonders der erste: wie die mageren

Kühe herausſteigen: „Ich habe in ganz Ägyptenland nicht ſo häßliche geſehen“, und wie die mageren Kühe die fetten freſſen, ganz traumhaft. „Und da ſie die hineingefreſſen hatten, merkte man's nicht an ihnen, daß ſie die gefreſſen hatten.“ Und vorher die ſchönen Rätſel vom Weinſchenk, der den Weinſtock mit den drei Reben ſieht, und wie er die Becher Pharaos nimmt und die Beeren hineindrückt. Und das Gegenſtück vom Bäcker, der die drei weißen Körbe trägt, im oberſten das Backwerk und die Vögel aßen davon. Das alles ſind Rätſel, und Joſeph löſt ſie: die ſieben ſchönen Kühe ſind ſieben Jahre uſw.

Jemand hat vermutet, daß die Bilderrätſel älter ſeien, als die mit Worten aufgegebenen. Unſere Zurückführung des Rätſels auf den Traum würde das beſtätigen. Der Traum gibt ja ſein Rätſel direkt als Bild auf. So iſt das denn auch bei den Propheten die offenbar ältere, eben noch ſtärker an den eigentlichen Traum anknüpfende Rätſelrede, daß ſie eine Traumhandlung vornehmen, das Volk darüber nachdenken laſſen und dann die Löſung geben. Jeremja kauft einen irdenen Krug, geht hinaus vor das Ziegeltor und zerſchlägt den Krug vor dem Volke. Ein Rätſel. „So ſpricht der Herr Zebaoth: Eben wie man eines Töpfers Gefäß zerbricht, das nicht mag wieder ganz werden, ſo will ich dies Volk und dieſe Stadt auch zerbrechen.“ Ja es iſt uns im Buch Jeremja ein ganzer Rätſelkampf erhalten. Jeremja erſcheint mit einem Joch auf dem Nacken. Ein Rätſel. Die Auflöſung: Euer aller Schickſal iſt, das Joch des Nebukadnezar zu tragen. Ein anderer Prophet, Chananja mit Namen, nimmt ihm das Joch vom Halſe und zerbricht es. Das Gegenrätſel. „So ſpricht der Herr: Ebenſo will ich zerbrechen das Joch Nebukadnezars, des Königs zu Babel, ehe zwei Jahre umkommen, vom Halſe aller Völker.“ Jeremja geht nach Hauſe. Aber er erſcheint anderntags mit einem eiſernen Joch. Drittes Rätſel. „Du haſt das hölzerne Joch zerbrochen, und haſt nun ein eiſern Joch an jenes Statt gemacht.“ (Jeremja 27 und 28.)

Parallel dieſer Traumhandlung, die in die geiſtige Welt gehört und gedeutet werden will — ſie wird dem Propheten ſtets befohlen, d. h. im Traum gezeigt, wenigſtens urſprünglich — geht nun die Traumerzählung, die Viſion. Sie wird zur Hauptkunſtform der Hebräer. Sie bezeichnet den Gipfel ihrer Dichtung. Aus ihr entwickelt ſich das prophetiſche Gleichnis, das noch im neuen Teſtament eine Hauptrolle ſpielt. Es wird völlig als Rätſel behandelt. Ja das neue Teſtament bringt Rätſel über das Rätſel: „Das Samenkorn aber auf dem guten Land ſind, die das Wort hören und behalten in einem feinen, guten Herzen und bringen Frucht in Geduld. Niemand zündet ein Licht an und bedeckt's mit einem Gefäß, oder ſetzt's unter eine Bank, ſondern er ſetzt's auf einen Leuchter, auf daß, wer hineingehet, das Licht ſehe. Denn es iſt nichts verborgen, das nicht offenbar werde, auch nichts Heimliches, das nicht kund werde und an den Tag komme. So ſehet nun drauf, wie ihr zuhöret. Denn wer da hat, dem wird gegeben, wer aber nicht hat, von dem wird genommen auch das er meinet zu haben.“ (Lukas 8, 15—18.)

In diesem Spruche ist die hohe Form, die das Rätsel in dieser Entwicklung schließlich erreicht hat, vortrefflich charakterisiert: sein Zweck liegt in der Lösung, die Form soll dienen, den Inhalt zu schützen, behaltbar zu machen, bis er irgendwo in „guten Boden" fällt, in das „feine, gute Herz" d. h. das nachdenkliche und wahrheitsuchende, das sich seine Kraft aneignet.

Dieses Nachdenken hat nun aber mit einer begrifflichen Operation nichts zu tun, und deshalb erkennen wir in jenen Rätseln nicht das wieder, was wir meist „Rätsel" nennen. Zu unserm Begriff vom Rätsel gehört vor allem, daß nur eine Lösung möglich sei, daß also die Merkmale sich logisch genau ergänzen und den Begriff akut umschreiben. Für uns ist das Rätsel ein Spiel des Scharfsinns, ein Begriffsspiel geworden. Indessen, es ist eben die Frage, ob man von unseren modernen Rätseln und ihrer Art ausgehen darf, wenn man die Bedeutung des Rätsels bestimmen will. Der Begriff der Verstandesübung paßt jedenfalls auf wenige der alten Rätsel. Bei ihnen kann fast nie von begrifflichem Zwang die Rede sein, und nicht einmal von einer Richtung darauf. Eine kräftige Phantasie, die plastisch schauen kann, wird im Traumrätsel des Pharao angeredet und so auch in den anderen Träumen, die hin und her erzählt werden.

Diese Rätsel alle sind nicht zum „Kopfzerbrechen" da, noch zur Übung des Verstandes oder Scharfsinns. Und wenn von modernen Rätselforschern davon ausgegangen wird, daß im Rätsel „die Verhältnisse anders liegen, als bei der eigentlichen Poesie, wo sich Form und Inhalt decken sollen", so ist das eine Formulierung weniger des echten Rätsels als der modernen Rätsel und der Vorstellung, die wir vom Rätsel haben. Das echte Rätsel gehört völlig zur Poesie und zwar zur eigentlichen, und Inhalt und Form decken sich in ihm, nur daß der Inhalt hier nicht Welt und Schicksal ist, wie sie vom Menschengeist beherrscht und gestaltet werden, sondern wie sie den Menschengeist geheimnisvoll, verwirrend, erschreckend und jedenfalls fragend anstarren. Das „Gestalten" aber, das auf jeden Fall Kriterium aller echten Dichtung ist, liegt diesseits, es kann auch das Geheimnis, das Mehrdeutige an sich gestaltet werden, oder vielmehr, indem es als Rätsel gestaltet wird, wird es ja bereits auf eine Lösung hinausgeführt. Es wird aber — und das ist das Wesentliche — nie ein außerästhetisches Prinzip angerufen, etwa das begriffliche Denken, sondern immer das phantasievolle Gestaltenkönnen. Die Begriffs- und Worträtsel stellen sich erst spät ein und stellen eine Erkrankung jener Dichtform vor. Das eigentümliche Gefühl der Ödigkeit und Trostlosigkeit, das wir jenen Rätseln auf den letzten Seiten unserer Zeitungen gegenüber haben, stammt daher. Es wird in künstlerischer Form unkünstlerische Arbeit verlangt und, wenn die geleistet ist, bleibt nichts übrig.

Das alte echte Rätsel im Gegensatz dazu übt mit der Lösung erst seine stärkste Wirkung aus. Die Lösung zerschlägt nicht eine künstliche Begriffskonstruktion, sondern sie vollendet eine schöne, geheimnisvolle Gestalt. Wenn das schöne Traumrätsel von der Himmelsleiter vorüber ist und Jakob wacht auf und löst es: „Gewißlich ist der Herr an diesem Ort und ich wußte es nicht... Wie

heilig ist diese Stätte! Hier ist nichts anderes, denn Gottes Haus und hier ist die Pforte des Himmels", so mag uns die Vorstellung fremd sein, aber so weit wir uns überhaupt dichterisch in Vorstellungen fremder, alter Zeiten hineinziehen lassen, so weit geschieht das auch hier, bis zum lebhaftesten Freudegefühl über die Art, wie hier das Traumrätsel in der Lösung einen Lichtkreis wachen Lebens um sich zieht.

Eine Erkrankung oder Ermattung dieser Dichtung tritt freilich auch in dieser alten hebräischen Entwicklung schon auf. Sobald das begeisterte Schauen des Propheten in die belehrende Absicht des Schulmeisters, des Schriftgelehrten übergeht, drängt sich die tendenziöse und rein begrifflich fortschreitende, künstliche Konstruktion vor, und dann entstehen jene kalten Visionen, die vielmehr erklügelte Allegorien sind, die bereits bei Ezechiel (also etwas nach 600 v. Chr.) sich unter Visionen echten alten Schlags mischen und später immer böser werden, — immer mehr unseren modernen Rätseln entsprechend.

Bei Ezechiel kann man beides nebeneinander studieren. Er hat auch das echte Traumrätsel großen, ja größesten Stils — das mächtige Rätsel vom Totenfeld, über das der Wind fährt: „Wind! Wind! komme herzu aus den vier Winden und blase diese Getöteten an, daß sie wieder lebendig werden" und die Lösung von der Wiedererweckung des Volkes (Ezechiel 37) und daneben Allegoresen künstlichster Art, die selbst für eine Allegorie dichterisch schlecht sind (Ezechiel 17): „Und des Herrn Wort geschah zu mir und sprach: Du Menschenkind, lege dem Hause Israel ein Rätsel vor und ein Gleichnis, und sprich: So spricht der Herr, Herr: Ein großer Adler ... kam auf den Libanon und nahm den Wipfel von der Ceder und brach das oberste Reis ab und führte es in das Krämerland und setzte es in die Kaufmannsstadt. Er nahm auch Samen aus demselbigen Lande und säete ihn usw. Nachher die Auflösung: „Lieber, sprich zu dem ungehorsamen Hause: Wisset ihr nicht, was das ist? Und sprich: Siehe, es kam der König zu Babel gen Jerusalem und nahm ihren König und ihre Fürsten und führete sie weg zu sich gen Babel" usw.

Die hier zuerst auftauchende Allegorie überwiegt allmählich immer stärker. Und die neutestamentliche Gleichniswelt ist wie eine Insel, hinter der unmittelbar die wässrige Flut wieder zusammenschlägt. Besonders seit das gedruckte Wort für die Frömmigkeit das wurde, was für die Alten der Traum war, sah der Fromme mehr und mehr in der Bibel ein Rätselbuch, dessen einzelne Stücke er allegorisch deutete. Im Mittelalter erreichte das seinen Höhepunkt. Was da — in den Kunstdichtungen — Rätselform annimmt und Rätsel heißt, ist fast durchweg Allegorie. Wir haben unter den sehr verschiedenartigen Bestandteilen des „Wartburgkrieges" ein langes Stück, das einen Rätselkampf zwischen Wolfram von Eschenbach und Klingsor darstellt und das aus einem kleinen Gedicht von zwei Rätseln zu seinem jetzigen Umfang erst durch allerlei Einfügungen angeschwellt zu sein scheint — sowohl die ursprünglichen als die später eingefügten Rätsel dieses Liedes sind nichts anderes als weitschweifige Allegorien. Diese Art „Rätsel" kann man als Ausläufer der biblischen Entwicklung ausschalten. Sie

haben wenig Natürliches und Klingsor im Sängerkrieg hat Recht, wenn er die Erfindung eines Rätsels dieser Art mit den Flechten eines Stranges vergleicht. Er hätte nur noch hinzufügen sollen, daß mit diesem „Strange" die Phantasie erwürgt wird.

Wir haben diese biblische Entwicklung eingehender geschildert, weil sie immerhin die älteste uns etwas genauer bekannte Literaturentwicklung ist und weil in ihr der Zusammenhang des Rätsels mit dem Wahrtraum und seine Zugehörigkeit zur echten und eigentlichen Dichtung, auch seine Fähigkeit sich zur großen Dichtung auszuwachsen, am deutlichsten ist, wie freilich auch sein Krankwerden und Sterben in Begriffskünstelei.

Viel einflußreicher, aber leider um ebensoviel undeutlicher ist die griechische Entwicklung gewesen. Hier ist das Rätsel — wenn nicht alles trügt — nach einem kurzen Schwanken bei den Sophisten sofort in die ernstere Form der Problemfrage übergegangen und hat zu der kolossalen Schöpfung der platonischen Philosophie geführt. Soweit es sich neben dieser ernsten und großen Entwicklung als Kunstform behauptete, hat es zum Rätsel als Begriffsspielerei geführt, wie es dann in Alexandrien und Rom gepflegt und neben dem Allegorienrätsel das ganze Mittelalter hindurch in lateinischer Form fortgepflanzt wurde.

Uns in unserem jetzigen Zusammenhang interessiert aber mehr, daß auch diese griechische Entwicklung in ihrer ältesten Form den Ursprung des Rätsels aus dem Traum zu bestätigen scheint. Wenn wenigstens wir das Recht haben, die Orakel als älteste Rätsel anzusehen. Es scheint durchaus, daß die Orakel ursprünglich Traumsprüche waren, zumal die über den betäubenden Dämpfen von Delphi gegebenen; und wenn man aus mancherlei Anzeichen geschlossen hat, daß alle ältesten Orakel Totenorakel sind, so führt das eben dahin, denn die Toten leben, erscheinen und sprechen im Traum der Lebendigen.

Am stärksten vielleicht tritt dieser Zusammenhang in der Edda hervor. So wenn im Wegtamslied Odhin ins Totenreich reiten muß, um dort die Wala nach der Bedeutung der bösen Träume Balders zu befragen, und sie antwortet:

„Schnee beschneite mich, Regen beschlug mich,
Tau beträufte mich, tot war ich lange."

Oder wenn im Atlamal der Edda vor der Todesfahrt der Niflungen Gunnars Weib von toten Frauen träumt, gerüsteten, die ihn zu sich entböten.

Ja, es ist wahrscheinlich, daß der Traum ursprünglich direkt als die Wirkung der Toten galt, daß das Wort Traum geradezu Heimsuchung durch Tote oder Totengespenster, Drauge, bedeutet.

Es gibt deutsche Sagen von einem Gespenst, das die, denen es begegnet, zu Tode fragt. Eines hält auf dem Felde zur Nachtzeit jemanden an, verspricht ihm große Schätze, wenn er seine Rätselfragen richtig beantwortet. „Wo nicht, so fresse ich dich." Man nennt solche Rätsel auf Tod und Leben Halslösungsrätsel. Es ist wohl richtig, daran zu erinnern, daß Schätze in der Volkssage durchweg von unerlösten Toten verwaltet werden, und andererseits, daß der Albtraum gern

die Gestalt eines peinlichen Verhörs annimmt. Darin liegt gewiß eine besonders starke Betonung des Rätselhaften, Antwort und Deutung Verlangenden des Traumes. Wer im Albtraum von Fragen gepeinigt wurde, wird stark genug darauf hingewiesen, über seine Träume nachzudenken. Wir sprechen von einer naiven Zeit, in der der Traum Wirklichkeit mächtigerer Art war und der Alb ein Gespenst und in der ältesten Zeit wohl stets ein Totengespenst.

In den nordischen Sagas kommen viele Träume vor, die gedeutet werden müssen. Nicht träumen galt für eines Mannes nicht würdig, für krank. Wer nicht träumte, erholte sich wohl Rates, wie er zu Träumen kommen könne. Die Auslegung aber war Sache der Weisheit und man stritt darüber: „Die Deutung des Traumes ist übel und nicht gerade freundschaftlich ausgefallen. Ich will darauf schwören, daß du dich ganz und gar nicht aufs Traumdeuten verstehst" heißt es im Anfang der Saga vom Skalden Gunnlaug Schlangenzunge. Der Traum handelte von zwei Adlern und die Deutung begann: „Die Vögel mögen die Geister zweier stolzer Männer sein," ein deutliches Zeichen, daß man sich den Traum als eine völlige Wirklichkeit dachte.

Ist nun die Lösung der Traumrätsel eine Sache der Weisheit, so konnte man die Weisheit durch Rätsel prüfen. Und dies scheint mir die Entstehung der nordischen Rätsel zu sein. Es ist auch der offenbare Charakter der ältesten Sammlungen sowohl im Norden als bei uns.

Auch bei den Indern. Und vielleicht auch bei den Griechen; nur daß wir von diesen so alte Kunde nicht mehr besitzen und deshalb uns auf Rückschlüsse aus den Sängerwettstreitsagen der nachklassischen Zeit beschränken müssen, wie sie bei Plutarch und anderen erzählt werden. Von den indischen Rätseln aber haben wir aus einigen Liedern schon des ältesten Veda nähere, wenn auch verblaßte Kunde.

Hier ist die Weisheit, die in Rätselfragen und Rätselkämpfen erprobt und dargestellt wird, bereits völlig Eigentum einer Kaste, der Priester, und sie handelt von den Geheimnissen des Opferkultus, von mancherlei Naturerscheinung mythologischer Art, auch einiger tieferer Gedankenbewegung.

Der Kessel mit dem Opfertrank ist die Kuh, ihr Euter; das Feuer darunter ist das Kalb, das sie beleckt, das am Euter saugt. Wenn es im Kessel kocht, so brüllt die Kuh. Und dann wieder ist die ins Feuer gegossene Opfermilch die Kuh, die in Opferrauch gewandelt aufsteigt und mit ihrer „Wissensmacht" — der Wissensmacht, die im Opfer liegt — Regen wirkt; im Regen dann wieder als Blitz niederfahrend. Diese Rätsel sind dunkel, mystisch, in ihren Beziehungen uns nicht — oder nur mit Hilfe gelehrter Kommentare — verständlich, daher poetisch nichtssagend. Höchstens einzelne Vorstellungen sind auszunehmen und auch die erst im erklärten Zustande: Die Sonne als Hirt, in Strahlen gekleidet, die Sonnenstrahlen, die das Wasser mit den Füßen trinken, oder der goldgelbe Adler, in Wasser gekleidet auf schwarzen Pfaden — wohl die Sonnenstrahlen hinter dunklem Gewitterregen. Oder der Blitz: Der ihn schafft, kennt ihn nicht

(der Himmel ist während des Gewitters verhüllt); der ihn schaut, sieht ihn nicht (weil er alsbald verschwunden ist); umhüllt liegt er im Mutterschoß (in der Gewitterwolke); hat er viele Söhne (die Regentropfen), so stirbt er.

Aber auch schon das Rätsel vom Jahr, das bei allen Völkern wiederkehrt, wenn freilich auch vielfach sehr anders gehalten: Das Rad des Naturlaufs, zwölfspeichig, rollt am Himmel, ohne sich abzunutzen; darauf stehen, O Agni (Feuergott), Kinder in Paaren, siebenhundertzwanzig (360 Tage und 360 Nächte).

Doch auch Tieferes: Nicht erkenne ich, als was ich dies bin; ich wandle verborgen mit meinen Gedanken verbunden. Wann der Erstgeborene der Schöpfung (Brahma, das Bewußtsein) zurückkommt, dann erlange ich den Anteil an der Stimme hier. Oder: zwei Adler umflattern, Kameraden und Freunde, denselben Baum; einer von ihnen verzehrt die süße Pippalafrucht, der andere schaut zu, nicht essend. Ein Rätsel, das, wenigstens im Sinne der späteren Vedantaphilosophie, die individuelle Seele im Körper — die genießende — von der Allseele, der nur zuschauenden, scheiden will.

Es bleibt dabei, der Anfang aller Kultur, die tiefreligiöse erste Möglichkeit jeder menschlichen geistigen Höherentwicklung ist und bleibt die Schöpfung der anderen Welt, in der Wille, Geist und Phantasie des Menschen Macht gewinnen können. Ihre Schöpfung und der Verkehr mit ihr, bald als mit dem schreckenvollen Rätselhaften, bald als mit dem Reich, in dem man sich Bescheid verschafft, Bescheid weiß, ja gar, in dem man seine eigentlichste lichte und kraftvolle Heimat findet. Dieses Grunddatum aller Kultur dauert vom Fetischismus über Platos Ideenlehre, Kants Ding an sich, Schopenhauers Welt als Wille und wird trotz alles Geschreis über den bösen Dualismus weiterdauern, unbekümmert, als Heimat aller fruchtbaren, lebenerhöhenden, emportreibenden Spannungen und nur darüber, wie wir uns die Beziehung der beiden Welten zu einander vorstellen, werden wir streiten und nur hierin fortschreiten.

Diese Welt macht ihre Wirklichkeit zuerst eindringlich im Albtraum, dichtet sich fort im Angsttraum, im gewöhnlichen Traum, in der Vision, in der wachen Phantasie; nicht nach einander als in Stadien, sondern abwechselnd. Der zweite Traum knüpft nicht an den ersten, sondern an das, was die wache Phantasie aus dem gemacht hat usw. Und indem nun die Traumwirklichkeit Beziehung haben soll auf die wache Wirklichkeit, ja im tiefsten dieselbe sein soll, gewinnen die Dinge neue Möglichkeiten, neue Kräfte, die sie nicht immer und nicht für jeden haben. Der Schlafende überträgt sein eigenes Fühlen, Wollen, Sprechen auf andere, er beseelt, belebt sie, seien es Mitlebende, seien es Gestorbene, seien es Tiere oder Bäume.

So dichtet sich eine neue, stärkere beherrschende Welt der Weisen aus und die Erprobung der Weisheit im Rätsel handelt von dieser höheren Welt. Es gab eine Zeit, in welcher „der Weise" der Traumdeuter war. Weisheit haben hieß Träume zu deuten wissen. Diese Auffassung sieht man noch vielfach durch die ältesten Sagen hindurchblinken wie durch Nebel. Inzwischen hat sich die

stärkere, höhere Welt sozusagen konstituiert und nun handelt das Rätsel direkt von ihr.

Die zwei hauptsächlichsten Rätsellieder der Edda gehören zu dem aus dem Albtraum stammenden Typus der Halslösungsrätsel, den wir bereits besprachen — schon das griechische Sphinxrätsel gehört dahin, annähernd auch schon das Simsonrätsel der hebräischen Heldensage. Märchen und Sage aber sind voll davon. Und was nun in diesen eddischen Rätselliedern abgefragt wird, das ist jene höhere Welt.

Odhin begehrt mit dem Weisesten der Urweltriesen, Wafthrudnir zu streiten. Er kommt als ein Wanderer — Gangradr nennt er sich — und will vom Flur aus sprechen solange, bis seine Weisheit erprobt ist.

Diese Einkleidung kommt sehr oft vor, sie gibt kulturhistorisch echt und bedeutsam die Gelegenheit, bei welcher Weisheitserprobung nötig war: Der Fremde, seine Würdigkeit, beherbergt zu werden.

„Sage denn, so Du von der Flur versuchen willst,
Gangradr, Dein Glück,"

beginnt der Riese vom Hochsitz in der Halle aus und fragt nun zunächst nach dem Hengst, der den Tag herzieht über der Menschen Menge, und dann nach dem, der die Nacht bringt von Osten den waltenden Wesen,

„Mehltau fällt ihm am Morgen vom Gebiß
Und füllt mit Tau die Täler."

So geht es weiter. Der Gast wird als weise erkannt, zu den Bänken geladen und fragt nun seinerseits. Alle Fragen beantwortet der Riese, auch die:

Viel erfuhr ich, viel versucht ich,
Befrug der Wesen viel.
Was wird Odhins Ende werden,
Wenn die Götter vergehen?

Da fragt der Wanderer das letzte, die Frage nach dem Wort, das Odhin dem toten Balder ins Ohr sagte, „eh er die Scheitern bestieg".

„Nicht Einer weiß, was in der Urzeit — Du
Sagtest dem Sohn ins Ohr.
Den Tod auf dem Munde meldet' ich Schicksalsworte
Von der Asen Ausgang.
Mit Odhin kämpft ich in klugen Reden:
Du wirst immer der Weiseste sein."

Man sieht, hier wird die mythologisch-dichterische Vorstellung, die jene Zeit vom großen Natur- und Weltzusammenhang hatte, abgefragt und wiederum nicht der Verstand, sondern die dichterische Gestaltungskraft angeredet. Nicht direkt. Es handelt sich um „Weisheits"fragen. Das Rätsel ist bei uns aus der Weisheitsprobe erwachsen. Aber eben die Weisheit, die erprobt wird, ist nicht die

Beweglichkeit des Begriffsvermögens, noch auch ein Gedächtnis für begriffliche Erklärungen, sondern ein Gegenwärtighaben der poetischen Sprache des Volksgeistes.

Das wird nun noch deutlicher an dem andern späteren schon märchenhaften Rätsellied der Edda, dem Lied vom Zwerge Allwissend.

Der Zwerg hat in Abwesenheit Thors um seine Tochter gefreit und sie erhalten. Er will mit ihr abreisen, als Thor kommt und ihn zurückhält. Thor trägt Bedenken, ihn einfach abzuweisen, und bietet ihm die Tochter an, falls er aus allen Welten ihm Fragen beantworten könne. Der Zwerg, stolz auf sein Wissen, nimmt mit Freuden die Probe an. Thor hält den Eifrigen hin, daß er das Kommen der Sonne nicht merkt, die er selbst im Verlauf der Rätselfragen als „Zwergs Überlisterin" bezeichnet hatte, und nun zu Stein wird:

Aus Einer Brust alte Kunden
Vernahm ich nie so viel.
Mit schlauen Listen — verlorst du die Wette,
Der Tag verzaubert dich, Zwerg:
Die Sonne scheint in den Saal.

In diesem Rätsellied nun handelt es sich direkt um die dichterischen Namen der Welten und Dinge:

Sage mir, Alwis, da alle Wesen,
Kluger Zwerg, du erkennst,
Wie heißt der Himmel, der hoch sich wölbt,
In den Welten allen?
„Himmel den Menschen, den himmlischen Dach,
Windweber den Wanen,
Riesen Überwelt, Elfen Glanzhelm,
Zwergen Träufelthor."

Jenes Schlußerkennen im Wafthrudnirslied an der Art der Fragen oder der Antworten ist ein beliebter Zug. In der Edda selbst bildet es den Abschluß auch des Wegtamsliedes, das wir schon anführten, in welchem Odhin sich Balders Träume deuten läßt:

„Du bist nicht Wegtam, wie erst ich wähnte,
Odhin bist du, der Allerschaffer,"
„„Du bist keine Wala, kein wissendes Weib,
Vielmehr bist du dreier Thursen Mutter.""

„Drei Teufels Mutter, Teufels Großmutter", erinnert Grimm dazu.

Und so ist der Schluß in eine christliche Sage übergegangen, die Andreassage in der „Goldenen Legende" (England um 1250):

Der Teufel hat sich einmal in Gestalt eines schönen Weibes bei einem Bischof eingeschlichen, um ihn zu verderben. Da kommt plötzlich ein Wanderer mit heftigem Klopfen und Rufen. Da er damit nicht aufhört, fragt der Bischof das Weib, ob sie erlaube zu öffnen. Sie schlägt vor, seine Würdigkeit durch Fragen zu prüfen. Und zwar läßt sie zuerst die stellen, welches größte Wunder im Kleinen

Gott geschaffen hat. Der Fremdling antwortet: Die Verschiedenheit und Schönheit der Angesichter. Die zweite schwerere ist eine dogmatische Künstelei, die kein Interesse für uns hat, die dritte lautet: Wie weit ists von der Erde zum Himmel? Darauf antwortet der Fremde dem Boten: Geh zu dem, der Dich sandte. Er weiß es besser. Er hat den Zwischenraum durchmessen, als er vom Himmel zur Hölle stürzte usw. Worauf der Teufel eiligst verschwindet.

* * *

Wer die Rätsel der Eddalieder, besonders des Alwisliedes, ihrer Form nach mit denen späterer Zeit vergleicht, wird nun finden, daß sie sich wie Umkehrungen zu ihnen verhalten. Deshalb werden sie auch als „unwirkliche Rätsel" abgetan.

Wir haben aber diese Eddalieder in Weiterdichtungen, deren Einkleidung sich zwischen Wafthrudnir- und Alwislied hält, den beiden Heidreklliedern, von denen das eine, dasjenige der Hervarasaga, der Edda noch nahe steht, das andere neuerlich bei den Faröern gehört und aufgezeichnet wurde.

Im letzteren fragt das erste Rätsel nach dem „Wagengedröhn, das schlägt über alle Welt". Die Antwort nennt den Donner.

Dieses Rätsel könnte seinem ganzen Bestand nach im Alwislied stehen. Nur würde die Form umgedreht sein: Wie heißt der Donner in den Welten allen? würde es lauten und die Antwort sein: Donner bei den Menschen, Wagengedröhn bei den — nun, etwa Alfen usw.

Wir sehen, scheint uns, in diesen Zusammenhängen in die Entstehung der Rätsel aus der Weisheitsfrage, der „wirklichen„ und „eigentlichen" Rätsel aus den „unwirklichen" hinein.[1])

Man kann sie an unserem Beispiel experimentell erkennen: Sowie man sich vorstellt, daß der Dichter noch an die Realität der Vergleichung glaubte oder geglaubt wissen wollte, daß er also wirklich den Donner für das Rollen eines göttlichen Wagengespanns hielt, so ist offenbar die Frage eine Weisheitsfrage so wie die letzte von Odhin, dem Reiter, der über Meer wie Land reitet. Stellt man sich aber vor, daß der Donner zu seiner Zeit nicht mehr wirklich für Wagenrollen gehalten wurde, so liegt ein „wirkliches" Rätsel vor.

---

[1]) Ich brauche wohl nicht besonders zu betonen, daß ich nicht meine, hier im historischen Sinne die Entstehung der Rätsel zu haben. Die historischen Vorformen des Rätsels sind natürlich untergegangen. Es steht hier wie beim Märchen. Die von uns sogenannten „Mythen" sind jünger als die Märchen. Aber als Vorform für die Märchen sind älteste Albtraum- und Totenzaubermythen anzunehmen, die ernst gemeint waren, und geglaubt wurden wie die „Mythen" (vgl. m. Aufsatz „Zur Biologie des Märchens" in den „Preußischen Jahrbüchern" Februarheft 1905). So sind für die Rätsel Weisheitsfragen und noch weiter zurück Totenbefragung und Traumdeutung vorauszusetzen, die man natürlich nur an denen charakterisieren kann, die noch erlangbar sind.

Wir wollen versuchen uns vorzustellen, welche Bedeutung diese Änderung hat.

In jeder, auch der einfachsten Frage scheint ein Element bereits enthalten, dessen Bedeutung für das Rätsel wir bisher zurückstellten, das Begriffliche. — Wenn man fragt: Wie heißt du? oder: Wie geht es dir? so unterscheidet man den Angeredeten von seinem Namen oder im zweiten Fall von seinem Schicksal. Indessen dieser Unterscheidung gehen noch ganz die Merkmale dessen ab, was wir unter Begrifflichem verstehen. Denn in jener alten Zeit stellt man sich alles, was man so begrifflich absondert, auch als eine wirklich existierende, anfaßbare sozusagen und hantierbare Sache vor. Nur man muß wissen es anzufassen, denn es gehört zu der wesentlichen Welt. Der Name dieser Person sowohl als ihr Schicksal. Insbesondere der Name ist etwas sehr Reales und ängstlich zu Hütendes. Hierher gehören die oft so schwer verständlichen Namensverbergungen der Helden, z. B. in der Odyssee. Hierhin gehören auch die zahlreichen Sagen und Märchen vom bösen Geist, der ohnmächtig wird, oder gar sein Leben verliert, wenn man seinen Namen erfährt, wie jener Kobold Rumpelstilzchen, der in seiner Wut den linken Fuß mit beiden Händen packte und sich selbst mitten entzwei riß, als sein Name erraten war. Nun sind diese Beziehungen der Dinge sehr verschiedener Art, und je nachdem sie mit Willensregungen und Wertsetzungen so oder so zusammenhängen, treten sie stärker hervor oder mehr zurück. Der Gestorbene bleibt real vorhanden, — sonst könnte man nicht von ihm sprechen und gar träumen. Aber bei den einen wird er ein schwankender Schatten, bei den anderen lebt er in verdoppelter Kraft.

Vor allem aber diese Beziehungen, die in Gedanken leicht zusammenwohnen, hart im Raume vorgestellt, stoßen sie sich. Und in den fortgesetzten Widersprüchen zerreiben sie sich zu — Begriffen. Bei manchen Völkern gilt der Name eines Menschen so sehr für das Wichtigste, daß er sein größtes Geheimnis bleibt. Ein jeder kriegt Decknamen für den Gebrauch im Leben. Bei anderen ist gerade der Name zuerst der Zerreibung zum Begriff verfallen. Bei wieder anderen bleibt ein Gefühl von Scheu in bezug auf den Namen. So zersetzt sich allmählich und gliedert sich die andere, die wesentliche Welt. Diese kritische, ordnende Tätigkeit nennen wir Verstand.

Nun sind wir nicht der Meinung, daß es ein geistiges Leben ohne diese begriffliche kritische Tätigkeit gegeben hat. Schon die alten Weisheitsfragen setzen sie voraus. Aber sie beschränkt sich noch auf sehr einfache Beziehungen, vor allen Dingen Gleichsetzungen. Das ist die Stufe der sogenannten „unwirklichen Rätsel", wohin alle ältesten Rätsel gehören. Sie sind einfach ihre älteste Form, ihre Vorform.

Das Rätsel setzt geradezu eine Gleichsetzung von Dingen der beiden Welten, der Naturwelt und der höheren, ein Gleichnis, voraus. Die neutestamentlichen Gleichnisse sind im Grunde Rätsel, und lassen sich auch formell leicht in Rätsel wandeln, wir sprachen schon davon. Wie denn auch in der gotischen Bibelübersetzung das Wort für Gleichnis dasselbe ist wie für Rätsel (frisahts).

Aber die Einsicht in die Unwirklichkeit der Beziehungen der verglichenen Dinge ist dem Gleichnis nicht etwa eingeboren. Der hochstehende Verfasser des Johannesevangeliums weiß, daß die Geschichte von der Speisung, von der Heilung des Blindgeborenen, von der Erweckung des Lazarus Gleichnisse sind und behandelt sie so. Nur zieht er aus dieser ihrer Natur noch den umgekehrten Schluß als wir ziehen würden. Da sie die Lehre so klar geben, sind sie wirklich vorgegangen. Eine große Anzahl der biblischen Wundergeschichten tragen offensichtlich diesen Charakter ihrer Entstehung. Und ähnliche Denkgepflogenheiten haben sich in mancherlei Gestalt hin und her bis heute erhalten. Im Grundsatz aber sind sie aufgegeben und das sogenannte „wirkliche" Rätsel entspringt aus dieser Erkenntnis: die Beziehungen im Gleichnis sind unreal. Deshalb werden sie auch frei für einen Scherz. Man kann mit ihnen spielen. Der Ton weitaus der Mehrzahl der wirklichen Rätsel ist scherzhaft. Der Menschengeist bemerkt, daß eine große Menge der Beziehungen und Dinge, die er geschaffen hat, unwirklich sind und bricht in ein Lachen aus. Wie wenn ein Gespenst sich als ein Bettlaken ausweist. Im Märchen kommt es vor, daß man Rosen lacht, und so entstehen hier diese tausende von gelachten Rätselblumen.

Ein jedes Gleichnis hinkt bekanntlich und hier faßt das Rätsel zu. Wenn man es scherzhaft bezeichnen wollte, könnte man sagen, das Rätsel sei ein Vergleich, der am hinkenden Bein gepackt ist. Fast alle wirklichen Rätsel weisen dies beides in ihrem Kern auf, einen Vergleich, der durch den Hinweis auf das nichtstimmende Element zum Staunen bringt, oft auch geradezu einen grotesken oder humoristischen Anstrich bekommen hat. Ein im Norden gern, z. B. auch im Heidreklied aufgegebenes Rätsel ist das, in welchem nach einem Baum gefragt wird — das ist der Vergleich; nun das zur Lösung helfende nichtstimmende Stück des Vergleichs: — welcher die Wurzel oben und den Wipfel unten hat?

Das Rätsel lacht: der Eiszapfen wächst, insofern ist er ein Baum, aber nur vergleichsweise: er hat ja die Wurzel oben.

Das Element des Vergleiches ist dasselbe, das wir zu Anfang Belebung, Beseelung nannten. Eben der Reflex der Dinge in der anderen, geistigen, wirklichen, lebenden Welt. Daß diese Beseelung der Dinge, diese ihre Versetzung in die Welt des Lebens nicht ohne weiteres Realitäten erkennt und darstellt, auf dieser kritischen Erkenntnis wächst das Rätsel; mit ihr spielt es.

Das ist das begriffliche Element im Rätsel, das, was man meint, wenn man das Rätsel ein Spiel des Witzes, des Verstandes, des Scharfsinns genannt hat. Aber was hier spielt, ist doch eigentlich die Phantasie, die nur durch die Übung des begrifflichen Elements beweglicher geworden ist.

Diese Entwicklung hat also das Rätsel genommen, seit die Träume sich als Schäume und die geheimnisvollen Beziehungen, welche Phantasie und Nachsinnen zwischen die Dinge spannen und über deren Wesenheit die Weisheit der Alten brütete, sich mehr und mehr als unwirkliche, nur begriffliche, sprachliche erwiesen hatten. Das Rätsel ist ein Spiel geworden.

* * *

Es fragt sich, ob es in dieser Eigenschaft noch Bedeutung hat und was für welche.

Als ernst zu nehmende Kunstform sicherlich keine. Es ist zwar noch des öfteren so aufgetaucht. In der Form des Prophetieräsels bei Lionardo[1]) und bei Goethe[2]), in der Form des Anschauungsrätsels bei Schiller. Aber selbst die künstlerisch besten, wem können sie einen wirklichen, künstlerischen Genuß bieten!

Der innere Widerspruch ist zu groß; mindestens in der Art Kunsträtsel, die man bisher gepflegt hat. Man wollte nämlich die Form des Ratenlassens ernst nehmen und mußte daher die Vorstellung, die aufgegeben wurde, so umschreiben, daß keine andere als Lösung möglich war, als die, auf die man hinauswollte. Dies galt wenigstens als Ideal. Damit kam schon in die Erdichtung des Rätsels ein völlig undichterisches Element, vollends aber in die Erratung. Nehmen wir eins der besten Rätsel dieser Gattung; es ist von Schiller aus seiner Turandot. Wer es raten will, muß sich ein Bild vorstellen, das sich selbst Licht und Glanz gibt; immerfort anders, doch immer frisch und ganz; sehr klein, doch alle Größe fassend; ein Krystall, wertvoller als alle, die ganze Welt einfangend und oft noch Schöneres wiedergebend. Etwas reichlich viel Momente, die in sich verschieden und in verschiedene Richtungen weisend, verglichen und geprüft werden wollen. In der Tat eine Arbeit. Und zwar eine in der Hauptsache unkünstlerische. Immerhin hat Schiller wenigstens wesentliche Beziehungen gewählt, und wenn man „das Auge" erraten hat, so hat man diese Vorstellung dauernd bereichert. Darin aber ist Schiller einzig; in den allermeisten Fällen ist mit der Lösungsarbeit nicht etwas erreicht, sondern etwas zerstört. Fechner z. B. gibt einen weißen Vogel zu raten, der über Meer und Land komme, Tag und Nacht ziehend; endlich mit der Hand gegriffen, soll er sein Lied singen. Trotz langen Harrens tut er es nicht, da bricht man ihm den roten Schnabel auf, damit er singe. Ein verheißungsvolles Bild. Aber die Auflösung zerstört es. „Der Brief." Das Greifen ist unwesentlich, das lange Harren auf seinen Gesang zerrinnt in eine öde Vexiervorstellung — man hat den Brief lange erwartet — der rote Siegellack ist so unwesentlich, daß heute schon das Rätsel um dieses Zuges willen gegenstandslos geworden ist. Sein Zerbrechen hat mit dem Lesen nur negativ zu tun. Kurzum, was bleibt! Und dies ist noch eines der besseren Rätsel.

Solche Rätselraten mag man unter den Gesellschaftsspielen schätzen, mit Kunst oder Kunstgenuß hat es nichts zu tun.

Das Rätsel hat seine geschichtliche Aufgabe erfüllt. Von vornherein zur negativen Seite des menschlichen Geistes gehörig, immerhin nicht nur die Ohnmacht, sondern auch die Überwindung der Ohnmacht in sich darstellend, ist es

[1]) Vgl. in Lionardo da Vinci von M. Herzfeld. Jena, Diederichs 1904, das XII. Kapitel S. 254—279.

[2]) Weissagungen des Bakis und Verwandtes.

die Form geworden, in der das begriffliche Element immer mehr aufgenommen und dienstbar geworden, schließlich übermächtig werdend, zu jener Erkrankung des geistigen Lebens geführt hat, aus der wir herauszukommen suchen, und deren Reflex im modernen Zeitungsrätsel lebt.

Indessen wir kehren zu unseren Eingangsgedanken zurück. Die sogenannten Kunsträtsel sind nichts Lebendiges, — seltsame, ungeschlachte Phantome. Die wirklichen lebendigen Rätsel aber, nämlich die Volksrätsel, die nicht das begriffliche Moment ernst nehmen und dadurch die Kunst vernichten, sondern die das Moment der „entzückten Anschauung" und dann andererseits des Lachens und des Spiels ernst nehmen, sind und bleiben Kunst; und wenn sie auch sicherlich keine Zukunft mehr haben, sondern am Ende ihrer Geschichte angelangt sind, so behalten sie eben als Träger einer langen und bedeutungsvollen Geschichte ihren Wert; nicht nur für die Wissenschaft, sondern auch für die lebendige Anschauung und deshalb für zwei Arten Menschen, für Kinder und für — Künstler. Diese beiden werden nicht aufhören, sich zu entzücken über diese Art, wie das Volksrätsel seine Aufgabe erfaßt hat und wie es fast blitzartig die Anschauung eines Gegenstandes lebendig macht. Wenn es das Auge aufgibt: Es ist eine kleine Tür, und geht doch die ganze Welt hinein, so ist die Anschauung schneller und völliger da, als in dem langen Schillerschen Rätsel.

„Kem 'n Mann von Hickenpicken,
Hadd 'n Rock von dusend Flicken,
Hadd 'n knökern Angesicht,
Un en leddern Boort."

Kann man den Hahn anschaulicher beschreiben? Aber vielleicht noch kürzer. „Wer hat dat grötst Taschendauk? — Dat Hauhn (das Huhn), dat putzt sin Näs' an de Jrd (Erde)."[4])

---

[4]) Es ist schade, daß wir auf keine brauchbaren Sammlungen verweisen können. Es steht hier wie fast überall auf dem Gebiet der Volksdichtung. Die Sammlungen sind fast durchgängig rein wissenschaftlich angelegt, für diesen Zweck zum Teil vortrefflich, darüber hinaus ungenießbar, Gutes und Schlechtes, Lebendiges und Lebensunfähiges, Bedeutsames und ganz Inhaltleeres oder Willkürliches untereinander, dazu mit unendlichen Wiederholungen. Am ersten geht noch die Simrocksche Sammlung, die freilich veraltet ist. Auch eine Geschichte des Rätsels gibt es nicht. Friedreichs Buch mit diesem Titel ist völlig wertlos. Ohlerts Rätsel und Gesellschaftsspiele der alten Griechen geben für diesen Ausschnitt unter vielem Wertlosen wenigstens auch einiges Gute.

Schiller-Jubiläums-Literatur.

Von

Rudolf Krauſz.

I.

Die hundertſte Wiederkehr von Schillers Todestag hat eine Fülle neuer Schiller-Literatur beſchert. Und für jeden gibt es etwas darunter nach ſeinen beſonderen Wünſchen und perſönlichen Bedürfniſſen. Der eine kann ſich in die Einzelheiten des Dichterlebens vertiefen, ein anderer mit Schillers Familien- und Freundeskreiſen vertraute Bekanntſchaft ſchließen, ein dritter findet ſeine Werke, ſein Wirken erklärt und beleuchtet. Gelehrte und Ungelehrte, Gebildete und Ungebildete — alle kommen auf ihre Rechnung. Auch an neuen Ausgaben iſt kein Mangel, die zum unmittelbaren Genuſſe der Dichtungen ſelbſt einladen, was doch immer das Beſte bleibt.

Eine der gewichtigſten Säkular-Gaben iſt eine neue Schiller-Biographie oder doch wenigſtens die erſte Hälfte einer ſolchen. Die beiden großangelegten Werke von Weltrich und Minor ſind noch immer nicht zum Abſchluß gediehen, und es ſteht nun feſt, daß des erſteren Verſprechen, den ſehnſüchtig erwarteten zweiten Band ſeines Dichterlebens auf dieſen 9. Mai darzubieten, nicht in Erfüllung gehen wird. Otto Brahm ſcheint die Fortſetzung ſeines Buches überhaupt aufgegeben zu haben. Neben dem erneuerten Palleske, Wychgram, Harnack und Bellermann hat eine weitere Biographie wohl noch Raum, wenn ſie auf gediegener wiſſenſchaftlicher Grundlage aufgebaut iſt, ohne ſich in Einzelheiten zu ſehr zu verlieren, und den rechten, zum Herzen dringenden Ton findet, ohne zu tief zu den geiſtig Unmündigen herabzuſteigen. Karl Berger[1]) hat dieſes Bedürfnis klar erkannt, er hat ſich mit friſchem Wagemut und ungehemmter Arbeitskraft der großen Aufgabe unterzogen und den Beweis erbracht, daß er wirklich der rechte Mann dazu iſt.

Berger entwickelt ſeine Forſchungen und Unterſuchungen nicht vor den Augen der Leſer, gibt vielmehr nur die Ergebniſſe und gewinnt dadurch den Vorteil, daß ſeine Erzählung in ununterbrochenem Fluß fortläuft. Der Kenner

[1]) Schiller. Sein Leben und ſeine Werke. In zwei Bänden. Erſter Band mit einer Photogravüre (Schiller im 27. Lebensjahre nach dem Gemälde von Anton Graff). Erſte und zweite Auflage (1.—6. Tauſend). München 1905. C. H. Beckſche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. 630 S. Pr. geb. 6 Mk.

weiß darum nicht weniger zu schätzen, daß der Verfasser das gesamte Quellenmaterial beherrscht, und auch der Laie fühlt es. Jeder neue Schillerbiograph ist seinen Vorgängern gegenüber in der günstigen Lage, daß er nicht nur ihre Arbeiten, sondern auch die dazwischen liegenden Einzelstudien verwerten und so den Lebensgang genauer, richtiger, vollständiger wiedergeben kann. Auch Berger vermochte da und dort bereits über Weltrichs und Minors Darstellungen hinauszugehen, so z. B. im Abschnitt über des Knaben Aufenthalt in der Ludwigsburger Lateinschule. Die 18 Seiten Anmerkungen am Schluß beschäftigen sich hauptsächlich mit der neueren Literatur. Ihre Notwendigkeit leuchtet nicht recht ein, da sie den einen zu viel, den andern zu wenig bieten. Der gewöhnliche Leser mag sie darum getrost aus dem Buche hinwegdenken.

Es versteht sich von selbst, daß bei einer Biographie, die sich an die weiten Kreise aller Schillerfreunde wendet, auf die künstlerische Darstellung und Form im weitesten Sinne das meiste ankommt. Berger will nicht durch originelle Auffassung verblüffen. Er sucht nicht seinen eigenen Geist auf Kosten von Schillers Geist leuchten zu lassen. Er ordnet seine Person dem hohen Zwecke des Buches unter und erweckt bei einsichtigen Lesern gerade dadurch auch für jene eine günstige Meinung. Wie Schiller für die Helden seiner Dramen erglüht ist und sich mit ihnen eins gefühlt hat, so geht auch Berger fast restlos im Helden seiner Biographie auf. Die glückliche Folge ist innere Wärme des Tons, überzeugende Kraft des Wortes, das dem Verfasser ohnehin in nicht gewöhnlichem Maße zu Gebote steht. Seine Erzählung fließt aus dem Herzen und dringt zum Herzen.

Indessen hat ihn die Schillerbegeisterung für des Dichters Schwächen nicht blind gemacht. Auch in der Charakteristik der Werke weiß er mit liebevoller Ausdeutung ein klug abwägendes Urteil zu verbinden. Die Mängel des Don Carlos deckt er rücksichtslos auf. Die ausführlichen Analysen der Dramen liest man mit Vergnügen; über die Gedichte der Anthologie hätte sich Berger etwas kürzer fassen dürfen.

Im einzelnen fällt an der Darstellung auf, daß der Verfasser von der allgemeinen Übung, den Herzog Karl von Württemberg grau in grau zu malen, nicht abgewichen ist. Zum mindesten wäre ein Wort der Anerkennung dafür am Platze gewesen, daß der Fürst Schiller nach der Flucht unbehelligt gelassen und dem Vater des Deserteurs seine Gunst bewahrt hat. S. 45 wird die in Hovens Autobiographie aufgetischte Fabel, daß er „einem alten, ursprünglich niederländischen Adelsgeschlechte" entsprossen sei, wiederholt; tatsächlich ist die Familie Hoven altwürttembergischer und bürgerlicher Herkunft. Unrichtig ist ferner, daß ein Zuhörer den gewaltigen ersten Eindruck einer Räubervorlesung auf die jugendlichen Gemüter in Bild und Wort geschildert habe (S. 113). Die Worterklärung zu Viktor Heideloffs bekannter Skizze stammt vielmehr von dessen Sohn, was für die Bewertung dieser Quelle natürlich einen wesentlichen Unterschied macht. Indessen lassen sich solche und ähnliche kleine Irrtümer — zum mindesten in der ersten Auflage eines so gewaltigen Werkes — auch bei der

größten Sorgfalt nicht ganz vermeiden und können der Gesamtleistung keinen Eintrag tun.

Das 23. und letzte Kapitel des ersten Bandes, „Berufung nach Jena", endet mit einer Interpretation des Gedichtes „Die Künstler". Den Schluß der Herzensgeschichte Schillers ist uns Berger noch schuldig geblieben, die Verlobung und Heirat hat er für den zweiten Band aufgespart. Wo er immer den Einschnitt gemacht hätte, der Leser hätte sich unter allen Umständen ungern von der Erzählung getrennt. Um so tröstlicher ist die Zusicherung, daß die zweite Hälfte noch im Jahre 1905 der Öffentlichkeit übergeben werden soll. Unter diesem Gesichtspunkt kann man es auch verschmerzen, daß der erste Band kein Separatregister bekommen hat.

Die buchhändlerische Reklame bezeichnet Bergers Werk als „Gegenstück und Ergänzung zu Bielschowskys klassischer Goethebiographie". Dagegen hätte sich der Verfasser verwahren sollen. Bielschowskys Werk in Ehren: aber auch das Bergersche kann für sich ohne Anlehnung bestehen. Und was soll das heißen: eine Schillerbiographie Ergänzung zu einer Goethebiographie? Das bedeutet eine Beleidigung Schillers, falls es nicht — der reine Unsinn ist.[3])

Auch einige ältere, gut angeschriebene Biographien haben zu der festlichen Gelegenheit ein neues Gewand angelegt. So hat Jakob Wychgram von seinem beliebten „Schiller" eine billige Volksausgabe[3]) veranstaltet, die — bei stark gekürztem Text und Verzicht auf Illustrationen außer dem Titelporträt — immer noch einen stattlichen, von der Verlagsanstalt aufs würdigste ausgestatteten Band darstellt. Immer von neuem erfreut man sich an der lebensvollen Anschaulichkeit der Wychgramschen Erzählungskunst, an seiner vornehmen Auffassung, an seinem ethischen Empfinden, womit er den ganzen Lebensgang des Dichters den Gesetzen innerer Notwendigkeit untertan macht. Abschnitte, wie die vergleichende Charakteristik Schillers und Goethes oder die Erläuterung des Wilhelm Tell hinterlassen einen tiefen Eindruck. Um den Bedürfnissen eines erweiterten Leserkreises gerecht zu werden, mußte der Verfasser natürlich in erster Linie die literarisch-ästhetischen Partien beschneiden. Die Überarbeitung ist so ziemlich im Äußerlichen stecken geblieben. Der Kundige — allerdings nur dieser — bemerkt da und dort kleine Risse in den Zusammenhängen und Härten in den Übergängen.

Neben Wychgrams Werk kann sich Otto Harnacks „Schiller"[4]) wohl sehen lassen. Das erste bis fünfte Tausend bildete einen Bestandteil der Biographien-Sammlung „Geisteshelden"; jetzt ist die zweite verbesserte Auflage

[3]) Eine weitere auf das Fest in Aussicht gestellte Schiller-Biographie von Eugen Kühnemann war bei Abschluß dieses Manuskripts noch nicht erschienen und konnte darum leider nicht in diesem Zusammenhang besprochen werden.

[3]) Erstes bis zehntes Tausend. Bielefeld und Leipzig. Verlag von Velhagen und Klasing 1905.

[4]) Mit 10 Bildnissen und einer Handschrift. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 1905.

(sechstes bis achtes Tausend) aus diesem Verbande herausgetreten. Wer Schillers Leben und Werke wenigstens bis zu einem gewissen Grade erschöpfend und gleichmäßig behandeln will, bedarf zweier Bände etwa im Umfang der Bergerschen Biographie. Mit einem von mittlerer Stärke, wie Harnack, ausreichen zu müssen, ist entschieden die schwierigere Aufgabe. Die Gefahr liegt hier nahe, daß der Autor, je nach seinen persönlichen Anlagen und Neigungen, den einen Teil seiner Aufgabe vor dem andern bevorzugt. Bei Harnack ist das rein biographische Element zu kurz gekommen: man vermißt in seiner Darstellung mancherlei Einzelheiten des Schillerschen Lebensganges, die uns aus andern Büchern lieb und vertraut geworden sind. Grundlegende Quellenstudien zu treiben, lag nicht in seiner Absicht. Er hat vielmehr seine Hauptkraft dafür eingesetzt, uns die geistige Entwicklung Schillers zu vergegenwärtigen, und zwar mit schönstem Gelingen. Die Entstehungsgeschichte der einzelnen Werke behandelt er etwas nebensächlich. Überhaupt bevorzugt er das Ästhetische vor dem Historischen. Besonders liebevoll befaßt er sich mit den philosophisch-ästhetischen Studien und Schriften und der Gedankenlyrik des Dichters. Es steckt Charakter und Persönlichkeit in Harnacks Auffassung und Darstellung. Bei aller ehrlichen Bewunderung für Schiller ist er doch weit entfernt, ihn unbedingt zu verhimmeln. Die Anthologie verwirft er in Bausch und Bogen wie seine ganze Lyrik im engern Sinne. Maria Stuart und Jungfrau von Orleans werden ziemlich tief herabgedrückt. Wenn es von letzterer heißt, jeder werde sie gerne einmal über die Bretter gehen sehen, aber wenige werden ein Verlangen haben, sie zum zweitenmal zu sehen, so wird dieser Satz schwerlich allgemeine Zustimmung finden. In Wallenstein, der Braut von Messina und Wilhelm Tell erblickt Harnack die Höhepunkte von Schillers dramatischem Schaffen. Er geht eben überall von hohen grundsätzlichen Gesichtspunkten aus.

Gewiß hat schon mancher den stillen Wunsch gehegt, daß einmal eine realistische Schiller-Biographie geschrieben werde für reife Männer und Frauen, in deren Augen Schiller durch ehrliches Eingeständnis seiner menschlichen Schwächen nicht erniedrigt würde. Bietet es doch gerade ein erhebendes Schauspiel, wie sein gewaltiger Geist in großartigem Aufschwung mehr und mehr den irdischen Staub abzuschütteln wußte. In Harnacks Buch finden sich stärkere realistische Ansätze als in den übrigen Biographien. Er übt nicht bloß an dem Dichter, sondern auch an den Menschen unbefangene Kritik. Eine erneute Revision der Überlieferung müßte ihn nach dieser Richtung noch einen Schritt weiter bringen. Insbesondere ist noch Schillers Jugendgeschichte in idealistische Nebel gehüllt. Ein Beispiel für viele. Wie großes Kopfzerbrechen verursacht, auch Harnack, die Frage, warum wohl Herzog Karl einem früheren Versprechen zuwider Schiller beim Austritt aus der Militärakademie nur die subalterne Stelle eines Regimentsarztes verliehen habe! Man sieht hier den Wald voll lauter Bäumen nicht. Denn die einfachste Lösung ist die, daß der Herzog damals einen andern medizinischen Posten überhaupt nicht zu vergeben hatte.

Wir wollen versuchen uns vorzustellen, welche Bedeutung diese Änderung hat.

In jeder, auch der einfachsten Frage scheint ein Element bereits enthalten, dessen Bedeutung für das Rätsel wir bisher zurückstellten, das Begriffliche. — Wenn man fragt: Wie heißt du? oder: Wie geht es dir? so unterscheidet man den Angeredeten von seinem Namen oder im zweiten Fall von seinem Schicksal. Indessen dieser Unterscheidung gehen noch ganz die Merkmale dessen ab, was wir unter Begrifflichem verstehen. Denn in jener alten Zeit stellt man sich alles, was man so begrifflich absondert, auch als eine wirklich existierende, anfaßbare sozusagen und hantierbare Sache vor. Nur man muß wissen es anzufassen, denn es gehört zu der wesentlichen Welt. Der Name dieser Person sowohl als ihr Schicksal. Insbesondere der Name ist etwas sehr Reales und ängstlich zu Hütendes. Hierher gehören die oft so schwer verständlichen Namensverbergungen der Helden, z. B. in der Odyssee. Hierhin gehören auch die zahlreichen Sagen und Märchen vom bösen Geist, der ohnmächtig wird, oder gar sein Leben verliert, wenn man seinen Namen erfährt, wie jener Kobold Rumpelstilzchen, der in seiner Wut den linken Fuß mit beiden Händen packte und sich selbst mitten entzwei riß, als sein Name erraten war. Nun sind diese Beziehungen der Dinge sehr verschiedener Art, und je nachdem sie mit Willensregungen und Wertsetzungen so oder so zusammenhängen, treten sie stärker hervor oder mehr zurück. Der Gestorbene bleibt real vorhanden, — sonst könnte man nicht von ihm sprechen und gar träumen. Aber bei den einen wird er ein schwankender Schatten, bei den anderen lebt er in verdoppelter Kraft.

Vor allem aber diese Beziehungen, die in Gedanken leicht zusammenwohnen, hart im Raume vorgestellt, stoßen sie sich. Und in den fortgesetzten Widersprüchen zerreiben sie sich zu — Begriffen. Bei manchen Völkern gilt der Name eines Menschen so sehr für das Wichtigste, daß er sein größtes Geheimnis bleibt. Ein jeder kriegt Decknamen für den Gebrauch im Leben. Bei anderen ist gerade der Name zuerst der Zerreibung zum Begriff verfallen. Bei wieder anderen bleibt ein Gefühl von Scheu in bezug auf den Namen. So zersetzt sich allmählich und gliedert sich die andere, die wesentliche Welt. Diese kritische, ordnende Tätigkeit nennen wir Verstand.

Nun sind wir nicht der Meinung, daß es ein geistiges Leben ohne diese begriffliche kritische Tätigkeit gegeben hat. Schon die alten Weisheitsfragen setzen sie voraus. Aber sie beschränkt sich noch auf sehr einfache Beziehungen, vor allen Dingen Gleichsetzungen. Das ist die Stufe der sogenannten „unwirklichen Rätsel", wohin alle ältesten Rätsel gehören. Sie sind einfach ihre älteste Form, ihre Vorform.

Das Rätsel setzt geradezu eine Gleichsetzung von Dingen der beiden Welten, der Naturwelt und der höheren, ein Gleichnis, voraus. Die neutestamentlichen Gleichnisse sind im Grunde Rätsel, und lassen sich auch formell leicht in Rätsel wandeln, wir sprachen schon davon. Wie denn auch in der gotischen Bibelübersetzung das Wort für Gleichnis dasselbe ist wie für Rätsel (frisahts).

Aber die Einsicht in die Unwirklichkeit der Beziehungen der verglichenen Dinge ist dem Gleichnis nicht etwa eingeboren. Der hochstehende Verfasser des Johannesevangeliums weiß, daß die Geschichte von der Speisung, von der Heilung des Blindgeborenen, von der Erweckung des Lazarus Gleichnisse sind und behandelt sie so. Nur zieht er aus dieser ihrer Natur noch den umgekehrten Schluß als wir ziehen würden. Da sie die Lehre so klar geben, sind sie wirklich vorgegangen. Eine große Anzahl der biblischen Wundergeschichten tragen offensichtlich diesen Charakter ihrer Entstehung. Und ähnliche Denkgepflogenheiten haben sich in mancherlei Gestalt hin und her bis heute erhalten. Im Grundsatz aber sind sie aufgegeben und das sogenannte „wirkliche" Rätsel entspringt aus dieser Erkenntnis: die Beziehungen im Gleichnis sind unreal. Deshalb werden sie auch frei für einen Scherz. Man kann mit ihnen spielen. Der Ton weitaus der Mehrzahl der wirklichen Rätsel ist scherzhaft. Der Menschengeist bemerkt, daß eine große Menge der Beziehungen und Dinge, die er geschaffen hat, unwirklich sind und bricht in ein Lachen aus. Wie wenn ein Gespenst sich als ein Bettlaken ausweist. Im Märchen kommt es vor, daß man Rosen lacht, und so entstehen hier diese tausende von gelachten Rätselblumen.

Ein jedes Gleichnis hinkt bekanntlich und hier faßt das Rätsel zu. Wenn man es scherzhaft bezeichnen wollte, könnte man sagen, das Rätsel sei ein Vergleich, der am hinkenden Bein gepackt ist. Fast alle wirklichen Rätsel weisen dies beides in ihrem Kern auf, einen Vergleich, der durch den Hinweis auf das nichtstimmende Element zum Staunen bringt, oft auch geradezu einen grotesken oder humoristischen Anstrich bekommen hat. Ein im Norden gern, z. B. auch im Heidreklied aufgegebenes Rätsel ist das, in welchem nach einem Baum gefragt wird — das ist der Vergleich; nun das zur Lösung helfende nichtstimmende Stück des Vergleichs: — welcher die Wurzel oben und den Wipfel unten hat?

Das Rätsel lacht: der Eiszapfen wächst, insofern ist er ein Baum, aber nur vergleichsweise: er hat ja die Wurzel oben.

Das Element des Vergleiches ist dasselbe, das wir zu Anfang Belebung, Beseelung nannten. Eben der Reflex der Dinge in der anderen, geistigen, wirklichen, lebenden Welt. Daß diese Beseelung der Dinge, diese ihre Versetzung in die Welt des Lebens nicht ohne weiteres Realitäten erkennt und darstellt, auf dieser kritischen Erkenntnis wächst das Rätsel; mit ihr spielt es.

Das ist das begriffliche Element im Rätsel, das, was man meint, wenn man das Rätsel ein Spiel des Witzes, des Verstandes, des Scharfsinns genannt hat. Aber was hier spielt, ist doch eigentlich die Phantasie, die nur durch die Übung des begrifflichen Elements beweglicher geworden ist.

Diese Entwicklung hat also das Rätsel genommen, seit die Träume sich als Schäume und die geheimnisvollen Beziehungen, welche Phantasie und Nachsinnen zwischen die Dinge spannen und über deren Wesenheit die Weisheit der Alten brütete, sich mehr und mehr als unwirkliche, nur begriffliche, sprachliche erwiesen hatten. Das Rätsel ist ein Spiel geworden.

* * *

Es fragt sich, ob es in dieser Eigenschaft noch Bedeutung hat und was für welche.

Als ernst zu nehmende Kunstform sicherlich keine. Es ist zwar noch des öfteren so aufgetaucht. In der Form des Prophetieräsels bei Lionardo[2]) und bei Goethe[3]), in der Form des Anschauungsrätsels bei Schiller. Aber selbst die künstlerisch besten, wem können sie einen wirklichen, künstlerischen Genuß bieten!

Der innere Widerspruch ist zu groß; mindestens in der Art Kunsträtsel, die man bisher gepflegt hat. Man wollte nämlich die Form des Ratenlassens ernst nehmen und mußte daher die Vorstellung, die aufgegeben wurde, so umschreiben, daß keine andere als Lösung möglich war, als die, auf die man hinauswollte. Dies galt wenigstens als Ideal. Damit kam schon in die Erdichtung des Rätsels ein völlig undichterisches Element, vollends aber in die Erratung. Nehmen wir eins der besten Rätsel dieser Gattung; es ist von Schiller aus seiner Turandot. Wer es raten will, muß sich ein Bild vorstellen, das sich selbst Licht und Glanz gibt; immerfort anders, doch immer frisch und ganz; sehr klein, doch alle Größe fassend; ein Krystall, wertvoller als alle, die ganze Welt einfangend und oft noch Schöneres wiedergebend. Etwas reichlich viel Momente, die in sich verschieden und in verschiedene Richtungen weisend, verglichen und geprüft werden wollen. In der Tat eine Arbeit. Und zwar eine in der Hauptsache unkünstlerische. Immerhin hat Schiller wenigstens wesentliche Beziehungen gewählt, und wenn man „das Auge" erraten hat, so hat man diese Vorstellung dauernd bereichert. Darin aber ist Schiller einzig; in den allermeisten Fällen ist mit der Lösungsarbeit nicht etwas erreicht, sondern etwas zerstört. Fechner z. B. gibt einen weißen Vogel zu raten, der über Meer und Land komme, Tag und Nacht ziehend; endlich mit der Hand gegriffen, soll er sein Lied singen. Trotz langen Harrens tut er es nicht, da bricht man ihm den roten Schnabel auf, damit er singe. Ein verheißungsvolles Bild. Aber die Auflösung zerstört es. „Der Brief." Das Greifen ist unwesentlich, das lange Harren auf seinen Gesang zerrinnt in eine öde Vexiervorstellung — man hat den Brief lange erwartet — der rote Siegellack ist so unwesentlich, daß heute schon das Rätsel um dieses Zuges willen gegenstandslos geworden ist. Sein Zerbrechen hat mit dem Lesen nur negativ zu tun. Kurzum, was bleibt! Und dies ist noch eines der besseren Rätsel.

Solche Rätselraten mag man unter den Gesellschaftsspielen schätzen, mit Kunst oder Kunstgenuß hat es nichts zu tun.

Das Rätsel hat seine geschichtliche Aufgabe erfüllt. Von vornherein zur negativen Seite des menschlichen Geistes gehörig, immerhin nicht nur die Ohnmacht, sondern auch die Überwindung der Ohnmacht in sich darstellend, ist es

---

[2]) Vgl. in Lionardo da Vinci von M. Herzfeld. Jena, Diederichs 1904, das XII. Kapitel S. 254—279.

[3]) Weissagungen des Bakis und Verwandtes.

die Form geworden, in der das begriffliche Element immer mehr aufgenommen und dienstbar geworden, schließlich übermächtig werdend, zu jener Erkrankung des geistigen Lebens geführt hat, aus der wir herauszukommen suchen, und deren Reflex im modernen Zeitungsrätsel lebt.

Indessen wir kehren zu unseren Eingangsgedanken zurück. Die sogenannten Kunsträtsel sind nichts Lebendiges, — seltsame, ungeschlachte Phantome. Die wirklichen lebendigen Rätsel aber, nämlich die Volksrätsel, die nicht das begriffliche Moment ernst nehmen und dadurch die Kunst vernichten, sondern die das Moment der „entzückten Anschauung" und dann andererseits des Lachens und des Spiels ernst nehmen, sind und bleiben Kunst; und wenn sie auch sicherlich keine Zukunft mehr haben, sondern am Ende ihrer Geschichte angelangt sind, so behalten sie eben als Träger einer langen und bedeutungsvollen Geschichte ihren Wert; nicht nur für die Wissenschaft, sondern auch für die lebendige Anschauung und deshalb für zwei Arten Menschen, für Kinder und für — Künstler. Diese beiden werden nicht aufhören, sich zu entzücken über diese Art, wie das Volksrätsel seine Aufgabe erfaßt hat und wie es fast blitzartig die Anschauung eines Gegenstandes lebendig macht. Wenn es das Auge aufgibt: Es ist eine kleine Tür, und geht doch die ganze Welt hinein, so ist die Anschauung schneller und völliger da, als in dem langen Schillerschen Rätsel.

„Kem 'n Mann von Hickenpicken,
Hadd 'n Rock von dusend Flicken,
Hadd 'n knökern Angesicht,
Un en leddern Boort."

Kann man den Hahn anschaulicher beschreiben? Aber vielleicht noch kürzer. „Wer hat dat grötst Taschendauk? — Dat Hauhn (das Huhn), dat putzt sin Näs' an de Jrd (Erde)."[4])

[4]) Es ist schade, daß wir auf keine brauchbaren Sammlungen verweisen können. Es steht hier wie fast überall auf dem Gebiet der Volksdichtung. Die Sammlungen sind fast durchgängig rein wissenschaftlich angelegt, für diesen Zweck zum Teil vortrefflich, darüber hinaus ungenießbar, Gutes und Schlechtes, Lebendiges und Lebensunfähiges, Bedeutsames und ganz Jnhaltleeres oder Willkürliches untereinander, dazu mit unendlichen Wiederholungen. Am ersten geht noch die Simrocksche Sammlung, die freilich veraltet ist. Auch eine Geschichte des Rätsels gibt es nicht. Friedreichs Buch mit diesem Titel ist völlig wertlos. Ohlerts Rätsel und Gesellschaftsspiele der alten Griechen geben für diesen Ausschnitt unter vielem Wertlosen wenigstens auch einiges Gute.

Schiller-Jubiläums-Literatur.

Von

Rudolf Krauſz.

I.

Die hundertſte Wiederkehr von Schillers Todestag hat eine Fülle neuer Schiller-Literatur beſchert. Und für jeden gibt es etwas darunter nach ſeinen beſonderen Wünſchen und perſönlichen Bedürfniſſen. Der eine kann ſich in die Einzelheiten des Dichterlebens vertiefen, ein anderer mit Schillers Familien- und Freundeskreiſen vertraute Bekanntſchaft ſchließen, ein dritter findet ſeine Werke, ſein Wirken erklärt und beleuchtet. Gelehrte und Ungelehrte, Gebildete und Ungebildete — alle kommen auf ihre Rechnung. Auch an neuen Ausgaben iſt kein Mangel, die zum unmittelbaren Genuſſe der Dichtungen ſelbſt einladen, was doch immer das Beſte bleibt.

Eine der gewichtigſten Säkular-Gaben iſt eine neue Schiller-Biographie oder doch wenigſtens die erſte Hälfte einer ſolchen. Die beiden großangelegten Werke von Weltrich und Minor ſind noch immer nicht zum Abſchluß gediehen, und es ſteht nun feſt, daß des erſteren Verſprechen, den ſehnſüchtig erwarteten zweiten Band ſeines Dichterlebens auf dieſen 9. Mai darzubieten, nicht in Erfüllung gehen wird. Otto Brahm ſcheint die Fortſetzung ſeines Buches überhaupt aufgegeben zu haben. Neben dem erneuerten Palleske, Wychgram, Harnack und Bellermann hat eine weitere Biographie wohl noch Raum, wenn ſie auf gediegener wiſſenſchaftlicher Grundlage aufgebaut iſt, ohne ſich in Einzelheiten zu ſehr zu verlieren, und den rechten, zum Herzen dringenden Ton findet, ohne zu tief zu den geiſtig Unmündigen herabzuſteigen. Karl Berger[1]) hat dieſes Bedürfnis klar erkannt, er hat ſich mit friſchem Wagemut und ungehemmter Arbeitskraft der großen Aufgabe unterzogen und den Beweis erbracht, daß er wirklich der rechte Mann dazu iſt.

Berger entwickelt ſeine Forſchungen und Unterſuchungen nicht vor den Augen der Leſer, gibt vielmehr nur die Ergebniſſe und gewinnt dadurch den Vorteil, daß ſeine Erzählung in ununterbrochenem Fluß fortläuft. Der Kenner

[1]) Schiller. Sein Leben und ſeine Werke. In zwei Bänden. Erſter Band mit einer Photogravüre (Schiller im 27. Lebensjahre nach dem Gemälde von Anton Graff). Erſte und zweite Auflage (1.—6. Tauſend). München 1905. C. H. Beckſche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. 630 S. Pr. geb. 6 Mk.

weiß darum nicht weniger zu schätzen, daß der Verfasser das gesamte Quellenmaterial beherrscht, und auch der Laie fühlt es. Jeder neue Schillerbiograph ist seinen Vorgängern gegenüber in der günstigen Lage, daß er nicht nur ihre Arbeiten, sondern auch die dazwischen liegenden Einzelstudien verwerten und so den Lebensgang genauer, richtiger, vollständiger wiedergeben kann. Auch Berger vermochte da und dort bereits über Weltrichs und Minors Darstellungen hinauszugehen, so z. B. im Abschnitt über des Knaben Aufenthalt in der Ludwigsburger Lateinschule. Die 18 Seiten Anmerkungen am Schluß beschäftigen sich hauptsächlich mit der neueren Literatur. Ihre Notwendigkeit leuchtet nicht recht ein, da sie den einen zu viel, den andern zu wenig bieten. Der gewöhnliche Leser mag sie darum getrost aus dem Buche hinwegdenken.

Es versteht sich von selbst, daß bei einer Biographie, die sich an die weiten Kreise aller Schillerfreunde wendet, auf die künstlerische Darstellung und Form im weitesten Sinne das meiste ankommt. Berger will nicht durch originelle Auffassung verblüffen. Er sucht nicht seinen eigenen Geist auf Kosten von Schillers Geist leuchten zu lassen. Er ordnet seine Person dem hohen Zwecke des Buches unter und erweckt bei einsichtigen Lesern gerade dadurch auch für jene eine günstige Meinung. Wie Schiller für die Helden seiner Dramen erglüht ist und sich mit ihnen eins gefühlt hat, so geht auch Berger fast restlos im Helden seiner Biographie auf. Die glückliche Folge ist innere Wärme des Tons, überzeugende Kraft des Wortes, das dem Verfasser ohnehin in nicht gewöhnlichem Maße zu Gebote steht. Seine Erzählung fließt aus dem Herzen und dringt zum Herzen.

Indessen hat ihn die Schillerbegeisterung für des Dichters Schwächen nicht blind gemacht. Auch in der Charakteristik der Werke weiß er mit liebevoller Ausdeutung ein klug abwägendes Urteil zu verbinden. Die Mängel des Don Carlos deckt er rücksichtslos auf. Die ausführlichen Analysen der Dramen liest man mit Vergnügen; über die Gedichte der Anthologie hätte sich Berger etwas kürzer fassen dürfen.

Im einzelnen fällt an der Darstellung auf, daß der Verfasser von der allgemeinen Übung, den Herzog Karl von Württemberg grau in grau zu malen, nicht abgewichen ist. Zum mindesten wäre ein Wort der Anerkennung dafür am Platze gewesen, daß der Fürst Schiller nach der Flucht unbehelligt gelassen und dem Vater des Deserteurs seine Gunst bewahrt hat. S. 45 wird die in Hovens Autobiographie aufgetischte Fabel, daß er „einem alten, ursprünglich niederländischen Adelsgeschlechte" entsprossen sei, wiederholt; tatsächlich ist die Familie Hoven altwürttembergischer und bürgerlicher Herkunft. Unrichtig ist ferner, daß ein Zuhörer den gewaltigen ersten Eindruck einer Räubervorlesung auf die jugendlichen Gemüter in Bild und Wort geschildert habe (S. 113). Die Worterklärung zu Viktor Heideloffs bekannter Skizze stammt vielmehr von dessen Sohn, was für die Bewertung dieser Quelle natürlich einen wesentlichen Unterschied macht. Indessen lassen sich solche und ähnliche kleine Irrtümer — zum mindesten in der ersten Auflage eines so gewaltigen Werkes — auch bei der

größten Sorgfalt nicht ganz vermeiden und können der Gesamtleistung keinen Eintrag tun.

Das 23. und letzte Kapitel des ersten Bandes, „Berufung nach Jena", endet mit einer Interpretation des Gedichtes „Die Künstler". Den Schluß der Herzensgeschichte Schillers ist uns Berger noch schuldig geblieben, die Verlobung und Heirat hat er für den zweiten Band aufgespart. Wo er immer den Einschnitt gemacht hätte, der Leser hätte sich unter allen Umständen ungern von der Erzählung getrennt. Um so tröstlicher ist die Zusicherung, daß die zweite Hälfte noch im Jahre 1905 der Öffentlichkeit übergeben werden soll. Unter diesem Gesichtspunkt kann man es auch verschmerzen, daß der erste Band kein Separatregister bekommen hat.

Die buchhändlerische Reklame bezeichnet Bergers Werk als „Gegenstück und Ergänzung zu Bielschowskys klassischer Goethebiographie". Dagegen hätte sich der Verfasser verwahren sollen. Bielschowskys Werk in Ehren: aber auch das Bergersche kann für sich ohne Anlehnung bestehen. Und was soll das heißen: eine Schillerbiographie Ergänzung zu einer Goethebiographie? Das bedeutet eine Beleidigung Schillers, falls es nicht — der reine Unsinn ist.[3])

Auch einige ältere, gut angeschriebene Biographien haben zu der festlichen Gelegenheit ein neues Gewand angelegt. So hat Jakob Wychgram von seinem beliebten „Schiller" eine billige Volksausgabe[3]) veranstaltet, die — bei stark gekürztem Text und Verzicht auf Illustrationen außer dem Titelporträt — immer noch einen stattlichen, von der Verlagsanstalt aufs würdigste ausgestatteten Band darstellt. Immer von neuem erfreut man sich an der lebensvollen Anschaulichkeit der Wychgramschen Erzählungskunst, an seiner vornehmen Auffassung, an seinem ethischen Empfinden, womit er den ganzen Lebensgang des Dichters den Gesetzen innerer Notwendigkeit untertan macht. Abschnitte, wie die vergleichende Charakteristik Schillers und Goethes oder die Erläuterung des Wilhelm Tell hinterlassen einen tiefen Eindruck. Um den Bedürfnissen eines erweiterten Leserkreises gerecht zu werden, mußte der Verfasser natürlich in erster Linie die literarisch-ästhetischen Partien beschneiden. Die Überarbeitung ist so ziemlich im Äußerlichen stecken geblieben. Der Kundige — allerdings nur dieser — bemerkt da und dort kleine Risse in den Zusammenhängen und Härten in den Übergängen.

Neben Wychgrams Werk kann sich Otto Harnacks „Schiller"[4]) wohl sehen lassen. Das erste bis fünfte Tausend bildete einen Bestandteil der Biographien-Sammlung „Geisteshelden"; jetzt ist die zweite verbesserte Auflage

[3]) Eine weitere auf das Fest in Aussicht gestellte Schiller-Biographie von Eugen Kühnemann war bei Abschluß dieses Manuskripts noch nicht erschienen und konnte darum leider nicht in diesem Zusammenhang besprochen werden.

[3]) Erstes bis zehntes Tausend. Bielefeld und Leipzig. Verlag von Velhagen und Klasing 1905.

[4]) Mit 10 Bildnissen und einer Handschrift. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 1905.

(sechstes bis achtes Tausend) aus diesem Verbande herausgetreten. Wer Schillers Leben und Werke wenigstens bis zu einem gewissen Grade erschöpfend und gleichmäßig behandeln will, bedarf zweier Bände etwa im Umfang der Bergerschen Biographie. Mit einem von mittlerer Stärke, wie Harnack, ausreichen zu müssen, ist entschieden die schwierigere Aufgabe. Die Gefahr liegt hier nahe, daß der Autor, je nach seinen persönlichen Anlagen und Neigungen, den einen Teil seiner Aufgabe vor dem andern bevorzugt. Bei Harnack ist das rein biographische Element zu kurz gekommen: man vermißt in seiner Darstellung mancherlei Einzelheiten des Schillerschen Lebensganges, die uns aus andern Büchern lieb und vertraut geworden sind. Grundlegende Quellenstudien zu treiben, lag nicht in seiner Absicht. Er hat vielmehr seine Hauptkraft dafür eingesetzt, uns die geistige Entwicklung Schillers zu vergegenwärtigen, und zwar mit schönstem Gelingen. Die Entstehungsgeschichte der einzelnen Werke behandelt er etwas nebensächlich. Überhaupt bevorzugt er das Ästhetische vor dem Historischen. Besonders liebevoll befaßt er sich mit den philosophisch-ästhetischen Studien und Schriften und der Gedankenlyrik des Dichters. Es steckt Charakter und Persönlichkeit in Harnacks Auffassung und Darstellung. Bei aller ehrlichen Bewunderung für Schiller ist er doch weit entfernt, ihn unbedingt zu verhimmeln. Die Anthologie verwirft er in Bausch und Bogen wie seine ganze Lyrik im engern Sinne. Maria Stuart und Jungfrau von Orleans werden ziemlich tief herabgedrückt. Wenn es von letzterer heißt, jeder werde sie gerne einmal über die Bretter gehen sehen, aber wenige werden ein Verlangen haben, sie zum zweitenmal zu sehen, so wird dieser Satz schwerlich allgemeine Zustimmung finden. In Wallenstein, der Braut von Messina und Wilhelm Tell erblickt Harnack die Höhepunkte von Schillers dramatischem Schaffen. Er geht eben überall von hohen grundsätzlichen Gesichtspunkten aus.

Gewiß hat schon mancher den stillen Wunsch gehegt, daß einmal eine realistische Schiller-Biographie geschrieben werde für reife Männer und Frauen, in deren Augen Schiller durch ehrliches Eingeständnis seiner menschlichen Schwächen nicht erniedrigt würde. Bietet es doch gerade ein erhebendes Schauspiel, wie sein gewaltiger Geist in großartigem Aufschwung mehr und mehr den irdischen Staub abzuschütteln wußte. In Harnacks Buch finden sich stärkere realistische Ansätze als in den übrigen Biographien. Er übt nicht bloß an dem Dichter, sondern auch an den Menschen unbefangene Kritik. Eine erneute Revision der Überlieferung müßte ihn nach dieser Richtung noch einen Schritt weiter bringen. Insbesondere ist noch Schillers Jugendgeschichte in idealistische Nebel gehüllt. Ein Beispiel für viele. Wie großes Kopfzerbrechen verursacht, auch Harnack, die Frage, warum wohl Herzog Karl einem früheren Versprechen zuwider Schiller beim Austritt aus der Militärakademie nur die subalterne Stelle eines Regimentsarztes verliehen habe! Man sieht hier den Wald voll lauter Bäumen nicht. Denn die einfachste Lösung ist die, daß der Herzog damals einen andern medizinischen Posten überhaupt nicht zu vergeben hatte.

Eine sehr glückliche Hand hat Harnack bei der Auswahl des Bilderschmucks gehabt. Er reproduziert durchweg charakteristische, zum Teil wenig bekannte Porträts des Dichters. Je mehr sich die Zahl der zum Vorschein kommenden Schillerbildnisse häuft, je unsicherer die Herkunft einer großen Anzahl davon ist, ein desto lebhafterer Wunsch nach einer wissenschaftlichen Schiller-Ikonographie macht sich fühlbar. Leider scheint diesem im Jubiläumsjahre keine Erfüllung beschieden zu werden.

An die Schiller-Biographien, die auf künstlerische oder wissenschaftliche Bedeutung Anspruch erheben dürfen, reihen sich eine Anzahl weiterer, die volkstümlich-pädagogische Zwecke verfolgen und in vielen Tausenden von Exemplaren unter dem Volke und der Jugend verbreitet werden. Selbständige Forschung darf man von solchen Darstellungen von vornherein nicht erwarten. Mißlich ist nur, daß durch Zusammendrängung der Quellen leicht kleine Irrtümer und Ungenauigkeiten entstehen. Im übrigen kommt es bei den populären Lebensbeschreibungen auf das Maß der Urteilsfähigkeit und des Geschmacks an, das dem Verfasser zu Gebote steht. Klare Einfachheit der Erzählung verdient hier den Vorzug. Das ist freilich so ziemlich die schwerste Forderung an einem modernen Schriftsteller, der in der Regel besser versteht, blendende Lichter aufzusetzen, als die Erzählung in ruhig gemessenem Gang schmucklos dahin gleiten zu lassen. Doch können eine Reihe ansprechender Volksschriften aus allen Reichsteilen empfohlen werden. Da ist zunächst Dr. Hermann Mosapps „Friedrich Schiller[5])", im Auftrage des württembergischen evangelischen Lehrer-Unterstützungsvereins herausgegeben, dann eine aus Baden kommende Festgabe „Unser Schiller[6])" von Professor Dr. Karl Brunner. Aus Leipzig stammen zwei derartige Veröffentlichungen, die eine, „Friedrich Schiller[7])", im Auftrage der dortigen Schulbehörde von Dr. Oskar Dähnhardt herausgegeben, die andere, „Schillerbüchlein[8])" betitelt und vom Rektor Dr. Wohlrabe verfaßt. Endlich sei noch ein „Schiller-Gedenkbuch[9])" von Paul Risch, einem Mann aus dem Volke, namhaft gemacht. Überall zeigt sich das Bestreben, den Dichter selbst zum Worte kommen zu lassen. Die einen streuen Verse von ihm, geflügelte Worte, Briefstellen in den Text ein, die andern, so Mosapp, hängen dem Lebensabriß eine kleine Auswahl aus Schillers Werken an. Am weitesten geht hierin Dähnhardt in seinem stattlichen Bande von nahezu 400 Seiten. Er führt alle großen Dramen in verschiedener Form vor. Von fünf bringt er die Hauptszenen zum Abdruck und stellt durch Inhaltsangaben der übrigen Teile den Zusammenhang her; dann kommen drei „Erzählungen nach Schillers Dramen" („Kabale und Liebe", „Die Braut von

[5]) Stuttgart. Verlag von Adolf Bonz & Comp. 1905.
[6]) Pforzheim 1905. In Kommission bei O. Rieckers Buchhandlung.
[7]) Leipzig. Verlag der Dürr'schen Buchhandlung 1905.
[8]) Ebenda.
[9]) Berlin 1905. Verlag von Paul Kittel, Historischer Verlag.

Messina", „Maria Stuart"), doch gleichfalls mit eingeschobenen Proben der Originale, zuletzt wird „Wilhelm Tell" in verkürzter Gestalt dargeboten. Das ist alles ganz hübsch. Aber hoffentlich lassen sich die jugendlichen Besitzer dieses Buches nicht abhalten, mit der Zeit zum vollständigen Schiller zu greifen.

In jedem der genannten Schriften wird dem Publikum noch irgend eine Extraüberraschung beschert. So hat Wohlrabe ein Landkärtchen beigegeben, das einen bequemen Überblick über des Dichters Lebensstationen gewährt. Risch schließt an den biographischen Teil ein von ihm gedichtetes Festspiel an, „Unter der Schiller-Linde", das die Einwirkung des Dichters auf die verschiedenen Stände und Klassen des Volkes veranschaulichen will, im Grunde genommen aber nichts als eine gewandt versifizierte Lebensbeschreibung in Dialogform ist. Wohlrabes „Schillerbüchlein" ist illustriert. Rischs „Schiller-Gedenkbuch" bringt an Stelle der bekannten Abbildungen hübsche Originalzeichnungen von Franz Staffen, die teils wichtige Momente aus des Dichters Leben festhalten, teils Szenen aus den Dramen darstellen.

Keine förmliche Biographie, nur ein Stück einer solchen, bietet Ernst Müller in einem Buche, das den langatmigen Titel führt: „Schiller. Intimes aus seinem Leben nebst einer Einleitung über seine Bedeutung als Dichter und einer Geschichte der Schillerverehrung."[10]) Der Verfasser, der sich längst als Spezialforscher über Schiller durch eine Reihe zum Teil recht verdienstvoller Werke eingeführt hat, zieht im Vorwort ebenfalls eine Parallele zur Goetheliteratur; aber auch in diesem Fall wäre der gewagte Vergleich mit W. Bodes Schrift: „Goethes Lebenskunst" besser unterblieben. Der Hauptteil des Müllerschen Buches, worin unter dem Schlagwort „Schillers Menschentum" das Privatleben des Dichters geschildert wird, ist nicht ohne Interesse. Durch die Zusammenfassung vieler kleiner Züge erscheint manches in neuem Lichte, und der Eindruck wird verstärkt, daß Schillers Lebensführung, zumal in seinen letzten Jahren, durchaus nicht so dürftig gewesen ist, wie häufig angenommen wird. Auch die den Beschluß bildende „Geschichte der Schillerverehrung" kann man sich wohl gefallen lassen, wogegen der erste Abschnitt „Schillers Bedeutung als Dichter" besser weggeblieben wäre. Er beschränkt sich im wesentlichen auf Inhaltsangaben, und da solche schon unendlich oft weit besser gefertigt worden sind, hat das Kapitel nur den Zweck, den Umfang des Buches überflüssigerweise um ein Viertel zu vermehren. Das Ganze ist offenbar auf volkstümliche Kreise berechnet. Dennoch wäre es nicht nötig gewesen, in Darstellung und Sprache so tief herabzusteigen. Auch hat sich Müller offenbar durch den populär-pädagogischen Charakter seines Werkes verführen lassen, einen gar zu moralischen, um nicht zu sagen, philiströsen Ton anzuschlagen, z. B. in der Beurteilung Karoline von Wolzogens.

[10]) Mit 65 Bildern und 8 faksimilierten Schriftstücken und Briefen. Berlin, A. Hofmann & Comp. 1905.

Der Verfasser war in der glücklichen Lage, bisher unbekanntes Material verwerten zu können, das ihm Frau Anna Lanz in Mannheim zur Verfügung stellte. Die Dame ist eine angeheiratete Nichte von Schillers ältestem Sohn Karl und ist in den Besitz eines Teils des Schillerschen Nachlasses gelangt, den man eigentlich in den Händen von Schillers direkten Nachkommen vermuten sollte. Insbesondere handelt es sich um Aufzeichnungen Karl von Schillers, die freilich mehr anekdotenhaftes als biographisches Gepräge tragen. Ihr verdankt Müller auch einen Teil des reichen Bilderschmucks, der uns verschiedenes Neue vorführt und dem Buche seinen hauptsächlichen Reiz verleiht.

Ein recht unterhaltsames Büchlein sind die von Theodor Mauch herausgegebenen „Schiller-Anekdoten".[11]) Der Haupttitel deckt sich allerdings mit dem Inhalt nicht, und der Verfasser hat darum jenen durch den Untertitel „Charakterzüge und Anekdoten, ernste und heitere Bilder aus dem Leben Friedrich Schillers" richtig gestellt, sich auch im Vorwort über diesen Punkt genauer ausgelassen. Was da geboten wird, sind kleine Züge, chronologisch an einem fortlaufenden biographischen Faden aufgereiht. Neben den mehr oder weniger sicher beglaubigten Anekdoten stehen Auszüge aus interessanten Briefen, merkwürdige Mitteilungen von Zeitgenossen, passende Verse von und über Schiller usw. Es handelt sich nur um Kompilation, aber um geschickt gemachte und angenehm lesbare. Insbesondere darf man die Schrift als eine nützliche Ergänzung zu den kleineren Lebensabrissen des Dichters betrachten. Auf Vollständigkeit konnte es Mauch nicht ankommen. Auch ist seine Kenntnis der einschlägigen Literatur nicht erschöpfend. Sonst hätte er sich beispielsweise nicht die reizende Szene entgehen lassen, wie Dannecker Schiller besucht, ihn über dem Wallensteinmanuskript eingeschlummert findet und diese Gelegenheit benutzt, um Schillers Kopfmaße für seine Modellbüste abzunehmen. Ebenso hätten des Dichters Besuch in der Karlsschule nach dem Tode ihres Stifters und die begeisterten Huldigungen, die ihm bei der Erstaufführung der Jungfrau von Orleans in Leipzig bereitet wurden, nicht bloß trocken registriert, sondern ausgemalt werden sollen. Diese Mängel mögen daher rühren, daß der Verfasser teilweise aus abgeleiteten Quellen, nicht aus primären geschöpft hat.

Ein hübsches kleines Büchlein volkstümlichen Charakters „Schiller und die Seinen"[12]) hat Professor Wychgram im Bunde mit zwei weiblichen Helferinnen verfaßt. Er schildert zuerst „Schiller im Familien- und Freundeskreis", worauf Helene Lange einen Abschnitt über „Schiller und seine Schwester Christophine" zum besten gibt und Dr. Gertrud Bäumer von „Schiller und Lotte" erzählt. Zum Lobe der beiden Damen kann nichts besseres gesagt werden, als daß ihre Darstellungskunst hinter der Wychgrams nicht zurückbleibt. Überhaupt ist die ganze Schrift durchaus auf einen einheitlichen Ton gestimmt, wozu auch

[11]) Stuttgart, Verlag von Robert Lutz 1905.

[12]) Mit Illustrationen. Berlin 1905, L. Oehmigkes Verlag (R. Appelius).

die in alle drei Kapitel reichlich verflochtenen Briefe oder Briefstellen von und an Schiller beitragen. So erfüllt sie aufs beste ihren im Vorwort ausgesprochenen Zweck, der heranwachsenden Jugend einen Weg zu Schillers Persönlichkeit zu zeigen. Die etwas tendenziöse Betonung von Schillers Anstelligkeit in häuslichen Obliegenheiten durch Dr. Gertrud Bäumer war dazu freilich nicht unbedingt notwendig.

Auch ein paar umfangreichere Werke beschäftigen sich mit bestimmten persönlichen Beziehungen des Dichters und mit Personen, die ihm nahe gestanden haben im Leben. So Dr. Adolf Kohuts „Friedrich Schiller und die Frauen".[18]) Der Verfasser hat sich die schöne Aufgabe gestellt, den Nachweis zu erbringen, welchen bedeutsamen Einfluß das weibliche Element auf Schiller von seiner frühesten Jugend bis an sein Lebensende geübt, wie es ihn gefördert, angeregt und begeistert und auch auf seine dichterischen Gestalten maßgebend eingewirkt hat." Zu diesem Behuf charakterisiert er über 40 Mädchen und Frauen, die Zusammengehörigen zu Gruppen verbindend. Der Kreis ist sehr weit gezogen, und Schillers Töchter zum mindesten sind nicht die Beeinflussenden, vielmehr die Beeinflußten gewesen. Ein weiterer Abschnitt bringt dann gewissermaßen das Ergebnis seines Umgangs mit dem weiblichen Geschlecht und seiner Erziehung durch dasselbe: eine Schilderung der hauptsächlichen Frauengestalten in seinen Bühnenwerken. Und schließlich werden noch Schillers Ansichten über Frauen, Liebe und Ehe aus seinen Dichtungen und Prosaschriften zusammengestellt, leider ohne daß die zitierten Stellen durchweg belegt werden.

Es ist ein inhaltreiches Buch, das mannigfaltige Anregungen gibt. Kohut zeigt große Vertrautheit mit der Schillerliteratur, ist teilweise auf die Überlieferung erster Hand zurückgegangen, hat auch, wie z. B. über die Gustel von Blasewitz, Spezialstudien gemacht. Freilich hat er allerlei althergebrachte Irrtümer übernommen. So stellt er in dem Kapitel über Franziska von Hohenheim, um Herzog Karl von Württemberg ja recht als Popanz erscheinen zu lassen, dessen fischblütige erste Gemahlin, die sich in Stuttgart nur geringer Sympathien erfreute, auf ein Piedestal, und jener Fürst, der einer der elegantesten und galantesten Grandseigneurs seines Zeitalters gewesen ist, muß sich gar das Prädikat eines „ungeschlachten Bären" gefallen lassen. Es ist bezeichnend, wie weit mehr das rhetorisch-pathetische Element in der Literatur über Schiller als in der über Goethe herrscht und damit zugleich die Schönfärberei. Vollends in Büchern, die auf weite Kreise berechnet sind. Das ist allerdings dem großen Publikum ganz erwünscht: dem „geneigten Leser", den auch Kohut apostrophiert. Der kritisch veranlagte dagegen muß an seinem Buche, um zu einem Genuß zu gelangen, mancherlei Idealisierungen und Übertreibungen abziehen.

[18]) Oldenburg und Leipzig 1905, Schulzesche Hofbuchhandlung und Hofbuchdruckerei.

Den schwäbischen Jugendfreunden des Dichters hat Julius Hartmann ein schönes Buch[14]) gewidmet, das gleichermaßen für die württembergische Familiengeschichte wie für unsere Kenntnis Schillers von Bedeutung ist. Der Reihe nach ziehen sie alle an uns vorüber, die irgendwie und irgendwo dem Heranreifenden während seiner Heimatjahre nahe gestanden haben, von jenem Ferdinand Moser, dessen Vater, der wackere Pfarrer Philipp Ulrich Moser, einst in Lorch den kleinen Fritz gemeinsam mit dem eigenen Söhnchen in die Anfangsgründe des Lateinischen eingeweiht hat, bis auf den Musikus Andreas Streicher, den selbstlosen Gefährten und Schutzgeist des Flüchtlings. Was der Verfasser, der vermöge seiner langjährigen Beschäftigung mit württembergischer Landeskunde im weitesten Umfange des Worts zu dieser Arbeit wie kein zweiter berufen war, an Material zusammengetragen und ausgegraben hat, grenzt ans Fabelhafte. Archive, Bibliotheken, Pfarrregistraturen hat er durchforscht, Privatpersonen zu Rat gezogen, ungedruckte Briefe, Aufzeichnungen, Stammbücher aufgestöbert, seltene Druckschriften leichter zugänglich gemacht. Das Beste, was wir über die Jugendgeschichte des Dichters wissen, verdanken wir den Mitteilungen eben seiner Jugendfreunde. Conz, Hoven, Elwert, Scharffenstein, Petersen — sie alle haben, als man nach Schillers Tod anfing, sich um die Einzelheiten seines Erdenwallens zu kümmern, ihre persönlichen Erinnerungen an den früh Verblichenen zusammengereiht und zu Papier gebracht. Das meiste davon finden wir in Hartmanns Buch bequem vereinigt, vieles wortgetreu, und er hat sich nicht an der Wiedergabe der Erstdrucke genügen lassen, ist vielmehr auf die davon teilweise abweichenden und vollständigeren Urschriften zurückgegangen. Da und dort fällt etwas Neues über Schiller ab: so zwei faksimilierte Stammbuchblätter für Immanuel Elwert, seinen Ludwigsburger Mitschüler und medizinischen Fachgenossen in der Militärakademie, einzelne Notizen aus dem Kuriositätenkram des unermüdlichen kulturhistorischen Sammlers Petersen, scharf geprägte Urteile des charaktervollen Scharffenstein über Schillers poetische Leistungen oder Verhältnis zu Goethe.

Aber Hartmanns Buch fesselt nicht nur durch das, was sich unmittelbar auf den gefeierten Dichter bezieht: gern schließt man auch mit denen selbst nähere Bekanntschaft, die ihm in der Jugend teuer gewesen sind. Ein halbhundert Gestalten sind es, die an uns vorübergeführt werden, und nicht allein im Worte, auch im Bilde. Von den meisten hat Hartmann Ölgemälde, Lithographien oder zum mindesten Silhouetten aufzutreiben gewußt, deren der Karlsschulintendant von Seeger eine ganze Sammlung hinterlassen hat. Allen nur denkbaren Berufsarten haben Schillers Jugendfreunde angehört: in der Karlsschule waren ja alle wissenschaftlichen und künstlerischen Studien, mit Ausnahme der theologischen Fakultät, vertreten, und es zählte zu den vorzüglichsten Bildungs- und Erziehungsmitteln dieser Anstalt, daß ein geistiger Austausch zwischen Studierenden der

[14]) Schillers Jugendfreunde. Von Julius Hartmann. Mit zahlreichen Abbildungen. Stuttgart u. Berlin 1904. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfl.

verschiedenartigsten Fächer stattfinden konnte. Neben medizinischen Kollegen, wie Friedrich von Hoven und Immanuel Elwert, hat Schiller in der Akademie namentlich gerne mit Künstlern verkehrt. Der Bildhauer Dannecker und der Komponist Zumsteeg gehörten zu seinen Vertrautesten, auch andern bildenden Künstlern, wie Axel, Scheffauer, Hetsch, Heideloff, Schlotterbeck, stand er nahe; in der Literatur haben sich nachmals sein Lorcher Spielkamerad Karl Philipp Conz und von akademischen Freunden Friedrich Haug, der witzige Epigrammatiker, und Schubarts Sohn Ludwig hervorgetan; auch der Stuttgarter Bibliothekar Wilhelm Petersen hat viel geschriftstellert. Den Militärstand vertraten Georg Scharffenstein, der prächtige Goldschmiedssohn aus Mömpelgard, der bis zur Generalswürde emporgestiegen ist, und der als Hauptmann des Kapregiments in Batavia ertrunkene Franz Joseph Kapf, einst der Stuben- und Zechgenosse des seine frisch erworbene Freiheit wahllos genießenden Regimentsmedikus. Rechtsgelehrsamkeit studierte von den mit Schiller enger Verbündeten der treffliche Albrecht Lempp, ein philosophisch veranlagter Kopf, der auch später als hoher Beamter den Menschen niemals ausgezogen hat. Schließlich gewann Schiller sogar an einigen seiner Lehrer wirkliche Freunde, in erster Linie an dem Philosophen Friedrich Abel, „dem engelgleichen Mann", in zweiter an dem in seiner Art nicht minder trefflichen Philologen Friedrich Drück. Herzog Karl hatte den rühmlichen Grundsatz, an seiner Akademie möglichst frische und jugendliche Lehrkräfte anzustellen, und da der Altersunterschied zwischen diesen und den Schülern oft noch lange nicht ein Jahrzehnt betrug, konnten sich leicht zwischen beiden vertraute persönliche Beziehungen herausbilden.

Natürlich sind die zahlreichen biographischen Abrisse, die das Buch enthält nach Umfang und Bedeutung gar ungleichartig. Es machte einen Unterschied, ob der Verfasser über eine Berühmtheit, wie Dannecker, oder über einen höchstens in engsten Kreisen bekannten Mann zu schreiben hatte. Dann kam auch das jeweils zur Verfügung stehende Material in Betracht. So wechseln mit trefflich abgerundeten Charakterbildern, die aus dem Vollen geschöpft sind, mehr mosaikartig zusammengesetzte, und bei einzelnen muß man sich mit dürftigen Lebensnachrichten begnügen, deren Ermittlung ohnehin Mühe genug verursacht haben dürfte. Auch über Persönlichkeiten, deren Biographien schon lange feststehen, ist mancherlei Neues beigebracht. Als besonders gelungen und reichhaltig sind die Abschnitte über Abel, Drück, Scharffenstein und Lempp hervorzuheben. Aus den schriftlichen Äußerungen der Jugendfreunde Schillers bekommt man von neuem den Eindruck, ein wie schätzenswertes Bildungsrüstzeug die Karlsschule ihren Zöglingen mit auf den Lebensweg gegeben hat. Und fast ausnahmslos haben sie dort sicher und kraftvoll die Feder zu lenken gelernt. Aber auch Hartmann bewährt sich in diesem Werke nicht bloß als ein kundiger und zuverlässiger Führer, sondern zugleich als ein guter und gediegener Erzähler, dem seine am Schluß des Vorworts ausgesprochene Absicht, das Publikum „je und je eine Stunde unterhaltend belehren" zu wollen, wohl gelungen ist.

Die stärkere Beschäftigung mit Schiller zieht die Aufmerksamkeit auch wieder mehr auf die Quellenwerke über ihn, und so ist der Neudruck solcher, welche nicht mehr leicht zu beschaffen sind, willkommen zu heißen. „Schillers Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim von 1782 bis 1785[15])" hat Dr. Hans Hofmann neu herausgegeben und mit einem Geleitwort und Anmerkungen versehen. Wir schöpfen aus dieser Schrift, deren treuherziger Ton aufs sympathischste berührt, unsere hauptsächliche Kenntnis über diese Periode des Dichters. Ihr Verfasser ist ja niemand anders als der vorhin erwähnte wackere Andreas Streicher, aus dessen Nachlaß sie im Jahre 1836 zum erstenmale veröffentlicht worden ist.

Als eine gewaltige Stimme aus dem Festjubel des Jahres 1859 tönt die „Rede auf Schiller von Jakob Grimm", von der gleichfalls ein neuer Separatdruck[16]) veranstaltet worden ist, in die gegenwärtige Jubiläumszeit herein. Grimm ist in seiner gedankenreichen Rede von großen Gesichtspunkten ausgegangen, und er würdigt den Dichter in fortgesetzter Beziehung auf Goethe, zwischen beiden aufs feinste und gerechteste abwägend. Auf die Charakteristik der Sprache Schillers legt natürlich der Germanist besonderes Gewicht. Dem feinhörigen Mörike fiel freilich etwas Geziertes und Mißtönendes an Grimms Darstellung auf. Zum mindesten ist sie nicht mehr die unserer Zeit. Und dennoch überzeugt noch heute jeder dieser fest geprägten und wuchtigen Sätze. Neuerdings beruft man sich wieder viel, und zum Teil in tendenziöser Weise darauf, was er gegen Schillers Versetzung in den Adelsstand gesagt hat. Ein Dichter kann freilich als solcher nicht geadelt werden, und es ist eine lächerliche Geschmacksverirrung, auf Theaterzetteln und bei sonstigen öffentlichen Gelegenheiten von einem Friedrich von Schiller zu reden. Aber der Dichter ist zugleich auch Mensch Und als solcher ließ er selbst sich die von ihm nicht gesuchte Standeserhebung ganz gerne gefallen, ja freute sich sogar darüber im Hinblick auf seine Frau und die Zukunft seiner Kinder. Die waschechte Demokratie vergißt eben, in welche Lebensverhältnisse der Dichter der Räuber allmählich übergegangen ist.

„J. G. Fischers Schiller-Reden 1849 bis 1893[17])" hat der obengenannte Hans Hofmann zum erstenmale gesammelt und sich auch damit ein entschiedenes Verdienst erworben. Für die meisten Nichtwürttemberger haben die bis jetzt nur in Zeitungen verstreuten Reden des schwäbischen Lyrikers den Wert völliger Neuheit. Binnen 44 Jahren hat Johann Georg Fischer 24mal vor der Öffentlichkeit mit begeisterten Worten von seiner treuen Hingabe an den großen nationalen Dichter gezeugt, der ihm im Leben wie in der Kunst der Leitstern

---

[15]) Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts Nr. 134. Berlin W. 35. B. Behrs Verlag 1905.

[16]) Mit dem Bildnis Schillers von Gerhard von Kügelgen. Hamburg im Gutenberg-Verlag Dr. Ernst Schultze 1904.

[17]) Stuttgart. A. Zimmers Verlag (Ernst Mohrmann) 1905.

gewesen ist. Nicht weniger als 21mal ist er bei den regelmäßigen Frühlings-Schillerfesten des Stuttgarter Liederkranzes als Redner aufgetreten; zweimal hat er im Jubiläumsjahr 1859 gesprochen, in Stuttgart und in Marbach bei der Einweihung von Schillers Geburtstag, endlich auch bei der Enthüllung des Marbacher Schillerdenkmals am 9. Mai 1876. Man darf bei der Lektüre nicht den volkstümlich-rhetorischen Zweck außer Betracht lassen, um zu einem gerechten Urteil zu gelangen. Daß sich Gedankengänge wiederholen, versteht sich fast von selbst; eher muß man sich wundern, wie gut es Fischer verstanden hat, seine zahlreichen Reden abwechslungsreich zu gestalten und dem Gegenstande immer wieder neue Seiten abzugewinnen. Daß dies zu ermöglichen war, beweist zugleich die Unerschöpflichkeit Schillers. Fischer liebt es, seinen Helden, wo nur immer möglich, zur Gegenwart in Beziehung zu bringen. Fast mehr noch als den Dichter feiert er den Freiheitsapostel und Patrioten. Er betont an Schiller den Glauben an eine sittliche Weltordnung, das Gottesbewußtsein aufs stärkste. Selbst eine idealistische Kampfnatur, zieht er unter des Größeren Flagge gegen den Materialismus und die zersetzenden Tendenzen moderner Geistesrichtung tapfer zu Feld. Merkwürdig ist es dabei, daß sich Fischers Reden in bezug auf den Stil vielfach mehr wie für den Druck bestimmte Abhandlungen als vom Augenblick eingegebene Reden lesen; wenn der Eindruck solcher hätte erweckt werden wollen, wäre der kunstvolle Periodenbau zu vermeiden gewesen. Offenbar hat er sie alle im voraus bis aufs Tüpfelchen schriftlich ausgearbeitet.

Erinnerung.

Ich muß die Augen schließen —
Mein Ohr vernimmt geheimen Klang;
Mir ist's, als müßt' ergießen
In meinen Traum sich Kinderlang.

Als müßt' aus Jugendtagen
Ein Lied zu mir herüberwehn,
Und fernverklungnes Sagen
Durch meiner Seele Saiten gehn. —

Und wie ich nun geschlossen
Die Augen, nimmt mich bei der Hand
Ein Engel, lichtumflossen,
Und führt mich in mein Jugendland.

Und singt die alten Lieder,
Die ich einst selber sang als Kind,
Und lächelnd schau' ich wieder
Die Wunder, die versunken sind.

Friedrich Wiegershaus.

Skizzen aus dem Marineleben.

Von

Fregattenkapitän Schlieper.

I.

Treu bis in den Tod.

Nun war alles wie vorher. Ein letzter Blick nach seinem nassen Grabe, noch ein stummer Abschiedsgruß von der Korporalschaft, die ihm die letzte Ehre erwiesen, ihn getragen hatte zum Fallrep, das er sonst nur heiteren Sinnes mit seinen Freunden überschritten und das er jetzt zum letzten Male, stumm für immer, passieren sollte — dann war alles vorbei. — —

„Heiß auf das Signal" ertönte eine Kommandostimme. Bunte Flaggen steigen blitzschnell empor und melden dem Admiral „ich bin klar", mit anderen Worten, sie geben kund, daß der traurige Akt, ein Begräbnis auf See, vorüber ist und daß das Geschwader wieder seine alte Fahrt aufnehmen kann.

Ja, nun war alles wie vordem und doch hatte sein Tod eine schmerzliche Lücke in den Kameradenkreis gerissen. Er wurde nicht vergessen von seinen Offizieren und der Mannschaft, denn er war ein *Seemann* gewesen, wie er sein soll, ein ganzer Mann. Nun hatte er auch sein Seemannsgrab gefunden. Kein Kreuz, kein Stein kann jemals die Stelle bezeichnen, wo er die letzte Ruhe gefunden. Nur ein Punkt auf der weiten Fläche der Karte, angegeben nach geographischer Breite und Länge, sagt dem alten Vater und der jammernden Mutter: Hier haben wir ihn ins Meer gesenkt, Euren Sohn, unsern Kameraden, und ihm ein letztes Vaterunser gebetet. Er hatte zu denjenigen der Schiffsbesatzung gehört, die ihren Posten ausfüllten, die nicht gern viele Worte machten, aber zugriffen, wenn es Not tat. Gottlob, sind sie noch nicht ausgestorben, die Leute von diesem Schlage. Sie sind *Perlen* an Bord, man kann nicht genug davon haben.

Eine böse Nacht war die vorgestrige gewesen, eine Sturmesnacht, in der er seinen Tod gefunden auf seinem Posten. Mitten im Beruf,

im Kampf mit den Elementen war er, wie der Krieger im Felde, gefallen. Wir hatten Westindien verlassen, vorzeitig hatten wir den gastlichen Gestaden Lebewohl sagen müssen; denn in der lieben Heimat sah es eigenartig aus. Der politische Himmel hatte sich bewölkt, Blitze zuckten auf, dumpfer Donner grollte — man wußte nicht recht: kommt es zur Explosion oder wird alles wieder in ruhige Bahnen gelenkt; vielleicht war es nur ein Wetterleuchten gewesen. Genug, man hatte uns plötzlich heimberufen und noch befohlen, auch das in jenen Gewässern kreuzende Schiffsjungen-Schulschiff unter unsere Fittiche zu nehmen. Beschleunigter Aufbruch, beschleunigte Fahrt, so gut wie es nur gehen konnte mit Rücksicht auf den nicht zu großen Kohlenvorrat unserer fünf Schiffe, von denen das eine nur eine Hilfsmaschine hatte und ein anderes wegen seiner schlechten Segeleigenschaften leider viel dampfen mußte. Aber im großen und ganzen waren unsere Schulschiffe mit ihrer mächtigen Vollschiffstakelage schnelle Segler, wodurch es ermöglicht wurde, daß wir die europäischen Gewässer trotz des Umweges über die Bermuda-Inseln, die wir zur Kohlenergänzung anliefen, in nicht sehr langer Zeit erreichten. Meistens flogen wir dahin vor langer, schöner See mit allen Segeln herrlich anzusehn, ein echtes Bild wahrer Seemannspoesie; doch bald wurde ein Segel nach dem anderen weggenommen, ein Reef nach dem andern in die Marssegel gesteckt, denn der frische Wind entwickelte sich immer mehr zu einen regelrechten Sturm. Schwarz war es am Abend aufgestiegen, der Himmel sah unheimlich aus, die Luft war drückend und das Barometer sank immer mehr. Hohe Ozeanseen wälzten sich unaufhaltsam an den Schiffsseiten vorüber, gischtsprühend und dumpfrauschend. Das Schiff ächzte in seinen Fugen — man sah's auf allen Gesichtern geschrieben, ohne daß sie etwa Furcht gezeigt hätten: Wir haben schweres Wetter.

Der Offizier der Mittelwache hatte abgelöst, eine halbe Stunde schon führte er das Schiff. Sein Vorgänger hatte ihm ganz besondere Aufmerksamkeit auf das Ruder empfohlen, das bereits von acht Mann bedient wurde und das mindestens 15 Grad nach Backbord liegen mußte, damit das Schiff graden Kurs steuere. Ein Dampfruder, wie es jetzt wohl auf jedem modernen Kriegsschiffe zu finden ist, hatten wir nicht; bei schwerem Wetter mußte es daher von der doppelten Anzahl von Rudergängern besetzt werden. Er, der soeben dem Meere übergeben worden, war der Vormann der Rudersleute in jener Sturmesnacht gewesen, gleichsam der Leiter, während die übrigen mehr oder weniger nach seinem Beispiele die Drehung des Ruders zu unterstützen hatten.

Der Vormann am Ruder sorgt dafür, daß der befohlene Kurs anliegt oder das Schiff gegebenenfalls am Winde gehalten wird; die übrigen Mannschaften sollen nur ihre Körperkräfte zum richtigen Steuern einsetzen. Sie waren nicht alle wirkliche Seeleute, diese letztgenannten. Nein — sie gehörten zum größten Teil der „Vierjährig-Freiwilligen-Epoche" an. Ich will ihnen sicherlich nichts böses nachsagen, waren sie doch alle noch sehr jung und vor kurzem erst an Bord gekommen, hatten keine Ahnung von der lieben Seefahrt gehabt und kannten nicht ihre Gefahren bei gewissen Situationen, während sie im übrigen freilich für ihr leibliches Wohl und Wehe sehr bedacht waren. Sie sollten ja auch erst zu Seeleuten erzogen werden, und Seemann *werden lernt* sich nicht von heute zu morgen, das muß eben die Zeit bringen. Waren sie auch wohl kräftige Gestalten, die jetzt gerade am Ruder gestanden, so fehlte ihnen doch meistens die Gewandtheit, ihre Körperkräfte richtig anzuwenden.

Mit einem „gut aufpassen" hatte sie unser Vormann bei Übernahme des Dienstes am Ruder ermahnt. „Gut aufpassen am Ruder" hatte der Wachthabende heruntergerufen und „Gut Aufpassen" hatte noch der Kommandant beim Verlassen der Kommandobrücke mit einem vielsagenden Blick auf den Ruderstand gesagt, um sich dann zur kurzen Rast in seine Kajüte zu begeben. Das Schiff war bei der schweren See stark luvgierig. Es bedurfte größter Aufmerksamkeit und Kraftanstrengung, um es auf dem richtigen Kurs zu halten; auch auf die anderen Schiffe des Geschwaders mußte gut geachtet werden, damit man nicht von ihnen getrennt wurde.

Da — eine haushohe, achterliche See, die das Heck des schwer arbeitenden Schiffes schier zu überfluten drohte. Immer näher wälzte sie sich heran, der weiße Schaum im fahlen Mondlicht eigenartig beleuchtet. Das Heck der Fregatte hebt sich auf der heranbrausenden Ozeansee, der Bug des Schiffes wühlte sich tief ein in das aufgeregte Meer, dann beim Wiederaufrichten ein plötzliches, starkes Ausscheeren aus dem Kurs, der Bug dreht in den Wind und gleich darauf eine donnernde Kommandostimme: „Backbord, Backbord das Ruder — halt ab, halt ab —!!

Sechszehn kräftige Männerarme greifen in die Speichen des Ruders, mit äußerster Kraftaufwendung stemmen sich die Matrosen gegen das widerspenstige Rad — „halt ab — halt ab" donnert wiederum die Stimme des Offiziers, der sich ganz im klaren ist über die augenblickliche Gefahr für Schiff und Takelage.

Plötzlich ein Ruck, ein Schrei, ein lautes Stöhnen, die Hilfsrudergänger sind von dem übergehenden Ruder an die Bordwand geschleudert,

gleichsam wie von einem wilden Tier, das seine Fesseln gesprengt hat und nun davon rast. Wimmernd und ächzend liegen die jungen Matrosen im Wassergang, an der Bordwand, arg zerschunden, zum teil aus leichten Wunden blutend. Nur einer hatte sich nicht von dem furchtbar hin und her arbeitenden Ruderrad fortschleudern lassen — der Vormann. Das durfte, das konnte ja nicht sein, dann schoß ja das so luvgierige Schiff sofort in den Wind, dann kam alles back, dann konnte ja die Takelage von oben kommen — also festhalten, festhalten, um jeden Preis festhalten. Mit übermenschlicher Kraft, ganz durchdrungen von seiner Pflicht, von jenem „Muß", das sich hinwegsetzt über alle „Wenn" und „Aber", von jenem „Muß", das der echte deutsche Soldat, der deutsche Seemann wohl zu beherzigen versteht, wo es auch immer sei, mit jenem „Muß" im Herzen, kämpfte auch unser Vormann mit dem wilden Steuerrade — — — mit seinem Tode. Aber an diesen dachte er nicht, so sehr er ihm nahegerückt war, nur an seine Seemannspflicht, an die Gefahr, die dem Schiffe drohte. Sie konnte unheilvoll werden, wenn das Ruder nicht mehr gebändigt wurde. Er sah die Kameraden beiseite gefegt, umsomehr hieß es jetzt für ihn „festhalten" —. Aber auch die größte Kraftentfaltung des Menschen ist nur ein Hauch gegen die Gewalt der Elemente.

Wieder ein Ruck, ein Schlag, ein Knirschen — der Vormann fällt blutüberströmt zu Boden. Alles das Werk eines Augenblicks. Das Ruder ist eine kurze Zeit unbesetzt, die schleunigst schon vorher heran befohlene Wachmannschaft stürzt sich auf dasselbe, nicht ohne Gefahr und bändigt es.

Das Opfer dieses Kampfes liegt stumm, anscheinend leblos unter dem Rade; tief klafft ihm die Wunde am Kopfe, geradezu eine Furche hat der Handgriff einer Speiche des herumschnellenden Rades dem Unglücklichen durch das Haupt gezogen. So stark war der Schlag gewesen, daß der Griff an seiner Wurzel wie abgeschnitten erschien. Nun hob man ihn auf, den Pflichtgetreuen; seine Hände waren noch eisern zusammengeballt. Er glich einem Toten. Man trug den Schwergetroffenen schnell ins Lazarett, der herbeistürzende Arzt stellt jedoch noch Leben fest, noch tat er schwache Atemzüge — es waren seine letzten. Ein treues Seemannsherz hatte aufgehört zu schlagen.

Ein schlichter einfacher Mann, aber ein Held in der Pflichterfüllung — so war er mutig in den Tod gegangen, war er „gefallen" auf seinem Posten, im Kampfe mit einem bösen Feind, dem wilden Sturm und dem unersättlichen Meere. — — —

„Signal vom Flaggschiff — halbe Fahrt," meldet der Signalmaat dem Kommandanten. Dann ein Klingeln des Maschinentelegraphen, die Schraube schlägt an, das Schiff geht auf Kurs, leicht, spielend wird das Ruder gedreht, als ob es nie so grausam hätte sein können, als ob es kein Menschenleben vor kurzem zu grunde gerichtet hätte. Die Sonne lächelt wieder am blauen Firmament; keine Spur mehr von den schwarzen schnell dahinfliegenden Sturmeswolken. Nur eins ist geblieben wie vordem — der tote stumme Mann, der jetzt tiefer und tiefer sinkt auf den kühlen Meeresgrund, der schon so manchen wackren Seemann frühzeitig aufgenommen hat. —

„Musterung auf dem Meeresgrunde" ist ein Stück benannt, das zur Zeit in seemännischen Vereinen bei Theater- und sonstigen Veranstaltungen mit Vorliebe dargestellt wird. Da treten sie alle an, die bei den verschiedenen Schiffsunglücken, die unsere Marine betroffen, ihr Leben lassen mußten, von der „Amazone", die einst verschollen ward bis zur „Gneisenau", die so jäh an Spaniens Küste gestrandet. Als ich neulich die Aufführung sah, meinte ich, nun müsse auch er herankommen, unser braver Vormann, mit tiefer Furche im Kopf. —

Ein kleines Messingkreuz mit dem Namen des Wackeren hat der Kommandant zur Erinnerung an jene Nacht an der Stelle derjenigen Speiche anbringen lassen, die ihn erschlug. Ein memento mori — aber auch als Mahnruf für spätere Rudergänger: „Seid getreu bis in den Tod!"

II. „Dampf auf!"

Nur noch 24 Stunden bei dieser herrlichen Brise, dann fällt endlich der Anker vor dem schönen Madeira, auf Funchal Rhede, der lang ersehnten — so dachten wir, die Seekadetten S.M.S. ...., anders aber der Wind. Die frische Brise wollte nicht mehr, sie schlief ein und als sie nach einiger Zeit wieder erwachte, kam sie grade von der Richtung, in welcher unser heißbegehrtes Ziel zu suchen war. Das ist eben die Kehrseite der Medaille, das weniger Erfreuliche der sonst so poesievollen Segelschiffahrt, daß der Wind oft genug mit dem mühsam dem Bestimmungsort zustrebenden Seemanne seinen Schabernack treibt. So herrlich es ist, in langer Fahrt unter allen Segeln, gar mit Leesegeln an beiden Seiten, von kräftigem Passat getrieben, die blaue Flut zu durchschneiden, begleitet von einem Heer fliegender Fische und im Wettlauf mit lustig sich tummelnden Delphinen, so wenig erbaulich ist es andrerseits, mit widrigen Gegenwinden kämpfend, nur Zoll für Zoll seinem Ziele näher zu kommen. Und nun grade hier, wo wir uns so bald schon am Ziele

glaubten — Madeira. Madeira! — wer sieht es nicht vor sich, wer kennt es nicht aus den Schilderungen des Wernerschen Buches von der „Deutschen Flotte", jenes unübertroffenen ersten Seemannswerkes, das wohl ein jeder zukünftiger Vaterlandsverteidiger zur See immer und immer wieder mit Begeisterung gelesen hat?! Madeira — herrliches Eiland, erster Tropengruß, wie war es uns willkommen nach der stürmischen, kalten Fahrt im Kanal, nach den regnerischen Herbsttagen in England und nun — eine Tagereise ab hat der Wind seine gute Laune verloren.

Was half es, wir mußten kreuzen, kreuzen — kreuzen. Lieber Leser, wenn Du noch nicht wissen solltest, daß die grade Linie der kürzeste Weg zwischen zwei Punkten ist, dann mußt Du mal mit einem Segelschiff kreuzen. Aber auch bei dieser Segelweise kommt man schließlich zum Ziel, langsam aber sicher, wenn der Wind stetig bleibt; springt er jedoch immer wieder um, so daß ein gewisser mühsam errungener Vorteil nicht nutzbringend verwertet werden kann, dann, ja dann ist es schier zum Verzweifeln mit der geliebten Segelei. Und wir Admirale in spe, die wir natürlich alles besser wußten als unser erfahrener Kommandant und unsere lang gedienten Offiziere, wir waren mit tötlicher Sicherheit davon überzeugt, daß für die nächste Zeit keine verständige Brise mehr aufkommen würde. Ach, im Geiste hatten wir uns schon hoch zu Roß gesehen, die Straßen entlang sprengend, mit und gegen unseren Willen, hatten unseren Durst schon gelöscht mit dem feurigen Wein, alles wie im „Werner" und nun diese Geduldsprobe. Überall an Bord sprach man nur noch vom Wind, seiner Lauheit und seinem ungefälligen Benehmen. Es rührte ihn nicht.

„Warum nur kein Dampf aufgemacht wird, die Bunker sind doch noch voll Kohlen, immer dieses Hin und Her, so schnell schon könnte man auf dem Ankerplatz sein!" Ach, hätte der Kommandant doch nur einmal hinhören wollen, er hätte es ja sofort gewußt, was wir 80 „Seebefahrenen" einstimmig für das allein Richtige hielten: „Dampf auf — Dampf auf!" das war die einzige Lösung der Frage. Aber wunderbar, der Kommandant schien nichts, gar nichts in unseren Mienen zu lesen. Sein Auge war dauernd nach oben gerichtet, nach den Segeln, nach den Wolken und nie nach uns.

Ein Tag folgte dem anderen, alles blieb im Geleise, der unerschütterliche Unterricht, morgens eine Stunde, nachmittags zwei, das Segel- und das Geschützexerzieren, die Instruktion, aber auch die böse Laune des Windes. Immer undeutlicher wurde die Stelle auf der Seekarte, auf der täglich der erste Offizier den Schiffsort persönlich einzutragen pflegte;

ja, wir waren jetzt tatsächlich nach sechstägigem Kreuzen weiter von dem schönen Eiland entfernt, als am Tage des erstmaligen Umspringens des Windes. Böse Zungen — wo gibts die nicht — behaupteten, wenn das so weiter ginge, würden wir wohl bald wieder in Kiel angelangt sein. Doch eins bedachten die Kritiker nicht, die Tatsache nämlich, daß wir noch schrecklich viel Zeit zur Verfügung hatten, daß es gar nicht darauf ankam, ob wir heute oder in 14 Tagen zu Anker gingen und daß wir eben nicht zum Amüsement, zu Reit- und Landpartien, zum Tee und Tanz, sondern doch in erster Linie zu unserer Ausbildung die Reise um die Welt machten, und daß wir auch bei diesem unbeliebten Kreuzen ein gut Teil Erfahrung sammeln konnten, wenn wir nur wollten. Ja, wie schnell man dies alles nur vergessen konnte! Aber einer vergaß es nicht, der stille, ernste Kommandant dort auf der Nock der Brücke, der stets seinen Stolz darin suchte, mit seinem Schiffe, der seiner Zeit schnellsten Fregatte, unter Segel sein Ziel zu erreichen. Darum blieb es eben beim Alten.

Und sieh, sogar unser hochgeschätzter braver Ingenieur — wir haben ihn leider nach einem Jahre in chinesische Erde betten müssen — erschien ganz gegen seine Gewohnheit auf Oberdeck. Er fühlte es im ganzen Körper: jetzt muß gleich der Befehl kommen: „Dampf auf" und den wollte er unter diesen besonderen Umständen gern persönlich vom Kapitän entgegennehmen, obschon es nicht an Sprachrohren und meldebursttigen Kadetten der Wache fehlte. Ach, wie idyllisch ist's in der Maschine, wenn kräftige Brise die weiße Segelfläche entfalten läßt, wenn der Telegraph „Stopp" angezeigt hat und die lieblichen Worte durch das Sprachrohr klingen: „Maschine Feuer aus! Schornstein fieren, Schraube klar zum Lichten!" Das bedeutet Feierabend für die Maschine, Ausruhen von schwerer Arbeit und auch „Halt" in den Kohlenbunkern, die, ach, nur so wenig Vorrat fassen konnten. Ach so erquickend und labend! war solch ein Kommando. Aber heute, nein, heute wollte auch der Ingenieur gern die Feuer anzünden; auch er war die Segelei satt. Er zeigte ein lebhaftes Bedürfnis nach Kohlenrauch, Wasserdampf und Maschinenöl. —

Da plötzlich der Ruf vom Vordeck: „Alles back vorn!" Schon wieder dieser scheußliche Wind! Immer und immer wieder springt er um. „Klar zum Manöver" ertönt's von der Brücke, aber auch gleich darauf stampft der schweigsame Kommandant mit dem Fuße auf und ruft laut: „Der Ingenieur soll kommen!!" Nun war auch seine Geduld zu Ende, auch er hatte es jetzt zur Genüge gekostet.

Unglaublich schnell war der alte Ingenieur zur Stelle und empfing nun tatsächlich persönlich seine Befehle.

„Sobald Dampf auf ist, Segel fest," sagte der Kommandant noch im Fortgehen zum ersten Offizier und schickte sich an, die Kajüte aufzusuchen. Da sieht er eine Schar fröhlicher Kadettengesichter vor sich, er hat wieder einen Blick für uns, schmunzelt und ruft: „Nun, warum so lustig? — Ach so, ich verstehe, Sie möchten gern nach Madeira!" — Und dann wie aus einem Munde: „Zu Befehl Herr Kapitän!"

Froh und übermütig klang es und mochte auch wohl beim Kommandanten eine Saite anschlagen, die alte Erinnerungen an längst verflossene Kadettenzeiten aufweckte.

„Dampf auf, Dampf auf," so ging's weiter von Mund zu Mund, vom Achterdeck zum Vordeck, in die Batterie, in die Messen, ins Zwischendeck, in die Hellegatts und Lasten, ja auch der einsame Arrestant hört das „Dampf auf" und zufrieden sagt er: „Das trifft sich ja gut, morgen sind meine 7 Tage strammen grade vorüber." Und nun schnell die Schraube zu Wasser, Schornstein geheißt und Dampf aufgemacht, fort mit den unangenehm klatschenden schlappen Segeln. — Alles Manöver, die selten so schnell ausgeführt wurden wie grade an diesem Tage. —

Der nächste Morgen bringt uns auf Funchal Rhede. Donnernd fällt der Anker auf den Grund. Da liegt es vor uns, bezaubernd schön in der Morgensonne, hell blinken die weißen Häuser im schönen Grün, herrlich blaut der Himmel über der Insel — doch genug davon; es gehört nicht mehr zu dieser Erzählung. — —

„Dampf auf," noch oft hat es so geheißen auf der langen zweijährigen Fahrt, auf der beneidenswert schönen und selten glücklichen Reise, aber selten hat es so viel Begeisterung hervorgerufen, wie an jenem Tage vor Madeira. Sie hat noch oft aushelfen müssen die arme schwache Maschine, mit ihrem allzu hungrigen Magen, unser Schmerzenskind. Wie sie stöhnte und ächzte, wenn es so hart gegen den Wind anging und doch das Schifflein nur langsam vom Fleck brachte. Manche Sorge hat sie dem Kommandanten und Ingenieur gemacht, aber auch brav, sehr brav hat sie sich benommen, als das Schiff im schweren Taifun im engen Hafen an Japans Ostküste nur auf sie und den Anker angewiesen war.

„Dampf auf" ruft wohl noch immer Freude hervor unter der jungen Kadettenschar, wenn der Hafen so nah und die Segel nicht mehr schaffen wollten. Sie sind ja noch die einzigsten Repräsentanten der schönen Segelschiffahrt, unsere Schulschiffe, die zugleich über eine Maschine, gottlob, kräftiger als die hier beschriebene, zu verfügen haben.

Wort und Werkzeug.

Von

Dr. ing. h. c. Max von Eyth.

I.

Es ist nicht mehr zu bezweifeln: Die Wissenschaft von gestern, die noch vor zwanzig Jahren in felsenfester Überzeugung und mit schärfster Betonung ihr letztes Wort gesprochen hatte, muß wieder einmal der Wissenschaft von heute den Lehrstuhl räumen. Wird die Wissenschaft von heute aus diesem kleinen Vorkommnis, das sie mit dem wunderlichsten aller Triumphgefühle wer weiß wie oft begrüßt hat, ihren eigenen Wert richtig einzuschätzen lernen?

Seit Virchow, der große Anthropologe, sein festemüdes Haupt zur ewigen Ruhe niedergelegt hat, wird es in den fernsten Jahrtausenden des Tertiärs unheimlich lebendig. Tote stehen auf, die gar nicht gelebt haben sollten; Ahnen sind für die Dauer des Menschengeschlechts gewonnen; der Tertiärmensch ist eine unleugbare Tatsache geworden. Die Geschichte seines Entstehens wird immer klarer, oder sollten wir sagen — dunkler. Denn es ist wohl einleuchtend: je weiter wir zurückschreiten müssen, um diesen Anfang zu beobachten, um so spärlicher werden die Spuren aus seiner Umwelt, um so größer die Dämmerung, in der wir uns auf dem in tiefster Nacht sich verlierenden Pfad der Forschung entlang tasten müssen.

Was den Beweis liefert, daß es zu jener Zeit, von der uns ungezählte Jahrtausende trennen, Menschen gegeben hat, sind die Funde der rohesten Werkzeuge, die der primitive Mann herzustellen versuchte und die zugleich dem Zahn der Zeit bis auf den heutigen Tag zu widerstehen vermochten: Steinsplitter in Messerform, stiellose, roh behauene Schlaghämmer und Beile, Fabrikate zum Schneiden, Stechen und Schaben. Es gehört ein geschultes Auge dazu, diese Gegenstände von den Kieseln und Steinstücken zu unterscheiden, die am Fuß jeder Felswand, im Bett jedes Baches zu finden sind. Aber es ist zweifellos zu erweisen, daß gewisse hundertfach wiederkehrende Absplitterungen nur von Menschenhand herrühren können und in derselben Weise entstanden sein müssen,

wie man es heute noch bei einigen wilden, jeder Kultur entrückten Volksstämmen beobachten kann. Wo sich Spuren einer derartigen Bearbeitung finden, welche die Herstellung auch des allereinfachsten Werkzeugs bekunden, da wissen wir, daß es sich um Menschen handelt, die an dieser Stelle gehaust haben. Denn unsere Überzeugung, auch der Glaube des überzeugtesten Deszendenztheoristen ist unerschütterlich: daß niemals ein Tier, selbst eines von den höchstentwickelten, ein Werkzeug von noch so schlichter Einfachheit geformt hat.

Das wird wohl seine Richtigkeit haben, gerade so wie es feststeht, daß kein Tier ein Verständigungsmittel besaß oder besitzt, das sich an Vollkommenheit und Eigentümlichkeit auch nur annähernd mit der menschlichen Sprache vergleichen läßt. In beiden Fällen handelt es sich um etwas neues, nie zuvor dagewesenes, denn die Sprache drückt nicht bloß Gefühle und Empfindungen aus, wie die Naturlaute der Tiere, sondern präzise allgemeine Begriffe, die dem Tier, wenn überhaupt, nur in der rudimentärsten Weise zum Bewußtsein kommen. Sie ist das Werkzeug der Mitteilung, der Formulierung, der Verkörperung darf man fast sagen, von etwas, das die Tierseele nicht kennt, das vermutlich auch der Mensch nicht kennen würde, wenn er dieses Werkzeugs beraubt wäre, ohne das er sicherlich nicht nach Menschenart denken könnte. Hierin liegt der geheimnisvolle Zusammenhang von Geist und Sprache, der es schwer macht, uns den ersteren ohne die letztere, unmöglich, die letztere ohne den ersteren zu denken.

In ähnlich unzertrennlicher Weise hängt das Werkzeug mit dem Dasein, mit dem Wesen des Menschen zusammen. Zunächst wissen wir dies aus Erfahrung. Nie, auch nicht in den primitivsten Verhältnissen, hat man Menschen beobachtet, die sich nicht in irgend welcher Weise eines Werkzeugs bedient, und wenn es ihnen nicht paßte, es umzuformen versucht hätten. Auf der untersten Stufe der Unkultur finden sich solche Werkzeuge in gewohnheitsmäßigem Gebrauch. Nie hat man ein Tier entdeckt, das auch nur das einfachste Werkzeug hergestellt hätte. Hochstehende Tiere lernen durch Nachahmung oder in seltenen Fällen durch eigene Beobachtung und Erfahrung, den Gebrauch eines Werkzeugs, das sie vorfinden. Affen schlagen mit Stöcken, öffnen Nüsse mit Steinen, mögen sogar in der Auswahl des handlicheren Steins Urteil zeigen und sitzen scheinbar dankbar um den Rest eines Kohlenfeuers. Hunde und Katzen lernen eine Tür öffnen, indem sie auf die Klinke drücken. Nie aber hat ein Tier eine Schneide an einen Kiesel zu schlagen versucht, nie einen Stiel in einen Steinhammer gesteckt, nie ein Feuer angezündet

oder auch nur genährt. Das Werkzeug wie das Wort sind Erzeugnisse nicht äußerer Organe, nicht zufälliger im Kampf ums Dasein herausgebildeter tierischer Eigenschaften, sondern von etwas zuvor nicht dagewesenem: dem menschlichen Geist, und unterscheiden sich von dem, was wir bisher in der Körper-, in der Pflanzen- und Tierwelt sahen, wie die Dinge der ersten von denen der zweiten und dritten Dimension. Es ist eine andere Welt, die uns entgegentritt.

Ob der Vorgang der Entstehung des Menschen in den frühesten Zeiten des Tertiärs stattfand oder noch früher, ist natürlich für die Erklärung von der Art und Weise des Vorgangs durchaus unwesentlich. Zur Lösung dieser Frage stehen uns nur Hypothesen zur Verfügung, die wir auf ihre Wahrscheinlichkeit prüfen können; eine unsichere und unwissenschaftliche Behandlung der Sache, die aber in diesem Falle wohl immer die einzig mögliche bleiben wird. Hierbei muß schließlich das Gefühl jedes Einzelnen entscheiden, auf welcher Seite er die größere Wahrscheinlichkeit findet. Wäre es nicht in hohem Grade wünschenswert, daß für einen so subjektiv liegenden Fall allseitig die Freiheit der Wahl in gleicher Weise respektiert würde?

Zwei Hauptauffassungen stehen sich heute gegenüber, wenn wir von der dritten, der biblischen Schöpfungsgeschichte der Israeliten absehen: Die eine nimmt an, daß sich die Gattung „Mensch", soweit ihre körperlichen und auch wohl ihre seelischen Eigenschaften in Betracht kommen, durch Entwicklung besonderer Eigentümlichkeiten, deren Ursache in äußeren Einflüssen, der Zuchtwahl, dem Kampf ums Dasein zu suchen ist, aus einem Klettertier herausgebildet hat, das der gemeinsame Urahne des Menschen- und Affengeschlechts gewesen sein muß. — Die zweite dieser Annahmen ist, daß die Gattung Mensch, wie andere scharf ausgeprägte Tiergattungen, durch einen dem menschlichen Verständnis allerdings völlig entrückten Entstehungsvorgang in die Welt gekommen ist, wobei natürlich nicht ausgeschlossen wäre, daß dieser Vorgang durch eine gewaltsame, katastrophenartige Änderung an einer bestehenden Gattung des Tierreichs eintrat, ähnlich wie dies in neuester Zeit bei gewissen Pflanzenspezien beobachtet wurde.

Für die erste dieser Konjekturen spricht fast allein, aber auch sehr energisch der Umstand, daß sie mit einer andern Hypothese übereinstimmt, die in weiten Kreisen ein Glaubensartikel geworden ist: daß sich die verschiedenen Pflanzen- und Tiergattungen, ähnlich wie die Varietäten einzelner Gattungen, im Laufe von Millionen Jahren aus einem Urlebewesen entwickelt haben, das in allerdings noch unaufgeklärter und frag-

würdiger Weise aus der unorganischen Natur hervorgegangen ist. Was diese Theorie populär gemacht hat, sind nicht überzeugende Beweise, sondern die Tatsache, daß sie die Schöpfungsgeschichte dem menschlichen Verständnis näher bringt, und die völlig unerweisliche Annahme, daß in der Natur nichts existieren dürfe, auch nicht ihr Anfang und Ende, das der menschliche Geist, der Geist dieses Atoms im Weltall, nicht verstehen sollte. Mit Ausnahme der Neubildung von zwei oder drei Gattungen fossiler Schnecken fehlt es an jedem greifbaren Beispiel, an dem sich der Übergang einer Gattung in eine andere nachweisen ließe. Etwa 90 000 Tierarten beleben heute die Erde, und alle fossilen Reste ähnlicher oder gleichartiger Tiere, die man bis jetzt gefunden hat, treten plötzlich in den aufeinanderfolgenden Gesteinsarten auf und zeigen nicht die geringste Spur einer Entwicklung aus früher vorhandenen Arten. Wie schwer bei diesem unerklärlichen Mangel an Beobachtungsmaterial Beweise für die Hypothese zu erbringen sind, zeigen Annahmen, die von namhaften Fachgelehrten in jüngster Zeit zu ihrer Begründung aufgestellt wurden. Danach wäre denkbar, daß eine neue Gattung entsteht, wenn eine Anzahl Tiere der alten Art durch irgend eine Katastrophe, durch das Versinken verbindender Landstrecken, durch die plötzliche Bildung von Inselkontinenten, von ihrer alten Heimat abgeschnitten wurde, und dann Tausende von Jahren unter neuen Lebensbedingungen weiter existiert. Dagegen läßt sich allerdings die Frage aufwerfen, wie viele neue Kontinente oder andere wirksame Abschlußvorrichtungen nötig wären, um die Tausende von Tiergattungen herauszubilden, die wir heute vor Augen haben.

Sei dem, wie ihm wolle; nach der Annahme des in dieser Weise weiterentwickelten Darwinismus hat sich bei einem hypothetischen, faultierartigen Kletteraffen im Laufe von Jahrtausenden der als Greifapparat gestaltete Fuß in einen Stützapparat verwandelt. Der Rückgrat des Tieres bog sich nach hinten, es lernte gewohnheitsmäßig aufrecht stehen und gehen. Seine Arme verkürzten sich, der Daumen seiner Hand nahm eine noch geschicktere Stellung an. Auch seine Schädelform änderte sich, seine Gehirnmasse nahm ein wenig zu, während es den nützlichen Pelz und den schmucken Schwanz mehr und mehr verlor. Die neue Gattung „homo“ hatte sich im wesentlichen gebildet, die Wissenschaft durfte ihr ohne Bedenken einen lateinischen Namen geben, und sie selbst konnte den Kampf ums Dasein, den sie ohne allzugroße Schwierigkeiten als zweifelloses Tier begonnen hatte, nunmehr als Mensch fortsetzen.

Darin liegt allerdings eine weitere, wichtige Stütze der Hypothese. Der Kampf ums Dasein wurde dem werdenden Menschen verhältnismäßig leicht

gemacht. Das fragliche Klettertier hatte sich unter andern Tieren vermutlich wohl befunden und erwarb langsam diejenigen menschlichen Eigenschaften, die ihm das Verkümmern seiner tierischen Vorzüge ersetzen mußten.

Die dieser entgegenstehende zweite Hypothese ist das plötzliche oder nahezu plötzliche Auftreten des Menschen in einer bestimmten Periode der geologischen Zeit. Wir können uns dies kaum anders vorstellen als in Form eines Schöpfungsaktes, der sich ja nicht gerade eines Erdenkloßes zu bedienen brauchte, um den Menschen zu bilden. Für diese Auffassung spricht, daß auch die ältesten Spuren vom Menschen keinen wesentlichen Unterschied zwischen damals und jetzt zeigen und daß alle Übergangsstufen vom Tier zum Menschen reine Annahmen geblieben sind, so daß auch heute noch kein Anthropologe und kein Naturforscher den tierischen Ahnen des Menschen mit einiger Sicherheit bezeichnen kann. Gegen die Hypothese spricht, daß sie uns, wie wir recht wohl fühlen, für immer ein unfaßliches Rätsel bleiben wird, selbst wenn wir hunderte von Mutationserscheinungen beobachten und uns aus diesen Beobachtungen nach Menschenart ein neues „Gesetz" ohne Gesetzgeber konstruieren sollten, was wir dann „verstehen" zu nennen belieben. — Vor einem solchen Rätsel aber sich zu beugen, scheint vielen unserer Naturforscher allzu sauer anzukommen.

Tatsächlich sieht übrigens auch der überzeugteste Materialist und Monist im Menschen noch etwas anderes, als das höhere Tier. Man kann den Geist leugnen, weil ihn noch niemand gesehen, gemessen und gewogen hat; sein Wirken hat noch kein vernünftiger Mensch in Zweifel gezogen; gerade so wie man die Freiheit des menschlichen Willens oder die Existenz des Nicht-Ichs leugnen kann und doch in keinem Augenblick des Lebens handelt, als ob man an diese philosophischen Theorien glaubte. Was die Tiergattung „homo" zum Menschen macht, ist nicht ihr geschickt gestellter Daumen, den haben auch Affen sogar zweifach, an Händen und Füßen, nicht sein zweibeiniger aufrechter Gang, den hat auch der Strauß und die Gans und letztere kann überdies besser schwimmen als der Mensch und ein wenig fliegen, was dieser noch immer vergeblich versucht, nicht seine Schädelform und Gehirnmasse: es gibt Tiere genug, die mehr Gehirnmasse haben als er; daß sie gleichzeitig einen größeren Körper besitzen, kann doch unmöglich die hypothetische Wirkung der Gehirnmasse beeinflussen. Was den Menschen zu dem machte, was er im Gegensatz zum Tier ist, sind, soweit äußere Merkmale in betracht kommen, zwei Eigenschaften, die kein Tier besitzt: die eine die Fähigkeit Worte, und die andere die, Werkzeuge zu schaffen und zu gebrauchen.

Auf Wort und Werkzeug beruht das Werden, das Fortbestehen und die Entwicklung der Menschheit. Sie sind beides, Ursache und Wirkung seines Wissens und Könnens, mit anderen Worten: seines Wesens.

Merkwürdig, daß dies in jener dunkeln Urzeit, in der es sich zunächst nur um sein Werden und Fortbestehen handelte, zutrifft, ob wir die eine oder andere der obigen Hypothesen seiner Entstehung als die zutreffende gelten lassen. Stellen wir uns zunächst vor, daß der Mensch, wie wir ihn heute kennen, in die feindliche Welt der Tertiärzeit gestellt wurde: ein schwaches, nacktes Geschöpf, ohne natürliche, angeborene Waffen, ohne Panzer und Pelz, schutzlos den Unbilden jeder Jahreszeit ausgesetzt; in einer Periode der Erdgeschichte, in der katastrophenartige Schwankungen der Erdoberfläche und des Klimas wahrscheinlich häufiger waren als heutzutage, umgeben von Tieren, welche ihm an Größe und Stärke, an Geschwindigkeit und Gewandtheit und an angeborenen Schutz- und Trutzwaffen vielfach überlegen waren. Wenn ihn auch die friedlicheren, grasfressenden Geschöpfe, denen er begegnete, mit gleichgültiger Verachtung behandelt haben mögen, andere waren zweifellos geneigt, in ihm, wenn nicht einen Feind, so doch einen neuen Leckerbissen zu sehen und machten sich mit Eifer an seine Vertilgung. Hätte ein urteilsfähiger Beobachter das arme Geschöpf zu jenen Zeiten sehen können, er hätte ihm eine Dauer von einigen Generationen schwerlich zugestanden. Böcklins Schöpfung Adams, den Gott der Vater, nackt und bloß, verschüchtert und frierend in die rauhe Welt stellt, gibt ein wunderbar richtig empfundenes Bild der Verhältnisse, die wir mit dieser Hypothese annehmen müssen. Da aber geschah etwas, das bisher auf Erden nicht geschehen war. Der hilflose Mensch setzte in die Keule, die er im ersten Schrecken des Daseins geschwungen hatte, spitze Steine ein, welche in den Schädel des Bären eindrangen, den ein abgerissener Baumast nicht zu zertrümmern vermochte, lernte dem stumpfen Kiesel, mit dem sein Vater vergeblich sich gemüht hatte, die Knochen des Urs zu öffnen, eine, wenn auch rohe, Schneide zu geben, erfand — es gibt kein anderes Wort für diesen großartigen Fortschritt der damaligen Neuzeit — die Kunst des Feueranzündens. Das Fortbestehen des Menschengeschlechts war gesichert. Seine Herrschaft über alles, was sich auf Erden regt, nahm ihren Anfang.

Verfolgen wir andererseits das allmähliche Entstehen des Menschen aus dem hypothetischen Klettertier, das als der Urahne vom Affen und Menschen gedacht wird. Weshalb blieb er nicht ein Klettertier, wie es die Affen geblieben sind? Die Abschließung auf einem Inselkontinent von anderen Geschöpfen seiner Art hätte wohl das Klettertier ändern,

niemals aber aus der Bestie einen Menschen machen können. Dazu gehörte etwas anderes, neues, etwas in der ganzen, bisher sich entwickelnden Natur nicht dagewesenes. Der künftige Mensch fand, daß ein keulenförmiger Stock, ein handlicher Stein zu einem bestimmten Zweck zu gebrauchen war; mehr noch: er hatte die Fähigkeit, denkend den Stock und den Stein für seine Zwecke umzuformen und machte sich mit unendlicher Geduld an die Arbeit. Die ersten dichtbehaarten und mühselig aufrechtgehenden Erfinder begannen ihr großartiges Werk. Mit dem Werkzeug aber in seiner verschiedenartigsten Gestaltung, als Waffe, als Gerät, als Kleidung wurden eine Reihe tierischer Eigenschaften, die das Klettertier zu seinem Fortbestehen bedurfte, wertlos, die hierfür erforderlichen Organe verkümmerten durch den Mangel an Gebrauch, und das Wesen entstand, das wir heute als Mensch erkennen; ein Wesen, in vieler Beziehung schwächer als sein Urahn, das Tier, in anderer Richtung mit Eigenschaften und Fähigkeiten begabt, die ihn für immer vom Tierreich losgelöst haben. Es war auch auf diesem Wege das Werkzeug, das ihm sogar seine äußere Gestalt gegeben haben muß.

Man will leichter verstehen, wie das alles gekommen ist, weil man in den uns überkommenen Gegenständen aus jener Urzeit den stetigen, langsamen Fortschritt des Urmenschen in der Richtung der Kultur in unzweideutiger Weise beobachten kann und man für jede weitere Entwicklungsstufe Jahrtausende zur Verfügung hat. Als ob die Zeit eine Kraft wäre und die langsame Entwicklung das geringste erklärte: Zeit ist keine Kraft; das ist eine wissenschaftliche Binsenwahrheit, die heute kein Physiker, kein Naturforscher umzustoßen wagt. Gar einen schöpferischen Trieb, mag er noch so leis' und langsam wirken, hätten Milliarden von Jahren nicht zustande gebracht. Dieser schöpferische Trieb aber, mag er im Lauf von Jahrtausenden oder von Sekunden seine Wirksamkeit zeigen, wird für das menschliche Verstehen ein ewig ungelöstes Rätsel bleiben.

Wie weit das Wort, die Sprache, bei der Entstehung des Menschen mitgewirkt hat, läßt sich so deutlich nicht verfolgen, wie dies bezüglich des Werkzeugs der Fall ist, denn die Sprache ließ aus jener Urzeit nicht die geringsten Spuren zurück. Zweifellos aber diente sie dazu, die Erlebnisse der Einzelnen andern mitzuteilen, das so wichtige Herdengefühl der Menschen zu kräftigen und nutzbar zu machen, die Fertigkeiten und Erfahrungen von Geschlecht zu Geschlecht fortzupflanzen und anzuhäufen; vor allem dem keimenden geistigen Leben im Menschen Halt und Gestalt und die Möglichkeit der Weiterentwicklung zu geben. Auf ihr beruht das menschliche Wissen, ähnlich wie das menschliche Können mit dem

Werkzeug zusammenhängt. Wort und Werkzeug sind die zwei großen Faktoren, die aus dem Tier den Menschen geschaffen haben. Wer dürfte fragen, wer kann entscheiden, welcher der beiden der größere gewesen ist.

* * *

Wieviel wurde schon über das Wesen, die Bedeutung, den Einfluß der menschlichen Sprache nachgedacht, geredet und geschrieben, vor- und nachdem der große Träumer von Patmos den viel erklärten und viel mißverstandenen Satz ausgesprochen hatte: Im Anfang war das Wort! Daß sie aus dem Geist geboren ist, leugnet niemand, der den Geist nicht leugnet. Ob der Geist sich an der Sprache emporarbeitete, ob die Sprache am Geist, mag dahingestellt bleiben. Sie sind heute und waren von jeher in einer Weise verbunden, die uns eine Trennung kaum mehr denkbar macht. Wir fühlen es wie die zwingende Gewalt eines physikalischen Gesetzes, daß die Natur des Menschen in ihrem innersten Wesen wie in ihrer äußeren Erscheinung eine Unmöglichkeit wäre ohne die Sprache oder ein der Sprache gleichwertiges Mittel, den Bewegungen des Geistes Ausdruck zu verleihen. Zum mindesten ist sie sein Werkzeug, ohne daß er hilf- und ratlos der Außenwelt gegenüberstände, wie seine Innenwelt ein stummes, „sprachloses" Wogen und Wallen von Gefühlen geblieben wäre, ohne die Fähigkeit, dieses Wogen und Wallen in Worte zu fassen.

Es ist jedoch nicht unsere Absicht, dem viel erörterten Verhältnis an dieser Stelle neue Gesichtspunkte abzugewinnen. Vielmehr möchten wir die Aufmerksamkeit dem zweiten, gewöhnlich weniger beachteten Faktor zuwenden, der die Entstehung und Erhaltung des Menschengeschlechts ermöglichte. Wie steht es mit dem Werkzeug in seinem Zusammenhang mit der menschlichen Natur?

Zunächst: was ist ein Werkzeug?

In seiner einfachsten Form ist es ein Gegenstand, der dazu dient, eine gewollte Arbeit auszuführen, ein bestimmtes Werk zu erzeugen. Solche Gegenstände mögen gefunden werden. Ein handlicher Stein, um das Mark eines Knochens bloßzulegen, ein abgerissener Ast, der als Spieß oder Keule zu verwenden ist, können Werkzeuge der niedersten Art genannt werden. Dies geschieht gerne, um den Übergang des Tieres in den Menschen auszumalen, denn derartige Werkzeuge gebrauchen auch die höheren Tiere. Das Wesentliche des menschlichen Werkzeugs aber liegt darin, daß der Gegenstand bearbeitet ist, um dem gewollten Zweck zu dienen. Es ist ein Gedanke höherer, zweiter Ordnung, der das menschliche Werkzeug hervorbringt und es, so einfach es sein mag, mit einem Schlag in eine andere Sphäre rückt: in die des zweckbewußten Denkens und Wollens.

Daß wir in den ersten Spuren bearbeiteter Kiesel den Anfang der Herstellung von Werkzeugen vor Augen haben, ist höchst unwahrscheinlich. Wenn sie für uns diesen Anfang zu bezeichnen scheinen, so hat dies seinen Grund in der Unzerstörbarkeit eines Materials, das sie bis in unsere Tage erhalten hat. Aber gerade dessen Härte macht es undenkbar, daß der Mensch damit begonnen haben sollte, Steinbeile und Steinmesser zu formen. Dieser Tätigkeit mögen etliche Jahrtausende vorangegangen sein, in denen seine Werkzeuge aus dem vergänglicheren Holz, aus Horn und Knochen bestanden haben. Es ist gewiß ein richtiges Gefühl, das die Chinesen, dieses Volk kühler, realistischer Verstandesmenschen leitet, wenn sie statt des „goldenen Zeitalters" oder statt des Paradieses vor die Steinzeit ein Holzzeitalter setzen, obgleich jede Spur desselben längst verfault und vermodert sein muß.

Die weitere Entwicklung des Werkzeugs zeigen uns die Funde im Gestein des Diluviums, in Alluvialhöhlen, in den Pfahlbauten, in den Kjökkenmöddingern und andern Resten vorgeschichtlicher Niederlassungen mit wunderbarer Vollständigkeit, bis herein in die geschichtlichen Zeiten. Schon die ersten rohbehauenen Schlag-, Stich- und Schneidewerkzeuge lassen eine kluge Auswahl des geeigneten Materials und eine unverkennbare Geschicklichkeit seiner Behandlung erkennen. Die zahllos auftretenden Schaber deuten darauf hin, daß das Glätten und Schleifen von Holzgeräten weithin üblich gewesen sein muß. Darauf folgt das Schleifen, Glätten und Bohren der harten Steinwerkzeuge und damit der sichtlich erwachende Sinn für die Schönheit der Formen. Gleichzeitig werden neue Materialien aufgefunden und in Gebrauch genommen: die Sehnen der Tiere, der Bast und die Faser der Pflanzen, die Tontöpferei und Weberei nehmen ihren Anfang. Dann kommt der gewaltige Schritt, der die Metalle in den Dienst der Menschen stellt; das Kupfer, die Bronze, welche hundert neue Formen und Verwendungsarten des Werkzeugs mit sich bringen, des Eisens, das die Menschheit über die Schwelle der geschichtlichen Zeit führt. Nebenher geht die weitere Ausgestaltung von Weberei und Töpferei mit einem üppig aufschießenden Reichtum von Erzeugnissen aller Art, für deren Herstellung das richtige Werkzeug, die Töpferscheibe, der Brennofen, der Wirtel und der Webstuhl in mythischer Vergangenheit gefunden worden waren. Und schließlich kam in der kurzen „geschichtlichen" Zeit, welche die Menschheit durchlebt hat, eine Entwicklung des Werkzeugs und seiner Erzeugnisse, die kein menschlicher Geist mehr zu übersehen vermag. (Teil II folgt.)

Das Eriekanalprojekt.

Von

Otto von Gottberg.

Schon seit dem Jahre 1825 ist der Atlantik mit dem nordamerikanischen Binnenmeer der großen Seen durch einen Wasserweg verbunden. Er führt von der Hudson Bay den gleichnamigen Strom hinauf bis nach Albany und dann als Eriekanal in westlicher Richtung in den Lake Erie bei Buffalo. Aber nur ein sehr bescheidener Bruchteil des heutigen Güterverkehrs zwischen Buffalo-Chicago und New York kann ihn sich noch nutzbar machen. Gewiß beziffern diese Transporte sich dem Wert nach jährlich noch auf viele Millionen. Seitlich des Kanals ziehen jedoch Milliarden den Stahlpfad. Vor einem Menschenalter konnte der dem Auge unbedeutend erscheinende und einst nur mit einem Kostenaufwand von 28 Millionen Mark hergestellte reine Inlandwasserweg als eine Hochstraße des Welthandels gelten. Sie schuf zwei Millionenstädte und den Empirestaat. Aber vernachlässigt, um nicht zu sagen verfallen, ist sie zu einem ärmlichen Seitensteg des Handels geworden. Nun erst wird man versuchen, ihr die einstige Bedeutung wiederzugeben.

Der Gouverneur und das Parlament des Staates Newyork haben eine Vorlage zum Gesetz gemacht: der Eriekanal soll statt seiner bisherigen Tiefe von 7—8 eine solche von 12 Fuß erhalten. Diese Umgestaltung wird nach Voranschlägen 440 Millionen Mark kosten. Aber nur oberflächlichem Urteil erscheint diese Summe groß wie die Folgen einer solchen Bettvertiefung. Sie würde wieder wie einst dem Reichtum des Mississippitales wie jenem, der im Verkehrsbecken der großen Seen zusammenströmt, Newyork als bevorzugtes Exporttor öffnen. Durch dieses würde andererseits auch wieder der Import zurückfluten, mit dem das Ausland für den Export des Westens bezahlt. Von beiden könnte New York Zoll und Zehnten heischen.

Trotzdem zögerten die Volksvertreter, die Verantwortung für die allein von den Bewohnern des Staates zu tragende Millionenausgabe auf ihre eigenen Schultern zu nehmen. Nachdem sie jener Vorlage schon

Gesetzeskraft verliehen, appellierten sie an ihre Wähler als letzte Instanz. Diese haben gelegentlich der Novemberwahlen des Jahres 1903 durch einfache Majorität entschieden, daß das Projekt verwirklicht werden soll. Der Grundstein des neuen Kanals ist seither gelegt und der Welthandel dürfte innerhalb eines Jahrzehntes mit ihm zu rechnen haben.

Freilich waren mächtige Einflüsse und Interessen Gegner des Projekts. Wie die großen transkontinentalen Bahnen im Bestreben, jedweden Transport zwischen zwei Ozeanküsten ihren Schienensträngen zu erhalten, für 20 Jahre im Lobby des Kapitols von Washington die Durchstechung des Isthmus hintertrieben und nach der glaubwürdigen Versicherung amerikanischer Blätter zu gleichem Zweck den runden Dollar durch die Wandelgänge des Senatsgebäudes in Bogota rollen ließen, so wußten die Direktoren der Bahnsysteme im Staate Newyork für 10 Jahre die Erweiterung des Eriekanals zu verhindern.

Die Eisenbahnen sind Privatunternehmungen. Ein mit ihnen um den Gütertransport konkurrierender Kanal würde gewiß ihre Einkünfte schmälern, doch nur für wenige Jahre. Auf die Dauer sind parallele Wasserwege nicht Konkurrenten, sondern Mehrer des Verkehrs und Transports auf den gleichlaufenden Schienensträngen. Einmal entlasten solche Kanäle die Bahnen ja nur von der Bürde schwerer und ihr Material anstrengender Fracht, von Rohprodukten vorzugsweise. Diese entrichten in Amerika den niedrigsten Beförderungspreis und ihre Verladung ist oft zeitraubend. Erzeugnisse der Fabrikation andererseits, welche hohe Frachtraten bezahlen, bleiben trotz der Konkurrenz durch Wasserstraßen stets dem Bahntransport erhalten. Dieser bietet die Vorzüge größerer Schnelligkeit, häufigerer Abladestellen und die Möglichkeit, Sendungen der verschiedensten Größe zu befördern. Die höhere Frachtrate der Bahnen kann das Fabrikerzeugnis nie abschrecken und auf den Wasserweg verweisen. Die Kosten der Versendung von beispielsweise tausend Paar Stiefel auf der Achse sind selbst bei höchster Frachtrate im Vergleich mit dem schon erlegten Betrage an Arbeitslohn und für Ankauf des Rohmaterials so geringfügig, daß sie weder die Höhe des Verkaufspreises des einzelnen Stiefelpaares beeinflussen noch in irgendwie fühlbarer Weise den Gewinn des Fabrikanten schmälern können. Andererseits aber wird nicht nur der Verkaufspreis der Rohprodukte, sondern, wie wir sehen werden, oft selbst die Möglichkeit ihres Absatzes auch von der niedrigsten Frachtrate, auf Schiffsboden, in ausschlaggebender Weise beeinflußt.

Deshalb gehen Rohprodukte der Achsenbeförderung durch die Konkurrenz eines Kanals zweifellos verloren. Aber oft wäre ihr Versand

ohne Bestehen des Wasserweges auf Grund der hohen Bahnfrachtrate überhaupt nicht möglich gewesen. Der Kanal fördert ihren Absatz und dadurch macht sich ein Einfluß sehr bald auch zu Gunsten der Bahnen fühlbar. Weil der Schiffsboden den Fabriken billigeres Rohmaterial liefert, überweisen diese den Bahnen mehr Fabrikate, die hohe Frachtrate bezahlen. Weil der Bezug neuer Rohproducte möglich, entstehen neue Fabriken und neue Frachtgeber für die Bahnen. Die Wasserstraße ermuntert zur Anlage neuer Etablissements jeder Art, weil sie ihnen Rohmaterialien vor die Türschwelle tragen kann. Durch sie entstehen ferner neue Ansiedelungen und neue Bedürfnisse. Mit dem Transport von Fabrikaten und Artikeln, welche die Bedürfnisse befriedigen, mehrt sich schließlich auch der Verkehr von Personen auf den Bahnen.

Aber Privatunternehmer blicken häufig weniger weit als Staaten in die Zukunft. Gar mancher dem amerikanischen Innenhandel empfindsame Übelstand ist der kurzsichtigen Politik der nicht vom Staat, sondern von Individuen betriebenen Bahnen zuzuschreiben. Außer ihrem, sich mit klingender Münze geltend machenden Einfluß ist kaum ein anderer gegen die Vergrößerung des Eriekanals tätig gewesen. Die Landbevölkerung blickte nur der großen Kosten wegen mit scheelen Augen auf das Projekt. Denn die mutmaßlichen Folgen der Vergrößerung des Eriekanals sind keineswegs jenen zu vergleichen, welche der Bau des Mittellandkanals haben dürfte. Der Vorteile des letzteren wird sich vermutlich die Industrie gegenüber der Landwirtschaft erfreuen. Nun wird ja gewiß auf dem erweiterten Eriekanal leichter und reicher als bisher der Inhalt westlicher Kornkammern und Obstgärten nach der atlantischen Küste fließen. Aber mit diesen Erzeugnissen will und kann der Farmer des Staates Newyork schon seit Jahrzehnten nicht mehr konkurrieren. Die absetzbaren Erzeugnisse seiner Scholle sind Butter, Milch, Eier, Geflügel, Gemüse und Beeren. Diese Produkte wird er nach wie vor zur Stadt bringen. Ja, der Kanal dürfte ihm neue Märkte schaffen, jedenfalls aber auch ihm eine Herabsetzung der Bahnfrachtraten sichern. Eine solche würde nämlich durch die Vertiefung des Eriekanals für alle Güter gewährleistet sein. Deshalb mag die Verwirklichung des Projekts auch unserer Industrie und unserem Exporthandel Nutzen bringen. Schon die Konkurrenz des Kanals in seiner bisherigen Gestalt wirkte in dieser Hinsicht einst segensreich.

Vor Vollendung dieses Wasserweges verteilte sich der Handel aus Ost und West nach der atlantischen Küste auf vier Häfen von gleicher Bedeutung: Boston, Philadelphia, New York und Baltimore. Die beiden erstgenannten waren New York einst an Bevölkerungszahl wie als Fabrik-

städte, Stapelplätze und Durchgangshäfen überlegen. Erst mit Hilfe des Eriekanals konnte die heutige Empire City sich endgültige Vorherrschaft über ihre drei Schwesterstädte erstreiten. Schon Washington hatte die Anlage dieser Wasserstraße geplant und angeregt. Jefferson bezeichnete sie als ein um hundert Jahre verfrühtes Unternehmen. Unter dem Staatsgouverneur de Witt-Clinton wurde im Jahre 1817 der erste Spatenstich getan. Nach acht Jahren war die Arbeit vollendet. Sehr bald entstanden neue Kleinstädte an den Ufern des Hudson und des Kanals. Diesen, wie der Staatshauptstadt wurde es möglich, Brotstoffe und Rohprodukte zu billigerem Preise als andere Orte des Ostens zu beziehen, und um einen Teil des Transports dieser Güter dem Kanal zu entreißen und an sich zu bringen, mußten die entstehenden Bahnen Fracht nach New York wohlfeiler als auf anderen Schienensträngen befördern. Ebenso konnte die heutige Metropole niedere Raten bei Versendung ihrer Fabrikate heischen, denn schlimmsten Falles waren die wichtigsten Zentren für Verteilung von Waren auf den Westen, Duluth, Chicago, Milwaukee und Buffalo ebenfalls durch den Eriekanal zu erreichen. Dagegen trennten Höhenzüge die konkurrierenden Seehäfen Baltimore, Philadelphia und Boston vom Mississippitale wie vom Binnenmeer. New York allein besaß in den Tälern des Hudson und Mohawk die beiden in diese Handelsbecken führenden Tore. Der Eriekanal verwertete diesen geographischen Vorteil, und deshalb wurde der Empire Staat zum größten Fabrikzentrum der Union.

Das eine der genannten beiden produktions- und deshalb kaufkräftigsten Reservoire von Handel und Reichtum in den Vereinigten Staaten, das mit einer natürlichen Wasserstraße versehene Mississippital, wird beherrscht von Chicago. Dieses aber ist vom Endpunkt des Eriekanals in Buffalo mit Seedampfern über den Huron-Michigan zu erreichen. Das Binnenmeer der großen Seeen selbst, ein Sprungbrett für den Handel auch mit dem ganzen Nordwesten, wurde in größerem Maßstabe seit dem Jahre 1797 dem Transport dienstbar gemacht. Damals glitt in Erie das erste amerikanische Schiff in die Wasser des gleichnamigen Sees. Der erste Dampfer verließ Oswego im Jahre 1816. Nur solcher vier kreuzten das Binnenmeer 1820, als schon einundsiebzig die Ströme des Westens befuhren. Nur 215 000 Tonnen Fracht wurden noch im Jahre 1851 von Seeufer zu Seeufer getragen. Dann erst öffnete der Michigan State Canal, welcher die Sault Ste. Marie Fälle umgeht, auch den Superior See der Schiffahrt. Nun lebte diese auf. Dreifach stieg während zweier Jahrzehnte der Tonnengehalt ihrer Fracht. Aber — die Fürsorge für Wasserwege liegt in Amerika in den Händen des

Staates. Stets ließ dieser, — wie uns noch heute die Beschaffenheit des Eriekanals vor Augen führt, — es an jener Energie und Initiative fehlen, welche so oft seine Bürger bekunden. Gewiß sahen wir Eisenbahndirektoren dem Interesse des Gemeinwohls entgegenarbeiten. Immerhin aber streben sie auf ihrem eigenen Wirkungsfelde rastlos nach Fortschritt und Vervollkommnung. Sie rühren ihre Hände. Der Staat läßt die seinen im Schoß ruhen. Aus dem Schlaf fahrend, reibt er sich verwundert erst die Augen, wenn allzu lautes Klagen über Mißstände ihn geweckt hat.

Zunächst Stillstand und dann Rückschritt folgten dem kurzen Aufatmen des Verkehrswesens im Binnenmeer. Häfen und die Kanäle, welche den Erie und Superior mit dem Huron Michigan verbinden, versandeten. In den achtziger Jahren war der Tonnengehalt des Frachtverkehrs geringer als im Jahrzehnt vorher. Da erst regte sich die lässige Staatshand. Hafenverbesserungen und Kanalregulierungen wurden vorgenommen. Deshalb konnte man Ende des vorigen Jahrhunderts den jährlichen Tonnengehalt des Transports auf 1 600 000 beziffern. Das bedeutete nahezu eine abermalige Verdreifachung gegen die erste Blüteperiode des Jahres 1871, in der 600 000 Tonnen von Seeufer zu Seeufer wanderten.

Seitdem aber hat sich dieser Transport, der fast ausschließlich dem Warenaustausch zwischen Inland und Küste dient, beständig gemehrt. Überall sucht er neue Auswege aus dem Binnenmeer. Der Eriekanal genügte wohl, den bescheidenen Tonnengehalt vergangener Tage von und nach dem Atlantic zu tragen. Aber für den heutigen ist er zu klein geworden. Von den vier hauptsächlichsten Binnenseefrachtobjekten, Holz, Getreide, Kohle und Eisenerz geht nur ein kaum noch nennenswerter Bruchteil der beiden letzteren Produkte durch ihn. Ein Drittel der Holzfrachten und gar nur ein Zehntel der Getreideladungen fällt ihm zu, obwohl diese Wasserstraße bei zweckmäßiger Beschaffenheit durch ihre geographische Lage berufen und befähigt wäre, den Hauptteil dieses Seetransportes an sich zu bringen. Nur weil er den Kanal überfüllt findet, bezahlt der Handel die höheren Frachtsätze der Eisenbahnen oder schickt seine Güter durch neu entstandene Wasserstraßen. Kanada hat nun das letzte Glied einer Kanalkette vom Erie durch den Wellandkanal nach dem St. Lawrence geschmiedet und plant bereits die Anlage einer weiteren Durchfahrt von Georgian Bay nach dem St. Lawrence.

Vernachlässigt und überaltet wie die physische Beschaffenheit des Eriekanals ist auch sein Transportwesen. Jedes Kanalboot trägt heute

wie vor fünfundzwanzig Jahren 240 Tonnen Weizen. Damals kam diese Ladung nahezu der höchsten Tragfähigkeit eines Güterzuges mit 300 Tonnen gleich. Aber heute befördert der Eisenbahnzug 2700 Tonnen!

Der Verkehrsbetrieb auf dem Kanal vollzieht sich unter Dampf oder hinter dem Huf. Ein Dampfer, der selbst mit 200 Tonnen belastet ist, führt vier bis fünf jener je 240 Tonnen tragenden Kanalboote (barges) in 9—10 Tagen von New York nach Buffalo. In 12 Tagen werden bis zu drei der Kanalboote von sechs bis 8 Pferden die gleiche Strecke entlang gezogen.

Derselbe Dampfer aber, der heute also bestenfalls 1400 Tonnen befördert, könnte nach der geplanten Umgestaltung des Kanals ohne die geringste Erhöhung der Transportkosten ihrer 5200 schleppen. Die Betttvertiefung würde nämlich ermöglichen, statt der alten Kanalboote neue von je 1000 Tonnen Tragfähigkeit mit größerem Tiefgang in Dienst zu stellen.

Dadurch würde also die Frachtrate um etwa das vierfache verringert, die Tragfähigkeit des gesamten Kanals aber wie die des einzelnen Bootes um mehr als das vierfache gesteigert werden. Güter, die heute wegen Überfüllung des Kanals den Schienenweg einschlagen, könnten wieder der Wasserstraße folgen. Solche, die selbst der letzteren Transportkosten bisher nicht entrichten konnten, werden an ihren Ufern und Endpunkten wieder Märkte finden.

Durch jene Vermehrung der Tragfähigkeit des Kanals würden zweifellos — zunächst — die ihm gleichlaufenden Bahnen zu leiden haben. Der Staat New-York aber kann sich nur wünschen, daß dies in empfindlichster Weise geschieht. Wohl ist der Eriekanal in gegenwärtiger Gestalt noch ein Konkurrent der Eisenbahnen, denn während der acht für den Transport auf ihm geeigneten wärmeren Monate sehen sie sich gezwungen, ihre eigene Frachtrate herabzusetzen. Aber dieser wohltätige Einfluß der Wasserstraße ist so gering geworden, daß immerhin noch selbst in jenen Sommermonaten die Frachtrate für Achsenbeförderung zwischen dem Westen und New York höher als bei gleicher Entfernung zwischen dem Inland und anderen Küstenstädten, wie Baltimore und Boston, bleibt. Die Metropole ist eben Ausgangspunkt der meisten Dampferlinien und ihre Umgebung braucht als bedeutendstes Fabrikzentrum der Union mehr Rohprodukte als andere Gebiete. Die Metropole versendet mehr Waren als jede andere Stadt. Dieser beständige Zu- und Abfluß muß fortgesetzt werden um jeden Preis. Deshalb konnten die neun in Newyork zusammenlaufenden Bahnsysteme eine dem Staat feindliche Interessengemeinschaft vereinbaren.

Entlastet aber erst die neue Wasserstraße die Bahnen von der Beförderung der meisten Rohprodukte, so werden sie sich, wie in den ersten Jahrzehnten ihres Bestehens, gezwungen sehen, ihre Rate für Transporte jeder Art herabzusetzen, um Fracht anzulocken. Dadurch würde sich New Yorks Bedeutung, namentlich als Durchgangshafen, noch heben. Es könnte ihm gelingen, sich Terrain zurückzuerobern, welches es an andere Städte verloren hat. Wie sehr die Stellung der Metropole als Beherrscherin des Handels an der atlantischen Küste bedroht ist, beweist die Tatsache, daß die Gouldbahnen sich zur Stunde einen Terminus für ihre Schienenstränge nicht in New York, sondern in Baltimore suchen. Das plötzliche Aufblühen der letzteren Hafenstadt erklärt ein Blick in die Frachtratentabelle der Eisenbahnen. Es bezahlen 100 Pfund Weizen von Chicago nach New York 20 Cents und von Chicago nach Baltimore nur 17 Cents, obwohl nur längs der Luftlinie gemessen die letztere Entfernung der ersteren gleich, auf der Schiene aber größer ist. Selbstverständlich hat der Export wie Import verstanden, sich diesen Preisunterschied zu Nutze zu machen und New York deshalb gelitten.

Die nun von der Konkurrenz des vertieften Kanals zu erwartende Herabsetzung der Frachtrate würde selbstverständlich auch dem europäischen Exporteur Vorteil bringen. Der Kanal selbst würde zu neuem Export ermuntern und solchem, der auf Grund hoher Frachtraten wie Zölle eingeschlummert ist, neue Türen öffnen.

Beispiele sprechen am überzeugendsten.

Im Sommer vorigen Jahres erbat ein deutscher Exporteur von Roheisen von verschiedenen Frachtagenturen des Eriekanals Auskunft über die augenblicklichen Kosten für Beförderung seines Produktes von New York nach Buffalo auf Kanalbooten und weiter nach Chicago auf Seedampfer. Man antwortete: Doll. 3.60 per Tonne!

Der deutsche Exporteur erklärte, daß er bei einer derartigen Frachtrate keinen Gewinn erzielen, also auch keine Ware versenden könne. Nun traf es sich, daß eine der Agenturen für den Monat Juli mehrere ihrer Kanalboote frei wußte. Sie bot dem Deutschen eine Rate von Doll. 3.30 per Tonne an. Dieser anscheinend geringfügige Preisunterschied war immerhin groß genug, dem Händler einen Gewinn aus der Versendung seines Roheisens nach Amerika zu sichern. Tausende von Tonnen gingen über den Ozean. Wieviel höheren Verdienst aber würde eine derartige Sendung nach Vollendung des neuen Eriekanals bringen! Die Frachtrate würde dann nämlich ungefähr Doll. 2.00 pro Tonne betragen.

Der einst erhebliche Export von Zement aus Deutschland nach Amerika ist heute fast gänzlich eingestellt worden. Der Generalvertreter einer der beiden großen deutschen Reedereien in New York denkt, daß man ihn nach der Bettvertiefung des Eriekanals sofort wieder aufnehmen könne. Die Dampfschiffsgesellschaften selbst würden aus der Verwirklichung des Projekts insofern bescheidenen Nutzen ziehen, als sie ihren Verkehr mehr in New York konzentrieren könnten. Heute verteilt sich der Transport von Gütern auf verschiedene Anlaufshäfen. Man wird dieselben auch beibehalten, aber nicht stets genötigt sein, bestehende Anlagen zu erweitern.

Aber wenn sich auch mancherlei Vorteile anführen lassen, die unsere Industrie und unser Exporthandel von der Erweiterung des Kanalbettes zu erwarten haben, so liegt doch für Deutschland keine Veranlassung vor, über dieselbe in Jubel auszubrechen. Denn wie diese Wasserstraße unser Fabrikat dem amerikanischen Markte näher bringt, so liegt auch die Gefahr nahe, daß die billigeren Kanal- und Eisenbahnfrachtraten uns mehr als bisher einer Überschwemmung durch amerikanische Waren und namentlich Bodenerzeugnisse aussetzen.

Die Wirkung aller das transatlantische Transportwesen beeinflussenden Maßnahmen macht sich eben nach zwei Seiten fühlbar. Deshalb mußte es eigentümlich berühren, in einer großen deutschen Tageszeitung[1]) die alte Idee, Berlin durch einen Kanal zur Seestadt zu machen, mit der Bemerkung wieder angeregt zu sehen, „daß man dadurch der amerikanischen Gefahr begegnen könne". Eingeschaltet sei des Schreibenden Ansicht, daß es für uns keine amerikanische Gefahr gibt. Die Yankees sind, seit die dem spanischen Kriege folgende Morganisations- oder Gründerperiode einsetzte, auf Stelzen durchs Leben gegangen. Wer das tut, kommt leicht zu Falle. Verschiedene der uns als millionenreich gepriesenen Unternehmungen sind schon gefallen. Die ganze Nation dünkte sich reicher als sie war, gerade wie die New Yorker Börse Aktien jeder Art zwiefach höheren Wert beimaß als sie besaßen. Als natürliche Folge erfuhr der standard of life aller Volksklassen eine Steigerung. Auch der Lohnarbeiter forderte sein Teil von nur auf dem Papier erzieltem Gewinn und erhielt ihn. Heute schon beweisen die Gehaltsherabsetzungen ankündigenden Erklärungen großer Korporationen, daß der tatsächliche Geschäftsgang jene Lohnerhöhungen nicht bestreiten konnte. Nun will man den Arbeiter, der klug die guten Jahre zur Kräftigung seiner Organisationen ausnutzte, zwingen, zu bescheidener Lebensführung zurückzukehren. Er ist nicht gewillt, sich

[1]) Berliner Tageblatt.

diesem Verlangen zu beugen. Deshalb werden die Vereinigten Staaten während der nächsten zehn Jahre ein Schauplatz bitterer Kämpfe zwischen Kapital und Arbeit sein. Das wirtschaftliche Leben wird schwere Störungen und Verluste erfahren. Es wäre unrecht wie unverständig, wenn wir uns dessen freuen wollten, denn wir werden weniger als bisher an einen heute kaufkräftigen Kunden absetzen.

Indessen selbst der an das Bestehen einer amerikanischen Gefahr Glaubende muß wissen, daß ein von Berlin nach der Küste führender Wasserweg sie in die Lage setzen würde, direkt an unsere Haustür zu klopfen. Mehr als je würden wir in der Friedrichstraße das Erzeugnis der Ramschwarenfabriken von Chicago und New York ausliegen sehen.

Auch über dem Planen der Umgestaltung des Eriekanals hatte man übrigens erwogen, Chicago durch diese Wasserstraße zur Seestadt zu machen. Sehr eingehende Berechnungen und einige auf amerikanischem Boden gemachte Erfahrungen ergaben jedoch, daß es sich für die Schiffahrt nicht bezahlt, Überseedampfer durch Inlandwasserstraßen reisen zu lassen. Die Fahrt auf solchen vollzieht sich naturgemäß langsam. Der Ozeanriese aber verkörpert ein beträchtliches Kapital. Um Zinsen von diesem zu erhalten nutzt man besser die höchste Dampfkraft der Maschinen auf der Fahrt von Küste zu Küste aus und überläßt den Inlandtransport billigen Kanalbooten.

Gerade der Verwirklichung von Chicagos oft ausgesprochenem Wunsch, Seehafen zu werden, traten nun ganz besondere Schwierigkeiten entgegen. Überseedampfer, bestimmt am Quai der Michigan Avenue anzulegen, müßten mit Rücksichtnahme darauf gebaut werden, daß sie dreierlei verschiedene Gewässer, Ozean, Binnensee und Kanal oder Fluß, zu durchschneiden haben. Der Schiffsbautechniker hat also keine leichte Aufgabe zu lösen. Immerhin hat er sich an sie gewagt. Er fand auch unternehmungslustiges Kapital zu seiner Verfügung, und noch vor vier Jahren traten vier Dampfer von Chicago aus ihre erste Fahrt durch den Welland Kanal und St. Lawrence nach Hamburg und Liverpool an. Obwohl die in ihnen angelegten Summen sich nicht verzinsten, plant auch eine andere Gesellschaft, den Versuch zu erneuern. Aber daß die Konkurrenz des umgestalteten Eriekanals auch sie aus dem Felde schlagen würde, ist leicht nachzuweisen. Der geringe Tiefgang jener Kanal-, See- und Überseedampfer erlaubt nur einen Tonnengehalt von 5000 Tonnen. Ihre Herstellungskosten betragen 250 000 Doll. Dieser Betrag darf aber während der neuntägigen Fahrt durch den St. Lawrence nach Chicago als totes oder nutzlos vergeudetes Kapital betrachtet werden, wenn die

Der einst erhebliche Export von Zement aus Deutschland nach Amerika ist heute fast gänzlich eingestellt worden. Der Generalvertreter einer der beiden großen deutschen Reedereien in New York denkt, daß man ihn nach der Bettvertiefung des Eriekanals sofort wieder aufnehmen könne. Die Dampfschiffsgesellschaften selbst würden aus der Verwirklichung des Projekts insofern bescheidenen Nutzen ziehen, als sie ihren Verkehr mehr in New York konzentrieren könnten. Heute verteilt sich der Transport von Gütern auf verschiedene Anlaufshäfen. Man wird dieselben auch beibehalten, aber nicht stets genötigt sein, bestehende Anlagen zu erweitern.

Aber wenn sich auch mancherlei Vorteile anführen lassen, die unsere Industrie und unser Exporthandel von der Erweiterung des Kanalbettes zu erwarten haben, so liegt doch für Deutschland keine Veranlassung vor, über dieselbe in Jubel auszubrechen. Denn wie diese Wasserstraße unser Fabrikat dem amerikanischen Markte näher bringt, so liegt auch die Gefahr nahe, daß die billigeren Kanal- und Eisenbahnfrachtraten uns mehr als bisher einer Überschwemmung durch amerikanische Waren und namentlich Bodenerzeugnisse aussetzen.

Die Wirkung aller das transatlantische Transportwesen beeinflussenden Maßnahmen macht sich eben nach zwei Seiten fühlbar. Deshalb mußte es eigentümlich berühren, in einer großen deutschen Tageszeitung[1]) die alte Idee, Berlin durch einen Kanal zur Seestadt zu machen, mit der Bemerkung wieder angeregt zu sehen, „daß man dadurch der amerikanischen Gefahr begegnen könne". Eingeschaltet sei des Schreibenden Ansicht, daß es für uns keine amerikanische Gefahr gibt. Die Yankees sind, seit die dem spanischen Kriege folgende Morganisations- oder Gründerperiode einsetzte, auf Stelzen durchs Leben gegangen. Wer das tut, kommt leicht zu Falle. Verschiedene der uns als millionenreich gepriesenen Unternehmungen sind schon gefallen. Die ganze Nation dünkte sich reicher als sie war, gerade wie die New Yorker Börse Aktien jeder Art zwiefach höheren Wert beimaß als sie besaßen. Als natürliche Folge erfuhr der standard of life aller Volksklassen eine Steigerung. Auch der Lohnarbeiter forderte sein Teil von nur auf dem Papier erzieltem Gewinn und erhielt ihn. Heute schon beweisen die Gehaltsherabsetzungen ankündigenden Erklärungen großer Korporationen, daß der tatsächliche Geschäftsgang jene Lohnerhöhungen nicht bestreiten konnte. Nun will man den Arbeiter, der klug die guten Jahre zur Kräftigung seiner Organisationen ausnutzte, zwingen, zu bescheidener Lebensführung zurückzukehren. Er ist nicht gewillt, sich

[1]) Berliner Tageblatt.

diesem Verlangen zu beugen. Deshalb werden die Vereinigten Staaten während der nächsten zehn Jahre ein Schauplatz bitterer Kämpfe zwischen Kapital und Arbeit sein. Das wirtschaftliche Leben wird schwere Störungen und Verluste erfahren. Es wäre unrecht wie unverständig, wenn wir uns dessen freuen wollten, denn wir werden weniger als bisher an einen heute kaufkräftigen Kunden absetzen.

Indessen selbst der an das Bestehen einer amerikanischen Gefahr Glaubende muß wissen, daß ein von Berlin nach der Küste führender Wasserweg sie in die Lage setzen würde, direkt an unsere Haustür zu klopfen. Mehr als je würden wir in der Friedrichstraße das Erzeugnis der Ramschwarenfabriken von Chicago und New York ausliegen sehen.

Auch über dem Planen der Umgestaltung des Eriekanals hatte man übrigens erwogen, Chicago durch diese Wasserstraße zur Seestadt zu machen. Sehr eingehende Berechnungen und einige auf amerikanischem Boden gemachte Erfahrungen ergaben jedoch, daß es sich für die Schiffahrt nicht bezahlt, Überseedampfer durch Inlandwasserstraßen reisen zu lassen. Die Fahrt auf solchen vollzieht sich naturgemäß langsam. Der Ozeanriese aber verkörpert ein beträchtliches Kapital. Um Zinsen von diesem zu erhalten nutzt man besser die höchste Dampfkraft der Maschinen auf der Fahrt von Küste zu Küste aus und überläßt den Inlandtransport billigen Kanalbooten.

Gerade der Verwirklichung von Chicagos oft ausgesprochenem Wunsch, Seehafen zu werden, traten nun ganz besondere Schwierigkeiten entgegen. Überseedampfer, bestimmt am Quai der Michigan Avenue anzulegen, müßten mit Rücksichtnahme darauf gebaut werden, daß sie dreierlei verschiedene Gewässer, Ozean, Binnensee und Kanal oder Fluß, zu durchschneiden haben. Der Schiffsbautechniker hat also keine leichte Aufgabe zu lösen. Immerhin hat er sich an sie gewagt. Er fand auch unternehmungslustiges Kapital zu seiner Verfügung, und noch vor vier Jahren traten vier Dampfer von Chicago aus ihre erste Fahrt durch den Welland Kanal und St. Lawrence nach Hamburg und Liverpool an. Obwohl die in ihnen angelegten Summen sich nicht verzinsten, plant auch eine andere Gesellschaft, den Versuch zu erneuern. Aber daß die Konkurrenz des umgestalteten Eriekanals auch sie aus dem Felde schlagen würde, ist leicht nachzuweisen. Der geringe Tiefgang jener Kanal-, See- und Überseedampfer erlaubt nur einen Tonnengehalt von 5000 Tonnen. Ihre Herstellungskosten betragen 250 000 Doll. Dieser Betrag darf aber während der neuntägigen Fahrt durch den St. Lawrence nach Chicago als totes oder nutzlos vergeudetes Kapital betrachtet werden, wenn die

Frachtrate nicht eine den Versender schädigende ist. Jedenfalls dürfte sich für ihn der billige Transport über den Eriekanal vorteilhafter erweisen. Kann doch auch der Überseedampfer, welcher die Ware aus Europa nach der Hudsonbai trägt und sofort mit neuer Ladung zurückfährt, niedrigere Raten berechnen als ein Fahrzeug, das fast drei Wochen auf Inlandwasserwegen vergeuden muß.

So würde zweifellos die Bettvertiefung des Eriekanals auch die Versuche Kanadas, den Handel des Westens mit Europa durch den St. Lawrence fließen zu lassen, vereiteln. Ebenso würden Boston, Philadelphia und New Orleans durch die neue Konkurrenz zu leiden haben. Die Befürchtung ist in diesen Städten bereits ausgesprochen worden, ja man hat Gegenmaßregeln getroffen. Auf Anregung von Philadelphia läßt der Staat Pennsylvanien das Bett des Delaware auf 35 Fuß vertiefen. In New Orleans wurde versuchsweise mit einem Dampfer von 29 Fuß Tiefgang der Export von Tabak und Baumwolle, die sonst den Weg über die atlantische Küste einschlagen, über den unteren Mississippi nach Europa begonnen. Der Bericht der Handelskammer dieser Stadt zeigt, daß sie im letzten Jahre 400000 Bushel Weizen mehr als New York nach Europa geschickt hat. Diesen Export gerade aber könnte sich New York durch den Eriekanal zurückerobern. Man darf wohl sagen: dieser geplante Wasserweg wird die Metropole mehr als je zum Wasserkopf Amerikas machen.

Frühling

(aus dem Russischen des A. Maikoff).

Es lachen die weißen
Schneeglöckchen mich an,
Der Schnee in den heißen
Strahlen zerrann . . . . .
So rinnen Tränen,
Die letzten, zurück
Im ersten Sehnen
Nach neuem Glück.

Hans von Guenther.

Zur Menzelausstellung in der Nationalgalerie zu Berlin.

Von

Paul Warncke.

Es gibt eine Radierung von Max Klinger, die Menzel gewidmet ist: Zwei riesige Hände, die aus Wolken herniederreichen, legen einen gewaltigen Felsblock auf die Schultern dreier Männer, die unter seiner Wucht fast zusammenzubrechen scheinen. Der Felsblock aber trägt die Inschrift „Menzel".

An diese Meisterschöpfung Klingers wird man lebhaft erinnert durch die Ausstellung von Werken Adolf Menzels, die, sein Andenken zu ehren, die Nationalgalerie veranstaltet hat. Unabweisbar drängt sich der Eindruck einer wahrhaft erdrückend großen menschlichen Schöpferkraft dem Besucher auf beim Durchschreiten dieser endlosen Säle, die mit Arbeiten von der Hand des großen Künstlers gefüllt sind.

Gegen 6000 Nummern nennt der Katalog, eine Zahl, von deren Bedeutung man sich eine Vorstellung machen kann, wenn man erwägt, daß die ermüdend umfangreiche „Große Berliner Kunstausstellung" des letzten Sommers etwas mehr als 2000 Kunstwerke enthielt. Und diese Schöpfungen eines einzigen, allerdings fast 90 Jahre füllenden Lebens tragen durchweg den Stempel höchster Meisterschaft, sind alle beseelt von dem belebenden Hauche, erfüllt von der unverkennbaren Eigenart der starken, einzigen Persönlichkeit, als die der Meister unter uns gestanden hat und nach uns fortleben wird.

Das ist ein Wort, das nicht leicht gesagt werden darf, und das nur selten begründet sein mag, wenn es von einem Künstler gesagt wird. Von Menzel aber wissen wir, wie es der Präsident der Akademie der Künste an seinem Grabe aussprach, mit voller Sicherheit, daß er fortleben und fortwirken wird bis in ferne Zeiten, wir wissen, daß, wie die Welt im kommenden Jahre die Wiederkehr des Tages feiern wird, an dem vor 300 Jahren Rembrandt geboren wurde, die Menschheit einst die 300. Wiederkehr von Adolf Menzels Geburtstag festlich begehen wird. Keine Stimme aber könnte das überzeugender verkünden, als die Stimme seiner eigenen Werke, nichts könnte den toten Meister ergreifender, schöner, würdiger feiern, als die gewaltige Heerschau seiner Arbeiten, die unseren bewundernden Blicken jetzt sich darbietet.

Für die Wahrheit des Schillerschen Wortes: „Alle anderen Dinge müssen, der Mensch ist das Wesen, welches will", gibt Menzels Leben von neuem Zeugnis. Die mächtige Willenskraft, die diesen hohen Geist beflügelte, hob ihn über tausend

Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten hinweg und gab ihm die stählerne Spannkraft, die sein ganzes Wesen, Wirken und Werden charakterisiert. Kaiser Wilhelm II. hat ihn mit vollem Recht den „Ruhmeskünder Friedrichs des Großen" genannt, aber, wenn Menzel auch niemals vaterländische Stoffe künstlerisch gestaltet und belebt hätte, er stände doch als ein durch und durch nationaler Künstler vor uns. Das eigenste Wesen seiner preußischen Heimat, eben jene Energie, strenges Pflichtgefühl und unerbittliche Wahrheitsliebe, die Eigenschaften, die sein Vaterland groß gemacht haben, sind auch seine hervorragendsten Charaktereigenschaften gewesen, und jedem, auch dem kleinsten, seiner Werke ist der Stempel solchen Wesens aufgeprägt.

Freilich nur aus dieser inneren Verwandtschaft mit dem Helden, dessen Verherrlichung er einen so großen Teil seines Lebens geweiht hat, ist es zu erklären, daß er ihn und seine Zeit so verlebendigen konnte, wie er es getan. In seltener Vollständigkeit findet man in dieser Ausstellung alle die kostbaren Darstellungen aus fritzischer Zeit, die sich jedem Beschauer so tief einprägen, daß, wer sie einmal gesehen, sie nie wieder vergißt, die Schilderungen, von denen man glauben möchte, nur ein unmittelbarer Beobachter, nur ein Zeitgenosse habe sie geben können, die uns zum großen Teile längst so vertraut sind, daß wir den großen König und seine Zeit nur noch mit den Augen und der Empfindung Menzels sehen, und die uns doch immer und immer wieder gleich schön, interessant und neu erscheinen. Über dem ganzen großen Werk, das Menzel über jene Zeit geschrieben, liegt eine ganz eigenartige, zwingende Stimmung; die Bewunderung für die Gründlichkeit des durchaus wissenschaftlichen Quellenstudiums, das dem Künstler unentbehrlich war, ja, selbst die Ehrfurcht vor dem durch eisernen Fleiß ganz selbständig erworbenen, unerhörten Können, das hier zu Tage tritt, verschwindet zunächst vor der reinen Freude an dem Gewordenen, das trotz allem doch aus großartigster künstlerischer Empfindung geboren ward und sich unabweisbar an die Empfindung wendet.

Es ist oft gesagt worden, daß Menzels Kunst doch nicht recht „volkstümlich" sei. Selbst dann trifft das nicht zu, wenn man dies Wort als gleichbedeutend mit „beim Volke beliebt, dem Volke vertraut" nimmt, denn, wie gesagt, rückblickend auf Friedrich den Großen, steht unbewußt jeder Deutsche unter dem Banne seiner Anschauung. Ganz unbegründet ist aber jene Meinung, wenn man das Wort volkstümlich tiefer als „volksmäßig", „aus der Volksseele geboren", als „volksliedmäßig" faßt, denn ungekünstelter, wahrer, frischer, mit einem Wort: deutscher kann kein Kunstwerk sein, als es die Werke Menzels sind. Freilich, auch Theodor Fontanes herrliche Gedichte „Der alte Dessauer", „Seydlitz", „Derfflinger" sind noch nicht „populär", aber volkstümlich im besten Sinne sind sie nicht weniger als das bekanntere „Zieten". Vielleicht sind diese Gedichte angeregt worden durch Menzels berühmte zwölf Holzschnitte „Aus Friedrichs des Großen Zeit", jedenfalls sind beide Werke gleich stark an echtem Gefühl und gleich groß als echt volksmäßige Schöpfungen. Freilich sentimental ist das eine so wenig

wie das andere, sie sind eben alle „preußisch", und dem „nüchternen Preußentum" pflegt man ja das Gemüt abzusprechen, das bei ihm allerdings nicht auf der Oberfläche schwimmt und das seine Kraft nicht überzuckert und verweichlicht hat. Man sieht es nicht so ohne weiteres, auch nicht in Menzels Bildern, aber wer wirklich fühlen kann, dem wird es nicht verborgen bleiben.

Mit dem Verstande allein, und wäre er so scharf, wie der des Altmeisters, des Pfadfinders neuer deutscher Kunst, es war, wird nimmermehr ein echtes Kunstwerk geschaffen werden, und jenen Friedrich-Bildern, wie den späteren, wie dem großartigen „Eisenwalzwerk", und jenen tausenden von wunderbar farbigen Zeichnungen würde das Beste fehlen, wenn nicht Empfindung, nicht tiefes Gemüt in ihnen lebte, ja, sie würden eben nicht Schöpfungen eines Künstlers, würden nicht Kunstwerke sein. Alles, was der Verstand erdacht und geschaffen, kann man auch lediglich mit Worten erklären und erschöpfen; den Reiz eines Menzelschen Gemäldes, einer Menzelschen Radierung, einer Lithographie oder einer Handzeichnung des Meisters mit Worten wiedergeben zu wollen, wäre ein törichtes Unterfangen, so aussichtslos, wie das, den Duft einer Blume oder auch nur ihre Schönheit schildern zu wollen.

Aber Menzel ist immer auch geistreich, immer groß, immer monumental. Ob er die Krönung Wilhelms I. in unvergänglicher Weise malerisch und lebensvoll, wahr und ewig schön im Bilde festhält, ob er uns eine „Prozession" oder ein „Ballsouper", einen von deutscher Gemütlichkeit durchwehten Innenraum oder die mächtige Halle einer prunkvollen Kirche, ob er uns mit tiefdringender Charakteristik einen Menschen oder mit wahrhaft kindlichem Gemüte Szenen aus dem Leben der Tiere schildert — immer ist ein Hauch des Ewigen in dem, was er uns gibt.

Menzel ist sein eigener Führer und Lehrer gewesen; alles, auch das Geringste, das ihn umgab, sagte ihm etwas, weil er zu hören wußte. Wenn irgend einer, so hat er hineingegriffen ins volle Menschenleben. Aber nicht jeder, der es packt, wo es interessant ist, weiß auch den Anteil anderer zu wecken. Das gelingt eben nur durch die besondere Art, in der der Künstler das geschaute Alltägliche wiederspiegelt. Menzel ist immer ein Priester des Schönen, weil er überall das Schöne sah. Aber immer ist er auch wahr, immer geht er den Dingen auf den Grund; er sah mit klarem Auge in die Welt, aber immer sah er auch malerisch. In einzelnen seiner Gemälde aus den vierziger Jahren finden wir die ganze moderne Luft- und Lichtbehandlung als etwas Selbstverständliches siegreich durchgeführt, ist die Farbenanschauung vertreten, um die Jahrzehnte später andere im Kampf der Meinungen als um eine ganz neue und unerhörte Sache stritten. Menzel hat sich niemals zu solchem Streit herabgelassen; ihn hat das Getriebe um ihn her nie gekümmert, er ist immer einsam seinen Weg gegangen. Aber die Alten wie die Jungen haben ihn als ihren Meister, als einen der Ihren gefeiert, und das mit Recht, weil sein Werk über alle Zeit erhaben ist.

Wie er schon mit den meisterhaften Zeichnungen zu Kuglers „Geschichte Friedrichs des Großen", wie mit denen zu den Werken des Königs vorbildlich

und bahnbrechend gewirkt hat, den Zeichnungen, durch die er tüchtigen Holzschneidern Anregung gab zu Arbeiten von einer bis dahin bei uns unerreichten Vollendung, so ist er sein ganzes Leben hindurch Vorbild und Bahnbrecher geblieben. Durch das, was er geschaffen, und auch dadurch, wie er es geschaffen hat. Und, wie er selbst aller Phrase abhold war, so ist auch in seinen Arbeiten nirgends Phrase oder hohles Pathos, sondern überall ehrliche, mächtige Kraft, warme Empfindung, sprühender Geist, unerschöpfliche Phantasie, nie versagende Sicherheit des Könnens.

Niemand, der es haben kann, sollte versäumen, den großen Eindruck dieser menschlichen Riesenarbeit, die da jetzt in der Nationalgalerie vor uns aufgestellt ist, auf sich wirken zu lassen. Freilich nicht alle können es haben, und da ist es erfreulich, daß gerade jetzt ein Werk in billiger Volksausgabe erschienen ist, das sehr viele Schöpfungen des Meisters in mustergültigen Wiedergaben enthält, und dessen warmherzig geschriebener Text wohl dazu angetan erscheint, als Einführung in die Lebensarbeit Menzels zu dienen und Begeisterung und Verständnis für ihn und seine Art zu wecken. Es ist „Das Werk Adolf Menzels“ von Max Jordan.[1])

Es sind in ihm nicht nur die meisten Gemälde des Meisters, sondern auch sehr viele seiner graphischen Werke und seiner Zeichnungen in trefflicher, teilweise den Originalen nahekommender Art wiedergegeben, und es ist zu wünschen, daß es im deutschen Volke die weiteste Verbreitung finde!

---

[1]) München, Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. 104 S. 12 Mk.

Natürliche oder künstliche Erziehung?

Von

Dagobert von Gerhardt-Amyntor.

Mit einem mir näher bekannten Yankee hatte ich einmal eine merkwürdige Unterredung. Er hatte seine beiden Knaben nach Deutschland gebracht, damit sie hier erzogen würden, und ich gratulierte ihm zu diesem Entschlusse. Er kratzte sich mit einer Grimasse hinter den Ohren und sagte:

„Nur meiner deutschen Frau zu lieb habe ich es getan. Sie wünschte es dringend — ich aber fürchte, man wird den armen Jungen nur Flausen ins Hirn setzen."

„Warum?"

„Weil ihr Deutschen Idealisten seid und unpraktisch bis ins Mark der Knochen. Ich hätte eine praktisch-realistische Erziehung meiner Jungen vorgezogen."

„Was verstehen Sie unter einer praktisch-realistischen Erziehung?"

„Ach," meinte er scherzend, „mit Ihnen lasse ich mich in keine Diskussion ein. Sie sind ein Deutscher, ein Philosoph, ein Silbenstecher — Sie nehmen mir meine Offenheit nicht übel? Aber ich weiß, was ich weiß; wir Amerikaner haben über die Welt praktischere Anschauungen."

„So nennen Sie mir wenigstens ein Beispiel."

„Gut, ich will Ihnen eines nennen: den Gallimatthias, der in Ihren Schulen z. B. über den Reichtum gelehrt wird. Ich weiß dies von einem jungen Landsmann, der ein Berliner Gymnasium besuchen mußte. Da wurde ihm weis gemacht, daß der Reichtum gewissermaßen ein Übel, ein Fallstrick des Teufels sei; daß der Mensch nicht nach materiellem Besitz, sondern nur nach Wissen, Bildung und Veredelung des Herzens zu streben habe. Alle Achtung! Meinen Sie, daß man auf diese Weise moderne Menschen bildet? daß man sie mit solchen Lehren geschickt macht zum harten Kampf des Lebens? Wir Amerikaner streben auch nach Wissen, wir schätzen die Bildung des Herzens nicht geringer, als die des Kopfes, aber wir lehren unsere Jungen, daß sie in erster Linie Geld verdienen müssen, denn Besitz ist die unentbehrliche Grundlage

der persönlichen Freiheit, und der Reichtum ist nur in den Händen eines moralischen Troddels oder unheilbaren Dummkopfes ein Übel, sonst ist er ein Segen für den Besitzer und ein Quell des Segens für die Vielen, Vielen, die nicht mit irdischen Gütern begabt sind. Nun? habe ich Recht?"

Triumphierend sah er mich an.

„Sie haben Recht und Sie haben nicht Recht, denn so, wie Sie es darzustellen belieben, steht die Frage gar nicht; ein Mensch, der den Besitz nur als Übel wertet, ist ein Querkopf."

„Solcher Querköpfe gibt es aber bei Euch genug. Daher kommt die Mißachtung des Kapitals, der Haß gegen die Kapitalisten, der Wahn eurer heuchlerischen, beutegierigen Volksverführer."

Und nun erging er sich in einer Philippika gegen die Sozialisten, gegen ein grundfalsch verstandenes Christentum, gegen den Bettelstolz idealistischer Habenichtse. Er mengte dabei Wahres und Falsches so leidenschaftlich durcheinander und zog aus fragwürdigen Prämissen so fragwürdige Schlüsse, daß ich auf eine Klärung der Frage verzichtete und das Gespräch bald auf ein anderes Gebiet lenkte.

Aber auch hier hatte ich wieder erfahren, wie weit die Ansichten über eine vernünftige Erziehung der Jugend auseinandergehen. Es ist nicht nur der Gegensatz von idealistisch und realistisch, von theoretisch und praktisch, der in der Erziehungsfrage spukt, man kann auch eine natürliche und künstliche Erziehung unterscheiden, und Schopenhauer hat auf diesen Unterschied ganz besonders hingewiesen (Par. und Paral. Kap. 28). Es verlohnt, den Schopenhauerschen Gedankengang hier einmal ganz kurz zu skizzieren, um sich dessen unbestreitbare Wahrheiten klar zu machen und dennoch zu dem Schlusse zu gelangen, daß auch dieser scharfe Denker uns auf dem Gebiete der Erziehungsfrage kein Führer sein kann. Er weist ganz richtig darauf hin, daß der Natur unseres Intellektes zufolge die Begriffe erst durch Abstraktion aus den Anschauungen entstehen, daß mithin diese früher da sind, als jene. Wer nun bloß die eigene Anschauung zum Lehrbuche und zum Lehrer habe, der wisse ganz gut, welche Anschauungen es sind, die unter jeden seiner Begriffe gehören und von diesen vertreten werden; er kenne beide genau und behandle demnach alles ihm Vorkommende richtig. Diesen Weg nennt Schopenhauer die natürliche Erziehung.

Bei der künstlichen werde umgekehrt durch Vorsagen, Lehren und Lesen der Kopf voll Begriffe gepfropft, bevor noch die erforderliche Bekanntschaft mit der anschaulichen Welt da ist. Die Anschauungen zu allen jenen Begriffen soll erst eine spätere Erfahrung nachliefern: bis da-

hin werden natürlich die Begriffe falsch angewendet und Dinge und Menschen falsch gesehen und falsch beurteilt. So geschehe es, daß unsere Erziehungsmethode schiefe Köpfe mache und daß wir in der Jugend nach langem Lesen und Lernen teils einfältig, teils verschroben in die Welt treten. Wir benehmen uns darin bald ängstlich, bald vermessen, wir haben den Kopf voll Begriffen, die wir gern richtig anwenden möchten, aber, da sie nicht in Anschauungen wurzeln, sondern gewissermaßen in der Luft schweben, fast immer falsch anbringen. Das sei eben die Folge jenes Verfahrens, daß wir dem natürlichen Entwicklungsgange unseres Geistes gerade entgegen, zuerst die Begriffe und zuletzt die Anschauungen erhalten, indem die Erzieher, statt im Knaben die Fähigkeit des selbständigen Erkennens, Urteilens und Denkens zu entwickeln, bloß bemüht sind, ihm den Kopf mit fremden, fertigen Gedanken vollzustopfen. Nachmals habe dann eine lange Erfahrung alle jene durch falsche Anwendung der Begriffe entstandenen Urteile zu berichtigen. Da dies selten ganz gelinge, hätten so wenige Gelehrte den gesunden Menschenverstand, wie er doch bei ganz Ungelehrten so häufig sei.

Schopenhauer kommt nun zu dem merkwürdigen Schlusse, daß man demnach die Kinder bis zum 16. Lebensjahre von allen Lehren, in denen große Irrtümer vorkommen können, frei erhalten soll, also von aller Philosophie, Religion und allgemeinen Ansichten jeder Art; man solle sie bloß solche Dinge treiben lassen, in denen entweder keine Irrtümer möglich sind, wie Mathematik, oder keiner sehr gefährlich ist, wie Sprachen, Naturkunde, Geschichte.

Hier haben wir einen scharfen Denker, der seiner Theorie zu lieb die Natur des Kindes gänzlich verkennt und etwas fordert, was der Wirklichkeit und ihren unausweichbaren Forderungen durchaus widerspricht. Wie sollte man z. B. die Geschichte der Kreuzzüge, der Reformation und dergl. lehren und dabei alles vermeiden können, was mit Religion in unauflöslichem Zusammenhange steht? Läßt sich denn das metaphysische Bedürfnis, das in jeder Kindesseele schlummert und dringlicher nach Befriedigung schreit, so durchaus übersehen und überhören? Was soll man seinem Sohne antworten, wenn er frägt, wer den Sperling oder den Mond gemacht habe? Und solche Frage wird früher oder später von jedem Kinde gestellt, denn in jedem Kinde lebt die Vorstellung von einem Kausalnexus, mag sie nun a priori vorhanden oder durch früheste Erfahrung entstanden sein. Wir können die Kinder in der heutigen Umwelt mit ihrem rastlosen, stündlich hundert neue Fragen auslösenden Getriebe nicht unter eine Isolierglocke setzen, und es wäre ein verblödeter

und verſimpelter, ſicher kein normaler Knabe, über deſſen Lippen bis zu ſeinem 16. Lebensjahre keine die Religion oder Philoſophie betreffende Frage käme.

Es gibt drei Wege, die wir dem fragenden Kinde gegenüber einſchlagen können. Der erſte: wir beantworten deſſen Frage überhaupt nicht, ſondern ſagen ihm, es ſei noch zu jung, um die in Rede ſtehende Sache zu begreifen; erſt ſpäter, wenn es größer und reifer ſein werde, würden wir ihm Rede und Antwort ſtehen. Dieſer Weg erſcheint durchaus verkehrt, denn die Wißbegierde des Kindes wird ſo nicht befriedigt, ſondern nur noch mehr gereizt; es wird ſich dann an andere oft recht trübe Auskunftsſtellen wenden, an ältere Kinder, Dienſtboten, Fremde, und die Aufſchlüſſe, die es dort erhält, können ihm leicht ſchweren Schaden an Leib und Seele bereiten.

Der zweite Weg wäre, jede Frage des Kindes wahr und erſchöpfend zu beantworten. Das iſt die Methode, die von durchgängeriſchen Theoretikern vielfach gebieteriſch gefordert wird. „Der Storch hat Dir ein Schweſterlein gebracht", ſoll man dem Kinde nicht mehr ſagen. Man weiſt auf jenen ſkeptiſchen Bengel hin, der auf dieſe Mitteilung und die daran geknüpfte Frage, ob er das Schweſterlein ſehen wolle, nur die Antwort hatte: „Nee, aber den Storch." Eine Unterweiſung des Kindes in den Myſterien der Propagation wäre, das leuchtet doch ſofort ein, wahrſcheinlich recht nutzlos, ſicher aber äußerſt gefährlich. Das Kind würde uns ſicher nicht verſtehen; wehe aber dem frühreifen unſeligen Kinde, das uns verſtände!

Der dritte und meiner Anſicht nach einzig zu beſchreitende Weg iſt derartigen Fragen gegenüber das Symbol, das Gleichnis, als Antwort. Alles Vergängliche iſt nur ein Gleichnis. Das Kind lebt in einer Traum- und Märchenwelt. Die es umgebenden rätſelhaften Dinge deutet es ohne langes Nachdenken auf ſeine eigene Weiſe; es bewältigt ſelbſt das Tragiſche im naiven Spiele. Iſt es nun ſchädlich, wenn wir dem Kinde z. B. vom Chriſtkinde erzählen? Von dem dem Weihnachtsfeſte zu Grunde liegenden religiöſen Stoffe würde es wahrſcheinlich noch nicht viel verſtehen: ſo geben wir ſeiner Phantaſie das Chriſtkind, als den Spender aller ſchönen Dinge, die unter dem Tannenbaum liegen. Dieſes Chriſtkind hat nach und nach auch die Natur des heiligen Nikolas und des Knechtes Rupprecht angenommen, eine Umwandlung, die der Kindesſeele vertraut und begreiflich iſt: das Chriſtkind beſchenkt die artigen und beſtraft die unartigen Kinder. Es iſt für das Kind eine Art durchaus vernünftiger und gerechter Fee, es hat nichts Albern-Gruſeliges und nichts Abſurd-Geſpenſterhaftes an ſich; es kann daher nimmer dazu beitragen, irgend

welchen schädlichen Aberglauben in der jungen Seele zu wecken und groß zu ziehen. Mit der in der Schule allmählich gewonnenen geistigen Reife verblaßt die Vorstellung vom Christkinde und vom Klapperstorche immer mehr, bis zuletzt das eigene Nachdenken des einsichtiger gewordenen Knaben oder Mädchens sich aus den poetischen Symbolen der Kinderstube den tatsächlichen Wesenskern herausschält. Und wenn es diesen Wesenskern gewann, hat es wieder nur ein Symbol — das wird ihm freilich erst klar, wenn ihm geistiger und physischer Lebenskampf das Haar gebleicht hat —, denn alle historische und naturwissenschaftliche Erklärung ist keine Aufdeckung des letzten Grundes, sondern immer nur eine Beschreibung, eine Paraphrase.

Wir werden also dem Kinde überall da, wo es die Verhältnisse gestatten, eine natürliche Erziehung zu geben versuchen, d. h. wir werden es Anschauungen gewinnen lassen, um erst auf diesen durch Abstraktion Begriffe aufzubauen. Wo dies aber durch die Art unseres modernen Lebens unmöglich ist, wo das Kind gebieterisch nach Begriffen verlangt, ohne daß wir ihm die dazu gehörigen Anschauungen zu geben vermögen, wo wir also zu einer künstlichen Erziehung gezwungen sind, da werden wir sowohl die Scylla des ausweichenden Schweigens, wie auch die Charybdis einer vorzeitigen und deshalb schädigenden Aufklärung am besten dadurch vermeiden, daß wir dem Kinde als Antwort auf seine Frage ein Symbol bieten, das niemals verblödet, sondern einen Schatz lebenweckender Poesie in die jugendliche Seele senkt.

Bücherschau.

Fritz Stahl, Wie sah Bismarck aus? Mit 31 Tafeln. Berlin, G. Reimer. 1905. 3 M.

Leider kam dies liebenswürdige Büchlein zu spät in unsere Hand, um noch im letzten Heft als eine Gabe zum 90. Geburtstage Bismarcks erwähnt werden zu können. Nun holen wirs nach und empfehlen es jedermann. Beim Durchblättern wie beim Dareinvertiefen wird diese Bildersammlung gleichen Genuß bereiten, zieht doch in ihr Otto von Bismarck im Bild vom Knabenalter bis in die letzten Jahre am Beschauer vorüber. Es gab schon eine ähnliche Sammlung, die der in China verstorbene Oberst Graf Yorck veröffentlicht hat, aber sie kann sich mit dieser hier nicht messen in der geradezu vollendeten Reproduktion. Vor allem die Gemälde, namentlich das entzückende Titelbild, das Franz Krüger vom 11jährigen Bismarck gemalt hat, sind prächtig herausgekommen, kleine Kunstwerke der Wiedergabe. Das Büchlein wird sehr vielen eine Freude und einen Genuß bereiten. O. H.

Monatsschau über innere deutsche Politik.

Von

W. v. Massow.

15. April 1905.

Nach der Erledigung der Handelsverträge hat sich der Reichstag mit der Beratung des Reichshaushaltsetats für 1905 beschäftigt. Man kann nicht behaupten, daß die Verhandlungen in diesem Jahre irgend ein besonderes Gepräge trugen oder etwas Neues boten. Alles bewegte sich im alten Geleise, und die Reden brachten endlose Wiederholungen. Der Schwerpunkt lag wie immer in den Debatten über den Etat des Reichsamts des Innern, dessen Arbeitsgebiet ein so umfassendes geworden ist, daß man kaum noch begreift, wie es von einem einzelnen Manne beherrscht werden kann. Und doch wird die ungeheure Arbeitskraft und umfassende Sachkenntnis des Grafen Posadowsky mit diesem Material fertig. Er hat in der sozialpolitischen Debatte, die mit der Beratung dieses Etats regelmäßig verknüpft ist und die diesmal noch mit einer großen Zahl von Resolutionen vom vorigen Jahre her belastet war, mehrere besonders bedeutsame Reden gehalten, die sich wie Oasen in dieser oratorischen Wüste ausnehmen. Und hier muß, um den Zusammenhang zu wahren, noch auf den 2. März hingewiesen werden, den Tag, an dem die bedeutendste dieser Reden gehalten wurde. Die Politik des Grafen Posadowsky ist darin eine wahrhaft konservative Staatskunst, daß sie sich nicht in sozialpolitischen Lehrsätzen bewegt, mit deren Ausführung sie experimentiert, sondern daß sie in das Wesen der Dinge einzudringen sucht, das Wirkliche und Mögliche feststellt und alle die wirkenden Kräfte unterstützt und fördert, von denen eine Besserung bestehender Übelstände zu erwarten ist. Auf Grund dieser in die Tiefe gehenden Sachkenntnis ist er allerdings zwar in den Zielen seiner Sozialpolitik mit denen einig, die in der Gesunderhaltung der Landwirtschaft uud des gewerblichen Mittelstandes die wichtigste Grundlage aller Wirtschaftspolitik erkennen, aber er kann auch den rechten Weg zu diesem Ziele unmöglich in den Eisenbartkuren erkennen, mit denen wirtschaftspolitische Eiferer alle Schäden unter völliger Verkennung ihrer Ursachen und der natürlichen Kräfte des modernen Wirtschaftslebens beseitigen zu können glauben. So wurde Graf Posadowsky von den Mittelstandspolitikern als „Verteidiger der Warenhäuser“ und als Gegner des Befähigungsnachweises angegriffen. Das gab ihm Veranlassung, sich schon am 28. Februar gegen diese Angreifer zu verteidigen und in der Art, wie er die Erscheinung der „Assoziation des Kapitals“ beurteilte, um daraus praktische Folgerungen zu ziehen, seine

außerordentliche staatsmännische Überlegenheit zu zeigen. Wenige Tage darauf war es die Frage der Versicherungsgesetzgebung, die dem Grafen Posadowsky Gelegenheit verschaffte, ein großes weittragendes Programm vor dem Reichstage aufzurollen.

Diese Rede vom 2. März ist so wichtig, daß hier etwas länger dabei verweilt werden muß. Mit der größten Offenheit betonte Graf Posadowsky, daß eine einheitliche Organisation der gesamten Arbeiterversicherung ein dringendes Erfordernis sei. „Wenn wir heute res integra hätten, würde doch kein vernünftiger Mensch, glaube ich, daran denken, eine besondere Organisation der Krankenversicherung, eine besondere Organisation der Unfallversicherung und eine besondere Organisation der Alters- und Invalidenversicherung zu schaffen ..... Das sogenannte System unserer sozialpolitischen Gesetzgebung ist lediglich ein Erzeugnis chronologischer Entwickelung ..... Ich glaube, es muß eine Aufgabe der Zukunft sein, diese drei großen Versicherungsgesellschaften in eine einheitliche Form zusammenzufassen." Diese Stelle der Rede des Staatssekretärs entfesselte, wie auch im stenographischen Bericht festgestellt ist, wiederholten Beifall auf allen Seiten des Hauses. Graf Posadowsky setzte dann weiter auseinander, daß man einen Unterbau unter berufsmäßiger Leitung schaffen müsse, der die sozialpolitische Gesetzgebung innerhalb beschränkter Verwaltungsbezirke in erster Instanz auszuführen habe. Einem solchen selbständigen Unterbau solle der Gewerbebeamte, der Kreisarzt, angegliedert werden, so daß eine sozialpolitische Behörde für engere Bezirke entsteht, die als örtliches Organ für die sozialpolitische Fürsorge des Staates dienen kann. Dann fuhr der Redner fort:

„Dieses große Werk zu schaffen, möchte ich sagen, würde fast die Allmacht und die Kraft eines Diktators beanspruchen. Es ist eine der verwickeltsten Aufgaben gegenüber der geschichtlichen Entstehung unserer sozialpolitischen Organisation, einen einheitlichen, klaren und schnell arbeitenden neuen Organismus zu schaffen, und man wird diese Aufgabe nur lösen können, wenn sich ein Reichstag findet, der, falls ihm ein solches Gesetz vorgelegt wird, darauf verzichtet, in alle Einzelheiten desselben hineinzugehen, der vielmehr mit einem gewissen Vertrauen die großen Grundzüge eines solchen Gesetzes annimmt und dann der bessernden Hand der Zukunft den allmählichen weiteren Ausbau einer solchen gemeinschaftlichen Grundlage überläßt. Meine Herren, ich weiß nicht, ob mir das Schicksal Amts- und Lebensdauer und Lebenskraft genug lassen wird, dieses große Werk selbst auszuführen; aber wenn die Sozialpolitik bei uns auf einer wirksamen, sozialpolitisch und finanziell sicheren Grundlage aufgebaut werden soll, wird nichts anderes übrig bleiben, als an eine solche große Reform mutig heranzutreten."

Es liegt auf der Hand, daß diese Worte nicht nur mit Rücksicht auf ihren sachlichen Inhalt von außerordentlicher Tragweite und Wichtigkeit sind, sondern auch die hervorragenden staatsmännischen Eigenschaften des Redners selbst hell beleuchten. Graf Posadowsky hat sich eine gewaltige Aufgabe gestellt, aber der frische Wagemut, mit dem er an das Werk herangeht, die Klarheit, mit der er die Umrisse des Notwendigen und Wesentlichen dieser Reform umschrieben hat,

und nicht minder die Klarheit, mit der er offenherzig die Hauptschwierigkeit bezeichnet hat, — nämlich wie unfähig das Flickwerk der heutigen parlamentarischen Arbeitsmethode ist, ein großes Gesetzgebungswerk nach einheitlichen Grundsätzen zustande zu bringen, — das alles läßt hoffen, daß die Lösung der Aufgabe in der richtigen Hand liegt.

Der Etat des Innern hat diesmal wieder so viel Zeit verschlungen, daß die dringende Gefahr bestand, der Reichstag werde wieder nicht rechtzeitig fertig werden. Diese Gefahr war bereits so nahe gerückt, daß sie im Begriff stand, Gewißheit zu werden. Da rafften sich die Führer der Fraktionen zu einem rühmlichen Entschluß auf. Sie vereinbarten eine „Kontingentierung" der Debatten, d. h. sie teilten die zur Beratung der einzelnen Etats verfügbare Zeit genau ein und verpflichteten sich, diese Zeit inne zu halten. So ist es wider Erwarten möglich geworden, den Etat doch noch vor Ablauf des Monats März durchzuberaten. Dabei schien es freilich dem an die ungeheure Zeitverschwendung gewöhnten Zuhörer unserer Reichstagsdebatten, als ob manche wichtige Angelegenheit dabei etwas zu kurz käme. Aber alles wirklich Notwendige ist trotzdem gesagt worden, und es hat auch bei dem „abgekürzten Verfahren" nicht an an hochwichtigen Auseinandersetzungen gefehlt.

Besonders hat der Etat des Reichskanzlers und der Reichskanzlei dazu Gelegenheit gegeben. Graf Bülow wurde wiederum durch die maßlose, nur den Interessen des Auslandes dienende Kritik der Sozialdemokraten veranlaßt, in zwei bedeutenden Reden gegen Vollmar und gegen Bebel seine Politik zu verteidigen und dabei Erläuterungen zu geben, die ihre Wirkung nach außen hin nicht verfehlen konnten und nicht verfehlt haben. Und auch das kam in den Reden des Reichskanzlers in wirksamster Weise zum Ausdruck, daß er an der Ostmarkenpolitik unerschütterlich festhält. Denn auch die Polen hatten ihn heftig angegriffen, und einer ihrer Redner, Herr v. Chrzanowski, — derselbe Herr, der früher einmal von der „preußischen Pest" in Posen gesprochen hatte, — führte jetzt im Reichstage eine Sprache, von der Graf Bülow mit Recht sagte, er wundere sich, daß sie an der Stelle überhaupt möglich sei. So war es von großer Wichtigkeit, daß der Reichskanzler den polnischen Anklagen auf das entschiedenste entgegentrat.

Dem Militär-Etat ging diesmal die Beratung der beiden Militärvorlagen, — des Gesetzes über die Friedenspräsenzstärke und des Gesetzes über Abänderung der Wehrpflicht, — voran. Ein ernstes Hindernis konnte den überaus bescheidenen Forderungen der Militärverwaltung kaum bereitet werden, und so kam man denn auch über die meisten Bestimmungen verhältnismäßig glatt hinweg. Aber so ganz ohne daß das Zentrum seine Macht geltend gemacht hätte, ging es auch hier nicht. Bei der Forderung neuer Kavallerieregimenter wurden Schwierigkeiten gemacht. Zwar erlangte die Regierung zuletzt, daß sämtliche geforderten Schwadronen bewilligt wurden, aber das Zentrum setzte durch, daß 10 von diesen Schwadronen nicht während des jetzt beginnenden neuen

Quinquennats, sondern erst nach Ablauf desselben in dem darauf folgenden Etatsjahr formiert werden sollten. Man erkennt hieraus, wie das Bedürfnis der „regierenden" Partei, ihre Macht zu zeigen, nicht nur den einfachen gesunden Verstand in den Hintergrund drängt, sondern auch die eigenen Parteigrundsätze über den Haufen wirft. Das Zentrum hat immer nur widerwillig dem Prinzip des Festhaltens an jährlichen Bewilligungen entsagt; das Quinquennat ist nur ein Zugeständnis an die Regierung, das eigentlich den Grundsätzen der Partei widerspricht, wie jede Bewilligung, die über die Grenzen des Etatsjahres hinausgeht. Hier aber, wo die Forderungen der Regierung kaum einen Angriffspunkt boten, — während doch in majorem gloriam der Partei einer gefunden werden mußte, — ergriff das Zentrum ruhig die Initiative, um Bewilligungen für einen Zeitraum zu machen, der noch jenseits des Quinquennats liegt, also für eine ferne Zeit, für die sich weder die Regierung jetzt schon verpflichten wollte, noch der jetzige Reichstag irgend eine Entscheidung in der Hand hat, da er dann durch einen neuen ersetzt sein wird. Selbstverständlich haben Regierung und Reichstag, ebenso wie sie Gesetze mit dauernder Wirkung erlassen können, auch das Recht, eine gesetzliche Verfügung über das Quinquennat hinaus zu vereinbaren. Aber widersinnig bleibt es darum doch, in einem Gesetz die Friedenspräsenzstärke für 5 Jahre festzulegen und eine einzelne Forderung herauszugreifen, um sie in eine noch fernere Zeit zu verlegen, die man noch gar nicht übersehen kann. Der Zweck des ehemaligen Septennats und jetzigen Quinquennats ist es ja doch gerade, die Weiterentwicklung unseres Heeres für einen abgeschlossenen Zeitraum einheitlich leiten und sie von Zufälligkeiten unabhängig machen zu können. Schiebt man eine einzelne Forderung aus diesem Zusammenhange hinaus, so ist das dem Wesen nach eine Ablehnung. Die Militärverwaltung, die sich den ursprünglich noch weitergehenden Forderungen des Zentrums hinsichtlich der Streichung der geforderten Schwadronen energisch widersetzt hatte, glaubte doch hier nachgeben zu können. Im Militär-Ressort liegt die Verantwortung für das, was not tut, noch mehr wie bei den bürgerlichen Zweigen der Verwaltung in dem Ermessen der Behörden selbst. Man wird daher den Beschluß der Regierung, dem Zentrum in dem erwähnten Punkte nachzugeben, nicht direkt tadeln können; zu bedauern bleibt er vom politischen Standpunkt aber jedenfalls.

Durch das Gesetz über die Abänderung der Wehrpflicht ist nun die Dienstzeit bei den unberittenen Waffen auf zwei Jahre festgelegt. Es ist bei dieser Frage kaum noch zu Erörterungen gekommen. Die verhältnismäßig wenigen Gegner der gesetzlichen Festlegung der zweijährigen Dienstzeit saßen im Reichstag auf den Bänken der Konservativen, und hier scheut man sich grundsätzlich, in militärischen Fragen der Regierung Schwierigkeiten zu machen, wenn es sich um eine der Regierung zufallende und von dieser übernommene Verantwortung handelt. Dagegen wurde von anderer Seite ein Vorstoß gemacht, dessen Tendenz durchsichtig genug war. Die Sozialdemokraten wandten sich in einem besonderen Antrag gegen den einjährig-freiwilligen Dienst, den sie als ein unberechtigtes

Privilegium der Gebildeten hinstellten. Daß ein solcher Antrag hätte durchgehen können, daran war natürlich nicht zu denken; er sollte nur die Handhabe bieten, um in entsprechenden Reden darzutun, daß in der Ausübung der allgemeinen Wehrpflicht ungerechtfertigte Unterschiede gemacht würden. Der weitere Zweck war, die Regierung und die bürgerlichen Parteien zu einer Verteidigung des einjährig-freiwilligen Dienstes anzureizen und dann dieselben Beweisgründe zu benutzen, um damit die Forderung einer allgemeinen Herabsetzung der Dienstzeit zu stützen. Viel Glück konnte die Sozialdemokratie mit diesem Sturmlauf gegen die Einjährig-Freiwilligen nicht haben; dazu ist die Überzeugung von der Berechtigung dieser Einrichtung und die Gewöhnung daran in allen Kreisen des Volkes und bei allen Parteien viel zu fest gewurzelt. Es war nicht allzu schwer, einen Gedanken zurückzuweisen, der nichts anderes für sich geltend machen konnte, als den Grundsatz einer ganz mechanisch aufgefaßten Gleichmacherei, wie sie dem deutschen Charakter fernliegt.

Die Finanzierung des Etats hat auch in diesem Jahre Schwierigkeiten gemacht. Es wiederholte sich das Spiel vom vorigen Jahre. Um den für die ungenügenden Einnahmen des Reichs viel zu großen Bedarf zu decken und die Einzelstaaten nicht mit Matrikularbeiträgen zu überlasten, war wieder eine Zuschußanleihe in Aussicht genommen worden. Aber wieder war die Reichstagsmehrheit unbarmherzig bei der Hand, die Anleihe zu verwerfen und den gesamten Mehrbedarf auf die Matrikularumlagen zu verweisen, die freilich „gestundet" werden sollen. Man rechnet darauf, daß im nächsten Jahre bereits die Wirkungen der kleinen Finanzreform zutage treten werden, da inzwischen die Frage der Zoll- und Handelspolitik so weit geklärt worden ist, daß die Verhältnisse übersehen werden können. Die Besserung in den Einnahmen des Reichs kann freilich erst im übernächsten Jahre hervortreten. Für die ungesunde und unhaltbare Finanzpolitik, die aus dieser Behandlung der Deckungsfrage entsteht, ist das Zentrum völlig unempfindlich. Inzwischen hat das Reichsschatzamt den Entwurf einer großen Reichsfinanzreform ausgearbeitet, dessen Inhalt indessen noch völlig geheim gehalten wird, da er noch nicht einmal von den einzelstaatlichen Regierungen begutachtet worden ist. Aber so viel ist schon mit Bestimmtheit nach außen gedrungen, daß die Vorlage im Herbst an den Reichstag gehen soll. Die jetzige Haltung des Zentrums, das demonstrativ an der alten Grundlage der Matrikularbeiträge festhält — unbekümmert um die Schädigungen, die dadurch und besonders durch die Überlastung der kleineren Staaten das Reich und der Reichsgedanke erfährt, — läßt bereits erkennen, welche schweren Kämpfe in dieser Frage noch bevorstehen.

Im März ist in Preußen nun auch endlich die viel berufene Kanalvorlage fertig geworden. Die Beratung im Herrenhause brachte zwar noch einen Nachhall der Widerstände, die früher zu überwinden waren, aber das Ergebnis der Beratung war doch, daß die Vorlage, wie sie vom Abgeordnetenhause gekommen war, unverändert angenommen wurde. Ein sechsjähriger Kampf ist damit endlich zum Friedensschluß gelangt.

Augenblicklich ist der preußische Landtag mit den Berggesetznovellen beschäftigt. Die Regierung hat die Verpflichtung, die sie den Bergarbeitern gegenüber übernommen hatte, eingelöst. Aber dieser erste Teil der Erfüllung eines Versprechens schließt für den weiteren Verlauf erhebliche Schwierigkeiten ein. Zentrum und Freisinnige sind in diesem Falle die Stützen der Regierung. Die Konservativen bieten nur mit Widerstreben die Hand zu einer Vorlage, die nicht nur materiell den Grundanschauungen der Partei zuwiderläuft, sondern auch unter Umständen eingebracht ist, die den Anschein erwecken, als habe die Regierung in einseitiger Parteinahme den Forderungen kontraktbrüchiger Arbeiter nachgegeben. Die Freikonservativen urteilen womöglich noch schroffer. Die Nationalliberalen stehen der sozialpolitischen Tendenz der Vorlagen etwas freundlicher gegenüber, andererseits aber sind hervorragende Mitglieder und Führer der Partei mit ihren nächsten Erwerbsinteressen so stark für die Bergwerksbesitzer und ihren besonderen Anhang in Anspruch genommen, daß sie sich den praktischen Gründen der Arbeitgeber ungern verschließen möchten. Im allgemeinen sind die letztgenannten drei Parteien darin einig, daß sie stärkere Garantien gegen den Mißbrauch der den Bergarbeitern gewährten Rechte durch die sozialdemokratische Agitation fordern. Dagegen arbeiten Zentrum und Freisinnige hauptsächlich mit der Drohung, daß die Regierung, die sich den Arbeitern gegenüber zur Durchsetzung ihrer Forderungen verpflichtet habe, im Fall der Ablehnung den Reichstag gegen den preußischen Landtag ausspielen werde. Im Reichstage sei mit Hilfe von Zentrum und Sozialdemokraten ein noch viel radikaleres Gesetz mit Leichtigkeit durchzubringen.

Einstweilen scheint es, als ob diese Drohung praktische Bedeutung gewinnen könnte. Denn die Kommission hat die Vorlage zunächst so abgeschwächt, daß damit nicht das zum Ausdruck kommen würde, was die Regierung für die unerläßliche untere Grenze ihrer Forderungen halten muß. Vorläufig möchte ich dazu nur zwei Gesichtspunkte aufstellen, an die sich spätere Betrachtungen am besten anreihen. Erstens darf man die Sache nicht so auffassen, als sei das politische Publikum unbeteiligter Zuschauer, der sich für eine der beiden streitenden Parteien zu entscheiden habe. Im Gegenteil ist die Herstellung eines gesunden Verhältnisses zwischen Arbeitgeber und Arbeiter nicht nur von lokaler Bedeutung für die Kohlenreviere, sondern von weittragenden Folgen für das ganze Reich, und zwar auch für scheinbar unbeteiligte Kreise. Dann aber wäre sehr bedauerlich, wenn durch die Nervosität, mit der sozialpolitische Fragen, wenn sie das Erwerbsleben berühren, leicht behandelt werden, eine Verschärfung der Gegensätze zwischen den bürgerlichen Parteien untereinander und auch der Regierung gegenüber einträte. Deshalb halte ich das Drohen mit dem reichsgesetzlichen Vorgehen vorläufig für sehr unangebracht. Man mag in manchen anderen Fragen schroff vorgehen; hier ist eine ruhigere Verständigung vorzuziehen. Denn es muß vor allem verhütet werden, daß die Sozialdemokratie aus der Lage Nutzen zieht.

Kolonialpolitische Rück- und Ausblicke.

Von

Generalleutnant z. D. E. v. Liebert.

III.

In Deutschsüdwestafrika hat das abgelaufene Vierteljahr leider die längsterwartete letzte Waffenentscheidung und das ersehnte Ende des Eingeborenenaufstandes noch nicht gebracht. Es ist bemerkbar, wie das deutsche Publikum allmählich das Interesse an den kriegerischen Ereignissen verliert und gleichgültig dem Verlauf der Dinge zusieht. Und doch sind es nur äußere, in den traurigen Landesverhältnissen begründete Faktoren, die unsere braven und die schwersten Strapazen heldenmütig ertragenden Truppen bisher verhindert haben, den schon für Ende März geplanten Hauptschlag gegen die Hottentotten zu führen. Die beiden Etappenlinien von Windhuk und von Lüderitzbucht auf Keetmannshoop haben versagt. Es war bislang unmöglich, die Truppen und ihre Pferde mit dem nötigen Bedarf zu versorgen. Deshalb mußten die Operationen ruhen. Die Vernachlässigung der Kolonie in der Frage der Verkehrswege rächt sich jetzt bitter.

Die Wiederaufnahme der großen Unternehmungen gegen den hartnäckigen Feind ist gegenwärtig — im April — zu erwarten. Wenn es aber auch gelingt, den Hottentotten eine Schlappe beizubringen, sie zu überwältigen oder auf britisches Gebiet zu drängen, so dürfen wir immer noch nicht mit einem Abschluß des Krieges rechnen. Noch lange wird Überfall, Raub und Plünderung, der „Viehkrieg", an der Tagesordnung bleiben. Wir haben es mit Wilden zu tun, die vom Kriege leben, denen dieser Zustand normal erscheint, und die sich durchaus nicht nach der Herstellung friedlicher Verhältnisse sehnen.

Auf deutscher Seite dagegen ist es dringend geboten, daß ein Zustand der Ruhe herbeigeführt wird, und daß die geordnete wirtschaftliche Arbeit wieder einsetzen kann. Die Ansiedler wollen ihre Farmen wieder beziehen, sie neu aufbauen, einrichten und mit neuem Viehstand besetzen. Da wird es für die Schutztruppe noch schwere Arbeit geben, um überall den nötigen „Schutz" zu gewähren und dem Lande den Segen des Friedens wieder zu verschaffen.

Dringend erwünscht ist das Erscheinen des neuen Gouverneurs im Lande. Von ihm, der das allgemeine Vertrauen genießt, erwartet man die Einrichtung einer rationellen Verwaltung und die so wichtige neue Eingeborenenpolitik. Für die Zukunftsentwicklung der Kolonie schweben dann noch die großen Fragen: Ausreichende Entschädigung der Ansiedler, Regelung der Wasserbeschaffung, Eisenbahnbau und Stellungnahme zu den sechs großen Landgesellschaften. Der Besitz der toten Hand, der 1/3 der ganzen Kolonie umfaßt, muß unbedingt zu seinem Teil zum Abtragen der Kriegsschuld herangezogen werden.

Es soll nun in der begonnenen Übersicht über die Kolonien fortgefahren werden:

3. Kamerun.

Unsere große westafrikanische Kolonie (493 600 Quadratkilometer mit 3½ Mill. Einwohnern) ist leider bislang noch nicht zu ihrem vollen Recht gelangt und hat bis vor kurzem nicht die ihr gebührende Berücksichtigung gefunden. Da Ost- und Südwestafrika militärische Schwierigkeiten bereiteten und dadurch unliebsame Kosten verursachten, so überließ man Kamerun zunächst seinem Schicksal, freute sich über die von selbst sich vollziehende Entwicklung der Kakaopflanzungen, kümmerte sich aber so wenig als möglich um das gewaltige Hinterland.

Das Küstengebiet Kameruns ist das eigentliche Tropenland im wahrsten Sinne des Worts. Die Temperatur bewegt sich zwischen 33 und 20° Celsius, die Regenmenge aber erreicht die erstaunliche Menge von 7000 bis 4000 mm, während es in Südwestafrika Gebiete mit 30 mm Regenfall gibt! Bei solchen Wärme- und Feuchtigkeitsverhältnissen muß sich aus dem nährstoffreichen, milden und tiefgründigen Boden eine überaus üppige Vegetation entwickeln, über deren Mächtigkeit selbst Sachverständige und Tropenkenner wie Professor Dr. Wohltmann sich mit staunender Bewunderung äußern. Haupterzeugnisse des Landes bilden die Palmkerne der Ölpalme (2¼ Mill. Mark), Kautschuk (2 Mill.), Palmöl (1 Mill.), Kakao (fast 1 Mill.) und Elfenbein (¾ Mill. Mark). Von diesen Produkten wird nur Kakao in Plantagen gezogen und gewonnen, und doch spricht Prof. Wohltmann uneingeschränkt aus: „Im Plantagenbau liegt die Zukunft Kameruns" und weiter: „Wir haben am Kamerungebirge genau dieselbe Gunst der Verhältnisse, wie sie auf der nicht weit entfernten Insel St. Thomé vorliegt, die als eine der blühendsten Plantagenkolonien der Welt zu bezeichnen ist."

Wenn so die wirtschaftliche Zukunft des Kameruner Küstenlandes durchaus gesichert erscheint, so hat die Aufschließung des Hinterlandes große Schwierigkeiten bereitet. Zuerst galt es den Ring zu durchbrechen, den die Dualla gegen jeden direkten Handelsverkehr mit den Stämmen des Graslandes geschlossen hatten. Dann folgten jahrelange Schwierigkeiten und Kämpfe mit den kriegerischen und zum Teil durch ihre Zahl mächtigen Stämme der höheren Terrasse. Endlich mußte der Niger-Benue befahren und auf diesem Wege die Verbindung mit den intelligenten und handelspolitisch sehr bedeutsamen Fullahstämmen hergestellt werden, bis sich endlich die deutsche Verwaltung bis zu den Ufern des Tsadsees ausdehnte. Gegenwärtig hat ein deutscher Resident, Hauptmann Langheld, dort im tiefen Innern die Regierungsbefugnisse auszuüben.

Die Beschaffung und Erhaltung einer Schutztruppe, ohne die das Hinterland nie besetzt werden konnte, hat größere Kosten verursacht. Infolgedessen haben die Einnahmen der Kolonie (1½ Mill. Mark) die Ausgaben (4¼ Mill.) nicht mehr zu decken vermocht. Die Einnahmen sind vornehmlich aus den Zöllen erzielt, da die Hüttensteuer bisher nur in ganz kleinen Bezirken unmittelbar an der Küste durchgeführt werden konnte.

Sehr beruhigend wirken bezüglich der wirtschaftlichen Entwicklung die Zahlen der Einfuhr und Ausfuhr, die von Jahr zu Jahr steigen und jetzt bereits 13,8 bezw. 7,1 Mill., zusammen also 21 Mill. Mark betragen.

An diesem Steigen des Verkehrs sind selbstverständlich die beiden großen Gesellschaften Nordwest- und Südkamerun wesentlich beteiligt, da sie sich die Aufschließung des Hinterlandes zur Aufgabe gestellt haben. Sehr erfreulich ist die kürzlich durch die Presse laufende Nachricht, daß sich in Berlin die Begründung eines Finanzkonsortiums vollzogen hat, das eine Eisenbahn von der Kamerunküste nach dem Tsadsee bauen will. Zunächst soll eine Teilstrecke von 160 Kilometern in Angriff genommen werden, wofür 17 Millionen Mark Kapital erforderlich sind. Ein Teil davon soll vom Reichstage durch Zinsgarantie gesichert werden. Die Trassierung hat stattgefunden. Sobald die finanzielle Seite gesichert ist, soll mit dem Bau an der Küste begonnen werden.

Zufolge dringender Forderung des Gouverneurs, der im Südbezirke Unruhen der Eingeborenen befürchtet, ist dem Reichstage ein Nachtragsetat vorgelegt, der für Kamerun die Neuerrichtung von 2 Kompagnien der Schutztruppe fordert. Hoffentlich kommen diese Streitkräfte noch rechtzeitig an den Ort ihrer Bestimmung.

4. Togo.

Die kleine westafrikanische Kolonie Togo (87200 Quadratkilometer mit 2 Millionen Einwohnern) verspricht neuerdings einen bedeutenden Aufschwung zu nehmen, nachdem das kolonialwirtschaftliche Komitee die Baumwollkultur hier eingeführt und deren wirtschaftlichen Nutzen nachgewiesen hat. Die vier Faktoren für das Gelingen des Baumwollbaus: Geeigneter Boden, günstiger Regenfall, ständige Arbeiter und Eisenbahnverbindung mit der Küste sind hier allesamt gesichert. Der fleißige, friedliche Stamm der Eveneger hat sich schnell der neuen Kultur zugewandt, und die Bahnlinie Lome—Palime von 120 Kilometer Länge ist bereits im Bau. Was diese Bahn bedeutet, geht aus der einen Tatsache hervor, daß zur Beförderung der 1904 in Togo gewonnenen Baumwolle nach der Küste 8300 Eingeborene nötig waren, die 20000 Mark Kosten verursachen und deren Kräfte dem Landbau entzogen werden!

Sehr erfreulich ist, daß die Baumwolle hier von den intelligenten Eingeborenen selbst angepflanzt und geerntet wird. Das kolonialwirtschaftliche Komitee sichert den Pflanzern einen Preis von 30 Pfennig für das Pfund entkernter Baumwolle an der Küste zu. Es hat ferner die ganze Kultur geordnet durch Einrichtung einer Baumwollinspektion, einer Baumwollschule, einer Versuchsfarm, von Ginstationen (Entkernungsanstalten) und von Baumwollmärkten. Die vielgeschmähte deutsche Kolonialverwaltung hat hier einen vollen Erfolg zu verzeichnen, dessen Umsatz in klingende Münze sich innerhalb weniger Jahre erweisen wird. Der New Yorker Baumwollring, gegen dessen unverschämte Preistreiberei die Bemühungen des deutschen Komitees in Togo und Ostafrika gerichtet sind, hat seinem Unwillen darüber schon deutlich Luft gemacht. Es steht zu hoffen, daß sein bisheriges Monopol im Laufe der Jahre gestürzt wird. Deutschland soll nach einer geschäftlichen Berechnung etwa 100 Millionen Mark im Jahre ersparen, wenn seine Kolonien den Bedarf an Baumwolle (423 Millionen Mark) selbst erzeugen.

Neben diesem großen Zukunftsartikel verschwinden die übrigen Erzeugnisse des Landes (Kopra, Palmkerne, Kautschuk, Kaffee), so günstig auch die Verhältnisse für ihre Erzeugung liegen. Die Ausfuhr belief sich im ganzen auf 3,6 Millionen, die Einfuhr auf 6,1 Millionen Mark. Einnahmen und Ausgaben

der Kolonie gleichen sich in glücklicher Weise aus, da sie bei den dauernd friedlichen Verhältnissen keiner Schutztruppe und nur eines geringen Verwaltungsapparats bedarf.

5. Samoa.

Die „Inseln der Seligen", wie man die so herrlich gelegene Inselgruppe mit ihrer paradiesischen Fruchtbarkeit und ihrem schönen Menschenschlage genannt hat, umfassen in den beiden deutschen Inseln Sawai und Upolu 2570 Quadratkilometer und zählen 31 600 Einwohner. Der beste Kenner des Landes, Dr. Reinecke, sagt: „Auf unserm Planeten gibt es nicht viele Gebiete, die durch ihre Fruchtbarkeit und günstigen klimatischen Verhältnisse ihren ursprünglichen Bewohnern so mühelos alle Bedürfnisse befriedigen und alles liefern, was diese als Naturvolk in ihrer ursprünglichen Lebensweise für einen sorgenlosen Genuß ihres Daseins beanspruchen konnten, wie es die Samoainseln tun. Die Natur hat dort alles aufgeboten, um ihren edelsten Kindern die Pflichten der Arbeit, den Kampf um des Lebens Nahrung und Notdurft zu ersparen." Alle tropischen Kulturpflanzen gedeihen hier gut und liefern gute Erträge: Kokospalmen, Baumwolle, Kaffee, Kakao, Bananen, Ananas usw. Die infolge der paradiesischen Eigenschaften ihrer Inseln bequemen Eingeborenen befassen sich hauptsächlich mit dem müheloſen Gewinnen der Kopra, neuerdings legen sie aber auch Kakaopflanzungen an. Die weißen Pflanzer widmen sich fast ausschließlich den letzteren und haben bereits über 1000 Hektar in Kultur.

Die Einfuhr betrug 2,7 Millionen, die Ausfuhr 1,3 Millionen Mark. Die Einnahmen der Kolonie beliefen sich 1903 auf 427 000 Mark, die Ausgaben auf 661 000 Mark.

6. Neuguinea und Bismarckarchipel.

Die um die große Insel Neuguinea gruppierte Inselwelt weist zwar auch alle Vorzüge tropischer Vegetation auf, aber ihre Bevölkerung ist dünn und auf tiefer Kulturstufe, so daß bei der noch sehr mangelhaften Verbindung mit der übrigen Welt nur mit einer langsamen Entwicklung dieser Gebiete gerechnet werden kann. Auf 238 750 Quadratkilometer kommen hier 360 000 Einwohner, von denen nur diejenigen der im deutschen Besitz verbliebenen Salomonsinsel als wirkliche Arbeiter in Betracht kommen. Die angestrengten Bemühungen der Neuguineakompagnie auf dem Gebiete des Tabakbaus sind als gescheitert zu betrachten und die Pflanzungsversuche aufgegeben worden. Ebenso wie in Ostafrika hat es sich als unmöglich herausgestellt, ein für den Geschmack des Publikums angenehmes Kraut zu erzeugen und preiswert in den Handel zu bringen. Es ist anzunehmen, daß der Weltmarkt ausreichend mit guten Tabaksorten besetzt ist und daß sich neue Marken nicht mehr leicht einführen.

Auch hier, wie in allen Südseegebieten, steht die Kopragewinnung obenan, die Gesamtausfuhr aller Erzeugnisse des Landes hat aber erst die Höhe von 1,2 Millionen, die Einfuhr 2,2 Millionen Mark erreicht. Von dem Gesamthandel kommen $^3/_4$ auf den Bismarckarchipel, nur $^1/_4$ auf das noch fast unberührte Kaiser Wilhelmsland. Die Inselwolken der Karolinen, Palau- und Marschallsinseln können wohl mit Stillschweigen übergangen werden. —

Wenn man die hier gegebene kurze Übersicht objektiv an sich vorüberziehen läßt, so ist als Ergebnis festzustellen, daß alle deutschen Tropenkolonien in nor-

maler aufsteigender Entwicklung sich befinden, und daß die afrikanischen nach Überwindung der Kinderkrankheiten einer guten wirtschaftlichen Zukunft entgegengehen. Nach mühsamen und vielfach verfehlten Versuchen sind überall jetzt diejenigen Produkte festgestellt, die in dem einzelnen Gebiete nicht nur besonders gut gedeihen, sondern deren Anbau auch wirtschaftlich lohnend ist. Der Gesamthandel aller deutschen Kolonien ist im Steigen, wenn auch die Einfuhr die Ausfuhr noch erheblich überragt. (1902: 42,8 Millionen Mark Einfuhr und 22,1 Millionen Mark Ausfuhr.) Im ganzen wird das Privatkapital, das in den deutschen Kolonien arbeitet, auf 240 Millionen Mark veranschlagt. Man muß sich vergegenwärtigen, wie spröde und zurückhaltend die Hansestädte sich im Anfang den deutschen Überseegebieten gegenüber verhielten, mit Ausnahme von Togo und Kamerun, wo sie bereits vertreten waren, wie die Hamburger Firmen Sansibar gegenüber dem deutschen Festlande als Haupthandelsplatz festgehalten haben, um sich zu erklären, daß der wirtschaftliche Fortschritt da draußen nur langsam sich vollziehen konnte. Daneben ist die Unkenntnis des deutschen Volkes, der deutschen Beamten, der Kaufleute und Pflanzer in den Verhältnissen der Tropen und der Behandlung der Eingeborenen geltend zu machen, nicht zum mindesten aber das Unverständnis und das Übelwollen der Mehrheit des Reichstages, die in ausgesprochenem Gegensatz zur Polik des Fürsten Bismarck den Kolonien die nötigen Geldmittel, besonders die Herstellung von Verkehrsmitteln vorenthielt.

Wenn trotz all dieser hemmenden Momente der gegenwärtig vorhandene Aufschwung erreicht ist, so verdient dieser Anerkennung und Ermunterung. Es ist bedauerlich, wenn in einem von deutschnationalem Geiste durchwehten und mit großer Sorgsamkeit zusammengestellten Buche[1]) die Frage aufgeworfen wird: „Wie ist die unleugbare deutsche Kolonial-Blamage vor der ganzen Welt eheftens wieder gut zu machen?“ Ich ziehe den Hut ab vor der glühenden Vaterlandsliebe des anonymen Verfassers, ich lasse die Grundsätze seines nur allzuweit ausgesponnenen neuen Programms für die Kolonial-Verwaltung gelten, aber er muß vor allem die in zwanzigjähriger schwerer Arbeit errungene Erfahrung gelten lassen, die nicht mehr gestattet, heute kurzweg englische oder holländische Muster nachzuahmen. Wir kennen unsere Kolonien jetzt gut genug, um sie selbständig verwalten zu können, und jedes Gebiet hat sich zu einem Individuum ausgebildet, das auch individuell behandelt sein will.

Die brutale Tatsache des schon fünfviertel Jahr tobenden Aufstandes in Südwest mag durch Verkennung des Charakters der Eingeborenen und sonstige Fehler der Verwaltung hervorgerufen sein. Sie ist aber als force majeure hinzunehmen und darf uns nicht irre machen von der in den übrigen Kolonien als richtig anerkannten und mit bestem Erfolg betriebenen Verwaltungspraxis. Verfallen wir nicht in den bösen deutschen Fehler hämischer Kritik, sondern überwinden wir mutig die schwere Schickung, freuen wir uns im übrigen des Erreichten und sehen wir getrost der Zukunft entgegen! Wir haben allen Grund zu der Hoffnung, in naher Frist die lange angebahnten Erfolge hervortreten zu sehen.

[1]) Staatsstreich oder Reformen! Politisches Reformbuch für alle Deutschen, verfaßt von einem Ausland-Deutschen. 2. Teil. II. Buch: Deutsche Kolonialreform. Zürich 1905, Zürcher und Furrer.

Pädagogische Umschau.

Von

Julius Ziehen.

Gern sei es hervorgehoben: es geht ein großer Zug einseitlicher Kulturauffassung durch das Verlagsprogramm, das die Firma von Eugen Diederichs vor kurzem, auch in trefflich schöner äußerer Ausstattung, veröffentlicht hat, und wenn an Stelle des Donatelloschen Marzoccolöwen, der an den italienischen Entstehungsort des Verlages erinnert, als beredteres Symbol ein Säemann auf dem Titelblatte des Heftes den Hauptplatz einnimmt, so mag man daran den herzlichen Wunsch knüpfen, daß von dem Samen, den dieser Säemann ausstreut, auf den Boden der deutschen Schule recht viele Körner fallen und dort gute Frucht bringen mögen. Es sind gar viele Unterrichtsfächer, deren Vertreter aus den Diederichsschen Veröffentlichungen reiche Anregung für ihre Lehrtätigkeit gewinnen können — eine Anregung freilich, die mit pädagogischem Takt verarbeitet sein will, ehe sie sich in den Räumen der Schule geltend macht. Ich mache diesen letzteren Zusatz besonders mit Rücksicht auf den der religiösen Kultur gewidmeten Teil des Verlagskreises, aus dem die Methodik und Praxis des Religionsunterrichtes bei ihrer heutzutage so lebhaft auf Ausscheidung veralteter und Erarbeitung fruchtbarer neuer Stoffe gerichteten Tätigkeit mit Nutzen wird schöpfen können, wenn sie mit Vorsicht schöpft. Unmittelbar dem Erziehungswesen ist bisher — neben der nützlichen Sammlung der „Erzieher zu deutscher Bildung" — nur ein Band des schönen Gesamtunternehmens gewidmet, und offen gestanden, dieser Band kann nach meiner Auffassung der Dinge nicht ohne Bedenken hingenommen werden. Unseren Gebildeten vom Kulturwert der deutschen Schule zu berichten, halte ich für einen überaus nützlichen und in dem Gesamtprogramm der Diederichsschen Bestrebungen geradezu unerläßlichen Gedanken; aber das Bild, mit dem Arthur Bonus in einer Schrift dieses Titels nach dem Ausdruck des sie in den Schaufenstern empfehlenden Novitätenstreifens „die deutsche Schule auf die Anklagebank" gebracht hat, läßt dem vorhandenen Guten so überaus wenig Beachtung zu teil werden, daß ich es nicht als zutreffende Darstellung des wirklichen Zustandes der Schule betrachten kann. Gerade eben sind uns höchst dankenswerter Weise auch in Broschürenform die Ausführungen zugänglich gemacht worden, die Adolf Matthias in dieser Zeitschrift über „die soziale und politische Bedeutung der Schulreform vom Jahre 1900" veröffentlicht hat (Berlin 1905, A. Duncker). Nichts kann lehrreicher sein als das Nebeneinander dieser ebenso

vorurteilsfreien wie anregenden Äußerung eines der maßgebenden Männer unserer Schulverwaltung und Pädagogik einerseits und der Bonusschen Schrift auf der anderen Seite. Auch bei Matthias gewiß kein Verkennen der Schäden, die unserem Schulwesen noch anhaften, und gewiß keine Zaghaftigkeit in Bezug auf ihre Schilderung, aber daneben doch stets die ruhige Maßhaltung, wie sie die tätige Anteilnahme eines mitten in der Arbeit drinstehenden, im höchsten Sinne sachverständigen Mannes mit sich bringt, bei Bonus aber zwar gewiß der beste Wille, herrschende Schäden zu bekämpfen, und gewiß auch kulturpolitische Ideen, denen man zu einem immerhin nicht geringen Teil ihre Berechtigung zugestehen wird, aber demgegenüber — um beim Bilde von der „Anklagebank" zu bleiben — in der Darlegung des Tatbestandes Lücke über Lücke und in der Beurteilung schultechnischer Fragen doch sehr vielfach die Spur dessen, daß der Verfasser nicht selbst an der Arbeit der Schule beteiligt ist. Voll Mitleid redet der Verfasser einmal „von der Energie, dem Scharfsinn und dem ehrlichen Wollen unserer Pädagogen", die nach seiner Meinung vom grünen Tisch der Schulverwaltung aus am Tun des Rechten in ihrem Amte nur gehindert werden. Mir will scheinen, als ob der grüne Tisch derjenigen „Schulreformer", die gar nicht aus der Praxis heraus oder nur auf Grund einer sehr einseitigen praktischen Erfahrung die deutsche Schule umgestalten wollen, im Grunde genommen doch der gefährlichere wäre; die Schriften, die von ihm — gewiß meist in bester Absicht — ausgehen, tragen eine Unruhe in unsere Elternkreise hinein, die leicht etwas ganz anderes bedeuten kann als Förderung der Erziehungssache. Ich bedaure, diese letztere Befürchtung auch dem „Weckruf an das Volk der Denker" entgegenhalten zu müssen, den vor kurzem Dr. Rhenius, Direktor der Landwirtschaftsschule mit Gymnasialklassen zu Samter, Posen, „der deutschen Jugend und ihrem Kaiser gewidmet" hat. Zweimal auch im Druck unterstrichen, lautet der Titel dieses Weckrufes: „Wo bleibt die Schulreform?" (Leipzig 1904, F. Dietrich), und wenn wir auf S. 53 der Abhandlung lesen, daß unsere ganze Schulordnung den Idealismus des Wortes und den Materialismus des Herzens erzwingt, so ist das noch eine der mildesten Äußerungen dieses mit erstaunlicher Zuversichtlichkeit des Urteils auftretenden Kritikers, der leider auch da, wo er von dem Verlauf der tatsächlich ja schon sehr lebhaften Schulreformbewegung einmal Notiz nimmt, wie z. B. bei der Besprechung des sog. Reformgymnasiums, mit starker Überschätzung des eigenen Urteilsvermögens nur recht sehr von oben herab abzuurteilen weiß. Hätte der Verfasser einzelne richtige Gedanken, die seiner Schrift nicht abgesprochen werden sollen, in sachlicher Form kurz dargelegt, statt ein Manifest an Jugend und Kaiser zu schreiben, so hätte er der Sache der deutschen Schule nach meiner Anschauung besser gedient. Aber die selbstbewußt das Ganze unseres Schulwesens umfassenden, manchmal mehr von lebhaftem Wollen als ruhiger Sachkenntnis getragenen Manifeste sind leider heutzutage ein häufig auftretender Typus unserer pädagogischen Fachliteratur, wenn anders man sie unter diese Rubrik überhaupt noch rechnen will. Wenn dieser Bericht etwas länger bei ihm

verweilt, so geschah es deshalb, weil die Sache einer ruhig fortschreitenden Weiterentwicklung unseres Schulwesens nach meiner Ansicht in diesem Typus der Schulreformschriften einen Gegner hat, der fast gefährlicher ist als die Verteidiger des Alten um jeden Preis.

Wer sich klar machen will, daß die preußische Schulreform des Jahres 1900 doch sehr wesentlich auf die Bewegungsfreiheit im höheren Schulwesen eingewirkt hat, der tut gut, zu der Rede zu greifen, mit der Adolf Harnack die erste Versammlung der Vereinigung der Freunde des humanistischen Gymnasiums in Berlin und der Provinz Brandenburg, zu Berlin am 29. November 1904 eingeleitet hat. Man darf wohl behaupten: vor 5 Jahren noch wäre eine solche Ansprache in einem weiteren Kreise von Vertretern des humanistischen Unterrichts kaum möglich gewesen. „Wir erkennen an, daß die höheren Aufgaben des modernen Lebens so kompliziert geworden sind, daß wir uns zu einer Teilung der Wege entschließen müssen. — Es geht nicht mehr an, die Knaben und Jünglinge bis zu ihrem 19. Jahr ohne jede Rücksicht auf spezielle Berufe auszubilden. — Ein Teil der Jugend der Nation muß das Opfer der alten Sprachen bringen, um tüchtig Englisch und Französisch zu lernen. — Wir hoffen, daß die beiden anderen Schulen, die dem Gymnasium nun gleichgestellt sind, unsere Gymnasiasten immer mehr aus jener Gefahr (des Kastengeistes) herausführen werden. — Wir denken nicht deswegen daran, das Gymnasium zu erhalten, weil die gymnasiale Bildung unbedingt die schwerste ist — sie ist gar nicht für Jeden die schwerste — oder weil wir nur ‚das Höchste' haben wollen. Die Frage nach dem Höchsten lassen wir ganz dahingestellt. Sie ist individuell verschieden zu beantworten: unzweifelhaft gibt es Knaben mit sehr hohen Anlagen, die man nicht ins Gymnasium schicken sollte, sondern auf die Oberrealschule!" Und bei all dieser Freiheit des Standpunktes doch der feste Glaube, daß „wir im Bunde mit dem Genius der Gegenwart und Zukunft sind, wenn wir das alte Gymnasium verteidigen", die unerschütterte Überzeugung von der erzieherischen Wirkung, die von „der unerhörten Genialität der Griechen" ausgehen kann, und die überaus treffende Versicherung, daß Übersetzungen „im besten Falle doch nur drei Viertel des Originaltextes" bieten, daß „die Arbeit, die man an einen Grundtext gesetzt hat, um ihn in die eigene Sprache überzuführen, samt ihrem Gewinn durch nichts ersetzt werden kann" und daß Übersetzungen nur „Zinsen sind, die schwinden, sobald das Kapital zerstört ist!" Es ist mir nicht bekannt, warum die Berliner Versammlung sich nicht als Ortsgruppe des seit 15 Jahren bestehenden Gymnasialvereins zusammengetan hat, wie solche in anderen Städten mehrfach entstanden sind. Jedenfalls bezeichnen die eben im Auszug wiedergegebenen Ausführungen einen Boden, auf dem sich mit Harnacks Zuhörern mindestens auch sehr viele Mitglieder des Gymnasialvereins begegnen können, und ich möchte beinahe bedauern, daß so frisches Leben anscheinend neben und nicht in dem Gymnasialverein seinen Ausdruck hat finden wollen. Sicher ist es sehr zu wünschen, daß über der verschiedenen Beurteilung von Nebenfragen die

gemeinsame Organisation nicht Schaden leidet, die seiner Zeit für alle Vertreter des humanistischen Bildungsideals geschaffen worden ist. Ich habe vor kurzem zu Hamburg in einem Vortrage über den „Frankfurter Lehrplan und seine Verbreitung" (Leipzig und Frankfurt a. M. 1905, Kesselring) zu zeigen versucht, wie die „reformgymnasialen" Mitglieder des Gymnasialvereins trotz mancher Anfechtung, die ihnen dort zu teil wird, doch in diesem Vereine bleiben, weil sie sein Hauptziel noch immer bei seiner Fahne festhält. Möchten andere ebenso denken wie die Vertreter des Frankfurter Lehrplans und an dem Gymnasialverein als dem Sammelpunkt der humanistisch Gesinnten festhalten, auch wenn in Fragen zweiten Ranges Verschiedenheit der Anschauungen zwischen den zur Zeit maßgebenden Vertretern des Gymnasialvereins und ihnen selber obwalten mag!

Harnack hat vortrefflich betont, wie das „geistig arbeiten lernen" das gemeinsame Ziel der drei höheren Schulen sein muß und wie es „keinen Lehrgegenstand gibt, in dem der Idealismus nicht aufleuchten könnte, und keinen, an dem er nicht ruiniert werden kann". Eine verständige Schulpolitik und Pädagogik kann sich m. E. heute gar kein höheres und schöneres Ziel stecken, als die 3 Schularten, eine jede in freier Ausgestaltung ihrer Eigenart, für die Erziehung zum Arbeiten und für die Pflege des Idealismus möglichst stark und leistungsfähig zu machen, und es will mir scheinen, als ob wir dazu, besonders seit dem Jahre 1900, wirklich auf recht gutem Wege wären. Bestrebungen, wie sie für den mathematischen Unterricht Felix Klein, für den naturwissenschaftlichen Otto Schmeil als Verfasser trefflicher Lehrbücher der Zoologie und Botanik sowie als Herausgeber der überaus anregenden Zeitschrift „Natur und Schule" und neben ihm Schulmänner wie Karl Smalian vertreten, verbinden sich mit der allmählich in ruhigere Bahnen lenkenden neusprachlichen Reformbewegung, um auch den Realanstalten die beiden eben geforderten Leistungen eines allgemeinbildenden Unterrichts mehr und mehr zu sichern; für die lateintreibenden höheren Schulen hat uns die letzte Zeit in Adolf Hemmes Werk über „Das lateinische Sprachmaterial im Wortschatze der deutschen, französischen und englischen Sprache (Leipzig 1904, E. Avenarius) ein zwar gewiß noch der Verbesserung im einzelnen fähiges, aber seinem Grundgedanken wie seiner Anlage nach höchst zweckmäßiges Hilfsmittel gebracht, das im Sinne einer verständigen Konzentration der Unterrichtsführer an der höheren Schule gewiß die beste Wirkung tun wird, und wenn neuerdings Hans Tschinkel in seiner Schrift „Die Gymnasialfrage — eine nationale Frage" (Sammlung gemeinnütziger Vorträge, Nr. 303, Prag 1903) einen Grundriß für die Darstellung der deutschen Geistesgeschichte entwirft, die im Mittelpunkt des gesamten Unterrichts stehen soll, so hat er damit für alle drei Arten der höheren Schule höchst brauchbare Anregungen gegeben, für die Oberrealschule aber mit ihrem dem deutschen Unterricht besonders günstigen Lehrplan zu unmittelbarer Verwirklichung geeignete Vorschläge gemacht, die in einen ausführlichen Lehrplan umzusetzen eine sicher sehr dankbare Aufgabe ist. —

In der Reihe der Schulmänner, denen die deutsche Schule immer aufs neue wertvolle Belehrung und Förderung verdankt, steht, wie unsere Leser wissen, Wilhelm Münch seit langem mit an erster Stelle; auch diesmal dürfen wir, in engem Anschluß an die eben genannten wertvollen Beiträge zur Ausgestaltung des Unterrichts an den höheren Schulen, ein neues Buch von ihm anführen, in dem meisterhafte Einzelaufsätze aus den letzten Jahren sehr willkommener Weise handlich zusammengestellt sind. „Aus Welt und Schule" (Berlin 1904, Weidmann) — wie der Doppeltitel andeutet, gehört ein Teil dieser Aufsätze einem weiteren Gedankenkreise an; es sind Kulturstudien von großem Allgemeininteresse und ganz besonderem Wert für volkserzieherische Bestrebungen, die dieser Teil der Sammlung in Arbeiten wie die über die „Psychologie der Großstadt", „Die Rolle der Anschauung in dem Kulturleben der Gegenwart", „Die Gebildeten und das Volk", „Nationen und Personen", „Seelische Reaktionen" und „Von menschlicher Schönheit" bietet. Vornehmlich der Schule aber gehören die anderen Abschnitte der schönen Sammlung an, die dem „Sprechen fremder Sprachen", der „Erziehung zum Urteil" und dem Thema „Beredsamkeit und Schule" gewidmet sind, sowie von Goethe und von Shakespeare in der deutschen Schule, von dem Verhältnis der Sprache zur Religion und von dem Wesen der deutschen Erziehung handeln. Ich muß mir leider versagen, aus der Fülle feinsinniger Gedanken und vortrefflicher Ratschläge, die sich von Seite zu Seite in diesen Aufsätzen finden, hier einzelnes herauszuheben. Nur eins sei betont: wer in bezug auf die Unterrichtsstoffe die ganze Feinheit und Vornehmheit der Arbeit ermessen will, die der höhere Lehrerstand an unseren Schulen zu leisten hat, dem ist geraten, dies Buch zur Hand zu nehmen. Er wird dann auch lebhaft empfinden, wie dringend es nötig ist, die besten und tüchtigsten Kräfte der Nation für den Lehrberuf an den höheren Schulen zu gewinnen und in ihm festzuhalten und zu fördern.

Auch an einem anderen vor kurzem erschienenen Buch mögen sich die Schulmänner selbst wie die, die außerhalb der Schule stehen, die Wichtigkeit dieser letzteren Forderung klar machen. Aus der Praxis der höheren Mädchenschule hervorgegangen, aber fast überall auch auf die Verhältnisse der Knabenschule übertragbar, — nur der Pessimismus der Titelfassung nimmt, wenigstens vom Standpunkt der letzteren aus, Wunder — zeichnen H. Gaudigs „Didaktische Ketzereien" (Leipzig und Berlin 1904, Teubner) das Bild eines auf Erziehung zu selbsttätigem Denken gerichteten Unterrichtsverlaufes und betonen sehr richtig, daß die Schule bei solcher Erziehung allein dem heutigen Staat und der heutigen Gesellschaft die nötigen gesunden Elemente zuführen kann. Es ist ein hohes Maß eigner geistiger Freiheit, das die von Gaudig mit Recht geforderte Unterrichtsweise bei den Lehrenden voraussetzt, und viele Faktoren müssen zusammenwirken, um diese geistige Freiheit bei den Lehrenden zu schaffen und zu unterhalten, vor allem: würdige Gestaltung der äußeren Verhältnisse des Standes, zweckmäßige Anstalten für die Ausbildung und Weiterbildung der

Oberlehrer und nicht in letzter Linie richtige Handhabung des Schulaufsichtsamtes, über dessen mehr in der Richtung fruchtbarer Anregung als mißtrauischer Kontrolle liegende Aufgabe das diesjährige Eröffnungsheft der „Monatsschrift für höhere Schulen" aus berufenster Feder einige sehr beherzigenswerte Worte bringt.

Wir müssen uns vorbehalten, auf die Frage der Schulaufsicht für die Volksschule und auf die Frage der Simultanschule, die jetzt wieder so lebhaft erörtert werden, in einem späteren Bericht zurückzukommen, in dem es vielleicht möglich sein wird, ihre Beurteilung auf die allein sichere Grundlage einer umfassenderen theoretischen und geschichtlichen Betrachtung der Volkserziehung im allgemeinen zu stützen. Bereiten wir eine solche Betrachtung hier nur noch vor durch den Hinweis auf Alfred Heubaums „Geschichte des Bildungswesens seit der Mitte des 17. Jahrhunderts", deren erster, bis 1763 reichender Band kürzlich erschienen ist (Berlin 1905, Weidmann). Der Verfasser hat seinen „Blick auf das Ganze, von der Universität bis zur Dorfschule, gerichtet", und diese umfassende Art der Betrachtung gibt, neben der musterhaft vielseitigen und eindringenden Heranziehung des Quellenmaterials, dem Buche seine hohe Bedeutung. Und jedem, der das Bedürfnis oder die Aufgabe hat, Schulpolitik zu treiben, sei ganz besonders dringend empfohlen, sich mit diesem die Gesamtschule umfassenden Gegenstück zu Paulsens „Geschichte des gelehrten Unterrichts" bekannt zu machen; er wird daraus lernen können: erstlich, daß wir im Bildungswesen denn doch auf 150 Jahre fast unausgesetzt weitergehenden Fortschrittes zurückblicken können, und zweitens, daß die Herstellung eines einheitlich sich aufbauenden, in sich gefesteten Gesamtorganismus aller Schulstufen und Schularten ein Ziel bedeutet, das an sich noch recht jungen Datums ist und das nur erreicht werden kann, wenn die anfangs so sehr getrennten und verschiedenartigen Fäden der Entwicklung allmählich und ohne Gewaltmittel zusammengefaßt werden. Eine wichtige Zusammenfassung dieser Art vollzieht sich zur Zeit in immer wachsendem Umfange durch die Einführung des gemeinsamen lateinlosen Unterbaus; eine andere nicht minder bedeutsame Zusammenfassung derselben Art ist in dem Gedanken, die kaufmännische Realschule an die Stelle der Handelsfachschule zu setzen, wenigstens angebahnt. Kein Zweifel, daß im Laufe der Zeit noch andere ähnliche Zusammenfassungen folgen werden, aus denen schließlich der organisch gegliederte Gesamtbau des deutschen Schulwesens hervorgehen wird, den uns Pädagogen wie Wilhelm Rein und Männer der Schulverwaltung wie der frühere Kultusminister Robert Bosse schon seit längerer Zeit vor die Augen gestellt haben.

Nachdruck verboten. — Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Otto Hötzsch, Berlin.
Verlag von Alexander Duncker, Berlin W. 35. — Druck von A. Hopfer in Burg b. M.

Die Sprache ist das sicherste Kennzeichen des Volksgeistes, der Ausdruck seines innersten Wesens und seiner Erkenntnis; die Erhaltung der Sprache ist also eine Grundbedingung für den Bestand des Volkes und eines volkstümlichen Staates.

A. Boeckh.

Der Mönch.

Novelle
von
Georg von der Gabelentz.

(Fortsetzung.)

III.

Nun schritt er rasch, das Haupt zurückgeworfen, nach dem Wirtshause zurück, ohne sich umzusehen. So konnte er auch nicht bemerken, daß zwei Menschen unter der Türe eines leeren Heuschobers, nur wenige Schritte vom Wege entfernt, aufmerksam jede seiner Bewegungen beobachtet hatten. War auch die Nacht nicht hell, so hatten die scharfen Augen der beiden schattenhaften Gestalten doch deutlich die Umrisse des Bruders und seiner Begleiterin unterschieden. Maria Fauster war heimlich dem Mönche gefolgt und hatte sich bei seiner Umkehr mit dem sie begleitenden Bauernburschen hinter die dunklen Balken des kleinen Heustadels versteckt.

Als der Mönch vorübergegangen war, wollte der junge Mann, wie er es gewohnt war, seinen Arm um ihre Hüfte legen, sie aber stieß ihn unsanft mit finsterem Gesichte zurück.

„Was hast du?“ fragte dieser erstaunt.

„Laß mich, Sepp! Was geht's dich an, was ich hab'! Komm', ich muß schauen, wohin der geht.“

„Der?“

Mürrisch und niedergeschlagen folgte der Bursche, sie schlichen eine Weile lautlos dahin. Lange aber konnte er das Schweigen nicht aus-

maler aufsteigender Entwicklung sich befinden, und daß die afrikanischen nach Überwindung der Kinderkrankheiten einer guten wirtschaftlichen Zukunft entgegengehen. Nach mühsamen und vielfach verfehlten Versuchen sind überall jetzt diejenigen Produkte festgestellt, die in dem einzelnen Gebiete nicht nur besonders gut gedeihen, sondern deren Anbau auch wirtschaftlich lohnend ist. Der Gesamthandel aller deutschen Kolonien ist im Steigen, wenn auch die Einfuhr die Ausfuhr noch erheblich überragt. (1902: 42,8 Millionen Mark Einfuhr und 22,1 Millionen Mark Ausfuhr.) Im ganzen wird das Privatkapital, das in den deutschen Kolonien arbeitet, auf 240 Millionen Mark veranschlagt. Man muß sich vergegenwärtigen, wie spröde und zurückhaltend die Hansestädte sich im Anfang den deutschen Überseegebieten gegenüber verhielten, mit Ausnahme von Togo und Kamerun, wo sie bereits vertreten waren, wie die Hamburger Firmen Sansibar gegenüber dem deutschen Festlande als Haupthandelsplatz festgehalten haben, um sich zu erklären, daß der wirtschaftliche Fortschritt da draußen nur langsam sich vollziehen konnte. Daneben ist die Unkenntnis des deutschen Volkes, der deutschen Beamten, der Kaufleute und Pflanzer in den Verhältnissen der Tropen und der Behandlung der Eingeborenen geltend zu machen, nicht zum mindesten aber das Unverständnis und das Übelwollen der Mehrheit des Reichstages, die in ausgesprochenem Gegensatz zur Polik des Fürsten Bismarck den Kolonien die nötigen Geldmittel, besonders die Herstellung von Verkehrsmitteln vorenthielt.

Wenn trotz all dieser hemmenden Momente der gegenwärtig vorhandene Aufschwung erreicht ist, so verdient dieser Anerkennung und Ermunterung. Es ist bedauerlich, wenn in einem von deutschnationalem Geiste durchwehten und mit großer Sorgsamkeit zusammengestellten Buche[1]) die Frage aufgeworfen wird: „Wie ist die unleugbare deutsche Kolonial-Blamage vor der ganzen Welt ehestens wieder gut zu machen?“ Ich ziehe den Hut ab vor der glühenden Vaterlandsliebe des anonymen Verfassers, ich lasse die Grundsätze seines nur allzuweit ausgesponnenen neuen Programms für die Kolonial-Verwaltung gelten, aber er muß vor allem die in zwanzigjähriger schwerer Arbeit errungene Erfahrung gelten lassen, die nicht mehr gestattet, heute kurzweg englische oder holländische Muster nachzuahmen. Wir kennen unsere Kolonien jetzt gut genug, um sie selbständig verwalten zu können, und jedes Gebiet hat sich zu einem Individuum ausgebildet, das auch individuell behandelt sein will.

Die brutale Tatsache des schon fünfviertel Jahr tobenden Aufstandes in Südwest mag durch Verkennung des Charakters der Eingeborenen und sonstige Fehler der Verwaltung hervorgerufen sein. Sie ist aber als force majeure hinzunehmen und darf uns nicht irre machen von der in den übrigen Kolonien als richtig anerkannten und mit bestem Erfolg betriebenen Verwaltungspraxis. Verfallen wir nicht in den bösen deutschen Fehler hämischer Kritik, sondern überwinden wir mutig die schwere Schickung, freuen wir uns im übrigen des Erreichten und sehen wir getrost der Zukunft entgegen! Wir haben allen Grund zu der Hoffnung, in naher Frist die lange angebahnten Erfolge hervortreten zu sehen.

[1]) Staatsstreich oder Reformen! Politisches Reformbuch für alle Deutschen, verfaßt von einem Ausland-Deutschen. 2. Teil. II. Buch: Deutsche Kolonialreform. Zürich 1905, Zürcher und Furrer.

Pädagogische Umschau.

Von

Julius Ziehen.

Gern sei es hervorgehoben: es geht ein großer Zug einseitlicher Kulturauffassung durch das Verlagsprogramm, das die Firma von Eugen Diederichs vor kurzem, auch in trefflich schöner äußerer Ausstattung, veröffentlicht hat, und wenn an Stelle des Donatelloschen Marzoccolöwen, der an den italienischen Entstehungsort des Verlages erinnert, als beredteres Symbol ein Säemann auf dem Titelblatte des Heftes den Hauptplatz einnimmt, so mag man daran den herzlichen Wunsch knüpfen, daß von dem Samen, den dieser Säemann ausstreut, auf den Boden der deutschen Schule recht viele Körner fallen und dort gute Frucht bringen mögen. Es sind gar viele Unterrichtsfächer, deren Vertreter aus den Diederichsschen Veröffentlichungen reiche Anregung für ihre Lehrtätigkeit gewinnen können — eine Anregung freilich, die mit pädagogischem Takt verarbeitet sein will, ehe sie sich in den Räumen der Schule geltend macht. Ich mache diesen letzteren Zusatz besonders mit Rücksicht auf den der religiösen Kultur gewidmeten Teil des Verlagskreises, aus dem die Methodik und Praxis des Religionsunterrichtes bei ihrer heutzutage so lebhaft auf Ausscheidung veralteter und Erarbeitung fruchtbarer neuer Stoffe gerichteten Tätigkeit mit Nutzen wird schöpfen können, wenn sie mit Vorsicht schöpft. Unmittelbar dem Erziehungswesen ist bisher — neben der nützlichen Sammlung der „Erzieher zu deutscher Bildung" — nur ein Band des schönen Gesamtunternehmens gewidmet, und offen gestanden, dieser Band kann nach meiner Auffassung der Dinge nicht ohne Bedenken hingenommen werden. Unseren Gebildeten vom Kulturwert der deutschen Schule zu berichten, halte ich für einen überaus nützlichen und in dem Gesamtprogramm der Diederichsschen Bestrebungen geradezu unerläßlichen Gedanken; aber das Bild, mit dem Arthur Bonus in einer Schrift dieses Titels nach dem Ausdruck des sie in den Schaufenstern empfehlenden Novitätenstreifens „die deutsche Schule auf die Anklagebank" gebracht hat, läßt dem vorhandenen Guten so überaus wenig Beachtung zu teil werden, daß ich es nicht als zutreffende Darstellung des wirklichen Zustandes der Schule betrachten kann. Gerade eben sind uns höchst dankenswerter Weise auch in Broschürenform die Ausführungen zugänglich gemacht worden, die Adolf Matthias in dieser Zeitschrift über „die soziale und politische Bedeutung der Schulreform vom Jahre 1900" veröffentlicht hat (Berlin 1905, A. Duncker). Nichts kann lehrreicher sein als das Nebeneinander dieser ebenso

vorurteilsfreien wie anregenden Äußerung eines der maßgebenden Männer unserer Schulverwaltung und Pädagogik einerseits und der Bonusschen Schrift auf der anderen Seite. Auch bei Matthias gewiß kein Verkennen der Schäden, die unserem Schulwesen noch anhaften, und gewiß keine Zaghaftigkeit in Bezug auf ihre Schilderung, aber daneben doch stets die ruhige Maßhaltung, wie sie die tätige Anteilnahme eines mitten in der Arbeit drinstehenden, im höchsten Sinne sachverständigen Mannes mit sich bringt, bei Bonus aber zwar gewiß der beste Wille, herrschende Schäden zu bekämpfen, und gewiß auch kulturpolitische Ideen, denen man zu einem immerhin nicht geringen Teil ihre Berechtigung zugestehen wird, aber demgegenüber — um beim Bilde von der „Anklagebank" zu bleiben — in der Darlegung des Tatbestandes Lücke über Lücke und in der Beurteilung schultechnischer Fragen doch sehr vielfach die Spur dessen, daß der Verfasser nicht selbst an der Arbeit der Schule beteiligt ist. Voll Mitleid redet der Verfasser einmal „von der Energie, dem Scharfsinn und dem ehrlichen Wollen unserer Pädagogen", die nach seiner Meinung vom grünen Tisch der Schulverwaltung aus am Tun des Rechten in ihrem Amte nur gehindert werden. Mir will scheinen, als ob der grüne Tisch derjenigen „Schulreformer", die gar nicht aus der Praxis heraus oder nur auf Grund einer sehr einseitigen praktischen Erfahrung die deutsche Schule umgestalten wollen, im Grunde genommen doch der gefährlichere wäre; die Schriften, die von ihm — gewiß meist in bester Absicht — ausgehen, tragen eine Unruhe in unsere Elternkreise hinein, die leicht etwas ganz anderes bedeuten kann als Förderung der Erziehungssache. Ich bedaure, diese letztere Befürchtung auch dem „Weckruf an das Volk der Denker" entgegenhalten zu müssen, den vor kurzem Dr. Rhenius, Direktor der Landwirtschaftsschule mit Gymnasialklassen zu Samter, Posen, „der deutschen Jugend und ihrem Kaiser gewidmet" hat. Zweimal auch im Druck unterstrichen, lautet der Titel dieses Weckrufes: „Wo bleibt die Schulreform?" (Leipzig 1904, F. Dietrich), und wenn wir auf S. 53 der Abhandlung lesen, daß unsere ganze Schulordnung den Idealismus des Wortes und den Materialismus des Herzens erzwingt, so ist das noch eine der mildesten Äußerungen dieses mit erstaunlicher Zuversichtlichkeit des Urteils auftretenden Kritikers, der leider auch da, wo er von dem Verlauf der tatsächlich ja schon sehr lebhaften Schulreformbewegung einmal Notiz nimmt, wie z. B. bei der Besprechung des sog. Reformgymnasiums, mit starker Überschätzung des eigenen Urteilsvermögens nur recht sehr von oben herab abzuurteilen weiß. Hätte der Verfasser einzelne richtige Gedanken, die seiner Schrift nicht abgesprochen werden sollen, in sachlicher Form kurz dargelegt, statt ein Manifest an Jugend und Kaiser zu schreiben, so hätte er der Sache der deutschen Schule nach meiner Anschauung besser gedient. Aber die selbstbewußt das Ganze unseres Schulwesens umfassenden, manchmal mehr von lebhaftem Wollen als ruhiger Sachkenntnis getragenen Manifeste sind leider heutzutage ein häufig auftretender Typus unserer pädagogischen Fachliteratur, wenn anders man sie unter diese Rubrik überhaupt noch rechnen will. Wenn dieser Bericht etwas länger bei ihm

verweilt, so geschah es deshalb, weil die Sache einer ruhig fortschreitenden Weiterentwicklung unseres Schulwesens nach meiner Ansicht in diesem Typus der Schulreformschriften einen Gegner hat, der fast gefährlicher ist als die Verteidiger des Alten um jeden Preis.

Wer sich klar machen will, daß die preußische Schulreform des Jahres 1900 doch sehr wesentlich auf die Bewegungsfreiheit im höheren Schulwesen eingewirkt hat, der tut gut, zu der Rede zu greifen, mit der Adolf Harnack die erste Versammlung der Vereinigung der Freunde des humanistischen Gymnasiums in Berlin und der Provinz Brandenburg, zu Berlin am 29. November 1904 eingeleitet hat. Man darf wohl behaupten: vor 5 Jahren noch wäre eine solche Ansprache in einem weiteren Kreise von Vertretern des humanistischen Unterrichts kaum möglich gewesen. „Wir erkennen an, daß die höheren Aufgaben des modernen Lebens so kompliziert geworden sind, daß wir uns zu einer Teilung der Wege entschließen müssen. — Es geht nicht mehr an, die Knaben und Jünglinge bis zu ihrem 19. Jahr ohne jede Rücksicht auf spezielle Berufe auszubilden. — Ein Teil der Jugend der Nation muß das Opfer der alten Sprachen bringen, um tüchtig Englisch und Französisch zu lernen. — Wir hoffen, daß die beiden anderen Schulen, die dem Gymnasium nun gleichgestellt sind, unsere Gymnasiasten immer mehr aus jener Gefahr (des Kastengeistes) herausführen werden. — Wir denken nicht deswegen daran, das Gymnasium zu erhalten, weil die gymnasiale Bildung unbedingt die schwerste ist — sie ist gar nicht für Jeden die schwerste — oder weil wir nur ‚das Höchste' haben wollen. Die Frage nach dem Höchsten lassen wir ganz dahingestellt. Sie ist individuell verschieden zu beantworten: unzweifelhaft gibt es Knaben mit sehr hohen Anlagen, die man nicht ins Gymnasium schicken sollte, sondern auf die Oberrealschule!" Und bei all dieser Freiheit des Standpunktes doch der feste Glaube, daß „wir im Bunde mit dem Genius der Gegenwart und Zukunft sind, wenn wir das alte Gymnasium verteidigen", die unerschütterte Überzeugung von der erzieherischen Wirkung, die von „der unerhörten Genialität der Griechen" ausgehen kann, und die überaus treffende Versicherung, daß Übersetzungen „im besten Falle doch nur drei Viertel des Originaltextes" bieten, daß „die Arbeit, die man an einen Grundtext gesetzt hat, um ihn in die eigene Sprache überzuführen, samt ihrem Gewinn durch nichts ersetzt werden kann" und daß Übersetzungen nur „Zinsen sind, die schwinden, sobald das Kapital zerstört ist!" Es ist mir nicht bekannt, warum die Berliner Versammlung sich nicht als Ortsgruppe des seit 15 Jahren bestehenden Gymnasialvereins zusammengetan hat, wie solche in anderen Städten mehrfach entstanden sind. Jedenfalls bezeichnen die eben im Auszug wiedergegebenen Ausführungen einen Boden, auf dem sich mit Harnacks Zuhörern mindestens auch sehr viele Mitglieder des Gymnasialvereins begegnen können, und ich möchte beinahe bedauern, daß so frisches Leben anscheinend neben und nicht in dem Gymnasialverein seinen Ausdruck hat finden wollen. Sicher ist es sehr zu wünschen, daß über der verschiedenen Beurteilung von Nebenfragen die

An diesem Steigen des Verkehrs sind selbstverständlich die beiden großen Gesellschaften Nordwest- und Südkamerun wesentlich beteiligt, da sie sich die Aufschließung des Hinterlandes zur Aufgabe gestellt haben. Sehr erfreulich ist die kürzlich durch die Presse laufende Nachricht, daß sich in Berlin die Begründung eines Finanzkonsortiums vollzogen hat, das eine Eisenbahn von der Kamerunküste nach dem Tsadsee bauen will. Zunächst soll eine Teilstrecke von 160 Kilometern in Angriff genommen werden, wofür 17 Millionen Mark Kapital erforderlich sind. Ein Teil davon soll vom Reichstage durch Zinsgarantie gesichert werden. Die Trassierung hat stattgefunden. Sobald die finanzielle Seite gesichert ist, soll mit dem Bau an der Küste begonnen werden.

Zufolge dringender Forderung des Gouverneurs, der im Südbezirke Unruhen der Eingeborenen befürchtet, ist dem Reichstage ein Nachtragsetat vorgelegt, der für Kamerun die Neuerrichtung von 2 Kompagnien der Schutztruppe fordert. Hoffentlich kommen diese Streitkräfte noch rechtzeitig an den Ort ihrer Bestimmung.

4. Togo.

Die kleine westafrikanische Kolonie Togo (87200 Quadratkilometer mit 2 Millionen Einwohnern) verspricht neuerdings einen bedeutenden Aufschwung zu nehmen, nachdem das kolonialwirtschaftliche Komitee die Baumwollkultur hier eingeführt und deren wirtschaftlichen Nutzen nachgewiesen hat. Die vier Faktoren für das Gelingen des Baumwollbaus: Geeigneter Boden, günstiger Regenfall, ständige Arbeiter und Eisenbahnverbindung mit der Küste sind hier allesamt gesichert. Der fleißige, friedliche Stamm der Eveneger hat sich schnell der neuen Kultur zugewandt, und die Bahnlinie Lome—Palime von 120 Kilometer Länge ist bereits im Bau. Was diese Bahn bedeutet, geht aus der einen Tatsache hervor, daß zur Beförderung der 1904 in Togo gewonnenen Baumwolle nach der Küste 8300 Eingeborene nötig waren, die 20000 Mark Kosten verursachen und deren Kräfte dem Landbau entzogen werden!

Sehr erfreulich ist, daß die Baumwolle hier von den intelligenten Eingeborenen selbst angepflanzt und geerntet wird. Das kolonialwirtschaftliche Komitee sichert den Pflanzern einen Preis von 30 Pfennig für das Pfund entkernter Baumwolle an der Küste zu. Es hat ferner die ganze Kultur geordnet durch Einrichtung einer Baumwollinspektion, einer Baumwollschule, einer Versuchsfarm, von Ginstationen (Entkernungsanstalten) und von Baumwollmärkten. Die vielgeschmähte deutsche Kolonialverwaltung hat hier einen vollen Erfolg zu verzeichnen, dessen Umsatz in klingende Münze sich innerhalb weniger Jahre erweisen wird. Der New Yorker Baumwollring, gegen dessen unverschämte Preistreiberei die Bemühungen des deutschen Komitees in Togo und Ostafrika gerichtet sind, hat seinem Unwillen darüber schon deutlich Luft gemacht. Es steht zu hoffen, daß sein bisheriges Monopol im Laufe der Jahre gestürzt wird. Deutschland soll nach einer geschäftlichen Berechnung etwa 100 Millionen Mark im Jahre ersparen, wenn seine Kolonien den Bedarf an Baumwolle (423 Millionen Mark) selbst erzeugen.

Neben diesem großen Zukunftsartikel verschwinden die übrigen Erzeugnisse des Landes (Kopra, Palmkerne, Kautschuk, Kaffee), so günstig auch die Verhältnisse für ihre Erzeugung liegen. Die Ausfuhr belief sich im ganzen auf 3,6 Millionen, die Einfuhr auf 6,1 Millionen Mark. Einnahmen und Ausgaben

der Kolonie gleichen sich in glücklicher Weise aus, da sie bei den dauernd friedlichen Verhältnissen keiner Schutztruppe und nur eines geringen Verwaltungsapparats bedarf.

5. Samoa.

Die „Inseln der Seligen", wie man die so herrlich gelegene Inselgruppe mit ihrer paradiesischen Fruchtbarkeit und ihrem schönen Menschenschlage genannt hat, umfassen in den beiden deutschen Inseln Sawai und Upolu 2570 Quadratkilometer und zählen 31 600 Einwohner. Der beste Kenner des Landes, Dr. Reinecke, sagt: „Auf unserm Planeten gibt es nicht viele Gebiete, die durch ihre Fruchtbarkeit und günstigen klimatischen Verhältnisse ihren ursprünglichen Bewohnern so mühelos alle Bedürfnisse befriedigen und alles liefern, was diese als Naturvolk in ihrer ursprünglichen Lebensweise für einen sorgenlosen Genuß ihres Daseins beanspruchen konnten, wie es die Samoainseln tun. Die Natur hat dort alles aufgeboten, um ihren edelsten Kindern die Pflichten der Arbeit, den Kampf um des Lebens Nahrung und Notdurft zu ersparen." Alle tropischen Kulturpflanzen gedeihen hier gut und liefern gute Erträge: Kokospalmen, Baumwolle, Kaffee, Kakao, Bananen, Ananas usw. Die infolge der paradiesischen Eigenschaften ihrer Inseln bequemen Eingeborenen befassen sich hauptsächlich mit dem müheloſen Gewinnen der Kopra, neuerdings legen sie aber auch Kakaopflanzungen an. Die weißen Pflanzer widmen sich fast ausschließlich den letzteren und haben bereits über 1000 Hektar in Kultur.

Die Einfuhr betrug 2,7 Millionen, die Ausfuhr 1,3 Millionen Mark. Die Einnahmen der Kolonie beliefen sich 1903 auf 427 000 Mark, die Ausgaben auf 661 000 Mark.

6. Neuguinea und Bismarckarchipel.

Die um die große Insel Neuguinea gruppierte Inselwelt weist zwar auch alle Vorzüge tropischer Vegetation auf, aber ihre Bevölkerung ist dünn und auf tiefer Kulturstufe, so daß bei der noch sehr mangelhaften Verbindung mit der übrigen Welt nur mit einer langsamen Entwicklung dieser Gebiete gerechnet werden kann. Auf 238 750 Quadratkilometer kommen hier 360 000 Einwohner, von denen nur diejenigen der im deutschen Besitz verbliebenen Salomonsinsel als wirkliche Arbeiter in Betracht kommen. Die angestrengten Bemühungen der Neuguineakompagnie auf dem Gebiete des Tabakbaus sind als gescheitert zu betrachten und die Pflanzungsversuche aufgegeben worden. Ebenso wie in Ostafrika hat es sich als unmöglich herausgestellt, ein für den Geschmack des Publikums angenehmes Kraut zu erzeugen und preiswert in den Handel zu bringen. Es ist anzunehmen, daß der Weltmarkt ausreichend mit guten Tabaksorten besetzt ist und daß sich neue Marken nicht mehr leicht einführen.

Auch hier, wie in allen Südseegebieten, steht die Kopragewinnung obenan, die Gesamtausfuhr aller Erzeugnisse des Landes hat aber erst die Höhe von 1,2 Millionen, die Einfuhr 2,2 Millionen Mark erreicht. Von dem Gesamthandel kommen $^3/_4$ auf den Bismarckarchipel, nur $^1/_4$ auf das noch fast unberührte Kaiser Wilhelmsland. Die Inselwolken der Karolinen, Palau- und Marschallsinseln können wohl mit Stillschweigen übergangen werden. —

Wenn man die hier gegebene kurze Übersicht objektiv an sich vorüberziehen läßt, so ist als Ergebnis festzustellen, daß alle deutschen Tropenkolonien in nor-

maler aufsteigender Entwicklung sich befinden, und daß die afrikanischen nach Überwindung der Kinderkrankheiten einer guten wirtschaftlichen Zukunft entgegengehen. Nach mühsamen und vielfach verfehlten Versuchen sind überall jetzt diejenigen Produkte festgestellt, die in dem einzelnen Gebiete nicht nur besonders gut gedeihen, sondern deren Anbau auch wirtschaftlich lohnend ist. Der Gesamthandel aller deutschen Kolonien ist im Steigen, wenn auch die Einfuhr die Ausfuhr noch erheblich überragt. (1902: 42,8 Millionen Mark Einfuhr und 22,1 Millionen Mark Ausfuhr.) Im ganzen wird das Privatkapital, das in den deutschen Kolonien arbeitet, auf 240 Millionen Mark veranschlagt. Man muß sich vergegenwärtigen, wie spröde und zurückhaltend die Hansestädte sich im Anfang den deutschen Überseegebieten gegenüber verhielten, mit Ausnahme von Togo und Kamerun, wo sie bereits vertreten waren, wie die Hamburger Firmen Sansibar gegenüber dem deutschen Festlande als Haupthandelsplatz festgehalten haben, um sich zu erklären, daß der wirtschaftliche Fortschritt da draußen nur langsam sich vollziehen konnte. Daneben ist die Unkenntnis des deutschen Volkes, der deutschen Beamten, der Kaufleute und Pflanzer in den Verhältnissen der Tropen und der Behandlung der Eingeborenen geltend zu machen, nicht zum mindesten aber das Unverständnis und das Übelwollen der Mehrheit des Reichstages, die in ausgesprochenem Gegensatz zur Polik des Fürsten Bismarck den Kolonien die nötigen Geldmittel, besonders die Herstellung von Verkehrsmitteln vorenthielt.

Wenn trotz all dieser hemmenden Momente der gegenwärtig vorhandene Aufschwung erreicht ist, so verdient dieser Anerkennung und Ermunterung. Es ist bedauerlich, wenn in einem von deutschnationalem Geiste durchwehten und mit großer Sorgsamkeit zusammengestellten Buche[1]) die Frage aufgeworfen wird: „Wie ist die unleugbare deutsche Kolonial-Blamage vor der ganzen Welt ehestens wieder gut zu machen?“ Ich ziehe den Hut ab vor der glühenden Vaterlandsliebe des anonymen Verfassers, ich lasse die Grundsätze seines nur allzuweit ausgesponnenen neuen Programms für die Kolonial-Verwaltung gelten, aber er muß vor allem die in zwanzigjähriger schwerer Arbeit errungene Erfahrung gelten lassen, die nicht mehr gestattet, heute kurzweg englische oder holländische Muster nachzuahmen. Wir kennen unsere Kolonien jetzt gut genug, um sie selbständig verwalten zu können, und jedes Gebiet hat sich zu einem Individuum ausgebildet, das auch individuell behandelt sein will.

Die brutale Tatsache des schon fünfviertel Jahr tobenden Aufstandes in Südwest mag durch Verkennung des Charakters der Eingeborenen und sonstige Fehler der Verwaltung hervorgerufen sein. Sie ist aber als force majeure hinzunehmen und darf uns nicht irre machen von der in den übrigen Kolonien als richtig anerkannten und mit bestem Erfolg betriebenen Verwaltungspraxis. Verfallen wir nicht in den bösen deutschen Fehler hämischer Kritik, sondern überwinden wir mutig die schwere Schickung, freuen wir uns im übrigen des Erreichten und sehen wir getrost der Zukunft entgegen! Wir haben allen Grund zu der Hoffnung, in naher Frist die lange angebahnten Erfolge hervortreten zu sehen.

[1]) Staatsstreich oder Reformen! Politisches Reformbuch für alle Deutschen, verfaßt von einem Ausland-Deutschen. 2. Teil. II. Buch: Deutsche Kolonialreform. Zürich 1905, Zürcher und Furrer.

Pädagogische Umschau.

Von

Julius Ziehen.

Gern sei es hervorgehoben: es geht ein großer Zug einseitlicher Kulturauffassung durch das Verlagsprogramm, das die Firma von Eugen Diederichs vor kurzem, auch in trefflich schöner äußerer Ausstattung, veröffentlicht hat, und wenn an Stelle des Donatelloschen Marzoccolöwen, der an den italienischen Entstehungsort des Verlages erinnert, als beredteres Symbol ein Säemann auf dem Titelblatte des Heftes den Hauptplatz einnimmt, so mag man daran den herzlichen Wunsch knüpfen, daß von dem Samen, den dieser Säemann ausstreut, auf den Boden der deutschen Schule recht viele Körner fallen und dort gute Frucht bringen mögen. Es sind gar viele Unterrichtsfächer, deren Vertreter aus den Diederichsschen Veröffentlichungen reiche Anregung für ihre Lehrtätigkeit gewinnen können — eine Anregung freilich, die mit pädagogischem Takt verarbeitet sein will, ehe sie sich in den Räumen der Schule geltend macht. Ich mache diesen letzteren Zusatz besonders mit Rücksicht auf den der religiösen Kultur gewidmeten Teil des Verlagskreises, aus dem die Methodik und Praxis des Religionsunterrichtes bei ihrer heutzutage so lebhaft auf Ausscheidung veralteter und Erarbeitung fruchtbarer neuer Stoffe gerichteten Tätigkeit mit Nutzen wird schöpfen können, wenn sie mit Vorsicht schöpft. Unmittelbar dem Erziehungswesen ist bisher — neben der nützlichen Sammlung der „Erzieher zu deutscher Bildung" — nur ein Band des schönen Gesamtunternehmens gewidmet, und offen gestanden, dieser Band kann nach meiner Auffassung der Dinge nicht ohne Bedenken hingenommen werden. Unseren Gebildeten vom Kulturwert der deutschen Schule zu berichten, halte ich für einen überaus nützlichen und in dem Gesamtprogramm der Diederichsschen Bestrebungen geradezu unerläßlichen Gedanken; aber das Bild, mit dem Arthur Bonus in einer Schrift dieses Titels nach dem Ausdruck des sie in den Schaufenstern empfehlenden Novitätenstreifens „die deutsche Schule auf die Anklagebank" gebracht hat, läßt dem vorhandenen Guten so überaus wenig Beachtung zu teil werden, daß ich es nicht als zutreffende Darstellung des wirklichen Zustandes der Schule betrachten kann. Gerade eben sind uns höchst dankenswerter Weise auch in Broschürenform die Ausführungen zugänglich gemacht worden, die Adolf Matthias in dieser Zeitschrift über „die soziale und politische Bedeutung der Schulreform vom Jahre 1900" veröffentlicht hat (Berlin 1905, A. Duncker). Nichts kann lehrreicher sein als das Nebeneinander dieser ebenso

vorurteilsfreien wie anregenden Äußerung eines der maßgebenden Männer unserer Schulverwaltung und Pädagogik einerseits und der Bonusschen Schrift auf der anderen Seite. Auch bei Matthias gewiß kein Verkennen der Schäden, die unserem Schulwesen noch anhaften, und gewiß keine Zaghaftigkeit in Bezug auf ihre Schilderung, aber daneben doch stets die ruhige Maßhaltung, wie sie die tätige Anteilnahme eines mitten in der Arbeit drinstehenden, im höchsten Sinne sachverständigen Mannes mit sich bringt, bei Bonus aber zwar gewiß der beste Wille, herrschende Schäden zu bekämpfen, und gewiß auch kulturpolitische Ideen, denen man zu einem immerhin nicht geringen Teil ihre Berechtigung zugestehen wird, aber demgegenüber — um beim Bilde von der „Anklagebank" zu bleiben — in der Darlegung des Tatbestandes Lücke über Lücke und in der Beurteilung schultechnischer Fragen doch sehr vielfach die Spur dessen, daß der Verfasser nicht selbst an der Arbeit der Schule beteiligt ist. Voll Mitleid redet der Verfasser einmal „von der Energie, dem Scharfsinn und dem ehrlichen Wollen unserer Pädagogen", die nach seiner Meinung vom grünen Tisch der Schulverwaltung aus am Tun des Rechten in ihrem Amte nur gehindert werden. Mir will scheinen, als ob der grüne Tisch derjenigen „Schulreformer", die gar nicht aus der Praxis heraus oder nur auf Grund einer sehr einseitigen praktischen Erfahrung die deutsche Schule umgestalten wollen, im Grunde genommen doch der gefährlichere wäre; die Schriften, die von ihm — gewiß meist in bester Absicht — ausgehen, tragen eine Unruhe in unsere Elternkreise hinein, die leicht etwas ganz anderes bedeuten kann als Förderung der Erziehungssache. Ich bedaure, diese letztere Befürchtung auch dem „Weckruf an das Volk der Denker" entgegenhalten zu müssen, den vor kurzem Dr. Rhenius, Direktor der Landwirtschaftsschule mit Gymnasialklassen zu Samter, Posen, „der deutschen Jugend und ihrem Kaiser gewidmet" hat. Zweimal auch im Druck unterstrichen, lautet der Titel dieses Weckrufes: „Wo bleibt die Schulreform?" (Leipzig 1904, F. Dietrich), und wenn wir auf S. 53 der Abhandlung lesen, daß unsere ganze Schulordnung den Idealismus des Wortes und den Materialismus des Herzens erzwingt, so ist das noch eine der mildesten Äußerungen dieses mit erstaunlicher Zuversichtlichkeit des Urteils auftretenden Kritikers, der leider auch da, wo er von dem Verlauf der tatsächlich ja schon sehr lebhaften Schulreformbewegung einmal Notiz nimmt, wie z. B. bei der Besprechung des sog. Reformgymnasiums, mit starker Überschätzung des eigenen Urteilsvermögens nur recht sehr von oben herab abzuurteilen weiß. Hätte der Verfasser einzelne richtige Gedanken, die seiner Schrift nicht abgesprochen werden sollen, in sachlicher Form kurz dargelegt, statt ein Manifest an Jugend und Kaiser zu schreiben, so hätte er der Sache der deutschen Schule nach meiner Anschauung besser gedient. Aber die selbstbewußt das Ganze unseres Schulwesens umfassenden, manchmal mehr von lebhaftem Wollen als ruhiger Sachkenntnis getragenen Manifeste sind leider heutzutage ein häufig auftretender Typus unserer pädagogischen Fachliteratur, wenn anders man sie unter diese Rubrik überhaupt noch rechnen will. Wenn dieser Bericht etwas länger bei ihm

verweilt, so geschah es deshalb, weil die Sache einer ruhig fortschreitenden Weiterentwicklung unseres Schulwesens nach meiner Ansicht in diesem Typus der Schulreformschriften einen Gegner hat, der fast gefährlicher ist als die Verteidiger des Alten um jeden Preis.

Wer sich klar machen will, daß die preußische Schulreform des Jahres 1900 doch sehr wesentlich auf die Bewegungsfreiheit im höheren Schulwesen eingewirkt hat, der tut gut, zu der Rede zu greifen, mit der Adolf Harnack die erste Versammlung der Vereinigung der Freunde des humanistischen Gymnasiums in Berlin und der Provinz Brandenburg, zu Berlin am 29. November 1904 eingeleitet hat. Man darf wohl behaupten: vor 5 Jahren noch wäre eine solche Ansprache in einem weiteren Kreise von Vertretern des humanistischen Unterrichts kaum möglich gewesen. „Wir erkennen an, daß die höheren Aufgaben des modernen Lebens so kompliziert geworden sind, daß wir uns zu einer Teilung der Wege entschließen müssen. — Es geht nicht mehr an, die Knaben und Jünglinge bis zu ihrem 19. Jahr ohne jede Rücksicht auf spezielle Berufe auszubilden. — Ein Teil der Jugend der Nation muß das Opfer der alten Sprachen bringen, um tüchtig Englisch und Französisch zu lernen. — Wir hoffen, daß die beiden anderen Schulen, die dem Gymnasium nun gleichgestellt sind, unsere Gymnasiasten immer mehr aus jener Gefahr (des Kastengeistes) herausführen werden. — Wir denken nicht deswegen daran, das Gymnasium zu erhalten, weil die gymnasiale Bildung unbedingt die schwerste ist — sie ist gar nicht für Jeden die schwerste — oder weil wir nur ‚das Höchste' haben wollen. Die Frage nach dem Höchsten lassen wir ganz dahingestellt. Sie ist individuell verschieden zu beantworten: unzweifelhaft gibt es Knaben mit sehr hohen Anlagen, die man nicht ins Gymnasium schicken sollte, sondern auf die Oberrealschule!" Und bei all dieser Freiheit des Standpunktes doch der feste Glaube, daß „wir im Bunde mit dem Genius der Gegenwart und Zukunft sind, wenn wir das alte Gymnasium verteidigen", die unerschütterte Überzeugung von der erzieherischen Wirkung, die von „der unerhörten Genialität der Griechen" ausgehen kann, und die überaus treffende Versicherung, daß Übersetzungen „im besten Falle doch nur drei Viertel des Originaltextes" bieten, daß „die Arbeit, die man an einen Grundtext gesetzt hat, um ihn in die eigene Sprache überzuführen, samt ihrem Gewinn durch nichts ersetzt werden kann" und daß Übersetzungen nur „Zinsen sind, die schwinden, sobald das Kapital zerstört ist!" Es ist mir nicht bekannt, warum die Berliner Versammlung sich nicht als Ortsgruppe des seit 15 Jahren bestehenden Gymnasialvereins zusammengetan hat, wie solche in anderen Städten mehrfach entstanden sind. Jedenfalls bezeichnen die eben im Auszug wiedergegebenen Ausführungen einen Boden, auf dem sich mit Harnacks Zuhörern mindestens auch sehr viele Mitglieder des Gymnasialvereins begegnen können, und ich möchte beinahe bedauern, daß so frisches Leben anscheinend neben und nicht in dem Gymnasialverein seinen Ausdruck hat finden wollen. Sicher ist es sehr zu wünschen, daß über der verschiedenen Beurteilung von Nebenfragen die

gemeinsame Organisation nicht Schaden leidet, die seiner Zeit für alle Vertreter des humanistischen Bildungsideals geschaffen worden ist. Ich habe vor kurzem zu Hamburg in einem Vortrage über den „Frankfurter Lehrplan und seine Verbreitung" (Leipzig und Frankfurt a. M. 1905, Kesselring) zu zeigen versucht, wie die „reformgymnasialen" Mitglieder des Gymnasialvereins trotz mancher Anfechtung, die ihnen dort zu teil wird, doch in diesem Vereine bleiben, weil sie sein Hauptziel noch immer bei seiner Fahne festhält. Möchten andere ebenso denken wie die Vertreter des Frankfurter Lehrplans und an dem Gymnasialverein als dem Sammelpunkt der humanistisch Gesinnten festhalten, auch wenn in Fragen zweiten Ranges Verschiedenheit der Anschauungen zwischen den zur Zeit maßgebenden Vertretern des Gymnasialvereins und ihnen selber obwalten mag!

Harnack hat vortrefflich betont, wie das „geistig arbeiten lernen" das gemeinsame Ziel der drei höheren Schulen sein muß und wie es „keinen Lehrgegenstand gibt, in dem der Idealismus nicht aufleuchten könnte, und keinen, an dem er nicht ruiniert werden kann". Eine verständige Schulpolitik und Pädagogik kann sich m. E. heute gar kein höheres und schöneres Ziel stecken, als die 3 Schularten, eine jede in freier Ausgestaltung ihrer Eigenart, für die Erziehung zum Arbeiten und für die Pflege des Idealismus möglichst stark und leistungsfähig zu machen, und es will mir scheinen, als ob wir dazu, besonders seit dem Jahre 1900, wirklich auf recht gutem Wege wären. Bestrebungen, wie sie für den mathematischen Unterricht Felix Klein, für den naturwissenschaftlichen Otto Schmeil als Verfasser trefflicher Lehrbücher der Zoologie und Botanik sowie als Herausgeber der überaus anregenden Zeitschrift „Natur und Schule" und neben ihm Schulmänner wie Karl Smalian vertreten, verbinden sich mit der allmählich in ruhigere Bahnen lenkenden neusprachlichen Reformbewegung, um auch den Realanstalten die beiden eben geforderten Leistungen eines allgemeinbildenden Unterrichts mehr und mehr zu sichern; für die lateintreibenden höheren Schulen hat uns die letzte Zeit in Adolf Hemmes Werk über „Das lateinische Sprachmaterial im Wortschatze der deutschen, französischen und englischen Sprache (Leipzig 1904, E. Avenarius) ein zwar gewiß noch der Verbesserung im einzelnen fähiges, aber seinem Grundgedanken wie seiner Anlage nach höchst zweckmäßiges Hilfsmittel gebracht, das im Sinne einer verständigen Konzentration der Unterrichtsführer an der höheren Schule gewiß die beste Wirkung tun wird, und wenn neuerdings Hans Tschinkel in seiner Schrift „Die Gymnasialfrage — eine nationale Frage" (Sammlung gemeinnütziger Vorträge, Nr. 303, Prag 1903) einen Grundriß für die Darstellung der deutschen Geistesgeschichte entwirft, die im Mittelpunkt des gesamten Unterrichts stehen soll, so hat er damit für alle drei Arten der höheren Schule höchst brauchbare Anregungen gegeben, für die Oberrealschule aber mit ihrem dem deutschen Unterricht besonders günstigen Lehrplan zu unmittelbarer Verwirklichung geeignete Vorschläge gemacht, die in einen ausführlichen Lehrplan umzusetzen eine sicher sehr dankbare Aufgabe ist. —

In der Reihe der Schulmänner, denen die deutsche Schule immer aufs neue wertvolle Belehrung und Förderung verdankt, steht, wie unsere Leser wissen, **Wilhelm Münch** seit langem mit an erster Stelle; auch diesmal dürfen wir, in engem Anschluß an die eben genannten wertvollen Beiträge zur Ausgestaltung des Unterrichts an den höheren Schulen, ein neues Buch von ihm anführen, in dem meisterhafte Einzelaufsätze aus den letzten Jahren sehr willkommener Weise handlich zusammengestellt sind. „Aus Welt und Schule" (Berlin 1904, Weidmann) — wie der Doppeltitel andeutet, gehört ein Teil dieser Aufsätze einem weiteren Gedankenkreise an; es sind Kulturstudien von großem Allgemeininteresse und ganz besonderem Wert für volkserzieherische Bestrebungen, die dieser Teil der Sammlung in Arbeiten wie die über die „Psychologie der Großstadt", „Die Rolle der Anschauung in dem Kulturleben der Gegenwart", „Die Gebildeten und das Volk", „Nationen und Personen", „Seelische Reaktionen" und „Von menschlicher Schönheit" bietet. Vornehmlich der Schule aber gehören die anderen Abschnitte der schönen Sammlung an, die dem „Sprechen fremder Sprachen", der „Erziehung zum Urteil" und dem Thema „Beredsamkeit und Schule" gewidmet sind, sowie von Goethe und von Shakespeare in der deutschen Schule, von dem Verhältnis der Sprache zur Religion und von dem Wesen der deutschen Erziehung handeln. Ich muß mir leider versagen, aus der Fülle feinsinniger Gedanken und vortrefflicher Ratschläge, die sich von Seite zu Seite in diesen Aufsätzen finden, hier einzelnes herauszuheben. Nur eins sei betont: wer in bezug auf die Unterrichtsstoffe die ganze Feinheit und Vornehmheit der Arbeit ermessen will, die der höhere Lehrerstand an unseren Schulen zu leisten hat, dem ist geraten, dies Buch zur Hand zu nehmen. Er wird dann auch lebhaft empfinden, wie dringend es nötig ist, die besten und tüchtigsten Kräfte der Nation für den Lehrberuf an den höheren Schulen zu gewinnen und in ihm festzuhalten und zu fördern.

Auch an einem anderen vor kurzem erschienenen Buch mögen sich die Schulmänner selbst wie die, die außerhalb der Schule stehen, die Wichtigkeit dieser letzteren Forderung klar machen. Aus der Praxis der höheren Mädchenschule hervorgegangen, aber fast überall auch auf die Verhältnisse der Knabenschule übertragbar, — nur der Pessimismus der Titelfassung nimmt, wenigstens vom Standpunkt der letzteren aus, Wunder — zeichnen H. **Gaudigs** „Didaktische Ketzereien" (Leipzig und Berlin 1904, Teubner) das Bild eines auf Erziehung zu selbsttätigem Denken gerichteten Unterrichtsverlaufes und betonen sehr richtig, daß die Schule bei *solcher* Erziehung *allein* dem heutigen Staat und der heutigen Gesellschaft die nötigen gesunden Elemente zuführen kann. Es ist ein hohes Maß eigner geistiger Freiheit, das die von Gaudig mit Recht geforderte Unterrichtsweise bei den Lehrenden voraussetzt, und viele Faktoren müssen zusammenwirken, um diese geistige Freiheit bei den Lehrenden zu schaffen und zu unterhalten, vor allem: würdige Gestaltung der äußeren Verhältnisse des Standes, zweckmäßige Anstalten für die Ausbildung und Weiterbildung der

Oberlehrer und nicht in letzter Linie richtige Handhabung des Schulaufsichtsamtes, über dessen mehr in der Richtung fruchtbarer Anregung als mißtrauischer Kontrolle liegende Aufgabe das diesjährige Eröffnungsheft der „Monatsschrift für höhere Schulen" aus berufenster Feder einige sehr beherzigenswerte Worte bringt.

Wir müssen uns vorbehalten, auf die Frage der Schulaufsicht für die Volksschule und auf die Frage der Simultanschule, die jetzt wieder so lebhaft erörtert werden, in einem späteren Bericht zurückzukommen, in dem es vielleicht möglich sein wird, ihre Beurteilung auf die allein sichere Grundlage einer umfassenderen theoretischen und geschichtlichen Betrachtung der Volkserziehung im allgemeinen zu stützen. Bereiten wir eine solche Betrachtung hier nur noch vor durch den Hinweis auf Alfred Heubaums „Geschichte des Bildungswesens seit der Mitte des 17. Jahrhunderts", deren erster, bis 1768 reichender Band kürzlich erschienen ist (Berlin 1905, Weidmann). Der Verfasser hat seinen „Blick auf das Ganze, von der Universität bis zur Dorfschule, gerichtet", und diese umfassende Art der Betrachtung gibt, neben der musterhaft vielseitigen und eindringenden Heranziehung des Quellenmaterials, dem Buche seine hohe Bedeutung. Und jedem, der das Bedürfnis oder die Aufgabe hat, Schulpolitik zu treiben, sei ganz besonders dringend empfohlen, sich mit diesem die Gesamtschule umfassenden Gegenstück zu Paulsens „Geschichte des gelehrten Unterrichts" bekannt zu machen; er wird daraus lernen können: erstlich, daß wir im Bildungswesen denn doch auf 150 Jahre fast unausgesetzt weitergehenden Fortschrittes zurückblicken können, und zweitens, daß die Herstellung eines einheitlich sich aufbauenden, in sich gefesteten Gesamtorganismus aller Schulstufen und Schularten ein Ziel bedeutet, das an sich noch recht jungen Datums ist und das nur erreicht werden kann, wenn die anfangs so sehr getrennten und verschiedenartigen Fäden der Entwicklung allmählich und ohne Gewaltmittel zusammengefaßt werden. Eine wichtige Zusammenfassung dieser Art vollzieht sich zur Zeit in immer wachsendem Umfange durch die Einführung des gemeinsamen lateinlosen Unterbaus; eine andere nicht minder bedeutsame Zusammenfassung derselben Art ist in dem Gedanken, die kaufmännische Realschule an die Stelle der Handelsfachschule zu setzen, wenigstens angebahnt. Kein Zweifel, daß im Laufe der Zeit noch andere ähnliche Zusammenfassungen folgen werden, aus denen schließlich der organisch gegliederte Gesamtbau des deutschen Schulwesens hervorgehen wird, den uns Pädagogen wie Wilhelm Rein und Männer der Schulverwaltung wie der frühere Kultusminister Robert Bosse schon seit längerer Zeit vor die Augen gestellt haben.

Nachdruck verboten. — Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Otto Hötzsch, Berlin.
Verlag von Alexander Duncker, Berlin W. 35. — Druck von A. Hopfer in Burg b. M.

Die Sprache ist das sicherste Kennzeichen des Volksgeistes, der Ausdruck seines innersten Wesens und seiner Erkenntnis; die Erhaltung der Sprache ist also eine Grundbedingung für den Bestand des Volkes und eines volkstümlichen Staates.

A. Boeckh.

Der Mönch.

Novelle

von

Georg von der Gabelentz.

(Fortsetzung.)

III.

Nun schritt er rasch, das Haupt zurückgeworfen, nach dem Wirtshause zurück, ohne sich umzusehen. So konnte er auch nicht bemerken, daß zwei Menschen unter der Türe eines leeren Heuschobers, nur wenige Schritte vom Wege entfernt, aufmerksam jede seiner Bewegungen beobachtet hatten. War auch die Nacht nicht hell, so hatten die scharfen Augen der beiden schattenhaften Gestalten doch deutlich die Umrisse des Bruders und seiner Begleiterin unterschieden. Maria Fauster war heimlich dem Mönche gefolgt und hatte sich bei seiner Umkehr mit dem sie begleitenden Bauernburschen hinter die dunklen Balken des kleinen Heustadels versteckt.

Als der Mönch vorübergegangen war, wollte der junge Mann, wie er es gewohnt war, seinen Arm um ihre Hüfte legen, sie aber stieß ihn unsanft mit finsterem Gesichte zurück.

„Was hast du?“ fragte dieser erstaunt.

„Laß mich, Sepp! Was geht's dich an, was ich hab'! Komm', ich muß schauen, wohin der geht.“

„Der?“

Mürrisch und niedergeschlagen folgte der Bursche, sie schlichen eine Weile lautlos dahin. Lange aber konnte er das Schweigen nicht aus-

halten, er fragte nach einigen Schritten, mit einem scheuen Seitenblick auf das finstere und entschlossene Gesicht des Mädchens, doch seine Stimme dämpfend, um nicht von dem Bruder gehört zu werden, der nur um eine Steinwurfsweite vor ihnen herging:

„Du, Maria, was willst du nur von dem Mönche? Du starrst ihn alleweil an, seitdem er hier ist, gefällt er dir so, daß du mich seinethalben nicht mehr anschauen magst?"

„Frag' so dumm nicht, sag' ich dir und laß mich in Frieden, sonst ist's aus zwischen uns!" entgegnete das Mädchen gereizt und beschleunigte ihren Gang, um den Voranschreitenden nicht aus den Augen zu verlieren. Da wagte der junge Mann nichts mehr zu erwidern, aber seine Blicke folgten haßerfüllt der Gestalt des Mönches. „Mag der sich hüten!"

So gelangten alle drei fast zu gleicher Zeit auf den Tanzplatz. Maria Fauster und ihr Begleiter verschwanden unauffällig unter der Menge. Der Mönch aber trat, den Kreis der Tanzenden umgehend, in den hellerleuchteten Flur des Wirtshauses und öffnete die niedere zur Rechten nach dem Gastzimmer führende Tür. Er mußte sich bücken, um sie durchschreiten zu können. Seine Augen flogen, während er einen Augenblick stehen blieb, suchend durch den Raum, in dem die Schleier einer dunstigen Dämmerung hingen. Die beiden auf den zwei Tischen stehenden Öllampen konnten mit ihrem trüben Scheine nicht bis in alle Ecken des langen Raumes leuchten. Lauter Lärm hallte an die niedere Decke.

Obgleich mit Ausnahme der Soldaten alle den Bruder kannten, so achtete doch im ersten Augenblick niemand auf ihn, als er sich an den zechenden Söldnern vorbeidrängte, um zu dem von den Bauern in der andern Zimmerecke eingenommenen Tische zu gelangen.

Jetzt bemerkte ihn einer der Bauern und stieß seine Nachbarn zur Rechten und Linken an mit den Worten: Der Bruder! Die Bänke knarrten, alle erhoben sich, viele rasch und mit freudigen Gesichtern, aus denen die undeutliche Erwartung irgend eines Ereignisses sprach, andere langsam, fast widerwillig, aber von dem Antrieb der Mehrzahl beeinflußt.

Die Soldaten verstanden solche unerwartete Begrüßung eines Mannes in der schlichten Mönchstracht nicht, ihre lauten Reden verstummten darum für einige Minuten, und sie fragten einander flüsternd, wer der Bruder sei, dem die dummen Bauern einen sonst nur hohen weltlichen oder geistlichen Herrn gebührenden Respekt zu bezeigen schienen.

„Ist doch nur ein schlichter Mönch, und diese krummen Lakel stehen vor ihm auf?"

Keiner unter ihnen hatte den Bruder früher gesehen, aber der Wirt half ihrer Unkenntnis, indem er gebückt und mit dem Daumen zeigend dem Anführer ins Ohr flüsterte:

„Schaut ihn Euch an, das ist er, Bruder Sebald vom Kloster zu Bruneck. Er ist, Ihr habt's sicher gehört, ein gar hochgelehrter Herr, man glaubt, aus hohem, vornehmen Stande entsprossen. Die Bauern hören mehr auf seine Worte als auf die Gesetze unserer Obrigkeit, und diese ist ihm darum nicht sonderlich hold, das könnt Ihr Euch denken. Aber sein untadeliger Wandel schützt ihn vor aller Nachstellung."

Der so Angeredete drehte den dichten, blonden, doch schon ein wenig ergrauten Knebelbart und sah unter buschigen Brauen mit scharfen Augen nach dem Mönche, der die Bauern eben mit einem Winke seiner Hand einlud, sich wieder zu setzen.

„Hm!" brummte der Kriegsmann, sein Lederkoller zurechtzupfend und den Mund zu einer höhnischen Grimasse verziehend. „Mir gefällt Euer blasser Bruder wenig, wenn ich ihn genau anschaue. Seht Euch seine Augen an, das sind die Augen eines Schwärmers. Ich bin ähnlichen Männern draußen öfter begegnet. Ich mag solche nicht. Man weiß nie, steckt mehr von Gott oder vom Satan in solchen heiligen Pfaffengesichtern."

„Mehr von Gott," eiferte der Wirt entrüstet, „ganz bestimmt mehr von Gott! Er ist ein frommer Mann."

„Mag sein," erwiderte der Soldat. „Ich mag auch diese Frommen nicht! Doch füllt mir von neuem den Becher! Es hat mir Freude gemacht, den Bruder mal leibhaftig von Angesicht gesehen zu haben, wird doch von seinem Treiben gesprochen bis weit hinunter ins Etschtal und gegen Innsbruck."

„Das glaub' ich gern," gab der Wirt zurück. „Der Bruder ist auch ein gar absonderlicher Mann, wie es deren gewiß nicht viele gibt."

Damit eilte er nach dem Schanktische zurück, um die Zinnbecher seiner durstigen Gäste von frischem mit rotem Landwein zu füllen.

Die Söldner aber steckten neugierig die Köpfe zusammen, und ihr Anführer teilte ihnen mit, wer der schlanke Bruder sei, dessen Erscheinen solche Teilnahme unter den Bauern hervorgerufen hatte.

Unterdessen hatte der, dem also mit einmal das Interesse an den Gasttischen galt, neben Fauster den Thomas Pauer entdeckend, sich einen leeren Sessel an dessen Seite geschoben und sich niedergelassen. Auch die anderen am Tische Versammelten hatten von neuem ihre Plätze eingenommen.

Thomas Pauer hatte wie seine Nachbarn einen Becher vor sich stehen, aber er war ein stiller und mäßiger Mann, seine Stimme war nicht so heiser und sein bartloses Gesicht nicht so gerötet wie das Fausters.

Mit der Schulter an das Zirbelholz des Wandgetäfels gelehnt, streckte er lässig die langen Beine von sich. Von Zeit zu Zeit wischte er sich in alter Gewohnheit mit der Faust über die schmalen Lippen des festgeschlossenen Mundes.

Der Wirt trat, nachdem er die Söldner bedient hatte, diensteifrig an den Tisch der Landleute, und der Mönch forderte ihm zunickend einen halben Becher Wein, um vor dem Heimwege ins Kloster seinen Durst zu löschen.

„Hört, Pauer," sagte er nun zu seinem Nachbarn gewendet, „Ihr solltet Euer Mägdlein an solchen wilden Tagen lieber daheim lassen. Das ist kein Fest für ehrsame Jungfern. Ihr müßt doch wissen, wie heute die Burschen sind und nun gar das herumstreifende Kriegsvolk."

Pauer wiegte nachdenklich den Kopf hin und her, dann grub er seine Hände noch tiefer in die Taschen und entgegnete mit einem Seufzer:

„Ihr habt nicht Unrecht, Bruder. Aber seit meine Frau verstorben ist, hab' ich niemand, dem ich das Mädel anvertrauen könnte. Droben im Hofe mein Kleiner ist ein zehnjähriger Bub, er kann wohl schon brav auf's Vieh achten, aber ein zwanzigjähriges Weibsbild hüten, dazu taugt er noch wenig. Da hab' ich sie mit mir herabgehen heißen, denn auch das Gesinde ist zum Feste fort. Es gibt so viel Arbeit und so wenig Vergnügen für unsereinen, daß sich der Bauer solchen Festtag nicht entgehen lassen mag. Man muß doch auch einmal feiern können," setzte er gleichsam entschuldigend hinzu.

Nun erzählte der Mönch, wie er das Mädchen in den Armen des betrunkenen Soldaten angetroffen, und daß er ihr geheißen habe, das lärmige und tolle Fest zu verlassen.

Über das Gesicht Fausters, der aufmerksam zugehört hatte, glitt ein spöttisches Lächeln, und er schluckte eine böse Bemerkung hinunter.

Thomas Pauer aber billigte des Mönches Geheiß und dankte ihm für den Rat und den Schutz seiner Tochter.

„Ihr sagt gewiß wahr, Bruder, es sind schlimme Zeiten! Aber es ist ja unmöglich dagegen zu kämpfen, die Herren sind zu mächtig, es hilft doch nichts. Wer will das Volk ändern? — So stark ist keiner," endete er mutlos seine Rede.

„So stark ist keiner?" murmelte der Mönch vor sich hin. „Sollte so etwas einem reinen und aufrichtigen Willen nicht möglich sein?"

Auch die anderen am Tische sitzenden Männer sangen ihr Lieblingslied. Sie redeten laut und voller Erbitterung über die unruhigen Zeitläufe, über das arge Kriegsunwesen und die Bedrückungen der Großen. Schweigend hörte der Mönch zu. Es kam so viel Not zu Tage, ein Jeder brachte neue Klagen vor, daß er fast verzagen wollte, all' diesem Elend steuern zu können. Die meisten wandten sich mit ihren Worten an ihn wie an ihren Helfer.

Von der Tafel der Soldknechte stand jetzt der Anführer auf. An einer breiten, roten Schärpe war er leicht als solcher zu erkennen, es war der gleiche, der mit dem Wirte gesprochen hatte, und schritt quer über das Zimmer zu der Gruppe der Bauern heran. Nun schlug er dem Thomas Pauer mit stolzer Handbewegung auf die Schulter.

„Seid Ihr der Besitzer des reichen Hofes droben neben der Wildbachklamm?" fragte er mit vom Weine schwerer Zunge, sich breitbeinig vor die aufmerkenden Zecher stellend.

„Wenn Ihr den unteren Hof meint, den man gemeinhin den Bachhof nennt, der ist mein eigen," antwortete der Gefragte erstaunt und ein wenig mißtrauisch aufblickend.

„Das trifft sich ja gut," fuhr der Offizier lächelnd fort, „Ihr habt, wie einer meiner Leute in Erfahrung gebracht hat, Wein und Milch genugsam im Keller, und manches gute Stück Vieh im Hofe, dazu ein gar schmuckes Töchterlein. So nehmt Ihr sicher auch gern und willig einige meiner Leute auf zwei oder drei Tage ins Quartier. Die Burschen sind noch nicht alle zu meiner Zufriedenheit untergebracht, und ich schicke Euch, dessen seid sicher, nicht die schlechtesten hinauf. Ja, ja, frische Burschen sind's! Sie werden Eurer Tochter Kurzweil genug bereiten."

Ein pfiffiges Lächeln ging über das magere, kupferrote Gesicht des Sprechers.

„Ich muß mich schon fügen," antwortete ingrimmig aber äußerlich ruhig Thomas Pauer, „wenn mir's auch lieber wäre, Ihr fändet für Eure Leute anderwärts Quartier. Fauster," er wandte sich bei diesen Worten an seinen Nachbarn, „du tust mir den Gefallen, für diese Tage mein Kind hinauf zu dir zu nehmen."

„Tut mir leid," erwiderte der Gebetene achselzuckend, „aber zwei Mädel in einem Hofe sind zu viel, mir fehlt's an Raum. Auch mag ich's nicht auf mich nehmen noch eines anderen Kind zu hüten. Du bist reich, du wirst schon ein besseres Unterkommen für sie finden. Zudem mein' ich, wär's gar nicht nötig, dein sauberes Töchterlein zu verstecken."

Der Mönch sah zornig zu ihm hinüber und stieß im Ärger seinen Weinbecher von sich fort. Er durchschaute des Redners niedrige Gesinnung.

„Bricht schon wieder der Geiz und Neid des Bauern bei Euch durch, Fauster? Wie wollt Ihr, daß es Euch gut gehe, wenn Ihr nie bereit seid, einander zu helfen, sondern Euch jeden Heller Geldes und jedes Maß Hafer mißgönnt? Seid doch einmal wahr gegen Euch und redet offen, Fauster! Nicht am Platze fehlt's, sondern am Willen!"

Der so Gestrafte, dem der Wein auch schon stark zu Kopfe gestiegen war, runzelte die Stirn und fuhr trotzig, mit schreiender Stimme auf:

„Ich brauche Euern Rat nicht, Bruder Sebald, kümmert Euch um Eure Dinge! Wer heißt Euch mir Lehren erteilen? Hat Euch vielleicht des Kaisers Statthalter beauftragt für uns zu sorgen und Euch zu mühen, bei wem die Soldaten essen und schlafen sollen? — Wollt ihr andern euch auch von ihm in eure Sachen dreinreden lassen?" wandte er sich an die anderen um den Tisch Sitzenden.

„So ist's gut, streitet euch nur, doch laßt eure Mädel im Quartier!" sagte lachend der Soldat.

„Der Fauster hat Recht, mengt Euch nicht in unsere Sachen!" schrieen mehrere dem Mönche zu.

„Nein, nein," riefen andere, „der Bruder, der ist unser Retter und Helfer!"

„Wir brauchen die fremden Helfer nicht!" klang's mürrisch aus dem Hintergrunde.

Da stand der Mönch auf, und seine hohe Gestalt überragte den Kreis der am Schanktische sitzenden Männer. Zum größten Teile schienen diese wenig geneigt, sich vor den neugierig zuhörenden Söldnern von ihm tadeln zu lassen, mehrere schauten ihn vielmehr feindselig an und führten unmutig Widerrede. Dadurch wurde der Fauster in seinem Trotze bestärkt. Einige der Soldaten traten schwerfällig näher, in der Erwartung, es werde sich zwischen dem Mönche und den trunkenen Bauern ein unterhaltender Zwist entwickeln. Aus der Rede des Wirtes hatten sie entnommen, welche Bedeutung in gutem wie schlimmem Sinne die Landleute der Person des Bruders beilegten.

„Wißt ihr," schalt der Mönch mit bebender Stimme in das undeutliche Gemurmel Fausters und seiner Freunde hinein, und seine Augen blitzten, „daß ihr in mir die Hoheit und Würde der Kirche beleidigt, wenn ihr mir wehren wollt, euch zum Guten zu mahnen? Will unsere heilige Kirche auch in ihren armseligsten Dienern, zu denen ich mich rechne, etwas anderes als der Menschen Bestes? Auch ihr müßt euch

wandeln, ihr, so ihr wollt, daß die Zeiten sich ändern! Nicht die Zeit drückt den Menschen ihren Stempel auf, sondern die Menschen sind's, die sich ihre Zeit schaffen nach ihrem Wesen. Die Diener der Kirche sollen euch raten und leiten, denn sie sind dazu von Gott berufen! Ebenso berufen, wie es zu Zeiten seine Heiligen und Märtyrer waren."

„Ja, Ihr habt recht, Bruder!" bestätigte Pauer und mehrere von seinen Genossen, als der Mönch geendet hatte.

„Ihr seid ein Narr, Fauster!"

„Wer sagt das? — Ich ein Narr?!"

Allgemeines Gedränge entstand in der Gaststube, man stand in aufgeregten Gruppen beieinander, man erwartete eine neue Rede des eifernden Predigers und nahm unter wildem Lärmen für oder wider ihn Partei.

Da fühlte der Mönch, wie von hinten eine Hand sich plötzlich schwer um seine Schulter krallte. Erstaunt und zornig wandte er sich um, denn er hatte noch einmal bittere Anklagen gegen Fauster und seine Freunde schleudern wollen. Auch die Gesichter der Umstehenden drückten jähes Befremden über die unerwartete Dreistigkeit eines Unbekannten aus, und alle blickten erwartungsvoll auf.

Hinter dem Mönche stand ein grauhaariger, wettergebräunter Mann mit häßlichen und rohen Zügen, dessen Gesicht ein ungepflegter Bart umrahmte. Eine dicke Narbe, aus Gott weiß welcher Rauferei stammend, entstellte seine niedere Stirne. Keiner hatte den Fremden, der schon eine Weile durch die Tür geblickt hatte, hereintreten sehen. Seine Kleidung bestand in bunt zusammengestückten Flicken aus Tuch und Leder. Alles an ihm war vernachlässigt, staubig und zerrissen und ließ darauf schließen, daß er einen weiten Weg gemacht haben mußte, ohne ein Obdach zu finden. Unwillkürlich trat der Mönch bei der Berührung des Fremden einen Schritt zurück, denn ihn widerte dessen verwildertes und herabgekommenes Aussehen an. Jener aber öffnete den Mund zu einem breiten Grinsen, wobei er eine Reihe großer und lückiger Zähne zeigte und sagte frech auf den Bruder schauend:

„Ha, ha! Berufen wie ein Heiliger seid Ihr? Sagtet Ihr nicht so? Ein schöner Heiliger! Es steht einem Junker von Welsberg auch in der Kutte nicht an, den Bauern zu predigen! — Das Geschlecht dieses Mönches ist ein verfluchtes!" rief er laut zum Schluß, sich an die entsetzten Bauern wendend.

„Von wem spricht er, von den Welsbergen?" fragte einer im Hintergrunde.

„Ist der Mönch da ein Welsberg?“ wandte sich ein anderer zu seinem Nebenmanne.

„Wär's wahr, Bruder Sebald gehörte zu denen?“

„Wo kommt der Fremde her, und was hat er mit denen von Welsberg zu schaffen?“

So schwirrten allerlei Fragen durcheinander. Die Bauern stießen sich mit den Ellenbogen an und warfen sich bedeutungsvolle Blicke zu, auch die Soldaten riefen neugierig dazwischen. Der Wirt eilte, den Lärm hörend, aus dem Nebenraume hervor, in der Absicht, den zerlumpten Eindringling zu entfernen, in dem er sogleich den Störenfried vermutete. Alles drängte sich um Bruder Sebald und den struppigen Bettler, gespannt auf eine Lösung des Rätsels wartend.

„Ein Welsberg unter uns?“

Der Mönch war jäh erblaßt. Er verstand nicht, welches Interesse jener Unbekannte daran haben konnte, seinen Namen zu offenbaren und ihm zu schaden, aber ein schlimmer Gedanke stand plötzlich schwarz und drohend einem Gespenste gleich vor ihm. Der Fluch des Fremden hatte ihm geklungen, wie wenn jemand ein eisernes Tor vor seinem Wege zugeworfen, ein drohendes Halt! ihm entgegengerufen hätte. Seine Schritte waren gehemmt, ihm war's, als stände er einem Verfehmten gleich vor den Bauern.

Der Fremde ließ ihm nur kurze Zeit zu solchen Gedanken, er begann nach einigen Augenblicken von neuem:

„Traf Euch mein Fluch, frommer Bruder? — Nun? Kennt Ihr mich nicht mehr? Doch nein, Ihr wart damals freilich noch ein kleiner Bub. Aber Euer Bruder mag sich des Schmiedegesellen von Welsberg wohl entsinnen. Ich bin der Jürg Sandhofer! Überlegt mal, klingt Euch der Name nicht doch vielleicht im Ohre? He, klingt er Euch im Ohre? Ich bin der, den Euer Vater im Verdacht hatte, nachts seinen Jäger erschlagen zu haben. Ja, ich tat's, heut' will ich's gestehen, ich schlug ihm mit dem Beile den Schädel entzwei, denn ich traf ihn nachts um mein Haus schleichend. Und ich wußte, daß der Kerl mein Weib liebte.

Darum geschah es, darum! Er drohte mir, als ich ihn faßte, er würde mich bei seinem Herrn verklagen. Er hätte mich um Lohn und Arbeit gebracht, da hab' ich ihm das Maul für immer verschlossen!“

Alles war still geworden. Alles hörte den Worten zu, die in dem dumpfen Raume störend wie Hammerschläge auf klirrendes Eisen klangen. Umsonst wollte der Wirt Sandhofer am Arme zurückschieben, dieser stieß ihn unsanft von sich.

„Was gafft ihr mich so an, ihr Tölpel," schrie er, „ihr laßt euch treten von rechts und links, und muckst nicht einmal! Memmen! Ich tu's nicht, das ist der Unterschied zwischen uns! Auge um Auge! so sag' ich! Blut für Blut, das ist mein Segensspruch!"

Nun kehrte sich der Wütende wieder gegen den Mönch, der noch immer schweigend dastand.

„Was aber tat damals Euer verruchter Vater, Junker Balthasar? Seine Diener schleppten mich auf's Gericht, und Euer Bruder zieh mich der Tat. Ich hätt' ihn getötet, weil ich Wilddieb sei, weil ich ein Lump sei! Er wisse das genau! Bei allen Heiligen, nie hab' ich mich um der Herren Wild gekümmert oder Schlingen gestellt! Aber sie glaubten mir nicht, wie sollten die edlen Herren einem Gesellen glauben!"

Der Schmied hob hoch wie zum Schwure den rechten Arm, seine Finger waren verkrüppelt.

„Seht hier meine rechte Hand! Mit ihren Schrauben verrenkten die Knechte mir im Welsberger Turme einen Knochen nach dem andern! Nichts hab' ich gesagt. Da ließen sie mich laufen, aber nachts mußte ich mich aus dem Dorfe fortstehlen, sonst hätten sie mich am Ende doch noch zum Bekennen gebracht, keiner kann das zweimal aushalten. Seitdem bin ich flüchtig herumgewandert, war draußen bei den Heeren, habe den Marketenderwagen gefahren und Beutestücke verhandelt, und den Gefallenen die Beutel geleert. Man lernt mancherlei. Meine Frau zog mir später nach, sie ist an einem Fieber gestorben. Vor Nürnberg haben wir sie in einem Laufgraben verscharrt!"

Der Landstreicher weidete sich an dem Entsetzen seiner Zuhörer, das ihm immer größere Sicherheit verlieh.

„Seht hier meine Hand, seht genau hin!" begann er noch einmal, den Arm über dem Kopfe schwenkend. „Ich war einst einer der tollsten Burschen im Tale, und die feinsten Mädel liefen mir nach. Ich konnte auch was, ich arbeitete mehr als zwei andere. Nun bin ich gar nichts, ein Bettler, der flüchtig herumstreift, einer, der alles für ein paar Heller macht! — Und das taten die Welsberge!"

Der Schmied hielt den Bauern seine verkrüppelte rechte Hand hin und zeigte sie in die Runde mit fast triumphierendem Gesichte. Die Narbe auf seiner Stirn färbte sich immer dunkler.

Drückende, unheimliche Stille herrschte wieder im niederen Saale. Noch immer schwieg der Mönch und sah wie überwältigt von den auf ihn einstürmenden Gefühlen zu Boden.

Noch immer tönte ihm der Fluch des von den Seinen grausam Mißhandelten wie der Klang eines ehernen, schweren Tores. Ein rauhes Halt! auf seinem Wege.

Da langte der Anführer der Söldner mit raschem Entschlusse zum ersten besten der auf dem Tische stehenden Becher und reichte den mit rotem Weine gefüllten dem Schmiede dar.

„Hier, armer Wicht, das bricht Sorgen! Trinkt davon und vergeßt, was Euch einst widerfahren. Was kann der Mönch, sei er auch ein Welsberg, für diese Dinge? Ihr seid nicht der einzige, dem Unglück begegnet. Ich hab' im Kriege noch ganz andere und blutigere Sachen gesehen! Da, trinkt nur!"

Der Schmied griff hastig mit der Linken nach dem Gefäß, und während seine Miene sich plötzlich zu einer steinernen Maske verhärtete, wandte er sich nach dem Bruder um.

Eine Weile hielt er überlegend den Becher hoch, als wolle er einen Trinkspruch ersinnen, dann sagte er laut und herausfordernd:

„Ich hab' zwar nicht eher wieder einen Tropfen unseres Weines saufen wollen, als bis ich Rache genommen hätte! Aber, sei's drum, es wird schon mal der Tag kommen, an dem ich mit den Welsbergen abrechne! — Seht her, Junker Balthasar, und merket auf, was ich sage: Die Pestilenz und den Tod über alles, was Euern verruchten Namen trägt."

Mit diesen voll Gift und Haß gerufenen Worten führte er den Becher an den Mund. Lautes und unwilliges Gemurmel erhob sich rings unter den Bauern.

„Der Kerl ist toll! Was soll dies Schmähen?"

Da faßte der Mönch, sich jäh aus seinem Brüten aufrichtend, ruhig aber fest nach der Hand des Trinkers, und mit einer Kraft, die ihm Sandhofer nicht zugetraut hätte, drückte er dessen widerstrebenden Arm herab, daß der rote Wein über die Diele floß, und der leere Becher unter die Beine der Söldner rollte.

Mit stolzen, durchdringenden Augen sah er den Schmied an und sagte fast feierlich:

„Wenn Euch Unrecht geschah, wird Gott Euch Sühne werden lassen, Sandhofer! Überlaßt ihm die Rache! Mit einem Fluche auf den Lippen und Haß im Herzen trinkt man nicht Wein!"

Stand der Wein nicht wie Blut zwischen beiden auf der weißen Diele?

Der Schmied wollte sich frei machen und stieß zähneknirschend mit dem Fuße nach dem Mönche, dieser aber zwang den Wütenden durch den Druck seiner Arme auf die Kniee. Dann erst ließ er ihn los und

trat, ihm den Rücken kehrend, an den Tisch der Bauern zurück, an dem diese wieder Platz zu nehmen begannen. Die Kraft und Gewandtheit des Bruders und seine überlegene Ruhe hatten auf die Anwesenden ihre Wirkung nicht verfehlt, und wenn sie auch dem Geschlechte der Welsberge von jeher gram waren, so wagten sie doch im Augenblick nicht mehr ihren Unmut zu äußern.

Die meisten empfanden es wie eine Enttäuschung, daß der von ihnen verehrte Bruder ein Welsberg sein sollte, vielen aber ward diese Enthüllung zu heimlicher Freude, denn sie gab ihnen eine Handhabe gegen seinen Einfluß.

Der Schmied sah die ernsten und in verschiedenartiger Leidenschaft erregten Gesichter der Bauern, und sein Ohr trafen einige laute Spottworte der Soldaten darüber, daß der blasse Kuttenmann ihn bezwungen. Dieser Spott stachelte seinen Haß noch mehr an.

Taumelnd erhob er sich, denn auch er war betrunken, und den Soldaten einen giftigen Blick zuwerfend, zischte er:

„Haltet die Mäuler, ihr da! Wollt ihr euch über einen Krüppel lustig machen? Ich hab' nur noch eine Hand! — Aber wartet! — Auch die soll genügen!"

Damit nestelte er mit der Linken unter seinem Wamse, und plötzlich sahen die Nächstsitzenden, daß ein dolchartiges Messer in seiner Faust blitzte. Es hinter seinem Rücken bergend, näherte er sich schnell dem ahnungslosen Mönche. Aber noch ehe Balthasar von Welsberg auf den warnenden Ruf der Soldaten hören konnte, packte Thomas Pauer, von seinem Platze aufspringend, den schon zum Stoße erhobenen Arm des Schmiedes. Ein kurzes Ringen entstand, aber da einige der Soldaten gleichfalls zufaßten, so wurde der sich heftig wehrende Schmied noch einmal überwältigt und diesmal auf Veranlassung des Wirtes zur Tür hinausgeschoben, denn dieser wollte durch solchen händelsüchtigen Landstreicher nicht immer von neuem das Fest stören lassen.

Mit drohenden Worten verschwand der Schmied draußen im Dunkeln, und alle kehrten, seiner rasch vergessend, auf ihre Sitze zurück.

Doch die Unbefangenheit der im Gastzimmer weilenden Männer war vorüber, seitdem man in dem Bruder einen Welsberg erkannte. Dieser hatte, von seinem Sitze sich erhebend, Thomas Pauer zum Danke für seine Errettung vor dem Messer des Betrunkenen die Hand gereicht. Nun stand er ohne sich wieder zu setzen einen Augenblick sinnend in einer Fensternische an die Wand gelehnt, während von neuem um ihn

die Bauern und Soldaten lärmten, die bleiernen Würfel zum Spiele auf dem Tische klapperten, und die Becher aneinander klangen.

Der Mönch empfand schmerzlich die peinliche Wirkung, die die Nennung seines Namens und Herkommens auf die Bauern ausgeübt hatte.

Jetzt stimmten die Soldaten ein damals viel gesungenes Lied an, indem sie mit den Absätzen dröhnend den Takt dazu auf den Fußboden stampften.

Es war ein wildes Kriegslied, voll starken Trotzes und grober Sinnlichkeit.

Der Mönch hörte die erste, übermütige Strophe mit geschlossenen Augen an, der schwere Weindunst und die Hitze des Zimmers stiegen ihm zu Kopf, der Schweiß perlte auf seiner unmutig gerunzelten Stirne.

Dieser Gesang klang ihm wie Hohn. Hätten sie wohl gewagt, so in seiner Gegenwart mit gottlosen Liedern zu prahlen, wenn sie seinen Namen nicht gekannt hätten, wenn er für sie der Bruder, der Angehörige einer heiligen Gemeinschaft geblieben wäre?

„Halt!" rief er daher plötzlich, als die erste Strophe beendet war, „schweigt mir mit eurem tollen Gesang! Was soll dies Gebrüll, dieser sinnlose Vers! Das Blut, das ihr draußen vergießt, dampft zum Himmel und düngt die zerstampften Saaten! Am Wege stinken die Leichen der von euch Erschlagenen! Die Hexenseuche verpestet das Land, eure Väter und Brüder verarmen und schlimmer als das, sie verkommen in geistigem Elend! Kein Hof ist mehr sicher vor dem Untergange, und ihr besingt solche Zuchtlosigkeit und solchen Jammer als etwas Stolzes?"

„Klingender Sold, schmucke Dirnen uns freu'n;
„Leben ist Leben! Es soll uns nit reu'n!"

Ohne auf ihn zu hören, setzten die Soldaten ihr Lied fort, ja sie erhoben bei seinen Worten ihre Stimmen nur um so lauter. Auch einige der Bauern stimmten in trotziger Feindschaft gegen den Bruder ein, und der Fauster rief, seinen leeren Becher wuchtig auf den Tisch stoßend:

„Halloh, edler Junker von Welsberg! Was geht das Singen Euch an? Sagten wir's nicht schon einmal? Kümmert Euch um des Klosters Dinge und laßt heute die unsern in Frieden! 's ist Festtag!"

Das Zimmer hatte sich mittlerweile, da es draußen kalt geworden war, noch mehr gefüllt, auch mehrere der tanzenden Paare waren ermüdet hereingekommen. Der Bruder, das Toben nicht mehr beachtend, bemerkte unter ihnen plötzlich die Tochter Fausters. Sie stand zwischen verschiedenen jungen Burschen in der offenen Türe. Lächelnd hörte sie das rohe, aber sinnenfrohe Kriegslied der Soldaten an, und ihre Augen

hingen unterdessen mit seltsam heißen Blicken an der hohen Gestalt des jungen Mönches. Eine Weile ruhten die Blicke der beiden aufeinander. Dann wandte sich Bruder Sebald wieder ab.

Ihn ekelte vor diesem Treiben. Da er ihm heute doch nicht Einhalt gebieten konnte, schritt er rasch, nur von Thomas Pauer sich verabschiedend, quer durch das Zimmer dem Ausgange zu.

Rings trafen sein Ohr Lieder, Becherklang und Würfelgeklapper. Dem Wirte war es lieb, daß der Mönch so bald schon ging, er geleitete ihn mit einer tiefen Verbeugung an den Ausgang.

In der Tür mußte sich dieser dicht an Maria Fauster vorbeidrängen, die, wie es schien, ihm absichtlich den Weg versperrte, daß sein Arm ihren Busen streifte.

Einen Augenblick sah er ihr, sie kurz grüßend, dabei in's Antlitz. Jähe Röte überzog es, und ihr Herz klopfte, sodaß sie mit der Hand nach der Brust fuhr. Das Mädchen verstand in dem ernsten und undurchdringlichen Blick des Mönches nicht zu lesen, er aber ahnte, was ihre Augen sagen wollten, und warum ein banges und starres Lächeln um ihre vollen, ein wenig geöffneten Lippen spielte.

In ihrem Blicke lag etwas Ursprüngliches, etwas von aller Sitte und allen Fesseln Befreites. Was las er in diesem braunen, glühenden Auge? „Leben ist Leben!"

‚Welch' starkes Kind der Natur', dachte der Bruder, ‚ihrer Wildheit sind unsere Gesetze zu eng, und ihrem Blute dies Land zu kühl'.

Draußen machte man ehrfürchtig Platz, aber er atmete erst auf, als er das Dorf verlassen hatte und nun durch das Halbdunkel der stillen Nacht dem Kloster zu Bruneck wieder entgegenschritt. Er war froh, daß er das rauhe Singen, das Schreien und Fiedeln des wilden Festes nicht mehr zu hören brauchte. Die Erlebnisse der letzten Stunde hatten seine Nerven ermüdet und gereizt.

Dennoch fand er grübelnd keine Ruhe, auch als ihn inmitten der Talwiesen die kühle Nachtluft umwehte. In wilder Hast wirbelten ihm die Gedanken durchs Hirn. Wo sollte er die Hebel ansetzen, um dieses im Herzen so geliebte Volk aus seiner dumpfen Tiefe emporzuheben? Würden sie ihn, den Sprößling eines haßbeladenen Geschlechtes, nicht fortan mit ihrem stillen Mißtrauen verfolgen? Hatte er nicht eben schon eine Probe davon gehabt? Würden sie das Uneigennützige seines Wirkens überhaupt verstehen? Waren sie denn nicht mit tausend ehernen Ketten an tausend Vorurteile und Gewohnheiten angeschmiedet? Wie sollte er diese festen, eingerosteten Bande lösen oder zerreißen?

Wieviel Hoffnung hatte auf dem Frühling seines Weges geblüht! Wäre der Herbst schon nahe? Zeit, nur Zeit!

Es schien ihm mit einmal gewiß, daß die geistlichen und weltlichen Herren ihn nicht mehr lange gewähren lassen würden, denn es mußte ihnen um ihre Macht bangen. Ihr Haß würde täglich wachsen, waren sie doch in gleich schlimmer Abhängigkeit von den Gesetzen und Regeln früherer Zeiten, hingen sie doch, ebenso wie die von ihnen Beherrschten, in den Klauen von bösen Leidenschaften, die sie mit gierigen Schnäbeln zerfleischten, wie die Adler droben auf den Bergen ein Schaf zerreißen.

Unheimlicher Druck lag atembeklemmend auf Hoch und Niedrig, doch wo waren die Mittel, diesen Alp zu bannen? Allzuviel Nacht stand vor seinen Augen, wer würde ihm die Kraft verleihen, Licht in dieses dunkle Tal zu tragen?

So quälte sich sein Sinn in schwerer Überlegung und bitteren Zweifeln. Ein bleicher Schmerzensmann hing unter einem morschen Holzdache dicht an der Seite des Weges. Jäh blieb er vor dem bemalten Bilde stehen, und im Gebete niederknieend suchte er Stärke zum Kampfe und Trost für viele Enttäuschungen.

Allmählich kehrten Ruhe und Selbstvertrauen zu ihm zurück. Die Größe der Aufgabe, hoffte er, werde seine Kräfte mit unbesieglichen Waffen ausrüsten.

Leichteren Schrittes durcheilte er nun in tiefer Nacht das Tor des Klosters und warf sich in seiner Zelle ermüdet aufs Lager. Nur spät schlief er ein, auf seinen Lippen den trotzigen Wahlspruch seines Geschlechtes: „Dennoch!“

Es lag wirklich eine Verheißung endlichen Sieges in diesen Silben, ein Born frisch und erneuert sprudelnder Kraft.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Fahrt ins Mittelmeer mit Kaiser Wilhelm.

Von

Theodor Schiemann.

Im werdenden Frühling übers Meer der Sonne und dem schon siegreichen Frühling auf einem der herrlichen Dampfer der Hamburg-Amerika-Linie entgegenzufahren, ist ein Genuß, dem nicht leicht ein anderer gleichgesetzt werden kann. Die nervenstärkende Seeluft, ein Komfort, wie er gewöhnlichen Sterblichen nur sehr ausnahmsweise geboten wird, die auf einer längeren Seereise sich ungezwungen anbahnende Vertraulichkeit mit sympathischen Reisegefährten, die zeitweilige Entlastung von allen Berufspflichten und das Zurücktreten der großen und kleinen Sorgen, die uns sonst so treu zu begleiten pflegen, das alles versetzt uns in eine Stimmung des Behagens, die auf Leib und Geist gleich fördernd einwirkt. Seit wir Deutschen mit Stolz auf unsere aufstrebende Marine blicken, haben Ungezählte so nicht nur Erholung und Genuß auf den von unsern beiden großen Dampferlinien eingerichteten Vergnügungsfahrten gefunden, man darf sagen, daß auch der Gesichtskreis der Nation sich erweitert hat. Wir sind nicht so weltfremd mehr, wie noch vor kaum 20 Jahren. Die großen Zusammenhänge, die der Welthandel und die Weltpolitik bedingen, sind uns verständlicher geworden, und wir wissen heute, daß wir vor den anderen seefahrenden Nationen nicht beschämt die Augen niederzuschlagen brauchen. In Ehren wird die deutsche Flagge übers Meer getragen, und wo immer sie in fremden Landen sich zeigt, wird ihr der Willkommensgruß nicht nur durch die Kurtoisie der anderen entgegengebracht, wir können auch mit Sicherheit darauf rechnen, daß uns überall der warme Händedruck von Landsleuten begrüßt. Es ist nicht mehr wie in früheren Tagen. Die deutschen Gäste, die in der Ferne eine neue Heimat gefunden haben, wissen heute, daß ihr Gedeihen darauf beruht, daß sie den Zusammenhang mit dem Vaterlande lebendig erhalten: ihre Ehre ist unsere Ehre und an unserer Kraft werden sie stark.

Gewiß, so wird jeder empfunden haben, der mit offenen Augen über See fuhr, aber unendlich lebendiger wurden mir diese Eindrücke, als ich das Glück hatte, in diesem Frühjahr als einer der Gäste unseres Kaisers mit ihm von Cuxhaven aus auf der Hamburg über Lissabon, Tanger, Gibraltar und Port Mahon nach Neapel zu fahren. Es war eine herrliche Reise. Vom Wetter so begünstigt, daß wir keinen Sturm und nur einen nicht sonnenhellen Tag hatten, in einer erlesenen Gesellschaft von Männern, von denen jeder einzelne in der Wirklichkeit des politischen Lebens und in verantwortlicher Stellung gestanden hatte oder noch stand, jeder etwas erzählen konnte, was er besser wußte als andere, weil er dabei gewesen war, in Krieg und in Frieden, auf hoher See oder in den ruhmvollen Schlachten, die dem neuen Reich seine Grenzen erkämpften, im Rat dreier Kaiser, an fremden Höfen oder wo immer sonst die Interessen des Reiches oder die besonderen Fügungen ihres Lebens sie geführt hatten. Da war kein großer Name der beiden letzten Menschenalter, an den nicht lebendige Erinnerungen knüpften, eine kostbare Gelegenheit, das eigene historisch-politische Urteil zu rektifizieren. Schon das gab dieser Reise ihren besonderen Charakter; unvergleichlich aber wurde sie dadurch, daß ihr Mittelpunkt der Kaiser war. Der Kaiser der Wirt, und wir die Gäste, unter äußeren Voraussetzungen, wie sie das Leben sonst nicht bietet, und auch nicht bieten kann. Und davon insbesondere soll hier erzählt werden.

Die Hauptsache freilich läßt sich in drei Worten sagen. Sie lag darin, daß von der Person des Kaisers eine Atmosphäre fröhlichen Behagens ausging, die keinen Augenblick die Empfindung der Gêne aufkommen ließ und es möglich machte, daß die völlig ungewohnten äußeren Verhältnisse, in denen ich mich bewegte, gleichsam als das natürliche und selbstverständliche erschienen. Goethe sagt von Lessing, er warf persönliche Würde gern weg, weil er sich zutraute, sie jeden Augenblick wieder ergreifen und aufnehmen zu können. So ließ auch Kaiser Wilhelm uns nie fühlen, daß trotz aller Leutseligkeit eine Schranke den Herrscher vom Untertanen trennt. Er rückte durchaus die freien Beziehungen vom Menschen zum Menschen in den Vordergrund. Es gab keinerlei Zwang der Etikette. Schon die gleiche einfache Kleidung aller — der Frack wurde selbst beim Diner nicht angelegt — brachte, ich möchte sagen, eine Art demokratischer Gleichheit, die freilich bei der Dienerschaft darin Ausdruck fand, daß sie Jedermann Exzellenz nannte, aber sehr wesentlich dazu beitrug, das Behagen zu steigern. Es gab bei den Mahlzeiten, die stets gemeinsam eingenommen wurden, und bei denen eine gelegentliche Verspätung eines oder des anderen der Gäste nicht beachtet wurde,

keinerlei feste Plätze. Nur wer rechts und links vom Kaiser und von dem ihm stets gegenübersitzenden Grafen Eulenburg Platz nehmen sollte, wurde jedesmal ausdrücklich bestimmt, mitunter vom Kaiser persönlich, in der Regel vom Grafen Eulenburg. Aber die Ehre neben dem Kaiser zu sitzen, ist fast allen zu teil geworden, dem Einen häufiger, dem Andern seltener. Natürlich nahm man erst Platz, nachdem der Kaiser sich gesetzt hatte, dann aber ging die Unterhaltung ungeniert von Nachbar zu Nachbar, mit Lachen und Scherzen, oder über ernste Fragen, wie gerade die Stunde es mit sich brachte. Am meisten Reiz aber boten die Unterhaltungen, die nach den Mahlzeiten stattfanden, und bald in größerem, bald in kleinerem Kreise um den Kaiser, der stets den Mittelpunkt bildete, lebhaft hin und her gingen. Die gute Laune und die erstaunliche Lebendigkeit und Weite der Interessen Kaiser Wilhelms wirkten nach allen Seiten hin anregend. Selbst ein glänzender Erzähler, der gern aus dem Schatz seiner persönlichen Erinnerungen Mitteilungen machte, oder eine wissenschaftliche, philosophische oder politische Frage zur Diskussion stellte, liebte es der Kaiser, auch sich erzählen zu lassen und zu debattieren, wobei auch der Widerspruch, der, wie selbstverständlich ist, nicht fehlen konnte, sein Recht fand, ohne je auch nur einen Augenblick der Mißstimmung hervorzurufen. Man hatte durchaus die Empfindung, frei aussprechen zu können, was und wie man dachte und fühlte es durch, daß ein Teil der Herren zu den intimen persönlichen Freunden des Kaisers gehörte.

Für gewöhnlich war gegen $7^1/_2$ Uhr alles auf Deck, um 8 Uhr fanden die gemeinsamen Freiübungen statt, danach turnte ein Teil der Herren in der mechanischen Turnanstalt, die all die Apparate besaß, welche in unsern renommierten gymnastischen Anstalten zu finden sind, alles mit Elektrizität getrieben. Gleich daneben lag das Zimmer mit dem Apparat für drahtlose Telegraphie, dessen liebenswürdiger Leiter nicht müde wurde, uns die Einrichtung dieser genialen Erfindung zu erklären. In der Tat ein Triumph menschlichen Scharfsinnes in Beherrschung der Natur. Wir sind bis 200 Meilen hinter Scheveningen stets in Verbindung mit der Heimat geblieben, erst als wir uns weiter entfernten, ging schließlich die Fühlung verloren. Die Verbindung mit dem uns begleitenden Friedrich Karl wurde durch Flaggensignale besorgt, die natürlich den Laien unter uns unverständlich waren. Aber wir hatten, den Kaiser als ersten gerechnet, nicht weniger als acht Admirale an Bord. Auch der Vertreter der Hamburg-Amerika-Linie war Seemann, Kapitän von Grumme, ein ehemaliger Flügel-Adjutant Seiner Majestät. Ihm lag die gewiß nicht leichte wirtschaftliche Leitung der Fahrt ob, und ich glaube nicht, daß es

möglich ist, sie besser und liebenswürdiger zu führen, als er es tat. Es ging gleichsam alles von selbst: von der Bedienung in den Kabinen, von denen jedem einzelnen mindestens drei zur Verfügung standen, während für die älteren Herren oder für diejenigen, deren Rang besondere Rücksicht verlangte, förmliche Wohnungen hergerichtet waren, bis zur Leitung von Küche, Keller und Tisch, die das aller erlesenste boten, was ein verwöhnter Gaumen erträumen kann, ja bis zur Versorgung des Tisches und der Kabine jedes einzelnen mit täglich frischen Blumen, aus dem Garten in den hinteren Räumen des Schiffes, der neben den Wunderblumen der Tropen die duftigsten Schätze unserer Frühlings- und Sommerblüten zeigte.

Um 9 Uhr setzte man sich zum ersten Frühstück, um 1 Uhr zum konsistenteren zweiten Frühstück und um 8 Uhr zum Mittagessen. Zwischen 11 und 12 Uhr nachts wurde es still; bis auf die diensttuenden Schiffsoffiziere verschwand alles in den Kabinen, wenn nicht die Schönheit des sternhellen Himmels und der kräftigenden Seeluft noch den Einen oder den Andern auf Deck festhielt. Es war mitunter schwer, sich von dem wunderbaren Reiz zu trennen, den eine Sternennacht auf jeden natürlich empfindenden Menschen ausüben muß: ein Blick von der scheinbaren Unendlichkeit der uferlosen See um uns her, zur wirklichen Unendlichkeit mit ihren Rätselfragen über uns. Aber von solchem Problemen wurde naturgemäß nicht gesprochen; sie gehören auch in eine Gesellschaft nicht hinein, wie sie auf der Hamburg beisammen war, und fallen überhaupt mehr in das Gebiet der Empfindungen, die der Mann in sich verschließt, als daß sie Gegenstand des Gedankenaustausches sein könnten. Einen ernsten Ton brachten die Sonntage durch die vom Kaiser geleiteten Gottesdienste, und da gerade über sie die törichtsten Vorurteile im Umlauf sind, möchte ich einen Augenblick bei ihnen verweilen. Wir haben zwei Schiffsgottesdienste mitgemacht, und der Eindruck, den ich von ihnen mitnahm, war, daß sie notwendig nicht nur in den Zusammenhang dieser herrlichen Reise gehörten, sondern sich auch aus innerer Notwendigkeit für Kaiser Wilhelm als etwas Selbstverständliches darstellten. Es war, nur in größeren Verhältnissen, ein Hausgottesdienst, wie ich ihn als Kind so häufig auf dem Gut eines älteren Verwandten mitgemacht hatte. Für den Sonntag wurde Toilette gemacht, aber alle Herren blieben in ihrem Zivilanzug, im Überrock ohne alle Ordensabzeichen. Eine Ausnahme machte nur der Kaiser. Wir sammelten uns in dem sogenannten Damensalon des Schiffes, der unserer Gesellschaft als Lesezimmer diente. Schon vorher hatten die vereinigten Kapellen der Hohenzollern und der Hamburg ihre Plätze eingenommen; Punkt 11 Uhr erschien der Kaiser. Er stand

vor einem Katheder und gab zunächst an, welches Lied gesungen werden sollte. Beide Mal war es der Lutherchoral, eine feste Burg ist unser Gott. Dann folgte die Verlesung der Liturgie, der Sonntagsepistel und des Sonntagsevangeliums, endlich die Predigt (die erste von Goens, die zweite von Dryander verfaßt) die etwa 15 Minuten dauerte, danach das Vaterunser, und zum Schluß wiederum mit Musikbegleitung die letzten Verse des Chorals. Das Ganze war überaus würdig und eindrucksvoll. Der Kaiser liest ohne jedes Pathos, aber nachdrücklich, so daß man wohl durchfühlt, wie der Stoff ihn innerlich beschäftigt. Auch haben sich wohl nachträglich Gespräche über die Predigt daran geknüpft, aber sie betreffen die rein menschliche, nicht die theologische Seite des Inhalts. Unvergeßlich wird mir bleiben, wie am letzten Sonntag nach der Predigt das Gespräch auf das vielumstrittene Thema Bibel und Babel kam, und Kaiser Wilhelm uns einen etwa halbstündigen Vortrag hielt, der den historischen Zusammenhang der altassyrischen und biblischen Überlieferung zum Gegenstand hatte, und wohl alle, die ihn gehört haben, nicht nur durch die Sicherheit, mit der der Kaiser den doch nicht an der Oberfläche liegenden Stoff beherrschte und durch die Klarheit der Ausführung erfreute, sondern namentlich durch große und freie, ich möchte sagen, historisch lucide Auffassung des Problems.

Geradezu erstaunlich ist das Gedächtnis des Kaisers. Was er erlebt hat, steht ihm so sicher in der Erinnerung, als ob es eben geschehen wäre. Er konnte von Manövern, die er vor Jahren mitgemacht oder geleitet hatte, erzählen, als ob er die Disposition, die Karte und die Namen aller Beteiligten vor sich liegen habe. Er hält, sagte mir einer der Herren seiner nächsten Umgebung, was er gehört oder gesehen hat, „wie mit eisernen Zangen" fest. Und wie reich sind diese Erinnerungen, Kaiser Wilhelm hat uns einmal die Geschichte seiner Kämpfe um die Begründung der deutschen Kriegsmarine erzählt, die Geheimgeschichte, die hinter den Kulissen spielte und von der selbst die anwesenden Admirale nur einen Teil kennen gelernt hatten. Auch das mit allem Detail, als ob die damals eingelaufenen Schriften von ihm eben erst gelesen wären. Man fühlte es durch, wie sehr ihm diese Frage am Herzen lag, und daß keine Kombination denkbar ist, die ihn bewegen könnte, den Ausbau dessen fallen zu lassen, was er mit so viel Sorgen und Arbeit sich und der deutschen Nation erkämpft hat. Was immer und in allem zu Tage trat, war, daß der Kaiser sich mit den Interessen des Reichs absolut identifiziert und daß er die eingehendste Detailarbeit nicht gescheut hat, wo es sich darum handelte, einen schwierigen Stoff ganz zu beherrschen. Es trat

Noch immer tönte ihm der Fluch des von den Seinen grausam Mißhandelten wie der Klang eines ehernen, schweren Tores. Ein rauhes Halt! auf seinem Wege.

Da langte der Anführer der Söldner mit raschem Entschlusse zum ersten besten der auf dem Tische stehenden Becher und reichte den mit rotem Weine gefüllten dem Schmiede dar.

„Hier, armer Wicht, das bricht Sorgen! Trinkt davon und vergeßt, was Euch einst widerfahren. Was kann der Mönch, sei er auch ein Welsberg, für diese Dinge? Ihr seid nicht der einzige, dem Unglück begegnet. Ich hab' im Kriege noch ganz andere und blutigere Sachen gesehen! Da, trinkt nur!"

Der Schmied griff hastig mit der Linken nach dem Gefäß, und während seine Miene sich plötzlich zu einer steinernen Maske verhärtete, wandte er sich nach dem Bruder um.

Eine Weile hielt er überlegend den Becher hoch, als wolle er einen Trinkspruch ersinnen, dann sagte er laut und herausfordernd:

„Ich hab' zwar nicht eher wieder einen Tropfen unseres Weines saufen wollen, als bis ich Rache genommen hätte! Aber, sei's drum, es wird schon mal der Tag kommen, an dem ich mit den Welsbergen abrechne! — Seht her, Junker Balthasar, und merket auf, was ich sage: Die Pestilenz und den Tod über alles, was Euern verruchten Namen trägt."

Mit diesen voll Gift und Haß gerufenen Worten führte er den Becher an den Mund. Lautes und unwilliges Gemurmel erhob sich rings unter den Bauern.

„Der Kerl ist toll! Was soll dies Schmähen?"

Da faßte der Mönch, sich jäh aus seinem Brüten aufrichtend, ruhig aber fest nach der Hand des Trinkers, und mit einer Kraft, die ihm Sandhofer nicht zugetraut hätte, drückte er dessen widerstrebenden Arm herab, daß der rote Wein über die Diele floß, und der leere Becher unter die Beine der Söldner rollte.

Mit stolzen, durchdringenden Augen sah er den Schmied an und sagte fast feierlich:

„Wenn Euch Unrecht geschah, wird Gott Euch Sühne werden lassen, Sandhofer! Überlaßt ihm die Rache! Mit einem Fluche auf den Lippen und Haß im Herzen trinkt man nicht Wein!"

Stand der Wein nicht wie Blut zwischen beiden auf der weißen Diele?

Der Schmied wollte sich frei machen und stieß zähneknirschend mit dem Fuße nach dem Mönche, dieser aber zwang den Wütenden durch den Druck seiner Arme auf die Kniee. Dann erst ließ er ihn los und

trat, ihm den Rücken kehrend, an den Tisch der Bauern zurück, an dem diese wieder Platz zu nehmen begannen. Die Kraft und Gewandtheit des Bruders und seine überlegene Ruhe hatten auf die Anwesenden ihre Wirkung nicht verfehlt, und wenn sie auch dem Geschlechte der Welsberge von jeher gram waren, so wagten sie doch im Augenblick nicht mehr ihren Unmut zu äußern.

Die meisten empfanden es wie eine Enttäuschung, daß der von ihnen verehrte Bruder ein Welsberg sein sollte, vielen aber ward diese Enthüllung zu heimlicher Freude, denn sie gab ihnen eine Handhabe gegen seinen Einfluß.

Der Schmied sah die ernsten und in verschiedenartiger Leidenschaft erregten Gesichter der Bauern, und sein Ohr trafen einige laute Spottworte der Soldaten darüber, daß der blasse Kuttenmann ihn bezwungen. Dieser Spott stachelte seinen Haß noch mehr an.

Taumelnd erhob er sich, denn auch er war betrunken, und den Soldaten einen giftigen Blick zuwerfend, zischte er:

„Haltet die Mäuler, ihr da! Wollt ihr euch über einen Krüppel lustig machen? Ich hab' nur noch eine Hand! — Aber wartet! — Auch die soll genügen!"

Damit nestelte er mit der Linken unter seinem Wamse, und plötzlich sahen die Nächstsitzenden, daß ein dolchartiges Messer in seiner Faust blitzte. Es hinter seinem Rücken bergend, näherte er sich schnell dem ahnungslosen Mönche. Aber noch ehe Balthasar von Welsberg auf den warnenden Ruf der Soldaten hören konnte, packte Thomas Pauer, von seinem Platze aufspringend, den schon zum Stoße erhobenen Arm des Schmiedes. Ein kurzes Ringen entstand, aber da einige der Soldaten gleichfalls zufaßten, so wurde der sich heftig wehrende Schmied noch einmal überwältigt und diesmal auf Veranlassung des Wirtes zur Tür hinausgeschoben, denn dieser wollte durch solchen händelsüchtigen Landstreicher nicht immer von neuem das Fest stören lassen.

Mit drohenden Worten verschwand der Schmied draußen im Dunkeln, und alle kehrten, seiner rasch vergessend, auf ihre Sitze zurück.

Doch die Unbefangenheit der im Gastzimmer weilenden Männer war vorüber, seitdem man in dem Bruder einen Welsberg erkannte. Dieser hatte, von seinem Sitze sich erhebend, Thomas Pauer zum Danke für seine Errettung vor dem Messer des Betrunkenen die Hand gereicht. Nun stand er ohne sich wieder zu setzen einen Augenblick sinnend in einer Fensternische an die Wand gelehnt, während von neuem um ihn

die Bauern und Soldaten lärmten, die bleiernen Würfel zum Spiele auf dem Tische klapperten, und die Becher aneinander klangen.

Der Mönch empfand schmerzlich die peinliche Wirkung, die die Nennung seines Namens und Herkommens auf die Bauern ausgeübt hatte.

Jetzt stimmten die Soldaten ein damals viel gesungenes Lied an, indem sie mit den Absätzen dröhnend den Takt dazu auf den Fußboden stampften.

Es war ein wildes Kriegslied, voll starken Trotzes und grober Sinnlichkeit.

Der Mönch hörte die erste, übermütige Strophe mit geschlossenen Augen an, der schwere Weindunst und die Hitze des Zimmers stiegen ihm zu Kopf, der Schweiß perlte auf seiner unmutig gerunzelten Stirne.

Dieser Gesang klang ihm wie Hohn. Hätten sie wohl gewagt, so in seiner Gegenwart mit gottlosen Liedern zu prahlen, wenn sie seinen Namen nicht gekannt hätten, wenn er für sie der Bruder, der Angehörige einer heiligen Gemeinschaft geblieben wäre?

„Halt!" rief er daher plötzlich, als die erste Strophe beendet war, „schweigt mir mit eurem tollen Gesang! Was soll dies Gebrüll, dieser sinnlose Vers! Das Blut, das ihr draußen vergießt, dampft zum Himmel und düngt die zerstampften Saaten! Am Wege stinken die Leichen der von euch Erschlagenen! Die Hexenseuche verpestet das Land, eure Väter und Brüder verarmen und schlimmer als das, sie verkommen in geistigem Elend! Kein Hof ist mehr sicher vor dem Untergange, und ihr besingt solche Zuchtlosigkeit und solchen Jammer als etwas Stolzes?"

„Klingender Sold, schmucke Dirnen uns freu'n;
„Leben ist Leben! Es soll uns nit reu'n!"

Ohne auf ihn zu hören, setzten die Soldaten ihr Lied fort, ja sie erhoben bei seinen Worten ihre Stimmen nur um so lauter. Auch einige der Bauern stimmten in trotziger Feindschaft gegen den Bruder ein, und der Fauster rief, seinen leeren Becher wuchtig auf den Tisch stoßend:

„Halloh, edler Junker von Welsberg! Was geht das Singen Euch an? Sagten wir's nicht schon einmal? Kümmert Euch um des Klosters Dinge und laßt heute die unsern in Frieden! 's ist Festtag!"

Das Zimmer hatte sich mittlerweile, da es draußen kalt geworden war, noch mehr gefüllt, auch mehrere der tanzenden Paare waren ermüdet hereingekommen. Der Bruder, das Toben nicht mehr beachtend, bemerkte unter ihnen plötzlich die Tochter Fausters. Sie stand zwischen verschiedenen jungen Burschen in der offenen Türe. Lächelnd hörte sie das rohe, aber sinnenfrohe Kriegslied der Soldaten an, und ihre Augen

hingen unterdessen mit seltsam heißen Blicken an der hohen Gestalt des jungen Mönches. Eine Weile ruhten die Blicke der beiden aufeinander. Dann wandte sich Bruder Sebald wieder ab.

Ihn ekelte vor diesem Treiben. Da er ihm heute doch nicht Einhalt gebieten konnte, schritt er rasch, nur von Thomas Pauer sich verabschiedend, quer durch das Zimmer dem Ausgange zu.

Rings trafen sein Ohr Lieder, Becherklang und Würfelgeklapper. Dem Wirte war es lieb, daß der Mönch so bald schon ging, er geleitete ihn mit einer tiefen Verbeugung an den Ausgang.

In der Tür mußte sich dieser dicht an Maria Fauster vorbeidrängen, die, wie es schien, ihm absichtlich den Weg versperrte, daß sein Arm ihren Busen streifte.

Einen Augenblick sah er ihr, sie kurz grüßend, dabei in's Antlitz. Jähe Röte überzog es, und ihr Herz klopfte, sodaß sie mit der Hand nach der Brust fuhr. Das Mädchen verstand in dem ernsten und undurchdringlichen Blick des Mönches nicht zu lesen, er aber ahnte, was ihre Augen sagen wollten, und warum ein banges und starres Lächeln um ihre vollen, ein wenig geöffneten Lippen spielte.

In ihrem Blicke lag etwas Ursprüngliches, etwas von aller Sitte und allen Fesseln Befreites. Was las er in diesem braunen, glühenden Auge? „Leben ist Leben!"

‚Welch' starkes Kind der Natur', dachte der Bruder, ‚ihrer Wildheit sind unsere Gesetze zu eng, und ihrem Blute dies Land zu kühl'.

Draußen machte man ehrfürchtig Platz, aber er atmete erst auf, als er das Dorf verlassen hatte und nun durch das Halbdunkel der stillen Nacht dem Kloster zu Bruneck wieder entgegenschritt. Er war froh, daß er das rauhe Singen, das Schreien und Fiedeln des wilden Festes nicht mehr zu hören brauchte. Die Erlebnisse der letzten Stunde hatten seine Nerven ermüdet und gereizt.

Dennoch fand er grübelnd keine Ruhe, auch als ihn inmitten der Talwiesen die kühle Nachtluft umwehte. In wilder Hast wirbelten ihm die Gedanken durchs Hirn. Wo sollte er die Hebel ansetzen, um dieses im Herzen so geliebte Volk aus seiner dumpfen Tiefe emporzuheben? Würden sie ihn, den Sprößling eines haßbeladenen Geschlechtes, nicht fortan mit ihrem stillen Mißtrauen verfolgen? Hatte er nicht eben schon eine Probe davon gehabt? Würden sie das Uneigennützige seines Wirkens überhaupt verstehen? Waren sie denn nicht mit tausend ehernen Ketten an tausend Vorurteile und Gewohnheiten angeschmiedet? Wie sollte er diese festen, eingerosteten Bande lösen oder zerreißen?

Wieviel Hoffnung hatte auf dem Frühling seines Weges geblüht! Wäre der Herbst schon nahe? Zeit, nur Zeit!

Es schien ihm mit einmal gewiß, daß die geistlichen und weltlichen Herren ihn nicht mehr lange gewähren lassen würden, denn es mußte ihnen um ihre Macht bangen. Ihr Haß würde täglich wachsen, waren sie doch in gleich schlimmer Abhängigkeit von den Gesetzen und Regeln früherer Zeiten, hingen sie doch, ebenso wie die von ihnen Beherrschten, in den Klauen von bösen Leidenschaften, die sie mit gierigen Schnäbeln zerfleischten, wie die Adler droben auf den Bergen ein Schaf zerreißen.

Unheimlicher Druck lag atembeklemmend auf Hoch und Niedrig, doch wo waren die Mittel, diesen Alp zu bannen? Allzuviel Nacht stand vor seinen Augen, wer würde ihm die Kraft verleihen, Licht in dieses dunkle Tal zu tragen?

So quälte sich sein Sinn in schwerer Überlegung und bitteren Zweifeln. Ein bleicher Schmerzensmann hing unter einem morschen Holzdache dicht an der Seite des Weges. Jäh blieb er vor dem bemalten Bilde stehen, und im Gebete niederknieend suchte er Stärke zum Kampfe und Trost für viele Enttäuschungen.

Allmählich kehrten Ruhe und Selbstvertrauen zu ihm zurück. Die Größe der Aufgabe, hoffte er, werde seine Kräfte mit unbesieglichen Waffen ausrüsten.

Leichteren Schrittes durcheilte er nun in tiefer Nacht das Tor des Klosters und warf sich in seiner Zelle ermüdet aufs Lager. Nur spät schlief er ein, auf seinen Lippen den trotzigen Wahlspruch seines Geschlechtes: „Dennoch!“

Es lag wirklich eine Verheißung endlichen Sieges in diesen Silben, ein Born frisch und erneuert sprudelnder Kraft.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Fahrt ins Mittelmeer mit Kaiser Wilhelm.

Von

Theodor Schiemann.

Im werdenden Frühling übers Meer der Sonne und dem schon siegreichen Frühling auf einem der herrlichen Dampfer der Hamburg-Amerika-Linie entgegenzufahren, ist ein Genuß, dem nicht leicht ein anderer gleichgesetzt werden kann. Die nervenstärkende Seeluft, ein Komfort, wie er gewöhnlichen Sterblichen nur sehr ausnahmsweise geboten wird, die auf einer längeren Seereise sich ungezwungen anbahnende Vertraulichkeit mit sympathischen Reisegefährten, die zeitweilige Entlastung von allen Berufspflichten und das Zurücktreten der großen und kleinen Sorgen, die uns sonst so treu zu begleiten pflegen, das alles versetzt uns in eine Stimmung des Behagens, die auf Leib und Geist gleich fördernd einwirkt. Seit wir Deutschen mit Stolz auf unsere aufstrebende Marine blicken, haben Ungezählte so nicht nur Erholung und Genuß auf den von unsern beiden großen Dampferlinien eingerichteten Vergnügungsfahrten gefunden, man darf sagen, daß auch der Gesichtskreis der Nation sich erweitert hat. Wir sind nicht so weltfremd mehr, wie noch vor kaum 20 Jahren. Die großen Zusammenhänge, die der Welthandel und die Weltpolitik bedingen, sind uns verständlicher geworden, und wir wissen heute, daß wir vor den anderen seefahrenden Nationen nicht beschämt die Augen niederzuschlagen brauchen. In Ehren wird die deutsche Flagge übers Meer getragen, und wo immer sie in fremden Landen sich zeigt, wird ihr der Willkommensgruß nicht nur durch die Kurtoisie der anderen entgegengebracht, wir können auch mit Sicherheit darauf rechnen, daß uns überall der warme Händedruck von Landsleuten begrüßt. Es ist nicht mehr wie in früheren Tagen. Die deutschen Gäste, die in der Ferne eine neue Heimat gefunden haben, wissen heute, daß ihr Gedeihen darauf beruht, daß sie den Zusammenhang mit dem Vaterlande lebendig erhalten: ihre Ehre ist unsere Ehre und an unserer Kraft werden sie stark.

Gewiß, so wird jeder empfunden haben, der mit offenen Augen über See fuhr, aber unendlich lebendiger wurden mir diese Eindrücke, als ich das Glück hatte, in diesem Frühjahr als einer der Gäste unseres Kaisers mit ihm von Cuxhaven aus auf der Hamburg über Lissabon, Tanger, Gibraltar und Port Mahon nach Neapel zu fahren. Es war eine herrliche Reise. Vom Wetter so begünstigt, daß wir keinen Sturm und nur einen nicht sonnenhellen Tag hatten, in einer erlesenen Gesellschaft von Männern, von denen jeder einzelne in der Wirklichkeit des politischen Lebens und in verantwortlicher Stellung gestanden hatte oder noch stand, jeder etwas erzählen konnte, was er besser wußte als andere, weil er dabei gewesen war, in Krieg und in Frieden, auf hoher See oder in den ruhmvollen Schlachten, die dem neuen Reich seine Grenzen erkämpften, im Rat dreier Kaiser, an fremden Höfen oder wo immer sonst die Interessen des Reiches oder die besonderen Fügungen ihres Lebens sie geführt hatten. Da war kein großer Name der beiden letzten Menschenalter, an den nicht lebendige Erinnerungen knüpften, eine kostbare Gelegenheit, das eigene historisch-politische Urteil zu rektifizieren. Schon das gab dieser Reise ihren besonderen Charakter; unvergleichlich aber wurde sie dadurch, daß ihr Mittelpunkt der Kaiser war. Der Kaiser der Wirt, und wir die Gäste, unter äußeren Voraussetzungen, wie sie das Leben sonst nicht bietet, und auch nicht bieten kann. Und davon insbesondere soll hier erzählt werden.

Die Hauptsache freilich läßt sich in drei Worten sagen. Sie lag darin, daß von der Person des Kaisers eine Atmosphäre fröhlichen Behagens ausging, die keinen Augenblick die Empfindung der Gêne aufkommen ließ und es möglich machte, daß die völlig ungewohnten äußeren Verhältnisse, in denen ich mich bewegte, gleichsam als das natürliche und selbstverständliche erschienen. Goethe sagt von Lessing, er warf persönliche Würde gern weg, weil er sich zutraute, sie jeden Augenblick wieder ergreifen und aufnehmen zu können. So ließ auch Kaiser Wilhelm uns nie fühlen, daß trotz aller Leutseligkeit eine Schranke den Herrscher vom Untertanen trennt. Er rückte durchaus die freien Beziehungen vom Menschen zum Menschen in den Vordergrund. Es gab keinerlei Zwang der Etikette. Schon die gleiche einfache Kleidung aller — der Frack wurde selbst beim Diner nicht angelegt — brachte, ich möchte sagen, eine Art demokratischer Gleichheit, die freilich bei der Dienerschaft darin Ausdruck fand, daß sie Jedermann Exzellenz nannte, aber sehr wesentlich dazu beitrug, das Behagen zu steigern. Es gab bei den Mahlzeiten, die stets gemeinsam eingenommen wurden, und bei denen eine gelegentliche Verspätung eines oder des anderen der Gäste nicht beachtet wurde,

keinerlei feste Plätze. Nur wer rechts und links vom Kaiser und von dem ihm stets gegenübersitzenden Grafen Eulenburg Platz nehmen sollte, wurde jedesmal ausdrücklich bestimmt, mitunter vom Kaiser persönlich, in der Regel vom Grafen Eulenburg. Aber die Ehre neben dem Kaiser zu sitzen, ist fast allen zu teil geworden, dem Einen häufiger, dem Andern seltener. Natürlich nahm man erst Platz, nachdem der Kaiser sich gesetzt hatte, dann aber ging die Unterhaltung ungeniert von Nachbar zu Nachbar, mit Lachen und Scherzen, oder über ernste Fragen, wie gerade die Stunde es mit sich brachte. Am meisten Reiz aber boten die Unterhaltungen, die nach den Mahlzeiten stattfanden, und bald in größerem, bald in kleinerem Kreise um den Kaiser, der stets den Mittelpunkt bildete, lebhaft hin und her gingen. Die gute Laune und die erstaunliche Lebendigkeit und Weite der Interessen Kaiser Wilhelms wirkten nach allen Seiten hin anregend. Selbst ein glänzender Erzähler, der gern aus dem Schatz seiner persönlichen Erinnerungen Mitteilungen machte, oder eine wissenschaftliche, philosophische oder politische Frage zur Diskussion stellte, liebte es der Kaiser, auch sich erzählen zu lassen und zu debattieren, wobei auch der Widerspruch, der, wie selbstverständlich ist, nicht fehlen konnte, sein Recht fand, ohne je auch nur einen Augenblick der Mißstimmung hervorzurufen. Man hatte durchaus die Empfindung, frei aussprechen zu können, was und wie man dachte und fühlte es durch, daß ein Teil der Herren zu den intimen persönlichen Freunden des Kaisers gehörte.

Für gewöhnlich war gegen $7\frac{1}{2}$ Uhr alles auf Deck, um 8 Uhr fanden die gemeinsamen Freiübungen statt, danach turnte ein Teil der Herren in der mechanischen Turnanstalt, die all die Apparate besaß, welche in unsern renommierten gymnastischen Anstalten zu finden sind, alles mit Elektrizität getrieben. Gleich daneben lag das Zimmer mit dem Apparat für drahtlose Telegraphie, dessen liebenswürdiger Leiter nicht müde wurde, uns die Einrichtung dieser genialen Erfindung zu erklären. In der Tat ein Triumph menschlichen Scharfsinnes in Beherrschung der Natur. Wir sind bis 200 Meilen hinter Scheveningen stets in Verbindung mit der Heimat geblieben, erst als wir uns weiter entfernten, ging schließlich die Fühlung verloren. Die Verbindung mit dem uns begleitenden Friedrich Karl wurde durch Flaggensignale besorgt, die natürlich den Laien unter uns unverständlich waren. Aber wir hatten, den Kaiser als ersten gerechnet, nicht weniger als acht Admirale an Bord. Auch der Vertreter der Hamburg-Amerika-Linie war Seemann, Kapitän von Grumme, ein ehemaliger Flügel-Adjutant Seiner Majestät. Ihm lag die gewiß nicht leichte wirtschaftliche Leitung der Fahrt ob, und ich glaube nicht, daß es

möglich ist, sie besser und liebenswürdiger zu führen, als er es tat. Es ging gleichsam alles von selbst: von der Bedienung in den Kabinen, von denen jedem einzelnen mindestens drei zur Verfügung standen, während für die älteren Herren oder für diejenigen, deren Rang besondere Rücksicht verlangte, förmliche Wohnungen hergerichtet waren, bis zur Leitung von Küche, Keller und Tisch, die das aller erlesenste boten, was ein verwöhnter Gaumen erträumen kann, ja bis zur Versorgung des Tisches und der Kabine jedes einzelnen mit täglich frischen Blumen, aus dem Garten in den hinteren Räumen des Schiffes, der neben den Wunderblumen der Tropen die duftigsten Schätze unserer Frühlings- und Sommerblüten zeigte.

Um 9 Uhr setzte man sich zum ersten Frühstück, um 1 Uhr zum konsistenteren zweiten Frühstück und um 8 Uhr zum Mittagessen. Zwischen 11 und 12 Uhr nachts wurde es still; bis auf die diensttuenden Schiffsoffiziere verschwand alles in den Kabinen, wenn nicht die Schönheit des sternhellen Himmels und der kräftigenden Seeluft noch den Einen oder den Andern auf Deck festhielt. Es war mitunter schwer, sich von dem wunderbaren Reiz zu trennen, den eine Sternennacht auf jeden natürlich empfindenden Menschen ausüben muß: ein Blick von der scheinbaren Unendlichkeit der uferlosen See um uns her, zur wirklichen Unendlichkeit mit ihren Rätselfragen über uns. Aber von solchem Problemen wurde naturgemäß nicht gesprochen; sie gehören auch in eine Gesellschaft nicht hinein, wie sie auf der Hamburg beisammen war, und fallen überhaupt mehr in das Gebiet der Empfindungen, die der Mann in sich verschließt, als daß sie Gegenstand des Gedankenaustausches sein könnten. Einen ernsten Ton brachten die Sonntage durch die vom Kaiser geleiteten Gottesdienste, und da gerade über sie die törichtsten Vorurteile im Umlauf sind, möchte ich einen Augenblick bei ihnen verweilen. Wir haben zwei Schiffsgottesdienste mitgemacht, und der Eindruck, den ich von ihnen mitnahm, war, daß sie notwendig nicht nur in den Zusammenhang dieser herrlichen Reise gehörten, sondern sich auch aus innerer Notwendigkeit für Kaiser Wilhelm als etwas Selbstverständliches darstellten. Es war, nur in größeren Verhältnissen, ein Hausgottesdienst, wie ich ihn als Kind so häufig auf dem Gut eines älteren Verwandten mitgemacht hatte. Für den Sonntag wurde Toilette gemacht, aber alle Herren blieben in ihrem Zivilanzug, im Überrock ohne alle Ordensabzeichen. Eine Ausnahme machte nur der Kaiser. Wir sammelten uns in dem sogenannten Damensalon des Schiffes, der unserer Gesellschaft als Lesezimmer diente. Schon vorher hatten die vereinigten Kapellen der Hohenzollern und der Hamburg ihre Plätze eingenommen; Punkt 11 Uhr erschien der Kaiser. Er stand

vor einem Katheder und gab zunächst an, welches Lied gesungen werden sollte. Beide Mal war es der Lutherchoral, eine feste Burg ist unser Gott. Dann folgte die Verlesung der Liturgie, der Sonntagsepistel und des Sonntagsevangeliums, endlich die Predigt (die erste von Goens, die zweite von Dryander verfaßt) die etwa 15 Minuten dauerte, danach das Vaterunser, und zum Schluß wiederum mit Musikbegleitung die letzten Verse des Chorals. Das Ganze war überaus würdig und eindrucksvoll. Der Kaiser liest ohne jedes Pathos, aber nachdrücklich, so daß man wohl durchfühlt, wie der Stoff ihn innerlich beschäftigt. Auch haben sich wohl nachträglich Gespräche über die Predigt daran geknüpft, aber sie betreffen die rein menschliche, nicht die theologische Seite des Inhalts. Unvergeßlich wird mir bleiben, wie am letzten Sonntag nach der Predigt das Gespräch auf das vielumstrittene Thema Bibel und Babel kam, und Kaiser Wilhelm uns einen etwa halbstündigen Vortrag hielt, der den historischen Zusammenhang der altassyrischen und biblischen Überlieferung zum Gegenstand hatte, und wohl alle, die ihn gehört haben, nicht nur durch die Sicherheit, mit der der Kaiser den doch nicht an der Oberfläche liegenden Stoff beherrschte und durch die Klarheit der Ausführung erfreute, sondern namentlich durch große und freie, ich möchte sagen, historisch lucide Auffassung des Problems.

Geradezu erstaunlich ist das Gedächtnis des Kaisers. Was er erlebt hat, steht ihm so sicher in der Erinnerung, als ob es eben geschehen wäre. Er konnte von Manövern, die er vor Jahren mitgemacht oder geleitet hatte, erzählen, als ob er die Disposition, die Karte und die Namen aller Beteiligten vor sich liegen habe. Er hält, sagte mir einer der Herren seiner nächsten Umgebung, was er gehört oder gesehen hat, „wie mit eisernen Zangen" fest. Und wie reich sind diese Erinnerungen, Kaiser Wilhelm hat uns einmal die Geschichte seiner Kämpfe um die Begründung der deutschen Kriegsmarine erzählt, die Geheimgeschichte, die hinter den Kulissen spielte und von der selbst die anwesenden Admirale nur einen Teil kennen gelernt hatten. Auch das mit allem Detail, als ob die damals eingelaufenen Schriften von ihm eben erst gelesen wären. Man fühlte es durch, wie sehr ihm diese Frage am Herzen lag, und daß keine Kombination denkbar ist, die ihn bewegen könnte, den Ausbau dessen fallen zu lassen, was er mit so viel Sorgen und Arbeit sich und der deutschen Nation erkämpft hat. Was immer und in allem zu Tage trat, war, daß der Kaiser sich mit den Interessen des Reichs absolut identifiziert und daß er die eingehendste Detailarbeit nicht gescheut hat, wo es sich darum handelte, einen schwierigen Stoff ganz zu beherrschen. Es trat

das, um abgesehen von diesen Marineangelegenheiten ein Beispiel anzuführen, besonders lebendig zu Tage, als die Nachricht von der Annahme der Kanalvorlage eintraf und die sich daran knüpfenden Gespräche die Bedeutung der getroffenen Entscheidung und ihre Rückwirkung auf Handel, Industrie und Landwirtschaft betrafen.

Natürlich wurde der Kaiser auch viel durch Geschäfte in Anspruch genommen: Zivil- und Militärkabinett, der Vertreter des auswärtigen Amtes hatten ihre regelmäßigen Vortragsstunden, aber von dieser still nebenhergehenden Arbeit merkten wir kaum etwas. Wir waren ganz frei; jeder konnte seinen Liebhabereien nachgehen und wenn es ihm so gefiel, sich ganz zurückziehen. Abends konzentrierte sich ein Teil der Gesellschaft im Rauchsalon, um Karten zu spielen oder zu plaudern, während der Kaiser, der den Rauchsalon mied, meist auf dem Promenadendeck in lebhaftem Gespräch mit einem oder mehreren der Herren seinen Abendspaziergang machte.

Wo wir landeten, trat für den Kaiser und sein Gefolge die Etikette wieder in ihr Recht. Seine Majestät legte die Uniform des Landes an, das Gefolge erschien in Uniform und Sternen. Wir Gäste dagegen waren auch dann frei, und es stand in unserem Belieben, die Einladungen, mit denen wir beehrt wurden, anzunehmen oder abzulehnen. Der Eindruck, den ich von unserem Aufenthalt auf fremdem Boden gewann, war, daß diese Kaiserreisen doch ihre hohe politische und nationale Bedeutung haben. In Lissabon, das im langen Verlauf seiner Geschichte zum erstenmal einen deutschen Kaiser sah, war der Empfang überaus enthusiastisch und prächtig. Man zog durch die Hauptstraßen wie unter einem Baldachin von deutschen Fahnen und die Kundgebungen der Bevölkerung ließen keinen Zweifel darüber, daß der hohe Gast und seine deutschen Begleiter gern gesehen wurden. Was aber den erfreulichsten Eindruck machte, war das Verhalten der deutschen Kolonie in Lissabon. Die reiche Gastfreundschaft, die sie uns bot, die bezeichnende Tatsache, daß auch die Sozialdemokraten unter der deutschen Arbeiterschaft sich die Ehre nicht nehmen ließen, ihrem Kaiser zu huldigen, der blühende Zustand der Schule und der frische und gesunde Zusammenhang zwischen ihr und dem Pfarrer der protestantisch-deutschen Kirche Lissabons, kurz, der Geist der hier lebendig war, mußte einem deutschen Herzen Freude machen. Es ist überaus charakteristisch, daß uns gewiegte deutsche Kaufleute der Kolonie sagten, der Besuch des Kaisers werde sich für sie auch in geschäftliche Vorteile umsetzen. So wirkt nun einmal die Tatsache, daß der Welt mit Händen greifbar gezeigt wird, daß Deutschland seine in

der Fremde lebenden Kinder nicht vergißt. Wir haben diesen Lissaboner Landsleuten später unseren Dank auf einer Karte geschickt, auf welcher an der Spitze aller übrigen Unterschriften der Name Kaiser Wilhelms stand, ein Erinnerungsblatt, das gewiß einen Ehrenplatz finden wird.

Einen ganz anderen Charakter trug unser Besuch in Tanger. Es war unruhige See, als wir auf der Reede Anker warfen, und die herabgelassenen Boote tanzten auf den Wellen, daß sie zeitweilig von ihnen verschlungen schienen. Das verzögerte unsere Landung, bis mit der steigenden Sonne die Wellen sich etwas legten. Dann fuhr zunächst Kaiser Wilhelm mit Gefolge auf seiner Dampfpinasse der Landungsbrücke zu, wir anderen folgten auf Ruderbooten in kürzeren und längeren Abständen, sodaß ich den Empfang Kaiser Wilhelms durch Mulei Hassan, den Oheim des Sultans, nicht selbst habe sehen können. Aber es soll überaus eindrucksvoll gewesen sein, als er den Kaiser begrüßte. Uns erwarteten, als wir das Land betraten, eine bunte Schar von Marokkanern, deren jeder ein Pferd oder Maultier am Zügel hielt, in der anderen Hand ein Papier, auf welchem in großer Schrift der Name eines von uns stand. So war schnell jedermann beritten, und nun ging es vorwärts durch die Reihen der zu beiden Seiten der Straße aufgestellten marokkanischen Infanterie. Der Sultan hatte seinen Soldaten, dem Tage zu Ehren, neue schwarze Strümpfe und gelbe Pantoffeln verliehen; es waren lauter kräftige braune, zum Teil auch schwarze Gestalten, mit Flinten ältester Konstruktion (Vorderlader mit Zündhut und Ladestock) bewaffnet. Sie schossen unaufhörlich, und danach warf wohl der Eine oder der Andere seine Flinte hoch in die Luft, um die im Wirbel zurückfallende geschickt wieder aufzufangen. Zwischen ihnen und uns ritt Kavallerie in prächtigen Kleidern und Waffen, zum Teil auf Pferden von bewunderungswürdiger Schönheit. Durch die Reihen der Soldaten aber stieß und drängte das Volk, Männer und Knaben, die sich keinen Teil des Schauspiels wollten entgehen lassen. Denn in der Tat, es war ein Schauspiel, wohl wert, gesehen zu werden. In den Häusern der Europäer, an den teppichgeschmückten Fenstern, Kopf an Kopf, jubelnde Zurufe, deutsch, englisch, spanisch, Fahnenschwenken und Wehen mit Tüchern. Auch rote Zettel wurden uns zugeworfen. Sie enthielten auf spanisch die Sätze: Es lebe Kaiser Wilhelm, es lebe die Unabhängigkeit Marokkos, es lebe Spanien! Gewiß ein merkwürdiges Zeugnis dafür, wie wenig populär auch in spanischen Kreisen die von Frankreich geplante „pénétration pacifique“ Marokkos ist. Am Balkon eines der Häuser sah ich eine etwas theatralische Szene. Eine offenbar französische Familie hatte

ihren hübschen, etwa 8jährigen Jungen auf die Balustrade des Balkons gestellt, sodaß es schwer möglich war, ihn zu übersehen. Er trug ein großes Plakat mit der Inschrift: fraternité! Wir hätten in diesem Falle lieber égalité gelesen!

Je weiter wir auf dem Wege zu unserer Gesandschaft vordrangen, desto bunter wurde das Bild. Überall waren die Dächer gedrängt mit buntgekleideten Männern besetzt, auf einem der Dächer aber mögen wohl gegen 400 Frauen, alle in weiß und dicht verschleiert, beieinander gewesen sein. Gewiß die Haremdamen vornehmer Mauren. Die Flintensalven wurden häufiger, jemehr wir uns der Gesandschaft näherten. Als wir anlangten, konnte man einen weiten Platz übersehen, den im Vordergrunde die aus allen Ecken zusammengeströmten berittenen Häuptlinge der Stämme mit ihren Begleitern einnahmen, im Hintergrunde große Infanteriemassen, ein überaus prächtiges und phantastisches Bild, das sich schwerlich je in gleicher Komposition wiederholen wird.

In der sehr geschmackvoll gebauten Gesandschaft fanden wir gastliche Aufnahme. Vom Garten her tönte bald europäische, bald orientalische Musik, und während Kaiser Wilhelm die Deputationen empfing, die auf verschiedene Gemächer verteilt, seiner harrten, ließen wir uns die kalte Küche und die trefflichen Getränke, die für uns bereitgestellt waren, wohlgefallen. Dann kam der Ritt zur Landungsbrücke zurück, die jetzt die Abfahrtsbrücke war. Die Menge hatte inzwischen die Reihen der Soldaten längst durchbrochen, nur langsam Schritt vor Schritt konnten wir vorwärts. In aller Muße konnte man sich noch einmal das Bild einprägen.

So wurde uns der 31. März zu einem unvergeßlichen Tage. Er wird aber auch zu den großen historischen Tagen gerechnet werden müssen, denn der Einritt Kaiser Wilhelms hat die im Prinzip bereits feststehende Verwandlung Marokkos in ein neues Tunis unmöglich gemacht!

Doch das ist Politik und von Politik will ich nicht reden.

Wir haben nach Tanger noch vieles erlebt und gesehen, die märchenhaftschöne Beleuchtung Gibraltars und der prächtigen englischen Kriegsflotte, den Hafen von Mahon und endlich Kap Misenum, das in seinen wechselnden Gestalten das Schiffermärchen von Proteus zu erzählen schien, Ischia, Capri und die unvergleichliche Einfahrt in den Hafen von Neapel. Aber Tanger war der Höhepunkt.

Auf der Hamburg gab es noch eine Reihe herrlicher Tage. Auf Anordnung Kaiser Wilhelms fuhren wir stets so nahe als irgend möglich war und als unser Kurs erlaubte, die Küsten entlang, so daß das

wechselnde Landschaftspanorama voll genossen werden konnte. Auch für einen Photographen an Bord war gesorgt, dessen Aufnahmen uns die Erinnerung an all diese Genüsse lebendig halten soll. Auch einige der Gäste hatten zum Teil ganz hervorragende Apparate an Bord mitgenommen, und ihre Augenblicksbilder haben die Gesellschaft in ihren ewig wechselnden Gruppierungen, so wie der Moment es brachte, verewigt. Einmal lud uns der Kaiser zu einer kinematographischen Aufführung, die vortrefflich gelang: es war die Eröffnung des neuen Doms und ein Seemanöver im Hafen von Kiel. Ein großer Teil der damals Mitwirkenden war unter den Zuschauern, und das gab zu manchem Lachen fröhlichen und harmlosen Anlaß.

Dann aber kam das Ende. Bei der letzten Mittagstafel trank der Kaiser auf das Wohl seiner Gäste: auf das Zentrum, den rechten und den linken Flügel. Die in ihren Überraschungen unermüdliche Leitung der Hamburg-Amerikalinie hatte uns in prächtigem Einbande als Erinnerung die verschiedenen Menus der Reisetage verehrt. Man ließ das letzte Menu zirkulieren, die Unterschriften zu sammeln. Auch der Kaiser hat über 40 mal seinen Namenszug hergegeben, ein Andenken, das keiner der Teilnehmer ohne die Empfindung aufrichtigsten Dankes betrachten wird.

Am 5. April stiegen wir in Neapel an Land. Der letzte Abend war noch bis spät in die Nacht in fröhlichem Beisammensein, der Kaiser mitten unter uns, hingegangen. Nun mußte geschieden werden.

Ich glaube nicht, daß je ein anderer Monarch so sehr anderen zur Freude zu reisen verstanden hat, wie Kaiser Wilhelm.

Wort und Werkzeug.

Von

Dr. ing. h. c. Max von Eyth.

II.

Unter Werkzeug verstehen wir nunmehr nicht bloß einfache Dinge wie Hammer, Bohrer, Säge und dergleichen, sondern alle jene Hilfsmittel, mit denen der Mensch von heute auf die stoffliche Welt einwirkt, um sie so zu gestalten, daß sie einem gewollten Zweck entspricht. Es gehören deshalb nicht bloß Geräte und Maschinen hierher, sondern auch technische Verfahren aller Art, nicht bloß Vorrichtungen, die dem Stoff eine andere Form und Beschaffenheit geben, sondern auch solche, die Orts- und Bewegungsänderungen hervorrufen oder andere, die auf unsere Sinne gewisse beabsichtigte Wirkungen ausüben; kurz das ganze große Gebiet der Mittel, mit denen der Mensch seine körperliche Umwelt in zweckdienlicher Weise beeinflußt und beherrscht.

Um das Wesen dieser Mittel festzustellen, müssen wir vor allem die Frage beantworten: „Wie entsteht ein Werkzeug?“ wobei natürlich diese Frage nicht so zu verstehen ist: wie wird eine von tausend Sägen oder Dampfmaschinen angefertigt, sondern: auf welche Weise ist die erste Säge, die erste Dampfmaschine entstanden?

Diese Dinge werden erfunden, ist die prompte Antwort.

Aber was ist erfinden? Wie entstehen Erfindungen? Was ist die treibende Kraft, welches sind die Wege, die zu einer Erfindung führen?

Hierüber wurden gar mannigfache Mutmaßungen aufgestellt, von denen die meisten von Theoretikern ausgingen, die allzusichtlich dem wirklichen Erfinden ferne standen. Professor Kapp, einer der wenigen, die der Technik von philosophischer Seite näher zu treten suchten, sieht im Erfinden ein instinktives Streben des Menschen, seine angeborenen körperlichen Eigenschaften, die Stärke des Arms, die Kraft des Faustschlags, die Schärfe des Gebisses durch geborgte Hilfsmittel zu verstärken oder, wie er es nennt, diese körperlichen Eigenschaften in die Außenwelt zu projizieren. Natürlich versagt diese Erklärung sehr bald, selbst bei den einfachsten Erfindungen der Vorzeit, wie der des Feueranzündens

oder von Pfeil und Bogen. Für die Erfindungen unserer Tage ist sie völlig wertlos.

Die Not macht erfinderisch, sagt ein altes Sprichwort, das heute noch vielen einleuchtet. Es gibt jedoch nicht nur keine genügende Erklärung der Tatsachen, die wir um uns beobachten können, es steht zumeist in schreiendem Widerspruch mit denselben. Wenn es richtig wäre, so müßten Eskimos und Feuerländer, welche die Not des Lebens am schwersten drückt, die erfindungsreichsten Völker sein. Wir wissen, daß das Gegenteil der Fall ist. Auch läßt sich an zahllosen wohlbekannten Beispielen zeigen, daß nicht die Not es ist, die die großen Erfindungen der Menschheit gefördert oder gar hervorgebracht hat, daß im Gegenteil die Erfindungen immer die größte Not hatten, sich einer widerstrebenden, selbstzufriedenen Welt aufzudrängen.

Wenn nicht die Not, so ist jedenfalls das Bedürfnis, das Erfindungen hervorruft, eine dritte Erklärung ihres Entstehens. Auch sie ist kaum weniger falsch. Dabei ist es unschwer, zu verstehen, wie sich der Glaube an die erfinderische Kraft des Bedürfnisses festzusetzen vermochte. Nehmen wir ein Beispiel aus der jüngsten Vergangenheit. Unser ganzes modernes Leben ist undenkbar ohne Eisenbahnen. Sie sind heute ein Bedürfnis der Zeit in einem Grade, der von keinem zweiten Lebenselement der Gegenwart übertroffen wird. Als aber vor noch nicht achtzig Jahren Stephenson seine erste Lokomotive auf Schienen stellte, wollte kein Mensch etwas von Eisenbahnen wissen, und die größten Kämpfe, eine heroische Geduld und Charakterstärke waren erforderlich, um der Welt das Bedürfnis aufzudrängen. Wir vergessen unglaublich schnell, nachdem sich eine große Erfindung Bahn gebrochen, welche Verhältnisse sie umgaben, als sie das Licht der Welt erblickte.

Ein großer Erfinder soll des weiteren der Zufall gewesen sein und zahlreiche Geschichtchen werden erzählt, dies zu beweisen. Der Zufall ist ein gar zu bequemes Auskunftsmittel der Trägheit, die die Mühe scheut, den Dingen auf den Grund zu gehen. Der Zufall hat noch nie etwas erfunden, wenn ihn nicht ein erfindungsreicher Kopf aufgegriffen und daraus eine Erfindung gemacht hat. Man könnte ebensogut das Holz, aus dem das Modell einer neuerdachten Maschine angefertigt wurde, ihren Erfinder nennen; es war auch erforderlich, um sie ins Leben zu rufen. Als klassisches Beispiel einer Erfindung des Zufalls dient die Erzählung von Berthold Schwarz und dem Schießpulver. Aber war es Zufall, daß der suchende Mönch Kohle, Salpeter und Schwefel mischte, wie vermutlich hundert andere Stoffe zuvor? — Nein, es war der Trieb des

Forschens, der im Menschengeist und auf dem weiten Erdenrund nur im Menschengeist steckt. War es Zufall, daß die Mischung explodierte? Nein, es war ein chemischer Vorgang, der mit Naturnotwendigkeit erfolgen mußte. War es Zufall, daß sich die kleine Katastrophe zu einer Erfindung auswuchs, die eine Umwälzung in der Weltgeschichte, den Übergang vom Mittelalter in die Neuzeit, anbahnen half? Nein, es war wieder der menschliche Geist, der das Ereignis weiter verfolgte und in seine Dienste zwang. — Oder erinnern wir uns an die chinesische Sage von der Erfindung der Schrift, an den Mandarinen, der sich „zufällig" am Meeresufer erging und im Sand die Fußspuren der Strandvögel betrachtete. Wenn ich jedem dieser wunderlichen „zufälligen" Zeichen eine Bedeutung beilegte, würde ich morgen wieder wissen, was ich heute gedacht habe, sagte sich der kluge Mann. War der Zufall, der ihn an den Strand geführt hatte, der Erfinder? Sicherlich nicht. Tausende von Chinesen waren seit Urzeiten hinter den Zehenspuren von Strandvögeln hergegangen und hatten nichts dabei erfunden. Der Erfinder war der zündende Gedanke im Geist des Mandarinen, der die Zehenspuren mit Worten in Verbindung zu bringen wußte, und die darauf folgende lange, mühevolle Arbeit, welche diesem Gedanken in seiner weiteren Entwicklung körperliche Form gab.

Endlich soll der Spieltrieb dem Menschen Erfindungen zuführen. Auch Tiere haben diesen Spieltrieb und nie etwas erfunden. Auch frage man den ersten besten Erfinder, wie weit ihn sein Spieltrieb auf der rauhen Bahn geführt hat, deren Prüfungen keiner großen Erfindung erspart bleiben.

Nein! Nicht das Bestreben, seine angeborenen Eigenschaften „in die Außenwelt zu projizieren", nicht die Not, nicht das Bedürfnis, nicht der Zufall, nicht der Spieltrieb haben den Menschen zum Erfinder gemacht, es ist der schöpferische Drang des Geistes, die Lust am Zeugen, die Freude am Erschaffen. Es ist dieselbe Kraft, die den Künstler und Dichter ohne Not, ohne Bedürfnis, aber unwiderstehlich zu seinem Schaffen zwingt, der Prometheusfunke, der im Menschen lebt, das Göttliche in uns, das das Tier zum Menschen macht, und dem Menschen seine Gottähnlichkeit gegeben hat.

Helmholtz, der große Physiker, beschreibt in höchst charakteristischer Weise den Seelenzustand, der nach seiner persönlichen Erfahrung zur Entdeckung neuer Naturgesetze führt, den dunkeln, unruhigen Drang zu schaffen, das halb unbewußte Spielen der Phantasie, das Auftauchen unzusammenhängender Erinnerungen und abgerissener Gedanken; dann plötz-

lich das Erblicken eines Auswegs, eines Lichts im Halbdunkel, das von keinem Willen abhängig zu sein scheint, das aus einer Richtung kommt, an die der Entdecker den Augenblick zuvor nicht entfernt gedacht hatte. Und nun die jubelnde Freude, wenn das Licht mit jedem Augenblick heller und klarer wird und schließlich die das ganze Wesen des Mannes durchzitternde Gewißheit: Hier ist wieder einmal eine neue Wahrheit gefunden!

So schaffen große Entdecker; so und nicht anders blitzt in großen Erfindern der schaffende Gedanke auf; so entstehen die Werke gottbegnadeter Dichter. Es ist in all diesen Fällen das Schaffen des Geistes von etwas Neuem, noch nicht Dagewesenem, das Zeugen aus einem dunkeln, unerklärlichen Urgrund, das wir wie ein Entstehen aus dem Nichts empfinden, jenes Schaffen, das den Menschen von Anfang an zum Ebenbild des Schöpfers gemacht hat. Es ist reine, unverfälschte Geistesarbeit, wenn es je einen arbeitenden Geist gegeben hat.

Der Geistesblitz, ohne den eine Erfindung nicht denkbar ist, genügt allerdings nicht, um sie zu dem zu machen, was wir allein eine solche nennen sollten. Bleibt sie auf dieser Stufe stehen, so ist sie eine wesenlose Regung des Seelenlebens, wie deren tausende täglich durch Millionen Menschengehirne schwirren. Gedanken dieser Gattung beziehen sich auf die körperliche Welt, die des Menschen Wirkungskreis ausmacht. Gewinnen sie nicht körperliche Form, so sind sie jeder Bedeutung bar. Die Materialisierung des Gedankens erfordert nicht nur weitere, oft intensive Gedankenarbeit, sondern einen Kampf mit Hindernissen und Schwierigkeiten, an denen schon Hunderte von Erfindungen zeitweise gescheitert, nicht wenige Erfinder zugrunde gegangen sind.

Der weitere Verlauf der Sache ist gewöhnlich der folgende: Zunächst bemüht sich der Erfinder, seinen Gedanken in Form eines Modells darzustellen. Schon hierbei stößt er auf oft ungeahnte Hindernisse, die das Schillersche Wort: „Leicht beieinander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Dinge" in buchstäblichem Sinn genommen richtig kennzeichnet. Dann folgt die Ausführung im Großen, die von neuen Schwierigkeiten umgeben ist und die Zeit, die Arbeit, die Geduld und vor allem die Geldmittel des Erfinders bis auf den Grund erschöpfen kann. Endlich gilt es, die letzte Stufe einer werdenden Erfindung zu erklimmen und einer widerstrebenden Welt ihre Anwendung aufzudrängen; denn nichts ist falscher als die Vermutung, daß die Menschheit neue Erfindungen freudig begrüße. Sie mögen später von unberechenbarem Werte sein, für den Augenblick stören sie zahllose be-

haglich blühende Interessen, bedrohen vielleicht tausende von „berechtigten Existenzen". Jedermann hat von den oft tragischen Leidensgeschichten großer Erfinder gehört, die ihr Ziel nie erreicht hätten, wenn sich nicht mit der Genialität des ersten Gedankens eine Charakterstärke verbunden hätte, die oft genug bis zum Brechen geprüft wurde. All diese Stadien der Entstehung des Werkzeugs, die sich gar häufig im Schlamm des materiellen Lebens abspielen müssen, erfordern Eigenschaften von Geist und Herz: Hoffnungsfreudigkeit, Geduld, Entsagung, Willensstärke, wie sie sich nur in seltenen Fällen bei einem Menschen zusammenfinden.

Werfen wir zum Beweis für das Gesagte nur einen flüchtigen Blick auf zwei der wichtigsten Erfindungen der Menschheit: eine, die wir in ihrer ganzen Entwicklung deutlich vor Augen haben: die Umwandlung von Wärme in Kraft, welche zuerst die Dampfmaschine ermöglichte, und eine andere, deren schlichte Geschichte wir uns im tiefsten Dunkel der Vorzeit zurecht legen müssen: die des Feueranzündens, bei dem das umgekehrte Verfahren: die Umwandlung von Kraft in Wärme, zum Ziel geführt hat.

Zweihundert Jahre vor Christus soll Archimedes zu Syrakus versucht haben, Geschosse mittelst Dampf zu schleudern, achtzig Jahre später gebrauchte Heron von Alexandrien das Ausströmen des Wassergases aus einer erhitzten Kugel zu physikalischen Spielereien, von denen noch Vitruv 150 Jahre nach Christus zu erzählen weiß. Das waren Keime, die Hunderte von Jahren im Geist der Menschheit schlummern können, ehe sie aufs neue Lebenszeichen geben. Erst im 17. Jahrhundert regte sich der Gedanke mit einem Male an verschiedenen Punkten wieder. In Deutschland, in Frankreich, in England und selbst in Spanien finden wir Physiker damit beschäftigt, die Natur des Wasserdampfs zu studieren und seine Anwendung zu verschiedenen Zwecken vorzuschlagen, ohne jedoch irgendwelche nutzbare Verwendung mehr als ahnen zu können. Erst Papin, ein Franzose, der die Werkstätte seines Geistes in Deutschland und England aufgeschlagen hatte, ein Gelehrter mit regem Sinn für praktische Betätigung fand die erste Form, die den Gedanken zur größten Erfindung des folgenden Jahrhunderts gemacht hat. Zu Anfang war sein Dampfkessel nur ein Kochapparat mit einem Sicherheitsventil, der ihm zeigte, was Dampfspannung und Kondensation bedeuten. Dazu kamen seine Studien über Luftleere und atmosphärischen Druck, und aus beiden entstand die erste brauchbare Dampfmaschine, eigentlich eine Luftdruckmaschine, deren Kolben durch den Luftdruck niedergedrückt wurde, nachdem Dampf im Zylinder von nicht viel mehr als atmosphärischer

Spannung kondensiert war. In vollem Maße hatte Papin die bittern Erfahrungen aller großen Erfinder durchzukosten: die Unmöglichkeit, seinem überströmenden Gedankenreichtum Gestalt zu geben, den Widerstand, den Neid, auch den Wettbewerb anderer, der keineswegs immer auf Bosheit beruht und sich peinlich geltend machte, sobald seine Maschine praktische Verwendbarkeit zu zeigen begann. Das Radschiff, von dem er geträumt hatte, es mit einer seiner Feuermaschinen treiben zu können, und das er nach England zu bringen suchte, weil ihm in Deutschland die Mittel zur Verfolgung seiner Pläne versagt blieben, wurde von den Schiffern der Weser in Stücke geschlagen, die den künftigen Wohltäter der Menschheit dadurch unschädlich zu machen hofften. Papin selbst starb in England in bitterer Not, man weiß nicht genau, weder wann noch wo. Doch seine Gedanken kämpften weiter, vor allem in England, das eine große industrielle Zukunft zu fühlen begann, die weniger auf der Genialität seiner Erfinder, als auf der zähen Ausdauer ihres englischen und schottischen Charakters beruhte. Denn nirgends zeigt sich so wie in der Geschichte der Dampfmaschine, daß nicht Genialität allein, sondern Charakter Erfindungen macht und zur Reife bringt. Ein Jahrhundert lang dauerte der harte Kampf mit nur bescheidenen Erfolgen auf Seite des Fortschritts. Die Namen Savery, Newcomen, Potter, Hornblower, Smeaton bezeichnen eine langsame Weiterentwicklung voll hoffnungsvoller Phantasien und Pläne, gefördert von einer Reihe anderer Erfindungen auf dem Gebiete der Behandlung der Metalle und der Werkzeugmaschinen, die erforderlich waren, um die „Feuermaschine" jener Zeit bauen zu können. Bezeichnend ist auch, daß das 17. Jahrhundert schon eine richtigere Bezeichnung der neuen Kraftmaschine gefunden hatte als das 19., das sie uns fertig vor Augen stellt; denn ihr treibendes Element ist ja nicht der Dampf, sondern das Feuer, die Wärme, während der Wasserdampf nur eine vermittelnde Rolle spielt.

Nun erst erschien James Watt, der größte und merkwürdigste dieser Reihe bedeutender Männer. Seine Genialität paarte sich mit der hoffnungsfrohen Ausdauer, die erforderlich war, um der Neuzeit die Dampfmaschine zu schenken. Ein Leben voll Arbeit und Mühe krönte endlich ein Werk, das mehr als ein Jahrhundert der Vorarbeiten gekostet hatte. Aus der Papinschen Luftdruckmaschine erwuchsen der Reihe nach die Wattsche Niederdruck- und Kondensationsmaschine, die Hochdruckmaschinen, die Expansionsmaschinen, die Verbundmaschinen, die Maschinen mit überhitztem Dampf und die Dampfturbinen der jüngsten Zeit; jede dieser Stufen das Ergebnis eines zündenden Gedankens und zahlloser

mühevoller Versuche. Ein weiteres Jahrhundert und die Lebensarbeit eines Evans, eines Fulton, eines Stephenson, eines Wolf, eines Corliß und von hundert andern war nötig, um in der Dampfmaschine, ihrer hundertfältigen Anwendung entsprechend — als Triebkraft der Fabriken, als Lokomotive und Dampfschiff für das Verkehrswesen, als Lokomobile in der Landwirtschaft — ein Werkzeug zu schaffen, das heute eine der ersten Rollen im Leben der Menschheit spielt. In ihm sehen wir nach zwei Jahrhunderten der Entwicklung — von der stöhnenden Wasserhebemaschine Papins bis zu den riesigen, lautlos arbeitenden Verbundmaschinen unserer Elektrizitätswerke, — ein Erzeugnis von schöpferischer Kraft, von Gedankenarbeit, von Willensstärke, über das sich kein zweites, auf welchem Gebiet des Geisteslebens wir auch suchen mögen, zu stellen vermag.

Nun ein Gegenstück hierzu: Wie haben wir uns eine der allererſten Erfindungen des äußerlich halb tierischen Menschen vorzustellen, welche uns eines der wichtigsten, das Menschengeschlecht buchstäblich rettenden Verfahren, die Kunst des Feueranzündens, geschenkt hat?

Es ist hierüber schon mannigfach nachgedacht und viel fabuliert worden. Ein zufällig entstandener Waldbrand, der Blitz, vulkanische Erscheinungen sollten dem Urmenschen den Nutzen des Feuers nahe gelegt und ihm schließlich das Anzünden beigebracht haben. Ein gelehrter Herr stellte sogar die Hypothese auf, daß sich zwei vom Winde bewegte Baumzweige bis zur Entzündung an einander gerieben und so dem Menschen gezeigt haben könnten, wie man Feuer macht. Wer je eine Zigarre in der Zugluft angezündet hat, weiß, wie wahrscheinlich diese Vermutung ist. All diesen Erklärungsversuchen liegt das Bestreben zugrunde, den Urmenschen so tierisch und so dumm als möglich hinzustellen. Er war es, so weit sein Mangel an Erfahrung in Betracht kommt, er war es wahrscheinlich nicht bezüglich der Initiative seines Denkens; denn auch heute noch wird die letztere nicht gefördert durch vieles Wissen. Und wenn er wirklich ein so einfältiges, mühselig denkendes Geschöpf war: mußten ihn nicht Waldbrände, vulkanische Ausbrüche, Blitze mit Schrecken erfüllen, wie es bei wilden Tieren heute noch der Fall ist? War es denkbar, daß er sich zitternd vor Furcht bemüht hätte, diese Schreckenserscheinungen nachzubilden? — So ist die Erfindung des Feueranzündens nicht zu erklären.

Dagegen läßt sich der Vorgang in anderer Weise nicht unschwer begreifen, obgleich er in die älteste, dunkelste Vorzeit des Menschengeschlechts zurückverlegt werden muß; denn verkohlte Reste von Feuer-

stätten gehören zu den ersten Spuren, die wir von seinem Dasein kennen. Das Schleifen und Bohren von Steinwerkzeugen bezeichnet schon eine zweite Stufe seiner technischen Tätigkeit, denn es ist ganz undenkbar, daß der Mensch damit anfing, derartige Arbeiten am härtesten, schwierigsten Material vorzunehmen. Die ersten Versuche dieser Art sind ganz sicher in die älteste Holzzeit zurück zu verlegen. Wie gebohrt wurde, sehen wir an den Resten halb durchbohrter Steinbeile: man drehte einen Knochen unter scharfem Druck auf der Stelle hin und her, wo das Loch entstehen sollte, und dieses Drehen mag mittelst einer gespannten Sehne bewirkt worden sein, die um den Knochen geschlungen und hin und her gezogen wurde, wie es von wilden, rückständigen Stämmen noch heute geübt wird. Auch kann dies recht wohl schon in den Jahrtausenden geschehen sein, in denen der Mensch das Feuer noch nicht kannte und die mildere Temperatur vor der ersten Vereisung dessen Gebrauch nicht erforderte. Die kältere Zeit aber kam heran, darüber ist kein Zweifel mehr. Nun eine Annahme, die wir fast als eine Gewißheit aufstellen dürfen! Ein aufgeweckter Junge dieser Zeiten ist an einem kühlen Morgen damit beschäftigt, ein Loch in ein hölzernes Werkzeug zu bohren. Er fühlt zum erstenmal mit Erstaunen an der Bohrstelle eine wohltuende Wärme und bemerkt überdies, daß sich die Empfindung verstärkt, je länger, je rascher er bohrt. Dies steigert, wenn auch nur aus Neugier, seine Tätigkeit, und plötzlich bemerkt er, daß der Holzstaub unter dem Bohrer zu rauchen anfängt. Würde nicht jeder aufgeweckte Junge heutigen Tags unter ähnlichen Umständen wie wütend weiter bohren? So machte es sicherlich auch der Bursche vor Jahrtausenden, denn er war ein Mensch wie wir, mit demselben Trieb zu forschen, zu entdecken, zu erfinden, zu schaffen. Ein Flämmchen erscheint, nicht in der Form eines erschreckenden Waldbrandes, eines zündenden Blitzes, eines vernichtenden vulkanischen Ausbruchs, sondern mild, wärmend, wohltuend. Der Junge, außer sich vor Freude, ruft seine Vettern und Bekannten herbei. Alle freuen sich, wärmen sich, versuchen, die Wundererscheinung selbst hervorzurufen. Das Feuerbohren ist erfunden.

Wir brauchen bei dieser Erklärung nicht am Bohrer festzuhalten. Das Abschleifen von Holzstücken, ähnlich dem späteren Abschleifen von Steinwerkzeugen kann zum Feueranzünden geführt haben. Auch mag sich das Ereignis nicht einmal, sondern hundertfach, überall wo Menschen wohnten, wieder und wieder abgespielt haben, wie auch andere Erfindungen manchmal gleichzeitig, manchmal zu verschiedenen Zeiten an weit entfernten Orten auftreten. Doch war es überall, genau wie bei der Dampf-

maschine, nicht der Zufall, nicht die Not und das Bedürfnis, nicht einmal der Spieltrieb, der diese unberechenbar wichtige Erfindung der Menschheit gegeben hat, sondern zunächst die Anwendung vorausgehender technischer Verfahren, welche als Anreger dienten, sodann — und hier liegt der Kernpunkt — die Neugier, der Forschungstrieb im Geist des Jungen, und schließlich eine unvermeidliche Naturnotwendigkeit, welche durch die Beharrlichkeit, durch den Willen des Jungen hervorgerufen wurde. Damit trat ein physikalisch-chemischer Vorgang ein, welchen der Mensch erst Jahrtausende später zu verstehen und erklären zu können glaubt: die Umwandlung von Kraft in Wärme und die durch sie eingeleitete Oxydation der Kohle.

Diese zwei so weit auseinanderliegenden Beispiele, an die sich hundert andere ähnlicher Art anreihen ließen, mögen genügen, zu zeigen, daß das Werkzeug in keiner andern Weise entsteht, als durch intensive Geistesarbeit, die oft halb unbewußt, häufig aber auch mit vollem Bewußtsein und mit Aufbietung aller Kräfte in Tätigkeit tritt. Das erstere war zweifellos der Fall in jener Urzeit, in der es sich um die einfacheren, deshalb aber nicht weniger wichtigen Aufgaben der Technik handelte. Heutigentags tritt der Mensch in den meisten Fällen vollbewußt an ein neues technisches Problem heran. Dabei steht ihm eine überreich gefüllte Vorratskammer des Wissens und Könnens früherer Jahrhunderte zur Verfügung, in der er nach passenden Hilfsmitteln zu greifen vermag. Überdies ist das Erfinden wissenschaftlicher geworden. Eine Reihe klarer, unumstößlicher Gesetze zeigt ihm den Pfad nach einem vorgesteckten Ziel und hindert ihn, allzu phantastische Irrwege einzuschlagen. Immer aber ist es auch heute noch der Geistesblitz, der uns den Keim einer wirklichen Erfindung schenkt, und die Willenskraft desselben Geistes, welche die Frucht zum Reifen bringt. (Schluß folgt.)

In Notwehr!

Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der Aufstände in Deutsch-Südwestafrika und zur Frage der Entschädigung der beraubten Ansiedler

von

C. Ohlsen,

Farmer auf Ohlsenhagen, Distrikt Gobabis, Deutsch-Südwestafrika.

I.

Der im Januar 1904 anscheinend so überraschend und gegen alle Berechnung erfolgte Ausbruch des Herero-Aufstandes, die tierische Wut und der rasende Haß der Rebellen gegen alles, was Deutsch war, haben seinerzeit zu einer Flut von Vermutungen und Kombinationen in der Tagespresse und der Kolonial-Literatur geführt über die Frage, wen die Schuld an dem Aufstande träfe.

Die telegraphischen Meldungen der Landesbehörde aus Deutsch-Südwestafrika, die in den ersten Wochen und Monaten des Aufstandes eintrafen, ließen den Versuch erkennen, dies Dunkel zu erhellen, und die Berichte einiger Missionare, Männer, von denen man im allgemeinen annahm, daß sie die besten Kenner der Völker seien, in deren Bereich sie das Christentum zu verbreiten suchten, ergänzten die Meldungen des Gouvernements dahin, daß der Hauptteil der Schuld auf seiten der Weißen, und zwar der sogenannten Feldhändler und Farmer, läge.

Das überraschte zwar in Deutschland, denn bis dahin hatte man von Beschwerden des Gouverneurs über die weiße Bevölkerung nichts gehört, aber man mußte doch wohl oder übel daran glauben. Der Gouverneur hatte stets in seinen amtlichen Berichten die Lage als durchaus friedlich hingestellt. Er hatte in Berlin gesagt, er wolle jedem seiner farbigen Untertanen sein Haupt in den Schoß legen. Wie durfte man da vermuten, daß die Herero, diese friedlichen Bürger des Schutzgebietes, wie sie jahrelang von dem Gouverneur geschildert wurden, so plötzlich und ohne jeden besonderen Grund Unmenschliches und Unheilvolles planen konnten? Im Lande selbst war man allerdings in den breiten Massen der weißen Zivil-Bevölkerung, aber auch der Offiziere und Beamten seit Jahren ganz anderer Meinung gewesen als der Gouverneur. Aber die Stimmen der sogenannten Schwarzseher verhallten ungehört, d. h. die Stimmen der durch längeren Aufenthalt landeskundigen Offiziere, Beamten, Kaufleute, Farmer und Händler, von denen viele seit langem mitten unter den Herero lebten und dieses Volk als eine blutdürstige, mordlustige und rachsüchtige Rasse zu verschreien und vor ihnen

zu warnen sich vermaßen. Über ihre Berichte war jedoch der Gouverneur längst und in jedem Falle immer wieder zur Tagesordnung übergegangen.

Wer die Geschichte des Schutzgebietes seit dem Jahre 1895 aufmerksam verfolgt, der wird in der Entwicklung der Ereignisse immer wieder das herausfinden können, daß eine furchtbare Verschleierungs-Politik in diesen Jahren jede Handlung des Gouvernements kennzeichnet. Es ist das fortgesetzte Bestreben, koste es auch, was es wolle, wenigstens im äußeren Frieden mit den Eingeborenen auszukommen. Es ist das Bestreben, dem der Gouverneur Leutwein bei seinem Eintreffen in Hamburg vor einigen Monaten Ausdruck gegeben hat, wenn er sagte, er habe zwar immer den Aufstand kommen sehen, aber er habe geglaubt, für seine Person noch mit den Eingeborenen in Frieden auskommen zu können, d. h. mit anderen Worten, daß er seinem Nachfolger ein Erbe zurücklassen wollte, das für diesen ein fürchterliches sein mußte.

Diese Politik den Eingeborenen gegenüber hat in einem Dezennium dazu geführt, daß die Farbigen aller Rassen die Achtung vor dem weißen Manne verloren.

Unter dem Major von François, im Jahre 1894, war diese Achtung noch vorhanden. Seine starke, gleichmäßige Politik, sein ernstes Auftreten, sein Abweisen jeder unziemlichen Vertraulichkeit der Eingeborenen machten ihn, trotzdem er ja nur in der letzten Zeit über geringe Machtmittel (300 Mann) verfügte, zu einem angesehenen und einflußreichen Manne, weit über die Grenzen seines wirklichen Machtbereichs hinaus. Ganz anders wurde es aber in den Jahren von 1894 an. Die Eingeborenen gewöhnten sich allmählich daran, den weißen Mann zuerst mehr und mehr als ihresgleichen, dann sogar als minderwertig zu betrachten, aber nicht etwa, wie man vielleicht annehmen könnte, durch die vermehrte Einwanderung von Weißen und dadurch, daß die Eingeborenen vertraulicher mit diesen wurden, sondern lediglich durch die beispiellose Schwäche des Gouverneurs ihnen gegenüber, die auch von englischen Zeitungen in Südafrika mit Hohn überschüttet und gegeißelt worden ist. Denn wenn die Engländer auch vor aller Welt die „Milde" als den leitenden Gedanken ihrer Kolonialpolitik ausgeben, so weiß doch jedermann, wie meine englischen Geschäftsfreunde lächelnd bestätigten, daß dieses nur ein Deckmantel ist. Besonders in Südafrika, wo es einerseits galt, einen Gegensatz zu der Eingeborenenpolitik der Buren zu schaffen, wo aber andererseits und in Wirklichkeit die englische Kolonialpolitik die Kluft zwischen Weiß und Schwarz zu einer ebenso unüberbrückbaren gemacht hat, wie es die Politik der Buren zu allen Zeiten tat.

Unser Schutzgebiet ist heut um mehr als 10 Jahre in seiner wirtschaftlichen Entwicklung zurückgebracht worden. Mit Sicherheit kann man erwarten, daß 200 Millionen Mark für die militärischen Expeditionen gerade ausreichen werden, eine Summe, die eine zielbewußte, stetige, weisere Eingeborenenpolitik entbehrlich gemacht hätte und mit der man, wenn man sie zu einer wirtschaftlichen Hebung des Schutzgebietes hätte verwenden können, enorme Fortschritte machen konnte.

Man kann mit voller Berechtigung sagen, und alle Kenner des Landes und der politischen Verhältnisse bestätigen es, daß der Gouverneur, wenn er auf die zahlreichen Warnungen, die ihm fortgesetzt zugingen, geachtet und sie nicht mit Hohn und Spott beantwortet hätte, den großen Aufständen durch eine allmähliche Entwaffnung der Eingeborenen hätte vorbeugen können.

Wenn der Gouverneur Leutwein seit dem Ausbruch des Hereroaufstandes oft zu seiner Verteidigung ausgeführt hat, daß der Reichstag ihm niemals die Mittel bewilligt haben würde, um durch eine den Verhältnissen angemessene Verstärkung der Schutztruppe seit 1895 einer solchen allmählichen Entwaffnung der Eingeborenen näher zu treten, so hat fast die gesamte deutsche Presse darauf hingewiesen, daß er es zum wenigsten auf einen Versuch hätte müssen ankommen lassen. Wie dieser Versuch ausgeschlagen wäre, wenn der Gouverneur unter eingehender Darlegung der immer gefährlicher sich gestaltenden politischen Verhältnisse und gestützt auf die Meinung der weißen Bevölkerung des Landes, endlich aber unter der Erklärung, daß er im verneinenden Falle von seinem Posten zurücktreten würde, bei der Kolonialabteilung energisch versucht hätte, diese Frage zu lösen, kann heute nicht übersehen werden. Festzustellen ist nur, daß er diesen Versuch in der Tat niemals gemacht hat, obwohl er, wie er selbst zugab, eine Katastrophe kommen sah.

Das unschuldige Blut aber, das vergossen worden ist, das Eigentum so vieler Deutscher, das vernichtet wurde, und endlich der gute Klang des deutschen Namens, der in der Kolonialpolitik Südafrikas erschüttert wurde, fordern eine gerechte und scharfe Untersuchung dieser Fragen. Ein gerechtes Urteil kann aber nur gefällt werden, wenn die Leute gehört werden, die jahrelang unter den Eingeborenen Südwestafrikas gelebt haben und diese Völker kennen.

Nirgendwo in der Welt liegen die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse schwieriger als in einer Siedelungskolonie, in der unter starkbewaffneten Eingeborenenstämmen weiße Einwanderer sich niedergelassen haben. Werden in solchen Kolonien die ersten Siedler nicht durch eine ihnen wohlwollende Regierung und eine energische Politik derselben geschützt, so wird das Leben der weißen Zivilbevölkerung zu einem dauernden Tanz auf einem Pulverfaß.

Gelingt es aber den Eingeborenen, so furchtbare Aufstände, wie der der Herero und Hottentotten, unter den Augen der Regierung vorzubereiten und überraschend loszubrechen, so ist das Vertrauen auf den Schutz der Regierung, ohne das es keine weißen Ansiedler im Lande gäbe, auf das bitterste getäuscht worden. Dieses Vertrauen der Bevölkerung zur Regierung war aber in Südwestafrika zu Beginn des Jahres 1904 gar nicht mehr vorhanden. Denn die zumeist sich aus Deutschen zusammensetzende Bevölkerung des Landes hatte es, wie gesagt, jahrelang hindurch mit ansehen müssen, wie der Gouverneur in Nichtachtung und Verneinung der furchtbaren, durch die bis an die Zähne bewaffneten, mächtigen Eingeborenenstämme dem Schutzgebiet drohenden Gefahr, keine der zahlreichen sich darbietenden Gelegenheiten ausgenutzt hatte, um die unter seinen Augen fortdauernd wachsende Bewaffnung und die damit erstarkende Widerstandsfähigkeit der Eingeborenen zu hindern.

Die Gelegenheit, einen Teil der Eingeborenen entwaffnen zu können, hat sich aber nach den größeren und kleineren Kriegen seit 1895 oft geboten, so nach dem gegen die Ovambandjeru und Kauas-Hottentotten, nach dem gegen die Zwartbois, nach dem gegen die Afrikaner-Hottentotten, nach der drohenden Erhebung des Tetjostammes der Herero und nach der sogenannten Beendigung (ich vermeide das Wort „Niederwerfung") der Bondelszwarts-Unruhen in der Gegend von Warmbad. Aber eine solche Entwaffnung ist nirgendwo mit der Energie an-

gefaßt und durchgeführt worden, die einen praktischen Nutzen und den moralischen Wert einer Warnung der Eingeborenen mit sich gebracht hätte.

Diese wurden vielmehr durch zahlreiche Vorfälle daran gewöhnt, sich nach der Anzettlung von Verschwörungen gegen die deutsche Regierung, nach der Verübung blutiger Schandtaten und nach Bruch der mit dem Gouvernement abgeschlossenen Verträge immer wieder mit Milde und Schwäche behandelt zu sehen. So sagte die Südwestafrikanische Zeitung im März 1904 bezeichnend: „Man warb um den Frieden mit den Bondelszwarts."

Es fehlte demnach, worauf ja bereits in den Verhandlungen des Reichstages hingewiesen worden ist, vollständig an einem festen System der Eingeborenenpolitik und an dem Ziel, das das erste und hauptsächlichste sein mußte, nämlich an der gründlichen Sicherung des Friedens im Lande, was nur heißen konnte: allmähliche Entwaffnung der Eingeborenen.

Die Reichstags-Denkschrift im Jahre 1903 hat gesagt, daß mit Ausnahme des Ovambolandes das südwestafrikanische Schutzgebiet als durchaus pazifiziert betrachtet werden könne. Eine gröbere Entstellung der Verhältnisse konnte nicht gedacht werden. Ich weise aber hierbei nochmals ausdrücklich darauf hin, daß es seit dem Jahre 1895 an Männern im Schutzgebiet durchaus nicht gefehlt hat, die in Wort und Schrift dauernd ihre Stimmen erhoben, um die Gefahr der Verhältnisse sowohl im Lande dem Gouverneur gegenüber, als auch in Deutschland in der Presse eingehend zu schildern.

Eine große Zahl von langgedienten Offizieren und Beamten befand sich stets unter diesen Warnern; aber sie setzten sich durch diese Tätigkeit stets in einen scharfen Gegensatz zu dem Gouverneur. Es verdient dabei hervorgehoben zu werden, daß der Einfluß auf die Haltung der Eingeborenen und daß die Macht, sie zu leiten und zu gehorsamen Bürgern des Landes zu erziehen, neben der Frage des Einflusses und der Macht der Regierung vor allem eine Frage der Persönlichkeiten ist. Auch hierin ist schwer gesündigt worden, indem Offiziere und Beamte oft ohne ersichtlichen Grund und nach Ansicht der mit den Verhältnissen Vertrauten vielfach nur, weil sie sich durch ernstes Auftreten gegen unbotmäßige Häuptlinge und andere Eingeborene dem Gouverneur unbequem gemacht hatten, von einem Platze nach dem anderen versetzt wurden. Diese Maßregeln, die für uns Weiße meist ganz unverständlich blieben, haben sich an einigen Orten des Landes so oft vollzogen, daß von einem Einarbeiten der davon betroffenen Offiziere und Beamten und von einem Kennenlernen der in den einzelnen Orten immer wieder verschiedenen Verhältnisse gar keine Rede sein konnte.

Ich will hier ein Beispiel geben für die Art der Politik des Gouverneurs, wie sie sich öfters seit 1895 wiederholt hat.

Als in diesem Jahre die Herero, die bis dahin dem Einflusse der deutschen Regierung fast vollkommen fern gestanden hatten, vor die Frage gestellt wurden, statt eines Teils ihrer Stammesgesetze, die in Wahrheit nichts anders waren als ein Zustand ungeheuerlicher Gesetzlosigkeit und Vergewaltigung für alle Nicht-Herero, gewisse deutsche Gesetze zu befolgen, da zeigte es sich bereits, daß die Durchführung dieser Maßregeln auf ganz erhebliche Schwierigkeiten stoßen würde. Von allen Seiten des Hererolandes gingen von den Distriktschefs, von den Unteroffizieren, die auf den kleinen Polizeistationen angestellt waren, und

auch von den wenigen Farmern und Händlern, die damals noch nur an den Grenzen des Hererolandes wohnten, zahlreiche Warnungen ein, die besagten, daß die Herero kurz vor einem Aufstande ständen. Aber diese Warnungen blieben, obwohl sie bereits in schwerster und persönlicher Weise vorgebracht wurden, von Seiten des Gouverneurs vollständig unbeachtet, und als sie immer wiederholt wurden, berief dieser in Windhuk zwei Versammlungen der Zivilbevölkerung ein, um deren Meinung zu hören. Diese war kurz die, daß es in jeder Hinsicht im Interesse der Bevölkerung läge, in Frieden zu leben, denn nur so könne ihr Wohlstand sich mehren; daß man es aber allseitig zugeben müsse, daß dieser Friede mit den Herero nunmehr mit Ehren und unter Nicht-Schädigung der wirtschaftlichen Interessen nicht mehr aufrecht zu erhalten sei. Von einigen Rednern wurde unter Hinweis auf die sich täglich mehrenden Viehdiebstähle, auf die Vergewaltigungen weißer Transportfahrer und auf die zahllosen sonstigen Übergriffe der Herero, die soweit gingen, daß selbst Polizeistationen die Pferde geraubt wurden, stürmisch die Kriegserklärung gegen die Herero nach einer sofortigen Vermehrung der Schutztruppe gefordert. Der Gouverneur aber, der durch die Berichte seiner Offiziere und Beamten und durch die Resultate der eben erwähnten Versammlungen nicht mehr im Unklaren über die gefahrdrohende Lage sein konnte, wies die ihm so oft klargelegte Meinung der Offiziere, Beamten und der Bevölkerung scharf zurück und ritt nach dem nahen Okahandja, wo sich zu dieser Zeit die einflußreichsten Herero-Häuptlinge versammelt hatten. Dort beschworen diese sämtlich dem Gouverneur den Frieden, den zwei von ihnen sechs Wochen später in blutigster Weise brachen. Die grausame Ermordung deutscher Patrouillen, die Einschließung der Stationen Gobabis und Aais eröffneten den Aufstand, und nur dem energischen Vorgehen des Hauptmanns von Estorff und seinem schnellen Siege über die bei Gobabis zusammengezogenen Rebellen war es zu danken, daß sich nicht das ganze Hereroland gegen uns erhob. Diese Vorkommnisse mußten dem Gouverneur zur Genüge zeigen, was er von den Herero für die Zukunft zu erwarten hätte. Aber seine Politik wurde nach diesem und den späteren Aufständen anderer Stämme eine nur noch immer schwächere, so daß z. B. der Munitionsschmuggel, den die Herero offen und vor aller Welt durch Vermittlung der Ovambos über die portugiesische Grenze und nach Osten hin betrieben, ins Ungeheuerliche wuchs. Man kannte ganz allgemein die Eingeborenen, die sich hauptsächlich mit diesem Schmuggel befaßten. Jedermann im Lande wußte, daß besonders der Kapitän Tetjo und seine Söhne, der Häuptling Kambasembi am Waterberg und viele andere sich fortdauernd in dieser Hinsicht betätigten. Aber mir ist niemals bekannt geworden, daß gegen irgend einen derselben ein Verfahren eingeleitet worden wäre. Wehe aber dem Weißen, der einem Eingeborenen auch nur eine Patrone verkauft hätte!

Ich möchte hinzufügen, daß es auch über diesen Zustand an Berichten an den Gouverneur, sowohl von Beamten als auch von Privatpersonen, nicht gefehlt hat, und daß sogar bereits in diesem Jahre Hendrik Witboi, ebenfalls durch allerhand gesetzlose und gewalttätige Handlungen von Angehörigen seines Stammes, in den wohl berechtigten Verdacht kam, ebenfalls Munition zu schmuggeln, wie er denn auch von den beiden 1896 standrechtlich erschossenen Rebellenhäuptlingen

Kahimema und Nikodemus öffentlich beschuldigt wurde, ebenfalls seine Hände bei dem Aufstande im Spiel gehabt zu haben. Der größte Teil der Weißen des Schutzgebietes hat auch Witboi niemals getraut.

Alle diese Zustände gaben uns damals schon viel zu denken, und sie haben sich in gleicher Weise und in allen Landesteilen bis zum Ausbruche des großen Aufstandes im Jahre 1904 wiederholt. Auch kurz vor 1904 blieben die Warnungen von zahlreichen Offizieren, Beamten und Privatpersonen nicht aus, und ich erinnere an die von der Südwestafrikanischen Zeitung wiedergegebenen Briefe des landwirtschaftlichen Beirats des Gouvernements, Watermeyer, an seine Mutter und an die Depesche eines deutschen Kaufmanns in Swakopmund an seinen Berliner Vertreter, aus der, wie erzählt wurde, die Worte „Aufstand steht bevor" durch die Zensur in Swakopmund gestrichen wurden.

Es entspricht daher wirklich der Wahrheit, daß der Gouverneur, eingeschüchtert durch das drohende Benehmen der Hererokapitäne, allmählich dahin gelangt war, deren Gebiete möglichst sich selbst zu überlassen, um nicht etwa durch das Ausüben von Recht und Gesetz die aufsässige Menge noch mehr aufzubringen. Ist es zu glauben, daß mir von einem Stationschef mitgeteilt wurde, daß er Weisung bekommen habe, keine Sicherheitspatrouillen mehr reiten zu lassen, weil der Kapitän Samuel Maharero beim Gouverneur zur Sprache gebracht habe, daß seine Leute durch die Patrouillen erregt würden?

Wenn die Lage der im Hererolande ansässigen Farmer und Händler daher nachgerade über alle Beschreibung unsicher und gefahrvoll geworden war, so wurde die allgemeine Lage es noch mehr durch die sogenannte Sparsamkeitspolitik der Regierung, die zur Folge hatte, daß die Schlagfertigkeit der Schutztruppe geschwächt wurde und stetig und dauernd sank. Gegen die ernsten Vorstellungen zahlreicher Offiziere und Beamten war es geplant, die Schutztruppe nach und nach zu vermindern und den Ausfall an weißen Soldaten durch die Aushebung und Ausbildung von Eingeborenen aller Stämme zu ersetzen.

Wenn es aber auch keinen Menschen im Schutzgebiet gab, der nicht den Militärvertrag mit den Bastards von Rehoboth freudig begrüßt hätte, weil diese durch ihre Interessen allein an uns Weiße gebunden waren und stets ihrer Abstammung von den Weißen sich bewußt blieben, so gab es ebenso auch keinen Menschen unter der Zivilbevölkerung, der nicht die furchtbare Gefahr der Wehrhaftmachung der anderen Stämme erkannt hätte. Wir haben mit dieser Ansicht ebenfalls dem Gouverneur gegenüber niemals hinter dem Berge gehalten, ja einzelne der Farmer (Schlettwein) haben sehr weite Reisen nicht gescheut, um den Gouverneur im Namen der weißen Bevölkerung ihres Distrikts auf das eindringlichste zu bitten und zu ersuchen, keine Eingeborenen ausbilden und in die Schutztruppe einstellen zu lassen. Aber scharfe Zurückweisungen bildeten lediglich die Folge. So konnte es kommen, daß neben den Hereros Hottentotten aller Stämme in der Truppe zu sehen waren. In Outjo war sogar der Ersatz der dortigen Kompagnie durch eine Hererokompagnie geplant und für den Etat 1904 angemeldet worden. Die bereits Eingestellten desertierten selbstverständlich bei Ausbruch des Aufstandes 1904 sofort, und ein Brief der Südwestafrikanischen Zeitung aus Outjo sagte, daß man sich dort erst sicher gefühlt habe, nachdem der letzte Eingeborenensoldat fort war. Neben anderen Truppen hatte

auch die Gebirgsbatterie, die nach Ausbruch des Aufstandes vom Süden nach dem Hererolande marschierte, darunter zu leiden, daß die bei ihr eingestellten, aber bereits von dem Führer aus Vorsicht entwaffneten Herero sämtlich in einer Nacht verschwanden.

Allgemeine Verwunderung hatte es auch erregt, daß die Missionare, die überall unter den Eingeborenen lebten, nicht ein Wort von dem bevorstehenden Aufstande erfahren hatten, trotzdem sie die Sprache des Landes verstanden. Aber so anerkennenswert die Tätigkeit der Missionare unter den Eingeborenen war, so muß doch hervorgehoben werden, daß sie ausnahmslos eine zu gute Meinung von den Eingeborenen hatten und, von diesem Umstande beeinflußt, weniger tief in die inneren Angelegenheiten der Eingeborenen eindrangen. Heute wird auch jeder Missionar anerkennen, daß er die Hereros in ihren guten Eigenschaften in jeder Weise überschätzt habe. Denn, wenn diese sich zum Teil auch als Christen geberdeten und durch fleißigen Kirchenbesuch und ähnliches sich den Anschein von Christen gaben, so wird heute jedermann anerkennen, daß bei der großen Masse dieses Volkes alles lediglich äußerer Schein geblieben war. Man mußte besonders bei den Herero viel mehr mit ihren Charaktereigenschaften rechnen, die sie in den etwa 100 Jahren gezeigt hatten, in denen sie im Schutzgebiet angesessen sind, und ihre Entwicklung in dieser Zeit zeigt, daß sie ein kriegerisches, wildes, blutdürstiges und bestialisches Volk von Anfang an gewesen sind. War doch ihre Bestialität selbst bei den Hottentotten sprichwörtlich; aber diese scheinen neuerdings von den Herero gelernt zu haben.

Es würde ermüden, wenn ich alle die weiteren gleichartigen Einzelheiten anführen wollte, die zu den Aufständen geführt haben, und ich glaube, schon jetzt dargetan zu haben, daß die Schuld und die Verantwortung für die entsetzlichen Vorgänge zu Beginn des Aufstandes 1904 und für die Wiederholung derselben im Hottentotten-Aufstande lediglich der Politik des Gouverneurs zufallen.

Ich will aber nun näher auf den Punkt eingehen, der mich (für mich und meine Leidensgenossen) dazu veranlaßt hat, die vorliegende Denkschrift zu schreiben.

Ich habe bereits erwähnt, daß zu Beginn des Aufstandes von zwei Seiten, dem Gouvernement und einzelnen Angehörigen der Mission, der Vorwurf zu erheben versucht wurde, daß die weiße Zivilbevölkerung des Landes, die Farmer, Händler, Kaufleute und sonstigen Siedler, an dem Aufstande Schuld trügen. Von seiten der Mission war späterhin dieser Vorwurf in ausdrücklichster Weise zurückgenommen und gesagt worden, daß er von nicht beauftragten Leuten in leichtfertiger Weise ausgesprochen worden sei. Auch der Kolonialdirektor hat im Reichstage und mehrfach sonst erklärt, daß die Ansicht, die Farmer und Händler seien an dem Aufstande schuld, vollständig unzutreffend sei. *Aber ich sowohl wie die anderen Beteiligten der südwestafrikanischen weißen Bevölkerung haben eins vermißt, nämlich eine energische und jeden Einwand ausschließende Erklärung des Gouverneurs Leutwein in dieser Hinsicht.* Wir sind um so härter von dem furchtbaren, gänzlich grundlos gegen uns geschleuderten Vorwurf getroffen worden, weil derselbe, wie die Reichstagsverhandlungen gezeigt haben, dazu angetan ist, in der Entschädigungsfrage *gegen uns zu sprechen*. Ist doch von einigen Rednern in dürren Worten gesagt worden, daß man doch denen, die an dem Aufstande schuld seien, nicht noch ihre Schuld vergüten könne. Und diese Redner hätten Recht, wenn dem so wäre!

Wer aber unser Leben unter den Eingeborenen gekannt hat, wer wußte, wie vorsichtig wir inmitten der stark bewaffneten, aufrührerischen und durch die Schwäche der Regierung übermütigen Eingeborenen unser Leben führen mußten, dem mußte es ein Leichtes sein, der Entkräftigung dieses Vorwurfs vor aller Welt laut Ausdruck zu verleihen.

Ich erwähne noch, daß auch außer uns noch andere Schuldige und Verantwortliche für das Elend des Aufstandes gesucht wurden. Es wird noch erinnerlich sein, daß auch der Distriktschef Zürn in Okahandja der Schuldige an dem ganzen Aufstand sein sollte, wenigstens nach einem Briefe Samuel Maharero's an den Gouverneur Leutwein, und daß der Letztere auch offen erklärt hat, daß der unglückliche in Warmbad gefallene Leutnant Jobst an dem Bondelszwarts-Aufstand schuld sei, trotzdem es jedermann bekannt ist, daß er lediglich als ein Opfer der Politik des Gouverneurs fiel.

Wohl ist es wahr, daß vereinzelt Händler, die bei der Regierung ihr Recht nicht fanden, endlich in ihrer Verzweiflung, um nicht große Vermögenseinbuße zu erleiden, zur selbständigen Einkassierung von Schulden bei den Herero geschritten sind. Aber ich erkläre hiermit vor aller Welt, daß diese Fälle, die im schlimmsten Falle doch immer nur eine geringe örtliche Beunruhigung hervorrufen konnten, ganz vereinzelt vorgekommen sind und niemals irgend welchen, und sei es auch nur den geringsten Einfluß auf den Ausbruch des großen Aufstandes gehabt haben. Auch den Landgesellschaften hat man den Vorwurf machen wollen, daß ihre Tätigkeit eine Unheil bringende gegenüber den Eingeborenen gewesen sei. Aber mag deren Tätigkeit sonst auch wenig erfreulich gewesen sein, so muß doch jeder, der gesehen hat, mit welchen Schwierigkeiten, unter welchen Gefahren und unter welcher weitgehenden, mit großen Kosten verknüpften Vorsicht die Vertreter dieser Gesellschaften gearbeitet haben (so z. B. Dr. Hartmann im Otavi-Distrikt), ohne weiteres zugeben, daß auch diese Vorwürfe hinfällig sind.

Ich weise daher den schweren gegen uns geschleuderten Vorwurf mit aller Energie zurück und erkläre offen, daß die Eingeborenenpolitik des Gouverneurs allein die volle Verantwortung und Schuld für den Ausbruch des Aufstandes und die entsetzlichen Vorkommnisse seit 1904 trägt.

Wir hoffen und bitten, daß der hohe Reichstag eine eingehende Untersuchung beschließen wolle, ob die von mir geschilderte Entwicklung der Verhältnisse im Schutzgebiet der Wahrheit entspricht, d. h. ob wir, die Zivilbevölkerung des Landes, die Schuld an dem Aufstande tragen, oder der Gouverneur Leutwein, der es immer wieder versucht, seine unheilvolle Politik zu rechtfertigen. Es erscheint nicht unbillig, daß derjenige zur Verantwortung gezogen werde, der in Wahrheit die Schuld trägt und nicht diejenigen, die durch seine Schuld angeklagt, geschädigt und dabei reinen Gewissens sind.[1])

[1]) Die Schrift des mir persönlich unbekannten Dr. Hesse, welche die Politik des Gouverneurs Leutwein in jeder Hinsicht vollendet schildert, kann ich allen zu lesen empfehlen, die sich eingehender über sämtliche Vorkommnisse und Einzelheiten unter-

II.

Uns liegt daran, von dem deutschen Volke Gerechtigkeit zu erlangen, Gerechtigkeit für uns und Gerechtigkeit für unser so vielfach verlästertes und geschmähtes neues Vaterland, das ja doch nichts anderes ist als ein Teil des „größeren Deutschlands".

Im ersten Teil meiner Ausführungen habe ich versucht, dem abwägenden Urteil des deutschen Volkes die Unterlagen darzubieten, aus denen es entnehmen mag, ob wir deutschen Siedler im fernen Lande in der Tat die Blutschuld der furchtbaren Aufstände auf uns geladen haben, oder ob diese so unendlich schweren Anklagen, die in ihren Folgen für uns die Existenz und den Wohlstand zahlreicher Familien zu vernichten drohen, gegen Schuldlose erhoben worden sind.

In dem nun folgenden Teil wird es mein Bestreben sein, darzutun, daß unsere neue Heimat, Südwestafrika, in Wahrheit ein wertvoller Besitz für das deutsche Volk ist und daß, trotz der auch den wirtschaftlichen Fortgang der Weißen hemmenden Haltung des Gouverneurs, doch die Siedler sich vor dem Aufstand eines wachsenden Wohlstandes erfreuten. Soll ich hierfür Zeugen anrufen? Soll ich Hunderte von Männern nennen, die jederzeit bereit sind, Zeugnis abzulegen für die Wahrheit der obigen Worte? Soll ich auf die zahlreichen Kenner des Landes hinweisen, die seinen Wert hundertfach in Wort und Schrift anerkannt und erläutert haben und die nicht ermüdeten, immer wieder auf die beste Art und Weise der Erschließung hinzudeuten, ohne daß ihnen gefolgt wurde? Soll ich diesbezüglich Namen, wie von François, Prof. Dr. Dove, Dr. Sander, Prof. Rehbock, Hauptmann Schwabe, von Bülow, Konsul Bohsen, Passarge, Kuhn und Dr. Hartmann nennen?

Aber so wertvoll und überzeugend auch die Schriften der eben genannten Herren sind, so ist doch der wertvollste und überzeugendste Beweis für den wirtschaftlichen Wert und die glückliche Zukunft des Schutzgebietes die Tatsache, daß wir Farmer und Siedler, die wir soeben vielfach alles, die Früchte mühe- und arbeitsvoller Jahre, verloren haben, daß wir fast ausnahmslos voll Sehnsucht den Zeitpunkt erwarten, an dem wir von neuem mit der Arbeit auf unserem verwüsteten Besitz werden beginnen können.

Hieraus geht hervor, daß wir das Land lieben und daß wir von seinem Wert und von unserer Arbeit glücklicher Zukunft überzeugt sind, im anderen Falle würde unser Beginnen Wahnsinn sein.

Es ist war: das Land ist spröde und fordert harte Arbeit. Wird die arbeitende Hand aber von einem ehrlichen, starken Willen geleitet, dann wird der Erfolg auch nicht ausbleiben, und er war auch bei keinem der in diesem Sinne wirkenden Arbeitenden ausgeblieben. Trotz der schon vor dem Aufstand unsicheren Verhältnisse befand sich weitaus der größte Teil der Farmer und Ansiedler in der Periode wirtschaftlichen Aufschwungs, und die Furcht, das in

---

richten wollen: Dr. Hermann Hesse, Die Schutzverträge in Südwestafrika. Zeitschrift für Kolonialpolitik, Kolonialrecht und Kolonialwirtschaft; Berlin, Wilhelm Süßerott. 1904 Heft 12, 1905 Heft 1 u. 2.

schwerer Arbeit Erworbene zu verlieren, trieb eben viele dazu, das Gouvernement eindringlichst auf die gewitterschwangere Zukunft hinzuweisen und Schutz zu fordern. Mit welchem Erfolg — das habe ich im ersten Teil der Arbeit bereits gesagt.

Und um so härter traf uns der Schlag, alles zu verlieren, weil wir uns keiner Schuld in dieser oder jener Hinsicht bewußt sind. Man hat uns im Reichstage vorgeworfen, die Eingeborenen geknechtet und uns auf ihre Kosten bereichert zu haben. Das ist eine furchtbar schwere Anklage, und um so schwerer für uns, weil wir ihr machtlos gegenüberstehen, weil wir zur Abwehr nur immer wieder sagen können, daß nichts unsere Schuld bewiesen hat. Nein — nicht unsere Grausamkeit, unsere Habgier, nicht unser gewalttätiger und räuberischer Sinn hat die Eingeborenen gereizt, sondern unsere Kraft und Lust zur Arbeit und unser wachsender Wohlstand hat ihren Neid und ihre Gier entfesselt, da sie uns schutzlos ihnen preisgegeben sahen.

Man befrage doch hierüber die einfachen Leute aus dem Volke, unsere braven Reiter, man befrage doch die Offiziere und Beamten, und die Wahrheit wird unschwer festzustellen sein.

Uns aber wird es nicht zum Vorwurf gemacht werden können, daß unsere Arbeit auf unserem Grund und Boden auch an den Orten Wohlstand erzeugt hat, an denen selbst weniger träge und nachlässige Eingeborene als ihre Allgemeinheit es zu Nichts brachten. Es ist dies nur ein weiterer Beweis dafür, daß ehrliche und intelligente Arbeit auch in Südwestafrika überall ihren Lohn findet.

Und der Arbeitszweige sind auch dort unendlich viele! Die Zukunft wird es lehren, daß die Kolonie Hunderttausende von Deutschen ernähren kann, und nur Eins ist zur allmählichen Erreichung dieses Zieles nötig: daß wir in Frieden arbeiten können.

Das erbitten wir heut um so mehr, als wir es gerade in der Zukunft zeigen können, daß nicht die Beraubung der Eingeborenen (die jetzt durch eigene Schuld zum größten Teil besitzlos sind), sondern unsere harte Arbeit uns vor dem Aufstand wohlhabend gemacht hatte.

Ich will im folgenden ganz davon absehen, die Aussichten der großen Gesellschaften näher zu schildern, die vermöge der ihnen zur Verfügung stehenden bedeutenden Kapitalien Unternehmungen größten Stils in die Wege leiten, die zugleich Bergbau und Handel, Viehzucht und Ackerbau betreiben können. Nur ganz kurz will ich darauf hinweisen, daß der Abbau von Mineralien an vielen Fundstellen aussichtsreich erscheint und an einigen, an denen eine hochprozentige Rentabilität bereits einwandfrei festgestellt wurde, unmittelbar nach der endgültigen Niederlegung der Aufstände in Angriff genommen werden wird. Ich will ferner darauf hinweisen, daß das Arbeiten der großen Gesellschaften — soweit sie sich nicht, wie bisher einige, mit Bodenspekulationen und selbstverständlich übermächtiger Konkurrenz den kleineren Kaufleuten gegenüber befassen — dem Lande nur nützlich sein kann. Insbesondere wird sich dies auf die reinen Bergbau-Gesellschaften beziehen, die in ihren Arbeitsstätten neue Absatzmärkte für die Produkte der Viehzüchter und Gartenbauer schaffen und die Ansiedlung von zahlreichen Handwerkern an diesen Plätzen ermöglichen werden.

Voraussetzung ist jedoch hierbei, daß die großen Gesellschaften keine besonderen Vorrechte vor den Privatpersonen genießen, die ihr finanzielles Übergewicht dem

Einzelnen gegenüber noch verstärken, sondern daß sie, wenn ihnen Sonderrechte (Abgabenfreiheit usw.) zugebilligt werden, auch Sonderpflichten übernehmen müssen, von denen der einzelne Private freizuhalten ist. Es ist an Wegebesserungen, an der Schaffung von Wasser durch Dammanlagen usw. noch so übermäßig viel im Schutzgebiet zu tun, daß es den Gesellschaften im Bereich der ihnen zugewiesenen Gebiete an jahrzehntelanger Arbeit nicht fehlen konnte, wenn man mit ihnen Verträge abgeschlossen hätte, nach denen sie zu derartigen Arbeiten regierungsseitig angehalten werden konnten. Ich bin nicht Jurist, aber diese Forderung, immer im richtigen Verhältnis zu dem Umfang der den Gesellschaften überwiesenen mehr als halbgeschenkten großen Gebiete, scheint mir nicht unbillig zu sein.

Vor allem aber mußte die Regierung sich bei der Überweisung größerer Landstrecken an den Wiederverkäufer gegen die Eventualität der Landspekulation sichern. Das ist nicht oder doch nur in einigen Fällen geschehen.

In Sachen der oben erwähnten großzügigen Meliorationen aber ist — im Verhältnis zur Größe des Landes! — im Schutzgebiet recht herzlich wenig geschehen. Man könnte sagen — fast Nichts. Greifen wir die viel erörterte Staudamm-Frage heraus! Ist es hierin zu wesentlich mehr gekommen, als zu einem großen Gezänk für und wider die Nützlichkeit derartiger Anlagen? Ich denke, nein!

Die Gesamtlage vor den Aufständen stellte sich daher so dar, daß im Rate der großen Gesellschaften das Wort überwog. Wollte man die Tat sehen, so mußte man schon bei den privaten Besitzern anfragen. Hiervon machten — außer den bergmännischen Arbeiten — nur wenige Farmbetriebe in Gesellschaftsbesitz eine Ausnahme, denn rein kaufmännische Unternehmungen der Gesellschaften können ihnen doch wohl kaum zum besonderen Verdienst angerechnet werden. Ich denke eher: im Gegenteil!

Nun aber zu uns Siedlern!

Die ersten Versuche einer Besiedlung durch Deutsche und von Deutschland aus finden wir bereits in den Jahren 1893/94, noch unter dem Reichskommissar Major von François, vor dessen kühner Entschlußfähigkeit und energischer Haltung die Eingeborenen im ganzen Lande Achtung und Scheu empfanden, auch die Witbois, trotzdem sie ihm im Kriege starken Widerstand leisteten. François Nachfolger, Major Leutwein, beendete im September 1894 den Krieg mit Hendrik Witboi durch einen Vertrag, auf dessen Wert ich hier nicht näher eingehen will, den aber Dr. Hesse in der „Zeitschrift für Kolonialpolitik, Kolonialrecht usw." (1904 Heft 12 Seite 941 ff.) einer scharfen Prüfung unterwirft. Dieser Vertrag war der Vorläufer zahlreicher mit anderen Stämmen abgeschlossener „Traktate", von denen die von dem Gouverneur Leutwein bewirkten fast ausnahmslos den Stempel der Schwäche und Zaghaftigkeit tragen, während einige von seinen Unterbeamten geführte Verhandlungen wesentlich günstigere Erfolge erzielten. (S. Dr. Hesse 1905 Heft 1 S. 5 unten, ebenda S. 6, 7.) Durch diese Verträge, die sämtlich in der für das Verständnis der südwestafrikanischen Verhältnisse einzig dastehenden Arbeit Dr. Hesses besprochen werden, ging der Einfluß der deutschen Regierung dauernd und schrittweise zurück, und das politische, wirtschaftliche und persönliche Übergewicht der farbigen

Rassen wuchs in jeder Beziehung und in allen Landesteilen. So war der Besitz des Landes für Deutschland nur ein Scheinbesitz, eine grobe Selbsttäuschung.

Wenn die Einwanderung von Weißen in den Jahren von 1895 bis 1903 auch ständig zunahm und es ohne weiteres zuzugeben ist, daß vor und nach den Jahren der Rinderpest ihr Wohlstand sich kräftig mehrte, so lag diese erfreuliche Tatsache allein in den einer solchen Entwicklung günstigen, wirtschaftlichen Verhältnissen des Landes. Die Regierung selbst kann sich, nachdem der seit 1894 fungierende stellvertretende Gouverneur, Regierungsrat von Lindequist, das Schutzgebiet verlassen hatte, ein nur minimales, ja vielleicht kein Verdienst an diesem Emporblühen zuschreiben.

Eine Regierung aber, der das Wohl und Wehe der weißen Ansiedler mehr am Herzen gelegen hätte, als der des Gouverneurs Leutwein, konnte, unter Vermeidung der furchtbaren Mordtage der Aufstände, der Entwicklung der Dinge bereits seit 1895 einen wesentlich günstigeren Fortgang geben. Aber die bereits oft erwähnte unbeschreiblich kopflose Milde und Schwäche den Farbigen gegenüber, selbst bei Mord und Untaten schlimmster Sorte, war nicht begleitet von einer gleichen Nachsicht gegen nur geringe Verfehlungen der Weißen. Diese mußten vielmehr den Eindruck gröbster Zurücksetzung gegenüber den Eingeborenen empfinden.

Diese Tatsachen schwächten auch den wirtschaftlichen Fortgang der weißen Siedler und machten sie unsicher und erbittert. Man tastete herum und war nie sicher, irgendwo anzustoßen. Jeder Übergriff seitens der Eingeborenen, deren Übermut und Dünkel im Laufe der Jahre ins Maßlose gestiegen war, konnte dem davon Betroffenen außer dem materiellen Schaden noch den Zorn der Regierung eintragen, die sich fast ausnahmslos auf Seiten der Eingeborenen stellte. Es gab zwar Gesetze, aber ihre energische Durchführung wurde nur gegenüber den Weißen streng beobachtet, es gab zwar empfindliche Strafen, aber bei Vergehungen der Eingeborenen drückte man ein Auge, oft auch beide zu.

Dabei muß hervorgehoben werden, daß der weitaus größere Teil der Unterorgane der Regierung sich dieser eben geschilderten Verhältnisse halber in stetem Kampf mit der höchsten Regierungsgewalt befand. Die Bezirkshauptmänner, Distrikts- und Polizeichefs teilten fast ohne Ausnahme die Auffassung der weißen Zivilbevölkerung, aber das Äußern einer eigenen Meinung zog ihnen strenge Verwarnungen des Gouverneurs zu. Den Militärpersonen schloß ein kurzer Befehl ein für allemal den Mund, besonders wenn sie sich vermaßen, bald von hier, bald von dort Meldungen an die Zentrale zu schicken, die von verdächtigen Zusammenrottungen der Eingeborenen, von ihrer wachsenden Unruhe und ihren aufrührerischen Gelüsten berichteten. Scharfe Zurechtweisungen oder ein Verspotten der übergroßen „Schwarzseherei" bildeten die Quittung.

Aus all diesen traurigen Vorkommnissen bildete sich nach und nach ein Zustand des Mißtrauens und der Erbitterung zwischen Bevölkerung und Gouverneur heraus, und es wäre nur zu verständlich, wenn, wie erzählt wurde, Gouverneur Leutwein nach Ausbruch des Aufstandes erklärt habe, daß er mit der weißen Bevölkerung „nichts mehr anfangen" könne.

Er stand dieser Bevölkerung eben vollständig entfremdet gegenüber. Und doch — wie leicht konnte sich, auch vor dem Aufstand, der oberste Beamte des Schutzgebiets die achtungsvolle Zuneigung der weißen Zivilbevölkerung und deren freudige Mitarbeit zum Wohle des Ganzen erwerben und sichern, wenn er nur Herz und Sinn für das Wohl und Wehe der seinem Schutze Anvertrauten zeigte.

Was sollen wir aber dazu sagen, wenn der Gouverneur bei seinem Eintreffen in Hamburg gesagt hat:[1]) „Die jetzige Katastrophe mußte früher oder später kommen, sie ist ein die Luft reinigendes Gewitter. Ich für meine Person hatte gehofft, diese Katastrophe zu vermeiden und ohne den Krieg fertig zu werden. Den äußeren Anlaß zu dem allgemeinen Aufstand hat schließlich die Unbeliebtheit unserer Verwaltung gegeben." Wie konnte der Gouverneur dann die vollständige Entblößung des Hererolandes von Truppen im Januar 1904 verantworten?

Uns gegenüber im Schutzgebiet hat der Gouverneur aber niemals eine derartige Ansicht geäußert; im Gegenteil, er hat uns, wenn wir diese Ansicht äußerten und ihn warnen wollten, zu Schwarzsehern und Memmen gestempelt. Dann haben wir am eigenen Leibe, am Leibe unserer Frauen und Kinder und an unserem sauer erworbenen Besitz es erfahren müssen, daß unsere Verwaltung, aber nicht ihre „Unbelicbtheit", sondern ihre für uns vernichtende Schwäche den „Anlaß zu dem allgemeinen Aufstand" gab.

Wie oft ist uns aber von dem Vertreter der Sparsamkeitspolitik bei irgend welchen Forderungen der Reichstag als Schreckgespenst hingestellt worden! Da hieß es dann: Das brauchen wir erst gar nicht zu beantragen, das bewilligt der Reichstag nie! Oder: Der Reichstag will hohe Zölle, wir müssen einen guten Jahresabschluß haben und ähnliches mehr!

Ich habe bereits gesagt, daß ich bei der Bewertung Südwestafrikas nicht auf die Aussichten des Bergbaus eingehen will. Vor allem auch deshalb, weil man neuerdings aus dem englischen Südafrika vielfach die Klage hört, daß die dortigen schlechten wirtschaftlichen Verhältnisse nicht allein eine Folge des Burenkrieges, sondern auch besonders eine Folge des Umstandes seien, daß man in den letzten Jahrzehnten die Landwirtschaft in steigendem Maße dem Bergbau gegenüber vernachlässigt habe.

Ich will daher diesen, gewissermaßen auch als „unsichern Faktor", ausscheiden und meine Ausführungen nur auf das beziehen, was durch die zu Tage liegenden Verhältnisse des Landes als gut und sicher für alle Zukunft garantiert wird.

Das ist die Viehzucht, der Wein- und Gartenbau für die Herero- und Hottentotten-Gebiete; der Acker- und Plantagenbau für das Ovamboland.

Wenn man die enorme Ausdehnung der Weideflächen sich vorstellt, auf denen im Hereroland besonders die Rindvieh-, Pferde- und Straußenzucht, im Nama-(Hottentotten-)Lande aber vor allem die Zucht des Wollschafs und der Angoraziege neben der des Rindviehs, des Pferdes und des Straußes mit großem Erfolg betrieben werden können, so muß man sich sagen, daß hierher einst eine

[1]) Nach der Täglichen Rundschau vom 1. Januar 1905.

deutsche Auswanderung gelenkt werden wird, von deren Ausdehnung man sich heut nur schwer eine Vorstellung machen kann.

Diese Auswanderung wird sich nicht, wie die nach Amerika, einem Strome gleich in das Land ergießen, sondern sie wird sich nach und nach vollziehen. Zu ihrer Verwirklichung gehört als Vorbedingung die Durchführung einer Menge von Kulturarbeit, insonderheit die Wassererschließung in zahlreichen und ausgedehnten, bisher wasserlosen Landstrecken. Es kann nicht zweifelhaft sein, daß in dieser Weise Millionen an Werten mit verhältnismäßig geringen Kosten gewonnen werden können. Meine englischen Geschäftsfreunde, auf die ich weiterhin noch zurückkommen werde, haben mir gegenüber öfter ihrer Verwunderung darüber Ausdruck gegeben, daß in dieser Beziehung im Schutzgebiet von seiten des Gouvernements noch blutwenig geschehen sei. Mehr von seiten Privater.

Hier hätte man die Summen (zuletzt, 1903, nach Dr. Hesse: 17 700 M. jährlich), die den unbotmäßigen eingeborenen Häuptlingen vom Gouvernement als „Jahresgehälter" bezahlt wurden, besser verwenden können.

Aber auch Wein-, Garten- und selbst der Ackerbau, der durchaus nicht allein im Ovamboland möglich ist, verdienen Erwähnung. Es geht über den Rahmen dieser Schrift hinaus, näher auf die Aussichten des Weinbaus einzugehen, aber ich verweise hierüber auf die Veröffentlichungen von Prof. Dr. Dove, von Hauptmann H. von François, von E. Herrmann und Hauptmann Schwabe,[3]) die zum Teil eingehendere Zusammenstellungen bringen, ebenso auch über den Anbau von Südfrüchten (Datteln, Feigen u. a. m.), von Tabak und Baumwolle.

Der Gartenbau wird zwar stets vornehmlich nur der Versorgung eines verhältnismäßig engen Kreises dienen und wohl kaum, ausgenommen an der Eisenbahn, den Bereich näher liegender örtlicher Märkte überschreiten, aber die Mannigfaltigkeit seiner Erzeugnisse ist überaus groß. Bezüglich des Obst- und Beerenanbaus ist von einigen Seiten mit Recht auf die Entwicklungsfähigkeit der Marmeladeninduſtrie aufmerksam gemacht worden.

Der Ackerbau ist, zumeist abhängig von größeren Bewässerungsanlagen, bisher nur ganz vereinzelt im größeren Betriebe in Angriff genommen worden. Seine Aussichten sind bei den übermäßig hohen Preisen des eingeführten Mehls die besten an den Stellen, an denen die Wassernutzung sich ohne zu große Kosten ermöglichen läßt. Daß es solcher Stellen zahlreiche gibt, wird niemandem zweifelhaft sein, der das Land genauer kennt.[4])

Aber ich will nun dazu übergehen, an der Hand eigener Erfahrungen den Wert des Landes und die Art und Weise seiner Nutzbarmachung zu schildern.

Ich kam Ende August des Jahres 1893 ins Schutzgebiet mit dem Wunsch, mir dort eine Farm zu kaufen und hauptsächlich Viehzucht zu treiben. Im Jahre

[3]) Prof. Dr. E. Dove, Deutsch-Südwestafrika, Ergebnisse einer wissenschaftlichen Reise usw., 1896, Gotha, Justus Perthes, Dr. A. Petermanns Mitteilungen, Ergänzungsheft Nr. 120 S. 85ff; Hauptmann H. von François, Nama und Damara, Deutsch-Südwestafrika, 1896, Magdeburg, E. Baensch jr.; E. Herrmann, Viehzucht und Bodenkultur in Südwestafrika, 1900, Berlin, Deutscher Kolonialverlag; Hauptmann K. Schwabe, Mit Schwert und Pflug in Deutsch-Südwestafrika, 1904, Berlin, E. S. Mittler & Sohn, II. Teil, Kap. XII bis XVI.

[4]) Vgl. Prof. Rehbock, Konsul Bohsen, Dr. Sander.

1894 kaufte ich die Farm Aais, am Zusammenfluß des schwarzen und weißen Nosob gelegen, und zog im September desselben Jahres mit 110 Stück Rindvieh dorthin. Das Weideland war vorzüglich, meine Rinder und mein Kleinvieh gediehen prächtig, außerdem brachte mir der „Store“ (Kaufladen), den ich mich bei Ankauf der Farm für die dort stationierte Besatzung zu halten verpflichtete, eine gute Einnahme. Die Farm Aais ist unendlich wasserreich! Im Flußbett des weißen wie des schwarzen Nosob, der zwei Grenzen der Farm bildet, liegen auf- und abwärts ergiebigste Wasserstellen, teils offen zu Tage, teils mit leichter Mühe aufzumachen.

Aber der Aufstand der Kaua-Hottentotten unter Andreas Lambert machte der Herrlichkeit bald ein Ende. Mein sämtliches Rindvieh wurde mir gestohlen. Es waren sehr wertvolle Kühe, die ich für bares Geld, im Werte von Mk. 9000 gekauft, und die sich, seit sie in meinem Besitz, nicht unerheblich vermehrt hatten.

Mir wurde später der gehabte Schaden mit Mk. 4200 ersetzt, diese jedoch nicht in bar oder in Vieh, sondern auf die Kaufsumme der Farm Aais angerechnet. Kontraktmäßig hatte ich jedoch 15 Jahre Zeit, um die soeben gekaufte Farm auszubezahlen. So wandelte sich gleich im ersten Jahre ein großer Teil meines verfügbaren Kapitals, das durch die Anlage in Vieh sich schnell zu rentieren versprach, in *totes* Kapital, denn es kam noch dazu, daß nach Niederlegung des Aufstandes die Truppe Aais ganz aufgab und nach Gobabis übersiedelte. Ich war gezwungen, der Truppe dorthin zu folgen und meine eben gekaufte, wertvolle Farm liegen zu lassen, wie sie war. Wenn ich auch nicht für mein Leben bangte, so war doch kein Gedanke daran, den räuberischen, sich keineswegs für besiegt oder niedergeworfen haltenden Hottentotten gegenüber, *mein Eigentum* zu erhalten oder gar zu verteidigen.

Der Anfang brachte also gleich große Verluste für mich, aber ich verzagte nicht, raffte den Rest meiner Habe und den noch kleineren des mir gebliebenen Viehs zusammen und ging nach Gobabis, wo ich vorläufig auf keine Farm zog, sondern, dem dringenden Anraten des Distriktschefs, Herrn Leutnant Lampe, folgend, auf der Station selbst blieb, wo ich nun, den Verhältnissen Rechnung tragend, den Hauptnachdruck auf das Kaufgeschäft legte, denn Leutnant Lampe und ich waren übereinstimmend der Meinung, daß Feindseligkeiten der östlichen Hererostämme über kurz oder lang zu erwarten wären.

Neben den Einnahmen, die mir durch die Besatzung und auf andere Weise zuflossen, entspann sich bald ein lebhafter Handelsverkehr mit den Stämmen der Hererohäuptlinge Nicodemus und Kahemema, und meine Einnahmen, aus dem von den Herero gekauften Groß- und Kleinvieh, welches ich teils an die Truppe verkaufte, teils (Kühe, Mutterschafe und Ziegen) zur Vermehrung meines eigenen Viehstandes benutzte, waren nicht unbedeutend.

So ging es gut vom September 1895 bis zum April d. J. 1896. Da brach plötzlich, und zwar nicht unerwartet, aber leider *unvorbereitet* (da man den häufigen und dringlichen Warnungen des Leutnants Lampe in Windhuk kein Gehör schenkte) der Aufstand der östlichen Hererostämme aus!

Meinen damaligen Besitz an Vieh kaufte Leutnant Lampe an, aber trotzdem sie nun von der Truppe bewacht wurden, gelang es einem eingeborenen Wächter, sämtliches Großvieh von der Weide dem Feinde zuzutreiben.

Ich hatte zwar eine Anweisung in der Hand, da ich die Tiere, wie gesagt, verkauft hatte, aber meine Kühe bekamen fürs erste keine Kälber mehr — das Kapital trug keine Zinsen! Die wunderschönen Mutterschafe, ungefähr 200 an der Zahl, mußten, da kein anderes Fleisch vorhanden, eins nach dem andern für den Bedarf der Station geschlachtet werden.

So war mein Viehstand wieder vernichtet! Aber ich verlor den Mut nicht, bessere, friedliche Zeiten mußten ja kommen und damit auch wieder der Wohlstand.

Hauptmann von Estorff, in Eilmärschen von Windhuk herangerückt, warf die Hereros mit energischer Hand nieder, und sein mit beispielloser Kühnheit errungener Sieg über vereinigte Hottentotten und Herero auf dem Spitzkoppje bei Gobabis, am 5. April 1896, klärte die Situation in befriedigender Weise. Dann folgte der Sieg des Hauptmanns von Estorff bei Siegsfeld über Herero und Hottentotten, und damit war eigentlich der moralische Widerstand der Eingeborenen gebrochen. Die Simon-, Kopper- und Witboi-Leute, die, wie wir annahmen, zur Unterstützung der kämpfenden Stämme herbeiziehen würden, mögen schon unterwegs die Kunde von den großen Niederlagen erfahren haben und nach Eingeborenenart im Augenblick ihre Taktik ändernd, zogen sie nicht als Feinde, sondern als Verbündete des Majors Leutwein, auf Gobabis ein.

Nach dem Friedensschluß und nach der Erschießung der Kapitäne Nikodemus und Kahemema hatten wir Ruhe im Osten des Schutzgebiets, und das straffe Vorgehen während dieses Feldzugs hatte die denkbar beste Wirkung auf die ganze eingeborene, nicht nur Herero-Bevölkerung.

Nun konnte man mit frischem Mut an die Friedensarbeit gehen, doch schien es mir zu unsicher, mein Vieh auf die 8 Reitstunden von Gobabis entfernte Farm Aais zu senden, auch konnte ich den gut im Gange befindlichen Store nicht ohne weiteres aufgeben. Zudem schien es mir bedenklich, alles nur auf eine Karte, auf die Viehzucht zu setzen.

Wie richtig dies gewesen, zeigte sich bald. Im Februar—März 1897 brach die Rinderpest, die langsam, aber verheerend aus Ostafrika herangezogen war, auch in Südwestafrika ein, den größten Teil des Rindviehbestandes des Schutzgebiets, ausgenommen den Süden, vernichtend. Auch mein Viehstand, bestehend aus 200 der besten Rinder, wurde so gut wie ganz vernichtet. 16 Kühe blieben mir, ungefähr 4 Wochen nach Ausbruch der Krankheit, übrig.

Trotz der ewigen kriegerischen Unruhen hatte sich inzwischen der Distrikt Gobabis langsam besiedelt. Bei Ausbruch der Rinderpest waren ungefähr 12 weitere Siedler dort mit zusammen ca. 500 Stück Rindvieh. Ihnen ging es größtenteils nicht besser wie mir, und sie verloren alles oder doch den größten Teil ihres sauer erworbenen Besitzes.

Diese Ansiedler waren mit wenigen Ausnahmen abgegangene Soldaten, die das Rindvieh von den während ihrer Dienstzeit ersparten Geldern gekauft hatten. Aber sie alle verzagten nicht, trotz des bitteren Schlages. Sie besaßen noch etwas Großvieh, und das Kleinvieh blieb den Meisten erhalten. Viele von ihnen hatten Gärten angelegt, die ihnen schöne Erträge an Mais und Kürbissen lieferten, sodaß sie den Mangel an Milch für den Augenblick zu decken vermochten. Manch einer tauschte einige ihm verbliebene Kühe, die nach der

Pest schnell im Werte stiegen, für Zugochsen ein; in der sehr richtigen Berechnung, daß man bei den rapide steigenden Frachtpreisen auf diese Weise am schnellsten wieder zu etwas kommen könne.

Mit eisernem Fleiß gingen diese Leute ans Werk, um den entstandenen Schaden wieder gut zu machen. Tag und Nacht lagen sie ihrem schweren Berufe ob, die widerspenstigen, neugekauften Ochsen mit den schwer beladenen Wagen auf ungebahnten, mühseligen Wegen anzutreiben.

So waren die ersten Jahre nach der Rinderpest wohl für jeden die härtesten, die er bisher durchlebt. Aber auch hier konnte man bald den Erfolg der ehrlichen und energischen Arbeit sehen. Für das aus dem Frachtfahren erlöste Geld wurden wieder Kühe angeschafft, und bald mehrte sich die Herde. Nun war es nicht mehr nötig, immer unterwegs zu sein. Man konnte den Gärten mehr Aufmerksamkeit zuwenden, und dieser und jener fing an, sein Wohnhaus zu erweitern, resp. an Stelle des alten, provisorisch errichteten ein neues festes zu bauen.

Auch ich hatte mich im Laufe der Jahre von den gehabten großen Verlusten erholt, und da ich nicht Kaufmann von Beruf bin und den Store gewissermaßen nur als einen Notbehelf betrachtete, richtete ich mein Hauptaugenmerk wieder auf die Vermehrung meines Viehstandes.

Inzwischen hatte auch die Truppe eine eigene Kantine errichtet, die Herero waren durch den Krieg verdrängt, und durch die Rinderpest ihres Besitzes an Vieh beraubt. Sie dachten aber keineswegs daran, durch Arbeit ihre Verluste einzubringen, sondern sahen nur untätig, mürrisch und voll Neid zu den schnell aufblühenden Ansiedlungen der Weißen herüber, deren Arbeitskraft und Freudigkeit ein gehabter Verlust nur zu verdoppeln schien.

Mein Plan war, wenn mein Viehstand mir genügend groß erschien, um Viehzucht in größerem Maßstabe zu betreiben, ganz auf die Farm überzusiedeln, und so schränkte ich mein Kaufgeschäft nach und nach mehr ein und kaufte im Jahre 1900 die Farm Ohlsenhagen, 2½ Reitstunden nordöstlich von Gobabis belegen, von der Regierung.

Aais blieb nach wie vor für einen Farmbetrieb, resp. eine Besetzung mit Rindern, zu unsicher. Die in der dortigen Gegend frech und ungebunden umherstreifenden, nur von einem Zivilpolizisten beaufsichtigten Kauas-Hottentotten ermordeten Ende des Jahres 1898 diesen und den Farmer Dürr, der sich in der Nähe angekauft hatte, und beraubten sie ihres sämtlichen Besitzes. Diese Umstände bewogen mich, die schöne Farm des weiteren ungenutzt liegen zu lassen, und meinen Viehbesitz in größerer Nähe einer Truppenstation zu halten.

Die Farm Ohlsenhagen besaß, als ich sie kaufte, 2 Wasserstellen, an ihrem Nord- und Südende belegen, doch war es mir im Lauf der Zeit gelungen, mehr Wasser zu öffnen. Als ich sie im Januar 1904 — von den Hereros beschossen und verfolgt — verlassen mußte, hatte dieselbe 6 offene und ergiebige Wasserstellen. Alle diese Wasserstellen waren mit Groß- resp. Kleinvieh besetzt, und zwar hatte ich die Rinder so verteilt, daß Ochsen, junge Ochsen, junge Fersen und Kühe, je an einem Wasser für sich standen. An dem wasserreichsten Platze hatte ich ein geräumiges Wohnhaus mit Keller gebaut und eben dort einen 2 Hektar großen Garten angelegt, der mit Drahtgeflecht umgeben war, und in dem unter anderem zirka 500 Weinstöcke gepflanzt waren, die prächtig gediehen.

Ein Absatzgebiet für meine jungen Ochsen und diejenigen, welche ich von weißen Händlern für Geld oder Ware kaufte und auf meiner Farm „fettweidete", hatte ich mir bei den Engländern, drüben in Mafeking, gesucht.

Im Mai des Jahres 1901 reiste ich zu diesem Zweck quer durch die Kalahari nach Mafeking und kam dort wohlbehalten, zirka 4 Wochen nach Aufhebung der Belagerung, an. Mein Erscheinen während der kriegerischen Zeit, und von dieser Seite erregte Aufsehen; vor allem aber der Zustand meiner Ochsen, die dick und rund waren und denen man nicht ansah, daß sie 4 Wochen von Zamas[5]) anstatt des Wassers gelebt hatten. Der Engländer praktischer Geschäftssinn erkannte diesen Umstand wohl, und nachdem ich mich bei den Behörden legitimiert und meine Absicht, Ochsen nach dort zu verkaufen, ausgesprochen hatte, wurde ich auf das liebenswürdigste entlassen, und man versprach, mir in allen Stücken behülflich zu sein, was auch treulich erfüllt wurde. — Mit den Geschäftsleuten wurde ich bald einig; einige größere Firmen taten sich zusammen, und man verpflichtete sich schriftlich, nach gegenseitigen näheren Vereinbarungen mir meine Ochsen zu einem bestimmten Preise halbwegs des Weges nach Mafeking, auf dem Platze Lehototo, gegen Aushändigung eines Wechsels auf die Standardbank in Kapstadt abzunehmen. — Dieses Geschäft erwies sich in der Folge als ein äußerst rentables für mich! Aufgekaufte und selbst gezogene Ochsen lieferten die gewünschten Bestände; den letzten Transport von 200 Ochsen verkaufte mein Vertreter im Juni 1903. Dann bereitete der im Januar 1904 ausbrechende Aufstand der sämtlichen Hererostämme diesem mit so viel Zeit und Mühe in die Wege geleiteten Unternehmen ein jähes Ende. Er vernichtete, wie den des ganzen Landes, so auch den aufblühenden Wohlstand des Gobabiser Distrikts, dessen Ansiedlerstand sich in den Jahren 1897—1904 von 12 auf 36 Köpfe vermehrt hatte, mit einem Gesamtbesitz von zirka 2500—3000 Rindern, gegen 500 Rinder im Jahre 1897, vor Ausbruch der Rinderpest.

Im Februar 1903 war ich, nach 10jährigem Aufenthalt im Schutzgebiet, nach Deutschland gereist und kehrte von dieser Reise im November desselben Jahres auf meine Farm zurück. 2 Vollblut-Schorthorn-Bullen, die ich mitbrachte, langten in vorzüglichem Zustande an, sodaß sie den Herden sogleich zugeteilt, also sofort nutzbar gemacht werden konnten. Von der Regierung proponierte man mir, nach der Besichtigung der Bullen durch den Veterinärrat Rickmann, für 1½jährige Bullkälber dieser Zucht einen Preis von 350—400 Mk. pro Stück, wogegen ich mich verpflichtete, die Regierung die besten Kälber für Zuchtzwecke auswählen zu lassen.

Die Milcherträge, die mittlerweile von der stark vermehrten Herde sehr hohe geworden waren, sollten durch Gewinnung von Käse verwertet werden; wie ich dies bereits zu Anfang, vor Ankauf der Farm Aais, mit gutem Erfolge betrieben hatte. 3½ Liter Milch ergibt 1 Pfund Käse, und 1 Pfund kostete bisher im Verkauf 2.00 bis 2.50 Mk. in der Kolonie. Die ausgewachsenen Hammel aus meiner Fettschwanzherde verkaufte ich mit einem Durchschnittspreis von 15 Mk. pro Stück im Lande selbst.

[5]) Wasserreiche Melone, die in guten Jahren in der Kalahari so reichlich vorkommt, daß von ihr die größten Viehherden leben und das Wasser vollständig entbehren können.

So war nach 7 Jahren der Ruhe und des Friedens im Ost-Herero-Lande, bei mir und allen übrigen Farmern der Wohlstand eingekehrt. 7 Jahre hatten genügt, nach den schweren Jahren der Aufstände und der Rinderpest, das Land zum Aufblühen zu bringen; und ich denke, der Wert der Kolonie, in der das in 7 kurzen Jahren möglich ist, ergibt sich von selbst. Es ist mir in dem Rahmen dieser Schrift nicht möglich, näher auf Pferde-, Wollschaf- und Straußenzucht*) einzugehen, Erwerbszweige, die sehr bedeutende Erträge einbringen und sie in anderen Kolonien, unter bedeutend schlechteren Verhältnissen als in Südwestafrika, bereits erbracht haben. Ich beschränke mich daher, streng an der Hand meiner persönlichen Erfahrungen, zu zeigen, in welcher Weise ich mir den Wert des Landes zu Nutze machte.

Ich trete mit meiner Person voll für den Wert Deutsch-Südwestafrikas ein, ja, ich erkläre diese Kolonie mit für den wertvollsten Teil des deutschen Kolonialbesitzes.

Allerdings ist nach Niederwerfung des Aufstandes Eins notwendig: es müssen Mittel und Wege gefunden werden, daß die natürlichen Ertragsquellen — und das sind die unendlichen Weideflächen mit ihren unerschöpflichen Futtervorräten — dem Lande offen erhalten bleiben! Dies kann nur geschehen durch eine planmäßige Bestockung des Landes mit Groß- und Kleinvieh. — Und nie können die ausgeraubten Siedler unter heutigen Verhältnissen dies aus eigener Kraft zu Wege bringen — denn es fehlen ihnen jegliche Mittel, teures, eingeführtes Vieh zu kaufen, und im Lande selbst ist der bei weitem größte Teil durch den langen Krieg verzehrt, verbraucht oder umgekommen, und der kleine gebliebene Rest nur zu unerschwinglich hohen Preisen zu haben. Sollte der Kolonie also die Hilfe des Reichs versagt bleiben, so würde dieselbe einer aussichtslosen Krüppelwirtschaft und damit dem sicheren Ruin anheim fallen. Im entgegengesetzten Falle aber, wenn die nötigen Mittel bewilligt werden und Regierung und Bevölkerung des Schutzgebietes einheitlich zusammenwirken, wird in verhältnismäßig kurzer Zeit diese Kolonie eine unserer ertragreichsten werden.

Es handelt sich hier meiner Meinung nach also einfach um ein Rechenexempel. Sollen die für den Krieg ausgegebenen Millionen zurückgewonnen, soll dem Deutschen Reich das in Südwestafrika angelegte Kapital ein zinstragendes werden oder nicht?

Meine englischen Geschäftsfreunde, die sich mir gegenüber offener äußerten (auch vielleicht, weil sie deutscher Abstammung waren), hielten nicht damit zurück, daß man „Damaraland", wie man dort kurzweg sagt, englischerseits für sehr wertvoll hakte, ja, daß man uns um diesen Besitz beneidete!

In der Händ des hohen Reichstages wird es jetzt liegen zu entscheiden, ob das Deutsche Reich gewillt ist, diesem Stück „größeren Deutschlands" die so bringenden Mittel zur Entfaltung seiner wirtschaftlichen Kräfte zu bewilligen oder ob man einem außerordentlich zukunftreichen Lande Mittel und Wege

*) Ich selbst hatte seiner Zeit 60 junge Strauße, die vorzüglich gediehen. Leider reichten meine damaligen Mittel nicht hin, um ein größeres Gehege für die Tiere einzuzäunen und mir einen erfahrenen Züchter zu halten; so verkaufte ich den Rest der Tiere und wandte mich ganz der Viehzucht und dem Ochsenexport zu.

vollständig abschneiden will, sich mit seinen leicht zu erschließenden Reichtümern, sich mit seiner arbeitsfreudigen Bevölkerung als eine Quelle des Wohlstandes und (in Zukunft) bedeutender Einnahmen für das Reich dem großen Ganzen würdig einzureihen.

Möge es mir in dieser Schrift gelungen sein, darzutun, was ich als 11jähriger Kenner des Landes für meine Pflicht hielt auszusprechen:

Erstens, wie eine unheilvolle Politik die Kolonie zu der heutigen Katastrophe geführt hat, und

Zweitens, daß diese Kolonie, wenn das Reich ihr seine helfende Hand nicht entzieht, zu einem der wertvollsten überseeischen Besitze Deutschlands werden wird!

Hell rufen die Kraniche.

In wehenden Winden
Hoch über den Gründen
Ein Flügel, ein Zug,
Heimwärts zum großen, heiligen Flug.

Hell rufen die Kraniche.

Sagt eines dem andern:
Das Leben ist Wandern.
Und der es befahl,
Gab einen Weg und keine Wahl.

Fern rufen die Kraniche.

Am Himmelsbogen,
Der Welt entflogen,
Verklingt der Laut . . .
Der Mensch am Wege zagt und schaut?

Fritz Philippi.

Neue Zeitschriften für die Jugend.

Von

Victor Blüthgen.

In jüngster Zeit sind mir gleich drei Unternehmungen unterbreitet worden, die unsere Jugend mit periodischer Lektüre versorgen wollen. Sie stellen keine Konkurrenz dar, denn die eine rechnet mit den Kleinen bis zum 10. Jahr, die zweite mit den 10—14jährigen, die dritte mit den noch älteren Gymnasiasten. Die erste nennt sich Heim der Jugend, Herausgeber A. Cronbach, Groß-Lichterfelde, die zweite Deutschlands Jugend, Schüler-Zeitung für Knaben und Mädchen, Herausgeber Georg Gellert, Verlag Deutschlands Jugend G. m. b. H., Berlin, die dritte Der Gymnasiast, Redakteur Erich Krone, Verlag von A. H. Müller in München.

Das Heim der Jugend ist eine ganz modern gestimmte, erstklassig ausgestattete, bunt gehaltene Jugendschrift in Monatsheften, in der Art, wie der Brausewetterschе Knecht Ruprecht war. Der Geschmackskreis, der sich um die Anregungen Dehmels gruppiert hat, ist im wesentlichen auch hier das herrschende Element, ohne daß man sich etwa engherzig auf den Fitzebutzestil einschwört. Die vorliegende Probe zeigt fraglos den allerbesten Willen, Ausgezeichnetes zu schaffen, wenn auch zunächst noch allerlei befremdlich Minderwertiges im Text untergeschlüpft ist, und wenn in gesundem Kompromiß die Auswüchse der Moderne fern gehalten werden, so hindert nichts, diesem Heim der Jugend eine warme Empfehlung auf den Weg zu geben. Es bildet, wie gesagt, eine Gabe für die Jüngsten, und es ist klug, das monatliche Erscheinen für genügend zu halten, wie es andererseits klug ist, die Oberstufe bis zum 14. Jahre allwöchentlich zu versorgen — überhaupt beide mit gesonderten Zeitschriften zu bedenken. Das jüngere Alter braucht und verdaut nicht viel Lektüre, dagegen sind die späteren Jahre schon lesehungrig und dankbar für ein Blatt, das sie nicht länger als von einem Sonntag zum andern warten läßt.

Ein solches ist die Gründung Georg Gellerts: Deutschlands Jugend, und sie genießt damit den Vorzug, auch längere Erzählungen bringen zu können, für die bisher in der periodischen Jugendliteratur kein Platz war, sehr bedauerlicherweise, denn das hat die Pflege und Entwicklung der guten Jugenderzählung beeinträchtigt und verwies den Lesehunger des Übergangsalters zu früh auf die Lektüre der Erwachsenen oder auf die überhitzenden Abenteuer-Romane für die Jugend. Diese Zeitschrift ist eine gut durchdachte, wohl vorbereitete Sache: für den erstaunlichen Preis von 10 Pf. wöchentlich wird ein sehr anständig aus-

gestattetes, wenn auch nur in Schwarzdruck illustriertes Heft geliefert, das keinen Anspruch erhebt, die Vertretung für irgendwelche moderne Richtung zu besorgen, sondern einfach mit gesundem Sinne und gutem Geschmack dem wohlverstandenen Unterhaltungs- und Bildungsbedürfnis der reiferen Jugend entgegenkommt. Wer die bisher erschienenen Hefte durchsieht, gewinnt sofort den Eindruck, daß hier ein hervorragend Berufener die Hand am Ruder hat, der sehr klar weiß, was er will, und der sich der besten Kräfte für die verschiedenen Interessengruppen versichert hat, in die sich sein Arbeitsfeld zerlegen ließ — ein warmherziger Freund der Jugend, dem es um die Sache zu tun ist und der die nötige Frische besitzt, um den übelsten Feind, die Langweiligkeit, auszuschalten, der der sichere Tod der Jugendlektüre ist.

Recht mangelhaftes Vertrauen flößt mir Der Gymnasiast ein. An sich halte ich ihn für überflüssig: nach dem 14. Jahre braucht unsere Jugend keine besondere Lektüre, da beginnt ihre Beteiligung an derjenigen der Erwachsenen; und ich bezweifle, daß etwas anderes bei dieser Zeitschrift herauskommt, als Schulfimpelei. Mindestens müßte die Sache anders aufgefaßt werden, zunächst sieht sie ziemlich planlos aus. Der Preis der Wochenschrift, die bisher die Belletristik schuldig bleibt und auf die Illustration ganz verzichtet, beträgt 2 M. vierteljährlich.

Wenn das Heim der Jugend nur nicht daran scheitert, daß es zu schön und darum zu teuer ist! An das Gedeihen von Deutschlands Jugend glaube ich und empfehle sie dringend — obwohl sie mit einer Jugenderzählung aus meiner Feder beginnt.

Aus neuen Büchern.

„Deutsch sein heißt: Charakter haben. Fragt man mich, wie dies zu erreichen sei, so ist darauf die einzige alles in sich fassende Antwort diese: wir müssen eben zur Stelle werden, was wir ohnedies sein sollten, Deutsche. Wir sollen unseren Geist nicht unterwerfen: so müssen wir eben vor allen Dingen einen Geist uns anschaffen, und einen festen und gewissen Geist; wir müssen ernst werden in allen Dingen und nicht fortfahren, bloß leichtsinnigerweise und nur zum Scherze dazusein; wir müssen uns haltbare und unerschütterliche Grundsätze bilden, die allem unserem übrigen Denken und unserem Handeln zur festen Richtschnur dienen, Leben und Denken muß bei uns aus einem Stücke sein und ein sich durchdringendes und gediegenes Ganzes; wir müssen in beiden der Natur und der Wahrheit gemäß werden und die fremden Kunststücke von uns werfen; wir müssen, um es mit einem Worte zu sagen, uns Charakter anschaffen; denn Charakter haben und deutsch sein ist ohne Zweifel gleichbedeutend, und die Sache hat in unserer Sprache keinen besonderen Namen, weil sie eben ohne alles unser Wissen und Besinnung aus unserem Sein unmittelbar hervorgehen soll."

Aus: J. Gottlieb Fichte, Evangelium der Freiheit (Erzieher zu deutscher Bildung III. Eugen Diederichs, Jena 1905).

Der Deutsch-Amerikaner.

Eine Studie.

Von

Georg von Skal (New York).

(Schluß.)

II.

Eine Vereinigung aller Deutschen in den Vereinigten Staaten ist allerdings nicht vorhanden. Zahllose Vereine, die nach demselben Ziele streben, bestehen nebeneinander, und an Eifersüchteleien und Reibereien fehlt es nicht. Diese oft getadelte Zersplitterung hat aber auch ihre guten Seiten. Sie erzeugt einen Wetteifer, der höchst wohltätig wirkt. Durch sie wird jede Organisation angespornt, ihre Kräfte unablässig anzuspannen. Sie macht ferner eine Vereinigung aller Deutschen in der Union unmöglich. Das ist wiederholt von ehrgeizigen und auch wohlmeinenden Männern angestrebt worden, aber nie gelungen. Es mag dem Deutschen befremdlich erscheinen, daß diese Unmöglichkeit als vorteilhaft bezeichnet wird, sie ist es aber in der Tat. Eine feste und dauernde Vereinigung aller Deutschen in den Vereinigten Staaten würde ihre Stellung nicht stärken, sondern schwächen. Der Amerikaner würde in ihr eine Gefahr für seine politischen Einrichtungen erblicken und ihre Gründung als eine, gegen ihn gerichtete feindliche Handlung betrachten. Man dürfte ihm deswegen keine Vorwürfe machen; denn eine solche Organisation wäre stark genug, um in den politischen Kämpfen häufig den Ausschlag zu geben und ihre Forderungen durchzusetzen. Während diese Forderungen wahrscheinlich harmlosester Art sein würden, könnte man doch nicht wissen, ob sie sich nicht steigern würden, nachdem die ersten Erfolge errungen sind. In der Liebe für seine politischen Einrichtungen und in der Angst vor Strömungen oder Einflüssen, welche sie gefährden könnten, ist der Amerikaner beinahe kindlich. Dabei hat er den Eingewanderten ja das Bürgerrecht gegeben, damit sie es als Amerikaner und lediglich im Interesse ihres neuen Vaterlandes ausüben sollen. Wird daher in ihm die Befürchtung erweckt, die amerikanischen Bürger deutscher Abkunft schlössen sich zusammen, um Sonderrechte zu erkämpfen, so würde der

stets latent vorhandene Fremdenhaß zu heller Glut entfacht und der Einfluß der Deutschen vernichtet werden. Durch die dauernde und feste Vereinigung aller Deutschen würde also nicht nur das Deutschtum in den Vereinigten Staaten geschädigt und sein Einfluß auf die Entwicklung des Landes vernichtet, sondern in zweiter Linie auch das Deutsche Reich durch die im Amerikaner erzeugte Feindseligkeit gegen alles Deutsche empfindlich benachteiligt werden. Damit ist nicht gesagt, daß die Deutschen in Amerika nicht gelegentlich geschlossen auftreten sollen, wenn die Notwendigkeit vorhanden ist. Das ist wiederholt geschehen und hat immer gute Wirkungen gehabt. Als Beispiel diene der Protest des Deutschtums in den Vereinigten Staaten gegen die englischen Hetzversuche während des spanisch-amerikanischen Krieges und die anscheinende Bereitwilligkeit, der amerikanischen Regierung, sich durch sie beeinflussen zu lassen. Aber auch damals wurde der Protest gerade dadurch wirksam, daß er spontan war und Bürger aller politischen Parteischattierungen sich an ihm beteiligten. Er hätte niemals Erfolg gehabt, wenn er von einer großen und permanenten deutschen Organisation ausgegangen wäre.

Das ausgebreitete Vereinswesen mag die Verschmelzung der eingewanderten Deutschen mit den Amerikanern verzögern, indem es die Eingewanderten abhält, außerhalb ihres Berufes oder Geschäfts mit Amerikanern zu verkehren. Wenn aber die Deutschen sich in sozialer Beziehung von den Amerikanern fern halten, so ist das nicht nur natürlich und berechtigt, es ließe sich auch gar nicht ändern, wenn man es versuchen wollte. Durch die soziale Vermischung mit den Amerikanern würden die Deutschen, die überhaupt von jeher ihre Eigenart viel leichter als andere Völker aufgegeben haben, mit überraschender Schnelligkeit spurlos untergehen. Ihr Einfluß auf den amerikanischen Volkscharakter und das geistige Leben würde nicht größer sein, sondern auf den Nullpunkt sinken. Sie und alle ihre wertvollen Eigenschaften würden förmlich weggeschwemmt werden und verschwinden. Nur durch festes Zusammenschließen können sie diesen Assimilationsprozeß genügend verlangsamen, um auch dem Deutschtum einigen Einfluß auf die Bildung des amerikanischen Volkscharakters zu verschaffen. Ihre Absonderung hat wesentliche wohltätige Folgen, für sie selbst wie für das amerikanische Volk. Sie ist aber auch aus vielen Gründen eine unumgängliche Notwendigkeit. Schon der Sprache wegen ist es ganz selbstverständlich, daß sich die Deutschen an ihre Landsleute anschließen, denn wenn sie auch englisch lernen, so bleibt ihnen doch, wie fast allen Menschen, die Muttersprache die einzige, in deren Gebrauch sie sich ganz wohl und sicher fühlen. Dieses Gefühl wird noch

dadurch gestärkt, daß selbst der gebildete Amerikaner geneigt ist, von Fehlern beim Gebrauch der englischen Sprache Notiz zu nehmen, während die große Masse die Bildung eines Menschen überhaupt nach seiner Fähigkeit, die englische Sprache zu beherrschen, beurteilt. Einer sozialen Vermischung stehen ferner die bei beiden Völkern verschiedenen Sitten und Gebräuche im Wege; schon der Geschmack in Bezug auf Speisen und Getränke ist so verschieden, daß er der zum geselligen Verkehr erforderlichen Behaglichkeit hindernd in den Weg tritt. Wie bereits erwähnt, regelt sich der soziale Verkehr in den Vereinigten Staaten überwiegend durch das Gefallen, das die Menschen aneinander finden. Man will mit Menschen verkehren, die gleiche oder ähnliche Gewohnheiten, Gesinnungen und Ziele haben. Das findet — immer von der großen Masse gesprochen — der Amerikaner nicht bei dem Deutschen und dieser nicht bei dem Amerikaner. Beide haben ihre Vorzüge und Schwächen, diese sind aber nicht die Veranlassung für ihre soziale Trennung, der Grund für letztere liegt in einer Verschiedenheit der Sitten und Gebräuche beider Völker, für welche keines von ihnen Tadel verdient, für die aber beide in gleichem Maße verantwortlich sind. Es wird immer Amerikaner geben, die gern und viel in deutschen Kreisen verkehren, und auch Deutsche, die unter Amerikanern zu Hause sind, aber eine völlige soziale Vermischung ist unmöglich und würde es selbst bleiben, wenn sie wünschenswert wäre. Sie vollzieht sich schnell und innig genug in der zweiten Generation. Sie müßte verlangsamt werden, wenn sie schneller vor sich ginge, denn sonst würden diejenigen wertvollen deutschen Eigenschaften, welche bei der Vermischung der beiden Völkerschaften erhalten bleiben und in den amerikanischen Volkscharakter aufgenommen werden sollen, sofort verloren gehen. Nur durch einen Prozeß, der die Schärfen und Spitzen allmählich und vorsichtig zerstört, den guten Kern aber nicht vernichtet, sondern nur erweicht und zur Anschmiegung oder Verarbeitung vorbereitet, kann der Guß gelingen. Deshalb ist es sehr gut, daß die eingewanderten Deutschen sich wohl in politischer Beziehung schnell amerikanisieren und den Geist und die Eigenschaften des amerikanischen Volkes zu ergründen versuchen, aber an ihren Gewohnheiten und Eigenschaften festhalten, so lange es ihnen möglich ist.

Um zu zeigen, welche guten Früchte dieses Verhalten der Deutsch-Amerikaner trägt, sei zunächst auf die unbestrittene Tatsache hingewiesen, daß heute in den Vereinigten Staaten mehr Deutsch gelehrt wird, als je zuvor. An allen Universitäten und Hochschulen von Bedeutung sind deutsche Professoren tätig. An den meisten Mittelschulen wird deutscher

Unterricht erteilt. Das geschieht nicht oder doch nur zum kleinsten Teile aus Gründen der Zweckmäßigkeit. Der Wunsch, die Schätze zu erwerben, welche der deutsche Geist geschaffen hat, ist die vornehmlichste Triebfeder. Diese Erscheinung kann nicht, wie versucht worden ist, der Tätigkeit der deutschen Professoren an amerikanischen Universitäten allein zugeschrieben werden. Wohl haben diese Professoren jenes Streben in wirksamster Weise gefördert und verdienen die vollste Anerkennung, aber die Ursache bildeten sie nicht. Ihre Anstellung war vielmehr eine Folge der im amerikanischen Volke erstandenen Erkenntnis, daß die direkte Bekanntschaft mit den Früchten deutscher Poesie und deutscher Wissenschaft wertvoll und wünschenswert sei. Viel mehr haben dazu die zahlreichen Amerikaner beigetragen, die auf deutschen Universitäten studiert und einen Einblick in den deutschen Volkscharakter gewonnen haben. Ganz bedeutend haben aber auch die Deutsch-Amerikaner geholfen. Wenn sie so wenig gute Eigenschaften besäßen, wie ihnen mitunter vorgeworfen wird, so würden sie in den Amerikanern sicherlich einen Widerwillen gegen alles Deutsche erzeugt haben, aber nicht die Anerkennung, die jetzt tatsächlich vorhanden ist.

Vergessen wir nicht, daß der erste deutsche Professor, der an einer amerikanischen Universität wirkte, nicht aus Deutschland berufen wurde. Wenn überhaupt eine Grenze zwischen Deutschen und Deutsch-Amerikanern gezogen werden soll, so war Franz Lieber, als er nach achtjährigem Aufenthalt in den Vereinigten Staaten eine Professur an der Universität von Süd-Carolina annahm, sicherlich ein Deutsch-Amerikaner. Ich sehe von Karl Follen ab, weil dieser, wenn auch vor Lieber, doch nur kurze Zeit einen Lehrstuhl an der Harvard-Universität einnahm. Vor den Lehrkräften, die in den letzten Jahrzehnten aus Deutschland hierhergeholt worden sind, hatten viele Deutsch-Amerikaner im Unterrichtswesen erfolgreich gewirkt. Sie hatten den Boden vorbereitet in guter deutscher Weise, wenn sie auch ihre politische Zugehörigkeit zum deutschen Reiche längst aufgegeben hatten. Und noch heute werden die deutschen Professoren, wo es möglich ist, von Deutsch-Amerikanern kräftig unterstützt und ihnen ihre Stellung, nicht nur als Vertreter der Wissenschaft, sondern auch als Deutsche erleichtert. Das mag in Universitäten, welche fern von Städten mit starker deutscher Bevölkerung liegen, nicht direkt fühlbar sein, aber es ist der Fall. Der deutsche Professor an einer amerikanischen Universität, der bei Bestrebungen, die außerhalb seiner eigentlichen Berufstätigkeit liegen, bei seinen engeren Landsleuten Entgegenkommen findet, erhält dadurch eine Stütze, deren Wert nicht zu unterschätzen ist, und alle seine Kollegen gewinnen mit ihm. Die deutsche Bevölkerung des Landes wirkt

ganz unzweifelhaft fördernd auf die Tätigkeit deutschen Geistes an den amerikanischen Universitäten, wenn das auch nicht direkt nachweisbar ist. Es liegt mir fern, die außerordentlich wertvolle und segensreiche Tätigkeit deutscher Professoren an amerikanischen Universitäten verkleinern zu wollen, sie kann vielmehr gar nicht zu hoch angeschlagen werden, sowohl was die Förderung der Wissenschaften wie auch die des deutschen Geistes anbetrifft, aber es muß konstatiert werden, daß sie bei ihrer Arbeit durch das Deutschtum nicht behindert, sondern unterstützt werden, freilich meist indirekt, aber deshalb doch wirksam.

Auf welchen Gebieten ist nun der Einfluß der Deutschen in Amerika so deutlich erkennbar gewesen, daß seine Stärke nicht in Abrede gestellt werden kann? Zunächst in der Musik, denn die Geschichte der Musik in Amerika ist tatsächlich eine deutsche Geschichte. Von dem Augenblick an, wo die Musik dem amerikanischen Volke mehr wurde, als ein bloßes Erheiterungsmittel, traten der deutsche Musiker und die deutsche Musik in ihre Rechte. Von den unzähligen Gesangvereinen, die überall, wo ein paar Deutsche wohnen, das deutsche Lied pflegen, bis zu den großen Orchestern und der großen Oper, ist der deutsche Einfluß maßgebend. Nicht in einseitiger Weise wird er ausgeübt, vielmehr im echt künstlerischen Sinne, der das Schöne schätzt, wo es auch herstammen mag. Aber wenn auch Jahrzehnte hingegangen sind, seit die Liebe zur Musik und das Verständnis für sie in Amerika Wurzel schlugen, ist doch heute noch ihre Pflege fast ganz in den Händen von Deutschen oder Nachkommen von Deutschen. Musiker, Dirigenten und Lehrer sind in der ganzen Union in überwältigender Mehrzahl Deutsche und selbst viele der Musikkritiker der großen amerikanischen Zeitungen sind Kinder deutscher Eltern. Auf diesem Gebiete hat der Deutsch-Amerikaner seine Pflicht voll und ganz erfüllt, zum Segen für seine neue Heimat und zum unbestreitbaren Vorteile seines alten Vaterlandes.

Was die Deutsch-Amerikaner auf anderen Gebieten geleistet haben, läßt sich hier nur andeuten. Um den Beweis für die Richtigkeit der hier gemachten Angaben zu führen, müßte man Namen und einzelne Tatsachen anführen, und dazu wäre ein besonderes und ausführliches Kapitel notwendig, das beträchtliche Länge annehmen würde. Man muß sich daher mit der Versicherung begnügen, daß für das, was hier gesagt werden wird, Beweise vorhanden und leicht zu liefern sind. In erster Linie ist es die Medizin, zu deren Entwicklung die Deutschen in hohem Maße beigetragen haben. Wenn diese Wissenschaft in den Vereinigten Staaten eine Blüte erreicht hat, die ihren hervorragenden Vertretern in Europa

Erstaunen und Bewunderung abzwingt, so haben eingewanderte deutsche Ärzte und deren Nachkommen unendlich viel dazu beigetragen. Selbst wenn die deutschen Ärzte nichts getan hätten, als durch ihr Können den Beweis zu liefern, daß zur Ausübung ihres Berufes gründliche Studien und Kenntnisse erforderlich sind, und auf diese Weise die Regierungen der einzelnen Staaten veranlaßt hätten, die frühere leichtfertige Art der Zulassung zur ärztlichen Praxis aufzugeben und gründliche Vorbereitung zu fordern, so wäre ihr Verdienst schon ein großes. Darauf haben sie sich aber nicht beschränkt, sondern durch ihr Beispiel wesentlich dazu beigetragen, daß der hervorragende amerikanische Arzt heute keine Seltenheit mehr ist. Und wenn ein einzelner Stand — der Ausdruck wird hier der Bequemlichkeit wegen gebraucht, trotzdem er nicht amerikanisch ist — zum Deutsch-Amerikanertum gerechnet werden darf, so ist es dieser. Die deutschen Ärzte in den Vereinigten Staaten haben nicht nur die deutsche Wissenschaft und den deutschen Geist zu Ehren gebracht, sondern sind auch die wertvollsten Stützen aller deutschen geistigen Bestrebungen.

Ganz ähnlich verhält es sich mit den deutschen Chemikern, wenn sie auch weniger zahlreich sind und nicht so häufig an die Öffentlichkeit treten. Sie sowohl wie deutsche Techniker haben hier glänzende Beweise für deutsche Tüchtigkeit geliefert und dadurch Anerkennung für das deutsche Volk erzeugt. Man findet sie überall, nicht nur in den Etablissements, welche der privaten Unternehmungslust ihre Existenz verdanken, sondern auch im Regierungsdienst. Ohne sie wäre die beispiellose Entwicklung der amerikanischen Industrie unmöglich gewesen. Ebenso segensreich haben deutsche Pädagogen gewirkt und tun es noch heute. Ich muß mich hier leider auf Andeutungen beschränken, sie werden aber für den vorurteilsfreien Leser genügen.

Es ließen sich noch eine ganze Reihe von Berufen und Industrien aufführen, deren Entwicklung zum großen Teile oder sogar ganz und allein den Deutschen zu verdanken ist. Ganz besonders soll aber nur noch hervorgehoben werden, daß die Deutsch-Amerikaner ihre Tüchtigkeit nicht nur durch ihre eigene Tätigkeit bewiesen haben, sondern auch durch die Taten ihrer Nachkommen. Gerade das wird häufig bezweifelt, doch ist es mit geringer Mühe zu beweisen, wenn man nur den ernsten Versuch macht. Eins muß aber auch hier immer im Auge behalten werden: die amerikanische Union ist kein Land, in dem fortwährend einzelne Männer von Bedeutung an die Oberfläche gelangen. Sie hat deren in bewegten Zeiten viele hervorgebracht, aber in Perioden der Ruhe tritt selbst der begabteste Einzelne nur wenig aus der großen Masse hervor.

Die Masse entscheidet schließlich alle Fragen, die Masse gibt die Richtung an, welche die Regierung einnehmen soll, und wer nicht in Fühlung und Berührung mit der Masse bleibt, kann nichts Bleibendes schaffen. Der einzelne eilt wohl gelegentlich der Masse voraus, aber Erfolge erzielt er erst, wenn sie auf seinem Standpunkt angelangt ist. Deshalb läßt sich weder die Sinnesart noch die Entwicklungsstufe des ganzen Volkes aus einzelnen Persönlichkeiten, nicht einmal aus kleinen Kreisen erkennen; deshalb läßt sich ferner weder die Bedeutung des Volkes, noch die seiner einzelnen Bestandteile bestimmen, indem man die hervorragenden Geister an den Fingern abzählt, und deshalb schließlich ist es so außerordentlich schwer, das amerikanische Volk und seine Eigenschaften durch einen Blick auf die offen zu Tage liegenden und über den Durchschnitt hervorragenden Erscheinungen zu beurteilen.

Am wirksamsten und nachhaltigsten ist der Einfluß der eingewanderten Deutschen auf die Entwicklung des amerikanischen Volkscharakters im allgemeinen gewesen. Das kann natürlich nur derjenige beurteilen, welcher längere Zeit in Amerika gelebt hat. Wer kurze Zeit hier weilt, läßt sich leicht durch den Umstand, daß die Deutschen nicht die Erfüllung aller ihrer Wünsche erreicht haben und daß sie immer noch häufig mit ihren Forderungen erfolglos sind, zu der Annahme verleiten, sie besäßen wenig oder gar keinen Einfluß. Es muß hier wieder darauf aufmerksam gemacht werden, daß man in einem Lande wie die Vereinigten Staaten nicht nach einzelnen Erscheinungen urteilen darf. Das Land ist so groß, die Anschauungen und Gebräuche in den einzelnen Teilen der Union sind so verschiedenartig und dementsprechend auch die Erscheinungen so vielseitig, daß eigentlich nichts typisch ist. Man muß immer zusammenzufassen versuchen und darf nie verallgemeinern, wenn man nicht Trugschlüsse ziehen will. Die meisten Beurteiler des Landes scheitern an der Nichtbeachtung dieser Regel.

Es ist nicht zuviel gesagt, daß der Deutsche die Lebensgewohnheiten des Amerikaners wesentlich verändert hat. Die Feinde des Deutsch-Amerikaners beschränken seine Tätigkeit in dieser Richtung allerdings auf den Umstand, daß er den Biergenuß in Amerika eingeführt hat. Das ist aber ein ebenso kleinlicher Standpunkt, wie wenn man den Nachkommen des Puritaners nur danach beurteilen wollte, daß er am Sonntag keine Zeitung liest. Und doch wäre auch diese eine Tat schon ein Verdienst, denn sie hat den Schnapskonsum erheblich verringert. Der Deutsche hat aber mehr getan, er hat durch sein Beispiel und durch seinen direkt ausgeübten Einfluß dem Amerikaner Lust und Verständnis für heiteren Lebensgenuß

eingeimpft. Noch lange nicht allen, aber einer genügenden und stets wachsenden Zahl, die seinen Erfolg beweist. In vielen Städten des Landes sind alle Beschränkungen für Vergnügungen am Sonntag gefallen, in jeder durch deutschen Einfluß. In allen, wo überhaupt eine nennenswerte deutsche Bevölkerung vorhanden ist, sind sie gemildert worden oder werden nur soweit beachtet, wie es die Verhältnisse nötig machen. Und wenn ein großer Teil der Amerikaner heute noch den Sonntag in Ruhe und Abgeschlossenheit begeht, so hat er doch anderes von den Deutschen gelernt. Er sucht seine Zerstreuung außerhalb des Hauses nicht mehr ausschließlich allein, er ist dem Beispiel des Deutschen gefolgt und geht mit Frau und Kindern aus. Noch vor zwanzig Jahren war es für eine Amerikanerin fast undenkbar, in einem Restaurant zu speisen, wo geraucht werden durfte, heute hält das keine Frau mehr zurück und sie begleitet den Mann überall hin, wo er für Respektabilität garantieren kann.

Das mag auf den ersten Blick unbedeutend erscheinen, ist es aber durchaus nicht. Es handelt sich nicht darum, ob Bier getrunken und unter welchen Verhältnissen Restaurants besucht werden. Mit der Befreiung aus einem engen Kreise, mit dem Fallen Jahrhunderte alter Schranken und mit der Vermischung mit bisher ganz unbekannten und daher falsch beurteilten Elementen der Bevölkerung fallen auch Vorurteile und wächst die Toleranz. Solange die Sitten und Gebräuche anderer Menschen für unwürdig und minderwertig gehalten werden, schätzt man ihre Besitzer in derselben Weise ein. Mit der Erkenntnis, daß diese Sitten schön und nachahmenswert sind, wächst das Interesse und die Achtung für diejenigen, welchen man sie ablernt. Noch mehr: die Erkenntnis, daß nicht die eigenen, durch Überlieferung geheiligten Sitten allein gut und schön, vielmehr andere auch wertvoll sind, erweitert den Gesichtskreis des Menschen, macht ihn besser und größer und hebt das ganze Volk auf ein höheres Niveau. Und das in Arbeit und Kampf erwachsene amerikanische Volk brauchte die harmlose Gemütlichkeit, die der Deutsche es lehrte, so nötig, wie der durch die Scholle brechende Keim den Sonnenstrahl. Es hat ihn erhalten, und wenn einzelne seiner Teile ihn noch nicht würdigen und sogar verscheuchen möchten, so sind sie doch ohnmächtig. Der Deutsche hat zuviele Freunde und Bundesgenossen gefunden, um in diesem Kampfe noch unterliegen zu können.

Denen, welche verlangen, daß der Deutsch-Amerikaner sich hier als Deutscher eine achtunggebietende Stellung verschaffen soll, hat er freilich nicht genug getan. Ebensowenig denen, welche von ihm fordern, er solle sich zum Herrscher über dieses Land emporschwingen. Beides war und

ist ihm unmöglich. Die Deutschen in der Union sind niemals den andern Bewohnern der Union gegenüber in der Übermacht gewesen, weder der Zahl noch der Bildung nach. Sie hätten niemals die deutsche Sprache zur Landessprache machen können, wie behauptet worden ist. Sie kamen nach Amerika nicht als Eroberer, sondern als Flüchtlinge, die nicht immer politischen Verhältnissen, aber fast ausnahmslos engen und schwer drückenden Zuständen zu entrinnen suchten oder die Freiheit der Bewegung, die ihnen im alten Vaterlande versagt war, finden wollten. In Amerika versuchten sie, ihr Glück zu finden, Amerika sollte es ihnen geben, das ihnen doch in keiner Weise verpflichtet war. Und wenn es auch nicht jedem sein Glück gegeben hat, so hat es doch keinen verhindert, es mit allen seinen Kräften und in seiner Weise zu suchen. Dem Organismus gegenüber, dem der Deutsche früher angehört hatte, konnte der Deutsch-Amerikaner keine Verpflichtungen anerkennen. Von ihm hatte er nichts mehr zu hoffen, konnte ihm nicht einmal länger angehören, ohne schwere Opfer auf sich zu nehmen. Von dort ist ihm verschwindend wenig Ermutigung, Lob oder Dank zuteil geworden, aber an Schmähungen und Verunglimpfungen hat es nicht gefehlt, bis auf den heutigen Tag.

Wenn der Deutsche unter solchen Umständen in den Vereinigten Staaten sein Deutschtum hochgehalten hat, so tat er das, weil er es für seine Pflicht hielt, auch wenn keine Verpflichtung vorhanden war, und weil ihm das Herz voll von Liebe zum deutschen Geiste und zur deutschen Sprache war. Er hätte es viel leichter gehabt, wenn er sich schneller amerikanisiert hätte. Er hätte vor allem seine Kinder bequemer und mit weniger Opfern erziehen können. Er brauchte gar nicht zu kämpfen und sich mit zwei Sprachen abzuquälen. Er besaß zu viel Stolz, auf sich selbst und auf die Errungenschaften des deutschen Geistes, und auch ein bißchen zu viel Sentimentalität. Und so wurde er, was er ist. Er kann die Liebe zur alten Heimat nicht los werden und die Zuneigung zur neuen nicht unterdrücken. Er ist nicht schlechter und nicht besser als andere Menschen, sicherlich nicht als die anderen Deutschen. Stand für Stand und Mann für Mann sind die Deutschen in Amerika erfolgreicher, männlicher, toleranter und uneigennütziger als die in Deutschland. Geistesheiden von ausnahmsweiser Größe haben sie nicht hervorgebracht, aber eine ganze Reihe tüchtiger und wackerer Männer von mehr als gewöhnlicher Bedeutung. Eine stattliche Zahl begabter Dichter ist unter ihnen entstanden, aber diese waren besonders durch den inneren Zwiespalt behindert. Denn vom Dichter gilt es mehr als von jedem anderen Menschen, daß er das Herz seines Volkes schlagen hören und mitten unter seinem

Volke leben muß. Und der deutsch-amerikanische Dichter wird von zwei Völkern beeinflußt und kann die richtige Senkwurzel nicht in das fruchtbare Erdreich treiben.

Im fremden Lande unter fremden Menschen, die eine fremde Sprache reden, unter fremdartigen Zuständen, inmitten fremdartiger Umgebung, auf sich selbst angewiesen, ohne Hilfe aus der Heimat, mißverstanden von den alten wie von den neuen Nachbarn, hin- und hergezogen von wechselnden Gefühlen, eifersüchtig über seine eigenen Regungen wachend, um nach Möglichkeit unparteiisch zu bleiben, dabei täglich im bitteren Kampf ums Dasein tätig, hat der Deutsch-Amerikaner nicht nur sich selbst seine Existenz gegründet, sondern auch den Einfluß des deutschen Geistes und der deutschen Sitte in Amerika zu einem wichtigen und großen Faktor in der Entwicklung des amerikanischen Volkes gemacht. Mehr als das: er hat die Erkenntnis für Deutschland, das deutsche Volk und seine Vorzüge gefördert und deren Wertschätzung herbeigeführt. Mehr durfte niemand von ihm verlangen und mehr fordert auch keiner, der die Verhältnisse kennt und ohne vorgefaßte Meinung zu beurteilen versucht.

Im Volkston.

I.

Wieder lockt eine Geige
Mit süßem Getön,
Daß alle Menschen draußen
Auf nach den Fenstern sehn
Und stehen bleiben und lauschen . . .

Nur Eine geht still vorüber
Und will es nicht verstehn,
Daß alle die sehnsüchtigen Lieder
Nur ihre Seele suchen gehn . . .

II.

Alle meine Gedanken
Sind auf dem Wege zu dir,
Wie schnelle Schwalben schießen
Sie hin und her,

Über sonnenglänzende Felder
Bis an dein Haus,
Mit heimatlichem Gezwitscher
Locken sie dich in den Morgen heraus.

Albert Sergel.

Die wirtschaftspolitische Lage im Yangtsetal bei Beginn 1905 mit besonderer Berücksichtigung deutscher, britischer und japanischer Interessen.

Von

* * *

I. Grundzüge in der Yangtse-Politik der beteiligten Staaten.

Der Yangtse ist die Lebensader Chinas, und wer den Yangtse beherrscht, der beherrscht China, — so tönt's im Schlagwort zurück auf die erste Frage nach der Bedeutung des größten chinesischen Stromes.

Ist das wahr? Was geht uns das an? Sind die deutschen Interessen nicht hauptsächlich in Schantung mit dem Stützpunkt Tsingtau? — wird oft weiter gefragt.

Die Wichtigkeit der Handelsbeziehungen mit China und darin wieder die Größe der deutschen Interessen im Yangtsetal ist in der deutschen öffentlichen Meinung noch nicht genügend bekannt. Es fehlt die voll verstehende Anteilnahme an der ostasiatischen Politik zum Segen der heimischen Volkswirtschaft. Ein ganzer Erfolg dieser Reichspolitik war es, daß 1901 in dem bekannten Abkommen mit England festgelegt wurde, daß auch in Zukunft das Prinzip der „offnen Tür" beibehalten und keine Gebietserweiterung auf Kosten Chinas angestrebt werden sollte. Die Anwesenheit der vier Panzerschiffe der Brandenburg-Klasse hat diesen deutschen Forderungen damals Nachdruck verliehen.

Das große träge China hat sich seitdem weiterbewegt. Heute sind es vor allem drei Nationen, welche im Yangsetal um die wirtschaftliche Palme ringen: Großbritannien, Deutschland und Japan. Ein großmächtiger, alteingesessener Kämpe, Großbritannien, wird mehr und mehr bedrängt vom jüngeren, elastischeren Gegner, Deutschland, — da kommt beiden gemeinsam ein gefährlicher, bisher kaum beachteter Rivale mit ganz neuen Kampfesmethoden, Japan. Werden diese drei Gegner Raum genug finden im neu erschlossenen Land, den nationalen Handel zu heben zum Wohle des Vaterlandes, oder werden sie einst einander ausschließen hier auf dem wichtigsten Kampfplatz? Wie werden sich all die anderen Gegner, wie wird sich China selbst dazu stellen?

Zu einem großen Teil ist die Ausdehnung des fremden Handels und die völlige Erschließung Chinas von der Möglichkeit abhängig, die Verkehrsmittel zu verbessern. Auch die Gebiete des weiten volkreichen Landes, welche nicht auf

dem Wasserwege erreichbar sind, sollen erschlossen werden, und zwar nicht nur wie bisher vom Standpunkt des Kaufmanns, sondern auch von dem des Industriellen und Bergmannes aus. Nach dem chinesisch-japanischen Kriege begann ein internationales Wettrennen nach Konzessionen aller Art. Die Aussicht war zu verlockend, neben der günstigen Wirkung auf die eigne Volkswirtschaft, infolge großer Bestellungen an die heimische Industrie und Gewährung von Arbeitsgelegenheiten, noch einen politischen Erfolg in China davon zu tragen. Es ist bekannt, wie ein Großstaat in jüngster Zeit sogar Gebietserweiterungen vornehmen wollte unter dem Deckmantel einer notwendigen Kontrolle der gebauten Bahnlinie.

Die chinesische Regierung hat die ihr entstehenden Gefahren wohl erkannt. Der Druck der Machtmittel fremder Staaten aber und die zunehmende Einsicht der heilsamen Wirkung für China selbst hat ihr die einzelnen Konzessionen abgepreßt. Die Vorbedingungen und finanziellen Kräfte der wetteifernden Staaten sind sehr verschieden. Die Ausführung der Projekte hat kaum begonnen.

Lange Zeit galt es in der englischen Presse als selbstverständlich, daß das reiche, fruchtbare Yangtsetal eines schönen Tages ein Teil von Großbritannien werden würde. Von der Mitte des vorigen Jahrhunderts an wuchs der britische Einfluß stetig und schnell. Kaufleute kamen in großer Zahl, Schiffahrtslinien wurden errichtet, eigne Niederlassungen gebaut, fast ausnahmslos Engländer wurden in der Seezollverwaltung, als Lotsen, Hafenmeister usw. angestellt, Presse und Verkehrssprache waren englisch infolge der überwältigenden Mehrheit des britischen Elementes in der Zahl der Fremden.

Die große Politik des letzten Jahrzehnts trug dem in erhöhtem Maße Rechnung. Das ostasiatische Geschwader wurde beträchtlich vermehrt, häufig wurde der Strom befahren und die Flagge gezeigt. Bis hinauf zur Grenze der Schiffbarkeit über die gefährlichen Stromschnellen hinweg drangen als die ersten britische Kanonenboote vor und trugen durch Vermessung und Erkundigungsfahrten viel zur Kenntnis des Landes bei. Fast in jeden, dem Handel zugänglichen Platz wurden Konsuln geschickt, voll von Plänen zur Förderung britischer Handelsinteressen. Die Regierung erlangte immer neue bedeutende Konzessionen für Erschließung der Mineralschätze, Einrichtung von Dampferlinien u. a. m. Der kühne Plan einer Eisenbahnverbindung Burmas mit dem oberen Yangtse wurde ernstlich erwogen. Große politische Ziele standen und stehen noch heute im Hintergrunde. Auch die Tibet-Frage hat Zusammenhang mit Plänen zur Erschließung des oberen Yangsetales. So hatte man zweifellos einst eine unbestrittene Vormachtstellung und beansprucht britischerseits noch heute die ältesten Rechte im Yangtsetal.

Doch die „offne Tür" ließ nach und nach auch andere Leute nach China und ins Yangsetal kommen. Mit zunehmender Erbitterung merkte man, daß, wie so häufig in der Welt, besonders Deutschland auch hier zum recht unangenehmen, wirtschaftlichen Gegner wurde, mit dem man ernstlich rechnen mußte. Das Yangtse-Abkommen 1901 ist deshalb recht schwer empfunden und

scharf kritisiert worden. Die öffentliche Meinung stellte oft die Frage: Was hat Großbritannien denn gewonnen mit diesem Aufgeben seiner einstigen Vorzugsrechte? Gleichzeitig stieg schnell Japans Stern. Die Welt erlebte das britisch-japanische Bündnis. Noch heute will die englische Presse nichts von der neuen, immer fühlbareren wirtschaftlichen Konkurrenz der „gallant little friends" wissen, oder sie läßt solches Wissen nur leise zwischen den Zeilen oder sonst verstohlen angedeutet ahnen. Aber diese Konkurrenz ist da, und auch Großbritanniens Politik wird sie immer mehr beachten müssen.

Das Rückgrat der deutschen Interessen im Yangsetal bilden die Kaufleute, durch deren Hände ein großer Teil des internationalen Yangtse-Handels geht. In Zahl der Firmen, sowie Wert des Warenumsatzes kommen sie dicht hinter ihren britischen Gegnern. Die Errichtung des Flottenstützpunktes Kiautschou, die Vermehrung des Kreuzergeschwaders, die gewaltige Machtentfaltung zu Lande und zu Wasser gelegentlich der Boxer-Wirren 1900/01 bezeugen besser als alles andere den festen Willen des Reiches, unter Anerkennung der Gleichberechtigung aller Nationen die eignen wirtschaftlichen Interessen in China zu schützen und zu fördern, da sie eben schon ein wichtiges Glied des deutschen Überseehandels und zur gesunden Weiterentwicklung der deutschen Volkswirtschaft unentbehrlich geworden sind. Ein äußerer Erfolg davon war das schon erwähnte Yangtse-Abkommen, welches Großbritannien ein für allemal die Möglichkeit nahm, zum Schaden anderer Nationen im Yangtsetal Gebietserweiterungen vorzunehmen. Seitdem ist rüstig weitergearbeitet worden. Auch deutsche Konsulate wurden im oberen Yangtsetal errichtet. Sie tun alles, was in ihren Kräften steht, zur Mehrung deutschen Einflusses. Hier kommt Deutschland endlich nicht zu spät, hier ist die Welt noch nicht verteilt. Der Handel folgt der Flagge, heißt es hier. Deutschland soll hier für immer ein Absatzgebiet für Waren und Arbeit haben. Der deutsche Anteil an Schiffahrt und industriellen Unternehmungen wächst. Der fremde Exporthandel ist zum weitaus größten Teil in den Händen deutscher Kaufleute. Flußkanonenboote erkunden und vermessen die Wasserwege des Handels gleich ihren englischen und französischen Kameraden. Auch für Deutschland ist Japan ein gefährlicher wirtschaftlicher Gegner geworden. Aber der Tüchtige wird weiterkommen unter dem mächtigen Schutz seiner Flagge. Die Politik geht so in engster Fühlung mit den wirtschaftlichen Interessen vorwärts. Die Beziehungen zu den chinesischen Behörden sind die besten.

In voller Würdigung des aufkommenden wirtschaftlichen Gegners leistet auch die englische Presse Ostasiens zuweilen erhebliches in Verdächtigungen der deutschen Politik. Ernst zu nehmen ist das nicht. Erfreulicherweise ist neuerdings genau wie daheim in diesen Preßfehden eine gewisse Besserung eingetreten.

Japans Stern ist schnell und plötzlich aufgegangen. In gewaltigem blutigen Ringen kämpft es mit Rußland um die Vorherrschaft in Ostasien. Man hat in den letzten Jahren sehr viel nach Korea und der Mandschurei gesehen und hat die andere Seite des japanischen Vordringens, das Streben

nach wirtschaftlicher Hegemonie in ganz China, nicht genügend beachtet. Zuweilen hat man es auch unter dem Ausdruck gelbe Gefahr so sehr überschätzt, daß reale Gegengründe versagten. Die offne Tür hat viele tausend Japaner nach China hineingelassen, und heute stehen die japanischen Interessen schon an zweiter Stelle, unmittelbar hinter Großbritannien.

In bewundernswerter Weise hat es die japanische Politik seit dem Frieden von Shimonoseki (1895) verstanden, sich China als Freund und Berater unentbehrlich zu machen und das verbindende Rassenbewußtsein zu wecken. Die ehrgeizigsten, höchsten politischen Ziele wurden offen verkündet. Die Expansionskraft des aufstrebenden Volkes war groß genug, überall gleichzeitig einzusetzen. Heute treffen wir auch im wirtschaftlich reichsten Gebiete Chinas, dem Yangtsetal, auf Schritt und Tritt den kleinen Mann aus dem Land der aufgehenden Sonne.

Schon 1899 wurde in Tokio der „ostasiatische Kulturbund" gegründet, um nach bestimmtem System den japanischen Einfluß in China zu mehren und beide Länder zu verbinden. Die Zwecke des Bundes sind die Folgenden:

1. Unverletzte Aufrechterhaltung des „status quo" in Ostasien (gegenüber dem Gespenst der Aufteilung Chinas).
2. Hebung des Bildungsstandes der Bevölkerung und Förderung aller Talente und Fähigkeiten.

Bald waren die Mitglieder des Bundes überall in China. In den wichtigsten Städten, z. B. Schanghai, Hankau wurden Zweiggesellschaften gegründet. Man suchte in fieberhafter Arbeit schnell einzuholen, was andere Nationen etwa voraus hatten. Der Staat griff überall helfend ein. National-japanische Niederlassungen, Schiffahrtslinien an der Küste und auf dem Yangtse traten mit Hilfe staatlicher Subventionen ins Leben, ebenso Banken und Handelskammern. Eine große Zahl kleiner Gewerbetreibender und Handwerker flutete in die Hafenplätze und ins Yangsetal bis an die tibetanische Grenze hinauf. Die wichtige Frage der Lehrtätigkeit wurde voll gewürdigt. In allen größeren Orten entstanden japanische Schulen. Japanische Offiziere wurden in steigender Zahl als Militärinstrukteure angestellt, eine japanische Presse erschien. Viele hundert chinesische Studenten studieren in Japan.

Und China dankt dies heiße Bemühen. Eine mächtige Partei der Machthaber, d. h. der Beamten, ist ausgesprochen pro-japanisch. Die Politik rechnet damit. Allen anderen Nationen, welche in Ostasien Interessen haben, auch Großbritannien, ist überraschend schnell ein starker wirtschaftlicher Gegner erstanden.

Auch Frankreich hat einen beträchtlichen Anteil am internationalen Handel im Yangtsetal, doch exportiert es sehr wenig eigne Erzeugnisse. Große politische Ziele werden bezüglich der Erschließung der oberen Yangtse-Provinzen von Indochina aus verfolgt. Mit größtem Eifer und zunehmendem Erfolg wird unter Führung eines tüchtigen und ehrgeizigen Gouverneurs vor allem die wirtschaftliche Hebung des eignen Kolonialbesitzes erstrebt. Entsprechend der englischen Bahn Indien—Yangtse wird eine Bahn Tonking—Yangtse geplant, und im Gegen-

satz zur englischen Linie ist die längste Strecke davon schon gebaut. Der großpolitische Zug im französischen Vorgehen kommt auch dadurch zum Ausdruck, daß französisches Kapital sehr erheblich an der chinesischen Nordsüdbahn Peking—Hankau—ev. Canton beteiligt ist (vgl. später „Eisenbahnen"). Durch Bereitwilligkeit des heimischen Kapitals, verbunden mit tatkräftigem Auftreten der Regierung, sind auch viele Minenkonzessionen usw. in französischen Besitz gekommen. Die französischen Missionen sind die ältesten, verbreitetsten und angesehensten im Yangtsetal. Bekannt ist ihre meteorologische, segensreiche Tätigkeit auf dem Gebiet der Warnung vor Taifunen u. a. m. Die französische Politik in China und besonders hier im Yangtsetal hat zweifellos in letzter Zeit bedeutende Erfolge errungen. Die reinpolitische Seite überwiegt jedoch darin.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika haben erst spät ihre Aufmerksamkeit aufs Yangtsetal gerichtet. Der Anteil am Handel wächst jedoch schnell und hat günstige Aussichten auf weitere Steigerung durch die Art der Waren und die gute Verbindung mit dem Mutterlande. Er ist meist noch in fremden Händen, da es bisher nur wenig amerikanische Firmen gibt.

Im Mai sprach Präsident Roosevelt das Wort: „Die künftige Herrschaft über das Stille Meer gebührt der Nordamerikanischen Union". Was wird wahr werden von den vielen Schlagwörtern: Milliarden — Manila gegen Hongkong — Panamakanal — stärkste Flotte der Welt — unbegrenzte Aktionsfähigkeit!?

Die amerikanischen Missionen entfalten ihre Tätigkeit vor allen andern zum Nutzen ihres eignen Vaterlandes, indem sie praktische Geschäfts- und Lehrtätigkeit in rein weltlichen Dingen der Verbreitung des Evangeliums weit voranstellen. Große Schiffe des amerikanischen ostasiatischen Geschwaders liegen fast dauernd auf dem Yangtse. Keine Gelegenheit wird versäumt, zu zeigen, daß die Vereinigten Staaten an der Erschließung der reichen Yangtse-Provinzen auch ihren Anteil haben wollen.

Rußland hat nur ein Interesse im Yangtsetal, den Teehandel, welcher zum größten Teil nach Sibirien oder Odessa geht. Die wichtigen, nationalen Fragen im Norden Chinas haben die Politik vom Yangtse abgelenkt. Großbritannien hatte hier von Rußland keinerlei Einspruch zu erwarten, ließ dafür wohl den mandschurischen Dingen zunächst ihren Lauf. Die russische Presse war bezeichnender Weise die erste, welche mit vollem Nachdruck auf die durch Japan entstehende, wirtschaftliche Gefahr hinwies und so Sympathien erwecken wollte für den Kampf gegen die in den gelbesten Farben gemalte „gelbe Gefahr".

Belgien hat sich als kleines, industriell hochentwickeltes Land stets der besonderen Gunst der chinesischen Behörden erfreut und so eine große Zahl wichtiger Konzessionen erhalten. Man brauchte von dieser Seite keine politischen Eroberungsgelüste wie bei den größeren Staaten zu befürchten. Die wichtige, in nicht langer Zeit fertige Bahn Peking—Hankau ist teilweise von belgischem Geld und belgischem Material erbaut worden. Die Franzosen erscheinen in diesen Sachen stets als Belgiens Hintermänner. Ihnen fiel der andere Teil zu. Mit

allen Mitteln und auf allen Wegen wird eine berechnende Geschäftspolitik getrieben, welche bisher vom besten Erfolg begünstigt war.

Italien hat nur geringe Interessen am Yangtsetal. Sie beschränken sich fast ganz auf Seidenzucht und Seidenspinnereien, woran viele Italiener beteiligt sind. Der Versuch, sich in der seidenreichen Provinz Chekiang einen festen Einfluß zu sichern, schlug fehl aus Mangel an Nachdruck durch verfügbare Machtmittel. Man scheint aber zu denken: Aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Italienisches Geld ist sonst noch an einem großen britisch-italienischen Syndikat zur Ausbeutung von Minen in den oberen Yangtse-Provinzen erfolgreich beteiligt.

In diesem Wettstreit, im Hasten und Jagen der verschiedenen Nationen, sich im Yangtsetal, dem zukunftsreichsten Gebiete Chinas, politische und wirtschaftliche Vorteile zu sichern, hat die chinesische Regierung von jeher einen schweren Stand gehabt. Der größte Erfolg ist schließlich doch immer auf der Seite gewesen, wo die größten Kanonen waren. Von einem bestimmten Augenblicke an muß die Flagge vorangehen. Erst der Druck der Machtmittel läßt nach und nach die Schranken fallen, die dem vorwärtsdringenden Kauf- und Finanzmann im Innern sich in den Weg stellen.

Der einflußreichste und wichtigste Beamte im Yangtsetal ist seit langen Jahren Chanchitung, der Generalgouverneur der Provinzen Hunan und Hupei mit dem Sitze in Wuchang gegenüber von Hankau. Er ist der Vorkämpfer Japans in China. Das sagt mehr, als lange Beschreibungen seines Wirkens. Der Posten des für die Politik der fremden Mächte gleichfalls sehr wichtigen Generalgouverneurs in Nanking ist seit Herbst 1904 neu besetzt durch den bisherigen Generalgouverneur von Schantung, Choufou. Trotz allen freundwilligen Verständnisses bei der Erschließung Schantungs durch Deutschland macht auch er aus seiner Vorliebe für Japan kein Hehl.

So stehen die Dinge im Yangtsetal zur Zeit des erbitterten Kampfes in Chinas Norden. Wird China seinem neusten Freund und Berater auch weiterhin solches Entgegenkommen beweisen, wenn dessen Sonne nicht weiter aufgeht, wenn . . . ja wenn . . . ?!

II. Kurze geographische und wirtschaftliche Beschreibnng des Yangtsetales.[1])

Die Lebensader Chinas, der Yangtsekiang, durchfließt mit seinen Nebenflüssen, Seeen, Kanälen in seiner gewaltigen Länge ein Gebiet, das im Gesamtwert der Ausdehnung, Zahl und Fleiß der Bevölkerung, Reichtum an Bodenschätzen und Fruchtbarkeit des Ackerlandes seinesgleichen in der Welt sucht. Das Land bringt in zwei Ernten jährlich alle Lebensbedürfnisse hervor und versorgt damit nicht nur die eigne Bevölkerung, sondern führt auch beträchtliche Mengen

[1]) Siehe Brettschneider, Übersichtskarte von China oder Kolonialatlas.

davon aus. Es ist Chinas Kornkammer. Zunehmende Verkehrs- und Handelsmöglichkeiten werden im Verein mit rationellerer Bewirtschaftung die Landwirtschaft immer lohnender gestalten, die Bodenschätze heben und so China von der Mitte aus erschließen. Diese ungeheure Bewegung hat fest eingesetzt. Sie ist nicht mehr aufzuhalten.

Die gewaltigen Wassermassen des Stromes sind durch Deiche eingeengt oder finden in natürlichen und künstlichen Abzugsstraßen einen Ausweg, welcher die größte Gefahr der alljährlich drohenden Überschwemmungen abhält. Die Stromstärke ist bedeutend (bis zu 6 Seemeilen = 10 km pro Stunde im Unterlauf; der obere Lauf weist an manchen Stellen viel höhere Geschwindigkeiten auf). Der Unterschied zwischen höchstem und niedrigstem Wasserstand ist groß (5—10 m im unteren, bis 15 m im mittleren, bis 30 m im oberen Lauf). Im Winter fallen weite Gebiete trocken, im Sommer breitet sich der Strom gewaltig aus, und manchmal richtet er nach Durchbrechen der Dämme unermeßliches Elend und Unheil an. Bis Hankau hinauf, 1000 km von der Mündung, können Seedampfer von Mittelgröße ihn zu jeder Jahreszeit, die größten Ozeandampfer und die tiefgehenden modernen Linienschiffe wenigstens im Sommer befahren. 600 km weiter ist er für kleinere Dampfer schiffbar. Noch ist der Versuch nicht endgültig aufgegeben, die nächste, mehr als 500 km lange Strecke, wo der mächtige Strom zwischen hohen Gebirgsufern der Provinzen Hupei und Szechuan durch die berühmten „gorges“ (Stromschnellen) in beschleunigtem Lauf dahinbraust, der Dampfschiffahrt zu erschließen. Oberhalb dieser Strecke zieht er auf mehr als 400 km in ruhigem Lauf durch die Ebene der Provinz Szechuan dahin und ist bis jetzt ohne große Schwierigkeit bis Pingshan, in der Nähe der Min-Mündung schiffbar. Der segensreiche Fluß hat aber nicht nur darum eine fast einzigartige Bedeutung, weil er so tief hinein in einen der an Bevölkerung und Bodenschätzen reichsten Teile der Erde eine wunderbare, in keiner Jahreszeit versagende Verkehrsstraße bietet, sondern in vielleicht noch höherem Maße darum, weil sein Stromsystem durch viele stattliche Nebenflüsse oder künstliche Wasserläufe über ein so großes Ländergebiet sich erstreckt und weil hauptsächlich aus diesem Grunde die übrigen großen Binnenhandelsstraßen des ganzen Landes fast alle im Yangtsetal zusammentreffen.

Die wichtigsten Verkehrswege auf dem linken Ufer mit Anschluß an Überlandwege bis in die westlichsten und nördlichsten Reichsgebiete hinein sind das Stromgebiet des Han und der Kaiserkanal. Auf dem rechten Ufer haben die Flüsse Siang und Kan die größte Bedeutung. Durch einen kurzen Weg über den Meilingpaß ist dort der Anschluß gegeben an das Flußsystem des Westflusses und damit nach Tonking und Kanton.

So zieht sich nicht nur durch die Mitte Chinas von Westen nach Osten, sondern auch vom Süden nach dem Norden des ganzen Reiches eine teils natürliche, teils künstliche Wasserstraße. Der Schwerpunkt liegt in der Mitte, auf dem großen Strome selbst. So wird seine außerordentliche Bedeutung klar.

Es ist besonders von britischer Seite viel über den Umfang und Begriff des Yangtsetales gestritten worden. Wir wollen darunter diejenigen 8 chinesischen Provinzen verstehen, welche entweder vom Yangtse durchströmt oder berührt werden, nämlich: Kiangsu, Anhui, Kiangsi, Hupei, Hunan, Szechuan, Yünnan, Kueichou.

Ihr natürlicher Wert soll im Folgenden nur soweit angedeutet werden, als dessen Kenntnis zur vollen Wertschätzung des Yangtsetales und für den Gang unsrer Betrachtung unumgänglich notwendig erscheint.

In der Provinz Kiangsu mündet der Yangtse ins Meer. Durch diese günstige Lage, durch große Fruchtbarkeit des Landes und ein ausgezeichnetes Kanalsystem, sowie durch Fleiß und Regsamkeit ist die Bevölkerung wohlhabend geworden. Auf den Feldern wachsen alle Arten Korn, Baumwolle, Reis, Tee, Maulbeerbäume zur Zucht der Seidenraupe. Die vorhandenen Bodenschätze lohnen vorläufig noch nicht den Abbau.

Chinkiang an der Mündung des Kaiserkanals in den Yangtse und vor allem Schanghai, die erste Stadt des Ostens, sind wichtige Handelsplätze.

Der größte Teil der Provinz Anhui liegt nördlich vom Yangtse und hat auch wieder nach Norden bis nach Hunan hinein sehr gute Handelswege durch das Stromgebiet des Huai. Der Transport auf den zwar zahlreichen aber schlechten Landwegen kostet mehr als 40 mal soviel wie dieser von der Natur gegebene und stets erhaltene Wassertransport. Der Boden ist fruchtbar und bringt ähnliche Erzeugnisse wie in Kiangsu hervor. An Mineralschätzen sind einige, nicht unwichtige Kohlengruben vorhanden. Die Bedeutung der Provinz wird steigen, wenn die deutsch-britische Eisenbahn Tientsin—Tsinanfu—Nanking fertiggestellt ist.

Kiangsi ist etwa doppelt so groß wie Portugal. Der Kan, rechter Nebenfluß des Yangtse, überzieht diese landschaftlich sehr anziehende Provinz mit einem Netz von Wasserstraßen und verbindet sie mit den Nachbarprovinzen. Diese Wasserwege seien immer wieder hervorgehoben, denn ohne sie wäre die Erschließung des Yangtsetales ungemein erschwert, die Bedeutung des Yangtse selbst herabgesetzt. Als in früheren Jahren der Yangtse dem auswärtigen Handel noch nicht eröffnet war, kamen die fremden Waren via Canton, Nordfluß über den Meilingpaß zu Land und wieder zu Wasser im Kan nach Kiangsi. Landesprodukte sind: Reis, Weizen, Indigo, Baumwolle, Tee, Zucker. Am Poyangsee ist eine blühende Seiden- und Porzellanindustrie. Die großen Kohlenlager von Loping, östlich davon, sind qualitativ die besten im ganzen Yangtsetal.

Hupei erzeugt Brotstoffe, Seide, Baumwolle, Tee, Nutzholz, verfertigt Papier, Wachs- und Baumwolltuche. Der Reichtum an Eisen und Kohle ist groß, die Handelsmöglichkeiten durch Wasser- und Landwege außerordentlich vielseitig, sodaß diese Provinz das Handelszentrum des Yangtsetales wurde.

Wuchang, der Sitz des Generalgouverneurs der beiden Hu-Provinzen, bildet an der günstigsten Stelle, der Mündung des Han in den Yangtse, mit Hankau und Hanyang einen Komplex von mehreren Millionen Einwohnern, — das zukünftige Chicago Chinas.

Hunan liegt südlich von Hupei auf der rechten Seite des Yangtse. Diese Provinz übertrifft alle anderen Provinzen an Reichtum des Wasserverkehrs und Gehalt an Kohlenfeldern.

Vier mächtige Flüsse: Siang, Tze, Yüan und Li bilden mit dem Ablaß- und Sicherheitsventil des Yangtse, dem Tuntingsee und seinen Zuläufen, eine Welt für sich. Sie sind dabei das Mittel zur Hebung der Bodenschätze nach dem Hauptstrom hin. Landwege stellen wieder die Verbindung mit den Wasserläufen andrer Provinzen her. Die Landesprodukte der Provinz sind sämtlich sehr entwicklungsfähig, Hauptprodukt für den Hankaumarkt ist Tee. Die Wichtigkeit der Provinz liegt aber in dem Reichtum an Bodenschätzen: Kupfer, Silber, Quecksilber, Zinn, Blei, Gold, Antimon, Schwefel und vor allem Kohle. Der ganze südöstliche Teil ist praktisch ein einziges Kohlenfeld von der Größe Pennsylvaniens. Durch die billigen Frachten auf den Wasserwegen hat die Kohle schon eine große Verbreitung im ganzen Yangtsetal für Unternehmungen jeder Art gefunden. Für die Zwecke der einheimischen Schiffahrt und Industrie, Eisenbahnen u. a. m. genügt ihre Güte vollkommen. So ist das Yangtsetal in dieser wichtigen Frage unabhängig vom Ausland, wenn es durch systematischen Abbau und geregeltes Angebot gelingen wird, die jetzt noch stark vertretene, nur wenig teurere japanische Kohle aus dem Felde zu schlagen.

An Größe Schweden übertreffend, an Zahl der intelligenten und unternehmenden Einwohner Deutschland fast erreichend, besitzt Szechuan eine Mannigfaltigkeit und einen solchen Überfluß an natürlichen, meist noch unerschlossenen Hilfsquellen, daß man es die reichste Provinz Chinas nennen kann.

Zur Ausfuhr gelangen: Tee, Seide, Opium, Häute von Kühen, Büffeln und Eseln, Baumwolle, Arzneimittel aller Art, Chinagras, Wachs, Talg, Gallnüsse, Moschus, Pilze, Pelze, Felle, Borsten, Wolle, Rhabarber, Indigo, Federn u. a. m.

Die wertvollsten Bodenschätze sind die zahlreichen Salzgruben.

Die Kohlenlager decken bisher den einheimischen Bedarf, Ausfuhr und weitere Verwendung werden in die Wege geleitet.

Chinesische Eisenhütten sind bereits seit Jahren in Betrieb, doch bedürfen ihre Methoden der Vervollkommnung. Auch Kupfer und sogar Gold wird schon gewonnen.

Diese Provinz ist der wirtschaftlichen Anstrengungen der Nationen wert, sie weiter und dem eignen Handel unter den günstigsten Bedingungen zu erschließen.

Die Bedeutung von Kueichou liegt in einer großen Zahl noch ungehobener Bodenschätze. Das wichtigste Gut der Erde ist hier das Quecksilber. Die Gruben bei der Hauptstadt Kueichang sind die größten der Welt.

Auch in Yünnan harren große Bodenschätze an Kohle, Kupfer, Blei, Zink, Eisen, Silber der Erschließung durch Kräfte, welche die jetzt bestehenden Schwierigkeiten, wie schwer zugängliches, alpines Land, wenig Wasser- und schlechte Landstraßen, nicht sehr zahlreiche, verschiedenartige Bevölkerung u. a. m. überwinden. Die Lage Yünnans an den Grenzen von Tibet, Birma und Tongking erhöht seine politische Bedeutung.

III. Handel.

Der Reichtum der Yangtse-Provinzen bietet dem Handel die günstigsten Grundlagen. Im durchaus gesicherten Absatzgebiet China nimmt der Wert dieses Überseehandels stetig zu. Die Zahlen für das Jahr 1903 sind:

Gesamteinfuhr: 875,7 Mill. Mark
Gesamtausfuhr: 574,5 „ „

Von diesem Handel entfällt fast die Hälfte auf das Yangtsetal. Wenn Zahlen beweisen, so sollen sie es hier tun zu Gunsten der Erkenntnis, welche Bedeutung das Yangtsetal innerhalb des Gesamthandels mit China hat.

Erstaunlich oft findet man über unsere Interessen in China ungeklärte Begriffe. Es heißt: 50 % des ganzen Importhandels sind deutsch. Etwas Richtiges ist daran, aber nur so ist es zu verstehen: Deutsche Kaufleute kaufen die Waren überall in der Welt (z. B. sehr viel in England), wo sie im richtigen Verhältnis zur Güte am billigsten sind, und verkaufen sie in China. So kommt es, daß in Wirklichkeit nur höchstens 15 % aller eingeführten Waren aus Deutschland kommen. Die deutsche Industrie hat bisher noch nicht vermocht, hierin energisch Wandel zu schaffen. Fassen wir zum Vergleich einmal alle Interessen der fremden Staaten zusammen, so lassen sich die gesamten deutschen Interessen infolge der großen sonst geleisteten Arbeit schätzungsweise auf etwa 25 %, also ein Viertel aller Interessen angeben. Weiter unten sollen ganz kurz einige Zukunftswege angedeutet werden, auf welchen weiter gearbeitet wird.

Der Grundsatz: Erst die Ausfuhr heben und so der Bevölkerung Mittel geben, sich bessere Ackergeräte, bessere Kleidung, Luxusartikel u. a. m. aus der fremden Industrie zu kaufen, hat besonderen Wert bei einer Bevölkerung von durchschnittlich kaum mehr als 12 Mark monatlichem Einkommen. Der Kaufmann wurde bewogen, nicht in Schanghai zu bleiben und in aller Ruhe dort den Käufer durch chinesische Vermittlung zu erwarten, sondern vorzudringen in die Produktionsgegend den Yangtse aufwärts. Ohne den Schutz der Flagge konnte er das nicht. Durch Kriege und andere politische Mittel wurde das Yangtsetal nach und nach erschlossen. Heute bestehen bis nach Szechuan hinein blühende Handelsplätze, in welchen von den fremden Kaufleuten vornehmlich Exporthandel getrieben wird. Der Importhandel geht nach wie vor den für die Käufer billigeren Weg durch chinesische Vermittlung. Aber noch immer sind viele Schranken zu überwinden, durch welche die chinesische Regierung dem Handel Schwierigkeiten zu bereiten weiß. An erster Stelle seien hier genannt die Inlandsteuer-(Likin-)frage, ferner das Verbot, an andern, als ausdrücklich geöffneten Plätzen Handel zu treiben. Das Likin-System ist außerordentlich lästig. An den Provinzialgrenzen, an Schleusen, an Pässen, auf Landstraßen an beliebiger Stelle werden die Waren mit Abgaben belegt, deren Höhe von der Rechtlichkeit der Beamten abhängt, daher stetig schwankt, und so zur veränderlichen Größe wird, mit welcher der Kaufmann nicht sicher rechnen kann.

Da taucht die Frage auf: Könnte durch energischen Druck aller oder der meisten beteiligten Mächte China nicht gezwungen werden, die Inlandsteuern abzuschaffen und sein ganzes Reich schneller als bisher zu öffnen, damit viel politischen Zwist und Neid auf einmal zu beseitigen und seiner Bevölkerung die Segnungen der Zivilisation schneller zuzuführen?

Die Antwort muß in der Überlegung wurzeln, daß China jetzt in ein neues politisches Verhältnis zu Japan getreten ist, daß es stark ist, weil Japan jetzt stark ist, daß der politische und wirtschaftliche Ehrgeiz des Inselvolkes ja darauf ausgeht, die Vor- und Beschützermacht Chinas zu werden mit den größten Vorteilen für sich und nochmals für sich alleine.

Vielleicht gab es vor garnicht langer Zeit noch einen Ausweg, diesen stetig zunehmenden politischen und wirtschaftlichen Erfolg Japans zurückzudrängen oder mehr oder weniger zu vereiteln, — vielleicht wird er in Zukunft noch aufgehalten oder zurückgedrängt durch Siege Rußlands und Erschöpfung der japanischen Volkskraft . . . .!

Bisher haben mit recht verschieden beurteiltem Erfolge vier Staaten neue Handelsverträge mit China abgeschlossen: Japan, Großbritannien, Amerika und Portugal. Es sind wohl einige weitere Plätze dem Handel eröffnet und der oder jener kleinere Vorteil gewonnen worden. Wichtige Fragen, darunter als brennendste die Likin-Frage, sind nicht ausreichend geregelt worden. In dem Vertrage mit Portugal zeigt China sogar durch Auferlegung lästiger Bedingungen für die Eisenbahnkonzession Macao—Canton eine ungewohnte Stärke. Der deutsche Vertrag wird noch bearbeitet und beraten. Vielleicht ist's so am Ende nicht unvorteilhaft zu Kriegszeiten!

Ein unbegrenztes Feld ist dem Handel noch vorbehalten, ein verhältnismäßig kleines ist erschlossen. Wir wollen sehen, wie bis jetzt die drei tüchtigsten und erfolgreichsten Gegner im Yangtsetal sich zu einander stellen.

Die britischen Handelsinteressen im Yangtsetal sind die ältesten und bis heute noch größten. Wenn Großbritannien jemals hier geschlagen werden sollte, wird dies aller Wahrscheinlichkeit nach eher durch Japan als durch Deutschland geschehen, falls der jetzige Krieg die japanische Volkskraft nicht so erschüttert, daß das Expansionsbedürfnis wenigstens teilweise geringer wird oder aber nach dem Kriege der „befreundete und beschützte chinesische Staat" nicht in ein anderes, für Japan ungünstiges, politisches Abhängigkeitsverhältnis (z. B. von Rußland) kommt, dem Japan dann ohnmächtig zusehen muß.

Es bleibt die erstaunliche Tatsache bestehen, daß Japan in den letzten Rüstungsjahren eine so glänzende, wirtschaftliche Expansion durchsetzen konnte. In erster Linie erstreckte sie sich auf die Handelsbeziehungen mit China. Während des Krieges ist bisher zwar der Gesamt-Außenhandel weiter gestiegen, die Einfuhr aber viel mehr als die Ausfuhr. Die Ursache ist: Kriegslieferungen vom Auslande her, geringere Leistung der heimischen Industrie. Die Handelsbilanz ist

bedenklich passiv geworden. Japans wichtigster Außenhandel mit China hat im Gesamtwert sogar erheblich abgenommen. Die Zahlen lauten z. B. für:

August 1903	August 1904
20,1 Millionen Mark	15,2 Millionen Mark.

Dieser Übelstand wird für die Dauer des Krieges in erhöhtem Maße bestehen bleiben. Das Vaterland braucht eben Soldaten, nicht Arbeiter. Die Soldaten wiederum brauchen Waffen und Verpflegung. Dazu kommt noch, daß Japan für fast alle größeren Unternehmungen teilweise recht erhebliche Staatssubventionen zahlte. Jetzt sind die Zölle schon verpfändet, immer neue Millionenanleihen werden nötig, — so wird der japanische Finanz- oder Großhandelsmann später vielleicht oft ohne Subvention weiter arbeiten müssen, vielleicht selbst dann, wenn der endliche Erfolg im Kriege auf Japans Seite bleiben sollte. Welche neuen Aufgaben, welche neuen großen Gebiete stehen dann der japanischen Expansion offen und beanspruchen Kraft, viele Volkskraft!

Wie würden sich die schädlichen Wirkungen des Krieges aber verstärken, wenn Japan eines Tages doch noch am Boden läge, — erschöpft, — verblutet?!

Wie es auch kommen mag: Der wirtschaftliche Kampf im Yangtsetal wird Japans Rivalen nach dem Kriege leichter werden, — für kürzere oder längere Zeit!

Große Erfolge sind da erzielt worden, ohne Staatssubventionen, durch jahrelange, tüchtige, stille Arbeit, verbunden mit kaufmännischem Wagemut. Werfen wir kurz einen Blick auf den Entwickelungsgang bis heute:

Die britischen Interessen sind im ganzen Yangtsetal verteilt. Überall arbeiten tüchtige Konsuln mit. Die Zoll- und Hafenbehörden helfen durch ihre meist britische Nationalität. Der wichtigste in China eingeführte Artikel, Baumwollwaren, kommt aus England. Die deutschen Kaufleute folgen nach. Sie führen dies oder das neu ein oder erobern den oder jenen Artikel im „fair trade" als reinem wirtschaftlichen Wettkampf nur durch ihre kaufmännische Tüchtigkeit. Da erscheinen mit heimischer oder chinesischer Staatshilfe die Japaner.

Die Rassenähnlichkeit, bessere Kenntnis der Bedürfnisse, große Arbeitskraft verbunden mit eigner Bedürfnislosigkeit gewährten ihnen überraschend schnell die günstigsten Absatzgebiete für ihre Waren, trotzdem diese fast stets den in Europa bezw. in Amerika gefertigten an Güte nachstehen. Aber den Chinesen genügten sie, das war zunächst die Hauptsache. Ein Beispiel für das energische Vorgehen der Japaner: Um schneller vorwärts zu kommen, brachen sie zuerst mit dem alten Brauch, den Käufer an die Peripherie d. h. Schanghai kommen zu lassen. Sie gingen vor in die reiche Provinz Hunan nach Shasi, errichteten ein großes Musterlager und führten dort den Chinesen unmittelbar die Herrlichkeit japanischer Waren vor. Meist sind es kleinere kaufmännische Firmen, Hausiergeschäfte, Barbierläden usw., welche in der Zahl 361 den 420 britischen und 159 deutschen großen und größten Firmen gegenüberstehen. Aber wie bald kann auch das anders werden? Ein Beispiel: Die gröberen Baumwollwaren,

wie oben erwähnt, früher zu Großbritanniens wichtigstem Einfuhrartikel gehörig, liefert heute fast ausschließlich Japan. Die japanische Industrie kann sie aus indischem und chinesischem Garn billiger herstellen, — und der Chinese ist ein guter Rechner. Ebenso erging es deutschen Erzeugnissen. Der Wirtschaftskampf ist in vollem Gange.

Für Deutschland bestehen die günstigsten Aussichten unzweifelhaft in und um Hankau. Über ¾ des Exports (exkl. Tee) sind hier in deutschen Händen. Das Deutschtum überhaupt blüht und gedeiht dort. Dort ist es rechtzeitig auf dem Plane erschienen. Mit Stolz kann es schon heut auf schöne Erfolge zurücksehen.

Die zunehmende Wichtigkeit der Handelsbeziehungen im Yangtsetal wird von den Reichsbehörden draußen und daheim voll erkannt. Die Flagge geht wirklich voran, wo es nötig und dabei möglich ist. Die Schiffe des Kreuzergeschwaders, vor allem die deutschen Flußkanonenboote im oberen Yangtsegebiet sind wertvolle Werkzeuge dafür. In den im Innern neu errichteten Konsulaten, bei Kaufleuten und Unternehmern findet ein wichtiges Hilfsmittel — Beherrschung der chinesischen Sprache — zunehmende Anwendung. Eifrige Anstrengungen werden gemacht, die heimische Industrie mehr als bisher auf den chinesischen Markt zu bringen. (Export-Vereinigung). Der Importhandel soll im Innern mehr ausgebreitet werden. (Schluß folgt.)

Bücherschau.

Von der durch Alfred Baldamus neu bearbeiteten 21. Auflage von **Georg Webers „Lehr- und Handbuch der Weltgeschichte“** (Leipzig, Wilhelm Engelmann) ist (nach längerer Pause [vgl. „D. M.“ II, 2, S. 312]) soeben (Mai 1905) der die Neueste Zeit behandelnde 4. Band (XX, 843 S., 8°; Preis: geb. 7 M.) ausgegeben worden. Da der 3. Band noch nicht vorliegt, so sei es mir diesmal verstattet, mich mit dem empfehlenden Hinweise zu begnügen, daß die Neubearbeitung namentlich in der Einbeziehung früher gänzlich vernachlässigten Stoffes manches von dem Unterzeichneten gelernt hat. Die Anordnung freilich ist nicht überall einwandfrei; so bedeutet die Einschachtelung der §§ 79—98 unter das Zeichen „Romantik“ eine arge Gewalttätigkeit. Helmolt.

Adolf Stern.

Zu seinem siebenzigsten Geburtstage.

Von

Adolf Bartels.

Adolf Stern, der berühmte Literaturhistoriker und Dichter, ist mit der ganzen Entwicklung der deutschen Literatur seit den fünfziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts, also während eines halben Jahrhunderts, sehr eng verknüpft, es lebt zur Zeit kein anderer Literaturhistoriker, der seine geschichtliche Bedeutung in Anspruch nehmen könnte. Man will das in den Kreisen der Fachwissenschaft zum Teil nicht wahr haben, aber es ist ganz unbestreitbar und leicht des Genaueren nachzuweisen.

Als Stern (eigentlich Adolf Ernst, als Sohn eines Industriellen, späteren Eisenbahnbeamten zu Leipzig am 14. Juli 1835 geboren) in die Literatur trat, sehr früh, als Redakteur der altberühmten, aber damals schmählich herabgekommenen „Abendzeitung", da standen in unserer deutschen Dichtung zwei feindliche Richtungen einander gegenüber, die des jungen Deutschlands und die der Neuromantik. Stern schloß sich keiner von beiden an, war aber, wie er mir einmal gestanden hat, eine Zeitlang ein Verehrer Rudolf Gottschalls, der nach dem Erscheinen seines „Hohen Liedes vom Weibe", der „Göttin" (1852) als die hoffnungsvollste Begabung unter den jüngeren Jungdeutschen galt, und diente mit seinem eigenen ersten Versuch, der epischen Dichtung „Sangkönig Hiarne" (1853) doch im Grunde der Neuromantik. Doch hob ihn seine große ästhetische Begabung sehr rasch über die Sphäre der Tages- oder, wenn man will, der Zeitliteratur im engeren Sinne empor, er lernte Friedrich Hebbel und Otto Ludwig kennen und ward ihr glühendster Verehrer. Über den persönlichen Verkehr mit den beiden Großen mag man sich direkt aus den Quellenwerken, aus Kuhs Hebbelbiographie, aus dem Briefwechsel Hebbels, aus Sterns erstem Hebbel-Essay (in den älteren Studien „Zur Literatur der Gegenwart", 1880) und seinem Buche „Otto Ludwig" unterrichten: hier genügt es, zu sagen, daß von den Jetztlebenden keiner mehr Verdienste um die Durchsetzung dieser beiden Dichter hat, als Adolf Stern. Er kam dann auch zu dem

Liſztſchen Kreiſe in Weimar in Beziehungen und verkehrte auf der Altenburg bei der Fürſtin Wittgenſtein, dort mit Peter Cornelius und anderen Vorkämpfern der neudeutſchen Muſik befreundet, ſodaß er auch für Richard Wagners Beſtrebungen eingenommen wurde. Obwohl vor allem der deutſchen Dichtung zugewandt, hat er doch auch zur Muſik immer ein nahes Verhältnis behalten und eben für die Wagner-Sache vielfach gewirkt, wie denn beiſpielsweiſe der Aufruf für Bayreuth von ihm ſtammt.

In den fünfziger und ſechziger Jahren iſt Stern noch nicht eigentlicher Literaturhiſtoriker, ſo viel er auch für Zeitſchriften über Dichter ſchrieb, ſeine eigene Dichtung ſteht ihm noch durchaus im Vordergrunde ſeiner Lebensarbeit. In der Tat hat er auch da, für uns Rückſchauende wenigſtens, eine ſelbſtändige und mannigfach bedeutſame Stellung gewonnen: nachdem er noch die epiſche Dichtung „Jeruſalem“ (1858) und den Roman „Bis zum Abgrund“ (1861), die beide Hebbels Beifall erhielten, veröffentlicht, wandte er ſich der Novelle zu und wurde mit ſeinen „Hiſtoriſchen Novellen“ (1866) der Vorläufer Konrad Ferdinand Meyers. Ebenſo bedeutend wie die Stücke dieſer Sammlung, aus der die in Reclams Univerſalbibliothek erſchienenen „Wiedertäufer“ ſo ziemlich allen Gebildeten bekannt ſind, erſcheinen die „Neuen Novellen“ (1875), und die beiden ausgezeichneten hiſtoriſchen Romane „Die letzten Humaniſten“ (1881) und „Camoens“ (1887) beweiſen, daß Stern auch ein weiteres geſchichtliches Weltbild zu ſchaffen vermochte. Die große epiſche Dichtung „Johannes Gutenberg“ (1873) und der moderne Roman „Ohne Ideale“ (1881) vervollſtändigen das Bild des Dichters Stern, der unbedingt eine weite und farbenfreudige hiſtoriſche Phantaſie, plaſtiſche Kraft und einen gebildeten Stil beſitzt. Ohne dieſe ſeine Dichtereigenſchaften wäre er natürlich auch nicht der bedeutende Literaturhiſtoriker geworden. Er hatte nach weſentlich autodidaktiſchem Bildungsgange in Jena ſtudiert, war als Gelehrter zuerſt 1860 mit den hiſtoriſchen Studien „Vier Titularkönige im 18. Jahrhundert“ hervorgetreten. Dann veröffentlichte er die bis auf 5 Bände gediehene „Volksbibliothek der Literatur des 18. Jahrhunderts“ (meiſt franzöſiſche Autoren, Voltaire, Diderot uſw.) und gab 1871 und 1872 ſeine großen Anthologien „Fünfzig Jahre deutſcher Dichtung“ und „Fünfzig Jahre deutſcher Proſa“ heraus, die alles in allem als muſterhaft zu bezeichnen ſind. Nachdem er früher bereits als Lehrer an dem Krauſeſchen Inſtitut in Dresden in Geſchichte und Literatur unterrichtet, wurde er 1868 außerordentlicher, 1869 ordentlicher Profeſſor der Literatur- und Kulturgeſchichte am Dresdner Polytechnikum. Um die Mitte der ſiebziger Jahre beginnen ſeine wertvollen literaturhiſtoriſchen Publikationen

zu erscheinen, zunächst 1874 die Skizzensammlung „Aus dem 18. Jahrhundert", die vor allem für die Vielseitigkeit von Sterns Studien Zeugnis ablegt. Im selben Jahre noch folgt der „Katechismus der allgemeinen Literaturgeschichte", der jetzt in 4. Auflage „Grundriß" heißt und die bei weitem beste Übersicht der Weltliteratur ist, die wir Deutschen besitzen. Im Jahre 1880 tritt die Studiensammlung „Zur Literatur der Gegenwart" hervor, die die früher veröffentlichten Studien „Ludwig Tieck in Dresden", „Willibald Alexis", „Eduard Mörike", „Friedrich Hebbel", „Karl Gutzkow", „Franz von Dingelstedt" und „Peter Cornelius" bringt — namentlich die ersten fünf sind von allerhöchster Bedeutung, zumal wenn man sich entsinnt, daß die siebziger Jahre, in denen sie erschienen, weder von Ludwig Tieck noch von Willibald Alexis, weder von Eduard Mörike noch von Friedrich Hebbel etwas (Gescheites) wußten und wissen wollten. Darauf beginnt Stern im Jahre 1883 seine große, siebenbändige „Geschichte der neueren Literatur" zu veröffentlichen, die sein Hauptwerk und alles in allem nach Hettners „Achtzehntem Jahrhundert" der hervorragendste große Beitrag der Deutschen zur Geschichte der Universalliteratur ist, wenigstens das Ästhetisch-Beste, was wir da neben Hettner besitzen. Stern beginnt mit Dante und setzt seine Arbeit bis etwa zum Jahre 1880 fort, schon tauchen die großen Modernen, Ibsen, Zola, Tolstoi bei ihm auf; der Schwerpunkt seiner Arbeit liegt in der vortrefflich gelungenen Anordnung des gewaltigen Stoffes (nur für die neueste Zeit genügt sie noch nicht ganz) und den zum Teil ausgezeichneten Einzelcharakteristiken der großen Erscheinungen der Weltliteratur. Eine ungeheure Belesenheit, eine unbeirrbare Treffsicherheit des Urteils machen das Werk für jeden künftigen Historiker der Weltliteratur einfach unentbehrlich. Den Beifall des großen Publikums hat es nicht erhalten: es ist für dieses zu umfangreich — und auch die Fachwissenschaft hat es nicht nach Gebühr erhoben, so viel wertvolle Forschungsresultate im einzelnen darin stecken: es ist für diese nicht „spezialistisch" genug, auch zu ästhetisch. Aber die wahrhaft gebildeten Literaturfreunde kennen es in der Regel und schätzen es meist sehr hoch. Dagegen hat das kleine Buch „Die deutsche Nationalliteratur von Goethes Tode bis zur Gegenwart" (1886), das als Anhang zu Vilmars bekannter Literaturgeschichte geschrieben wurde, auch äußeren Erfolg gehabt und liegt jetzt in 5. Auflage vor. Man darf sagen, daß die jetzt verbreitete Anschauung neuerer (nicht allerneuester) deutscher Literatur wesentlich auf ihm beruht. Wichtiger noch sind die späteren „Studien" Sterns, zunächst die „Beiträge zur Literaturgeschichte des 17. und 18. Jahrhunderts" (1892), die unter anderen die bedeutsame Arbeit über den Dichter

der Insel Felsenburg, dessen Namen und Persönlichkeit Stern festgestellt hat, sowie die nicht minder wichtige über Musäus und sein Tagebuch, dann auch Aufsätze über ausländische Literatur („Der Untergang des altenglischen Theaters", Königin Christine von Schweden und ihr (italienischer) Dichterkreis usw.) enthalten, dann die „Studien zur Literatur der Gegenwart" (1895; Hebbel, Freytag, Bodenstedt, Keller, Storm, Fontane, Scheffel, Wildenbruch, Hauptmann, Sudermann, Ibsen, Daudet, Tolstoi usw.) und deren „Neue Folge" (1903; K. F. Meyer, Paul Heyse, W. Hertz, M. von Ebner-Eschenbach, F. von Saar, Hans Hoffmann, M. Halbe, W. von Polenz, Iwan Turgenjew, die Goncourts, Strindberg usw.) — in ihnen haben wir eine Galerie literarischer Charakterköpfe, wie sie kein deutscher Literaturhistoriker bisher geschaffen; vor allem die zeitgenössischen, bei denen die Fachleute ja in der Regel versagen, sind der höchsten Aufmerksamkeit wert. Das künstlerisch beste, rundeste literaturhistorische Werk Adolf Sterns ist seine Biographie Otto Ludwigs (1891), die die von ihm und Erich Schmidt herausgegebene große Ausgabe der Werke des Thüringer Dichters einleitet.

Nachdem wir nun eine Übersicht von Sterns literarischem Schaffen gegeben, kehren wir zur Feststellung seiner Bedeutung für die Entwicklung der deutschen Dichtung zurück. Hebbel und Ludwig sind für ihn, obwohl er selbstverständlich die gesamte klassisch-humanistische Kultur des alten Deutschlands in sich aufgenommen hat, bestimmend gewesen, ihre Anschauungen über Dichter und Dichtung sind im ganzen sein eigen geworden, und zwar so, daß der poetische Realismus Otto Ludwigs, der dem Mitteldeutschen Stern näher lag als Hebbels herbere nordische Kunst und Kunstanschauung, bei ihm ausschlaggebend wurde. Stern hat Hebbel nie verleugnet, aber er hat es doch bisweilen erkennen lassen, daß die Tragik Hebbels, beispielsweise in der „Maria Magdalene", seiner Natur bis zu einem gewissen Grade widerstand, während er Otto Ludwigs „Maccabäer" offen für das bedeutendste Drama der neueren deutschen Literatur erklärt hat. Immer hat der Literaturhistoriker an dem Satze festgehalten, daß die Dichtung aus dem Leben kommen müsse, aber er hat dann auch den „schönen Schein des Lebens", möchte ich sagen, von ihr verlangt, das Herbe und Nüchterne hat ihn auch da, wo es notwenig war, so bei Jeremias Gotthelf, bei Wilhelm von Polenz abgestoßen, während ihn beispielsweise das poetische Spiel Paul Heyses (dem ja freilich in der Regel ein Lebenshintergrund nicht fehlt) entzückt hat. Da haben wir seine Grenze, nicht der Realismus an und für sich, der das ganze Leben einschließt, und von dem, nebenbei bemerkt, der moderne

Naturalismus nur eine bescheidene Unterabteilung ist, der poetische Realismus war Adolf Sterns „Richtung“ und ihr hat er treu gedient. Das war aber schon in den sechziger, erst recht freilich in den siebziger und achtziger Jahren, wo Eklektizismus und Konventionalismus, Feuilletonismus und Trivialismus herrschten, eine nicht hoch genug zu schätzende „Tat“, es wollte etwas sagen, den Nachläufern Geibels und Scheffels, der Marlitt und Paul Lindau gegenüber, die damals den Ton angaben, an Friedrich Hebbel und Otto Ludwig festzuhalten, auf Willibald Alexis und Eduard Mörike neu hinzuweisen, Gottfried Keller und Theodor Fontane ihrer wahrhaften Bedeutung nach zu erkennen. Das hat Stern getan, und er hat uns Jüngere, wenigstens die Ernststrebenden unter uns, damit sicher geleitet, zu der immer mehr wachsenden Wertschätzung unserer großen deutschen Realisten den festen Grund gelegt. Die verderblichen Richtungen auf literarischem Gebiete seit dem Anbruch der neuen Zeit (1870) niederzuhalten, zu vernichten, reichte seine Kraft natürlich nicht, er fand ja auch keine Unterstützung bei seinen Zeitgenossen, die von Hebbel und Ludwig „nichts wußten“, aber er hat mit unglaublicher Zähigkeit das höhere Lebensrecht dieser großen Künstler der Tageskunst gegenüber vertreten, hat auch, mit einem ganz hervorragenden Scharfblick für das ästhetisch Bedeutende ausgestattet, fast alle neueren Erscheinungen bis auf Hauptmann und Halbe hin sehr rasch ihrer eigensten Natur nach erkannt und in seinen Essays gleich ihr Wesen „auseinander gelegt“, sich dabei durchaus nicht auf die deutsche Dichtung beschränkend. Es kann Stern passieren, daß er einmal zu milde ist, das schroffe Abtun liegt ihm als verbindlichem Obersachsen überhaupt fern, aber eine Täuschung über das Grundwesen eines Dichters wird man ihm nicht leicht nachweisen; wer ihn zu lesen versteht, findet auch da, wo er nur freundlich zu loben scheint, alle Bedenken zwischen den Zeilen. Ausdrücklich hervorheben will ich auch noch, obschon sie im Grunde selbstverständlich ist, die große Bildung Sterns, die nicht bloß aus Büchern, die auch aus dem Leben stammt: Man verkehrt nicht umsonst mit Hebbel und Liszt und zahlreichen anderen bedeutenden Menschen. Man soll sich ihn überhaupt nicht als Buchgelehrten vorstellen, die Gelehrsamkeit hat seinen natürlichen Scharfsinn nie unterdrückt. Da ist es höchst charakteristisch, daß er, Stern, den Namen der schönen Mailänderin Goethes entdeckte, während andere, Fachgelehrte, das Material herbeigeschafft und nichts gefunden hatten. Im übrigen hat er nie Literaturforscher sein wollen, sondern Literaturgeschichtsschreiber mit der Tendenz, auf die zeitgenössische Literatur und das große Publikum zu wirken. Und ich bin so frei, diese

Art Literaturgeschichtsschreiber für wichtiger als die Fachgelehrten zu halten, nicht bloß im Hinblick auf die gesamte Kultur, sondern auch im Hinblick auf die Literaturwissenschaft. Nicht Wilhelm Scherer, Adolf Stern ist der einflußreichste deutsche Literaturhistoriker seit 1870 und wird auch länger lebendig bleiben; denn ihm verdanken wir eine große Anzahl erster Feststellungen literaturhistorischer Bewegungen und erster Profilierungen von Dichterköpfen, mit denen die Literaturwissenschaft weiter arbeiten muß, während Scherer doch nur (außer seiner philologischen Arbeit, die hier aber nicht in Betracht kommt) eine Anzahl nachträglicher, oft sehr schiefer „Gesichtspunkte" gegeben hat.

Die „Methode" Sterns, soweit man von einer solchen überhaupt reden kann, ist die des ästhetischen Raisonnements aus der Anschauung heraus. Ja gewiß, er raisonniert und gibt Betrachtungen, aber er raisonniert und betrachtet nicht ins blaue hinein, er hat eine sehr klare und feste Anschauung von dem Dichter, über den er schreibt, er hat eine von Goethe, Schiller, Hebbel, Ludwig u. a., wesentlich von Dichtern herstammende ästhetische Terminologie, die Terminologie, die wir ästhetisch Gebildeten alle verstehen, und mit ihrer Hilfe bringt er seinen Dichter immer mehr sozusagen „ins Enge", macht er ihn uns nach und nach völlig klar. Natürlich, seine große literarische Bildung gibt ihm auch allerlei Analogien an die Hand, und seine Stellung im Leben veranlaßt ihn zu Rückbeziehungen auf dieses selbst; überhaupt ist er nichts weniger als ein methodischer Darsteller, er nimmt sich jede Freiheit, weiß aber auch von ihr den besten Gebrauch zu machen. Hier und da hört man Klagen über das bauschige Gewand seiner Darstellungen, vielen scheint er zu allgemein, nicht bestimmt genug. Aber die kennen ihn eben noch nicht genau, die warten das Resultat seiner Darstellung nicht ab, die doch zuletzt immer den ganzen und wesentlichen Dichter gibt, wenn man eben nur selber einige Anschauungskraft hat. Dem sogenannten „Geiste", der übrigens auf dem Gebiete der Literaturbetrachtung auch nur schaden kann, da er der scharfen Sauce gleicht, die den eigentümlichen Fleischgeschmack verdirbt, weicht Stern konsequent aus, echten Geist, den Geist kluger Betrachtung hat er freilich; ist seine Darstellung auch nicht sehr prägnant, nicht sehr farbig, so viel gute historische Anschauung Stern unzweifelhaft hat, sie hat immer Hand und Fuß, sie geht von der gründlichen Kenntnis der Werke des Dichters aus, von der, wie ich schon sagte, sehr klaren und festen, unbeirrbar gewordenen Anschauung über diesen, sie ist analytisch-synthetisch, läßt Blicke sowohl in den Organismus der Werke wie in die Seele des Dichters tun und operiert

dann doch wieder mit den Eindrücken des ganzen Werkes und der Gesamtpersönlichkeit des Dichters, kurz, sie gibt zuletzt dichterisches Leben wieder und erweckt tieferes Verständnis dafür. Mehr kann der Literaturgeschichtsschreiber aber auch schwerlich tun, gleichsam naturwissenschaftliche Bestimmtheit gibt es auf seinem Gebiete nicht.

Um es ganz kurz zu sagen: Sterns Bedeutung beruht zuletzt darauf, daß er Dichtung und Dichter wirklich versteht und verstehen lehrt. Und das kann er, weil er selbst Dichter ist, wie es von Lessing bis Fr. Th. Vischer alle diejenigen waren, die uns wahrhaft Fruchtbares über Dichter und Dichtung zu sagen hatten. Eine epische Natur, ist er auch als Beurteiler epischer Dichtung am bedeutendsten, mag er auch für Drama und Lyrik — er hat selbst gute lyrische Gedichte geschrieben — immer noch berufener sein als zahlreiche andere. Zu unsern wegbahnenden und pfadfindenden Geistern gehört Adolf Stern, so hoch wir auch seine Dichter verstehen lehrende Tätigkeit zu schätzen haben, zuletzt wohl nicht, er ist durchaus „Kulturmensch", ein feiner, weiter, äußerst objektiver Betrachter, das Gesichtsfeld, das er überschaut, ist ganz unendlich weit. Aber solche Kulturmenschen brauchen wir auch in unsern Zeiten, wo alles in Frage gestellt wird und eigentlich niemand recht mehr weiß, was wir alles schon besitzen; wir wollen denn doch nichts von dem aufgeben, was sich die Menschheit und unser Volk an wertvollen Gütern bereits erobert hat, wollen alles mit in die uns neuaufgehende Welt hinübernehmen, um ebenso wertvolles hinzu zu gewinnen. Adolf Stern, der die alte humanistische Bildung Goethes und Schillers in sich aufgenommen hatte, mit Hebbel, Ludwig und Keller lebte, aber auch Hauptmann und Halbe noch verstand, ist so in der Tat eine sehr notwendige Erscheinung unserer modernen deutschen Kultur, und vor allem die deutsche Bildung, die nicht von gestern, von heute oder von morgen ist, in der lange Jahrhunderte deutschen Lebens stecken, hat ihm für seine Lebensarbeit dankbar zu sein.

Schiller und die ästhetische Erziehung.

Von

Udo Gaede.

Kaum jemals ist das Interesse an der Erörterung und Lösung ästhetischer Fragen und Probleme größer gewesen als in den kulturell so gesegneten Anfängen unseres gepriesenen 20. Jahrhunderts. So wenigstens sollte man meinen, wenn man den ganzen ungeheuren Apparat, die emsige Betriebsamkeit mit Staunen betrachtet, die sich allerorten entfaltet, in Zeitungen und Zeitschriften, in Versammlungen, Vereinen und den Werkstätten der Kunstverleger, um die ästhetische Kultur des Volkes zu heben. Ästhetische Erziehung scheint das Losungswort unserer kulturellen Bestrebungen geworden zu sein. Darum wird der „jetztzeitige" Mensch — um von einem schönen Substantivum ein noch schöneres Adjektivum zu bilden — von allen Seiten mit einer wahren Flut von Abhandlungen und Broschüren, vor allem aber von billigen Reproduktionen künstlerischer Werke überschüttet. Denn eben hierin scheint man das Wesentliche zu sehen. Man scheint des fröhlichen Glaubens zu leben, daß es nur einer möglichst ausgedehnten Verbreitung solcher Kunstblätter oder unermüdlich in Szene gesetzter Vorlesungen poetischer Werke vor einem größeren Publikum bedürfe, um eben dieses bis dahin noch völlig barbarisch empfindende Publikum zu einem ästhetisch empfindenden zu machen. Das wäre denn die vielgepriesene ästhetische Erziehung.

Demgegenüber ist es vielleicht angebracht, uns einmal darauf zu besinnen, was wir überhaupt unter ästhetischer Erziehung zu verstehen haben und was das ist, dem wir unter so vielen hochtönenden Reden und mit so großem Aufwande nachstreben, und ob wir uns dabei auf dem richtigen Wege befinden.

Der Begriff ästhetische Erziehung ist von Schiller geprägt worden, und die schuldige Ehrfurcht sollte uns verbieten, ihn in einem anderen Sinne zu gebrauchen, als er es getan hat. Bei ihm also werden wir uns Rats erholen müssen, wenn wir erfahren wollen, worum es sich eigentlich handelt. Wir werden das tun, obwohl oder vielleicht gerade

weil wir wiederholt Gelegenheit hatten, aus berufenem Munde zu hören, daß Schiller zwar die Frage der ästhetischen Erziehung des Menschengeschlechts zu einem herrlichen Ideenbau getürmt habe, der an sich ein Wunderwerk sei, der aber in ganz Schillerscher Weise Erfahrung und Entwicklung außer acht lasse und darum die in Frage stehenden Zwecke kaum fördern könne. Das ist die Art, in der man sich allzuhäufig mit den großen Errungenschaften unserer klassischen Epoche abzufinden meint. Wir aber meinen im Gegenteil, daß einer Zeit, die es liebt, ihre Entscheidungen von Fall zu Fall zu treffen, d. h. von der Hand in den Mund zu leben, nichts notwendiger ist, als immer von neuem an die großen Ideen nachdrücklichst erinnert zu werden, die große Männer in einem glücklicheren Zeitalter gefunden haben, in einem Zeitalter, in dem in erster Linie die Kultur- und nicht die Magenfrage alle geistigen Kräfte in Bewegung setzte. Aus diesem ewigen Jungbrunnen zu schöpfen, sollte man nicht müde werden. Denn nur die großen Ideen sind es, die einer Bewegung Schwung, Kraft und Ausdauer verleihen. Ohne sie dürfte eine jede nur allzubald und allzuschnell im Sande ödester Philisterei verlaufen und ersticken.

Eben darum hat Schiller die besten Jahre seines Lebens daran gegeben, um sich Klarheit zu verschaffen über Grund, Zweck und Ziel aller künstlerischen Tätigkeit. Wer sollte heute dazu noch Neigung verspüren! Heute wo kaum etwas verpönter ist, als über den Zweck der Kunst zu reden. Das ist natürlich in einer Zeit, die überhaupt kein allgemeines Ziel des Menschenlebens kennt. Das alte jenseitige hat sie verloren oder sich von ihm abgewendet und ein neues diesseitiges noch nicht gefunden, jedenfalls noch nicht allgemein anerkannt. Da wird denn notwendigerweise alles nur sub specie biennii und nichts sub specie aeternitatis betrieben, und l'art pour l'art ist das Losungswort für jede künstlerische Tätigkeit und Kunstbetrachtung. Dieses großsprecherische und dabei an positivem Gehalt so arme Wort, mit dem man sich im Grunde nur gegen jede Art moralischer Ausdeutung und Nutzbarmachung der Kunst zur Wehre setzt. Ohne Zweifel ist nichts berechtigter als diese Abwehr, aber wieviel wertvoller als alle Negation ist die Setzung eines positiven Zieles! Noch dazu eines Zieles, mit dessen Anerkennung alle jene anmaßlichen Ansprüche, die die Kunst in den Dienst irgend welcher beschränkter Tendenzen zwingen wollen, ein für allemal abgewiesen sind. Gerade darauf kam es Schiller nicht zum wenigsten an, mochte er selbst auch in jungen Jahren allzusehr geneigt gewesen sein, in der Bühne eine Anstalt zur moralischen Besserung des

Publikums zu sehen. Das lag weit hinter ihm, als er auf der Höhe seiner philosophischen Entwicklung, seinen ästhetischen Einsichten in den unvergänglichen, leider nur allzuwenig gelesenen und beherzigten Abhandlungen „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts“ und „Über naive und sentimentalische Dichtung“ Ausdruck gab. Wiederholt weist er es hier ausdrücklich zurück, daß die Kunst berufen sein könnte, dem Gemüt des Beschauers oder Hörers eine bestimmte Richtung zu geben. Dennoch war er weit entfernt davon, das Evangelium vom Selbstzwecke der Kunst zu verkünden oder anzuerkennen.

All sein Streben in den langen Jahren seines Kämpfens und Ringens ging vielmehr dahin, die Stellung der Kunst innerhalb des Lebens der Menschheit zu erkennen und zu begründen. Denn das war ihm von vornherein unzweifelhaft, daß die Kunst eine hohe und große Mission zu erfüllen habe. Aber welcher Art war diese Mission? Welche Aufgabe hatte er selbst als Künstler, als Dichter? Diese Frage konnte er nur beantworten auf Grund einer umfassenden Weltanschauung. Wollte er über Umfang und Bedeutung seiner Aufgabe mit sich ins Reine kommen, so mußte er versuchen, die Sphäre des Ästhetischen — denn das war das Gebiet, auf dem er zu wirken hatte — im menschlichen Leben zu begrenzen. Damit wurde ihm die Menschheit selbst zum Problem. Das ist der Weg, den Schiller durchmessen hat und den jeder durchmessen muß, der die Frage nach dem Zwecke der Kunst in einem tieferen Sinne beantworten will. Denn sie läßt sich, wie gesagt, nur beantworten auf Grund einer umfassenden Erkenntnis des menschlichen Lebens, seiner Bedingungen und seiner Aufgaben. Eine Antwort also auch auf diese Fragen werden wir bei Schiller finden, wenn wir fragen: Was ist ästhetische Erziehung? Und wir müssen die Antwort auf jene suchen, wenn anders uns die Beantwortung der letzten verständlich werden soll.

Schillers philosophische Anschauungen sind bekanntlich zu ihrer vollen Reife erst entwickelt worden durch das eindringende Studium Kants, dem er sich mit dem ihm eigenen Eifer in den Jahren 1791/92 hingab, und zwar ist es bezeichnenderweise nicht die „Kritik der reinen Vernunft“, sondern die „Kritik der Urteilskraft“, die ihn fesselt. Die rein metaphysische Spekulation, kann man sagen, ist Schiller eigentlich immer fremd geblieben. Sein Interesse war ein vorwiegend diesseitig gerichtetes. Nichts ist verkehrter, als sich ihn als einen in idealen Höhen schwärmenden, der Wirklichkeit abgewandten Idealisten — das Wort im landläufigen Sinne genommen — vorzustellen. Er war eine eminent praktische Natur im Gegensatz zum reinen Theoretiker, der die Wissenschaft

treibt um der Wissenschaft willen. Schiller erstrebte immer Erkenntnisse, die er unmittelbar praktisch verwerten konnte, die ihn in seiner Kunst vorwärts brachten. So wandte er das Studium Kants an. Was er bei ihm suchte und fand, war eine philosophische Begründung seiner ihm schon eigentümlichen Auffassung von der Natur des Menschen.

Sein Denken liebt es, sich in Gegensätzen zu bewegen. Auf das stärkste hatte er immer den zwischen der sinnlichen und vernünftigen Natur des Menschen empfunden. Im Vollbewußtsein seiner freien sittlichen Selbstbestimmung war er lange Zeit nur allzusehr geneigt, die selbsttätigen Kräfte des Menschen zu überschätzen und einer Unterjochung seiner sinnlichen Natur das Wort zu reden. Gerade darin bestärkte ihn zunächst das Studium Kants. „Es ist gewiß von einem sterblichen Menschen" schreibt er an Körner, „kein größeres Wort gesprochen worden als dieses Kantische, das zugleich der Gehalt seiner ganzen Philosophie ist: Bestimme Dich aus Dir selbst, sowie das der theoretischen Philosophie: Die Natur steht unter dem Verstandesgesetze." Damit scheint ihm die Welt erklärt. Auf der einen Seite das Reich der Natur, dem der Verstand das Gesetz gibt, indem er es erkennt. In ihm ist alles bedingt, abhängig und notwendig. Der Mensch gehört ihm an als sinnliches Wesen durch seinen Körper, seine Empfindungen und seine Triebe. Auf der anderen Seite das Reich der intelligibelen Welt, das Reich der Freiheit, der praktischen Vernunft, des reinen Willens, der sich allein aus sich selbst bestimmt.

Dieser Dualismus genügte Schiller zunächst. Er sagte ihm zu, denn er entsprach einer in seinem tiefsten Wesen begründeten Art, die Dinge der Welt zu sehen. — Aber er konnte ihm nicht auf die Dauer genügen; er mußte suchen, ihn zu überwinden. Aber — und hierin liegt das für Schillers philosophisches Denken eigentlich Charakteristische — es fiel ihm nicht ein, nach einer metaphysischen Überwindung dieses Dualismus zu streben, wie es etwa der philosophische Idealismus und Materialismus tut. Nicht durch Hypostasierung eines dritten und Verdrängung des einen, sondern durch Vereinigung der beiden einmal als vorhanden angenommenen Elemente sucht er die Gegensätze zu überwinden und zwar im Menschen, nicht in der Welt, worin sich wiederum sein dem Metaphysischen abgewendetes Interesse auf das deutlichste bekundet. Kants erkenntnis-theoretischer Idealismus, der eine solche Revolution im Denken der Menschheit hervorrief und einen Kleist an den Rand der Verzweiflung brachte, leuchtete ihm wohl unmittelbar ein, setzte aber seine innersten Kräfte nicht in Bewegung. Diese erregte vielmehr, wie gesagt, die Idee der sittlichen Freiheit, der sittlichen

Selbstbestimmung auf der einen, der durchgängigen Gesetzmäßigkeit und Harmonie der Natur, soweit sie Erscheinung ist und unter dem Verstandesgesetz steht, auf der anderen Seite. Denn hiermit meinte er das Reale, das lebendige Leben zu erfassen und eine Möglichkeit, zu einer klaren Vorstellung von der Idee der Menschheit zu gelangen. Diese findet er dann eben in der Überwindung des der menschlichen Natur eigentümlichen Dualismus durch Vereinigung der Gegensätze. Nur im Gegensatz gegen das Kantische rigoristische Moralprinzip konnte Schiller zu dieser Auffassung kommen. Er überwand damit in allmählich fortschreitender Entwicklung den ersten Kantischen Einfluß, ohne darum die Kantischen Grundlagen zu verlassen. Abgeschlossen liegt diese Entwicklung in den Briefen über ästhetische Erziehung vor uns.

Schiller versucht hier, sein Ziel auf dem Wege der reinen Spekulation zu erreichen. So wenig wir nun auch heute noch geneigt sind, von einer rein spekulativen Philosophie wissenschaftliche Resultate zu erwarten und uns einer philosophisch-dualistischen Auffassung der menschlichen Natur hinzugeben, so werden wir uns dennoch der tiefen Wahrheit der Schillerschen Ausführungen nicht verschließen können. Denn sie enthalten, mögen sie in ihrem theoretischen Wahrheitsgehalt längst überholt sein, eine praktische Wahrheit, der sich niemand entziehen kann, wie es denn im Grunde praktische Erfahrungen sind, die Schiller im Gewande der spekulativen Philosophie seiner Zeit vorträgt. Zudem spricht aus ihnen bei aller idealistischen Auffassung unverkennbar ein gesunder Realismus.

„Wir sind, weil wir sind; wir empfinden, denken und wollen, weil außer uns noch etwas anderes ist." Das ist das Axiom, von dem Schiller ausgeht. Das aber ist die Anschauung des praktisch denkenden Menschen. Er lehnt damit im Grunde alle metaphysischen Fragen ab und hält sich an das Gegebene. Und da findet sich denn der Mensch als ein empfangendes und selbsttätiges Wesen. Er fühlt sich als Ich, als freie, selbsteigene und verantwortliche Person und zugleich als abhängig und beeinflußt von den Dingen der Außenwelt, die er an sich zu reißen, in sich aufzunehmen, zu empfangen, aber auch, eben als geistige Persönlichkeit, nach den Gesetzen seiner Vernunft zu gestalten trachtet. Wenn Schiller diese beiden Seiten der menschlichen Natur als „Person" und „Zustand" und die ihnen entsprechenden Strebungen als „Formtrieb" und „Sachtrieb" kennzeichnet und ihnen transzendente Bedeutung beimißt, so wird eine monistische Philosophie ihm hierin zu folgen nicht geneigt sein, die praktische Bedeutung dieser Auffassung aber nicht leugnen können. Auch der Determinist empfindet sich als frei, so eindringlich ihm auch seine Vernunft sagen mag, daß es

eine Freiheit des Willens nicht gibt. So empfindet auch der Anhänger einer monistischen Psychologie, so sehr er von der Einheit des seelischen Lebens überzeugt ist, sich doch immer als empfangend und als selbsttätig, als beherrscht von sinnlichen und geistigen Trieben. In diesen großen Gegensätzen bewegt sich im allgemeinen das menschliche Leben. Und so wird man, wie gesagt, die praktische Bedeutung der Schillerschen Ausführungen, mag man ihre theoretische Begründung auch verwerfen, nicht bestreiten und sich noch weniger dem Eindrucke des Idealbildes reiner Menschlichkeit, das Schiller dann auf Grund seiner Auffassung der menschlichen Natur entwirft, entziehen können.

Denn eben aus der Existenz der beiden entgegengesetzten Triebe, des Formtriebes und des Sachtriebes, ergibt sich ihm die Aufgabe der Menschheit. Diese sieht er in „einer solchen Wechselwirkung der beiden Triebe, wo die Wirksamkeit des einen die Wirksamkeit des anderen zugleich begründet und begrenzt und, wo jeder einzelne für sich gerade dadurch zu seiner höchsten Verkündigung gelangt, daß der andere tätig ist." Und die Aufgabe der Menschheit ist es, diesem Ideale nachzustreben, d. h. indem sie beide Triebe in ihren Schranken hält, also „die Sinnlichkeit gegen die Eingriffe der Freiheit verwahrt und die Persönlichkeit gegen die Macht der Empfindungen sicher stellt," zugleich jedem der beiden eine möglichst ausgedehnte und freie Betätigung zu verschaffen. „Seine Kultur," sagt Schiller, „wird darin bestehen: erstlich dem empfangenden Vermögen die vielfältigsten Berührungen mit der Welt zu verschaffen und auf seiten des Gefühls die Passivität aufs höchste zu treiben, zweitens: dem bestimmenden Vermögen die höchste Unabhängigkeit von dem empfangenden zu erwerben und auf seiten der Vernunft die Aktivität aufs höchste zu treiben. Wo beide Eigenschaften sich vereinigen, da wird der Mensch mit der höchsten Fülle von Dasein die höchste Selbständigkeit und Freiheit verbinden, und anstatt sich an die Welt zu verlieren, diese vielmehr mit der ganzen Unendlichkeit ihrer Erscheinungen in sich ziehen und der Einheit seiner Vernunft unterwerfen."

Man sieht, welches Ideal Schiller hiermit aufstellt. Es ist das Ideal der harmonischen und zugleich intensivsten Entfaltung aller im Menschen liegenden Kräfte und Anlagen, das Ideal einer freien und hohen Menschlichkeit, die, wie Nietzsche sagt, sich den ganzen Umfang und Reichtum der Natürlichkeit zu gönnen wagen darf, da sie stark genug zu dieser Freiheit ist. Es ist das Ideal der „Totalität", wie es Schiller im engsten Gedankenaustausch mit Goethe gefunden hatte, der als ein leibliches Abbild dieses Ideals ihm vor Augen stand. Und es ist ein

diesseitiges Ideal. Es führt uns nicht in die abstrakten Höhen metaphysischer Spekulation und verweist uns nicht auf ein erträumtes Jenseits, sondern stellt uns fest mit beiden Füßen auf den Boden dieser Erde. So erhaben für Schiller der Gedanke der Unsterblichkeit ist, so verächtlich und ein Zeichen der Unfreiheit ist ihm ein Streben nach Unsterblichkeit, das nur der Begierde nach grenzenloser Dauer des Daseins und Wohlseins und der Sorge und der Furcht seinen Ursprung verdankt. „Früchte dieses Baumes," sagt er, „sind alle unbedingte Glückseligkeitssysteme, sie mögen den heutigen Tag oder das ganze Leben oder, was sie um nichts ehrwürdiger macht, die ganze Ewigkeit zu ihrem Gegenstand haben. Eine grenzenlose Dauer des Daseins und Wohlseins bloß um des Daseins und Wohlseins willen, ist bloß ein Ideal der Begierde, mithin eine Forderung, die nur von einer ins Absolute strebenden Tierheit kann aufgeworfen werden." Also weder nach einer diesseitigen, noch nach einer jenseitigen Glückseligkeit soll der Mensch streben. Er soll vielmehr suchen, indem er die ganze Fülle der Erscheinungen in sich aufnimmt und sich ihnen hingibt, das Ewige und Absolute, das in ihm ruht, zu verwirklichen und sichtbar zu machen. Diesem ihrem Ziele hat sich die Menschheit in unendlichem Fortschreiten anzunähern. (Schluß folgt.)

Bücherschau.

Meyers Hand-Atlas. Dritte, neubearbeitete und vermehrte Auflage mit 115 Kartenblättern und 5 Textbeilagen. Ausgabe A ohne Namenregister. 28 Lieferungen zu je 30 Pfg. oder in Leinen gebunden 10 Mk. Ausgabe B mit Register aller auf den Karten verzeichneten Namen. 40 Lieferungen zu je 30 Pfg. oder in Halbleder gebunden 15 Mk. Leipzig und Wien, Verlag des Bibliographischen Instituts.

Von diesem Handatlas liegen uns jetzt 6 Lieferungen vor, die die Bezeichnung Handatlas vollauf rechtfertigen. Empfindet man schon das Buchformat angenehm, das die fortwährende Benutzung auf dem Schreibtisch und zur Zeitungslektüre gegenüber dem üblichen Großfolioformat unserer Atlanten möglich macht, so freut man sich noch mehr über die Berücksichtigung der praktischen Bedürfnisse auf den Karten selbst. Der Atlas berücksichtigt in hervorragender Weise das deutsche Reich, seine Kolonien und Österreich-Ungarn, denen allein 44 Blätter gewidmet sind; jeder größere deutsche Bundesstaat, jede preußische Provinz, jedes österreichische Kronland sowie die deutschen Kolonien sind durch Spezialkarten in einem großen Maßstab dargestellt. Die Weltstädte sind durch Stadtpläne vertreten. Daß die technische Ausführung überall und durchaus auf glänzender Höhe steht, ist bei einem Verlag vom Range und Weltrufe des Bibliographischen Instituts selbstverständlich. Wir kommen auf die Fortsetzung des trefflichen Werkes noch zurück und empfehlen es schon heute auf das wärmste. O. H.

Im Vorübergehen.

Von

Paula Knappcke.

Er durchwanderte den Spessart, planlos, ohne Karte, den Zufall als Führer. Und da er kein Ziel hatte, stieg er behaglich den kleinen Fußweg hinauf, der zwischen Feld und Acker langsam aber stetig bergan führte.

Es war ein sonnenloser, stiller Tag. Der Himmel bedeckt, von eintönig hellem Grau überzogen, und die Luft ganz weich.

Nach einer Weile blieb er stehen und schaute zurück. Da sah er die schöne Linie einer fernen Bergkette liegen, in kräftigen, blauen Tönen.

Vor ihm nichts als Feld und Acker. Und auf einem Acker, weit, weit drüben, die Silhouette eines Bauern, der gebückt hinter dem Pfluge herschritt, den zwei Kühe schwerfällig zogen. Ihm zur Seite eine Frau. Hell löste sich ihr weißes Kopftuch los von der grauen Luft.

Nun nahm ihn das Feld ganz auf. Er war eingeschlossen in diese gelben Massen, durch die sich mühsam der kleine Fußweg schlängelte. So schritt er weiter — immer weiter. —

Plötzlich hörte das Feld auf, und überrascht blieb er stehen. Er hatte die Höhe erreicht. Kaum hundert Schritte entfernt, nur durch eine Hutweide von ihm getrennt, lag wie ein großer grüner Fleck zwischen gelbem Feld und rotem Acker ein riesiger Park, und aus all seinem Grün guckte verträumt ein roter Giebel.

Mit unwillkürlich schnelleren Schritten ging er über den weichen Boden, an dem Schäfer vorüber, der unbeweglich zwischen seinen Schafen stand, bis hin zu den Bäumen.

Und als er hinkam, sah er eine schmale Reihe kleiner Häuser, die wohl Wirtschaftszwecken dienen mochten. Einsam und verlassen standen sie, als ob sie seit Jahren kein Mensch mehr betreten. Auf den Schwellen wuchsen wilde Blumen, und die Fenster waren blind und beschlagen. Mit dem Finger wischte er eine Scheibe blank und schaute hinein. Geräte lagen drinnen, verstaubt, mit Spinnweben überzogen.

Und so weit er auch schritt, überall dieselbe Stille.

Überall ein traumhaftes Schweigen.

Kein Vogel, kein lebendes Wesen auf dem Hof, den das Unkraut überwucherte. Wilde, große Blüten waren emporgeschossen und umdrängten den alten Ziehbrunnen, daß sein moosiger Rand kaum noch aus all dem Gewirr hervorschaute.

Er kam an das Parktor, dessen verwitterte Sandsteinpfeiler sich hinter hängenden Birkenzweigen versteckten, und versuchte, es zu öffnen. Es ging nicht.

Wie er sich enttäuscht umwandte, stand in seiner Nähe ein Mann. Die kurzen Beine in hohen Wasserstiefeln, die Gestalt vierschrötig, untersetzt. Auf dem breiten Nacken ein runder Schädel und das rote Gesicht von rotem, viereckig geschnittenem Vollbart umrahmt. Als er ihn ansah, erschrak er fast vor dem brutalen Mund, der das Gesicht beherrschte.

Höflich grüßend trat er auf ihn zu und fragte: „Kann man den Park sehen?"

Der Angeredete nahm die Hände nicht aus den Hosentaschen und blieb stehen, wo er stand. Nur die Augen flogen taxierend über ihn hin, ehe sich die breiten Lippen zu einer Entgegnung öffneten.

„Das können Sie schon. Dort hinten geht es hinein. Aber zu sehen ist nichts."

Dankend griff er an den Hut und ging nach der bezeichneten Richtung.

Zerfallende Stufen führten hinauf in einen Grasgarten. Aber von Gras und Bäumen war kaum etwas zu sehen. Hohes Unkraut mit weißen Blüten machte sich breit und überwucherte alles.

Und ihm war, als müßten diese Pflanzen wachsen, immer höher und höher, bis sich die schaumigen weißen Blüten über Haus und Park gereckt. Dann würden sie sich auseinanderbreiten und wie mit einem dünnen Schleier alles unter sich einhüllen, den verschlafenen Hof, dieses ganze, seltsame Besitztum.

Wie ein Träumender durchwanderte er den Park, zuerst eine Allee, die ihn durchquerte. Die Äste der uralten Linden berührten die Erde, und in ihrem Dunkel standen feuchte Sandsteinbänke, zerbröckelnd, mit Moos bewachsen.

Kein Blatt bewegte sich, kein Vogel zwitscherte. Eine Stille überall, die ihm fast den Atem raubte.

Lautlos ging er auf dem dürftigen, ungepflegten Rasen. Vorbei an Riesentannen, die ihre Spitzen hoch in die Luft streckten und die schweren Zweige mit den schwarzen Tiefen in weitem Kreise auf den Boden breiteten.

Nirgends eine Spur von Weg. Nur kleine Stufen, gehütet von steinernen Löwen, die in ihren Pranken zerfallene Wappentafeln hielten, führten plötzlich hinunter zu einem tiefer gelegenen Teil.

Dort war eine Lichtung. In ihrer Mitte eine Sonnenuhr, und der verrostete Zeiger warf seinen Schatten auf zwölf.

Von fernher klang verwehtes Mittagsläuten zu ihm herauf.

Er kam sich wie verzaubert vor in dieser Einsamkeit, in dem Park, der seit hundert Jahren zu schlafen schien. Seit ein Besitzer vor hundert Jahren gestorben und den Schlüssel mit sich in das Grab genommen. Und in einer glücklichen Stunde hatte er ihm, dem Sonntagskinde, diesen unsichtbaren Schlüssel in die Hand gelegt und gesagt: Ich will Dir etwas schönes zeigen. Da kannst Du Dich umschauen und träumen.

Nun stand er vor dem Wohnhaus, einem einfachen, weißen Schlößchen. Still und schweigend lag es da, mit geschlossenen Läden. Es schlief, wie alles ringsumher.

Er klopfte an die Tür, nichts regte sich. Er versuchte sie zu öffnen, vergebens. Er schritt um das Haus herum, alles war zu und nirgends eine Möglichkeit, hinein zu kommen.

Da schien ihm ein Laden nicht ganz geschlossen, er steckte die Hand dazwischen und knarrend schlug das Holz zurück.

Gespannt schaute er durch das Fenster. Er sah eine weiße, mit Goldleisten begrenzte Wand, an der alte, fast schwarze Ölgemälde hingen. Einen Tisch, auf dem ein Körbchen mit Gebäck neben einer Serviette stand, die eben hingeworfen schien. Zur Seite ein Sessel, mit verblichenem, weinrotem Samt überzogen. Sonst war nichts zu erblicken. Mißmutig wandte er sich ab und kehrte auf die andere Seite des Hauses zurück.

Und dort, in der Nähe des Eingangs, stand wieder der vierschrötige Mann mit dem unsympathischen Mund.

Eilig trat er auf ihn zu und fragte mit einem Eifer, der ihm selbst unnötig vorkam: „Kann man auch das Innere des Schlößchens sehen?"

„Nein!"

„Ist wirklich gar keine Möglichkeit?"

„Nein!"

„Das Haus ist leer, niemand wohnt dort?"

„Nein, niemand!"

„Aber ich möchte es gern sehen."

„Es ist nicht erlaubt! Es ist auch nichts zu sehen." Und der Mann stampfte davon.

Mühsam unterdrückte der andere seinen nutzlosen Ärger. Noch einmal, zum letzten Mal gingen seine Blicke über das Haus, das er so gern von innen geschaut — da sah er neben dem Eingang ein kleines Pförtchen, das er vorher nicht bemerkt. Ganz versteckt lag es da im Schatten einer alten Kastanie.

Er drückte die Klinke nieder, die Pforte tat sich auf.

Mit unterdrücktem Jubelruf trat er ein, um gleich darauf von neuem enttäuscht zu werden. Auch innen war alles verschlossen,

So stieg er die Treppe hinauf in den Mansardenstock. Und als er droben, wieder mit dem sicheren Vorgefühl des Mißlingens, eine Tür zu öffnen versuchte, gab sie unerwartet nach. Verwirrt ging er hinein.

Eine Frau erhob sich bei seinem unvermuteten Anblick und starrte ihn aus dunklen Augen verwundert an. Dann ging es wie Erinnern über ihr Gesicht, und sie sagte:

„Felix Hausmann?!"

Befremdet schaute er auf die ihm ganz Unbekannte.

„Sie kennen mich?"

Sie lächelte.

„Wundert Sie das? In unserer Zeit der illustrierten Journale, der Momentphotographieen ist es eigentlich unmöglich, Sie nicht zu kennen; Sie, einen von Deutschlands —"

„Ach so," fiel er ein, „einen von Deutschlands berühmtesten Dichtern wollten Sie sagen. Nicht?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Ich hätte vielleicht gesagt: der vielversprechendsten einer. Berühmtheit ist ein häßlich Ding. Ein Spielzeug, das die Volkswoge heute emporhebt und morgen spurlos in der Tiefe verschwinden läßt. Und einer von Deutschlands besten Dichtern kann ich doch nicht sagen —"

„Warum können Sie nicht?"

Sie zuckte die Achseln und sah ihn forschend an. „Ich weiß nicht recht. Ich glaube, das Leben hat es immer sehr gut mit Ihnen gemeint, zu gut vielleicht? Habe ich recht?"

Er war so in ihren Anblick verloren, daß er vergaß, zu antworten. Die überschlanke Gestalt mit den feinen Gliedern hatte einen Reiz für ihn, wie nie jemand zuvor.

Erst als sie fragte: „Verzeihen Sie, aber ich möchte eigentlich gern wissen, weshalb Sie hier eingedrungen sind?" kam er wieder zu sich.

„Ich muß um Verzeihung bitten," sagte er. „Aber der stille Park hatte mich bezaubert, hatte mir so den Wunsch erweckt, durch die Räume

des Schlößchens zu wandern, daß ich Sitte und Form vergaß und Sie überfiel wie ein Raubritter."

Sie lachte. „Das ist nun nicht so schlimm. Und Ihnen kann geholfen werden. Ich will Ihnen das Haus zeigen, obgleich nicht viel zu sehen ist."

Sie hatte recht.

Die meisten der Räume, durch die sie ihm voranschritt, waren leer, nur hie und da stand ein schönes Stück. Ein gradlehniges Sofa mit verschossenem Damastüberzug, ein eingelegtes Tischchen. Aber er beachtete das alles gar nicht. Er hatte gar kein Interesse mehr an dem Haus. Er sah nur den schmalen Kopf mit den dunklen Haaren, das feine Profil und die melancholischen Augen.

Zuletzt öffnete sie den Raum, in den er schon von draußen geschaut, und zum Tisch tretend, meinte sie liebenswürdig:

„Woher Sie auch kommen, Ihr Weg war weit, und Sie werden müde und hungrig sein. Darf ich Ihnen etwas anbieten?"

Dabei stellte sie schon allerlei vor ihn hin, Früchte, Gebäck und Wein.

Er nahm es dankend, und während er dasaß und zugriff, wachten all' seine Sinne. Er beobachtete jede ihrer Bewegungen, nichts von dem, was sie sagte, ging ihm verloren. Es war, als könnte er nicht genug sammeln, nicht genug von ihr in sich aufnehmen, um dereinst davon zu zehren. Und während er plauderte, von seinem Leben erzählte und sich ihrer verstehenden Antworten freute, dachte er immerfort: das ist die Frau, auf die du dein ganzes Leben gewartet hast.

Nachdem er sich gestärkt, traten sie an das Fenster. Er schaute über die Wipfel des Parkes hin zu den fernen Bergen und meinte:

„Hier ist es gut sein. Hier möchte ich wohnen."

Sie nickte. „Ein paar Tage, gewiß. Ein paar Wochen, vielleicht. Auf lange würde es Ihnen allein sehr einsam hier werden."

Ihm war das hier wohnen ein so untrennbarer Begriff des mit ihr Zusammenseins, daß er sie gar nicht verstand. Und als Schluß einer Reihe Gedanken zitierte er unvermittelt:

„Ohne Sie ist alles tot!"

„Brahms!" Ihre Augen leuchteten und sie fragte froh:

„Sie singen also? Wollen Sie mir eine Freude machen? Wollen Sie mir das Minnelied singen?"

Sie wartete gar keine Antwort ab, sondern nahm ihn bei der Hand und führte ihn in den Mansardenstock zurück. Hinein in ein Zimmer, das er noch nicht gesehen. Aber sie ließ ihm auch gar keine Muße, sich

umzuschauen in dem entzückenden Raum, aus dessen verblichenen Sesselchen ein feiner Duft kam, ein Duft von Blüten und Moder, wie ein Erzählen aus alter Zeit.

Gradeswegs schritt sie zu dem kleinen Spinett und setzte sich davor nieder. Als sie die Tasten anschlug, klang ein leiser, zirpender Ton durch den Raum.

Beruhigend wandte sie sich zu ihm: „Sie brauchen keine Angst haben, verstimmt ist es nicht."

Und er sang das Lied, in dem es klingt von Jugend und von Frühling:

Holder klingt der Vogelsang,
Wenn die Engelreine,
Die mein junges Herz bezwang,
Wandelt durch die Haine.
Röter blühen Tal und Au',
Grüner wird der Rasen,
Wo die Finger meiner Frau
Maienblumen lasen.

Noch bei dem letzten Ton nahm er ihre Hände von den Tasten und wiederholte:

„Wo die Finger meiner Frau Maienblumen lasen!"

Sie sah auf ihre nervösen, mageren Finger und meinte: „Nur müßten sie etwas schöner sein."

„Schöner?!" fragte er und schaute auf die blassen Hände, die ihm vorkamen wie Kinderhände, die nach dem Glück hatten greifen wollen, und an denen die Göttin blind vorübergeschritten. Die dann resigniert und müde geworden waren und doch rastlos. Er neigte sich, um diese blassen müden Hände zu küssen, da entzog sie sie ihm hastig und fing wieder an zu spielen.

„Weiter singen," bat sie dabei.

Gehorsam sang er mit seiner ungeschulten, weichen Stimme den zweiten Vers:

Ohne sie ist alles tot,
Welk sind Blüt' und Kräuter,
Und kein Frühlingsabendrot
Dünkt mir schön und heiter.
Traute, minnigliche Frau,
Wolleſt nimmer fliehen,
Daß mein Herz gleich dieser Au
Mög' in Wonne blühen.

Und er nahm ihr Gesicht zwischen seine Hände und schaute flehend in die melancholischen Augen.

„Ja?“ fragte er, und seine Stimme war ohne Klang.

Sie schüttelte den Kopf.

„Doch!“ sagte er leidenschaftlich. „Sehen Sie, der heutige Tag ist wie ein Märchen, wie etwas ganz unwirkliches, erträumtes. Ich kann auch gar nichts Vernünftiges mehr denken, ich fühle nur, dies ist die Stunde meines Glückes. Und Sie dürfen sie mir nicht verkümmern und verkleinern.“

Und als sie ihn nur schweigend ansah, sprach er weiter:

„Ich habe ja immer den Glauben gehabt, daß es in jedes Menschen Leben einmal solch eine Stunde gibt, einmal. Die soll er auskosten bis auf die Neige, das ist sein gutes Recht. Und ich weiß, dies ist die Stunde meines Glücks.“

„Haben Sie jedesmal gedacht: dies ist die Stunde meines Glücks?“ fragte sie leise.

„Nein, nie!“ beteuerte er leidenschaftlich. Und er beugte sich zu ihr nieder und wollte sie küssen. Aber hastig wandte sie sich ab und bat:

„Nicht küssen, nicht.“

Er trat einen Schritt zurück und sagte gequält:

„Wenn ein Bettler Sie um ein Stück Brot bittet, schenken Sie ihm mehr, wie er gewollt. Doch wenn Sie eines Menschen Glück in Ihrer Hand haben, dann halten Sie diese Hand aus tausend kleinlichen Rücksichten fest zu.“

„Nicht aus kleinlichen Rücksichten,“ verteidigte sie sich. „Aber wenn ich Ihnen heute das schenke, was Ihnen jetzt das Glück Ihres Lebens zu sein scheint, wird es das morgen nicht mehr sein. Und täglich wird es weniger werden, immer weniger, bis es in einem Jahr vielleicht nichts mehr ist als eine nette kleine Erinnerung.“

„Und Ihnen wäre es gar nichts, nicht einmal eine nette, kleine Erinnerung,“ sagte er bitter.

Sie zuckte die Achseln.

„Wie kann ich heute wissen, was es mir sein wird. Wer kann denn vorher wissen, wie Erinnerung ihren Schleier webt. Vielleicht würde es die goldene Stunde, die mit ihrem Glanz mein Leben erhellt, vielleicht ein dunkler Fleck, bei dessen Gedenken ich die Augen vor eines Kindes Blick niederschlagen müßte.“

„Das müßten Sie nicht, bei Gott, nie!“ rief er leidenschaftlich. „Es gibt keine andere Schuld als die gegen das Gefühl.“

Sie schaute ihn an mit merkwürdigen Augen. Liebe lag drin und Verstehen, und Spott und etwas, das er sich nicht deuten konnte. Aber

dieſer ſeltſame Blick machte ihn raſend, und er ſchlang ſeinen Arm um ſie und zog ſie feſt an ſich.

Mit Gewalt machte ſie ſich frei und rief leidenſchaftlich:

„Nein, ich will nicht! Ich will nicht — weiter nichts ſein als eine Frau mehr, die in Ihren Armen gelegen. Und ſo würde es kommen. Ich aber will mehr aus dieſer Stunde machen. Unſere beſten Freuden ſind ja die, die uns nicht wurden. Und ſo will ich die Sehnſucht Ihres Lebens werden, die wilde große Sehnſucht nach dem Glück, das Ihnen nahe war, und das Ihnen doch nicht wurde. Und dieſe Sehnſucht wird Sie ruhelos machen, denn alles, was das Leben Ihnen bringt, wird, an dem einen großen Gefühl gemeſſen, Ihnen wertlos ſein. Nur in der Arbeit werden Sie frei werden und Ruhe finden. Und in verzehrender Sehnſucht nach dem unerreichbaren werden Sie ſchaffen. —“

Sie ſchwieg einen Moment, dann ſagte ſie: „Nun müſſen Sie fort.“

Sie ging ihm voran, die Treppe hinunter. Mechaniſch folgte er nach.

An dem Pförtchen blieb ſie ſtehen und reichte ihm zum Abſchied die Hand.

Da packte ihn ein raſendes Weh.

„Ich kann ja nicht fort,“ ſagte er flehend. „Schenken Sie mir wenigſtens etwas, irgend etwas, das mich erinnert an dieſe Stunde. —“

„Ich gab das Beſte, was ich geben konnte, die Sehnſucht zu mir.“

„Ich will die Sehnſucht nicht,“ rief er außer ſich, „Dich will ich, Dich allein. Mein ſollſt Du werden. —“

„Nie!“ ſagte ſie hart.

Und leiſe fiel die Tür zwiſchen ihnen zu.

Wie er noch daſtand, wie ein Träumender, hörte er einen Laden zuſchlagen. Wie gejagt lief er nach der anderen Seite, aber er ſah nichts mehr. Das Fenſter, durch das er heute morgen geſchaut, war verſchloſſen, und der Laden ließ ſich nicht bewegen.

Schweigend, totenſtill lag das Schlößchen da.

Da ſetzte er ſich auf die Treppe und wartetete, wartete, bis der graue Himmel dunkler und dunkler wurde und die Nacht hereinbrach.

Alles blieb unverändert, totenſtill.

Und langſam ſtieg er den Berg hinab.

Schiller-Jubiläums-Literatur.

Von

Rudolf Kraußz.

II.

Die ästhetischen und philologischen Schriften über Schiller treten hinter den biographischen etwas zurück, und das ist ganz in der Ordnung, da das Vorbildliche, das er für die Nation hat, noch mehr in seiner Gesamterscheinung als in seiner spezifisch poetischen Persönlichkeit liegt. Diese betrachtet von einem eigenartigen Standpunkt aus Wolfgang Kirchbach, der sich als ein geradezu begeisterter Schiller-Verehrer zu erkennen gibt. Das erfreut doppelt bei einem modernen deutschen Dichter. Aus einer bunten Reihe loser zusammenhängender Aufsätze und Kritiken besteht sein Büchlein „Friedrich Schiller, der Realist und Realpolitiker".[1]) Als „Ouvertüre" setzt er einen Abschnitt „Zur Berichtigung über Schiller" voran, läßt Studien über „Schillers Frauengestalten" und „Zur Psychologie der Lyrik Goethes und Schillers" folgen, wiederholt eine Anzahl Berichte über Dresdener Aufführungen Schillerscher Dramen, die er in den Jahren 1890 bis 1896 für ein dortiges Blatt geschrieben hat, und schließt mit Aphorismen, von ihm selbst als „Kernsprüche zum Verständnis Schillers" bezeichnet. Im bewußten Gegensatz zur landläufigen Auffassung erklärt Kirchbach Schiller für den modernsten aller Dichter, dem nicht bloß die Gegenwart, sondern auch die Zukunft gehöre, und formuliert sein Urteil also: „Ich halte ihn jetzt, wo hundert Jahre nach seinem Tode vergangen sind, für den modernsten Geist in Europa, der mit Riesenschritten den Entwickelungen noch immer voranschreitet. Sein großartiger politischer Realismus, die Umsicht und Weite seines Geschichtsverständnisses haben ihn dazu gemacht." Dies wird im einzelnen geistreich ausgeführt, nicht ohne Neigung zum Paradoxen, aber doch im ganzen mit ehrlicher Überzeugung. Seine Deutung der „Braut von Messina" hat viel Bestechendes an sich. Sie ist ihm ihrem Gehalte nach das modernste von allen Werken Schillers, eine Tragödie, der nicht sowohl die Schicksalsidee als das Vererbungsgesetz zu Grunde liegt, und gegen die Ibsens „Gespenster" nur als „eine moderne abgeschwächte Kopie" erscheinen. Es bereitet Kirchbach sichtliches Vergnügen, gerade dafür, was zünftige Ästhetiker und Literarhistoriker am schärfsten angefochten haben, besonders stark ins Zeug zu gehen. So rühmt er an

[1]) Verlag „Renaissance" Otto Lehmann. 1905. Schmargendorf b. Berlin.

Schiller die außerordentliche Kunst, weibliche Charaktere zu schildern, verteidigt die Notwendigkeit der Parricida-Szene im Tell, erwärmt sich sogar für die Gedichte der Anthologie. Wenn er aber die häufigen Zweifel an Schillers realistischer Charakterisierungskunst auf die Mißhandlung seiner Verse durch die Schauspieler zurückführen will, setzt er damit Ursache und Wirkung in ein entschiedenes Mißverhältnis.

Realismus und Humor gehen bei Schiller in der Regel Hand in Hand, und in den Werken, die, wie die Jugenddramen oder Wallensteins Lager, jenen am stärksten hervortreten lassen, verschafft sich auch dieser die kräftigste Geltung. Das berechtigt uns aber noch lange nicht, jeden naturalistischen Pinselstrich, jede drastische Redewendung sofort für „urkomisch" zu erklären, wie es in Adolf Kohuts Schrift „Friedrich Schiller als Humorist" geschieht.[1]) Im übrigen wird es mancher bequem finden, daß ihm hier diese Seite des Schillerschen Geistes, die Kuno Fischer schon vor länger als vier Jahrzehnten in einem feinen Vortrage beleuchtet hat, ausführlich unter Abdruck zahlreicher Proben und Belege erläutert und mundgerecht gemacht wird. Es handelt sich dabei nicht um eine tiefgründige ästhetische Untersuchung, vielmehr um eine gemeinverständliche und gefällig geschriebene Interpretation. Mit der Vermutung, daß die Übertragung des „Neffen als Onkel" nicht wenig dazu beigetragen habe, „die besondere Aufmerksamkeit der deutschen Übersetzer und Bühnenleiter auf die Fabrikate des französischen Bühnen-Esprits und Humors überhaupt zu lenken", geht der Verfasser aber wohl in der Irre; der Import der Pariser Theaterliteratur nach Deutschland reicht ja in weit ältere Zeiten zurück.

Einen tendenziösen Beigeschmack erhält die Betrachtung einer einzelnen Seite von Schillers Schaffen in einer andern Schrift: „Schiller und das kirchliche Rom, eine literarhistorische Studie von Arthur Böhtlingk."[2]) Wer möchte bezweifeln, daß Schiller, der Freiheitsdichter, alle geistige Bevormundung, also vor allem die geistliche, gehaßt hat, Pietismus so gut wie Jesuitismus? Die katholische Orthodoxie hat ihm auch darüber quittiert, indem sie ihn unter ihre Feinde zählt, wofern sie nicht vorzieht, durch Unterdrückung der bedenklichen Stellen einen geläuterten Schiller zu präparieren. Der Satz aus Böhtlingks Vorwort: „Schillers Wechselbeziehung zum kirchlichen Rom erweist sich denn auch als ein so fundamentales Moment seiner ganzen Geistesarbeit, daß es seiner Dichtung, und nicht nur dieser, auch seinen historischen Schriften geradeswegs Richtung und Inhalt gegeben hat" ist aber doch als starke Übertreibung zu bezeichnen. Vieles muß dieser Meinung, um die Beweisleite zu schließen, künstlich angepaßt, zahlreiche Stellen aus Schillers Werken müssen gewaltsam ausgelegt oder stark gepreßt werden. Ein objektiver Beweis für die Annahme des Verfassers, daß Schiller „Die Maltheser" nur darum

[1]) Groß-Lichterfelde 1905. Eduard Eißelt.
[2]) Frankfurt a. M. 1905. Neuer Frankfurter Verlag G. m. b. H.

ungedichtet gelassen habe, weil er sich durch den beschränkten Gesichtskreis und Glaubensfanatismus dieser Ordensritter zu sehr beengt und gedrückt fühlte, ist nicht zu erbringen. Vollends muß man zu der Entdeckung, daß sich der Kapuziner als Jesuitenagent in Wallensteins Lager geschlichen habe, ungläubig den Kopf schütteln. Seltsam berührt es, wie ganz dieselben Zitate, die für Schillers Humor herhalten mußten, nun für seine Feindschaft gegen das kirchliche Rom verwendet werden. Daß Böhtlingk sehr geschickt zu Werke gegangen ist und auch dies und jenes in neues Licht gerückt hat, soll gerne eingeräumt werden. An seiner Darstellung wirkt der manierierte Gebrauch des Futurums störend.

„Schiller und die Bühne“ [4]) von Dr. Julius Petersen! Aus einer Doktordissertation ist da ein stattliches Werk erwachsen, in dem Schillers dramatischer Kunst eine bis jetzt noch nie systematisch betrachtete Seite abgewonnen wird. Wie die Arbeit dem Verfasser zur Ehre gereicht, so stellt sie zugleich Erich Schmidts Schule, aus der sie stammt, von neuem das beste Zeugnis aus. Hier begegnen wir gründlicher Gelehrsamkeit und gediegener wissenschaftlicher Methode, die jeden Gegenstand in die großen literarhistorischen Zusammenhänge einfügt, im Bunde mit dem Bestreben, die Ergebnisse des ernsthaften Studiums in gefälliger Darstellung zu bieten. Petersen hat sich die Aufgabe gestellt, die vielfältigen Angaben und Anweisungen, die Schiller, wie jeder Bühnenschriftsteller, für Publikum, Regisseur und Schauspieler in seine Dramen aufgenommen hat, also alle diejenigen Bestandteile, welche nicht gesprochen werden, unter die Lupe zu nehmen und damit gewissermaßen ein Lehrgebäude der dramaturgischen Äußerlichkeiten zu errichten. Nach den verschiedenen Gruppen von Personen, für die des Dichters Vorschriften bestimmt sind, teilt sich das Buch in drei Hauptkapitel: die Angaben für das Publikum (d. h. der Theaterzettel), die Inszenierung und das Spiel. Die minutiösen Untersuchungen, die Petersen mit staunenswertem Forscher- und Sammelfleiß angestellt hat, sind nun aber nicht etwa Selbstzweck, dienen vielmehr dazu, Schillers Beziehungen zur praktischen Schaubühne zu veranschaulichen und die Einflüsse der tatsächlichen Bühnenverhältnisse seines Zeitalters auf seine Dramen und ihre Gestaltung aufzudecken. Auch eine so selbstschöpferische Natur mußte natürlich, zumal in der Bühnenkonvenienz, von seinen Vorgängern bis zu einem gewissen Grade abhängig sein, mit seinen Zeitgenossen Berührungspunkte haben. Hat doch Schiller einmal selbst Humboldt gegenüber eingeräumt, daß er, indem er die deutschen Bühnen mit dem Gerüsch seiner Stücke erfüllte, auch von den deutschen Bühnen etwas angenommen habe. Um diese Zusammenhänge im einzelnen klarzulegen, mußte der Verfasser die ganze dramatische Literatur von Sturm und Drang bis zur klassischen Weimarer Epoche in den Kreis seiner Betrachtungen ziehen, ja stellenweise weiter zurück- oder vorgreifen, zur Theorie und Praxis anderer Nationen abschweifen, eine Anzahl

[4]) Ein Beitrag zur Literatur- und Theatergeschichte der klassischen Zeit. (Palästra XXXII.) Berlin, Mayer & Müller. 1904.

halb- oder ganzvergessener dramaturgischer und ästhetischer Schriften durchstudieren. Aus solchem riesigen Material ist ein großes Stück Theatergeschichte des Schillerschen Zeitalters zusammengebaut worden.

Wir sehen in dem Buche den Dramatiker Schiller als Werdenden und Reifenden. Auch in den dramaturgischen Äußerlichkeiten besteht ein bedeutender Unterschied zwischen den drei Jugenddramen und den Meisterwerken vom Wallenstein an, während der Don Karlos in der Mitte steht. Die Wandlung zum edlen Maß der Klassizität erstreckt sich bis auf die szenischen Vorschriften. Der Dichter mußte, wie sich Petersen ausdrückt, seiner untheatralischen Phantasie erst Fesseln anlegen. Während er in seinen Erstlingswerken noch unmögliche Anforderungen an die Regie stellte, räumte er mit der Zeit mehr und mehr der praktischen Bühnenerfahrung ihre Rechte ein. Zugleich ging er bei der Malerei in die Schule. Sehr fein ist darauf hingewiesen, wie da und dort malerische Situationen und Gruppenwirkungen in Schillers Dramen durch die bildende Kunst hervorgerufen worden sind. Auch die Nachwirkungen der großartigen Regie- und Ausstattungskünste des Stuttgarter Hoftheaters, dessen Blütezeit der junge Schiller ja noch erlebt hat, werden verfolgt. Interessant ist ferner der Nachweis novellistischer Elemente in den für Regie und Schauspieler bestimmten Anweisungen. Solche Einflüsse zeigen sich auch darin, daß — sogar noch im Wallenstein — hin und wieder derselbe Zeitpunkt rekapituliert, also für das dramatische Nacheinander der Handlung ein episches Nebeneinander gesetzt wird. Überhaupt beobachtete Schiller, und wohl absichtlich, in der Bühnenzeitrechnung keine peinliche Genauigkeit. Ebenso sind seine Angaben der Schauplätze von kleinen Irrtümern und Widersprüchen nicht frei. Über diese und viele ähnliche Dinge, an denen auch ein gebildetes Publikum vorbeizulesen, vorbeizuhören und vorbeizudenken pflegt, gibt uns Petersens Buch gründliche Aufschlüsse, und die zahllosen Einzelheiten fügen sich zu einem runden Bilde von Schillers Methode dramatischen Schaffens zusammen.

Eine Reihe historisch-kritischer und ästhetisch-philosophischer Aufsätze finden sich in einem großen Sammelwerke, dem „Marbacher Schillerbuch“,[5]) das der Schwäbische Schillerverein durch Otto Güntter herausgeben ließ und als Vereinsgabe seinen Mitgliedern überreicht hat. Wir haben in dieser Veröffentlichung, von der seit ihrem ersten Erscheinen im November 1904 schon eine zweite Auflage nötig geworden ist, eine der wertvollsten Jubiläumsgaben zu erblicken. Schon der äußere Anblick ist verlockend genug: die einfach schöne Einbanddecke mit dem Schillerschen Wappen, das vorzügliche Papier, der üppige Druck und nicht zuletzt die Fülle ausgezeichneter Illustrationen, die ein wahres Prachtwerk aus dem auch im Formate eines solchen gehaltenen Buche machen. Der bunte und reichhaltige Inhalt entspricht der Ausstattung. Zahlreiche Schriftsteller von Rang und Ruf, fast alle Schillerforscher haben sich hier ein Stelldichein

[5]) Stuttgart und Berlin. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. 1905 G. m. b. H.

gegeben. Mit den schwäbischen Mitarbeitern haben sich solche aus sämtlichen deutschen Gauen, aus Österreich, der Schweiz, den Vereinigten Staaten von Nordamerika zusammengetan. Alle Seiten der Schillerliteratur sind hier in mehrfachen Proben vertreten, und schließlich sind noch ein paar andere schwäbische Dichter berücksichtigt, die mit Schiller in Zusammenhang stehen.

Unter den Abhandlungen allgemeinen, philosophischen und ästhetischen Charakters ragt die von Adolf Baumeister über „Schillers Idee von seinem Dichterberuf" mehr durch Gedankengehalt als durch leichten Fluß der Darstellung hervor. Theobald Ziegler redet über „Freiheit und Notwendigkeit in Schillers Dramen", Oskar Walzel über „Schiller und die bildende Kunst". Zu den Zierden des Buches gehört Heinrich Bulthaupts Aufsatz über „Schillers Balladentechnik". Auch Berthold Litzmann hat sich mit „Schillers Balladendichtung" beschäftigt und namentlich beherzigenswerte Worte über die Mißhandlung dieser poetischen Erzeugnisse in den Schulen gesprochen. Die von Anton Bettelheim mitgeteilten Tellstudien Berthold Auerbachs leiten zu den einzelnen Dramen über. Sie erstrecken sich über eine Reihe von Jahren. Immer reifer wird Auerbachs Urteil, immer größer seine Begeisterung für Tell, den er als heroisch-naiven Helden, gewissermaßen als Vertreter einer Naturgewalt auffaßt. Da und dort reizt er freilich zum Widerspruch, so wenn er die Notwendigkeit eines tragischen Ausgangs des Helden verficht. Man freut sich, daß außerdem ein Schweizer, Adolf Frey, über Tell das Wort ergriffen hat. Etwas bedenklich stimmt sein Vorschlag zu einem veränderten Schlußakt, schon aus Gründen der dramatischen Ökonomie. Sehr interessant sind Eugen Kilians Mitteilungen aus der Bühnengeschichte des Don Karlos. Gustav Kettner erläutert den als Faksimile beigegebenen Entwurf zu einem Drama „Das Schiff", worin Schiller welthistorische Perspektiven schließlich zu einem Familienstück abwandelte.

In Schillers schwäbische Jugendgeschichte führen zwei Arbeiten von württembergischen Schriftstellern. Rudolf Krauß behandelt auf Grund neuen Materials den Aufenthalt des Knaben in der Ludwigsburger Lateinschule und seine dortigen Lehrer, Bertold Pfeiffer die Karlsschul-Epoche, die Verdienste dieser Anstalt um die geistige Entwicklung des Jünglings gerecht würdigend. Ein dritter, Paul Weizsäcker, mustert die Bildnisse, die Christophine Reinwald, geb. Schiller, von ihrem Bruder gefertigt hat; leider sind sie nicht alle reproduziert worden, was zur Kontrolle dieses Aufsatzes erwünscht wäre. Eine bunte Reihe von ungedruckten Schriftstücken von, an und über Schiller bietet Otto Grütter aus dem Marbacher Museum und aus Privatbesitz dar. Eine andre wertvolle Quellenpublikation sind Briefe an den Dichter von Jugendfreunden, durch Julius Hartmann herausgegeben. Hervorhebung verdient ein Brief des Epigrammatikers Haug vom 22. Oktober 1793 mit Nachrichten über das bevorstehende Ableben Herzog Karls von Württemberg, wobei die Wirkungen des nahen Regierungswechsels mit wahrhaft Taciteischen Pinselstrichen gemalt sind. Eröffnet wird das Buch mit einem prächtigen Briefe Wilhelm von Humboldts an Frau von Staël über Schillers

Tod; Erich Schmidt ist der Spender dieser Gabe. Auch die Verwandten des Dichters sind nicht übergangen. Fritz Jonas, der bekannte Herausgeber der Schillerschen Briefsammlung, entwirft eine hübsche Skizze von der chère mère Luise von Lengefeld, während Julius Petersen aus dem Briefwechsel von Schillers Witwe mit Cotta, Ernst Müller aus dem Nachlasse Karoline von Wolzogens Mitteilungen macht.

Eine besondere Gruppe von Beiträgen bezieht sich auf die Geschichte der Schillerverehrung. Nicht weniger als drei Artikel offenbaren, was Schiller für die Deutschen in Nordamerika bedeutet. Alexander von Gleichen-Rußwurm plaudert in seiner anmutigen Weise über das Schillermuseum auf seinem Schlosse Greifenstein.

An Abhandlungen, in denen Schiller mit andern Dichtern, wie Herder, Schubart, Matthisson, Diderot in Verbindung gebracht ist, schließen sich solche über Wieland und Hölderlin an. Briefe des ersteren aus dem Marbacher Museum veröffentlicht und erläutert Bernhard Seuffert. Robert Vischer teilt einen Abschnitt aus den Vorträgen seines Vaters, des berühmten Ästhetikers, über Hölderlin mit. Hermann Fischers Studie „Schiller und die Seinigen bei Hermann Kurz" hat gleichfalls mehr Wert für die Kenntnis des jüngeren schwäbischen Dichters als für Schiller.

Es ist nicht möglich, alle Autoren, die in diesem stattlichen Sammelwerke zu Wort gelangt sind, einzeln namhaft zu machen, alle darin behandelten Gegenstände erschöpfend aufzuzählen. Wenn manche Mitglieder des Schwäbischen Schillervereins bis jetzt (außer den Jahresberichten mit ihren wissenschaftlichen Beilagen) größere Gaben schmerzlich vermißt haben, so ist nunmehr ein desto schönerer Anfang gemacht, durch den alles Versäumte nachgeholt ist.

Viele gedruckte Jubiläumsspenden, die sich bis auf Abreißkalender erstrecken, reichen so weit in das Gebiet der Industrie hinein, daß sie hier füglich übergangen werden dürfen. Natürlich haben zahllose Zeitschriften und Zeitungen ihre eigenen Festnummern, und das geringste Blättchen tut es nicht unter einigen Gedenkartikeln. Auch von dieser meist flüchtigen und wertlosen Art von Säkularliteratur kann hier nicht des weiteren die Rede sein. Was die wissenschaftlichen und auch die großen populär-wissenschaftlichen Zeitschriften bieten, übertrifft freilich an Bedeutung teilweise die Literatur in Buchform. Besonders anziehend ist die Festgabe der Monatshefte der Comenius-Gesellschaft,[*]) eine Abhandlung von Ludwig Keller über „Schillers Stellung in der Entwicklungsgeschichte des Humanismus". Neue Perspektiven eröffnen sich weniger für die Entwicklungsgeschichte des Humanismus als für die Schillers. Der Verfasser ist der Ansicht, daß der Einfluß der gelehrten Lektüre auf den Bildungsgang des Dichters maßlos überschätzt werde, und will an ihre Stelle die durch den Freimaurerbund vertretene humanitäre Richtung des Zeitalters setzen. Es verblüfft in der Tat,

[*]) XIV. Jahrg. Heft II.

wie eng die Beziehungen des Dichters zum Bunde, dem er selbst nie angehört hat, gewesen sind, wieviele Freunde, Förderer und Gönner er unter den Maurern gehabt hat. Wir vermögen aber dem Verfasser nicht mehr zu folgen, wenn er den Bund als eine Art von Vorsehung hinstellt, die über Schillers Laufbahn gewacht habe. Er wäre dann eigentlich der am geheimen Gängelbande Geleitete, der Geschobene gewesen, und das widerstreitet doch mit unsrer ganzen Vorstellung von dem willensstarken Dichterjüngling. Selbst daß Herzog Karl von Württemberg den Deserteur unverfolgt ließ, daß ihn Dalberg als Theaterdichter anstellte, wird den Einwirkungen der Freimaurer zugeschrieben, wie umgekehrt Schillers unrühmlicher Abgang aus Mannheim seinen Zerwürfnissen mit den Anhängern des Bundes in die Schuhe geschoben wird. Keller hat ein kühnes Gebäude errichtet, das jedoch auf unsicherem Hypothesen-Grunde ruht. So macht er aus dem locker gefügten akademischen Freundeskreise Schillers eine „Assoziation mit Sitzungen und Versammlungen" nach Art des Hainbundes; davon weiß die Überlieferung nichts. Wie sehr der Verfasser aber auch mit seinen Folgerungen dem Beweismaterial vorausgeeilt ist, es ist ihm doch gelungen, über Schillers geistige Entwicklung neue Lichter aufzustecken. Seine Anregungen werden nicht unfruchtbar bleiben, und es ist nicht ausgeschlossen, daß noch da und dort mehr positive Beweise für seine Ansichten beigebracht werden können.

Im Vorübergehen sei auch einer ausführlichen „Schillergenealogie" Erwähnung getan, die Stadtpfarrer Dr. Maier in Pfullingen im 2. Heft des laufenden Jahrgangs der „Württembergischen Vierteljahrshefte für Landesgeschichte" drucken ließ. Nicht umsonst hat er zahlreiche alte Rechnungen des württembergischen evangelischen Kirchenkastens und archivalische Quellen, wie Lagerbücher, Musterrollen, Steuerlisten, mit wahrem Bienenfleiß durchforscht; namentlich ist es ihm geglückt, das altwürttembergische Weindorf Grunbach im Remstal als Urstz der Familie Schiller nachzuweisen und hier bis zum Ende des 14. Jahrhunderts vorzudringen.

Große Dichter haben es sich von jeher gefallen lassen müssen, von kleinen Kollegen nicht bloß in Liedern, sondern auch in umfangreicheren Dichtungen verherrlicht und namentlich auf die Bühne gebracht zu werden. So tritt in einer „Fürst und Künstler" betitelten Komödie von Dr. Karl Gengnagel[7]) Friedrich Schiller als „jüngster Page des Fürsten" auf. Ohne diese Tatsache und den ausdrücklichen Vermerk „Zur Schillerfeier 1905" wüßte man nicht recht, was mit dieser das seltsam rätselhafte Drama eigentlich zu schaffen haben soll. Einen recht freundlichen Eindruck hinterlassen zwei dramatische Szenen von Alfred Auerbach, die zu dem Sammelhefte „Aus Schillers Jugendzeit"[8]) vereinigt sind. Die eine führt uns das lustige Treiben des seine verspätete

[7]) Leipzig. Verlag von Schäfer u. Schönfelder.

[8]) Verlag von Otto Hendel, Halle a. S. Bibliothek der Gesamtliteratur des In- und Auslandes. Nr. 1862.

Freiheit wahllos genießenden Regimentsfeldschers vor, die andre den Abschied vom Elternhause auf der Solitüde am Tage der Flucht. Frischer Humor ist der Grundzug der beiden anspruchslosen, aus dem schwäbischen Boden natürlich herausgewachsenen Stückchen, und das sentimentale Element hält sich bescheiden im Hintergrund. Freilich läßt sich der gewaltigen, in der Hauptsache doch auf den pathetischen Ton gestimmten Persönlichkeit des Dichters mit realistisch-genrehafter Behandlung nicht so recht beikommen.

Auch eine neue Ergänzung von Schillers letztem Trauerspieltorso hat das Jubiläum gebracht: „Demetrius. Eine Tragödie in einem Vorspiel und vier Akten. Das Schillersche Fragment für die deutsche Bühne bearbeitet von Franz Kaibel.“[9]) Man muß es dem Verfasser lassen, daß er mit Geschmack und Takt zu Werke gegangen ist. Er hat sich pietätvoll an die Absichten Schillers im ganzen gehalten, dabei aber die Handlung wesentlich vereinfacht. Vorsichtig ist er den riesigen Ensembleszenen, die gerade in diesem Drama einen besonders breiten Raum einnehmen sollten, aus dem Wege gegangen und hat auf starke sinnenfällige Wirkungen überhaupt verzichtet. So läßt die saubere Arbeit gerade das spezifische Gepräge der kühnen Bühnenkunst Schillers vermissen.

Wie dankbar wir die vielen Schriften über Schiller hinnehmen, die diese Jahrhundertfeier hervorgerufen hat: sie wären vom übel, wenn sich etwa die Meinung verbreiten würde, daß sie die Lektüre und Kenntnis der Werke des Dichters selbst zu ersetzen vermöchten. Eine solche Gefahr scheint indessen weitab zu liegen. Wenigstens haben sich die Verleger ringsum auf einen ungeheuren Bedarf an Schillerausgaben gerüstet. Leicht mag es sein, daß in den nächsten Jahren eine starke Baisse eintritt und die in diesen Wochen der Begeisterung gekauften und verschenkten Gesammelten oder Ausgewählten Werke bald massenhaft wieder ins Antiquariat wandern. Das ändert an der frohen Tatsache nichts, daß unser Schiller künftig in Palästen und Hütten zu finden sein wird. Namentlich ist von allen Seiten für billige Volksausgaben Fürsorge getroffen worden. Das Höchste hat wohl hierin der Schwäbische Schillerverein geleistet, der eine vollständige Ausgabe von „Schillers Gedichten und Dramen“ im Selbstverlage erscheinen ließ. Der aufs beste ausgestattete Band wird — weit unter dem Selbstkostenpreis — für eine Mark abgegeben, und so ist es kein Wunder, daß die ganze Auflage in der Höhe von hunderttausend Exemplaren schon im voraus vergriffen worden ist.

Wer sich bei gegenwärtiger Gelegenheit eine wertvolle Schillerausgabe, die allen Anforderungen auf lange Jahre hinaus genügt, erwerben will, der greife nicht etwa nach anspruchsvollen Kuriositäten, wie nach der „aparten“ Ausgabe des Insel-Verlags, erküre sich vielmehr die in jeder Hinsicht gediegene Cottasche Säkularausgabe![10]) Um es vorweg zu nehmen, der Preis ist für

[9]) E. Pierson's Verlag. Dresden 1905. Richard Lincke, k. u. k. Hofbuchhändler.

[10]) Schillers Sämtliche Werke. Säkularausgabe. Erster bis sechzehnter Band. Stuttgart und Berlin J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H.

das Gebotene sehr niedrig gestellt: jeder der 16 Bände geheftet 1 Mark 20 Pfennig, im geschmackvoll würdigem Leinwandeinband 2 Mark, in Halbfranz 3 Mark. Die ganze Ausstattung, zu der ausgezeichnetes Papier und große, scharfe Lettern verwendet sind, bleibt — unter Verzicht auf sensationell moderne Buchhändlerkunststücke — in dem sozusagen klassischen Rahmen, der sich allein für Schiller ziemt. Der wissenschaftliche Leiter des Unternehmens, Dr. Eduard von der Hellen, hat sich schon dadurch besonderen Dank verdient, daß es ihm gelungen ist, das große Werk, dessen Anfänge vor Jahresfrist an die Öffentlichkeit traten, auf den Jubiläumstag pünktlich fertig zu stellen. Er selbst hat die Bearbeitung der den ganzen ersten Band und ein Drittel des zweiten füllenden Gedichte und damit wohl den schwierigsten Teil der Aufgabe auf seine Schultern genommen. Lange Zeit hat man sich daran genügen lassen, die von Körner herrührende Einteilung der Schillerschen Gedichte nach drei Lebensperioden beizubehalten. Aber mit dem Fortschritte unserer ästhetischen und literarhistorischen Ansprüche bemühte man sich, eine Anordnung nach besseren Prinzipien zu gewinnen. Eine völlig selbständige Einteilung nach inhaltlich-ästhetischen Gesichtspunkten zu versuchen, ist ein Wagnis, das ein außerordentliches Maß von Selbstvertrauen voraussetzt und eigentlich durch Gründe der Pietät von vornherein verboten wird. Dagegen hat eine streng chronologische Anordnung unleugbar viel für sich. Etwas äußerlich Schematisches bleibt freilich stets daran haften, und bei diesem System wird der, welcher sich für des Dichters Entwicklungsgeschichte interessiert, weit mehr auf seine Rechnung kommen, als wer die Gedichte in ihrer Gesamtheit unbefangen genießen will. Außerdem erhebt sich die Frage, wo Gedichte, die mehrfache, oft zeitlich weit auseinanderliegende Bearbeitungen erfahren haben, unterzubringen sind. Diese müßten eigentlich mehrfach, entweder unmittelbar hintereinander beim Jahre des ersten Entstehens oder zu verschiedenen Jahren, also an verschiedenen Stellen, dargeboten werden. So kann schließlich das rein chronologische Prinzip nur in einer für Gelehrte berechneten und im Raume unbeschränkten historisch-kritischen Ausgabe durchgeführt werden. Es bleibt also nichts übrig, als Schillers eigene Ordnung zu Grunde zu legen. Will man aber an die von ihm 1800 veröffentlichte Auswahl die Ausgabe von 1803, die eine bunte Folge des in die Ausgabe von 1800 nicht aufgenommenen Restes vorstellt, einfach anhängen, so ergibt sich, wie von der Hellen mit Recht bemerkt, ein „ungenießbares Nebeneinander". Er hat darum einen bisher noch unbetretenen Weg eingeschlagen, indem er als Hauptbestand diejenigen Stücke vorwegnimmt, welche Schiller selbst in seine geplante, aber nicht mehr zustande gekommene Prachtausgabe aufnehmen wollte. An diesen Kern gliedern sich ein „Anhang" und eine „Nachlese". Ersterer gibt die in den Ausgaben von 1800 und 1803 zwar enthaltenen, aber für die Prachtausgabe gestrichenen Gedichte, letztere alles, was Schiller auch aus den Sammlungen der Jahre 1800 und 1803 ausgeschlossen hatte. Der Herausgeber hat sich auf diese Weise ein festes Einteilungsprinzip geschaffen, das wissenschaftliche Berechtigung

at und alle Forderungen der Pietät gegen den Dichter befriedigt. Namentlich ildet die Hauptsammlung eine schöne Einheit; sie zerfällt nach Schillers Plan n 4 Bücher, von denen die zwei ersten die Lieder und Balladen, die übrigen die Ideenlyrik umfassen. Aber das darf man sich doch nicht verhehlen, daß die eiden andern Sammlungen dafür ein in ihrer Gesamtheit auch nicht eben genieß- ares Durcheinander bedeuten. Manche Leser werden es bedauern, daß ihnen esonders ans Herz gewachsene Gedichte, wie die Laura-Oden oder „Die unüber- windliche Flotte", in den „Anhang" verbannt sind, wobei sich der Herausgeber reilich auf den Willen des Dichters berufen darf. Auch die Gedichte der Anthologie sieht man nicht gerne auseinander gerissen. Eine alle Wünsche restlos erfüllende Lösung der Aufgabe ist jedoch überhaupt nicht denkbar, und jedenfalls hat von der Hellen einen relativ sehr glücklichen Ausweg gefunden.

Seine Mitarbeiter sind nicht vor so schwerwiegende grundsätzliche Ent- scheidungen gestellt gewesen. Doch gaben Festsetzung des Textes, Einleitungen und Anmerkungen auch ihnen genug zu tun. „Auf Grund gelehrter Forschung", heißt es von den beiden letzteren in der Vorrede, „aber ohne gelehrte Formen und Ausdrucksmittel, erklären sie das Werden der einzelnen Werke und suchen den Genuß wie das Verständnis zu vertiefen." Daß dieses Programm wirklich ausgeführt wurde, dafür boten die Namen der Mitwirkenden von vornherein Gewähr. Literarhistoriker von Rang, bewährte Spezialforscher haben Hand an das Werk gelegt. Der „Erzählungen" im zweiten Bande hat sich Richard Weißen- fels angenommen, der auch den vierten mit dem Übergangsdrama Don Karlos besorgt hat. Die drei Jugendstücke im dritten Bande sind von Erich Schmidt, Wallenstein im fünften von Jakob Minor, Maria Stuart und Jungfrau von Orleans im sechsten von Julius Petersen, Braut von Messina, Wilhelm Tell und die kleinen Dramen im siebenten von Oskar Walzel herausgegeben, während den dramatischen Nachlaß, der den achten Band beansprucht, der auf diesem Sonder- gebiete wie kein zweiter heimische Gustav Kettner, die zwei Bände Übersetzungen Albert Köster bearbeitet hat. Es folgen die philosophischen Schriften in zwei Teilen, die wiederum Oskar Walzels, die historischen in drei, die Richard Fesers Obhut anvertraut worden sind. Den Beschluß bilden die vermischten Schriften im 16. Bande, deren von Julius Petersen übernommene Sammlung, Ordnung und Erläuterung jedenfalls eine recht mühsame Arbeit gewesen ist. Daran sind noch die alphabetischen Inhaltsverzeichnisse angehängt. Das für die Gedichte enthält nach einer neueren Übung, deren Zweckmäßigkeit nicht jedermann ein- leuchtet, die Überschriften und Anfangsworte in einem fortlaufenden Verzeichnis.

Wenn auch in den einzelnen Bänden die Eigenart der verschiedenen Mit- arbeiter zum Ausdruck gelangt, so bildet doch gerade die planvolle Einheitlichkeit einen der Hauptvorzüge dieser schönen Säkularausgabe. Die alten Beziehungen der Cottaschen Firma zu Schiller vermöchten ihr an sich noch kein Übergewicht über Konkurrenzunternehmungen zu sichern. Aber sie haben dem Verlage zum Sporn gedient, das denkbar Beste zu leisten. Und unter solchen Umständen wird

es mancher als eine angenehme Zugabe betrachten, gerade die Ausgabe zu besitzen, welche von den Nachfolgern des mit dem Dichter persönlich nahe befreundeten und dann für Schillers Werke privilegierten Buchhändlers ausgegangen ist.

Natürlich ist auch an Sonderausgaben von einzelnen Werken oder Gruppen solcher kein Mangel. Darunter befindet sich mancherlei für bibliophilische Feinschmecker, wie beispielsweise ein Faksimile-Neudruck der ersten Ausgabe der Räuber. Von den Blütenlesen aus Schillers Schriften verfolgen einige ganz bestimmte Zwecke und gewinnen dadurch einen gewissen selbständigen Wert. So entwickelt Eleonore Lemp in einem Buche, dem Professor Wychgram ein Geleitwort auf den Weg gegeben hat, „Schillers Welt- und Lebensanschauung in Aussprüchen aus seinen Werken und Briefen.“[11]) Mit außerordentlichem Fleiß hat sie das ertragreiche Land des Schillerschen Geistes nach Goldkörnern durchwühlt und das Gesammelte mit Geschick systematisch angeordnet. Die sechs Hauptgruppen Religion, Leben, Natur, Staat, Kunst und Wissenschaft läßt sie wieder in Unterabteilungen (ohne besondere Überschriften) zerfallen, innerhalb deren die chronologische Folge festgehalten ist. So bekommen wir zugleich ein gutes Bild von dem unablässigen Werden und Wachsen des Schillerschen Gedankenreiches. Nur die Voraussetzung ist ein Irrtum der Verfasserin, daß sich des Dichters Welt- und Lebensanschauungen ohne weiteres mit seinen Aussprüchen decken. Namentlich ist das, was Schiller die Personen seiner Dramen sagen läßt, vielfach nur aus dem Charakter dieser, nicht aus seinem eigenen Geiste gesprochen, und durch Buttlers Wort „Gott ist barmherzig!“ läßt sich beispielsweise für Schillers Verhältnis zur Religion rein nichts gewinnen. Eine ähnliche, dem Umfang nach nur bescheidene Schrift, „Schillers Seelenlehre, aus seinen philosophischen Schriften zusammengestellt von H. Draheim“,[12]) erhält gerade durch ihre Beschränkung mehr wissenschaftlichen Wert. Was hier aus den elf philosophischen Abhandlungen des Dichters ausgewählt ist, gibt in der Tat eine gute Vorstellung von seiner Seelenlehre, die sich zugleich zu einem Stück Sittlichkeitslehre erweitert. Ohne daß natürlich der Charakter des Aphoristischen ganz abgestreift werden konnte, hat sich doch ein logischer Zusammenhang herstellen lassen.

Den Charakter der inneren Einheit trägt auch eine sinnreiche Auswahl aus Schillers ästhetischen Schriften, die des Dichters Urenkel, Alexander von Gleichen-Rußwurm, den Manen seines großen Ahnherrn als Gabe dargebracht hat. „Friedrich Schiller, Ästhetische Erziehung“[13]) nennt sich das fein ausgestattete Büchlein, das in die drei Kapitel „Schiller als ästhetischer Erzieher“, „An-

[11]) Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M. 1905.

[12]) Berlin. Weidmannsche Buchhandlung. 1904.

[13]) Verlegt bei Eugen Diederichs. Jena und Leipzig 1905. (Erzieher zu deutscher Bildung, 4. Band.)

wendung der ästhetischen Grundsätze auf die Dichtkunst", und „Schiller als Kritiker" zerfällt. Am Schluß wird in einem Quellennachweis über die 259 längeren und kürzeren Stellen, die den Werken wie den Briefen Schillers entlehnt sind, Rechenschaft abgelegt. In einer Einführung verbreitet sich Gleichen-Rußwurm darüber, in welchem Sinne diese Blütenlese genossen werden soll. In Schillers ästhetischen Schriften, so räumt er ein, erscheine dem heutigen Geschlechte „manches weniger klar, als es dem Publikum der Horen sein konnte". Denn „er benutzte die Sprache seines Jahrhunderts, während wir die Sprache der Gegenwart verlangen". Aber der Geist seiner Ästhetik, der in diesem Buche destilliert erscheint, bleibt ewig jung und frisch. Durch ihn wurde die Schönheitslehre den Händen der Gelehrten entrissen, die „den ästhetischen Sinn mit technischen Ausdrücken und fürchterlichen Phrasen umsponnen" haben. Schiller erstrebte die Verbindung des sittlichen und sinnlichen Menschen, den Ausgleich zwischen Schönheitsfreude und Pflichtgefühl. Jeder Mensch ist nach seiner Ansicht zum Schöpfer von Schönheitswerten bestimmt. Diesen Lehrsatz Schillers hat sein Urenkel, der sich ja selbst in den letzten Jahren als geistreicher Essaiist einen Namen gemacht hat, zu einer förmlichen „Pflicht zur Schönheit" erweitert. Mag auch Gleichen-Rußwurm in der modernen Ausdeutung von Schillers Ästhetik, die unter dem unverkennbaren Zeichen von Nietzsches „fröhlicher Wissenschaft" vorgenommen wird, manchem zu weit gehen, so ist dies doch der einzige gangbare Weg, wie der unvergängliche Dichter auch als Theoretiker für die Gegenwart fruchtbar gemacht werden kann.

* * *

Diese Übersicht war schon zum Abschluß gelangt, als eine bedeutsame Neuerscheinung auftauchte, die noch mit wenigen Strichen charakterisiert werden soll: „Schiller von Eugen Kühnemann." [14]) Eigenartig ist die Anlage dieser Biographie, die in einem starken Bande, etwa vom Umfange der zweiten Auflage des Harnackschen „Schiller", ihr Endziel erreicht hat. Die Werke des Dichters, insbesondere die Dramen, stehen im Mittelpunkte der Darstellung Kühnemanns, und alles andre, Leben und geistige Entwicklung, ist darum, wie um Fürsten das dienende Gefolge, gruppiert. Das Ganze ist planvoll ersonnen, folgerichtig durchgeführt. Es gliedert sich in zwei Bücher: „Die Werke der Jugend" und „Die Werke des Mannesalters". Schon in den Räubern liegt „die große bezeichnende Eigentümlichkeit des Schillerschen Genius": das direkte Anknüpfen seiner Menschen an Gott und die sittliche Weltordnung. Das spinnt sich fort bis zum Tell, der nach Kühnemann als die Märchendichtung Schillers verstanden sein will. Als ein begeisterter Interpret der Schillerschen Geistestaten vermittelt er uns ihre Kenntnis in einer Auffassung, an der bewundernde Liebe, innige Hingabe und tiefgründiges Nachdenken gleichen Anteil haben. Die Schilderung des Lebensganges bietet kaum etwas Überraschendes. Aber es ist

[14]) Erste und zweite Auflage. München 1905. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck.

zum Staunen, wie der Verfasser den ihm hierfür zur Verfügung stehenden Raum auszunutzen gewußt hat. Er versteht eben die seltene Kunst, mit wenigen Worten viel zu sagen. Seine Sprache ist gedrungen, markig; knappe, schlichte Sätze sind mit monumentaler Wirkung aneinander gefügt. Überall fühlt man sich durch die Lektüre dieses Schillerbuches angeregt, auch wo der Widerspruch geweckt wird, überall spürt man den bedeutenden geistigen Gehalt, auch wo ein fremder Gehalt in die Schillersche Gedankenwelt hineingetragen erscheint. So hat — um nur ein Beispiel anzuführen — Kühnemann den satirischen Gehalt der „Maria Stuart" offenbar zu stark betont; eine ironische Abbildung des Menschenlebens im allgemeinen und des Hoflebens im besondern zu entwerfen, ist schwerlich dabei des Dichters leitender Gedanke gewesen. Im Vorwort erklärt es der Autor für eine notwendige Aufgabe der Zeit, „die ganze Auffassung Schillers für die Gegenwart neu zu prägen", und für den Zweck seines Buches, zu dieser Neuprägung einen bescheidenen Beitrag zu leisten. Die Kritik kann ihm bescheinigen, daß er seinen Zweck erreicht hat, aber unter der Bedingung, daß das Beiwort „bescheiden" in „höchst wertvoll" umgewandelt wird.

Bücherschau.

Der Völkertod. Eine Theorie der Dekadenz von Dr. Franz Krauß. Leipzig und Wien, Franz Deuticke, 1903. VI, 249 S.; Preis 5 M.

Ohne Zweifel ein interessantes Buch; teilweise sehr schwer lesbar, an andern Stellen lebhaftes Kopfschütteln herausfordernd, aber wegen seines durchaus ernsten, tiefsittlichen Grundzugs und seiner tröstlichen Schlußergebnisse im ganzen hochbefriedigend. Angeregt durch die von echter Sozialpolitik durchwehte Schrift „Über die Zukunft des Deutschtums in Böhmen" (1893), von dem Karlsruher Professor Dr. Herkner, ist der Verf., Arzt in Langenau, schon vor einigen Jahren daran gegangen, die inneren Feinde unseres Volkes, Krankheit und Siechtum, zu studieren und die Ergebnisse zu einem Vortrage zu verarbeiten. Daran knüpften sich ungesucht weitere Untersuchungen, so daß schließlich eine Anzahl von Aufsätzen zustande kam, die sämtlich in dem Versuche gipfeln, einer der merkwürdigsten Erscheinungen im Leben der Völker, dem Völkertode, nach Ursache, Verlauf und Wirkung beizukommen. Dabei geht es infolge der wissenschaftlichen Grundlage des Ganzen nicht ab, ohne daß schwierige Gedankengänge zum Teil auf sehr entlegenen Spuren zu verfolgen waren: so handelt das 3. Kapitel vom Gesetze der kreislaufenden Wirkungen, das nächste vom Stoffstromsystem und Nervenstromsystem, das siebente von der Willensfreiheit, das zehnte von der Vererbungstheorie usw. Aber man nimmt die Mühe der Durcharbeitung gern auf sich, weil einem als köstliches Ziel der Nachweis winkt, daß noch keine Nation die Gebote der Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit dauernd verletzt habe, ohne schweren Schaden zu nehmen. Nur in einem Punkte möchte ich einen leisen Zweifel hegen: ob nämlich der für eine den Völkerfrieden erzeugende allgemeine Sittlichkeit so tapfer eintretende Denker nicht selbst gegen seine Gebote handelt, wenn er gelegentlich der Hereinziehung des Burenkriegs das Unrecht ausschließlich auf Seite der nach seiner Meinung in schlimmsten Niedergange befindlichen Engländer sucht und findet. Helmolt.

Die Verwendung des mechanischen Zuges im Kriege.

Von

Oberstleutnant Layriz.

Die Einführung des mechanischen Zuges auf Schienen hat den Kriegen der Neuzeit ihr eigenartiges Gepräge gegeben. Zur Vorbereitung des Krieges gehört seitdem ein Netz von Eisenbahnen, das nach militärischen Gesichtspunkten angelegt ist. Das hat wohl niemand besser erkannt, als Feldmarschall Graf Moltke. Seiner Voraussicht in dieser Richtung verdanken wir Deutsche die großartigen Erfolge im Krieg von 1870.

Später waren die Armeen bedacht, den mechanischen Zug auf Schienen in erweitertem Maß für den Krieg heranzuziehen, indem zur Ergänzung der Vollbahnen die Feldbahnen eingeführt wurden.

Auch in den neuesten Kriegen, in außereuropäischen Gegenden durchgeführt, hing der Ausgang vom Besitz der Bahnen ab. Die Engländer konnten auf dauernden Erfolg in Südafrika erst rechnen, als sie sich die Bahnverbindung durch ein ausgedehntes System von Blockhäusern gesichert hatten. In der Mandschurei finden die Hauptkämpfe um den Besitz der einen sibirischen Bahn statt. Bekanntlich brachten sie die Russen zu spät und nur eingeleisig fertig, wodurch ihre Armeen von Anfang an in eine verhängnisvolle Defensive gedrängt wurden.

Ist es angesichts dieser vorwiegenden Bedeutung des mechanischen Zuges auf Schienen überhaupt noch gerechtfertigt, von dem militärischen Wert des mechanischen Zuges auf Landstraßen zu sprechen?

Kommt auch der mechanische Zug außerhalb der Straßen und Wege für militärische Zwecke in Betracht? Beschäftigen wir uns zunächst mit der ersten Frage. Sie muß unbedingt bejaht werden.

Die Armeen sind größer geworden, die Masse der ihnen nachzuschaffenden Bedürfnisse ist gewachsen. Der Pferdestand aber hat sich in den Kulturstaaten nicht vermehrt. Im Gegenteil, der Ersatz des Pferdes durch mechanische Zugmittel, der immer mehr zunimmt und das Zurückgehen der Landwirtschaft, deren Großbetrieb mittelst Maschinenkraft usw. ließen die Pferdezucht nicht mehr so einträglich erscheinen wie früher.

In Kulturländern war es den im Vorgehen befindlichen Armeen noch leicht, sich die Subsistenzmittel im Land zu beschaffen. Doch jetzt nach ihrer Vergrößerung möchte es für sie schwer werden, nur von dem Land zu leben, in dem der Vormarsch stattfindet. Die Entscheidungen fallen bei der jetzigen die Defensive begünstigenden Bewaffnung nicht mehr so rasch und gründlich wie früher. Aus dem Bewegungskrieg wird häufig ein Positionskrieg. Es sind daher die Hilfsmittel des besetzten Landstrichs bald erschöpft; Magazine müssen gebildet und aus dem Hinterland ergänzt werden. Neben dem Transport der Lebensmittel stellt jetzt der der Munition besonders hohe Anforderungen an den Nachschub. Nicht

wie eng die Beziehungen des Dichters zum Bunde, dem er selbst nie angehört hat, gewesen sind, wieviele Freunde, Förderer und Gönner er unter den Maurern gehabt hat. Wir vermögen aber dem Verfasser nicht mehr zu folgen, wenn er den Bund als eine Art von Vorsehung hinstellt, die über Schillers Laufbahn gewacht habe. Er wäre dann eigentlich der am geheimen Gängelbande Geleitete, der Geschobene gewesen, und das widerstreitet doch mit unsrer ganzen Vorstellung von dem willensstarken Dichterjüngling. Selbst daß Herzog Karl von Württemberg den Deserteur unverfolgt ließ, daß ihn Dalberg als Theaterdichter anstellte, wird den Einwirkungen der Freimaurer zugeschrieben, wie umgekehrt Schillers unrühmlicher Abgang aus Mannheim seinen Zerwürfnissen mit den Anhängern des Bundes in die Schuhe geschoben wird. Keller hat ein kühnes Gebäude errichtet, das jedoch auf unsicherem Hypothesen-Grunde ruht. So macht er aus dem locker gefügten akademischen Freundeskreise Schillers eine „Assoziation mit Sitzungen und Versammlungen" nach Art des Hainbundes; davon weiß die Überlieferung nichts. Wie sehr der Verfasser aber auch mit seinen Folgerungen dem Beweismaterial vorausgeeilt ist, es ist ihm doch gelungen, über Schillers geistige Entwicklung neue Lichter aufzustecken. Seine Anregungen werden nicht unfruchtbar bleiben, und es ist nicht ausgeschlossen, daß noch da und dort mehr positive Beweise für seine Ansichten beigebracht werden können.

Im Vorübergehen sei auch einer ausführlichen „Schillergenealogie" Erwähnung getan, die Stadtpfarrer Dr. Maier in Pfullingen im 2. Heft des laufenden Jahrgangs der „Württembergischen Vierteljahrshefte für Landesgeschichte" drucken ließ. Nicht umsonst hat er zahlreiche alte Rechnungen des württembergischen evangelischen Kirchenkastens und archivalische Quellen, wie Lagerbücher, Musterrollen, Steuerlisten, mit wahrem Bienenfleiß durchforscht; namentlich ist es ihm geglückt, das altwürttembergische Weindorf Grunbach im Remstal als Ursitz der Familie Schiller nachzuweisen und hier bis zum Ende des 14. Jahrhunderts vorzudringen.

Große Dichter haben es sich von jeher gefallen lassen müssen, von kleinen Kollegen nicht bloß in Liedern, sondern auch in umfangreicheren Dichtungen verherrlicht und namentlich auf die Bühne gebracht zu werden. So tritt in einer „Fürst und Künstler" betitelten Komödie von Dr. Karl Gengnagel[7]) Friedrich Schiller als „jüngster Page des Fürsten" auf. Ohne diese Tatsache und den ausdrücklichen Vermerk „Zur Schillerfeier 1905" wüßte man nicht recht, was mit dieser das seltsam rätselhafte Drama eigentlich zu schaffen haben soll. Einen recht freundlichen Eindruck hinterlassen zwei dramatische Szenen von Alfred Auerbach, die zu dem Sammelhefte „Aus Schillers Jugendzeit"[8]) vereinigt sind. Die eine führt uns das lustige Treiben des seine verspätete

[7]) Leipzig. Verlag von Schäfer u. Schönfelder.

[8]) Verlag von Otto Hendel, Halle a. S. Bibliothek der Gesamtliteratur des In- und Auslandes. Nr. 1862.

Freiheit wahllos genießenden Regimentsfeldschers vor, die andre den Abschied vom Elternhause auf der Solitüde am Tage der Flucht. Frischer Humor ist der Grundzug der beiden anspruchslosen, aus dem schwäbischen Boden natürlich herausgewachsenen Stückchen, und das sentimentale Element hält sich bescheiden im Hintergrund. Freilich läßt sich der gewaltigen, in der Hauptsache doch auf den pathetischen Ton gestimmten Persönlichkeit des Dichters mit realistisch-genrehafter Behandlung nicht so recht beikommen.

Auch eine neue Ergänzung von Schillers letztem Trauerspieltorso hat das Jubiläum gebracht: „Demetrius. Eine Tragödie in einem Vorspiel und vier Akten. Das Schillersche Fragment für die deutsche Bühne bearbeitet von Franz Kaibel.“[9]) Man muß es dem Verfasser lassen, daß er mit Geschmack und Takt zu Werke gegangen ist. Er hat sich pietätvoll an die Absichten Schillers im ganzen gehalten, dabei aber die Handlung wesentlich vereinfacht. Vorsichtig ist er den riesigen Ensembleszenen, die gerade in diesem Drama einen besonders breiten Raum einnehmen sollten, aus dem Wege gegangen und hat auf starke sinnenfällige Wirkungen überhaupt verzichtet. So läßt die saubere Arbeit gerade das spezifische Gepräge der kühnen Bühnenkunst Schillers vermissen.

Wie dankbar wir die vielen Schriften über Schiller hinnehmen, die diese Jahrhundertfeier hervorgerufen hat: sie wären vom Übel, wenn sich etwa die Meinung verbreiten würde, daß sie die Lektüre und Kenntnis der Werke des Dichters selbst zu ersetzen vermöchten. Eine solche Gefahr scheint indessen weitab zu liegen. Wenigstens haben sich die Verleger ringsum auf einen ungeheuren Bedarf an Schillerausgaben gerüstet. Leicht mag es sein, daß in den nächsten Jahren eine starke Baisse eintritt und die in diesen Wochen der Begeisterung gekauften und verschenkten Gesammelten oder Ausgewählten Werke bald massenhaft wieder ins Antiquariat wandern. Das ändert an der frohen Tatsache nichts, daß unser Schiller künftig in Palästen und Hütten zu finden sein wird. Namentlich ist von allen Seiten für billige Volksausgaben Fürsorge getroffen worden. Das Höchste hat wohl hierin der Schwäbische Schillerverein geleistet, der eine vollständige Ausgabe von „Schillers Gedichten und Dramen“ im Selbstverlage erscheinen ließ. Der aufs beste ausgestattete Band wird — weit unter dem Selbstkostenpreis — für eine Mark abgegeben, und so ist es kein Wunder, daß die ganze Auflage in der Höhe von hunderttausend Exemplaren schon im voraus vergriffen worden ist.

Wer sich bei gegenwärtiger Gelegenheit eine wertvolle Schillerausgabe, die allen Anforderungen auf lange Jahre hinaus genügt, erwerben will, der greife nicht etwa nach anspruchsvollen Kuriositäten, wie nach der „aparten“ Ausgabe des Insel-Verlags, erküre sich vielmehr die in jeder Hinsicht gediegene Cottasche Säkularausgabe![10]) Um es vorweg zu nehmen, der Preis ist für

[9]) E. Pierson's Verlag. Dresden 1905. Richard Lincke, k. u. k. Hofbuchhändler.

[10]) Schillers Sämtliche Werke. Säkularausgabe. Erster bis sechzehnter Band. Stuttgart und Berlin J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H.

das Gebotene sehr niedrig gestellt: jeder der 16 Bände geheftet 1 Mark 20 Pfennig, im geschmackvoll würdigem Leinwandeinband 2 Mark, in Halbfranz 3 Mark. Die ganze Ausstattung, zu der ausgezeichnetes Papier und große, scharfe Lettern verwendet sind, bleibt — unter Verzicht auf sensationell moderne Buchhändlerkunststücke — in dem sozusagen klassischen Rahmen, der sich allein für Schiller ziemt. Der wissenschaftliche Leiter des Unternehmens, Dr. Eduard von der Hellen, hat sich schon dadurch besonderen Dank verdient, daß es ihm gelungen ist, das große Werk, dessen Anfänge vor Jahresfrist an die Öffentlichkeit traten, auf den Jubiläumstag pünktlich fertig zu stellen. Er selbst hat die Bearbeitung der den ganzen ersten Band und ein Drittel des zweiten füllenden Gedichte und damit wohl den schwierigsten Teil der Aufgabe auf seine Schultern genommen. Lange Zeit hat man sich daran genügen lassen, die von Körner herrührende Einteilung der Schillerschen Gedichte nach drei Lebensperioden beizubehalten. Aber mit dem Fortschritte unserer ästhetischen und literarhistorischen Ansprüche bemühte man sich, eine Anordnung nach besseren Prinzipien zu gewinnen. Eine völlig selbständige Einteilung nach inhaltlich-ästhetischen Gesichtspunkten zu versuchen, ist ein Wagnis, das ein außerordentliches Maß von Selbstvertrauen voraussetzt und eigentlich durch Gründe der Pietät von vornherein verboten wird. Dagegen hat eine streng chronologische Anordnung unleugbar viel für sich. Etwas äußerlich Schematisches bleibt freilich stets daran haften, und bei diesem System wird der, welcher sich für des Dichters Entwicklungsgeschichte interessiert, weit mehr auf seine Rechnung kommen, als wer die Gedichte in ihrer Gesamtheit unbefangen genießen will. Außerdem erhebt sich die Frage, wo Gedichte, die mehrfache, oft zeitlich weit auseinanderliegende Bearbeitungen erfahren haben, unterzubringen sind. Diese müßten eigentlich mehrfach, entweder unmittelbar hintereinander beim Jahre des ersten Entstehens oder zu verschiedenen Jahren, also an verschiedenen Stellen, dargeboten werden. So kann schließlich das rein chronologische Prinzip nur in einer für Gelehrte berechneten und im Raume unbeschränkten historisch-kritischen Ausgabe durchgeführt werden. Es bleibt also nichts übrig, als Schillers eigene Ordnung zu Grunde zu legen. Will man aber an die von ihm 1800 veröffentlichte Auswahl die Ausgabe von 1803, die eine bunte Folge des in die Ausgabe von 1800 nicht aufgenommenen Restes vorstellt, einfach anhängen, so ergibt sich, wie von der Hellen mit Recht bemerkt, ein „ungenießbares Nebeneinander". Er hat darum einen bisher noch unbetretenen Weg eingeschlagen, indem er als Hauptbestand diejenigen Stücke vorwegnimmt, welche Schiller selbst in seine geplante, aber nicht mehr zustande gekommene Prachtausgabe aufnehmen wollte. An diesen Kern gliedern sich ein „Anhang" und eine „Nachlese". Ersterer gibt die in den Ausgaben von 1800 und 1803 zwar enthaltenen, aber für die Prachtausgabe gestrichenen Gedichte, letztere alles, was Schiller auch aus den Sammlungen der Jahre 1800 und 1803 ausgeschlossen hatte. Der Herausgeber hat sich auf diese Weise ein festes Einteilungsprinzip geschaffen, das wissenschaftliche Berechtigung

hat und alle Forderungen der Pietät gegen den Dichter befriedigt. Namentlich bildet die Hauptsammlung eine schöne Einheit; sie zerfällt nach Schillers Plan in 4 Bücher, von denen die zwei ersten die Lieder und Balladen, die übrigen die Ideenlyrik umfassen. Aber das darf man sich doch nicht verhehlen, daß die beiden andern Sammlungen dafür ein in ihrer Gesamtheit auch nicht eben genießbares Durcheinander bedeuten. Manche Leser werden es bedauern, daß ihnen besonders ans Herz gewachsene Gedichte, wie die Laura-Oden oder „Die unüberwindliche Flotte", in den „Anhang" verbannt sind, wobei sich der Herausgeber freilich auf den Willen des Dichters berufen darf. Auch die Gedichte der Anthologie sieht man nicht gerne auseinander gerissen. Eine alle Wünsche restlos erfüllende Lösung der Aufgabe ist jedoch überhaupt nicht denkbar, und jedenfalls hat von der Hellen einen relativ sehr glücklichen Ausweg gefunden.

Seine Mitarbeiter sind nicht vor so schwerwiegende grundsätzliche Entscheidungen gestellt gewesen. Doch gaben Festsetzung des Textes, Einleitungen und Anmerkungen auch ihnen genug zu tun. „Auf Grund gelehrter Forschung", heißt es von den beiden letzteren in der Vorrede, „aber ohne gelehrte Formen und Ausdrucksmittel, erklären sie das Werden der einzelnen Werke und suchen den Genuß wie das Verständnis zu vertiefen." Daß dieses Programm wirklich ausgeführt wurde, dafür boten die Namen der Mitwirkenden von vornherein Gewähr. Literarhistoriker von Rang, bewährte Spezialforscher haben Hand an das Werk gelegt. Der „Erzählungen" im zweiten Bande hat sich Richard Weißenfels angenommen, der auch den vierten mit dem Übergangsdrama Don Karlos besorgt hat. Die drei Jugendstücke im dritten Bande sind von Erich Schmidt, Wallenstein im fünften von Jakob Minor, Maria Stuart und Jungfrau von Orleans im sechsten von Julius Petersen, Braut von Messina, Wilhelm Tell und die kleinen Dramen im siebenten von Oskar Walzel herausgegeben, während den dramatischen Nachlaß, der den achten Band beansprucht, der auf diesem Sondergebiete wie kein zweiter heimische Gustav Kettner, die zwei Bände Übersetzungen Albert Köster bearbeitet hat. Es folgen die philosophischen Schriften in zwei Teilen, die wiederum Oskar Walzels, die historischen in drei, die Richard Fesers Obhut anvertraut worden sind. Den Beschluß bilden die vermischten Schriften im 16. Bande, deren von Julius Petersen übernommene Sammlung, Ordnung und Erläuterung jedenfalls eine recht mühsame Arbeit gewesen ist. Daran sind noch die alphabetischen Inhaltsverzeichnisse angehängt. Das für die Gedichte enthält nach einer neueren Übung, deren Zweckmäßigkeit nicht jedermann einleuchtet, die Überschriften und Anfangsworte in einem fortlaufenden Verzeichnis.

Wenn auch in den einzelnen Bänden die Eigenart der verschiedenen Mitarbeiter zum Ausdruck gelangt, so bildet doch gerade die planvolle Einheitlichkeit einen der Hauptvorzüge dieser schönen Säkularausgabe. Die alten Beziehungen der Cottaschen Firma zu Schiller vermöchten ihr an sich noch kein Übergewicht über Konkurrenzunternehmungen zu sichern. Aber sie haben dem Verlage zum Sporn gedient, das denkbar Beste zu leisten. Und unter solchen Umständen wird

es mancher als eine angenehme Zugabe betrachten, gerade die Ausgabe zu besitzen, welche von den Nachfolgern des mit dem Dichter persönlich nahe befreundeten und dann für Schillers Werke privilegierten Buchhändlers ausgegangen ist.

Natürlich ist auch an Sonderausgaben von einzelnen Werken oder Gruppen solcher kein Mangel. Darunter befindet sich mancherlei für bibliophilische Feinschmecker, wie beispielsweise ein Faksimile-Neudruck der ersten Ausgabe der Räuber. Von den Blütenlesen aus Schillers Schriften verfolgen einige ganz bestimmte Zwecke und gewinnen dadurch einen gewissen selbständigen Wert. So entwickelt Eleonore Lemp in einem Buche, dem Professor Wychgram ein Geleitwerk auf den Weg gegeben hat, „Schillers Welt- und Lebensanschauung in Aussprüchen aus seinen Werken und Briefen.“[11]) Mit außerordentlichem Fleiß hat sie das ertragreiche Land des Schillerschen Geistes nach Goldkörnern durchwühlt und das Gesammelte mit Geschick systematisch angeordnet. Die sechs Hauptgruppen Religion, Leben, Natur, Staat, Kunst und Wissenschaft läßt sie wieder in Unterabteilungen (ohne besondere Überschriften) zerfallen, innerhalb deren die chronologische Folge festgehalten ist. So bekommen wir zugleich ein gutes Bild von dem unablässigen Werden und Wachsen des Schillerschen Gedankenreiches. Nur die Voraussetzung ist ein Irrtum der Verfasserin, daß sich des Dichters Welt- und Lebensanschauungen ohne weiteres mit seinen Aussprüchen decken. Namentlich ist das, was Schiller die Personen seiner Dramen sagen läßt, vielfach nur aus dem Charakter dieser, nicht aus seinem eigenen Geiste gesprochen, und durch Buttlers Wort „Gott ist barmherzig!“ läßt sich beispielsweise für Schillers Verhältnis zur Religion rein nichts gewinnen. Eine ähnliche, dem Umfang nach nur bescheidene Schrift, „Schillers Seelenlehre, aus seinen philosophischen Schriften zusammengestellt von H. Draheim“,[12]) erhält gerade durch ihre Beschränkung mehr wissenschaftlichen Wert. Was hier aus den elf philosophischen Abhandlungen des Dichters ausgewählt ist, gibt in der Tat eine gute Vorstellung von seiner Seelenlehre, die sich zugleich zu einem Stück Sittlichkeitslehre erweitert. Ohne daß natürlich der Charakter des Aphoristischen ganz abgestreift werden konnte, hat sich doch ein logischer Zusammenhang herstellen lassen.

Den Charakter der inneren Einheit trägt auch eine sinnreiche Auswahl aus Schillers ästhetischen Schriften, die des Dichters Urenkel, Alexander von Gleichen-Rußwurm, den Manen seines großen Ahnherrn als Gabe dargebracht hat. „Friedrich Schiller, Ästhetische Erziehung“[13]) nennt sich das fein ausgestattete Büchlein, das in die drei Kapitel „Schiller als ästhetischer Erzieher“, „An-

[11]) Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M. 1905.

[12]) Berlin. Weidmannsche Buchhandlung. 1904.

[13]) Verlegt bei Eugen Diederichs. Jena und Leipzig 1905. (Erzieher zu deutscher Bildung, 4. Band.)

wendung der ästhetischen Grundsätze auf die Dichtkunst", und „Schiller als Kritiker" zerfällt. Am Schluß wird in einem Quellennachweis über die 259 längeren und kürzeren Stellen, die den Werken wie den Briefen Schillers entlehnt sind, Rechenschaft abgelegt. In einer Einführung verbreitet sich Gleichen-Rußwurm darüber, in welchem Sinne diese Blütenlese genossen werden soll. In Schillers ästhetischen Schriften, so räumt er ein, erscheine dem heutigen Geschlechte „manches weniger klar, als es dem Publikum der Horen sein konnte". Denn „er benutzte die Sprache seines Jahrhunderts, während wir die Sprache der Gegenwart verlangen". Aber der Geist seiner Ästhetik, der in diesem Buche destilliert erscheint, bleibt ewig jung und frisch. Durch ihn wurde die Schönheitslehre den Händen der Gelehrten entrissen, die „den ästhetischen Sinn mit technischen Ausdrücken und fürchterlichen Phrasen umsponnen" haben. Schiller erstrebte die Verbindung des sittlichen und sinnlichen Menschen, den Ausgleich zwischen Schönheitsfreude und Pflichtgefühl. Jeder Mensch ist nach seiner Ansicht zum Schöpfer von Schönheitswerten bestimmt. Diesen Lehrsatz Schillers hat sein Urenkel, der sich ja selbst in den letzten Jahren als geistreicher Essaiist einen Namen gemacht hat, zu einer förmlichen „Pflicht zur Schönheit" erweitert. Mag auch Gleichen-Rußwurm in der modernen Ausdeutung von Schillers Ästhetik, die unter dem unverkennbaren Zeichen von Nietzsches „fröhlicher Wissenschaft" vorgenommen wird, manchem zu weit gehen, so ist dies doch der einzige gangbare Weg, wie der unvergängliche Dichter auch als Theoretiker für die Gegenwart fruchtbar gemacht werden kann.

* * *

Diese Übersicht war schon zum Abschluß gelangt, als eine bedeutsame Neuerscheinung auftauchte, die noch mit wenigen Strichen charakterisiert werden soll: „Schiller von Eugen Kühnemann." [14]) Eigenartig ist die Anlage dieser Biographie, die in einem starken Bande, etwa vom Umfange der zweiten Auflage des Harnackschen „Schiller", ihr Endziel erreicht hat. Die Werke des Dichters, insbesondere die Dramen, stehen im Mittelpunkte der Darstellung Kühnemanns, und alles andre, Leben und geistige Entwicklung, ist darum, wie um Fürsten das dienende Gefolge, gruppiert. Das Ganze ist planvoll ersonnen, folgerichtig durchgeführt. Es gliedert sich in zwei Bücher: „Die Werke der Jugend" und „Die Werke des Mannesalters". Schon in den Räubern liegt „die große bezeichnende Eigentümlichkeit des Schillerschen Genius": das direkte Anknüpfen seiner Menschen an Gott und die sittliche Weltordnung. Das spinnt sich fort bis zum Tell, der nach Kühnemann als die Märchendichtung Schillers verstanden sein will. Als ein begeisterter Interpret der Schillerschen Geistestaten vermittelt er uns ihre Kenntnis in einer Auffassung, an der bewundernde Liebe, innige Hingabe und tiefgründiges Nachdenken gleichen Anteil haben. Die Schilderung des Lebensganges bietet kaum etwas Überraschendes. Aber es ist

[14]) Erste und zweite Auflage. München 1905. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck.

zum Staunen, wie der Verfasser den ihm hierfür zur Verfügung stehenden Raum auszunutzen gewußt hat. Er versteht eben die seltene Kunst, mit wenigen Worten viel zu sagen. Seine Sprache ist gedrungen, markig; knappe, schlichte Sätze sind mit monumentaler Wirkung aneinander gefügt. Überall fühlt man sich durch die Lektüre dieses Schillerbuches angeregt, auch wo der Widerspruch geweckt wird, überall spürt man den bedeutenden geistigen Gehalt, auch wo ein fremder Gehalt in die Schillersche Gedankenwelt hineingetragen erscheint. So hat — um nur ein Beispiel anzuführen — Kühnemann den satirischen Gehalt der „Maria Stuart" offenbar zu stark betont; eine ironische Abbildung des Menschenlebens im allgemeinen und des Hoflebens im besondern zu entwerfen, ist schwerlich dabei des Dichters leitender Gedanke gewesen. Im Vorwort erklärt es der Autor für eine notwendige Aufgabe der Zeit, „die ganze Auffassung Schillers für die Gegenwart neu zu prägen", und für den Zweck seines Buches, zu dieser Neuprägung einen bescheidenen Beitrag zu leisten. Die Kritik kann ihm bescheinigen, daß er seinen Zweck erreicht hat, aber unter der Bedingung, daß das Beiwort „bescheiden" in „höchst wertvoll" umgewandelt wird.

Bücherschau.

Der Völkertod. Eine Theorie der Dekadenz von Dr. Franz Krauß. Leipzig und Wien, Franz Deuticke, 1903. VI, 249 S.; Preis 5 M.

Ohne Zweifel ein interessantes Buch; teilweise sehr schwer lesbar, an andern Stellen lebhaftes Kopfschütteln herausfordernd, aber wegen seines durchaus ernsten, tiefsittlichen Grundzugs und seiner tröstlichen Schlußergebnisse im ganzen hochbefriedigend. Angeregt durch die von echter Sozialpolitik durchwebte Schrift „Über die Zukunft des Deutschtums in Böhmen" (1893), von dem Karlsruher Professor Dr. Herkner, ist der Verf., Arzt in Langenau, schon vor einigen Jahren daran gegangen, die inneren Feinde unseres Volkes, Krankheit und Siechtum, zu studieren und die Ergebnisse zu einem Vortrage zu verarbeiten. Daran knüpften sich ungesucht weitere Untersuchungen, so daß schließlich eine Anzahl von Aufsätzen zustande kam, die sämtlich in dem Versuche gipfeln, einer der merkwürdigsten Erscheinungen im Leben der Völker, dem Völkertode, nach Ursache, Verlauf und Wirkung beizukommen. Dabei geht es infolge der wissenschaftlichen Grundlage des Ganzen nicht ab, ohne daß schwierige Gedankengänge zum Teil auf sehr entlegenen Spuren zu verfolgen waren: so handelt das 3. Kapitel vom Gesetze der kreislaufenden Wirkungen, das nächste vom Stoffstromsystem und Nervenstromsystem, das siebente von der Willensfreiheit, das zehnte von der Vererbungstheorie usw. Aber man nimmt die Mühe der Durcharbeitung gern auf sich, weil einem als köstliches Ziel der Nachweis winkt, daß noch keine Nation die Gebote der Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit dauernd verletzt habe, ohne schweren Schaden zu nehmen. Nur in einem Punkte möchte ich einen leisen Zweifel hegen: ob nämlich der für eine den Völkerfrieden erzeugende allgemeine Sittlichkeit so tapfer eintretende Denker nicht selbst gegen seine Gebote handelt, wenn er gelegentlich der Hereinziehung des Burenkriegs das Unrecht ausschließlich auf Seite der nach seiner Meinung in schlimmsten Niedergange befindlichen Engländer sucht und findet.

Helmolt.

Die Verwendung des mechanischen Zuges im Kriege.

Von

Oberstleutnant Layriz.

Die Einführung des mechanischen Zuges auf Schienen hat den Kriegen der Neuzeit ihr eigenartiges Gepräge gegeben. Zur Vorbereitung des Krieges gehört seitdem ein Netz von Eisenbahnen, das nach militärischen Gesichtspunkten angelegt ist. Das hat wohl niemand besser erkannt, als Feldmarschall Graf Moltke. Seiner Voraussicht in dieser Richtung verdanken wir Deutsche die großartigen Erfolge im Krieg von 1870.

Später waren die Armeen bedacht, den mechanischen Zug auf Schienen in erweitertem Maß für den Krieg heranzuziehen, indem zur Ergänzung der Vollbahnen die Feldbahnen eingeführt wurden.

Auch in den neuesten Kriegen, in außereuropäischen Gegenden durchgeführt, hing der Ausgang vom Besitz der Bahnen ab. Die Engländer konnten auf dauernden Erfolg in Südafrika erst rechnen, als sie sich die Bahnverbindung durch ein ausgedehntes System von Blockhäusern gesichert hatten. In der Mandschurei finden die Hauptkämpfe um den Besitz der einen sibirischen Bahn statt. Bekanntlich brachten sie die Russen zu spät und nur eingeleisig fertig, wodurch ihre Armeen von Anfang an in eine verhängnisvolle Defensive gedrängt wurden.

Ist es angesichts dieser vorwiegenden Bedeutung des mechanischen Zuges auf Schienen überhaupt noch gerechtfertigt, von dem militärischen Wert des mechanischen Zuges auf Landstraßen zu sprechen?

Kommt auch der mechanische Zug außerhalb der Straßen und Wege für militärische Zwecke in Betracht? Beschäftigen wir uns zunächst mit der ersten Frage. Sie muß unbedingt bejaht werden.

Die Armeen sind größer geworden, die Masse der ihnen nachzuschaffenden Bedürfnisse ist gewachsen. Der Pferdestand aber hat sich in den Kulturstaaten nicht vermehrt. Im Gegenteil, der Ersatz des Pferdes durch mechanische Zugmittel, der immer mehr zunimmt und das Zurückgehen der Landwirtschaft, deren Großbetrieb mittelst Maschinenkraft usw. ließen die Pferdezucht nicht mehr so einträglich erscheinen wie früher.

In Kulturländern war es den im Vorgehen befindlichen Armeen noch leicht, sich die Subsistenzmittel im Land zu beschaffen. Doch jetzt nach ihrer Vergrößerung möchte es für sie schwer werden, nur von dem Land zu leben, in dem der Vormarsch stattfindet. Die Entscheidungen fallen bei der jetzigen die Defensive begünstigenden Bewaffnung nicht mehr so rasch und gründlich wie früher. Aus dem Bewegungskrieg wird häufig ein Positionskrieg. Es sind daher die Hilfsmittel des besetzten Landstrichs bald erschöpft; Magazine müssen gebildet und aus dem Hinterland ergänzt werden. Neben dem Transport der Lebensmittel stellt jetzt der der Munition besonders hohe Anforderungen an den Nachschub. Nicht

mehr wie früher, z. B. 1870 in der Schlacht St. Privat, kommt die Artillerie mit 14 Schuß pro Geschütz und Stunde aus. Im russisch-japanischen Krieg waren oft 50 Schuß pro Stunde und Geschütz nötig, was in einer 10 Stunden andauernden Schlacht 500 Schuß ergibt. Bei einer Batterie à 6 Geschützen wären also 3000 Schuß nötig, während sie bis jetzt nur mit ca. 1000 Schuß ausgerüstet ist. Nun ist aber noch der Bedarf für eine weitere Schlacht vorzusehen. Die Fortschaffung der Munition verlangt so viel Pferde, daß es an solchen für die Transporte der übrigen Bedürfnisse fehlen wird. Der mechanische Zug auf der Landstraße, der dadurch Eingang in der Armee finden muß, bietet noch andere wesentliche Vorteile gegenüber dem tierischen Zug, nämlich die, daß die Kolonnen verkürzt werden und daß an Mannschaften gespart werden kann.

Der mechanische Zug ist für die Armee ein Bedürfnis geworden. Wenn er nicht schon erfunden wäre, so müßte für die Interessen der Landesverteidigungen die Preisaufgabe gestellt werden, ihn zu erfinden.

Hat sich nun zwischen dem Heer und der Industrie ein solches Verhältnis entwickelt, daß von Staatswegen an diese eine bestimmte Auftragserteilung erfolgt, welche den mechanischen Zug zu fördern imstande ist? Eine kurze Skizze der Entwicklung des mechanischen Zuges soll die Antwort geben.

1793 hatte der Franzose Cuguot einen Dampfwagen konstruiert mit der ausgesprochenen Absicht, ihn für militärische Zwecke zum Transport von Kanonen, Munition und Armeebedürfnissen aller Art zu benützen. Sogleich erhob sich in der französischen Armee ein heftiger Widerstand. Dem Organisator der französischen Artillerie, General Gribeauval, der früher der österreichischen Armee angehörig, daher als Eindringling angefeindet war, verübelten hohe Offiziere, wie der General Vallières, daß er einen Versuch mit diesem phantastischen Wagen zugelassen hatte. Das Mißglücken des ersten Versuchs schreckte vor der weiteren Verfolgung des Projekts ab.

Napoleon rechnete nur mit Realitäten und legte daher auf Anweisungen auf die Zukunft wie die Cuguotsche Maschine sowenig Wert wie auf gezogene Gewehre, Schlagzündung usw. (Pauli-Dreyse). Seine Förderung des Verkehrswesens beschränkte sich darauf, daß er den Train reformierte und die Straßen verbesserte. Indem er auf guten Zustand der Straßen in Frankreich hielt, ergänzte er, was Henri IV. und Ludwig XIV. für Straßenbau getan hatten. In den neu erworbenen Provinzen schuf er nach dem Muster der Römer Heeresstraßen von stattlicher Breite, deren sich auch die Besitzer bürgerlicher Fahrzeuge erfreuten. Durch Napoleon gemahnt, sahen sich seine Bundesgenossen der militärischen Verwendbarkeit halber zur Verbesserung ihrer Straßen oder wenigstens zur Wiederherstellung durch Frohndienste veranlaßt, wenn die Heereskolonnen sie in einen schlechten Zustand versetzt hatten.

In England setzte am Anfang des vorigen Jahrhunderts ein Sport ein, der auf den dortigen guten Straßen ganz erhebliche Fahrgeschwindigkeiten erreichen ließ. Menschen und Tiere wurden gefährdet, die Straßen wurden verdorben, damit einige Leute ein Vergnügen am schnellen Fahren und am Besitz absonderlicher Maschinen hatten. Das praktische Resultat war gering, da der Verkehr zu unverlässig und für die Fahrgäste zu halsbrecherisch war.

Die besonnenen Durchschnitts-Engländer wurden aufgebracht und zum Widerstand durch Einbringen von Schutzgesetzen gereizt. In England wurde

damals von allen Seiten verlangt, daß eigene Straßen für die neumodischen Dampffahrzeuge angeschafft werden sollten. Die angesehensten Ingenieure wie Watt bekämpften das Fahren im Dampfwagen in der richtigen Erkenntnis, daß es sich für ihre Generation darum handle, die ganze Energie für den Ausbau der Eisenbahnen einzusetzen. Damit war der mechanische Zug auf der Straße auch hier begraben.

Erst Mitte des vorigen Jahrhunderts regten sich wieder Erfinder, die sich mit dem Bau von Lokomotiven für den Gebrauch auf Straßen beschäftigten. Diesmal war es wieder einmal die Rücksicht auf militärische Interessen, welche den Anstoß dazu gab.

Ein englischer Ingenieur Boydell erfand einen Dampfwagen, der seine eigene Schienenbahn mit sich führte. An den Radfelgen der Maschine und der von ihr gezogenen Wagen waren Holzschuhe in Form von Schlittenkufen angebracht, die gegenseitig sich zu einer Bahn ergänzten und bei der Umdrehung des Rades diesem vorlegten. Die Reibung wurde dadurch, wie auf der Eisenbahn, vermindert. Der Druck auf den Boden wurde verteilt, wenn man die Holzunterlagen recht breit machte.

Dieser militärische Lastenzug wurde im Krimkrieg außerhalb der Straßen und Wege gebraucht und erregte bei allen Militärs großes Interesse. Später befaßte sich das englische Parlament damit. Es waren noch Konkurrenten aufgetreten und Parallelversuche sollten entscheiden, welches der Systeme das bessere sei. Es stellten sich nun doch verschiedene Mißstände heraus, die zeigten, daß die Erfinder in ihrem Optimismus nicht an alle die Schwierigkeiten gedacht hatten, die sich beim Gebrauch so gebrechlicher Anhängsel wie der mit Schienen versehenen Holzschuhe herausstellen mußten. Sobald die Geschwindigkeiten über die des gehenden Mannes gesteigert wurden, brachen die Dinger ab. Alle Zugtiere scheuten bei dem ihnen unerklärlichen Geklapper usw.

Das Aufsehen, das die Boydell-Maschine erregt hatte, führte dazu, die Eisenbahnlokomotive mit Kessel und Tender in veränderter Form auf die Straße zu setzen.

Einer Anzahl englischer Fabriken, Aveling, Fowler usw. gelang es, Straßenlokomotiven zu konstruieren. Die Haupteinrichtungen der Dreiräder und der späteren Automobile für Lenken des Fahrzugs mittels Differential-Getriebe zu ermöglichen, wurden hier erfunden. Als dann von Thompson die großen Antrieb-Räder mit Vollgummireifen versehen wurden und die großen Ungetüme sich fast geräuschlos und mit großer Geschwindigkeit auf den Straßen bewegten, glaubten schon viele an das Ende der Eisenbahnen.

Auch die englische Armee verschaffte sich die Straßenlokomotiven für ihre stehenden Lager, die dort als Ersatz für Manöver dienen müssen.

Die Bewegung ging auf den Kontiment über. Auch in Deutschland wurden Versuche gemacht. Die Firma Schwartzkopff in Berlin hatte sich damit befaßt, eine solche Maschine zu bauen, gab es aber auf, in weitere Versuche damit einzutreten, als die ersten mißglückten. In einigen Orten, z. B. in der Pfalz war schon ein ständiger Verkehr eingerichtet. Der Lärm, die Gefährdung der Menschen und Tiere zwangen immer wieder davon abzustehen. Vor allem war hinderlich, daß der Betrieb mit Kohle infolge der großen Frachtkosten teuer zu stehen kam.

In England wären die Verhältnisse in dieser Richtung günstig gewesen, aber es bestanden dort noch strenge gesetzliche Bestimmungen, die keine größere Fahrgeschwindigkeit zuließen. Die Nachfrage nach Straßenlokomotiven war daher gering, die englischen Fabriken, welche solche konstruiert hatten, verschafften dem Dampfpflug Verbreitung, der durch ähnliche Maschinen betrieben wird und hatten hier viele Bestellungen.

Als 1870 der deutsch-französische Krieg ausbrach, stellte sich ein junger Ingenieur Rich. Töpffer aus Magdeburg dem preuß. Generalstabschef vor und wies auf die Verwendbarkeit der Straßenlokomotive für Zwecke der Kriegstransporte hin. Generalleutnant Frhr. v. Moltke ging sogleich auf den Vorschlag ein, ordnete einen Versuch in Bremerhafen an und teilte, nachdem dieser die Verwendbarkeit erwiesen hatte, den bei der englischen Firma Fowler angestellten Ingenieur Töpffer bei einer Etappen-Inspektion ein.

Es standen keine eigentlichen Straßenlokomotiven, sondern nur zwei für den Verkehr auf Straßen umgeänderte Dampfpflug-Maschinen der Firma Fowler zur Verfügung. Mit diesen führte Herr Töpffer während des Krieges einige Fahrten aus, von denen der Transport einer schweren Bahnlokomotive mit Tender von Nanteuil nach Triport zur Umgehung eines gesprengten Tunnels für die Armee von hervorragendem Wert war.

Nach dem Kriege wurden einige militärische Stellen vom Feldmarschall Graf Moltke zum Bericht aufgefordert.

Es hatte aber niemand Lust, sich mit dem ungewohnten Transportmittel einzulassen. Nachdem die Maschinen einige Zeit arbeitslos in der Festung Köln gelagert hatten, wurden sie verkauft und fanden dann zu landwirtschaftlichen Zwecken Verwendung.

Auch im russisch-türkischen Kriege 1878 waren Straßenlokomotiven gebraucht worden. Die militärischen Verwaltungsbehörden wußten aber nichts mit ihnen anzufangen. Nur durch Eingreifen eines Großfürsten, der sich für die Sache interessierte, bekamen sie eine Zeitlang Arbeit. Der mit der Führung der Straßenlokomotiven betraute Offizier — Oberst Demianowitsch — berichtete nach dem Kriege, daß sie ganz gute Dienste geleistet und dem Staat ihren Anschaffungspreis wieder eingebracht hätten. Er wies darauf hin, daß es sich wohl lohne, dieses Zugmittel noch zu vervollkommnen und für Kriegszwecke bereit zu stellen. Weil aber die Straßenlokomotive sich für das Innere von Rußland, wo die Wege schlecht sind, nicht mit Vorteil verwenden ließen, wurde dem Antrag keine Folge gegeben.

Im Krieg der Engländer in Südafrika wurde das Bedürfnis nach mechanischem Zug besonders lebhaft empfunden, da es hier an Wagen fehlte und die landesübliche Ochsenbespannung oft im Stich ließ. Noch während des Krieges sah sich die englische Armee zur Beschaffung von Straßenlokomotiven veranlaßt. Die englische Fabrik Fowler zeigte sich besonders rührig in der Lieferung solcher Maschinen und der dazu passenden Wagen. Sie bekamen genügend Beschäftigung im Verkehr zwischen den Ausschiffungspunkten der Bahnen und den Truppenlagern.

Nach dem Krieg äußerte sich der englische Oberbefehlshaber Lord Roberts, der sich bekanntlich um die Reorganisation des englischen Trains verdient gemacht hat, über die Verwendbarkeit des mechanischen Zuges. Er hält ihn für die Kriege in außereuropäischen Ländern für unentbehrlich, ist aber der Meinung, daß die

auf Wasser und Kohlen angewiesene Dampfstraßenlokomotive durch die mit flüssigen Betriebsstoffen arbeitenden Schleppwagen zu ersetzen sei.

Wir befinden uns zurzeit mitten in der Konkurrenz zwischen Dampfmotoren und Vergasungsmotoren. Wegen des Vorteils des Dampfmotors, daß er sich für eine wechselnde Belastung besser eignet als die Vergasungsmotoren, scheint er zurzeit noch immer am besten für den Gebrauch zu Kriegszwecken zu entsprechen. Neben der Kesselverdampfung kommt noch die Verdampfung im Motor selbst zur Anwendung. Die Augenblicksverdampfer nach dem System des Franzosen Serpollet bieten den Vorteil, früher betriebsbereit zu sein, als die Straßenlokomotiven.

In England sind in den Hafenstädten schon seit Jahrzehnten eine Anzahl von Wagen mit Dampfmotoren in Gebrauch. Sie wurden bisher mit festen Verbrennungsstoffen geheizt, die aber jetzt durch flüssige ersetzt werden.

Das englische Kriegsministerium hatte in den Jahren 1901 und 1902 Preisausschreiben erlassen, die einen scharfen Wettbewerb zur Folge hatten. Es beteiligten sich auch Vergasungsmotoren (Firma Daimler vertreten durch Milnes) dabei, die aber durch den Dampfmotor geschlagen wurden.

Diese Dampfwagen, denen auch einzelne Wagen angehängt werden können, sind hauptsächlich Träger. Im Gegensatz zu ihnen steht die Straßenlokomotive, die reine Zugmaschine ist. Die Belastung der Dampfwagen muß groß sein, damit die Adhäsion bei Steigungen genügt und ein gutes Verhältnis zwischen Nutzlast und toter Last erzielt wird. Das Gewicht der beladenen Dampfwagen weicht daher nicht viel von dem der Straßenlokomotiven ab (6 oder 7 Tonnen gegenüber 8—12 Tonnen).

Die ungünstige Lösung der Gewichtsfrage ist das Haupthindernis für die allgemeine Verwendung der Dampfwagen wie der Straßenlokomotiven in der Armee. Man trifft schon im Frieden im eigenen Land Brücken, die solche Belastung nicht ertragen, ohne verstärkt zu werden. Im Krieg muß man auf zerstörte und flüchtig hergestellte Brücken, vor allem auf Schiffsbrücken rechnen. Es ist dafür eine bestimmte Radbelastung nicht zu überschreiten, die einem Totalgewicht der dienstfähigen Maschinen oder Wagen von 5—6 Tonnen entspricht.

Vorspannmaschinen können mit Vorteil in Festungen verwendet werden. Da die Ausdehnung des Transportbetriebs auch bei weit hinausgeschobener Verteidigung selten die Entfernung von 10—15 Kilometer überschreitet, so können auch mit Kohlenheizung arbeitende Straßenlokomotiven verwendet werden.

Die großen Festungen liegen meistens an Flußläufen. An Wasser fehlt es also nicht. Kohlen oder Koaks bedürfen keiner geschoßsicheren Eindeckung. Wenn schwefelhaltige Kohlensorten wegen Gefahr der Selbstentzündung nicht zur Verwendung kommen, so bieten diese festen Betriebsstoffe entschieden in Festungen Vorteile gegenüber den flüssigen, die, leichter brennbar und explosibel, bombensicher untergebracht werden müssen.

Wenn für Anlage guter Straßen gesorgt ist, so können schwere Geschütze mit Panzerungen mit solchen Transportmitteln außerhalb der Forts in weit vorgeschobenen Stellungen verwendet werden. Diese Beweglichkeit der schweren Artilleriebewaffnung kann der Verteidigung gegenüber dem meist auf Feldbahnen angewiesenen Angriff ein artilleristisches Übergewicht verschaffen, durch das selbst eine große Überlegenheit an Streiterzahl des Angreifers ausgeglichen wird.

Zunächst versucht man nur schüchtern, solche Ideen in die Praxis umzusetzen. Am besten lassen sie sich da durchführen, wo neue Festungen zu bauen sind, wo also der Straßenanlage von solchen Gesichtspunkten aus Rechnung getragen werden kann.

In dem neu angelegten befestigten Lager von Lisabonne sind Motorwagen als Schlepper für schwere Geschütze vorgesehen. Hier wird dem Betrieb mit flüssigen Brennstoffen der Vorzug gegeben, weil bei Kohlenheizung Gefahren für den Munitionstransport durch die unvermeidliche Funkenbildung befürchtet werden.

Während also für den Festungskrieg schon der erste Schritt zur Einführung des mechanischen Zuges geschehen ist, wird für den Feldkrieg die Anwendung des mechanischen Zuges erst in Erwägung gezogen. Anfangs hielt man das System der mechanisch angetriebenen Einzelwagen für am besten geeignet. Zur Zeit hat sich aber die Überzeugung verbreitet, daß das System der Lastenzüge mit Vorspann vorzuziehen sei. Nur bei ihm wird der Vorteil der Verkürzung der Kolonnen erreicht und nur bei ihm wird wesentlich an Mannschaften gespart.

Lange Zeit haben sich die Versuche in den verschiedenen Armeen nur auf Einzelwagen erstreckt, deren Motoren mit Benzin oder Spiritus angetrieben waren. Daneben kamen vereinzelt Straßenlokomotiven als Vorspann zur Verwendung. Diese boten auch den Vorteil, daß sie die Motorwagen, wenn sie sich hoffnungslos auf schlechten Wegen festgefahren hatten, wieder aus den Löchern heraus auf besseren Boden ziehen konnten.

Die Straßenlokomotiven sind für den Gebrauch im Feldkrieg zu schwer. Viele Brücken vertragen die Gewichte von 8—10 Tonnen nicht. Die kleineren Maschinen von 6—7 Tonnen arbeiten meist unwirtschaftlich. Die mit flüssigen Brennstoffen ohne Kesselanlage arbeitenden leichteren Schleppwagen wären vorzuziehen. Es ist aber nicht darauf zu rechnen, daß diese Brennstoffe sich im Land in genügender Menge vorfinden. Eine Anwendung des mechanischen Zuges im großen würde daher im Bewegungskrieg das Nachschaffen der flüssigen Brennstoffe voraussetzen. Dazu eignen sich mit festen im Land leicht aufzutreibenden Betriebsstoffen arbeitende Straßenlokomotiven besser als Maschinen, welche den Vorrat verzehren, den sie transportieren sollen.

Diese ganze Transporteinrichtung mittelst Vorspannmaschinen krankt noch an der Wahl des Betriebsmittels. Weil sich Benzin und Spiritus für Personen-Automobile zu Sportzwecken (Renn- und Tourenfahrten) eingebürgert hat, glaubt man sich derselben Materialien für den Fuhrdienst im Kriege bedienen zu können. Daran ist aber gar nicht zu denken und zwar aus zwei Gründen: wegen der Gefährlichkeit und wegen der Unwirtschaftlichkeit.

Mit einiger Phantasie kann man sich die Verwirrung vorstellen, welche entsteht, wenn einige abgesessene Kavalleriepatrouillen auf große Entfernung in einen solchen Wagenzug hineinschießen. Schon einzelne Geschosse, aus Karabinern verschossen, sind da im Stande, Explosionen hervorzurufen. Panzern der Wagen ist wegen der toten Last nicht angängig.

Die Unwirtschaftlichkeit des Betriebes mit solchen Brennstoffen hat zur Folge, daß im Lande niemand daran denkt, sich des mechanischen Lastenzuges zu bedienen. Man darf sich durch die paar schweren Fahrzeuge, die in Städten auf Asphaltstraßen fahren, nicht täuschen lassen. Im Krieg wird die Armee nur wenige automobile Lastwagen sich durch Mieten oder Beitreibung

verschaffen können; Vorspannmaschinen fehlen ganz. Darauf kommt es aber an. Die Zukunft des mechanischen Zuges in der Armee hängt davon ab, daß sich dieser im Volk einbürgert, um im Kriegsfall zur Verfügung zu stehen. Dies wird erst erreicht, wenn andere Brennmaterialien verwendet werden. Petroleum würde sich besser als Benzin oder Spiritus eignen. Noch günstiger vom wirtschaftlichen Standpunkt aus wären die schweren Öle, die bei Gewinnung des Benzins zurückblieben. Diese können durch Zollerleichterungen auf niedriger Preisstufe gehalten werden.

Um solche flüssige Brennmaterialien nutzbar zu machen, sind andere Motoren nötig als die bisherigen Explosionsmotoren. Am besten eignen sich dafür die Verbrennungsmotoren, die nach Art des Dieselmotors konstruiert sind und bei denen die Entzündung durch Kompression, und die Regulierung der Kraft durch Zuführung der Brennstoffe stattfindet. Sie sind für verschiedene Belastung verwendbar, passen sich also ebenso elastisch den verschiedenen Kraftbedürfnissen an wie die Dampfmotoren.

Dieselmotoren haben ihre Entwicklung für den ortsfesten Betrieb durchgemacht und sind noch im Ausbau für die Bedürfnisse der Schiffahrt begriffen. Mit der Verwendung für Automobile sich zu beschäftigen, hat die für Sportzwecke vollauf in Anspruch genommene Motorenindustrie keine Veranlassung. Während sie hier Verdienst hat, würde die Anpassung des Dieselmotors für den Automobilenbau große Summen beanspruchen. Für das damit verbundene Risiko ist die Nachfrage noch zu gering.

Zunächst muß sich zwischen den Armeen und der Industrie das Verhältnis entwickeln, daß erstere die Anregung geben. Für die Ausführung sorgt dann die Industrie, wenn ihr von Staatswegen Aufträge in Aussicht gestellt werden. Es handelt sich hier um nichts geringeres als um einen Wettbewerb des mechanischen Zugs auf der Straße mit dem auf Bahnen für den Güter- und auch für den Personentransport.

In Frankreich hat Oberst Renard einen Vorspannwagen mit besonderer Kuppelung konstruiert, durch die bei geringem Eigengewicht der Zugmaschine eine Anzahl Wagen geleishaltend sich folgen.

Die Maschine ist bei Renard eine mobile Kraftstation. Jeder Wagen hat seinen eigenen Motor. Die Übertragung der Kraft geschieht durch eine Gelenkwelle, die durch den ganzen Zug geht. Der Kraftverlust ist bei dieser mechanischen Übertragung natürlich ein großer. Es wird daher elektrische Übertragung in Aussicht genommen. Sie wurde zuerst von Heilmann für Bahnzüge vorgeschlagen. Eine Zeitlang machte die elektrische Kuppelung der Wagen Schwierigkeiten. Diese scheinen aber überwunden zu sein, nachdem die elektrische Beleuchtung auf Bahnzügen sich ohne Anstand einführen ließ.

In Frankreich sollen künftig Renardzüge an Stelle von Lokalbahnen treten. Hohe französische Offiziere treten dafür ein; General Langlois wendet sich mit Worten der Entrüstung gegen den sich noch geltend machenden Widerstand.

„Nous ne comprenons pas l'hostilité de certains milieux contre le principe du train automobile; nous trouvons cette hostilité non seulement inintelligente mais coupable.“[1])

[1]) Revue litéraire (revue bleue) November 1904.

Während hier eine Emanzipation von der Schienenbahn angestrebt wird, schlägt man in der Frage des Militärautomobilismus in Österreich einen Weg ein, bei dem das Automobil mit der Schienenbahn in Verbindung gebracht ist.

Bekanntlich unterscheidet man Feldbahnen und flüchtige Feldbahnen. Die ersteren, in der deutschen Armee eingeführt, haben Doppellokomotiven und ein für deren Gewicht stark bemessenes Schienenprofil. Die Schienen sind also schwer, müssen solid miteinander verbunden werden. Der Bahnkörper muß nivelliert, mit Erdanschüttungen und Aushebungen gebaut werden. Es ist also, wenn es sich nicht um Ergänzung des unterbrochenen Vollbahnbetriebs, sondern um Neuanlage handelt, eine zeitraubende Arbeit nötig.

In einigen Armeen, z. B. in der österreichischen, hat man eine leichte sogen. flüchtige Feldbahn eingeführt, auf der die Wagen bisher nur mittels Pferdezuges befördert wurden. Die leichten Schienen werden nur durch Einhaken verbunden, sie werden auf den gewöhnlichen Straßen aufgelegt und passen sich deren Krümmungen und Steigungen an, ohne daß dadurch ein Aufenthalt in der Arbeit entsteht.

Das Legen derartiger Förderbahnen kann im Zeitmaß der Bewegung einer marschierenden Fußtruppe vor sich gehen. Die Vorteile sind erheblich. Im russisch-japanischen Krieg haben die Japaner von solchen Bahnen Gebrauch gemacht und mittels Mannschaften auf Schienen ihre schweren Geschütze und den Munitionsbedarf, sowie sonstige Vorräte der Armee nachgeschafft, bis die eigentliche Bahn gebaut war.

In der österreichischen Armee macht man nun seit einigen Jahren mit Erfolg Versuche, gewöhnliche Automobile als Vorspann für solche Schienenbahnen zu verwenden. Das größere Geleise der Automobile läßt sie das der Schienenbahn übergreifen. Es kommt ihr, da sie auf dem rauhen Boden der Straße fährt, die vermehrte Adhäsion zugut und sie kann Lasten auch auf größeren Steigungen fortschaffen, als eine selbst auf glatten Schienen laufende Lokomotive.

Eine österreichische Firma Lohner Porsche beschäftigt sich mit einem Zugsystem für den Betrieb auf Landstraßen und Schienenbahnen, bei dem die mit Motor und Dynamo ausgestattete Vorspannmaschine nur bewegliche Kraftstation ist. Die Einzelwagen, welche angehängt werden, sind mit Motoren versehen. Stattet man diese Wagen auch noch mit Akkumulatoren aus, so ist der Zug teilbar und können einige gewöhnliche Wagen, Geschütze usw. eingefügt sein, die auf kurze Strecken von den in den Zug eingefügten Motorwagen bewegt werden. Der Betrieb eines solchen teilbaren Lastenzuges ist kompliziert. Bis jetzt sind dies nur Papierprojekte. Aber es läßt sich erwarten, daß die militärischerseits aufgestellte Forderung, leichte Vorspannmaschinen zu verwenden, auf diesem Weg erfüllt wird.

Neben der Frage nach der Bedeutung des mechanischen Zuges auf Landstraßen für die Armee wäre noch die andere Frage aufzustellen, ob der mechanische Zug auch außerhalb der Straße für sie nötig ist und ob die Industrie diesem Bedürfnis durch einen brauchbaren Motorwagen zu entsprechen vermag. Dieser Frage wird zurzeit nur in England praktisch näher getreten. Die englische Armee hat den Krieg in Südafrika ohne Straßen führen müssen und hat die Misere der Ochsenbespannung kennen gelernt. Es ist daher begreiflich, daß hier das Bedürfnis nach mechanischem Zug außer der Straße besonders lebhaft anerkannt wird.

In Deutschland wird man bei der militärischen Unternehmung in Südwestafrika, die zur Unterdrückung des Herero-Aufstandes nötig geworden ist, die gleichen Erfahrungen wie die Engländer in Südafrika machen. Auch hier zeigt

sich ein Ersatz des tierischen Zugs nötig. Bei Mangel an Wegen werden an den mechanischen Zug andere Anforderungen gestellt als in Europa. Es liegt daher nahe, an den Ersatz der Wege durch Schienenbahnen zu denken. Aber die Verhältnisse sind für ihre Anwendung die denkbar ungünstigsten, indem in der Küstenwüste die wandernden Sanddünen die Gleisanlagen immer wieder verwehen.

Die Fürsorge für Verpflegung durch zweckmäßige Transportmittel, welche den Verkehr mit der Küste übernehmen, ist hier von größter Bedeutung. Nur durch sie ist es möglich, dem Überhandnehmen des Hungertyphus vorzubeugen.

Was nun die Möglichkeit eines unabhängigen mechanischen Zugs betrifft, so ist diese nicht zu leugnen. Ein früherer Offizier der Schutztruppe, Oberleutnant Troost, hat für Südwestafrika besondere Motorwagen von der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft in Berlin bauen lassen. Die Motoren arbeiten mit den in Afrika schwer zu beschaffenden Betriebsstoffen, Benzin oder Spiritus. Durch die Abhängigkeit von den Depots dieser Stoffe beschränkt sich die Verwendung auf den Verkehr einiger Farmenbesitzer. Immerhin zeigen die Wagen einige Konstruktionseigentümlichkeiten, die für ein militärischen Anforderungen entsprechendes Motorfahrzeug Anhalt geben. Auf Geschwindigkeit des Transports ist weniger Wert gelegt, sondern auf verlässige Beförderung durch wegelose Sandstrecken. Es findet daher ein Winde-Trommel-Antrieb Verwendung, wobei der als Vorspann und Träger dienende Motorwagen für sich allein eine Strecke den losgekuppelten Lastwagen vorausfährt und sie dann mittels Drahtseil, das aufgewickelt wird, nachzieht. Die Triebräder des Vorspannwagens sind 35 Zentimeter breit und können durch Ansetzen von Winkeleisen auf 80 Zentimeter Felgenbreite gebracht werden.

Im Jahre 1904 hat das Kolonialwirtschaftliche Komitee in Berlin einen Preisbewerb für ein deutsches Tropen-Automobil ausgeschrieben. Auch hier wird an dem Typus des Motorwagens als Träger festgehalten. Es werden Straßen oder feste Wege vorausgesetzt, die in Deutschland als Landwege bezeichnet werden, und dementsprechend wird großer Wert auf Fahrgeschwindigkeit bis zu 12 Kilometer in der Stunde gelegt. Es ist noch nicht bekannt, in welcher Weise den Anforderungen entsprochen wurde. Auf keinen Fall decken sie sich mit denen, die militärischerseits gestellt werden müssen.

In England geht man von der richtigen Anschauung aus, daß dem Kraftbedürfnis für den mechanischen Zug außerhalb der Wege nur durch reine Vorspannmaschinen entsprochen werden kann. Hier gestaltet man die Dampfstraßenlokomotive um, welche mit Triebrädern versehen wird, deren Konstruktion von der bisher üblichen in wesentlichen Punkten abweicht. Die Maschine erhielt den Namen Pedrail. Die Fortbewegung der Lokomotive durch Übertragung der Drehung der Triebwelle auf die Hinterräder besteht in einer Kombination von Gleiten des Gestells mittels einer Schiene auf Rollen, die der drehenden Bewegung des Rades folgen und dem Aufsetzen von Stampfblöcken auf den Boden, die in Gelenken drehbar am Radumfang angebracht sind.

Die Einrichtung soll sich bewähren. Es wird ihr nachgerühmt, daß die Pedrail-Maschine anstandslos über weichen Boden geht und auch die Straßen schont. Bisher beschränkte sich die Fahrgeschwindigkeit auf 6—8 Kilometer. Der Erfinder, Herr Diplock, stellt aber in Aussicht, daß er 20 und 30 Kilometer durch Verbesserungen erreichen wolle.

Es ist fraglich, ob eine so komplizierte, auf dem Funktionieren einer großen Anzahl von Federn beruhende Maschine sich im Dauerbetrieb bewähren wird.

Das Problem des mechanischen Zugs außerhalb der Straße läßt sich auch auf einem anderen Weg lösen. In der Hauptsache kommt es darauf an, daß der mechanische Zug wie der tierische eine hebende Wirkung neben der parallel zum Untergrund fortschiebenden Bewegung auszuüben vermag. Nur so ist es möglich, über Hindernisse, Erhöhungen, Vertiefungen wegzukommen, die weder durch die Elastizität des Materials, also gewissermaßen springend, noch durch Wegfahren der Ständer überwunden werden können.

Eine einfachere Lösung als der Engländer Diplock hat ein deutscher Fabrikant C. Keller in Laggenbeck in Westfalen gefunden. Seine Vorspannmaschine, welche er Gleisringwagen nennt, ist schon seit einigen Jahren bei Osnabrück in Betrieb. Der Wagen ruht auf kleinen Rädern, die sich in großen Rädern bewegen, auf welchen sich im Innern eine kreisförmige Schiene befindet. Treffen diese Gleisringe, welche sich dem Auge als hohe und breite Räder darstellen, auf ein festes Bewegungshindernis, wie es als Unebenheit außerhalb der Wege oder auf schlecht gehaltenen Straßen häufig vorkommt, so rollen die inneren Räder auf der Schiene aufwärts, während das Gleisringrad festgehalten wird. Wenn Erhöhung oder Vertiefung nicht übermäßig groß sind, so erreichen die Räder schließlich einen Punkt auf der Radschiene, wo der auf ihnen ruhende Druck des Wagens an einem Hebelarm wirkt und so den Gleisring über das Hindernis hinweghebt.

Der Wagen geht also über Steine und Löcher hinweg und zieht dann auch die Anhängewagen darüber. Da dafür gesorgt ist, daß der Motor auf beide Achsen wirkt, so ist die Adhäsion verteilt, ohne daß ihr zu liebe der Wagen besonders stark belastet werden muß. Der doppelte Antrieb hat den weiteren Vorteil, daß ein Festfahren des Fahrzeugs weniger leicht vorkommt als bei dem üblichen Antrieb auf eine einzige Achse. Hat sich ein Räderpaar festgefahren, so ist der Antrieb, den der Motor auf die andere Achse ausübt, meist hinreichend, den Wagen über das Hindernis hinweg- oder durch Rückwärtsfahren loszubringen. Es wird so erreicht, daß der Keller-Wagen querfeldein über Ackerfurchen, kleine Gruben usw. fahren kann. Ob es möglich ist, Anhängewagen folgen zu lassen, hängt von der Wahl des Motors ab. Ist dieser kräftig genug und haben die Gleisringe eine genügende Breite, so wird dies gelingen. Sonst müßte die Transportweise mittelst Windetrommel angewendet werden, die beim Troost-Wagen erwähnt wurde.

Die Lenksamkeit des Wagens ist eine gute. Vor- und Rückwärtsfahren ist in einfacher Weise möglich. Im September 1904 wurde der Gleisringwagen im englischen Übungslager bei Aldershot geprüft. Am 1. Tag fanden Fahrproben auf Straßen mit 9% Steigung statt, am 2. Tag wurde mit Anhängewagen von 5000 Kilogramm Gewicht auf Chausseen mit 9% Steigung bei 9 Kilometer Geschwindigkeit gefahren. Am 3. Tag fand ein Dauerfahren auf Straßen statt. 67 Kilometer wurden in 7½ Stunden zurückgelegt. Am 4. Tag fand Vorfahren auf Sandwegen mit Steigungen und Gefällen mit und ohne Anhängewagen statt. An schwierigen Stellen fuhr die Maschine allein auf festem Boden vor und zog den festgefahrenen Anhängewagen aus dem Sand heraus. Es schloß sich dann ein Fahren auf losem Sandfeld ohne Wege an. Dabei wurde auf Böschungen von 6% Steigung ohne Anhängewagen hinaufgefahren. Dann kam die schwerste Probe. In einer Art Wüste befand sich ein großer Hügel aus losem Sand

mit 14% Steigung. Hier war eine Straßenlokomotive mit Winde bereit gestellt, da ein Festfahren sicher erwartet wurde. Dieser Hügel wurde ohne Anhängewagen erstiegen. Derselbe mußte dann noch in schräger Richtung befahren werden. Es wurden auch Wendungen im Sand verlangt. Hierbei kam eine Entgleisung vor. Das Fahrrad war aber im Augenblick ohne Anwendung einer Hebevorrichtung wieder zum Eingreifen in den Gleisring gebracht.

Der Gleisringwagen möchte sich besonders für Südwest-Afrika eignen. An der ausgeschriebenen Konkurrenz konnte er sich nicht beteiligen, da nur Träger verlangt waren und keine Vorspannwagen. Für die Bedürfnisse der Farmer mag dies genügen. Eine dort operierende Truppe braucht leistungsfähigere Fahrzeuge. Für sie ist nur der Vorspann zweckmäßig. Ob die Kraft für größere Transportleistungen ausreicht, ist Sache des Motors. Die mit Benzin, Spiritus, Petroleum 2c. betriebenen Explosionsmotoren haben für verschiedene Belastung, wie sie bei solchem Betrieb vorkommen, versagt.

Die mit festen Brennstoffen betriebene Dampflokomotive, welche die Engländer in Verbindung mit den Pedrail-Rädern bevorzugen, läßt sich in Südwest-Afrika wegen Mangel an Wasser nicht benützen. Es steht zu erwarten, daß die Verbrennungsmotoren à la Diesel, die sich im ortsfesten Betrieb bewährt haben, sich später für Vorspannmaschinen mit der Gleisringeinrichtung verwerten lassen. Sie verwenden billigere, auf der See gut zu transportierende Schweröle. Es fehlt die Komplikation durch Zündungseinrichtungen. Die Abstufung der Kraft ist in einfacher Weise durch Regelung der Zufuhr des Brennstoffs möglich.

Die Lösung der Frage des mechanischen Zuges, der auch außerhalb der Wege zu gebrauchen ist, bereitet besondere Schwierigkeiten, weil für die Fabrikanten die Anregung fehlt, Motor und Fahrzeug in Einklang mit den militärischen Forderungen zu bringen. Sie müssen den Forderungen Rechnung tragen, die die Zivilbevölkerung an die Transportfahrzeuge stellt. Auf Lautlosigkeit, Geruchlosigkeit, auf gefälliges Aussehen wird hier neben der Forderung hoher Fahrgeschwindigkeit in erster Linie gesehen. Es ergibt sich daraus, daß Fahrzeuge, welche der militärischen Hauptforderung großer Kraftleistung bei mäßiger Fahrgeschwindigkeit und Befähigung, außerhalb der Wege zu fahren, genügen, nur bei besonderer staatlicher Begünstigung Verbreitung finden können. Mit ein paar Tausend Mark Prämie bei einem Wettbewerb ist der Sache wenig gedient, wo hunderttausende für den Ausbau einer Erfindung ausgegeben werden müßten.

Motor und Fahrzeug wären gesondert zu beurteilen, da sich bisher noch beide *gesondert* entwickeln. Zur Zeit leistet der mechanische Zug in seiner Anwendung für den Transport schwerer Lasten dem Land nur indirekt Dienste, indem er sich dafür eignet, für die guten Straßen in der Heimat den durch die Kriegsvorbereitungen bedingten Abgang an Pferden zu ersetzen. Man darf sich aber nicht verhehlen, daß dem mechanischen Zug noch eine bedeutendere Rolle zufallen muß, wenn er es möglich macht, auch *außerhalb* der Straßen Lasten fortzuschaffen. Es wird dann die Lehre des russisch-japanischen Kriegs, wonach großkalibrige Geschütze dem Angreifer im Feldkrieg eine Überlegenheit zu verschaffen imstande sind, Berücksichtigung finden können. Auf die Beförderung solcher Lasten auf dem Wasserweg, welcher in dem kombinierten Land- und Seekrieg möglich war, darf doch nur in den seltensten Fällen gerechnet werden.

Monatsschau über auswärtige Politik.

Von

Theodor Schiemann.

20. Mai 1905.

Seit wir am 15. März unsere politischen Betrachtungen schlossen, haben sich die schwebenden Probleme teils geklärt, teils einer Krisis genähert, die eine Entscheidung in naher Zukunft bringen muß. Eine Entscheidung, aber keine endgültige Lösung, denn wie Bismarck nach Unterzeichnung der Friedenspräliminarien im Februar 1871 sagte, „es gibt im politischen Leben keinen Ruhepunkt, der ein befriedigtes Rückschauen zuläßt: ich weiß nicht, was aus dem heute geplanten morgen wird!“ Nur mit annähernder Sicherheit läßt sich die Richtung erkennen, in welcher die politische Bewegung weiter gehen wird, und auch da können plötzliche Wendungen jede Berechnung zu Schanden machen. Der Gang, den der russisch-japanische Krieg in den letzten zwei Monaten genommen hat, drängt zu diesen Erwägungen. Anfang März schien die furchtbare Niederlage der Russen bei Mukden, die kampflose Besetzung Tjelings durch die Japaner, und die Untätigkeit des Rosheſtwenskischen Geschwaders in den Gewässern von Madagaskar eine entscheidende Wendung zu Gunsten Japans zu prognostizieren. Die Russen nahmen dem General Kuropatkin das Oberkommando und entließen den Kriegsminister Sſacharow; General Linewitsch, dem eine größere Kraft der Initiative zugetraut wurde, erhielt die Leitung. Es schien, daß man mit dem bisherigen System der Defensive hinter starken Deckungen brechen und zu einer kühnen Offensive übergehen wolle. Aber tatsächlich hat sich bis zur Stunde nur wenig geändert. Linewitsch mußte seine ganze Kraft an die Reorganisation der ihm anvertrauten geschlagenen und ermatteten Armee setzen, und wenn es ihm, wie die russischen Quellen übereinstimmend versichern, auch gelungen ist, Disziplin und Zuversicht seiner Armeen wiederherzustellen, so ist er bisher doch nicht im Stande gewesen, zur Offensive überzugehen. Die bewunderungswürdige Elastizität, mit der diese russischen Soldatennaturen sich nach einem Desaster wieder physisch und moralisch aufzurichten verstehen, hat sich niemals glänzender bewährt als im gegenwärtigen Kriege. Allerdings ist dabei eine nicht unbedenkliche Einschränkung zu machen. Der Soldat stärkt sich am Bewußtsein, daß er persönlich seine Pflicht und mehr als das, oft fast übermenschliches in zähem Ausharren, kühnem Vorstoß und im Erdulden von Mühseligkeiten getan habe, aber er wirft eben deshalb die Schuld der Niederlagen auf die Führer, die „Obrigkeit“ oder die „Vorgesetzten“, wie er sagt. Er hat die Notwendigkeit all jener Rückzüge nicht verstanden, weil es an keiner Stelle an Erfolgen im kleinen gefehlt hat, und an diese klammert er sich. Auch mehren sich die Nachrichten, die darauf hinweisen,

daß in der Tat das Offizierkorps häufig versagt hat. Andererseits läßt sich nicht verkennen, daß Kuropatkin, wenn er die großen Umgehungsbewegungen der Japaner erkannte, was, wie namentlich bei Mukden, mitunter sehr spät geschah, mit großer Umsicht zu retten verstand, was überhaupt noch zu retten war. Nur lassen sich so keine Feldzüge gewinnen. Es beginnt aber bereits zweifelhaft zu werden, ob General Linewitsch anders wird handeln können, als sein Vorgänger. Die Japaner haben die zwei Monate, die seither hingegangen sind, ausgenutzt, um sich so zu verstärken, daß sie aller Wahrscheinlichkeit nach heute stärker sind als je, und wenn nicht alle Anzeichen täuschen, wird den Russen schließlich nichts anderes übrig bleiben, als eine Schlacht unter ungünstigen Verhältnissen auf sich zu nehmen oder vorher einen Rückzug anzutreten. Zu letzterem haben sie sich noch nie entschließen können, und nach allem, was man von Linewitsch hört, ist von ihm am wenigsten ein solcher Entschluß zu erwarten. So bliebe nur die Schlacht, und wer wollte bestreiten, daß sie auch in einen russischen Sieg ausmünden kann. Aber wahrscheinlich ist er nicht mehr.

Dagegen haben die Aussichten Rosheſtwenski sich erheblich gebessert. Es hat viele gegeben, denen es unwahrscheinlich erschien, daß das russische Geschwader überhaupt bis in die chinesisch-japanischen Gewässer werde gelangen können. Heute hat es den indischen Ozean unbehindert durchquert, die Straße von Malakka passiert, in den französisch-hinterindischen Häfen die Schäden und Behinderungen ausgebessert, welche eine lange Seefahrt unausbleiblich mit sich bringt, die Vereinigung mit dem Nebogatow'schen Geschwader hat sich vollzogen, und die so verstärkte russische Flotte dampft — wir wissen nicht, mit welchem Kurs — auf Wladiwostok zu, dessen eisfrei gewordener Hafen einen besseren Schutz bietet als Port Arthur ihn zu gewähren vermochte. Zudem wissen wir jetzt, daß Admiral Rosheſtwenski auf seiner langen Seefahrt, namentlich aber in den madagassischen Gewässern, seine Mannschaft diszipliniert und technisch ausgebildet hat. Schießübungen in größtem Umfange haben stattgefunden, und es läßt sich wohl annehmen, daß die Kriegstüchtigkeit des Geschwaders ganz außerordentlich durch ihn gesteigert worden ist. Man nahm an, daß von den zirka 700 Mann Besatzung der großen Panzer und Kreuzer 600 Neulinge waren, sie müssen heute bereits ihren Mann stehen können, denn es ist erstaunlich, wie schnell der russische Soldat sich neuen Aufgaben anzupassen versteht. Es ist eben ein ganz vorzügliches Material. Aber ein schwerer Schlag hat schon jetzt die russische Flotte getroffen. Wie sich nicht mehr bezweifeln läßt, ist Admiral Rosheſtwenski — oder wie ihn die Engländer kurzweg nennen, Admiral „Rosh" — schwer erkrankt. Seine Nerven sollen es nicht mehr tragen, und das wäre wohl der schlagendste Beweis für die ungeheuren Schwierigkeiten, die er zu überwinden hatte; wie jetzt halb offiziell gemeldet wird, ist Admiral Birilew bestimmt, an seine Stelle zu treten. Das wird aber erst möglich sein, wenn die Flotte in Wladiwostok eingetroffen ist, sodaß die eigentliche Last der Gefahr wie der Verantwortung bis dahin dem kranken Rosheſtwenski bleibt. Aber er ist ein Charakter, und deshalb glauben wir, daß trotz aller Nerven auch sein Körper es tragen wird, so lange Pflicht und äußere Umstände es von ihm fordern.

Ihm gegenüber aber steht irgendwo — denn niemand weiß den Ort — der japanische Admiral in einer Ausrüstung von unbekannter Stärke, da man weder

die Verluste, noch die inzwischen wahrscheinlich erfolgten Verstärkungen der japanischen Flotte kennt. Und ebensowenig läßt sich mit Sicherheit die persönliche Leistungsfähigkeit Togos abschätzen. Die europäischen Kritiken der japanischen Operationen zur See lauten trotz der großen Erfolge, die sie errungen haben, wenig günstig. Die russischen Niederlagen werden der Unfähigkeit der Admirale, zum Teil auch unglücklichen Zufällen zugeschrieben, wie speziell der Untergang des Petropawlowsk und des Admirals Makarow, an den man glaubte und auf dessen Energie und Erfahrung so hohe Hoffnungen gesetzt wurden. So ist es in der Tat fast unmöglich, eine Gleichung anzusetzen, aus der sich das wahrscheinliche Verhältnis beider Teile erkennen ließe. Aber es ist für beide ein hohes Spiel und gewiß der japanische Einsatz noch größer als der russische.

An die Benutzung der französischen Häfen durch das russische Geschwader haben sich die Streitigkeiten über die französischen Neutralitätsregeln geknüpft, die zu lebhaften Reklamationen von japanischer Seite geführt haben. Prinzipiell liegt die Frage so, daß Frankreich auf dem Boden der alten Neutralitätspraxis stehen geblieben ist, der zufolge keinem der kriegführenden Teile besondere Vorteile auf französischem Boden gestattet werden, dafür aber auch keinem die Freiheiten entzogen werden, die Frankreich in Friedenszeiten jedem Staate gewährt. Erst seit 1861 ist unter englischer Führung eine andere Theorie und eine andere Praxis aufgekommen, die darin besteht, daß der neutrale Staat beiden, resp. allen kriegführenden Parteien die meisten der in Friedenszeiten üblichen Freiheiten entzieht. Die dabei meist ins Auge fallenden Fragen betreffen die Aufnahme von Kohle in neutralen Häfen und Gewässern und zweitens die Dauer des Aufenthalts, die Schiffen der kriegführenden Mächte gewährt wird. In beiden Fällen vertritt England die rigoristische, Frankreich die liberale Auffassung, England den Vorteil der die Welt umfassenden Kolonialmacht, die, ohne je die Gastfreundschaft einer anderen Macht in Anspruch nehmen zu müssen, durch Verweigerung ihrer Gastfreundschaft anderen Mächten das Kriegführen außerhalb der europäischen Gewässer verbieten kann, Frankreich das Interesse des kontinentalen Europa, das, wenn es nicht an den Besitzungen und Häfen eines Freundes Unterstützung findet, außer Stande wäre, in gewisser Entfernung von der Heimat sein gutes Recht zur Geltung zu bringen, da der entfernte Gegner stets darauf rechnen könnte, daß ihn der (nicht von England unterstützte, d. h. durch die englischen Neutralitätsbedingungen gebundene) Feind nicht werde erreichen können.

In dem japanisch-russischen Konflikt forderte das Interesse Japans die englische Neutralitätsauffassung, während Rußland naturgemäß auf die liberale französische Auffassung der Neutralität seine Rechnung gründen mußte. Es kann als feststehend gelten, daß ohne die Unterstützung Frankreichs das Geschwader Rosheſtwenskis niemals bis in die japanischen Gewässer hätte gelangen können. Daher die recht nachdrücklichen japanischen Proteste, die wohl zu weit schlimmeren Kundgebungen der Unzufriedenheit geführt hätten, wenn Japan nicht durch sein Bündnis mit England die Hände gebunden wären. England ist seit seiner Entente mit Frankreich entschlossen, unter keinen Umständen eine Kombination zu dulden, die es in Gegnerschaft zu Frankreich setzen könnte, und danach hat sich Japan, wenn wohl auch nicht ohne Ingrimm, zu richten.

Auch an einem anderen Punkte hat die neue englisch-französische Entente sich merklich fühlbar gemacht. In Marokko, wo seit der Deklaration, welche England und Frankreich am 8. April 1904 ausgetauscht hatten, nicht nur ein Übergewicht der französischen Interessen über die aller übrigen Mächte gesichert schien, sondern offenbar die Umwandlung des Landes zu einem neuen Tunis von Frankreich geplant war. Aber dieses englisch-französische Abkommen hatte einen schwachen Punkt. Sowohl die Vereinbarung über Egypten, wie die über Marokko waren ungültig, wenn nicht eine internationale Garantie ihnen eine Geltung gab, welche sie für sich allein nicht hatten. In Betreff Egyptens ist denn auch im Punkt 1 der Deklaration ausdrücklich darauf hingewiesen, daß die Zustimmung aller Mächte, die die Londoner Konvention von 1885 unterzeichnet hatten, erforderlich sei, und der Geschichtsschreiber dieser Spezialfrage französischer Interessen, der frühere Minister Freycinet, sagt ausdrücklich: nur das europäische Konzert könne die egyptische Frage rechtsgültig entscheiden. „Frankreich und England in ihrer Verbindung sind inkompetent und ohne Recht." Genau dasselbe gilt aber von Marokko, dessen Stellung durch die internationale Konferenz von Madrid 1880 geregelt wurde. Wenn die Deklaration vom 8. April 1904 der Madrider Konferenz nicht Erwähnung tut, ist das ein Versäumnis, das offenbar auf die Vorstellung zurückging, daß die englisch-französische Kombination, kombiniert mit den Annexen, die an dem einem wie anderen Kontrahenten hingen, so stark sei, daß niemand an dem scheinbaren fait accompli zu rütteln wagen werde. In dieser Zuversicht ist der französische Vertreter in Fez so weit gegangen, direkt im Namen Europas seine Forderungen an den Sultan zu richten.

Diese ganze Situation ist nun eine andere geworden, seit am 31. März dieses Jahres Kaiser Wilhelm seinen Einritt in Tanger gehalten hat. Die Unwahrheiten, durch welche Frankreich sich nach dem Verzicht Englands zum Wortführer Europas dem Sultan gegenüber aufspielte, zerfielen in nichts, seit der deutsche Kaiser vor aller Welt erklärt und durch die Tat bewiesen hatte, daß für ihn die Unabhängigkeit und Souveränität des Sultans in ihrem vollen Umfang fortbestehe, trotz jenes Traktats vom 8. April, und daß er nicht die Absicht habe, sich als eine quantité négligeable beiseite schieben zu lassen.

Seither ist denn die Lage eine andere geworden, und wir dürfen mit Sicherheit darauf rechnen, daß sowohl das moralische wie das materielle Interesse, das Deutschland an Marokko nimmt, volle Beachtung finden wird. Und im letzten Grunde hat auch Frankreich allen Anlaß, uns dafür dankbar zu sein. Die Stimmung der Marokkaner, die sich umstellt und von aller Welt verlassen glaubten, hatte sich bis zu einem Grade erhitzt, da eine Explosion des religiösen und nationalen Fanatismus fast wie eine unabwendbare psychologische Notwendigkeit erschien. Jetzt beginnen die Gemüter sich zu beruhigen, und es ist gewiß nicht zuviel gesagt, wenn wir behaupten, daß dadurch zahlreichen Europäern, vor allem aber Tausenden von Franzosen bis hinüber nach Tunis, das Leben gerettet worden ist. Denn im Orient wirkt eine religiöse Erhebung ansteckend wie eine Epidemie, und der Fremdenhaß, wenn er einmal sich in blutigen Taten geäußert hat, wächst an wie eine Lawine. Wer mag sagen, wo sie zum Stehen kommt?

Leider muß man fast wörtlich dasselbe auch von den Gegensätzen sagen, die sich wie Krankheiten in der Psyche der Völker festsetzen und sie zu Haß und

Neid gegen einander anregen. Gerade die letzten Monate haben in dieser Hinsicht wiederum zu den allerbedauerlichsten Äußerungen des englischen politischen Hasses gegen uns geführt. Die sehr freundlich entgegenkommenden Stimmen, die bei uns bei der Erörterung der deutsch-englischen Gegensätze laut wurden, haben nur ein übelklingendes Echo hervorgerufen, so daß sich beinahe die Annahme aufdrängt, daß jene deutsche Zuvorkommenheit und der fast herzliche Ton, in dem wir eine Versöhnung anboten, von seiten der Engländer als ein Zeichen der Schwäche unserseits angesehen wurde, und daß allerdings die ruchlose Vorstellung an Boden gewinnt, daß es nützlich sein könnte, auch ohne jeden äußeren Anlaß über Deutschland herzufallen, ehe es zu reich oder zu stark wird. Solche Gedanken sind wirklich und wahrhaftig von Männern, die auf der Höhe der englischen Bildung und in höchster gesellschaftlicher Stellung stehen, ausgesprochen worden; sie haben den ganzen Chor von der „National Review" bis zur „Times" wachgerufen, so daß wir es eine Zeitlang mit einem wahren Indianergeheul in der Presse zu tun gehabt haben. Wir können dem gegenüber die Engländer nur darauf aufmerksam machen, daß sie eines wohl überschätzen, und das ist ihre tatsächliche Macht: sie hat die Probe noch nicht bestanden und ist an vielen Stellen verwundbar; was sie unterschätzen, dürfte aber trotz allem die Leistungsfähigkeit Deutschlands und die geringe Beliebtheit sein, deren sich England auch außerhalb Deutschlands erfreut. Wir glauben sogar, daß wir dasjenige Land der Welt sind, in welchem England noch den meisten Boden in der öffentlichen Meinung findet. Aber freilich, die Proklamierung jener Piratenpolitik, in deren zynischer Rechtfertigung sich Koryphäen der englischen Marine gefallen haben, ist wohl dazu angetan, auch tiefgewurzelte Sympathieen zu untergraben. Mr. Balfour, der jüngst vor dem Unterhaus die Frage der Landesverteidigung Großbritanniens ventilierte, kam zum Schluß, daß England in Europa vor einer Invasion sicher sei, daß aber, um Indien dauernd zu sichern, Afghanistan besser als bisher von russischen Einflüssen fernzuhalten sei. Beide Behauptungen sind in der Presse auf Widerspruch gestoßen. Die englischen Blätter erklären Mr. Balfour für einen unverbesserlichen Optimisten und operieren gegen ihn mit der Autorität von Nelson und Wellington. Uns scheint, das glücklichste wäre, wenn die Engländer ihre Küsten so befestigten, daß sie die stete Angst vor fremden Einfällen los werden; denn in der Tat, gesteigertes Angstgefühl kann zu gefährlichen Abenteuern führen, ob auch zu großen Taten, ist eine Frage, die wir offen lassen, bis sie uns einmal von England beantwortet wird. Bis dahin wird der Zweifel zu entschuldigen sein. Was aber die afghanische Frage betrifft, so ist der Passus der Balfourschen Rede, der sich mit ihr beschäftigt, in Rußland sehr bemerkt worden. Man erinnert daran, daß, während jetzt England eine von Russen gebaute Bahn nach Afghanistan hinein für einen casus belli erklärt, vor wenigen Jahren das Projekt lebhaft befürwortet wurde, daß Rußland von Herat, England von Quettah aus einander entgegenarbeiten müßten, um so den großen Eisenbahnweg nach Indien herzustellen.

Aber freilich, dazwischen liegt der russisch-japanische Krieg, dessen politisches Resultat in das innere Rußland hinein sich dahin zusammenfassen läßt, daß heute England als der eigentliche Nationalfeind gilt. Es ist außerordentlich merkwürdig, daß demgegenüber die Feindseligkeit gegen Japan kaum in Betracht

kommt. Man wäre bereit, jeden Tag mit Japan Frieden zu schließen, wenn der Zar, der als eigentlicher Träger des Gedankens vom Ausharren bis ans Ende gelten muß, es zuließe, aber den Engländern wird man diesen Krieg in Rußland nicht verzeihen. Im Gedächtnis und in der Vorstellung, namentlich der kleinen Leute, sitzt die Überzeugung fest, daß die „Engländerin" — wie sie sagen — der eigentliche Feind sei, und eben deshalb wird ein russisches Unternehmen gegen den Kern der englischen Weltstellung — Indien, allezeit populär sein. Man berechnet, daß in Turkestan noch niemals so zahlreiche Truppen in voller Ausrüstung marschbereit zusammen gewesen seien, und schlägt wohl nicht mit Unrecht die Widerstandskraft jener Zentral-Asiaten geringer an, als die der Japaner, endlich hält man es noch keineswegs für sicher, daß Afghanistan unter allen Umständen mit England die gleichen Wege gehen werde. Es haben ja in dieser Hinsicht gerade in Kabul die erstaunlichsten Wandlungen von heute auf morgen sich vollzogen, und die englische Geschichte weiß davon zu erzählen.

Das alles erwägend und im Hinblick auf die stets schwierigen Verhältnisse in Südafrika, wo man den Buren eine Verfassung oktroyiert hat, die sie keineswegs befriedigt, so daß sich vorhersagen läßt, daß der Nachfolger Milners, Lord Selborne, mit großen Schwierigkeiten zu rechnen haben wird, gelangt man zum Schluß, daß das jetzige englische Kabinett, obgleich es einen deutschen Krieg nicht brauchen kann und deshalb auch nicht will, dennoch keinen Wert darauf legt, bessere Beziehungen von Nation zu Nation zu fördern. Ein konservatives Kabinett hat stets größere Aussichten sich zu behaupten, wenn die allgemeine Lage als unsicher gilt; mit dieser Erwägung wird offenbar gerechnet.

Ein Moment russisch-englischen Gegensatzes, das namentlich in den allerhöchsten Gesellschaftsklassen von großem Gewicht ist, wird durch das Asylrecht hervorgerufen, das England den russischen Anarchisten und Sozialrevolutionären gewährt. Es ist notorisch, daß von diesen Leuten, zu denen sich jetzt auch Gapon geschlagen hat, alle die politischen Morde geleitet werden, die heute in Rußland auf der Tagesordnung stehen. Man beginnt, wohl nicht mit Unrecht, auch für das Leben des Zaren zu fürchten. Eine 15jährige Regentschaft in jetziger Zeit aber würde den Gipfel des Unglücks bedeuten. Da wird wohl die Frage aufgeworfen, ob denn die intellektuellen Urheber der geschehenen oder angesagten Mordtaten in der Tat jene Unantastbarkeit genießen sollen, welche man vergeblich dem Herrscherhause zu sichern bemüht gewesen ist?

Man kann in Petersburg über diese Fragen außerordentlich bittere Urteile hören, ebenso über die vom Grand Orient in Paris geleitete republikanische Propaganda in Rußland. Aber der Grand Orient ist auch nach dem Fall von Combes die bestorganisierte Macht in Frankreich geblieben, wie wohl die Tatsache beweist, daß trotz des ungeheuren Lärms, welchen die „fiches" hervorriefen, und trotz der zahlreichen Militärs, die geschädigt worden sind, es heute wieder so still geworden ist, als ob der Grand Orient und die politische Freimaurerei Frankreichs überhaupt nur in der Einbildung exaltierter Köpfe existiert hätten.

Inzwischen aber geht die parlamentarische Arbeit über das Problem der Trennung von Kirche und Staat weiter. Daß der Ausgang den Vollzug der Trennung bringen wird, kann als sicher gelten. Sie wird unter Rouviers Leitung mit weniger Rechtsbrüchen und größerer Billigkeit durchgeführt werden, als unter

dem harten Doktrinär Combes wahrscheinlich war. Der Effekt aber wird wohl sein, daß der Katholizismus strenger Observanz aller Wahrscheinlichkeit nach all den Boden zurückerobern wird, den er vor dem Sturz des 3. Napoleon besaß. Wir werden in Frankreich einer Entwicklung entgegenzusehen haben, wie sie in Belgien sich vollzogen hat. Ja, es ist sogar möglich, daß der faktische Einfluß des Ultramontanismus in Frankreich noch weit größer sein wird als in Belgien. Die Kontraste treten sich dort minder scharf gegenüber als in Frankreich, und gerade am Widerspruch hat die unduldsame Richtung des Katholizismus stets ihre beste Kraft gewonnen.

Wie weit die Einführung der zweijährigen Dienstzeit in Frankreich einen Fortschritt bedeutet, bleibt abzuwarten. Die Aufgabe ist in Frankreich noch schwieriger als bei uns zu lösen, weil die Demokratisierung des Offizierkorps gewisse disziplinare Voraussetzungen beeinträchtigt, die bei uns noch bestehen. Aber es wird ganz allgemein anerkannt, daß in der französischen Armee ungemein tüchtig gearbeitet wird.

In Österreich-Ungarn ist trotz aller Krisen und aller Lösungen, die versucht wurden, die Lage die alte geblieben, d. h. es ist unmöglich gewesen, die divergierenden Parteien des Parlaments zu einer Majoritätsgruppe zusammenzufassen, mit der sich regieren ließe. Was den Staat zusammenhält, ist die Bureaukratie, die nach wie vor arbeitet, und die Person des Kaisers Franz Joseph, der gegenüber doch alles sich beugt — freilich ohne deshalb seinem Willen Folge zu leisten. Es ist bei solchen inneren Verhältnissen als besonders erfreulich zu bezeichnen, daß, wie die jüngsten Erklärungen des italienischen Ministers des Auswärtigen bewiesen, die politischen Zusammenhänge, die den Dreibund verbinden, trotz sehr energischer Gegenwirkungen von französischer und englischer Seite, sich voll behauptet haben.

Die Schwierigkeiten auf der Balkanhalbinsel sind eher größer als geringer geworden. Das unglückliche Makedonien wird von Griechen, Serben und Bulgaren in gleicher Weise verheert, neuerdings sind dann noch die Kutzowalachen als ein weiteres Element des Unfriedens mit dem Anspruch auf Anerkennung als besondere Nationalität aufgetreten; alledem aber steht die Pforte ziemlich ratlos gegenüber, die europäischen Kommissare tun das möglichste, um in dieser Verwirrung ein wenig Ordnung und Recht aufrecht zu erhalten. Die Pforte selbst ist jetzt durch den von England geförderten Aufstand in Arabien sehr ernstlich in Anspruch genommen und wird durch den Aufstand in Kreta mehr geärgert als geängstigt, aber es gehört in der Tat eine außerordentliche Bescheidenheit dazu, mit der Summe dieser Tatsachen zufrieden zu sein.

Monatsschau über innere deutsche Politik.

Von

W. v. Massow.

19. Mai 1905.

Die parlamentarische Osterpause brachte auf dem Gebiet der inneren Politik eine allgemeine Windstille mit sich. Die Mehrzahl der Minister benutzte diese Zeit zu einem Erholungsurlaub, und alle die Fragen, die gegenwärtig ihrer Entscheidung harren, schienen einstweilen von der Tagesordnung abgesetzt zu sein. Nur eine Sache wollte noch immer nicht zur Ruhe kommen und erregte die Gemüter stellenweise bis zu einem bedenklichen Hitzegrade. Das ist die noch fortdauernde Bewegung, die die „akademische Freiheit" auf ihr Panier geschrieben hat. Für einen großen Teil der öffentlichen Meinung steht es fest, daß die akademische Freiheit in Preußen in Gefahr oder sogar bereits eingeschränkt worden ist. Ich glaube aber, es wird trotzdem noch viele Leute geben, die auf die Beantwortung der Frage, worin denn nun eigentlich diese gefahrdrohenden Anschläge der preußischen Regierung bestehen, nicht verzichten wollen. Dazu muß aber auch die Vorfrage, was unter „akademischer Freiheit" zu verstehen ist, möglichst bestimmt beantwortet werden.

Man hat gesagt, die akademische Freiheit bestehe nur darin, daß die Studierenden von den ihnen gebotenen Mitteln wissenschaftlicher Erkenntnis nach ihrem eigenen freien Ermessen Gebrauch machen können. Voraussetzung ist ferner dabei, daß die wissenschaftliche Forschung selbst sich unbeschränkter Freiheit erfreut. Man wird aber gern noch ein Weiteres hervorheben. Die Zeit des Universitätsstudiums ist für den jungen Mann zugleich diejenige, in der er sich auf der Grundlage der allgemeinen Bildung, die ihm die Schule innerhalb fester Schranken gewährt hat, und parallel mit den wissenschaftlichen Bestrebungen, denen er sich in seinem Studium hingibt, auf die Aufgaben des reifen Mannes und Staatsbürgers und die dazu gehörigen Anschauungen und Pflichten vorbereitet. Je mehr sich diese Entwicklung in Freiheit vollzieht und je mehr sie sich infolgedessen auf selbständig errungene Überzeugungen gründet, desto wertvoller wird ihr Ergebnis für die Allgemeinheit und das deutsche Volkstum sein. Deshalb wird eine weise Regierung in die Betätigung der akademischen Jugend auf dem Gebiete der großen Zeitfragen so wenig wie irgend möglich eingreifen, wenn dabei auch manches in den Kauf genommen werden muß, was die Männer der strengen bureaukratischen Ordnung ängstlich machen könnte. Und wem diese Ansicht trotzdem bedenklich erscheint, der mag einen Trost in der Überzeugung finden, daß gerade in der Selbständigkeit der deutschen Universitäten und in der Möglichkeit freier, von außen unbeeinflußter Beziehungen zwischen Lehrenden und Lernenden

Es ist fraglich, ob eine so komplizierte, auf dem Funktionieren einer großen Anzahl von Federn beruhende Maschine sich im Dauerbetrieb bewähren wird.

Das Problem des mechanischen Zugs außerhalb der Straße läßt sich auch auf einem anderen Weg lösen. In der Hauptsache kommt es darauf an, daß der mechanische Zug wie der tierische eine hebende Wirkung neben der parallel zum Untergrund fortschiebenden Bewegung auszuüben vermag. Nur so ist es möglich, über Hindernisse, Erhöhungen, Vertiefungen wegzukommen, die weder durch die Elastizität des Materials, also gewissermaßen springend, noch durch Wegfahren der Ständer überwunden werden können.

Eine einfachere Lösung als der Engländer Diplock hat ein deutscher Fabrikant C. Keller in Laggenbeck in Westfalen gefunden. Seine Vorspannmaschine, welche er Gleisringwagen nennt, ist schon seit einigen Jahren bei Osnabrück in Betrieb. Der Wagen ruht auf kleinen Rädern, die sich in großen Rädern bewegen, auf welchen sich im Innern eine kreisförmige Schiene befindet. Treffen diese Gleisringe, welche sich dem Auge als hohe und breite Räder darstellen, auf ein festes Bewegungshindernis, wie es als Unebenheit außerhalb der Wege oder auf schlecht gehaltenen Straßen häufig vorkommt, so rollen die inneren Räder auf der Schiene aufwärts, während das Gleisringrad festgehalten wird. Wenn Erhöhung oder Vertiefung nicht übermäßig groß sind, so erreichen die Räder schließlich einen Punkt auf der Radschiene, wo der auf ihnen ruhende Druck des Wagens an einem Hebelarm wirkt und so den Gleisring über das Hindernis hinweghebt.

Der Wagen geht also über Steine und Löcher hinweg und zieht dann auch die Anhängewagen darüber. Da dafür gesorgt ist, daß der Motor auf beide Achsen wirkt, so ist die Adhäsion verteilt, ohne daß ihr zu liebe der Wagen besonders stark belastet werden muß. Der doppelte Antrieb hat den weiteren Vorteil, daß ein Festfahren des Fahrzeugs weniger leicht vorkommt als bei dem üblichen Antrieb auf eine einzige Achse. Hat sich ein Räderpaar festgefahren, so ist der Antrieb, den der Motor auf die andere Achse ausübt, meist hinreichend, den Wagen über das Hindernis hinweg- oder durch Rückwärtsfahren loszubringen. Es wird so erreicht, daß der Keller-Wagen querfeldein über Ackerfurchen, kleine Gruben usw. fahren kann. Ob es möglich ist, Anhängewagen folgen zu lassen, hängt von der Wahl des Motors ab. Ist dieser kräftig genug und haben die Gleisringe eine genügende Breite, so wird dies gelingen. Sonst müßte die Transportweise mittelst Windetrommel angewendet werden, die beim Trooft-Wagen erwähnt wurde.

Die Lenksamkeit des Wagens ist eine gute. Vor- und Rückwärtsfahren ist in einfacher Weise möglich. Im September 1904 wurde der Gleisringwagen im englischen Übungslager bei Aldershot geprüft. Am 1. Tag fanden Fahrproben auf Straßen mit 9% Steigung statt, am 2. Tag wurde mit Anhängewagen von 5000 Kilogramm Gewicht auf Chausseen mit 9% Steigung bei 9 Kilometer Geschwindigkeit gefahren. Am 3. Tag fand ein Dauerfahren auf Straßen statt. 67 Kilometer wurden in $7\frac{1}{2}$ Stunden zurückgelegt. Am 4. Tag fand Vorfahren auf Sandwegen mit Steigungen und Gefällen mit und ohne Anhängewagen statt. An schwierigen Stellen fuhr die Maschine allein auf festem Boden vor und zog den festgefahrenen Anhängewagen aus dem Sand heraus. Es schloß sich dann ein Fahren auf losem Sandfeld ohne Wege an. Dabei wurde auf Böschungen von 6% Steigung ohne Anhängewagen hinaufgefahren. Dann kam die schwerste Probe. In einer Art Wüste befand sich ein großer Hügel aus losem Sand

mit 14% Steigung. Hier war eine Straßenlokomotive mit Winde bereit gestellt, da ein Festfahren sicher erwartet wurde. Dieser Hügel wurde ohne Anhängewagen erstiegen. Derselbe mußte dann noch in schräger Richtung befahren werden. Es wurden auch Wendungen im Sand verlangt. Hierbei kam eine Entgleisung vor. Das Fahrrad war aber im Augenblick ohne Anwendung einer Hebevorrichtung wieder zum Eingreifen in den Gleisring gebracht.

Der Gleisringwagen möchte sich besonders für Südwest-Afrika eignen. An der ausgeschriebenen Konkurrenz konnte er sich nicht beteiligen, da nur Träger verlangt waren und keine Vorspannwagen. Für die Bedürfnisse der Farmer mag dies genügen. Eine dort operierende Truppe braucht leistungsfähigere Fahrzeuge. Für sie ist nur der Vorspann zweckmäßig. Ob die Kraft für größere Transportleistungen ausreicht, ist Sache des Motors. Die mit Benzin, Spiritus, Petroleum 2c. betriebenen Explosionsmotoren haben für verschiedene Belastung, wie sie bei solchem Betrieb vorkommen, versagt.

Die mit festen Brennstoffen betriebene Dampflokomotive, welche die Engländer in Verbindung mit den Pedrail-Rädern bevorzugen, läßt sich in Südwest-Afrika wegen Mangel an Wasser nicht benützen. Es steht zu erwarten, daß die Verbrennungsmotoren à la Diesel, die sich im ortsfesten Betrieb bewährt haben, sich später für Vorspannmaschinen mit der Gleisringeinrichtung verwerten lassen. Sie verwenden billigere, auf der See gut zu transportierende Schweröle. Es fehlt die Komplikation durch Zündungseinrichtungen. Die Abstufung der Kraft ist in einfacher Weise durch Regelung der Zufuhr des Brennstoffs möglich.

Die Lösung der Frage des mechanischen Zuges, der auch außerhalb der Wege zu gebrauchen ist, bereitet besondere Schwierigkeiten, weil für die Fabrikanten die Anregung fehlt, Motor und Fahrzeug in Einklang mit den militärischen Forderungen zu bringen. Sie müssen den Forderungen Rechnung tragen, die die Zivilbevölkerung an die Transportfahrzeuge stellt. Auf Lautlosigkeit, Geruchlosigkeit, auf gefälliges Aussehen wird hier neben der Forderung hoher Fahrgeschwindigkeit in erster Linie gesehen. Es ergibt sich daraus, daß Fahrzeuge, welche der militärischen Hauptforderung großer Kraftleistung bei mäßiger Fahrgeschwindigkeit und Befähigung, außerhalb der Wege zu fahren, genügen, nur bei besonderer staatlicher Begünstigung Verbreitung finden können. Mit ein paar Tausend Mark Prämie bei einem Wettbewerb ist der Sache wenig gedient, wo hunderttausende für den Ausbau einer Erfindung ausgegeben werden müßten.

Motor und Fahrzeug wären gesondert zu beurteilen, da sich bisher noch beide *gesondert* entwickeln. Zur Zeit leistet der mechanische Zug in seiner Anwendung für den Transport schwerer Lasten dem Land nur indirekt Dienste, indem er sich dafür eignet, für die guten Straßen in der Heimat den durch die Kriegsvorbereitungen bedingten Abgang an Pferden zu ersetzen. Man darf sich aber nicht verhehlen, daß dem mechanischen Zug noch eine bedeutendere Rolle zufallen muß, wenn er es möglich macht, auch *außerhalb* der Straßen Lasten fortzuschaffen. Es wird dann die Lehre des russisch-japanischen Kriegs, wonach großkalibrige Geschütze dem Angreifer im Feldkrieg eine Überlegenheit zu verschaffen imstande sind, Berücksichtigung finden können. Auf die Beförderung solcher Lasten auf dem Wasserweg, welcher in dem kombinierten Land- und Seekrieg möglich war, darf doch nur in den seltensten Fällen gerechnet werden.

Monatsschau über auswärtige Politik.

Von

Theodor Schiemann.

20. Mai 1905.

Seit wir am 15. März unsere politischen Betrachtungen schlossen, haben sich die schwebenden Probleme teils geklärt, teils einer Krisis genähert, die eine Entscheidung in naher Zukunft bringen muß. Eine Entscheidung, aber keine endgültige Lösung, denn wie Bismarck nach Unterzeichnung der Friedenspräliminarien im Februar 1871 sagte, „es gibt im politischen Leben keinen Ruhepunkt, der ein befriedigtes Rückschauen zuläßt: ich weiß nicht, was aus dem heute geplanten morgen wird!“ Nur mit annähernder Sicherheit läßt sich die Richtung erkennen, in welcher die politische Bewegung weiter gehen wird, und auch da können plötzliche Wendungen jede Berechnung zu Schanden machen. Der Gang, den der russisch-japanische Krieg in den letzten zwei Monaten genommen hat, drängt zu diesen Erwägungen. Anfang März schien die furchtbare Niederlage der Russen bei Mukden, die kampflose Besetzung Tjelings durch die Japaner, und die Untätigkeit des Rosheſtwenskischen Geschwaders in den Gewässern von Madagaskar eine entscheidende Wendung zu Gunsten Japans zu prognostizieren. Die Russen nahmen dem General Kuropatkin das Oberkommando und entließen den Kriegsminister Ssacharow; General Linewitsch, dem eine größere Kraft der Initiative zugetraut wurde, erhielt die Leitung. Es schien, daß man mit dem bisherigen System der Defensive hinter starken Deckungen brechen und zu einer kühnen Offensive übergehen wolle. Aber tatsächlich hat sich bis zur Stunde nur wenig geändert. Linewitsch mußte seine ganze Kraft an die Reorganisation der ihm anvertrauten geschlagenen und ermatteten Armee setzen, und wenn es ihm, wie die russischen Quellen übereinstimmend versichern, auch gelungen ist, Disziplin und Zuversicht seiner Armeen wiederherzustellen, so ist er bisher doch nicht im Stande gewesen, zur Offensive überzugehen. Die bewunderungswürdige Elastizität, mit der diese russischen Soldatennaturen sich nach einem Desaster wieder physisch und moralisch aufzurichten verstehen, hat sich niemals glänzender bewährt als im gegenwärtigen Kriege. Allerdings ist dabei eine nicht unbedenkliche Einschränkung zu machen. Der Soldat stärkt sich am Bewußtsein, daß er persönlich seine Pflicht und mehr als das, oft fast übermenschliches in zähem Ausharren, kühnem Vorstoß und im Erdulden von Mühseligkeiten getan habe, aber er wirft eben deshalb die Schuld der Niederlagen auf die Führer, die „Obrigkeit“ oder die „Vorgesetzten“, wie er sagt. Er hat die Notwendigkeit all jener Rückzüge nicht verstanden, weil es an keiner Stelle an Erfolgen im kleinen gefehlt hat, und an diese klammert er sich. Auch mehren sich die Nachrichten, die darauf hinweisen,

daß in der Tat das Offizierkorps häufig versagt hat. Andererseits läßt sich nicht verkennen, daß Kuropatkin, wenn er die großen Umgehungsbewegungen der Japaner erkannte, was, wie namentlich bei Mukden, mitunter sehr spät geschah, mit großer Umsicht zu retten verstand, was überhaupt noch zu retten war. Nur lassen sich so keine Feldzüge gewinnen. Es beginnt aber bereits zweifelhaft zu werden, ob General Linewitsch anders wird handeln können, als sein Vorgänger. Die Japaner haben die zwei Monate, die seither hingegangen sind, ausgenutzt, um sich so zu verstärken, daß sie aller Wahrscheinlichkeit nach heute stärker sind als je, und wenn nicht alle Anzeichen täuschen, wird den Russen schließlich nichts anderes übrig bleiben, als eine Schlacht unter ungünstigen Verhältnissen auf sich zu nehmen oder vorher einen Rückzug anzutreten. Zu letzterem haben sie sich noch nie entschließen können, und nach allem, was man von Linewitsch hört, ist von ihm am wenigsten ein solcher Entschluß zu erwarten. So bliebe nur die Schlacht, und wer wollte bestreiten, daß sie auch in einen russischen Sieg ausmünden kann. Aber wahrscheinlich ist er nicht mehr.

Dagegen haben die Aussichten Rosheſtwenski sich erheblich gebessert. Es hat viele gegeben, denen es unwahrscheinlich erschien, daß das russische Geschwader überhaupt bis in die chinesisch-japanischen Gewässer werde gelangen können. Heute hat es den indischen Ozean unbehindert durchquert, die Straße von Malakka passiert, in den französisch-hinterindischen Häfen die Schäden und Behinderungen ausgebessert, welche eine lange Seefahrt unausbleiblich mit sich bringt, die Vereinigung mit dem Nebogatow'schen Geschwader hat sich vollzogen, und die so verstärkte russische Flotte dampft — wir wissen nicht, mit welchem Kurs — auf Wladiwostok zu, dessen eisfrei gewordener Hafen einen besseren Schutz bietet als Port Arthur ihn zu gewähren vermochte. Zudem wissen wir jetzt, daß Admiral Rosheſtwenski auf seiner langen Seefahrt, namentlich aber in den madagassischen Gewässern, seine Mannschaft diszipliniert und technisch ausgebildet hat. Schießübungen in größtem Umfange haben stattgefunden, und es läßt sich wohl annehmen, daß die Kriegstüchtigkeit des Geschwaders ganz außerordentlich durch ihn gesteigert worden ist. Man nahm an, daß von den zirka 700 Mann Besatzung der großen Panzer und Kreuzer 600 Neulinge waren, sie müssen heute bereits ihren Mann stehen können, denn es ist erstaunlich, wie schnell der russische Soldat sich neuen Aufgaben anzupassen versteht. Es ist eben ein ganz vorzügliches Material. Aber ein schwerer Schlag hat schon jetzt die russische Flotte getroffen. Wie sich nicht mehr bezweifeln läßt, ist Admiral Rosheſtwenski — oder wie ihn die Engländer kurzweg nennen, Admiral „Rosh" — schwer erkrankt. Seine Nerven sollen es nicht mehr tragen, und das wäre wohl der schlagendste Beweis für die ungeheuren Schwierigkeiten, die er zu überwinden hatte; wie jetzt halb offiziell gemeldet wird, ist Admiral Birilew bestimmt, an seine Stelle zu treten. Das wird aber erst möglich sein, wenn die Flotte in Wladiwostok eingetroffen ist, sodaß die eigentliche Last der Gefahr wie der Verantwortung bis dahin dem kranken Rosheſtwenski bleibt. Aber er ist ein Charakter, und deshalb glauben wir, daß trotz aller Nerven auch sein Körper es tragen wird, so lange Pflicht und äußere Umstände es von ihm fordern.

Ihm gegenüber aber steht irgendwo — denn niemand weiß den Ort — der japanische Admiral in einer Ausrüstung von unbekannter Stärke, da man weder

die Verluste, noch die inzwischen wahrscheinlich erfolgten Verstärkungen der japanischen Flotte kennt. Und ebensowenig läßt sich mit Sicherheit die persönliche Leistungsfähigkeit Togos abschätzen. Die europäischen Kritiken der japanischen Operationen zur See lauten trotz der großen Erfolge, die sie errungen haben, wenig günstig. Die russischen Niederlagen werden der Unfähigkeit der Admirale, zum Teil auch unglücklichen Zufällen zugeschrieben, wie speziell der Untergang des Petropawlowsk und des Admirals Makarow, an den man glaubte und auf dessen Energie und Erfahrung so hohe Hoffnungen gesetzt wurden. So ist es in der Tat fast unmöglich, eine Gleichung anzusetzen, aus der sich das wahrscheinliche Verhältnis beider Teile erkennen ließe. Aber es ist für beide ein hohes Spiel und gewiß der japanische Einsatz noch größer als der russische.

An die Benutzung der französischen Häfen durch das russische Geschwader haben sich die Streitigkeiten über die französischen Neutralitätsregeln geknüpft, die zu lebhaften Reklamationen von japanischer Seite geführt haben. Prinzipiell liegt die Frage so, daß Frankreich auf dem Boden der alten Neutralitätspraxis stehen geblieben ist, der zufolge keinem der kriegführenden Teile besondere Vorteile auf französischem Boden gestattet werden, dafür aber auch keinem die Freiheiten entzogen werden, die Frankreich in Friedenszeiten jedem Staate gewährt. Erst seit 1861 ist unter englischer Führung eine andere Theorie und eine andere Praxis aufgekommen, die darin besteht, daß der neutrale Staat beiden, resp. allen kriegführenden Parteien die meisten der in Friedenszeiten üblichen Freiheiten entzieht. Die dabei meist ins Auge fallenden Fragen betreffen die Aufnahme von Kohle in neutralen Häfen und Gewässern und zweitens die Dauer des Aufenthalts, die Schiffen der kriegführenden Mächte gewährt wird. In beiden Fällen vertritt England die rigoristische, Frankreich die liberale Auffassung, England den Vorteil der die Welt umfassenden Kolonialmacht, die, ohne je die Gastfreundschaft einer anderen Macht in Anspruch nehmen zu müssen, durch Verweigerung ihrer Gastfreundschaft anderen Mächten das Kriegführen außerhalb der europäischen Gewässer verbieten kann, Frankreich das Interesse des kontinentalen Europa, das, wenn es nicht an den Besitzungen und Häfen eines Freundes Unterstützung findet, außer Stande wäre, in gewisser Entfernung von der Heimat sein gutes Recht zur Geltung zu bringen, da der entfernte Gegner stets darauf rechnen könnte, daß ihn der (nicht von England unterstützte, d. h. durch die englischen Neutralitätsbedingungen gebundene) Feind nicht werde erreichen können.

In dem japanisch-russischen Konflikt forderte das Interesse Japans die englische Neutralitätsauffassung, während Rußland naturgemäß auf die liberale französische Auffassung der Neutralität seine Rechnung gründen mußte. Es kann als feststehend gelten, daß ohne die Unterstützung Frankreichs das Geschwader Rosheſtwenskis niemals bis in die japanischen Gewässer hätte gelangen können. Daher die recht nachdrücklichen japanischen Proteste, die wohl zu weit schlimmeren Kundgebungen der Unzufriedenheit geführt hätten, wenn Japan nicht durch sein Bündnis mit England die Hände gebunden wären. England ist seit seiner Entente mit Frankreich entschlossen, unter keinen Umständen eine Kombination zu dulden, die es in Gegnerschaft zu Frankreich setzen könnte, und danach hat sich Japan, wenn wohl auch nicht ohne Ingrimm, zu richten.

Auch an einem anderen Punkte hat die neue englisch-französische Entente sich merklich fühlbar gemacht. In Marokko, wo seit der Deklaration, welche England und Frankreich am 8. April 1904 ausgetauscht hatten, nicht nur ein Übergewicht der französischen Interessen über die aller übrigen Mächte gesichert schien, sondern offenbar die Umwandlung des Landes zu einem neuen Tunis von Frankreich geplant war. Aber dieses englisch-französische Abkommen hatte einen schwachen Punkt. Sowohl die Vereinbarung über Egypten, wie die über Marokko waren ungültig, wenn nicht eine internationale Garantie ihnen eine Geltung gab, welche sie für sich allein nicht hatten. In Betreff Egyptens ist denn auch im Punkt 1 der Deklaration ausdrücklich darauf hingewiesen, daß die Zustimmung aller Mächte, die die Londoner Konvention von 1885 unterzeichnet hatten, erforderlich sei, und der Geschichtsschreiber dieser Spezialfrage französischer Interessen, der frühere Minister Freycinet, sagt ausdrücklich: nur das europäische Konzert könne die egyptische Frage rechtsgültig entscheiden. „Frankreich und England in ihrer Verbindung sind inkompetent und ohne Recht." Genau dasselbe gilt aber von Marokko, dessen Stellung durch die internationale Konferenz von Madrid 1880 geregelt wurde. Wenn die Deklaration vom 8. April 1904 der Madrider Konferenz nicht Erwähnung tut, ist das ein Versäumnis, das offenbar auf die Vorstellung zurückging, daß die englisch-französische Kombination, kombiniert mit den Annexen, die an dem einem wie anderen Kontrahenten hingen, so stark sei, daß niemand an dem scheinbaren fait accompli zu rütteln wagen werde. In dieser Zuversicht ist der französische Vertreter in Fez so weit gegangen, direkt im Namen Europas seine Forderungen an den Sultan zu richten.

Diese ganze Situation ist nun eine andere geworden, seit am 31. März dieses Jahres Kaiser Wilhelm seinen Einritt in Tanger gehalten hat. Die Unwahrheiten, durch welche Frankreich sich nach dem Verzicht Englands zum Wortführer Europas dem Sultan gegenüber aufspielte, zerfielen in nichts, seit der deutsche Kaiser vor aller Welt erklärt und durch die Tat bewiesen hatte, daß für ihn die Unabhängigkeit und Souveränität des Sultans in ihrem vollen Umfang fortbestehe, trotz jenes Traktats vom 8. April, und daß er nicht die Absicht habe, sich als eine quantité négligeable beiseite schieben zu lassen.

Seither ist denn die Lage eine andere geworden, und wir dürfen mit Sicherheit darauf rechnen, daß sowohl das moralische wie das materielle Interesse, das Deutschland an Marokko nimmt, volle Beachtung finden wird. Und im letzten Grunde hat auch Frankreich allen Anlaß, uns dafür dankbar zu sein. Die Stimmung der Marokkaner, die sich umstellt und von aller Welt verlassen glaubten, hatte sich bis zu einem Grade erhitzt, da eine Explosion des religiösen und nationalen Fanatismus fast wie eine unabwendbare psychologische Notwendigkeit erschien. Jetzt beginnen die Gemüter sich zu beruhigen, und es ist gewiß nicht zuviel gesagt, wenn wir behaupten, daß dadurch zahlreichen Europäern, vor allem aber Tausenden von Franzosen bis hinüber nach Tunis, das Leben gerettet worden ist. Denn im Orient wirkt eine religiöse Erhebung ansteckend wie eine Epidemie, und der Fremdenhaß, wenn er einmal sich in blutigen Taten geäußert hat, wächst an wie eine Lawine. Wer mag sagen, wo sie zum Stehen kommt?

Leider muß man fast wörtlich dasselbe auch von den Gegensätzen sagen, die sich wie Krankheiten in der Psyche der Völker festsetzen und sie zu Haß und

die Verluste, noch die inzwischen wahrscheinlich erfolgten Verstärkungen der japanischen Flotte kennt. Und ebensowenig läßt sich mit Sicherheit die persönliche Leistungsfähigkeit Togos abschätzen. Die europäischen Kritiken der japanischen Operationen zur See lauten trotz der großen Erfolge, die sie errungen haben, wenig günstig. Die russischen Niederlagen werden der Unfähigkeit der Admirale, zum Teil auch unglücklichen Zufällen zugeschrieben, wie speziell der Untergang des Petropawlowsk und des Admirals Makarow, an den man glaubte und auf dessen Energie und Erfahrung so hohe Hoffnungen gesetzt wurden. So ist es in der Tat fast unmöglich, eine Gleichung anzusetzen, aus der sich das wahrscheinliche Verhältnis beider Teile erkennen ließe. Aber es ist für beide ein hohes Spiel und gewiß der japanische Einsatz noch größer als der russische.

An die Benutzung der französischen Häfen durch das russische Geschwader haben sich die Streitigkeiten über die französischen Neutralitätsregeln geknüpft, die zu lebhaften Reklamationen von japanischer Seite geführt haben. Prinzipiell liegt die Frage so, daß Frankreich auf dem Boden der alten Neutralitätspraxis stehen geblieben ist, der zufolge keinem der kriegführenden Teile besondere Vorteile auf französischem Boden gestattet werden, dafür aber auch keinem die Freiheiten entzogen werden, die Frankreich in Friedenszeiten jedem Staate gewährt. Erst seit 1861 ist unter englischer Führung eine andere Theorie und eine andere Praxis aufgekommen, die darin besteht, daß der neutrale Staat beiden, resp. allen kriegführenden Parteien die meisten der in Friedenszeiten üblichen Freiheiten entzieht. Die dabei meist ins Auge fallenden Fragen betreffen die Aufnahme von Kohle in neutralen Häfen und Gewässern und zweitens die Dauer des Aufenthalts, die Schiffen der kriegführenden Mächte gewährt wird. In beiden Fällen vertritt England die rigoristische, Frankreich die liberale Auffassung, England den Vorteil der die Welt umfassenden Kolonialmacht, die, ohne je die Gastfreundschaft einer anderen Macht in Anspruch nehmen zu müssen, durch Verweigerung ihrer Gastfreundschaft anderen Mächten das Kriegführen außerhalb der europäischen Gewässer verbieten kann, Frankreich das Interesse des kontinentalen Europa, das, wenn es nicht an den Besitzungen und Häfen eines Freundes Unterstützung findet, außer Stande wäre, in gewisser Entfernung von der Heimat sein gutes Recht zur Geltung zu bringen, da der entfernte Gegner stets darauf rechnen könnte, daß ihn der (nicht von England unterstützte, d. h. durch die englischen Neutralitätsbedingungen gebundene) Feind nicht werde erreichen können.

In dem japanisch-russischen Konflikt forderte das Interesse Japans die englische Neutralitätsauffassung, während Rußland naturgemäß auf die liberale französische Auffassung der Neutralität seine Rechnung gründen mußte. Es kann als feststehend gelten, daß ohne die Unterstützung Frankreichs das Geschwader Rosheſtwenskis niemals bis in die japanischen Gewässer hätte gelangen können. Daher die recht nachdrücklichen japanischen Proteste, die wohl zu weit schlimmeren Kundgebungen der Unzufriedenheit geführt hätten, wenn Japan nicht durch sein Bündnis mit England die Hände gebunden wären. England ist seit seiner Entente mit Frankreich entschlossen, unter keinen Umständen eine Kombination zu dulden, die es in Gegnerschaft zu Frankreich setzen könnte, und danach hat sich Japan, wenn wohl auch nicht ohne Ingrimm, zu richten.

Auch an einem anderen Punkte hat die neue englisch-französische Entente sich merklich fühlbar gemacht. In Marokko, wo seit der Deklaration, welche England und Frankreich am 8. April 1904 ausgetauscht hatten, nicht nur ein Übergewicht der französischen Interessen über die aller übrigen Mächte gesichert schien, sondern offenbar die Umwandlung des Landes zu einem neuen Tunis von Frankreich geplant war. Aber dieses englisch-französische Abkommen hatte einen schwachen Punkt. Sowohl die Vereinbarung über Egypten, wie die über Marokko waren ungültig, wenn nicht eine internationale Garantie ihnen eine Geltung gab, welche sie für sich allein nicht hatten. In Betreff Egyptens ist denn auch im Punkt 1 der Deklaration ausdrücklich darauf hingewiesen, daß die Zustimmung aller Mächte, die die Londoner Konvention von 1885 unterzeichnet hatten, erforderlich sei, und der Geschichtsschreiber dieser Spezialfrage französischer Interessen, der frühere Minister Freycinet, sagt ausdrücklich: nur das europäische Konzert könne die egyptische Frage rechtsgültig entscheiden. „Frankreich und England in ihrer Verbindung sind inkompetent und ohne Recht." Genau dasselbe gilt aber von Marokko, dessen Stellung durch die internationale Konferenz von Madrid 1880 geregelt wurde. Wenn die Deklaration vom 8. April 1904 der Madrider Konferenz nicht Erwähnung tut, ist das ein Versäumnis, das offenbar auf die Vorstellung zurückging, daß die englisch-französische Kombination, kombiniert mit den Annexen, die an dem einem wie anderen Kontrahenten hingen, so stark sei, daß niemand an dem scheinbaren fait accompli zu rütteln wagen werde. In dieser Zuversicht ist der französische Vertreter in Fez so weit gegangen, direkt im Namen Europas seine Forderungen an den Sultan zu richten.

Diese ganze Situation ist nun eine andere geworden, seit am 31. März dieses Jahres Kaiser Wilhelm seinen Einritt in Tanger gehalten hat. Die Unwahrheiten, durch welche Frankreich sich nach dem Verzicht Englands zum Wortführer Europas dem Sultan gegenüber aufspielte, zerfielen in nichts, seit der deutsche Kaiser vor aller Welt erklärt und durch die Tat bewiesen hatte, daß für ihn die Unabhängigkeit und Souveränität des Sultans in ihrem vollen Umfang fortbestehe, trotz jenes Traktats vom 8. April, und daß er nicht die Absicht habe, sich als eine quantité négligeable beiseite schieben zu lassen.

Seither ist denn die Lage eine andere geworden, und wir dürfen mit Sicherheit darauf rechnen, daß sowohl das moralische wie das materielle Interesse, das Deutschland an Marokko nimmt, volle Beachtung finden wird. Und im letzten Grunde hat auch Frankreich allen Anlaß, uns dafür dankbar zu sein. Die Stimmung der Marokkaner, die sich umstellt und von aller Welt verlassen glaubten, hatte sich bis zu einem Grade erhitzt, da eine Explosion des religiösen und nationalen Fanatismus fast wie eine unabwendbare psychologische Notwendigkeit erschien. Jetzt beginnen die Gemüter sich zu beruhigen, und es ist gewiß nicht zuviel gesagt, wenn wir behaupten, daß dadurch zahlreichen Europäern, vor allem aber Tausenden von Franzosen bis hinüber nach Tunis, das Leben gerettet worden ist. Denn im Orient wirkt eine religiöse Erhebung ansteckend wie eine Epidemie, und der Fremdenhaß, wenn er einmal sich in blutigen Taten geäußert hat, wächst an wie eine Lawine. Wer mag sagen, wo sie zum Stehen kommt?

Leider muß man fast wörtlich dasselbe auch von den Gegensätzen sagen, die sich wie Krankheiten in der Psyche der Völker festsetzen und sie zu Haß und

Neid gegen einander anregen. Gerade die letzten Monate haben in dieser Hinsicht wiederum zu den allerbedauerlichsten Äußerungen des englischen politischen Hasses gegen uns geführt. Die sehr freundlich entgegenkommenden Stimmen, die bei uns bei der Erörterung der deutsch-englischen Gegensätze laut wurden, haben nur ein übelklingendes Echo hervorgerufen, so daß sich beinahe die Annahme aufdrängt, daß jene deutsche Zuvorkommenheit und der fast herzliche Ton, in dem wir eine Versöhnung anboten, von seiten der Engländer als ein Zeichen der Schwäche unserseits angesehen wurde, und daß allerdings die ruchlose Vorstellung an Boden gewinnt, daß es nützlich sein könnte, auch ohne jeden äußeren Anlaß über Deutschland herzufallen, ehe es zu reich oder zu stark wird. Solche Gedanken sind wirklich und wahrhaftig von Männern, die auf der Höhe der englischen Bildung und in höchster gesellschaftlicher Stellung stehen, ausgesprochen worden; sie haben den ganzen Chor von der „National Review" bis zur „Times" wachgerufen, so daß wir es eine Zeitlang mit einem wahren Indianergeheul in der Presse zu tun gehabt haben. Wir können dem gegenüber die Engländer nur darauf aufmerksam machen, daß sie eines wohl überschätzen, und das ist ihre tatsächliche Macht: sie hat die Probe noch nicht bestanden und ist an vielen Stellen verwundbar; was sie unterschätzen, dürfte aber trotz allem die Leistungsfähigkeit Deutschlands und die geringe Beliebtheit sein, deren sich England auch außerhalb Deutschlands erfreut. Wir glauben sogar, daß wir dasjenige Land der Welt sind, in welchem England noch den meisten Boden in der öffentlichen Meinung findet. Aber freilich, die Proklamierung jener Piratenpolitik, in deren zynischer Rechtfertigung sich Koryphäen der englischen Marine gefallen haben, ist wohl dazu angetan, auch tiefgewurzelte Sympathieen zu untergraben. Mr. Balfour, der jüngst vor dem Unterhaus die Frage der Landesverteidigung Großbritanniens ventilierte, kam zum Schluß, daß England in Europa vor einer Invasion sicher sei, daß aber, um Indien dauernd zu sichern, Afghanistan besser als bisher von russischen Einflüssen fernzuhalten sei. Beide Behauptungen sind in der Presse auf Widerspruch gestoßen. Die englischen Blätter erklären Mr. Balfour für einen unverbesserlichen Optimisten und operieren gegen ihn mit der Autorität von Nelson und Wellington. Uns scheint, das glücklichste wäre, wenn die Engländer ihre Küsten so befestigten, daß sie die stete Angst vor fremden Einfällen los werden; denn in der Tat, gesteigertes Angstgefühl kann zu gefährlichen Abenteuern führen, ob auch zu großen Taten, ist eine Frage, die wir offen lassen, bis sie uns einmal von England beantwortet wird. Bis dahin wird der Zweifel zu entschuldigen sein. Was aber die afghanische Frage betrifft, so ist der Passus der Balfourschen Rede, der sich mit ihr beschäftigt, in Rußland sehr bemerkt worden. Man erinnert daran, daß, während jetzt England eine von Russen gebaute Bahn nach Afghanistan hinein für einen casus belli erklärt, vor wenigen Jahren das Projekt lebhaft befürwortet wurde, daß Rußland von Herat, England von Quettah aus einander entgegenarbeiten müßten, um so den großen Eisenbahnweg nach Indien herzustellen.

Aber freilich, dazwischen liegt der russisch-japanische Krieg, dessen politisches Resultat in das innere Rußland hinein sich dahin zusammenfassen läßt, daß heute England als der eigentliche Nationalfeind gilt. Es ist außerordentlich merkwürdig, daß demgegenüber die Feindseligkeit gegen Japan kaum in Betracht

kommt. Man wäre bereit, jeden Tag mit Japan Frieden zu schließen, wenn der Zar, der als eigentlicher Träger des Gedankens vom Ausharren bis ans Ende gelten muß, es zuließe, aber den Engländern wird man diesen Krieg in Rußland nicht verzeihen. Im Gedächtnis und in der Vorstellung, namentlich der kleinen Leute, sitzt die Überzeugung fest, daß die „Engländerin" — wie sie sagen — der eigentliche Feind sei, und eben deshalb wird ein russisches Unternehmen gegen den Kern der englischen Weltstellung — Indien, allezeit populär sein. Man berechnet, daß in Turkestan noch niemals so zahlreiche Truppen in voller Ausrüstung marschbereit zusammen gewesen seien, und schlägt wohl nicht mit Unrecht die Widerstandskraft jener Zentral-Asiaten geringer an, als die der Japaner, endlich hält man es noch keineswegs für sicher, daß Afghanistan unter allen Umständen mit England die gleichen Wege gehen werde. Es haben ja in dieser Hinsicht gerade in Kabul die erstaunlichsten Wandlungen von heute auf morgen sich vollzogen, und die englische Geschichte weiß davon zu erzählen.

Das alles erwägend und im Hinblick auf die stets schwierigen Verhältnisse in Südafrika, wo man den Buren eine Verfassung oktroyiert hat, die sie keineswegs befriedigt, so daß sich vorhersagen läßt, daß der Nachfolger Milners, Lord Selborne, mit großen Schwierigkeiten zu rechnen haben wird, gelangt man zum Schluß, daß das jetzige englische Kabinett, obgleich es einen deutschen Krieg nicht brauchen kann und deshalb auch nicht will, dennoch keinen Wert darauf legt, bessere Beziehungen von Nation zu Nation zu fördern. Ein konservatives Kabinett hat stets größere Aussichten sich zu behaupten, wenn die allgemeine Lage als unsicher gilt; mit dieser Erwägung wird offenbar gerechnet.

Ein Moment russisch-englischen Gegensatzes, das namentlich in den allerhöchsten Gesellschaftsklassen von großem Gewicht ist, wird durch das Asylrecht hervorgerufen, das England den russischen Anarchisten und Sozialrevolutionären gewährt. Es ist notorisch, daß von diesen Leuten, zu denen sich jetzt auch Gapon geschlagen hat, alle die politischen Morde geleitet werden, die heute in Rußland auf der Tagesordnung stehen. Man beginnt, wohl nicht mit Unrecht, auch für das Leben des Zaren zu fürchten. Eine 15jährige Regentschaft in jetziger Zeit aber würde den Gipfel des Unglücks bedeuten. Da wird wohl die Frage aufgeworfen, ob denn die intellektuellen Urheber der geschehenen oder angesagten Mordtaten in der Tat jene Unantastbarkeit genießen sollen, welche man vergeblich dem Herrscherhause zu sichern bemüht gewesen ist?

Man kann in Petersburg über diese Fragen außerordentlich bittere Urteile hören, ebenso über die vom Grand Orient in Paris geleitete republikanische Propaganda in Rußland. Aber der Grand Orient ist auch nach dem Fall von Combes die bestorganisierte Macht in Frankreich geblieben, wie wohl die Tatsache beweist, daß trotz des ungeheuren Lärms, welchen die „fiches" hervorriefen, und trotz der zahlreichen Militärs, die geschädigt worden sind, es heute wieder so still geworden ist, als ob der Grand Orient und die politische Freimaurerei Frankreichs überhaupt nur in der Einbildung exaltierter Köpfe existiert hätten.

Inzwischen aber geht die parlamentarische Arbeit über das Problem der Trennung von Kirche und Staat weiter. Daß der Ausgang den Vollzug der Trennung bringen wird, kann als sicher gelten. Sie wird unter Rouviers Leitung mit weniger Rechtsbrüchen und größerer Billigkeit durchgeführt werden, als unter

dem harten Doktrinär Combes wahrscheinlich war. Der Effekt aber wird wohl sein, daß der Katholizismus strenger Observanz aller Wahrscheinlichkeit nach all den Boden zurückerobern wird, den er vor dem Sturz des 3. Napoleon besaß. Wir werden in Frankreich einer Entwicklung entgegenzusehen haben, wie sie in Belgien sich vollzogen hat. Ja, es ist sogar möglich, daß der faktische Einfluß des Ultramontanismus in Frankreich noch weit größer sein wird als in Belgien. Die Kontraste treten sich dort minder scharf gegenüber als in Frankreich, und gerade am Widerspruch hat die unduldsame Richtung des Katholizismus stets ihre beste Kraft gewonnen.

Wie weit die Einführung der zweijährigen Dienstzeit in Frankreich einen Fortschritt bedeutet, bleibt abzuwarten. Die Aufgabe ist in Frankreich noch schwieriger als bei uns zu lösen, weil die Demokratisierung des Offizierkorps gewisse disziplinare Voraussetzungen beeinträchtigt, die bei uns noch bestehen. Aber es wird ganz allgemein anerkannt, daß in der französischen Armee ungemein tüchtig gearbeitet wird.

In Österreich-Ungarn ist trotz aller Krisen und aller Lösungen, die versucht wurden, die Lage die alte geblieben, d. h. es ist unmöglich gewesen, die divergierenden Parteien des Parlaments zu einer Majoritätsgruppe zusammenzufassen, mit der sich regieren ließe. Was den Staat zusammenhält, ist die Bureaukratie, die nach wie vor arbeitet, und die Person des Kaisers Franz Joseph, der gegenüber doch alles sich beugt — freilich ohne deshalb seinem Willen Folge zu leisten. Es ist bei solchen inneren Verhältnissen als besonders erfreulich zu bezeichnen, daß, wie die jüngsten Erklärungen des italienischen Ministers des Auswärtigen bewiesen, die politischen Zusammenhänge, die den Dreibund verbinden, trotz sehr energischer Gegenwirkungen von französischer und englischer Seite, sich voll behauptet haben.

Die Schwierigkeiten auf der Balkanhalbinsel sind eher größer als geringer geworden. Das unglückliche Makedonien wird von Griechen, Serben und Bulgaren in gleicher Weise verheert, neuerdings sind dann noch die Kutzowalachen als ein weiteres Element des Unfriedens mit dem Anspruch auf Anerkennung als besondere Nationalität aufgetreten; alledem aber steht die Pforte ziemlich ratlos gegenüber, die europäischen Kommissare tun das möglichste, um in dieser Verwirrung ein wenig Ordnung und Recht aufrecht zu erhalten. Die Pforte selbst ist jetzt durch den von England geförderten Aufstand in Arabien sehr ernstlich in Anspruch genommen und wird durch den Aufstand in Kreta mehr geärgert als geängstigt, aber es gehört in der Tat eine außerordentliche Bescheidenheit dazu, mit der Summe dieser Tatsachen zufrieden zu sein.

Monatsschau über innere deutsche Politik.

Von

W. v. Mallow.

19. Mai 1905.

Die parlamentarische Osterpause brachte auf dem Gebiet der inneren Politik eine allgemeine Windstille mit sich. Die Mehrzahl der Minister benutzte diese Zeit zu einem Erholungsurlaub, und alle die Fragen, die gegenwärtig ihrer Entscheidung harren, schienen einstweilen von der Tagesordnung abgesetzt zu sein. Nur eine Sache wollte noch immer nicht zur Ruhe kommen und erregte die Gemüter stellenweise bis zu einem bedenklichen Hitzegrade. Das ist die noch fortdauernde Bewegung, die die „akademische Freiheit" auf ihr Panier geschrieben hat. Für einen großen Teil der öffentlichen Meinung steht es fest, daß die akademische Freiheit in Preußen in Gefahr oder sogar bereits eingeschränkt worden ist. Ich glaube aber, es wird trotzdem noch viele Leute geben, die auf die Beantwortung der Frage, worin denn nun eigentlich diese gefahrdrohenden Anschläge der preußischen Regierung bestehen, nicht verzichten wollen. Dazu muß aber auch die Vorfrage, was unter „akademischer Freiheit" zu verstehen ist, möglichst bestimmt beantwortet werden.

Man hat gesagt, die akademische Freiheit bestehe nur darin, daß die Studierenden von den ihnen gebotenen Mitteln wissenschaftlicher Erkenntnis nach ihrem eigenen freien Ermessen Gebrauch machen können. Voraussetzung ist ferner dabei, daß die wissenschaftliche Forschung selbst sich unbeschränkter Freiheit erfreut. Man wird aber gern noch ein Weiteres hervorheben. Die Zeit des Universitätsstudiums ist für den jungen Mann zugleich diejenige, in der er sich auf der Grundlage der allgemeinen Bildung, die ihm die Schule innerhalb fester Schranken gewährt hat, und parallel mit den wissenschaftlichen Bestrebungen, denen er sich in seinem Studium hingibt, auf die Aufgaben des reifen Mannes und Staatsbürgers und die dazu gehörigen Anschauungen und Pflichten vorbereitet. Je mehr sich diese Entwicklung in Freiheit vollzieht und je mehr sie sich infolgedessen auf selbständig errungene Überzeugungen gründet, desto wertvoller wird ihr Ergebnis für die Allgemeinheit und das deutsche Volkstum sein. Deshalb wird eine weise Regierung in die Betätigung der akademischen Jugend auf dem Gebiete der großen Zeitfragen so wenig wie irgend möglich eingreifen, wenn dabei auch manches in den Kauf genommen werden muß, was die Männer der strengen bureaukratischen Ordnung ängstlich machen könnte. Und wem diese Ansicht trotzdem bedenklich erscheint, der mag einen Trost in der Überzeugung finden, daß gerade in der Selbständigkeit der deutschen Universitäten und in der Möglichkeit freier, von außen unbeeinflußter Beziehungen zwischen Lehrenden und Lernenden

das wirksamste Mittel enthalten ist, die in der Entwicklung begriffenen Kräfte von dem Durchbrechen der notwendigen Schranken zurückzuhalten. Dieser Selbständigkeit unserer Universitäten verdanken wir ohne Zweifel den Ruhmestitel unserer akademischen Jugend, daß sie niemals gleichgültig abseits gestanden hat, wenn es sich um große Aufgaben und ideale Bedürfnisse unseres Volkslebens handelte, und daß sie doch niemals in die Arena der politischen Tageskämpfe hinabgestiegen ist. Sie hat die nationalen Ideale hochgehalten, aber nicht die Hand dazu geboten, der politischen Halbbildung und Unbildung mit Hilfe unfertiger und unausgegohrener Anschauungen ein ideales Mäntelchen umzuhängen. Eine Schranke freilich muß die akademische Freiheit bei alledem haben, diese Schranke aber ist dieselbe, die für alle Staatsbürger gezogen ist durch das Interesse und die Autorität des Staats.

Kehren wir zu der Frage zurück, ob die hier in ihrem Wesen kurz skizzierte akademische Freiheit gegenwärtig in Preußen irgendwie gefährdet ist, so kann diese Frage schlicht und rund verneint werden. Wäre es anders, so müßte doch in einer Zeit, in der einerseits so starke Kräfte am Werk sind, gegen die freie Forschung anzukämpfen, und in der andererseits zugleich eine wachsame Presse bereit steht, um jeden Versuch, diesen Kräften nachzugeben, sofort an die große Glocke zu hängen, irgend ein Fall nachgewiesen sein, wo die Lehrfreiheit beschränkt werden sollte, oder wo Studierende gehindert werden sollten, in voller Freiheit zu einer ihrem Wesen angemessenen Weltanschauung, zu einem ihren besonderen Lebenszielen entsprechenden Wissen und zu einer lebendigen Anteilnahme an den Fragen der Zeit zu gelangen. Worin soll also die Gefährdung der akademischen Freiheit eigentlich bestehen?

Manche werden allerdings die Antwort auf diese Frage bei der Hand haben. Sie werden an den soeben beendeten Streit um die studentischen Ausschüsse erinnern. Beweisen nicht die öffentlichen Proteste verschiedener akademischer Lehrkörper, daß sich das preußische Kultusministerium unberechtigter Eingriffe in die Befugnisse dieser Körperschaften schuldig gemacht hat? In einem Teil der Presse wird das allerdings als eine so feststehende Tatsache behandelt, daß sich die meisten Leser kaum noch die Mühe geben, dem Sachverhalt etwas mehr auf den Grund zu gehen.

Die Studentenausschüsse sollen die offizielle Vertretung der Studentenschaft gegenüber der leitenden akademischen Behörde darstellen. Das Bedürfnis nach einer solchen Vertretung ist erst vor verhältnißmäßig kurzer Zeit und nicht überall in gleichem Maße hervorgetreten. Das lag zum Teil an der verschiedenen Gestaltung des Korporationswesens auf den einzelnen Universitäten, zum Teil auch an den früher ganz anders gearteten Lebensverhältnissen in den Universitätsstädten. Diese Städte, von denen manche ihre Bedeutung ganz ausschließlich ihrer Hochschule verdanken, hatten ein höchst eigenartiges Gepräge und gaben der kleinen Gemeinde der Studierenden mitsamt dem akademischen Lehrkörper ein natürlich abgegrenztes Sonderdasein. Das Verbindungsleben und die engen persönlichen Beziehungen zwischen Professoren und Studierenden beherrschten diesen Kreis mit scharf ausgeprägten Eigentümlichkeiten. Die größeren Universitäten aber bildeten wieder eine besondre Welt, die sich der Pflege der Wissenschaften widmete, ohne stärkere korporative Bedürfnisse zu haben. Jetzt jedoch brandet überall das moderne Leben mit seinem gesteigerten Verkehr, mit der Unrast und

Vielseitigkeit seiner Arbeit, mit der Zersplitterung und der Unklarheit seiner Anschauungen in das früher so friedliche Dasein der alten stillen Musensitze hinein. Das fröhliche Bummeln der jüngeren Semester muß mehr als je zuvor einem frühzeitigen Ernst Platz machen. Die Korporationen sondern sich nicht mehr ausschließlich nach den einfachen Prinzipien und Traditionen früherer Zeiten und nach dem geselligen Geschmack, sondern nach allen möglichen Gesichtspunkten und speziellen Zwecken. Das studentische Leben fällt stärker auseinander und büßt manches von seiner überlieferten Sonderart ein. Überall hat die Zahl der Studierenden zugenommen; die wachsende Spezialisierung der Wissenschaft zwingt auch zu allmählicher Vermehrung der Professuren. Aus allen diesen Verhältnissen ist das Bedürfnis entstanden, Organe der gesamten Studentenschaft der einzelnen Universitäten zu bilden, durch die die akademischen Behörden Fühlung mit den Studierenden nehmen können. Es bedarf hier keines näheren Nachweises, wie verschieden sich diese Ausschüsse je nach den örtlichen Verhältnissen entwickeln mußten. Selbst der Grundgedanke, die Herstellung einer Vertretung der gesamten Studentenschaft einer Hochschule, ist nicht überall klar zum Ausdruck gekommen. Denn die Ausschüsse entstanden vielfach zunächst aus dem Bestreben, die unter den Korporationsgruppen (Korps, Burschenschaften usw.) bestehenden, teilweise recht schroffen Gegensätze zu bestimmten Zwecken und Gelegenheiten zu überbrücken, und man dachte dabei mehr an die naheliegenden praktischen Zwecke, als an die grundsätzliche Frage, wie gemeinsame Wünsche und Interessen sämtlicher, auch der nicht inkorporierten Studenten offiziell den akademischen Behörden übermittelt werden könnten. Das ging sehr gut, so lange kein Gegensatz zwischen der wirklichen Zusammensetzung und Tätigkeit der Ausschüsse und ihrer prinzipiellen Bedeutung empfunden wurde. Sobald aber das Recht auf Vertretung im Ausschuß grundsätzlich jedem Studierenden gesichert wurde, während doch die wirkliche Zusammensetzung des Ausschusses bestimmte Gruppen von der Vertretung ausschloß, war die Möglichkeit eines Konfliktes gegeben. Solche Konflikte sind nun wirklich entstanden, als die Ausschüsse verschiedener Hochschulen sich gegen die Zulassung der katholischen Studentenverbindungen wehrten. Die akademischen Behörden konnten diesen Protesten, wie früher gelegentlich an dieser Stelle ausgeführt wurde, nicht Folge geben, so lange der Grundgedanke einer Vertretung der gesamten Studentenschaft durch den Ausschuß als maßgebend gelten mußte, und so lange die katholischen Korporationen selbst nicht verboten werden konnten. Daher blieb den beteiligten Behörden bei der Unmöglichkeit, auf die Wünsche der Studenten in rechtlich einwandfreier Form eingehen zu können, nichts anderes übrig als die Auflösung der Ausschüsse.

Und nun versetze man sich einmal unbefangen in die Lage der Zentralbehörde für die preußischen Universitäten, des Kultusministeriums! Es mußte bei der überall aufflackernden Bewegung und den daraus entstehenden unliebsamen und Erregung schaffenden Konflikten etwas geschehen, um eine Klärung und Verständigung herbeizuführen, zumal bereits in einigen Fällen das Ministerium als Beschwerdeinstanz angerufen worden war. Daraus ergab sich der Gedanke, die Frage der Studentenausschüsse gemeinsam neu zu regeln, ein Gedanke, den man zwar nach Anhörung der Rektoren wieder fallen gelassen hat, der aber durchaus nichts Unerhörtes enthielt, da er z. B. in Baden ohne Schaden für die akademische

Freiheit, vielmehr infolge einer freien Anregung der beteiligten Universitäten Freiburg und Heidelberg und der technischen Hochschule in Karlsruhe bereits verwirklicht ist. Um die Beratung dieses Plans zu sichern und dafür freie Bahn zu gewinnen, tat nun das Ministerium einen Schritt, der zwar formell berechtigt war, aber zu den ärgsten Mißverständnissen Anlaß gegeben hat. Es erließ jene Verfügung, daß die akademischen Behörden bis auf weiteres keine neuen Studentenausschüsse ohne Genehmigung des Ministeriums bestätigen sollten. Es lag ja auf der Hand, daß es nur zur Erschwerung und Verwickelung der Lage beitragen konnte, wenn in derselben Zeit, wo eine allgemeine Aussprache der Rektoren über die Frage der Studentenausschüsse vorbereitet werden sollte, einzelne Universitäten auf eigene Hand bereits eine Neuregelung der Angelegenheit vorgenommen hätten. Sachlich war also die Anordnung durchaus begründet, sobald nur ihr Zweck und Charakter vollkommen verständlich gemacht wurde. In dieser Hinsicht scheint allerdings etwas versehen worden zu sein. Denn die Verfügung wurde nicht nur an einer, sondern an sehr vielen Stellen so aufgefaßt, als solle den Universitäten das Recht der selbständigen Bestätigung der Ausschüsse genommen werden. So wurden gegen die Verfügung des Kultusministeriums von einer ganzen Anzahl von Universitäten Vorstellungen erhoben. Die Professoren übten damit nicht nur ein gutes Recht, sondern — bei der einmal gewonnenen Auffassung — auch eine Pflicht aus. Wenn darüber kein Zweifel sein kann, so ist es um so mehr zu bedauern, daß das Gewicht dieser Vorstellungen dadurch beeinträchtigt wurde, daß sie durch die Presse veröffentlicht und dadurch zum Gegenstand von Erörterungen gemacht wurden, die die Verständigung und die Beseitigung von Mißverständnissen nur erschweren konnten. Denn bei dem allgemeinen Taumel, den das törichte Schlagwort von der „Gefährdung der akademischen Freiheit“ in vielen Köpfen erzeugt hatte, und bei der weit verbreiteten Unfähigkeit, Tatsachen von Stimmungen zu scheiden und auf Grund der ersteren eine einfache Rechtslage unbefangen nachzuprüfen, wurde gerade das auf Mißverständnis Beruhende in jenen Eingaben bei den Erörterungen in der Öffentlichkeit zur Hauptsache gemacht und durch phrasenhafte Aufbauschung seiner Wirkung in den Augen ruhig urteilender Leute entkleidet.

Hat man diese Vorgänge auf das Tatsächliche zurückgeführt, so wird man auch hier über das Schicksal der akademischen Freiheit beruhigt sein, andrerseits freilich auch fragen müssen, wie denn bei ernsten Männern, den ersten Vertretern der deutschen Wissenschaft, solch merkwürdiges Mißverständnis entstehen konnte, wenn nicht bereits ein gewisses Mißtrauen gegen die Tendenzen des Kultusministeriums bestand. Man wird hier ruhig darauf hinweisen können, daß allerdings in manchen Fragen, die gewisse überlieferte Rechte der Fakultäten berührten, die preußische Unterrichtsverwaltung neuerdings eine stärkere Initiative gezeigt hat und nicht immer so zart und behutsam vorgegangen ist, wie man es früher meist gewohnt war. So in der Frage der Einkünfte der Professoren, in der Klärung und festeren Organisation der Stellung der Privatdozenten, in der Behandlung der Personalfragen bei Besetzung von Professuren und dergl., wobei es sich übrigens durchweg um Beseitigung einzelner auf Gewohnheitsrecht beruhender, altgeheiligter Mißbräuche, nicht um Änderung wirklichen Rechts handelte. Daß dadurch in Professorenkreisen eine gewisse Nervosität hinsichtlich der künftigen

Selbständigkeit der Fakultäten erzeugt wurde, wer kann sich darüber wundern? Aber was in aller Welt hat das mit der akademischen Freiheit zu tun, wenn man nicht etwa darunter die absolute Unantastbarkeit aller, auch der unzweckmäßigen akademischen Einrichtungen verstehen will?

Eine ganz genügende Erklärung der gegenwärtigen Besorgnisse um die akademische Freiheit ist natürlich auch das nicht. Wie schon einmal ausgeführt wurde, steht im Hintergrunde das allgemeine Mißbehagen über das ultramontane Regiment. Die akademische Jugend fühlt das und nimmt dazu Stellung bei der ersten sich ihr im nächsten Bereich bietenden Gelegenheit, ohne nach dem formellen Recht und dem politisch Möglichen viel zu fragen. Man wird also nicht erstaunt sein dürfen, wenn die Bewegung auch über die akademischen Kreise hinaus eine Stärke gewonnen hat, die aus den zu Grunde liegenden Tatsachen gar nicht zu erklären ist. Damit kommen wir auf eine Erscheinung, die eine sehr ernste Betrachtung von der politischen Seite erfordert.

Dem unpolitischen Denken, wie es dem Deutschen gewöhnlich leider am nächsten liegt, entspricht es, über der Freude an dem Idealismus, der sich in der Tendenz der Bewegung bekundet, alles, auch das Notwendigste zu vergessen und jeden Einwand mit ein paar verächtlichen Bemerkungen über die Verständnislosigkeit der Regierung für deutsche Ideale abzutun. Es ist merkwürdig, daß man wenige Jahre nach Bismarcks Tode es bereits wieder fertig bringt, einen Gegensatz zwischen Realpolitik und Idealismus zu konstruieren. Das wenigstens sollten wir doch von Bismarck gelernt haben, daß die Politik aus dem idealen Inhalt der Gesinnungen, mit denen sie rechnet, nur die um so größere Verpflichtung zu entnehmen hat, für die Erreichung des Ziels zu sorgen. Eine Politik, die immer das Gegenteil von dem bewirkt, was sie sich vorgenommen hat, ist nicht einen Pfifferling wert, und wenn sie von dem höchsten Idealismus erfüllt ist. Denn Politik findet — im Gegensatz zu den Richtschnuren, die man unter Umständen für manches individuelle Dasein gelten lassen kann, — ihre innere Berechtigung und ihren Maßstab nicht in der Gesinnung, von der sie ausgeht, sondern in dem, was sie anstrebt und schafft. Bei der Beurteilung eines einzelnen Menschen kann ich mich vielleicht dabei beruhigen, daß er es gut meint, wenn er es auch falsch anfängt; im Völkerleben gibt es solche Entschuldigungen nicht. Wer für die Allgemeinheit tätig ist, muß lernen, sich dafür verantwortlich zu fühlen, daß er auch in der Richtung schafft, die ihm seine Ideale vorzeichnen. Betrachten wir die Bewegung für die akademische Freiheit unter diesem Gesichtspunkt, so kommen wir zu betrübenden Ergebnissen. Wenn ein Preis dafür ausgesetzt wäre, wie man den Zwecken des Ultramontanismus am besten Vorschub leisten könne, so hätte die Aufgabe nicht besser gelöst werden können, als es von der Studentenbewegung geschehen ist, da sie den Ausschluß der katholischen Korporationen aus den Ausschüssen forderte. Niemals hat sich eine von richtiger Empfindung getragene gute Sache eifriger ins Unrecht gesetzt. Man wußte, daß in den Augen der Behörden die Stellung der Ausschüsse ganz ausschließlich darauf beruhte, daß sie die erwünschte Organisation der Gesamtheit der Studenten darstellten, und trotzdem forderte man von denselben Behörden, daß sie helfen sollten, eine Gruppe von rechtmäßig immatrikulierten Studierenden von dieser Vertretung auszuschließen. Nachdrücklicher als durch diese Forderung konnten die Geschäfte

der katholischen Korporationen gar nicht besorgt, konnten die akademischen Behörden gar nicht auf die Seite der katholischen Verbindungen gezwungen werden. Dagegen hätten die Studenten den festen Rechtsboden unter den Füßen behalten, wenn sie sich mit der Bildung eines alle Gruppen umfassenden Ausschusses einverstanden erklärt hätten, — vergeben hätten sie sich damit nichts. Nur mußten sie darauf bestehen, daß die geschäftliche Wirksamkeit dieses Ausschusses auf das Notwendigste beschränkt und scharf begrenzt wurde. Dann hatten sie freie Bahn für den Zusammenschluß der nationalen Elemente unter entschiedener Ablehnung der ultramontanen Absonderungstendenzen der katholischen Verbindungen. Eine freie Organisation dieser Art zur Zurückweisung von Elementen, die tatsächlich Unfrieden stifteten, paßten durchaus in den Rahmen und die Traditionen des akademischen Lebens. Eine solche hatte es auch in der Hand, das zu treffen, was wirklich bekämpft werden sollte, nämlich den Mißbrauch der konfessionellen Trennung zu politischer und gesellschaftlicher Absonderung, zur Abstumpfung des Gefühls für nationale Gemeinbürgschaft. Das wäre ein Kampf der Geister und Gewissen unter der akademischen Jugend gewesen, an den man Hoffnungen für ein künftiges gesundes und friedliches Verhältnis der Konfessionen im Einklang mit dem nationalen Geiste hätte knüpfen können. Würde man aber dieselbe Hoffnung hegen können, wenn die akademischen Behörden sich zu der unglücklichen Maßregel hätten verleiten lassen, durch einen offiziellen Akt die katholischen Verbindungen um Rechte zu kürzen, die den übrigen akademischen Bürgern zugestanden wurden? Je schwerer es bei dem heutigen Stand der Dinge ist, den verderblichen Geist des Ultramontanismus mit seinen schlimmen Folgeerscheinungen von dem katholischen Bekenntnis, das auch der evangelische Christ zu achten hat, zu trennen, desto mehr ist es zu beklagen, wenn die Unterscheidung noch weiter erschwert wird durch unbedachte Forderungen, die mit dem Mißbrauch zugleich das Bekenntnis selbst treffen würden. Durch das leichtfertige Spiel mit dem Gedanken eines neuen Kulturkampfs und durch den Versuch, die Regierung in einen Gegensatz gegen den Katholizismus hineinzutreiben, werden wir die Schwierigkeiten, die uns bedrohen, nicht besiegen. Nur durch politische Pflichterfüllung in unserer eigenen Sphäre, wozu wir uns Blick und Gewissen schärfen müssen, können wir den Ultramontanismus bekämpfen, und nur dann werden wir erreichen, was erreicht werden muß, daß katholische und evangelische Deutsche in nationalem Geiste beisammen stehen. Solange wir den geistigen Kampf um unsere nationalen Güter mit Sorglosigkeit und Nachlässigkeit führen, während wir durch allerlei Torheiten die national gesinnten Katholiken dem Ultramontanismus in die Arme treiben und dabei zugleich fleißig auf die Regierung schelten, daß sie sich mit einer Lage abfindet, die wir selbst verschuldet haben, — solange kann es auch nicht anders werden. Wenn die Sorge um die akademische Freiheit statt der vagen Phrasenseligkeit und der Ziellosigkeit idealer Betätigung etwas mehr Nachdenken und politischen Sinn erzeugen sollte, so würden wir der Bewegung unsern Dank zollen können.

Es mußte hier dieser Frage in der sonst stillen Zeit ausführlicher gedacht werden. Wie es nach dem Wiederzusammentritt von Reichstag und preußischem Landtag am 10. Mai mit den andern auf der Tagesordnung stehenden politischen Fragen aussieht, wird später im Zusammenhange zu erläutern sein.

Das Deutſchtum im Auslande.

Von

Johannes Zemmrich.

III.

Öſterreich-Ungarn: Die ungariſche Kriſis, deutſche Heeresſprache, Zolltrennung, Böhmen, Mähren, Alpenländer, Schulverein. — Braſilien, Argentinien. — Auslandsſchulen.

In Öſterreich-Ungarn iſt die allgemeine politiſche Lage ſeit den ungariſchen Wahlen verworrener denn je. Niemand weiß, wann und wie die ungariſche Kriſe enden wird. Für die Krone handelt es ſich jetzt um die Aufrechterhaltung der Großmachtſtellung der Monarchie. Die Forderungen der neuen Mehrheit im ungariſchen Reichstag gehen auf eine vollſtändige Trennung beider Reichshälften hinaus. Am Wiener Hofe iſt man bereit, in den wirtſchaftlichen Fragen den madjariſchen Forderungen weiteſtes Entgegenkommen zu zeigen, das eigene Zollgebiet iſt den Madjaren im Grundſatz bereits zugeſtanden. Aber in den Heeresfragen zeigt die Krone einen unerwartet zähen Widerſtand. Denn ſie weiß, daß mit der Schaffung eines ganz ſelbſtändigen ungariſchen Heeres das feſteſte Band zwiſchen den beiden Reichshälften zerſchnitten wird, daß ein eigenes ungariſches Heer die Abdankung Öſterreich-Ungarns als Großmacht bedeutet. Bei der Heeresfrage handelt es ſich vor allem um die deutſche Dienſt- und Kommandoſprache. Sie iſt den Madjaren von jeher verhaßt geweſen, weil ſie in ihr eine Zurückſetzung der madjariſchen Staatsſprache, eine Einſchränkung ihrer nationalen Selbſtherrlichkeit erblicken. Angeſichts des unerwartet feſten Standpunktes des Kaiſers in dieſer Frage wollen ſich die Madjaren mit vorläufigen Abſchlagszahlungen begnügen. Sie wiſſen ſehr wohl, daß die ſofortige Durchführung aller ihrer nationalpolitiſchen Forderungen Ungarn ſchwere wirtſchaftliche Ungelegenheiten ſchaffen würde. Deshalb möchte man in Ofen-Peſt ſchrittweiſe vorgehen und die Errichtung des eigenen Zollgebietes erſt in einem Ungarn genehmen Augenblick vollziehen. Dementſprechend wollen auch in der Heeresfrage die Madjaren ſich zunächſt damit begnügen, daß für die höheren Dienſtſtellen vom Major aufwärts die deutſche Dienſtſprache noch beibehalten, dagegen vom Hauptmann abwärts in allen ungariſchen Regimentern das Madjariſche „Regimentsſprache“ wird. Natürlich ſoll dann bei der erſten paſſenden Gelegenheit das Deutſche auch aus den höheren Stellen verdrängt werden; man will nur der Krone ſcheinbar entgegenkommen, um ihren Widerſtand zu überwinden. Aber in der Wiener Hofburg ſcheint endlich die Erkenntnis durchgedrungen zu ſein, daß auf militäriſchem Gebiete jedes weitere Nachgeben

verhängnisvoll werden muß. So ist es gekommen, daß auf einmal die deutsche Sprache von der höchsten Stelle im Staate verteidigt wird, nicht aus Rücksicht auf die Deutschen, sondern weil es die Großmachtstellung der Monarchie erfordert. Diese zu erhalten ist das einzige feste Ziel der über den beiden Reichshälften und über den einzelnen sich befehdenden Völkern stehenden dynastischen Politik. Jetzt, wo Kroaten und Tschechen fordern, daß ihnen dieselben Zugeständnisse wie den Madjaren gemacht werden, kommen auch die höchsten Kreise zu der Überzeugung, daß die deutsche Sprache für den Bestand und die geregelte Verwaltung der Monarchie unentbehrlich ist, daß sie der beste Kitt zum Zusammenhalt der auseinander strebenden Reichsteile ist. Die Erfahrungen bei den großen Manövern haben wiederholt gezeigt, daß die Schlagfertigkeit des Heeres von der Erhaltung der deutschen Dienstsprache direkt abhängig ist. Ähnlich wie beim Heer, liegen die Dinge bei der Staatsverwaltung. Auch hier zeigt es sich, daß die deutsche Sprache mit den Interessen der Monarchie und Dynastie auf das engste verknüpft ist.

Der österreichische Reichsrat ist unter dem neuen Ministerium, das bis jetzt alle nationalen Fragen hat ruhen lassen, arbeitsfähig geblieben. Dies ist nicht zum wenigsten der Lage in Ungarn zu verdanken. Auch außerhalb der deutschen Kreise ist man es überdrüssig geworden, zu gunsten Ungarns immer neue Lasten zu übernehmen. Wohl würden Tschechen und Polen bereit sein, die ersteren gegen große nationale Zugeständnisse, die letzteren gegen erhebliche finanzielle Zuwendungen an Galizien, der österreichischen Reichshälfte neue Ausgleichslasten aufzubürden, die doch die Deutschen zum größten Teil tragen müßten. Aber die deutschen Parteien sind in der ungarischen Frage einig. Selbst die Klerikalen wollen lieber die wirtschaftliche Trennung von Ungarn als einen abermals ungünstigen Ausgleich. Auf Antrag der deutschen Volkspartei, unter Mitwirkung aller deutschen Parteien und unter deutscher Führung ist ein eigener Ausschuß des Reichsrats eingesetzt worden, der alle Ausgleichsfragen und auch die möglicherweise notwendig werdende Zolltrennung vorbereiten soll. Von letzterer spricht man jetzt überall in Österreich als einer vielleicht nahe bevorstehenden Tatsache. Der autonome Zolltarif ist bereits vom Reichsrat genehmigt, der Handelsvertrag mit dem Deutschen Reich soll nötigenfalls auch ohne Ungarn abgeschlossen werden. Der österreichische Reichsrat befindet sich plötzlich in der politisch überlegenen Stellung, die der ungarische Reichstag bisher ihm gegenüber einnahm. Die madjarische Taktik, einstweilen Österreich die Lasten aufzubürden, bis Ungarn mit seiner Industrie so weit ist, daß es den Zeitpunkt der Zolltrennung selbst mit Vorteil bestimmen kann, verfängt nicht mehr. Jetzt ist Deutsch-Österreich entschlossen, seinerseits den entscheidenden Schritt noch vor den Madjaren zu tun, wenn diese nicht auf einen gerechten Ausgleich eingehen. Auf deutsch-nationaler Seite hofft man dadurch auch einem engeren handelspolitischen Anschluß an das Deutsche Reich näher zu kommen. Die Herstellung eines einheitlichen deutschen Wirtschaftsgebietes in Mitteleuropa ist ja ein Hauptpunkt in den Programmen verschiedener nationaler und wirtschaftlicher Parteien und Vereinigungen diesseits wie jenseits

der Grenze. Das Zollbündnis mit dem Deutschen Reich wird in Österreich bereits ernstlich im Parlament erörtert, in den industriellen wie landwirtschaftlichen Kreisen Deutsch-Österreichs findet es beständig neue Anhänger. Es ist nicht ausgeschlossen, daß die ungarische Verfassungskrisis Österreich zu einer Anlehnung an das Deutsche Reich zwingt.

* * *

Gegenüber der ungarischen Frage sind die Vorgänge in den einzelnen Kronländern zurückgetreten. In Böhmen handelt es sich darum, den Landtag arbeitsfähig zu machen. Die Deutschen sind nach den früheren Erfahrungen vorsichtig geworden, sie wollen ihre Obstruktion nur gegen sichere Bürgschaft aufgeben. Die Entscheidung soll während des Druckes dieser Zeilen fallen, da der Landtag plötzlich auf den 18. Mai einberufen worden ist. Der Ministerpräsident, dessen schwere Erkrankung die Entscheidung wichtiger politischer Fragen in den letzten Wochen verhinderte, hat sich bereit erklärt, das von den Deutschen gewünschte Gesetz über Schaffung nationaler Wahlkurien später im Landtag einzubringen. Es soll die Deutschen vor einer Majorisierung durch die Tschechen schützen.

Indessen ist auch manches geschehen, was bei den Deutschen böses Blut machen mußte und sie zur Aufgabe der Obstruktion weniger geneigt macht. Deutschböhmen ist wieder mit einer Anzahl tschechischer Richter beglückt worden. Es waren 57 Richterstellen, davon 23 in deutschen Gerichtsbezirken, erledigt. Nur 9 von diesen wurden mit Deutschen besetzt, sodaß 14 Tschechen als Richter an deutschen Gerichten angestellt wurden. Außerdem wurden 51 Tschechen zu außeretatsmäßigen Richtern befördert. Die tschechische Presse ist natürlich sehr befriedigt darüber, namentlich über die neuen tschechischen Richter im deutschen Gebiet. Von diesen sind, wie eine im Reichsrat eingebrachte Interpellation besagt, manche der deutschen Sprache nicht einmal ausreichend mächtig. Einer „kann sich in deutscher Sprache nur radebrechend ausdrücken und ist nicht imstande, ein korrektes deutsches Protokoll zu diktieren". Die Regierung entschuldigt sich mit dem Mangel deutscher Bewerber. Tatsächlich waren diesmal nicht mehr deutsche Auskultanten zur Beförderung vorhanden. Aber es wird dabei verschwiegen, daß die deutschen Rechtspraktikanten systematisch aus dem Staatsdienst hinausgedrängt werden, da die Ernennungen auf Vorschlag des überwiegend tschechischen Oberlandesgerichts erfolgen, sodaß dann natürlich nicht genügend deutsche Auskultanten (Assessoren) zur Verfügung stehen. So sollen auch jetzt wieder nur 5 Deutsche neben 35 Tschechen zu Auskultanten befördert werden, obwohl sich in den letzten Jahren wieder genug Deutsche zum Richterberuf gemeldet haben. Ein eigener deutscher Beamtenkörper für Deutschböhmen muß stets eine der ersten deutschen Forderungen bleiben. Wie dringend ein solcher nötig ist, zeigt auch eine Berechnung in der „Reichenberger Deutschen Volkszeitung", nach der in deutschen Orten 9661 tschechische Beamte mit 20 233 000 Kronen Jahresgehalt angestellt sind, und zwar 1222 im politischen Dienst, 690 im Gerichtswesen, 701 im Finanzdienst, 2532 im Postdienst, 4 im Gewerbedienst, 145 an Unterrichtsanstalten und Bibliotheken, 3367 im Eisenbahndienst.

Großer Unwille herrscht in Deutschböhmen auch über einige neue Reichsgerichtsentscheidungen, nach denen selbst in rein deutschen Gegenden die deutschen Selbstverwaltungsbehörden gezwungen werden, tschechische Eingaben anzunehmen und zu erledigen. Diese Entscheidung stützt sich auf ein Kabinettsschreiben Kaiser Ferdinands aus dem Jahre 1848 und ist deshalb von einer Versammlung sämtlicher deutsch-böhmischer Abgeordneten für rechtsirrtümlich erklärt worden. Eine andere Reichsgerichtsentscheidung verurteilt die Stadt Dux, die Kosten für eine tschechische Bürgerschule zu tragen, die zwei Jahre lang auf Anordnung des tschechisch geleiteten Landesschulrats und des gegen diesen angerufenen Unterrichtsministeriums bestanden hat, bis das Reichsgericht entschied, daß die Stadt Dux zu Unrecht zur Errichtung dieser Schule gezwungen worden sei, und diese infolgedessen aufgelassen wurde.

Eine neue deutsche Agrarpartei ist in Böhmen begründet worden. Sie beansprucht alle Landgemeinden-Wahlkreise für sich. In wirtschaftlicher Hinsicht will sie ausschließlich die landwirtschaftlichen Interessen vertreten, in nationaler gut deutsch sein. Ein paar Abgeordnete anderer Parteien sind zu ihr übergetreten. Damit bestehen fünf aus Volkswahlen hervorgegangene deutsche Parteien im böhmischen Landtag. Für die deutsche Sache ist diese Zersplitterung sicher nicht ersprießlich, doch ist das politische Parteiwesen in Deutschböhmen gegenwärtig derart im Fluß, daß sich ein festes Urteil über die zukünftige Entwicklung der Parteien nicht abgeben läßt.

In Mähren haben die Deutschen bei den Gemeindewahlen in Mährisch-Ostrau, das jetzt mit etwa 35 000 Einwohnern die zweitgrößte Stadt dieses Kronlandes ist und inmitten slavischen Gebietes an der preußischen Grenze liegt, gegen die verbündeten Tschechen und Sozialdemokraten gesiegt.

In Steiermark haben die nationalen Parteien abermals eine Wahlniederlage erlitten. Der Landgemeindebezirk Bruck ging bei der Ersatzwahl für den Reichsrat an die Sozialdemokratie verloren. Der von der deutschen Volkspartei unterstützte Führer des Bauernbundes kam nicht einmal in die Stichwahl, die zwischen Klerikalen und Sozialisten ausgefochten wurde. In Untersteier regt sich bei den besonnenen Slowenen wieder das Bewußtsein, daß sie ohne die deutsche Sprache im Leben nicht fortkommen. Die ganz slowenische Gemeindevertretung von Praßberg hat einstimmig beschlossen, in der neu errichteten obersten Klasse der dortigen Schule ausschließlich deutschen Unterricht einzuführen und einen deutschen Lehrer anzustellen.

Unter deutsch-nationaler Führung ist ein Tiroler Volksbund gegründet worden, der kulturelle und wirtschaftliche Fragen in deutschem Sinne pflegen will. Auch die Ladiner haben sich ihm angeschlossen und damit der Irredenta abermals eine offene Absage erteilt.

Am 13. Mai konnte der Deutsche Schulverein für Österreich (Sitz Wien) auf sein 25jähriges Bestehen zurückblicken. Er ist der älteste der großen deutschen Schutzvereine in Österreich, noch jetzt der größte nach Mitgliederzahl und Arbeitsgebiet. Was er seit seinem Bestehen geleistet hat, ist dem gesamten deutschen

Volke zu gute gekommen. Er hat 10 Millionen Kronen aufgebracht, 50 Schulen und 62 Kindergärten begründet, 97 Schulen und 110 Kindergärten unterstützt. Er besitzt 50 eigene Schulgebäude, zu 258 Neubauten hat er Beihilfe geleistet. In 738 Ortsgruppen zählt er 90000 Mitglieder. Mögen ihm weitere reiche Erfolge beschieden sein! Unsere Leser machen wir noch besonders auf das Selbstschriftenalbum „Dem deutschen Schulverein" der Ortsgruppe Margareten-Wien aufmerksam. Der Reinertrag dieser künstlerisch — auch mit Abbildungen von Werken hervorragender Maler — ausgestatteten Festgabe fließt dem Schulverein zu. Der Bezug kann durch jede Buchhandlung oder direkt durch die Ortsgruppe Margareten (Wien V, Margaretenplatz 2) erfolgen.

* * *

In Südamerika hat sich die deutsche bäuerliche Besiedlung fast durchweg gut gehalten. Mehrere hunderttausend Deutsche wohnen dort in den deutschen Koloniezonen des südlichen Brasilien. Die brasilianische Regierung sucht immer wieder, ein geschlossenes deutsches Siedlungsgebiet zu durchkreuzen. Wäre die deutsche Auswanderung rechtzeitig in Massen nach Südbrasilien geleitet worden, statt von dort absichtlich ferngehalten zu werden, so könnten jetzt Millionen von Deutschen dort angesiedelt sein. Südbrasilien hätte ein überseeisches geschlossenes deutsches Sprachgebiet werden können. Seit der massenhaften Einwanderung von Italienern hat die brasilianische Regierung absichtlich italienische Kolonien zwischen die deutschen geschoben. Jetzt sucht sie auch die deutschen Schulen durch Regierungsschulen mit portugiesischer Unterrichtssprache lahmzulegen, durch Schulen, in denen nicht Deutsch, sondern Französisch als Fremdsprache gelehrt wird. Auch durch deutsche Zeitungen, die zwar deutsch geschrieben, aber ihrem Inhalt nach deutschfeindlich sind, sucht die Regierung dem Deutschtum Abbruch zu tun. Aber in Brasilien bewährt sich die Erfahrung, daß die bäuerliche Besiedlung das beste nationale Bollwerk ist. In den Waldkolonien von Rio Grande do Sul allein halten etwa 200000 Deutsche an ihrem Volkstum fest. Durch ihren Geburtenüberschuß haben die dortigen deutschen Kolonien diese stattliche Summe erreicht. Der deutsche Nachwuchs ist bereits so zahlreich, daß ihm das alte Kolonialgebiet nicht mehr Raum genug bietet. Er wendet sich schon nach der „Serra", dem Gebiet der ehemaligen Jesuitenmissionen, wo neue deutsche Kolonien entstehen. Dort liegen auch die von Dr. Hermann Meyer in Leipzig begründeten Kolonien Neu-Württemberg und Xingu, die ein erfreuliches Gedeihen versprechen. Besonders wertvoll ist für die deutschen Bauern die mit großen Mitteln errichtete landwirtschaftliche Versuchsstation, die Saatgut und Zuchtvieh zu billigen Preisen liefert und dem Ansiedler kostspielige eigene Versuche auf dem neuen Kulturland erspart. Diese aufblühenden Neusiedlungen führt in einer vortrefflichen Auswahl guter photographischer Aufnahmen ein kürzlich erschienenes Heft „Ansichten aus Dr. Hermann Meyers Ackerbaukolonien" (Leipzig 1904) vor. In Neu-Württemberg haben sich bereits 110 Ansiedler auf 161 Landlosen angekauft.

* * *

Auch in Argentinien haben die deutschen Einwanderer sich zur Erhaltung ihres Volkstums zusammengeschlossen. Im letzten Jahrzehnt hat sich die Zahl der deutschen Schulen verdoppelt. Es gibt jetzt etwa 50 mit 150 Lehrern und 3000 Kindern. Selbst die armen deutsch-russischen Kolonien der Provinz Entre Rios sind bemüht, sich deutsche Schulen zu erhalten, obwohl sie, bei einem Monatsgehalt von 5 Dollars (etwa 20 Mark) an, meist nur „verbummelte Existenzen" als Lehrer anstellen können und die Erfolge der Schule deshalb nur sehr gering sind. Als Unterrichtssprache tritt in vielen der deutsch-argentinischen Schulen das Spanische neben dem deutschen auf, letzteres muß sogar häufig hinter der Landessprache zurückstehen. Von den 150 Lehrern sind etwa 50 nicht fachmännisch ausgebildet. Da die Schulen fast alle von örtlichen Schulvereinen unterhalten werden, sind die Gehälter meist niedrig, tüchtige Kräfte aus Deutschland deshalb schwer zu erhalten. Immerhin bringen die Deutschen Argentiniens etwa 1/2 Million Mark jährlich für ihre Schulen auf, wozu das Deutsche Reich nur 43000 Mark beisteuert. Davon kommen 33000 Mark allein auf Buenos Aires, wo sich die besten deutschen Schulen befinden. Am höchsten steht das Reform-Realgymnasium in der Vorstadt Belgrano, das ohne Reichszuschuß sich erhält. Über die Herkunft der Deutschen in Argentinien geben auch die deutschen Schulen Aufschluß. In den beiden Großstädten Buenos Aires und Rosario sind unter den Schülern etwa 68 v. H. reichsdeutscher, 20 v. H. deutschschweizerischer, 2 v. H. deutschösterreichischer Abstammung, 10 v. H. sind Nichtdeutsche. Auf dem Lande sind dagegen 65 v. H. Deutschschweizer, nur 10 v. H. Reichsdeutsche und 25 v. H. Romanen Zöglinge der deutschen Schulen. Von den Lehrern sind etwa 45 v. H. Reichsdeutsche, 35 v. H. Schweizer, 20 v. H. Nichtdeutsche. (Vgl. Das deutsche Schulwesen in Argentinien von R. Gabert „Die deutsche Schule im Auslande". Januar 1905.)

Eine Anerkennung deutscher Wissenschaft und Kultur bedeutet die Reform des höheren Schulwesens durch den Unterrichtsminister Fernandez. In der Oberstufe der höheren Schulen wird für die zukünftigen Juristen, Mediziner, Mathematiker und Naturwissenschaftler Deutsch als alleinige lebende Fremdsprache eingeführt mit der Begründung, daß es für die genannten Berufe von höchster Bedeutung sei, die einschlägigen deutschen Werke in der Ursprache zu studieren.

Daß es auch in Argentinien nicht an Versuchen fehlt, das Deutschtum gelegentlich zu schädigen, beweist die eigenmächtige Schließung der deutschen Schule in Lucas Gonzalez in der Provinz Entre Rios durch den dortigen Polizeikommissar. Auf die Beschwerde der deutschen Kolonisten soll das zuständige Schulkollegium geantwortet haben, der deutsche Unterricht sei in den Schulen verboten. Gegen diese Verletzung der verfassungsmäßig gewährleisteten völligen Lehrfreiheit, welche fremdsprachige Privatschulen jeder Art gestattet, macht das „Argentinische Wochenblatt" (14. Dez. 1904) mit erfreulicher Entschiedenheit Front. Diese deutsche, aber politisch durchaus auf dem Boden des argentinischen Staatsbürgertums stehende Zeitschrift wendet sich bei dieser Gelegenheit auch mit Recht gegen die doppelsprachigen Schulen, in denen die Schüler weder deutsch noch spanisch ordentlich lernen.

* * *

Von den deutschen Auslandsschulen in anderen Ländern liegt eine größere Anzahl neuer Einzelberichte vor. Sie sind zumeist in der Monatsschrift „Die deutsche Schule im Ausland“ (Wolfenbüttel, Heckner) veröffentlicht. Dort finden Interessenten nähere Auskunft. Hier können nur die wichtigsten Tatsachen angeführt werden. Die deutsche Schule in Osorno (Chile) feierte 1904 ihr 50jähriges Bestehen, sie zählt 249 Schüler in 9 Klassen. In Süd-Paraguay bildet die deutsche Schule zu Hohenau eine wertvolle Stütze der aufblühenden deutschen Kolonie, seit 5 Jahren ist die Zahl der deutschen Ansiedler von einigen Dutzend auf mehrere hundert gestiegen. Die 1898 gegründete deutsche Schule in Havanna ist eingegangen, ihr Leiter geht in gleicher Eigenschaft an die neue Reichsschule in Saipan auf den Marianen. In Havanna soll eine neue Privatschule einer Lehrerin Ersatz bieten. Auch die deutsche Schule in Johannesburg ist andauernd in schwieriger Lage, ihre Schülerzahl ist auf 186 zurückgegangen.

Von den europäischen Auslandsschulen ist im allgemeinen nur günstiges zu berichten. In Brüssel stieg der Besuch des Realprogymnasiums von 232 auf 266, in Antwerpen hob sich die allgemeine deutsche Schule von 342 auf 419 Schüler. Im wallonischen Belgien ist die streng klerikale deutsche Realschule in Grand-Halleux auf 166 Schüler gewachsen. Die größte der vier deutschen Schulen in London, die St. Georgsschule, feiert heuer ihr 100jähriges Bestehen. Die deutsch-protestantische Schule in Mailand hat als 5. Auslandsschule neben denen zu Brüssel, Antwerpen, Bukarest und Konstantinopel die Anerkennung ihrer Reifezeugnisse für den Einjährig-Freiwilligen-Dienst erhalten. In Rom hat der Schulstreit dahin geführt, daß nun drei deutsche Schulen bestehen. Jetzt wird die vom Reich unterstützte paritätische Schule von 79, die evangelische von 29, die katholische von nur 7 Kindern besucht.

Rußland verfolgt jetzt eine andere Politik gegenüber den deutschen Schulen. In Riga und Reval sind wieder deutsche Gymnasien entstanden. In Petersburg haben die vier großen deutsch-evangelischen Kirchenschulen, die Volksschule, Realschule und Gymnasium in sich fassen, das Recht, Reifezeugnisse für die Universität auszustellen. Sie werden von etwa 3000 Knaben besucht, zwei dieser Schulen haben auch Mädchenabteilungen. Die älteste deutsche Kirchenschule ist die 1626 errichtete St. Petri-Pauls-Schule in Moskau; für diese hat vor kurzem die russische Regierung die Ruhegehälter auf die Staatskasse übernommen. Für die evangelischen deutschen Gemeinden in Südwestrußland ist eine Küsterschule mit deutscher Unterrichtssprache in Staraja Buda (Wolhynien) zur Ausbildung von deutschen Lehrern und Küstern genehmigt worden. Die panslawistische Presse hat die Küsterschulen stets ungern gesehen und angefeindet, ein Beweis für ihre Bedeutung.

In den Balkanländern besteht eine Reihe guter deutscher Schulen. Die größte höhere deutsche Auslandsschule ist die zu Bukarest mit 1132 Schülern, von denen 76 v. H. deutsche sind, 266 die militärberechtigte Realschule besuchen. In Bulgarien hat es die deutsche Schule in Rustschuk auf 100 Schüler ge-

bracht, unter denen zwar nur 17 deutscher Muttersprache sind, jedoch ist durch den Einfluß dieser Schule das Französische nicht mehr alleinige Sprache des Handelsverkehrs. Die deutsche Sprache dringt hier wie überall auf der Balkanhalbinsel als Handelssprache vor. Die deutsch-protestantische Schule in Belgrad hat sich infolge innerer Zwistigkeiten in der deutschen Gemeinde an den serbischen Staat wenden müssen, der sie jetzt erhält, nachdem der deutsche Reichszuschuß zurückgezogen worden ist — ein höchst bedauerlicher Abschluß dieses Kirchen- und Schulstreites. Die blühende deutsche Schule in Konstantinopel hat auf asiatischem Boden eine neue Zweiganstalt in Haidar-Pascha, dem Anfangspunkt der anatolischen Bahn errichtet. Beide Anstalten werden von 839 Schülern besucht, 336 kommen auf die Realschule.

* * *

Kirche und Schule sind in den deutschen Gemeinden außerhalb des deutschen Sprachgebietes oft eng verbunden. Der Geistliche ist in vielen Fällen auch Leiter der Schule oder erteilt eine größere Anzahl Unterrichtsstunden. Die Anforderungen der Kirche und Schule in den großen Auslandsgemeinden, besonders der Welthandelsplätze, behandelt Marinepfarrer Klein übersichtlich in der Zeitschrift „Deutsch-Evangelisch“ (Marburg, Elwert, Januar 1905). Er betont, daß in diesen großen Gemeinden, wo die Kaufleute den Ton angeben und Frauen und Kinder durchschnittlich gebildeter und geistig reger sind als daheim, der Pfarrer nicht zu jung und vor allem ein guter Prediger sein müsse. Nach dem Beispiel der Engländer ist es zu erstreben, daß der Geistliche besser besoldet und dadurch zu längerem Bleiben veranlaßt wird. Nur dann kann er auch als nationaler Führer mit Erfolg wirken und den dafür nötigen Einfluß in den Handelskreisen gewinnen. An der Schule wirkt er am besten nur als Religionslehrer. Für die Schule sind auch ältere, erfahrene Fachmänner, nicht nur ganz junge Lehrer nötig, damit sie mit größerem Erfolg arbeiten kann, als es bisher meist der Fall ist. Die in Preußen bereits mehrfach erfolgten Beurlaubungen von Lehrern zu längerem Dienst an Auslandsschulen müßten in größerem Umfang erfolgen. Daß auch der Reichszuschuß dringend weiterer Erhöhung bedarf, braucht kaum hinzugefügt zu werden. Es ist in der Tat dringend nötig, daß die Stellung als Geistlicher oder Lehrer auf den Auslandsposten nicht mehr als Notbehelf angesehen werden muß, sondern als mindestens gleichwertig mit gleicher Stellung in der Heimat. Wir sind so stolz auf unsern stetig wachsenden Welthandel, wir haben die Bahnen der Weltpolitik beschritten. Pflicht des Reiches ist es, nun auch die Folgerungen daraus zu ziehen. Dazu gehört unbedingt in den überseeischen Hauptplätzen eine Vertretung der deutschen Schule und Kirche, durch die den dortigen Deutschen Gleichwertiges wie in der Heimat und den Fremden ein vollwertiges Abbild deutscher Kultur geboten wird.

Nachdruck verboten. — Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Otto Hötzsch, Berlin.
Verlag von Alexander Duncker, Berlin W. 35. — Druck von A. Hopfer in Burg b. M.

Wie wird die Religion der Zukunft entſtehen?

Wie ſoll denn alſo ein Antrieb auf die Menſchen zur Anerkennung und Verbreitung wahrer Religion geſchehen? Ich antworte: auf dieſelbe Art, wie bis auf dieſen Tag alle Verbeſſerungen der religiöſen Begriffe zuſtande gebracht ſind; durch einzelne Individuen, welche, bisher einſeitig, von irgend einem Punkte der Religion angezogen, erwärmt und begeiſtert wurden und die Gabe beſaßen, ihre Begeiſterung mitzuteilen. So waren im Anfange der neueſten Zeit die Reformatoren: ſo ſtanden nach ihnen, als faſt die ganze Religion in die Aufrechterhaltung des orthodoxen Lehrbegriffs geſetzt und die innere Herzensreligion vernachläſſigt wurde, die ſogenannten pietiſtiſchen Lehrer auf und erhielten den unſtreitigen Sieg ..... Und ſo werden auch in unſerem Zeitalter, wenn es ſich von den mancherlei Verirrungen, unter denen es herumgetrieben worden, ein wenig erholt und geſetzt haben wird, begeiſterte Männer aufſtehen, welche demſelben geben werden, was ihm not tut.

J. Gottlieb Fichte.

(Aus: Erzieher zu deutſcher Bildung. Band III. Verlag von Eugen Diederichs.)

Der Mönch.

Novelle

von

Georg von der Gabelentz.

(Fortſetzung.)

IV.

Seit dieſem Tage durchwanderte der Mönch immer eifriger die Dörfer und Höfe des Puſtertales. Er predigte mit Feuer in den Kirchen gegen Zuchtloſigkeit und Genußſucht, er redete zu den Bauern, ermahnte und forderte, von ihrem Geize, von ihrer kalten Engherzigkeit zu laſſen. Er beſchwor ſie, nicht um fluchwürdiger Beutegier den Werbern in den Krieg zu folgen, er rief ſie auf, endlich einmal kraftvoll dem düſteren Treiben gewalttätiger Herren und fanatiſcher Hexenrichter entgegenzutreten.

Mit übervollen Händen bot er ihnen die Mittel, ſich aus dem Zwange und der trägen Dumpfheit ihres Lebens emporzuarbeiten.

Stets zog er voll Hoffnung hinaus, und immer kehrte er müde in die stille Einsamkeit seiner Klosterzelle zurück, um in unruhigem, traumgequälten Schlummer umsonst Erquickung zu suchen.

Wohl hörte man ihm voll Aufmerksamkeit zu, aber wenn er zu Taten begeistern wollte, die die Kraft beider Arme erforderten, so bot man ihm nur eine Hand, wenn er zu lauter Gegenrede, zu mutigem Auftreten gegen irgend eine offenkundige Ungerechtigkeit und Willkür anspornte, brachte er die Bauern nur zu heimlichen Flüchen und uneinigem Gezänke. Während er aufrecht stand, beugten sie sich demütig vor dem Hute des Bischofs oder der Goldkette eines kaiserlichen Rates zu Boden. Mehr und mehr mußte er einsehen, daß er im Eifer der Begeisterung eine Ernte für reif gehalten hatte, die noch vieler Sonne bedurfte, ehe sie der Sense des Schnitters verfallen konnte. Mehr als einmal mußte er von falschen Lippen hinter seinem Rücken das Wort „Aufrührer" hören.

Dann kamen Augenblicke über ihn, in denen er weinend und voll Demut den Fuß des großen, hölzernen Kruzifixes umfaßte, das, an der Wand hängend, den einzigen Schmuck seiner Zelle bildete.

In einer solchen peinvollen Stunde, da seine Kniee auf den rauhen Steinen der Zelle wund geworden waren, schlich sich ihm von neuem der Stolz und Trotz seines Geschlechtes ins Herz. Seine Blicke verdüsterten sich, und die zum Gebet gefalteten Hände lösten sich auseinander, indes er aufsprang.

Da wollte ihm scheinen, als sehe das geschnitzte, schmerzensvolle Antlitz des Gekreuzigten unter der Dornenkrone kalt und tot über ihn hinweg, als sei es ewig taub für seine Bitten, ewig blind für seine Leiden. Und er erhob das Haupt und reckte den abgemagerten Arm gegen das stumme Holzwerk mit dem fast wie eine Drohung klingenden Rufe:

„Durch Leiden hast du das Siegen gelehrt; aber ich bin zu klein, bin ein anderer, ein Mensch, ein Welsberg, ich muß es durch Taten erringen! Du aber sollst mir helfen! — Willst du?"

Dann starrte er das Bild des Gekreuzigten an, auf eine Antwort, auf ein Neigen, nur ein ganz leises Neigen des toten Angesichts harrend.

„Du schweigst?"

Doch das Holzwerk blieb steif, kein Wort kam, keine Bewegung des auf die Brust gesunkenen Hauptes. Und der bleiche Leib des Gekreuzigten versank langsam in Dämmerung.

Da kehrte sich der Mönch mit trübem Lächeln ab und wischte sich die schweißperlende Stirn.

„Welcher Narr bin ich," sprach er zu sich selbst, „oder faßt mich zu Zeiten das Fieber? Soll dieser tote Stamm meinetwegen Wunder tun? Es gibt nur einen Weg zum Siege, sich selbst zum stählernen, unbeugsamen Werkzeuge machen und den Blick fest aufs Ziel richten. Und an solchem Wege darf nicht der elendeste Stein zum Rasten liegen!" — —

Seitdem er des Klosters friedenhegende Mauern verlassen hatte, ward so seinen Gebeten oft etwas Fremdes und Weltliches beigemischt, etwas, das die Außenwelt mit ihrem Unfrieden und ihrer Unrast in seine Brust gesät hatte und das wuchernd aufging wie Giftkraut.

Auch im Weihrauchduft der abgeschiedenen Welt, unter den lichtarmen Gewölben der Klosterkirche vermochte der Mönch nicht mehr wie früher Stärkung und Ruhe zu finden. Während die anderen Brüder dumpfe Litaneien sangen, und der Klang der Responsorien die hochstrebenden Pfeiler umflog, kniete Bruder Sebald, das Haupt vornübergeneigt, abseits in seinem Stuhle. Seine Lippen waren geschlossen, und seine dunklen Augen starrten finster auf den Steinboden. Verwitterte und abgetretene Grabplatten bildeten seinen Belag, sie waren mit verwischten Namen und kaum noch leserlichen Zahlen bedeckt. Darunter lagen die Grüfte mit Särgen gefüllt, mit morschen Brettern und modernden Gebeinen der längst Entschlafenen.

Schliefen sie wirklich?

Dem Mönche war es oft, als kniee einer neben ihm, tupfe ihm mit der Hand an den Arm, weise mit ausgestrecktem Finger auf den Boden und raune ihm mit tonloser Stimme ins Ohr:

„Morsch wie jene Toten, abgenützt wie jene Steine ist euer Glaube! Verdorrt ist die Kirche, der ihr alle dient! Wirf du das Alte über den Haufen! — Wirf's über den Haufen!"

Bei solcher Berührung und solchen Worten blickte der Mönch schaudernd auf den leeren Platz an seiner Seite. Aus der Tiefe wehte kalte Zugluft zwischen den Steinfugen empor, und er schob sich ein wenig weiter, näher an die anderen singenden Brüder heranrückend.

Drunten lagen die Toten. Schliefen sie?

Schliefen sie wirklich?

Sein eiserner Wille aber überwand immer wieder die Mutlosigkeit und Beklemmung, die die Folge solcher Phantasien war.

Seit längerer Zeit hatte er, mit der Abfassung einer Streitschrift beschäftigt, das Kloster nicht verlassen, da trat eines Tages nach Beendigung der Messe, während die Brüder paarweise den Kreuzgang entlang ihren Zellen zugingen, der Prior an ihn heran. Die Augen des

Greises blickten strenger als sonst, und seine Stimme hatte nicht mehr den gewohnten milden und väterlichen Klang, als er Bruder Sebald anredete:

„Ich habe heute Wichtiges mit Euch zu reden, wollet mir sogleich nach meiner Zelle folgen!"

Der Mönch gehorchte, ohne ein Wort zu erwidern. In seinem Gemache angelangt, setzte sich der Prior ermüdet auf einen Sessel, und sein Antlitz drückte ernste Besorgnis aus.

„Bruder Sebald," begann er stirnrunzelnd, es wurde ihm schwer, zu reden, „es ist Schlimmes geschehen. Ein arger Frevel ist verübt worden, wie er seit langem in diesem Tale nicht gesehen wurde, und ich muß Euch fragen, inwieweit Ihr in solche abscheuliche Tat verwickelt seid. Seit Monaten ist es mir nicht mehr unbekannt, aber ich habe voll Vertrauen zu Euch bisher geschwiegen, daß das Volk, auf Eure Reden und Aussprüche pochend, zu Aufruhr und Widersetzlichkeit neigt. Ihr habt mich, die heilige Kirche getäuscht!"

Der Mönch erhob hier lebhaft das Haupt. Der Greis aber fuhr, diese Bewegung richtig deutend, fort, indem er leicht die Hand gegen den Bruder streckte:

„Lasset mich ausreden! Ich weiß im voraus, was Ihr einwenden wollt, daß dies alles gegen Euern Willen geschah, daß man Euch mißversteht. Aber gleichviel, die Tatsache ist nicht zu bestreiten, und sie gibt nicht nur mir, sondern auch unserem hochwürdigsten Herrn Bischof und dem herzoglichen Rat Graf Grivelli Veranlassung zu ernster und strenger Mahnung. Neulich hat man unfern von hier, fast unter den Augen des Schlosses, einen Wehrlosen, einen herzoglichen Gerichtsboten arg mißhandelt und einen wegen Diebstahls und dreister Bettelei zu Recht in Haft genommenen Landstreicher, einen ehemaligen Schmied aus Welsberg, aus den Händen der Knechte Eures Bruders mit roher Gewalt befreit. Nennt Ihr das Gutes tun? Lehrtet Ihr das den Bauern?"

Die Augen des Mönches blitzten zornig, und er warf mit erregter Stimme ein:

„Glaubet mir, dies alles geschah ohne mein Vorwissen! Doch wisset, nicht durch mich ist das Volk aufgereizt worden und geneigt, falsch zu verstehen. Schlechte Herren haben's durch Jahrhunderte so erzogen. Sie säeten Mißtrauen, sie ernten Feindschaft. Neigt das Volk nun zu Gewalttaten, so ist das nur ein Beweis, daß es sich auf seine Rechte zu besinnen anfängt, um die man es betrügen möchte. Es lag lange genug in Fesseln, wie man sie sonst nur einem anlegt, dessen Geist unheilbar umnachtet ist. Frei aber soll das Volk sein, nicht hundert kleinen und

großen Tyrannen gehorchend, sondern dem allein, dem Einzigen, der das Weltall in seiner Hand wiegt."

Der Bruder erwartete, der Prior werde ihm das Wort Empörer! zuschleudern, aber er hatte sich getäuscht.

„Freiheit?" erwiderte der Greis, und wehmütiges Lächeln ging über seine matten Züge, indessen er ohne Groll auf den Bruder blickte. „Freiheit? ein edles Wort, ein schöner Schall, ein zerfließender Schaum! Merket, nur der ist wahrhaft frei, der sich selbst zu zähmen weiß. Muß ich Euch erst solch' alte Weisheit lehren? Was fängt das Volk mit der Freiheit an? In seiner ungefügen Hand wird die hohe Göttin zu einer zuchtlosen Dirne! Gebt Ihr etwa einem Kinde ein geschliffenes Schwert zum Spielen in die schwachen, unbedachten Arme? — Bruder Sebald, Ihr seid ein Träumer, Ihr kennt das Volk nicht, aber die Weisheit unserer Kirche und ihrer Väter, sie kennt es. Laßt Euch sagen," fuhr er mit ernster Stimme fort, „was die nur für einen Augenblick sich frei fühlenden Bauern getan haben, und dann gesteht, ob Ihr solch fluchwürdiges Beginnen zu billigen vermögt. Ob Ihr wohl dann noch glauben werdet, das Volk könne der Tyrannen, wie Ihr in starkem Eifer soeben die Obrigkeit zu nennen beliebtet, entbehren. Aber entsetzt Euch nicht, es betrifft das Haus Eurer Ahnen."

Der Bruder blickte erschrocken auf.

„Ein toller Haufen ist unter Führung dieses selben Schmiedes, Jürg Sandhofer, eben fällt mir der Name des Buben ein, nachts mit Spießen und allerlei Waffen vor Welsberg gezogen. Zwar sind Zugbrücke und Tor geschlossen gewesen, und sie haben darum nicht in die Burg hinein gekonnt, in der sie sicher blutig unter den Euern gehaust hätten. Aber eine von den Anführern geschleuderte brennende Fackel ist auf dem Schindeldach über der Kapelle hängen geblieben. Das Dach hat Feuer gefangen, und die Kapelle ist mit allen geweihten Geräten, dem Altare, dem Kruzifixe, der Madonna, ein Opfer des gierigen Elementes geworden."

„Und die Särge meiner Eltern?" fragte der Bruder mit dumpfer Stimme.

„Das zusammenstürzende Gewölbe hat die Decke der Gruft durchschlagen. Unter dem jubelnden Geheule der Empörer, unter den Schüssen, die sie mit den Leuten Eures Bruders gewechselt haben, sind die Reste Eurer Eltern und Großeltern vom gierigen Feuer zerstört worden. Zwei der Bauern sind tot auf dem Platze geblieben, und einem dritten zersplitterte eine Kugel den Arm. Auch Euer Bruder trug eine schwere Wunde davon."

Eine Weile beobachtete der Prior das bleiche, jetzt faſt undurchdringliche Geſicht des Mönches, dann fuhr er fort:

„Wenn auch ſolches nicht auf Euer Geheiß geſchah, ſo iſt's doch Euerm Einfluſſe allein zuzuſchreiben. Aber noch mehr. An vielen Orten weigern ſich die Bauern, den Frohn zu leiſten! Sie, die ſonſt in Demut den Geboten der Kirche zu gehorchen gewohnt waren, hat der Geiſt des Aufruhrs ſchlimmer denn je erfaßt. — Sprecht, was habt Ihr darauf zu erwidern? Wie könnt Ihr ſolches Treiben verantworten, wie wollt Ihr es hindern? Ihr ſolltet Frieden und Ordnung bringen, Ihr brachtet Unfriede und Unrecht."

Ohne ſich ſich zu bedenken, antwortete der Mönch, ſeinem Vorgeſetzten frei ins Geſicht ſehend:

„Daß der Sandhofer das Grab meiner Mutter zerſtörte, ſoll er büßen, und den Geiſt des unüberlegten und aberwitzigen Aufruhrs, den wahrlich ich nie predigte, werde ich den Übermütigen austreiben! Ich bin ſtark genug. Aber zu Knechten, wenn Ihr das etwa meintet, will ich ſie nicht machen, und wenn Ihr, hochwürdiger Herr, auch von der Freiheit des Volkes nichts haltet, ich ſelbſt denke anders und werde nicht eher ruhen, als bis ich mein Volk frei weiß, nicht von den Geſetzen, ſie ſind notwendig, aber von der Willkür der Herren und vor allem frei von dem tauſendfachen Banne dumpfen Aberglaubens."

Der Prior blickte nachdenklich vor ſich hin, endlich ſagte er:

„Stolze Worte! Eure Ziele ſind edel und groß, und ſo muß ich ſie billigen, aber — hütet Euch, Ihr treibt das Volk wie eine ungeordnete Herde am Rande eines tiefen Abgrunds vorüber und — —"

„Meine Ziele ſind die größten," unterbrach ihn Bruder Sebald mit lebhafter Stimme. „Ohne den Willen des heiligen Gottes wird uns keine Tiefe verſchlingen und kein Teufel Macht über uns haben!"

„Dennoch muß ich Euch mit Ernſt warnen," fuhr der Prior geduldig fort, indem er ſich erhob. „Unterſchätzt nicht die Leidenſchaften, die, einmal entfeſſelt, unbändig werden wie ein toſender Bergſtrom. Mäßiget ein wenig Eure Worte und hütet Euch, von neuem dadurch das Volk zu Aufſtänden und Untaten zu bewegen. Ich würde ſonſt an Euch irre werden und Euch verbieten, das Kloſter zu verlaſſen. Auch vermöchten dann ſeine Mauern Euch nicht immer vor dem Gericht der Obrigkeit zu ſchützen. Ihr kennt Grivelli nicht!"

Der Mönch aber erwiderte ſtolz:

„Hochwürdiger Herr, ſo lange Weg und Ziel hoch und rein ſind, werden Eure Mauern mich nicht zu halten vermögen, denn das Volk

würde nach seinem Helfer schreien, und vor seinem Rufen müßten die Eisenpforten des tiefsten Kerkers sich öffnen. Ich bedarf keines Schutzes und keiner Waffen! Mich schützt der Höchste, dem ich diene."

„So lange Ihr ihm dient!" setzte der Prior mit Nachdruck hinzu.

„Das war ein gutes Wort von Euch." Der Bruder verneigte sich. „Ja, so lange ich ihm diene, hochwürdiger Herr, und ich denke das bis an mein Ende zu tun."

„Ihr habt meinen Segen."

Der Prior entließ den Mönch. Er wollte ihm nicht in allem recht geben und wußte doch, daß Bruder Sebald nicht unrecht hatte. Auch er kannte die Schäden von Kirche und Staat. Trotz vieler Anfeindungen und neidischer Nachrede, selbst von seiten der ländlichen Pfarrer, war des Mönches Einfluß stetig gewachsen. Immer lauter priesen ihn seine Anhänger als einen Retter der Unterdrückten, als einen Heiligen, und der Greis erschrak oft, wenn er von der Macht hörte, die Bruder Sebald zu Zeiten über die Gemüter gewinnen konnte.

Zu solchem Ansehn hatte nicht weniger als seine tiefen Predigten sein strenger Lebenswandel beigetragen. In zuchtlosester Zeit gab er, der fromme Bruder, niemals auch nur den geringsten Anlaß zu böser Nachrede, und freigebig spendete er, was er von seinem väterlichen Erbteil ins Kloster gebracht hatte, den Armen.

Wurde es unter dem Landvolke bekannt, daß Bruder Sebald predigen werde, er wählte oftmals eine Bergwiese, einen Anger am Waldesrand aus, so strömten die Bauern zusammen. Sie scheuten sich nicht, selbst aus den entlegensten Tälern den weiten Weg zu machen.

Und dennoch war der Bruder mit seinem Wirken nicht zufrieden, ja er konnte es nicht sein. Mißtrauen und Bequemlichkeit hemmten immer wieder seinen Weg, und wenn sich die Bauern einmal aufrafften und, hingerissen durch seine feurigen Worte, ans Werk eilen wollten, so kam Unrecht heraus. Mit plump dreinschlagenden Fäusten verdarben sie alles und häuften damit Haß und Feindschaft auf den, dem die Geschädigten alle Schuld beimaßen.

Wenn er aber auch zuweilen erlahmen wollte, das Blut seiner Ahnen floß zu stark in seinen Adern, und ihr Wappenspruch stand heiß flammend vor seinen Augen: Dennoch!

Der Mönch hatte nach jener Unterredung mit dem Prior eine Versammlung unter freiem Himmel einberufen und im Angesichte einer vielhundertköpfigen Menge ein strenges Strafgericht über die Gewalttat von Welsberg abgehalten.

Auch in Argentinien haben die deutschen Einwanderer sich zur Erhaltung ihres Volkstums zusammengeschlossen. Im letzten Jahrzehnt hat sich die Zahl der deutschen Schulen verdoppelt. Es gibt jetzt etwa 50 mit 150 Lehrern und 3000 Kindern. Selbst die armen deutsch-russischen Kolonien der Provinz Entre Rios sind bemüht, sich deutsche Schulen zu erhalten, obwohl sie, bei einem Monatsgehalt von 5 Dollars (etwa 20 Mark) an, meist nur „verbummelte Existenzen" als Lehrer anstellen können und die Erfolge der Schule deshalb nur sehr gering sind. Als Unterrichtssprache tritt in vielen der deutsch-argentinischen Schulen das Spanische neben dem deutschen auf, letzteres muß sogar häufig hinter der Landessprache zurückstehen. Von den 150 Lehrern sind etwa 50 nicht fachmännisch ausgebildet. Da die Schulen fast alle von örtlichen Schulvereinen unterhalten werden, sind die Gehälter meist niedrig, tüchtige Kräfte aus Deutschland deshalb schwer zu erhalten. Immerhin bringen die Deutschen Argentiniens etwa ½ Million Mark jährlich für ihre Schulen auf, wozu das Deutsche Reich nur 43000 Mark beisteuert. Davon kommen 33000 Mark allein auf Buenos Aires, wo sich die besten deutschen Schulen befinden. Am höchsten steht das Reform-Realgymnasium in der Vorstadt Belgrano, das ohne Reichszuschuß sich erhält. Über die Herkunft der Deutschen in Argentinien geben auch die deutschen Schulen Aufschluß. In den beiden Großstädten Buenos Aires und Rosario sind unter den Schülern etwa 68 v. H. reichsdeutscher, 20 v. H. deutschschweizerischer, 2 v. H. deutschösterreichischer Abstammung, 10 v. H. sind Nichtdeutsche. Auf dem Lande sind dagegen 65 v. H. Deutschschweizer, nur 10 v. H. Reichsdeutsche und 25 v. H. Romanen Zöglinge der deutschen Schulen. Von den Lehrern sind etwa 45 v. H. Reichsdeutsche, 35 v. H. Schweizer, 20 v. H. Nichtdeutsche. (Vgl. Das deutsche Schulwesen in Argentinien von R. Gabert „Die deutsche Schule im Auslande". Januar 1905.)

Eine Anerkennung deutscher Wissenschaft und Kultur bedeutet die Reform des höheren Schulwesens durch den Unterrichtsminister Fernandez. In der Oberstufe der höheren Schulen wird für die zukünftigen Juristen, Mediziner, Mathematiker und Naturwissenschaftler Deutsch als alleinige lebende Fremdsprache eingeführt mit der Begründung, daß es für die genannten Berufe von höchster Bedeutung sei, die einschlägigen deutschen Werke in der Ursprache zu studieren.

Daß es auch in Argentinien nicht an Versuchen fehlt, das Deutschtum gelegentlich zu schädigen, beweist die eigenmächtige Schließung der deutschen Schule in Lucas Gonzalez in der Provinz Entre Rios durch den dortigen Polizeikommissar. Auf die Beschwerde der deutschen Kolonisten soll das zuständige Schulkollegium geantwortet haben, der deutsche Unterricht sei in den Schulen verboten. Gegen diese Verletzung der verfassungsmäßig gewährleisteten völligen Lehrfreiheit, welche fremdsprachige Privatschulen jeder Art gestattet, macht das „Argentinische Wochenblatt" (14. Dez. 1904) mit erfreulicher Entschiedenheit Front. Diese deutsche, aber politisch durchaus auf dem Boden des argentinischen Staatsbürgertums stehende Zeitschrift wendet sich bei dieser Gelegenheit auch mit Recht gegen die doppelsprachigen Schulen, in denen die Schüler weder deutsch noch spanisch ordentlich lernen.

* * *

Von den deutschen Auslandsschulen in anderen Ländern liegt eine größere Anzahl neuer Einzelberichte vor. Sie sind zumeist in der Monatsschrift „Die deutsche Schule im Ausland“ (Wolfenbüttel, Heckner) veröffentlicht. Dort finden Interessenten nähere Auskunft. Hier können nur die wichtigsten Tatsachen angeführt werden. Die deutsche Schule in Osorno (Chile) feierte 1904 ihr 50jähriges Bestehen, sie zählt 249 Schüler in 9 Klassen. In Süd-Paraguay bildet die deutsche Schule zu Hohenau eine wertvolle Stütze der aufblühenden deutschen Kolonie, seit 5 Jahren ist die Zahl der deutschen Ansiedler von einigen Dutzend auf mehrere hundert gestiegen. Die 1898 gegründete deutsche Schule in Havanna ist eingegangen, ihr Leiter geht in gleicher Eigenschaft an die neue Reichsschule in Saipan auf den Marianen. In Havanna soll eine neue Privatschule einer Lehrerin Ersatz bieten. Auch die deutsche Schule in Johannesburg ist andauernd in schwieriger Lage, ihre Schülerzahl ist auf 186 zurückgegangen.

Von den europäischen Auslandsschulen ist im allgemeinen nur günstiges zu berichten. In Brüssel stieg der Besuch des Realprogymnasiums von 232 auf 266, in Antwerpen hob sich die allgemeine deutsche Schule von 342 auf 419 Schüler. Im wallonischen Belgien ist die streng klerikale deutsche Realschule in Grand-Halleux auf 166 Schüler gewachsen. Die größte der vier deutschen Schulen in London, die St. Georgsschule, feiert heuer ihr 100jähriges Bestehen. Die deutsch-protestantische Schule in Mailand hat als 5. Auslandsschule neben denen zu Brüssel, Antwerpen, Bukarest und Konstantinopel die Anerkennung ihrer Reifezeugnisse für den Einjährig-Freiwilligen-Dienst erhalten. In Rom hat der Schulstreit dahin geführt, daß nun drei deutsche Schulen bestehen. Jetzt wird die vom Reich unterstützte paritätische Schule von 79, die evangelische von 29, die katholische von nur 7 Kindern besucht.

Rußland verfolgt jetzt eine andere Politik gegenüber den deutschen Schulen. In Riga und Reval sind wieder deutsche Gymnasien entstanden. In Petersburg haben die vier großen deutsch-evangelischen Kirchenschulen, die Volksschule, Realschule und Gymnasium in sich fassen, das Recht, Reifezeugnisse für die Universität auszustellen. Sie werden von etwa 3000 Knaben besucht, zwei dieser Schulen haben auch Mädchenabteilungen. Die älteste deutsche Kirchenschule ist die 1626 errichtete St. Petri-Pauls-Schule in Moskau; für diese hat vor kurzem die russische Regierung die Ruhegehälter auf die Staatskasse übernommen. Für die evangelischen deutschen Gemeinden in Südwestrußland ist eine Küsterschule mit deutscher Unterrichtssprache in Staraja Buda (Wolhynien) zur Ausbildung von deutschen Lehrern und Küstern genehmigt worden. Die panslawistische Presse hat die Küsterschulen stets ungern gesehen und angefeindet, ein Beweis für ihre Bedeutung.

In den Balkanländern besteht eine Reihe guter deutscher Schulen. Die größte höhere deutsche Auslandsschule ist die zu Bukarest mit 1132 Schülern, von denen 76 v. H. deutsche sind, 266 die militärberechtigte Realschule besuchen. In Bulgarien hat es die deutsche Schule in Rustschuk auf 100 Schüler ge-

bracht, unter denen zwar nur 17 deutscher Muttersprache sind, jedoch ist durch den Einfluß dieser Schule das Französische nicht mehr alleinige Sprache des Handelsverkehrs. Die deutsche Sprache dringt hier wie überall auf der Balkanhalbinsel als Handelssprache vor. Die deutsch-protestantische Schule in Belgrad hat sich infolge innerer Zwistigkeiten in der deutschen Gemeinde an den serbischen Staat wenden müssen, der sie jetzt erhält, nachdem der deutsche Reichszuschuß zurückgezogen worden ist — ein höchst bedauerlicher Abschluß dieses Kirchen- und Schulstreites. Die blühende deutsche Schule in Konstantinopel hat auf asiatischem Boden eine neue Zweiganstalt in Haidar-Pascha, dem Anfangspunkt der anatolischen Bahn errichtet. Beide Anstalten werden von 839 Schülern besucht, 336 kommen auf die Realschule.

* * *

Kirche und Schule sind in den deutschen Gemeinden außerhalb des deutschen Sprachgebietes oft eng verbunden. Der Geistliche ist in vielen Fällen auch Leiter der Schule oder erteilt eine größere Anzahl Unterrichtsstunden. Die Anforderungen der Kirche und Schule in den großen Auslandsgemeinden, besonders der Welthandelsplätze, behandelt Marinepfarrer Klein übersichtlich in der Zeitschrift „Deutsch-Evangelisch" (Marburg, Elwert, Januar 1905). Er betont, daß in diesen großen Gemeinden, wo die Kaufleute den Ton angeben und Frauen und Kinder durchschnittlich gebildeter und geistig reger sind als daheim, der Pfarrer nicht zu jung und vor allem ein guter Prediger sein müsse. Nach dem Beispiel der Engländer ist es zu erstreben, daß der Geistliche besser besoldet und dadurch zu längerem Bleiben veranlaßt wird. Nur dann kann er auch als nationaler Führer mit Erfolg wirken und den dafür nötigen Einfluß in den Handelskreisen gewinnen. An der Schule wirkt er am besten nur als Religionslehrer. Für die Schule sind auch ältere, erfahrene Fachmänner, nicht nur ganz junge Lehrer nötig, damit sie mit größerem Erfolg arbeiten kann, als es bisher meist der Fall ist. Die in Preußen bereits mehrfach erfolgten Beurlaubungen von Lehrern zu längerem Dienst an Auslandsschulen müßten in größerem Umfang erfolgen. Daß auch der Reichszuschuß dringend weiterer Erhöhung bedarf, braucht kaum hinzugefügt zu werden. Es ist in der Tat dringend nötig, daß die Stellung als Geistlicher oder Lehrer auf den Auslandsposten nicht mehr als Notbehelf angesehen werden muß, sondern als mindestens gleichwertig mit gleicher Stellung in der Heimat. Wir sind so stolz auf unsern stetig wachsenden Welthandel, wir haben die Bahnen der Weltpolitik beschritten. Pflicht des Reiches ist es, nun auch die Folgerungen daraus zu ziehen. Dazu gehört unbedingt in den überseeischen Hauptplätzen eine Vertretung der deutschen Schule und Kirche, durch die den dortigen Deutschen Gleichwertiges wie in der Heimat und den Fremden ein vollwertiges Abbild deutscher Kultur geboten wird.

Nachdruck verboten. — Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Otto Hötzsch, Berlin.
Verlag von Alexander Duncker, Berlin W. 35. — Druck von A. Hopfer in Burg b. M.

Wie wird die Religion der Zukunft entſtehen?

Wie ſoll denn alſo ein Antrieb auf die Menſchen zur Anerkennung und Verbreitung wahrer Religion geſchehen? Ich antworte: auf dieſelbe Art, wie bis auf dieſen Tag alle Verbeſſerungen der religiöſen Begriffe zuſtande gebracht ſind; durch einzelne Individuen, welche, bisher einſeitig, von irgend einem Punkte der Religion angezogen, erwärmt und begeiſtert wurden und die Gabe beſaßen, ihre Begeiſterung mitzuteilen. So waren im Anfange der neueſten Zeit die Reformatoren: ſo ſtanden nach ihnen, als faſt die ganze Religion in die Aufrechterhaltung des orthodoxen Lehrbegriffs geſetzt und die innere Herzensreligion vernachläſſigt wurde, die ſogenannten pietiſtiſchen Lehrer auf und erhielten den unſtreitigen Sieg ..... Und ſo werden auch in unſerem Zeitalter, wenn es ſich von den mancherlei Verirrungen, unter denen es herumgetrieben worden, ein wenig erholt und geſetzt haben wird, begeiſterte Männer aufſtehen, welche demſelben geben werden, was ihm not tut.

J. Gottlieb Fichte.

(Aus: Erzieher zu deutſcher Bildung. Band III. Verlag von Eugen Diederichs.)

Der Mönch.

Novelle

von

Georg von der Gabelentz.

(Fortſetzung.)

IV.

Seit dieſem Tage durchwanderte der Mönch immer eifriger die Dörfer und Höfe des Puſtertales. Er predigte mit Feuer in den Kirchen gegen Zuchtloſigkeit und Genußſucht, er redete zu den Bauern, ermahnte und forderte, von ihrem Geize, von ihrer kalten Engherzigkeit zu laſſen. Er beſchwor ſie, nicht um fluchwürdiger Beutegier den Werbern in den Krieg zu folgen, er rief ſie auf, endlich einmal kraftvoll dem düſteren Treiben gewalttätiger Herren und fanatiſcher Hexenrichter entgegenzutreten.

Mit übervollen Händen bot er ihnen die Mittel, ſich aus dem Zwange und der trägen Dumpfheit ihres Lebens emporzuarbeiten.

Stets zog er voll Hoffnung hinaus, und immer kehrte er müde in die stille Einsamkeit seiner Klosterzelle zurück, um in unruhigem, traumgequälten Schlummer umsonst Erquickung zu suchen.

Wohl hörte man ihm voll Aufmerksamkeit zu, aber wenn er zu Taten begeistern wollte, die die Kraft beider Arme erforderten, so bot man ihm nur eine Hand, wenn er zu lauter Gegenrede, zu mutigem Auftreten gegen irgend eine offenkundige Ungerechtigkeit und Willkür anspornte, brachte er die Bauern nur zu heimlichen Flüchen und uneinigem Gezänke. Während er aufrecht stand, beugten sie sich demütig vor dem Hute des Bischofs oder der Goldkette eines kaiserlichen Rates zu Boden. Mehr und mehr mußte er einsehen, daß er im Eifer der Begeisterung eine Ernte für reif gehalten hatte, die noch vieler Sonne bedurfte, ehe sie der Sense des Schnitters verfallen konnte. Mehr als einmal mußte er von falschen Lippen hinter seinem Rücken das Wort „Aufrührer" hören.

Dann kamen Augenblicke über ihn, in denen er weinend und voll Demut den Fuß des großen, hölzernen Kruzifixes umfaßte, das, an der Wand hängend, den einzigen Schmuck seiner Zelle bildete.

In einer solchen peinvollen Stunde, da seine Kniee auf den rauhen Steinen der Zelle wund geworden waren, schlich sich ihm von neuem der Stolz und Trotz seines Geschlechtes ins Herz. Seine Blicke verdüsterten sich, und die zum Gebet gefalteten Hände lösten sich auseinander, indes er aufsprang.

Da wollte ihm scheinen, als sehe das geschnitzte, schmerzensvolle Antlitz des Gekreuzigten unter der Dornenkrone kalt und tot über ihn hinweg, als sei es ewig taub für seine Bitten, ewig blind für seine Leiden. Und er erhob das Haupt und reckte den abgemagerten Arm gegen das stumme Holzwerk mit dem fast wie eine Drohung klingenden Rufe:

„Durch Leiden hast du das Siegen gelehrt; aber ich bin zu klein, bin ein anderer, ein Mensch, ein Welsberg, ich muß es durch Taten erringen! Du aber sollst mir helfen! — Willst du?"

Dann starrte er das Bild des Gekreuzigten an, auf eine Antwort, auf ein Neigen, nur ein ganz leises Neigen des toten Angesichts harrend.

„Du schweigst?"

Doch das Holzwerk blieb steif, kein Wort kam, keine Bewegung des auf die Brust gesunkenen Hauptes. Und der bleiche Leib des Gekreuzigten versank langsam in Dämmerung.

Da kehrte sich der Mönch mit trübem Lächeln ab und wischte sich die schweißperlende Stirn.

„Welcher Narr bin ich," sprach er zu sich selbst, „oder faßt mich zu Zeiten das Fieber? Soll dieser tote Stamm meinetwegen Wunder tun? Es gibt nur einen Weg zum Siege, sich selbst zum stählernen, unbeugsamen Werkzeuge machen und den Blick fest aufs Ziel richten. Und an solchem Wege darf nicht der elendeste Stein zum Rasten liegen!" — —

Seitdem er des Klosters friedenhegende Mauern verlassen hatte, ward so seinen Gebeten oft etwas Fremdes und Weltliches beigemischt, etwas, das die Außenwelt mit ihrem Unfrieden und ihrer Unrast in seine Brust gesät hatte und das wuchernd aufging wie Giftkraut.

Auch im Weihrauchduft der abgeschiedenen Welt, unter den lichtarmen Gewölben der Klosterkirche vermochte der Mönch nicht mehr wie früher Stärkung und Ruhe zu finden. Während die anderen Brüder dumpfe Litaneien sangen, und der Klang der Responsorien die hochstrebenden Pfeiler umflog, kniete Bruder Sebald, das Haupt vornübergeneigt, abseits in seinem Stuhle. Seine Lippen waren geschlossen, und seine dunklen Augen starrten finster auf den Steinboden. Verwitterte und abgetretene Grabplatten bildeten seinen Belag, sie waren mit verwischten Namen und kaum noch leserlichen Zahlen bedeckt. Darunter lagen die Grüfte mit Särgen gefüllt, mit morschen Brettern und modernden Gebeinen der längst Entschlafenen.

Schliefen sie wirklich?

Dem Mönche war es oft, als kniee einer neben ihm, tupfe ihm mit der Hand an den Arm, weise mit ausgestrecktem Finger auf den Boden und raune ihm mit tonloser Stimme ins Ohr:

„Morsch wie jene Toten, abgenützt wie jene Steine ist euer Glaube! Verdorrt ist die Kirche, der ihr alle dient! Wirf du das Alte über den Haufen! — Wirf's über den Haufen!"

Bei solcher Berührung und solchen Worten blickte der Mönch schaudernd auf den leeren Platz an seiner Seite. Aus der Tiefe wehte kalte Zugluft zwischen den Steinfugen empor, und er schob sich ein wenig weiter, näher an die anderen singenden Brüder heranrückend.

Drunten lagen die Toten. Schliefen sie?

Schliefen sie wirklich?

Sein eiserner Wille aber überwand immer wieder die Mutlosigkeit und Beklemmung, die die Folge solcher Phantasien war.

Seit längerer Zeit hatte er, mit der Abfassung einer Streitschrift beschäftigt, das Kloster nicht verlassen, da trat eines Tages nach Beendigung der Messe, während die Brüder paarweise den Kreuzgang entlang ihren Zellen zugingen, der Prior an ihn heran. Die Augen des

Greises blickten strenger als sonst, und seine Stimme hatte nicht mehr den gewohnten milden und väterlichen Klang, als er Bruder Sebald anredete:

„Ich habe heute Wichtiges mit Euch zu reden, wollet mir sogleich nach meiner Zelle folgen!"

Der Mönch gehorchte, ohne ein Wort zu erwidern. In seinem Gemache angelangt, setzte sich der Prior ermüdet auf einen Sessel, und sein Antlitz drückte ernste Besorgnis aus.

„Bruder Sebald," begann er stirnrunzelnd, es wurde ihm schwer, zu reden, „es ist Schlimmes geschehen. Ein arger Frevel ist verübt worden, wie er seit langem in diesem Tale nicht gesehen wurde, und ich muß Euch fragen, inwieweit Ihr in solche abscheuliche Tat verwickelt seid. Seit Monaten ist es mir nicht mehr unbekannt, aber ich habe voll Vertrauen zu Euch bisher geschwiegen, daß das Volk, auf Eure Reden und Aussprüche pochend, zu Aufruhr und Widersetzlichkeit neigt. Ihr habt mich, die heilige Kirche getäuscht!"

Der Mönch erhob hier lebhaft das Haupt. Der Greis aber fuhr, diese Bewegung richtig deutend, fort, indem er leicht die Hand gegen den Bruder streckte:

„Lasset mich ausreden! Ich weiß im voraus, was Ihr einwenden wollt, daß dies alles gegen Euern Willen geschah, daß man Euch mißversteht. Aber gleichviel, die Tatsache ist nicht zu bestreiten, und sie gibt nicht nur mir, sondern auch unserem hochwürdigsten Herrn Bischof und dem herzoglichen Rat Graf Grivelli Veranlassung zu ernster und strenger Mahnung. Neulich hat man unsern von hier, fast unter den Augen des Schlosses, einen Wehrlosen, einen herzoglichen Gerichtsboten arg mißhandelt und einen wegen Diebstahls und dreister Bettelei zu Recht in Haft genommenen Landstreicher, einen ehemaligen Schmied aus Welsberg, aus den Händen der Knechte Eures Bruders mit roher Gewalt befreit. Nennt Ihr das Gutes tun? Lehrtet Ihr das den Bauern?"

Die Augen des Mönches blitzten zornig, und er warf mit erregter Stimme ein:

„Glaubet mir, dies alles geschah ohne mein Vorwissen! Doch wisset, nicht durch mich ist das Volk aufgereizt worden und geneigt, falsch zu verstehen. Schlechte Herren haben's durch Jahrhunderte so erzogen. Sie säeten Mißtrauen, sie ernten Feindschaft. Neigt das Volk nun zu Gewalttaten, so ist das nur ein Beweis, daß es sich auf seine Rechte zu besinnen anfängt, um die man es betrügen möchte. Es lag lange genug in Fesseln, wie man sie sonst nur einem anlegt, dessen Geist unheilbar umnachtet ist. Frei aber soll das Volk sein, nicht hundert kleinen und

großen Tyrannen gehorchend, sondern dem allein, dem Einzigen, der das Weltall in seiner Hand wiegt."

Der Bruder erwartete, der Prior werde ihm das Wort Empörer! zuschleudern, aber er hatte sich getäuscht.

„Freiheit?" erwiderte der Greis, und wehmütiges Lächeln ging über seine matten Züge, indessen er ohne Groll auf den Bruder blickte. „Freiheit? ein edles Wort, ein schöner Schall, ein zerfließender Schaum! Merket, nur der ist wahrhaft frei, der sich selbst zu zähmen weiß. Muß ich Euch erst solch' alte Weisheit lehren? Was fängt das Volk mit der Freiheit an? In seiner ungefügen Hand wird die hohe Göttin zu einer zuchtlosen Dirne! Gebt Ihr etwa einem Kinde ein geschliffenes Schwert zum Spielen in die schwachen, unbedachten Arme? — Bruder Sebald, Ihr seid ein Träumer, Ihr kennt das Volk nicht, aber die Weisheit unserer Kirche und ihrer Väter, sie kennt es. Laßt Euch sagen," fuhr er mit ernster Stimme fort, „was die nur für einen Augenblick sich frei fühlenden Bauern getan haben, und dann gesteht, ob Ihr solch fluchwürdiges Beginnen zu billigen vermögt. Ob Ihr wohl dann noch glauben werdet, das Volk könne der Tyrannen, wie Ihr in starkem Eifer soeben die Obrigkeit zu nennen beliebtet, entbehren. Aber entsetzt Euch nicht, es betrifft das Haus Eurer Ahnen."

Der Bruder blickte erschrocken auf.

„Ein toller Haufen ist unter Führung dieses selben Schmiedes, Jürg Sandhofer, eben fällt mir der Name des Buben ein, nachts mit Spießen und allerlei Waffen vor Welsberg gezogen. Zwar sind Zugbrücke und Tor geschlossen gewesen, und sie haben darum nicht in die Burg hinein gekonnt, in der sie sicher blutig unter den Euern gehaust hätten. Aber eine von den Anführern geschleuderte brennende Fackel ist auf dem Schindeldach über der Kapelle hängen geblieben. Das Dach hat Feuer gefangen, und die Kapelle ist mit allen geweihten Geräten, dem Altare, dem Kruzifixe, der Madonna, ein Opfer des gierigen Elementes geworden."

„Und die Särge meiner Eltern?" fragte der Bruder mit dumpfer Stimme.

„Das zusammenstürzende Gewölbe hat die Decke der Gruft durchschlagen. Unter dem jubelnden Geheule der Empörer, unter den Schüssen, die sie mit den Leuten Eures Bruders gewechselt haben, sind die Reste Eurer Eltern und Großeltern vom gierigen Feuer zerstört worden. Zwei der Bauern sind tot auf dem Platze geblieben, und einem dritten zersplitterte eine Kugel den Arm. Auch Euer Bruder trug eine schwere Wunde davon."

Eine Weile beobachtete der Prior das bleiche, jetzt fast undurchdringliche Gesicht des Mönches, dann fuhr er fort:

„Wenn auch solches nicht auf Euer Geheiß geschah, so ist's doch Euerm Einflusse allein zuzuschreiben. Aber noch mehr. An vielen Orten weigern sich die Bauern, den Frohn zu leisten! Sie, die sonst in Demut den Geboten der Kirche zu gehorchen gewohnt waren, hat der Geist des Aufruhrs schlimmer denn je erfaßt. — Sprecht, was habt Ihr darauf zu erwidern? Wie könnt Ihr solches Treiben verantworten, wie wollt Ihr es hindern? Ihr solltet Frieden und Ordnung bringen, Ihr brachtet Unfriede und Unrecht."

Ohne sich sich zu bedenken, antwortete der Mönch, seinem Vorgesetzten frei ins Gesicht sehend:

„Daß der Sandhofer das Grab meiner Mutter zerstörte, soll er büßen, und den Geist des unüberlegten und aberwitzigen Aufruhrs, den wahrlich ich nie predigte, werde ich den Übermütigen austreiben! Ich bin stark genug. Aber zu Knechten, wenn Ihr das etwa meintet, will ich sie nicht machen, und wenn Ihr, hochwürdiger Herr, auch von der Freiheit des Volkes nichts haltet, ich selbst denke anders und werde nicht eher ruhen, als bis ich mein Volk frei weiß, nicht von den Gesetzen, sie sind notwendig, aber von der Willkür der Herren und vor allem frei von dem tausendfachen Banne dumpfen Aberglaubens."

Der Prior blickte nachdenklich vor sich hin, endlich sagte er:

„Stolze Worte! Eure Ziele sind edel und groß, und so muß ich sie billigen, aber — hütet Euch, Ihr treibt das Volk wie eine ungeordnete Herde am Rande eines tiefen Abgrunds vorüber und — —"

„Meine Ziele sind die größten," unterbrach ihn Bruder Sebald mit lebhafter Stimme. „Ohne den Willen des heiligen Gottes wird uns keine Tiefe verschlingen und kein Teufel Macht über uns haben!"

„Dennoch muß ich Euch mit Ernst warnen," fuhr der Prior geduldig fort, indem er sich erhob. „Unterschätzt nicht die Leidenschaften, die, einmal entfesselt, unbändig werden wie ein tosender Bergstrom. Mäßiget ein wenig Eure Worte und hütet Euch, von neuem dadurch das Volk zu Aufständen und Untaten zu bewegen. Ich würde sonst an Euch irre werden und Euch verbieten, das Kloster zu verlassen. Auch vermöchten dann seine Mauern Euch nicht immer vor dem Gericht der Obrigkeit zu schützen. Ihr kennt Grivelli nicht!"

Der Mönch aber erwiderte stolz:

„Hochwürdiger Herr, so lange Weg und Ziel hoch und rein sind, werden Eure Mauern mich nicht zu halten vermögen, denn das Volk

würde nach seinem Helfer schreien, und vor seinem Rufen müßten die Eisenpforten des tiefsten Kerkers sich öffnen. Ich bedarf keines Schutzes und keiner Waffen! Mich schützt der Höchste, dem ich diene."

„So lange Ihr ihm dient!" setzte der Prior mit Nachdruck hinzu.

„Das war ein gutes Wort von Euch." Der Bruder verneigte sich. „Ja, so lange ich ihm diene, hochwürdiger Herr, und ich denke das bis an mein Ende zu tun."

„Ihr habt meinen Segen."

Der Prior entließ den Mönch. Er wollte ihm nicht in allem recht geben und wußte doch, daß Bruder Sebald nicht unrecht hatte. Auch er kannte die Schäden von Kirche und Staat. Trotz vieler Anfeindungen und neidischer Nachrede, selbst von seiten der ländlichen Pfarrer, war des Mönches Einfluß stetig gewachsen. Immer lauter priesen ihn seine Anhänger als einen Retter der Unterdrückten, als einen Heiligen, und der Greis erschrak oft, wenn er von der Macht hörte, die Bruder Sebald zu Zeiten über die Gemüter gewinnen konnte.

Zu solchem Ansehn hatte nicht weniger als seine tiefen Predigten sein strenger Lebenswandel beigetragen. In zuchtlosester Zeit gab er, der fromme Bruder, niemals auch nur den geringsten Anlaß zu böser Nachrede, und freigebig spendete er, was er von seinem väterlichen Erbteil ins Kloster gebracht hatte, den Armen.

Wurde es unter dem Landvolke bekannt, daß Bruder Sebald predigen werde, er wählte oftmals eine Bergwiese, einen Anger am Waldesrand aus, so strömten die Bauern zusammen. Sie scheuten sich nicht, selbst aus den entlegensten Tälern den weiten Weg zu machen.

Und dennoch war der Bruder mit seinem Wirken nicht zufrieden, ja er konnte es nicht sein. Mißtrauen und Bequemlichkeit hemmten immer wieder seinen Weg, und wenn sich die Bauern einmal aufrafften und, hingerissen durch seine feurigen Worte, ans Werk eilen wollten, so kam Unrecht heraus. Mit plump dreinschlagenden Fäusten verdarben sie alles und häuften damit Haß und Feindschaft auf den, dem die Geschädigten alle Schuld beimaßen.

Wenn er aber auch zuweilen erlahmen wollte, das Blut seiner Ahnen floß zu stark in seinen Adern, und ihr Wappenspruch stand heiß flammend vor seinen Augen: Dennoch!

Der Mönch hatte nach jener Unterredung mit dem Prior eine Versammlung unter freiem Himmel einberufen und im Angesichte einer vielhundertköpfigen Menge ein strenges Strafgericht über die Gewalttat von Welsberg abgehalten.

Beschämt drückten sich die am meisten Beteiligten unter die Zuhörer. Die Obrigkeit hatte umsonst nach ihnen geforscht, denn das Dunkel der Nacht hatte die Aufrührer geschützt. Was der Redner im ersten Zorn von der Rachetat des Sandhofers sagte, klang fast wie ein gegen den Schmied geschleuderter Bann, und hätte sich dieser nicht wohlweislich am Tage der Versammlung verborgen gehalten, man hätte ihn sicher im ersten Zorn ergriffen und den Gerichten ausgeliefert.

Als sich die Menge verlief, nicht ohne daß viele dem Bruder für seine Worte oder für andere Wohltaten gedankt hätten, und sich der Mönch nun umwandte, um den Weg nach Bruneck einzuschlagen, trat einer der Bauern, von den andern sich trennend, an ihn heran.

Mit eifriger Stimme raunte er ihm ins Ohr:

„Ich weiß, wo der Sandhofer einen Schlupfwinkel gefunden hat. Glaubt, er haßt Euch und Euer Geschlecht, er lauert auf Euren Wegen und was er kann, wird er tun um Euch zu schaden. Wenn Ihr wollt, so sage ich sein Versteck, daß man ihn unschädlich macht. Ein Unrecht wär's nicht, solchen Lumpen zu fangen."

Der Mönch aber sah ihn wider Erwarten ruhig an, und ein trauriges Lächeln glitt über seine Lippen, als er erwiderte:

„Geht nur, guter Mann, und laßt den Sandhofer. Ihm ist einmal viel Unrecht geschehen. Nein, ich will nicht, daß meine Wege durch Verrat geebnet werden."

Erstaunt blieb der also abgewiesene Bauer stehen und blickte verständnislos dem Davonschreitenden nach, dann murmelte er, indem er achselzuckend seinen Stock auf den Boden stieß und den anderen nacheilte:

„Er ist wahrhaftig ein Heiliger oder ein Narr."

Die Bauern und Bäuerinnen aber gingen, ihre Kinder an der Hand, nach ihren Höfen zurück. Sie betraten die Kirchen nicht, die zum Ärger der Pfarrer leer blieben, sobald der Mönch ihnen draußen predigte, und oft hörte man sie auf der Rückkehr sagen:

„So, wie der Bruder hat noch keiner jemals zu uns gesprochen. Seine Worte sind mächtig wie das Grollen der Lawinen, sie fahren über uns hin, aber uns schwindelt, wir verstehen sie nicht immer recht."

„Nein, wir verstehen sie nicht," sprachen andere. „Und warum? Er redet von Freiheit und meint doch Gesetz."

Die Pfarrherren steckten indessen in Versammlungen und Konventen die gelehrten Köpfe zusammen, und die weisen und gestrengen Räte in den Städten schüttelten die Perücken.

Sie meinten: „Des Mönches Worte sind ein gar gefährlich Gift, es wird Zeit, daß man dem tollen Schwärmer Einhalt tut. Es ist nicht gut, daß Untertanen allzu klug werden." —

Das war ein schlimmes Gastgeschenk, das durchziehende Banden im Pustertal zurückgelassen hatten, wo man sie gastfreundlich und voller Mitleid aufgenommen hatte. Es waren aus dem Venezianischen stammende Söldner. Sie hatten in Bayern gefochten und waren nun von ihren Führern entlohnt, zerhauen, zerlumpt, zerrissen, über Bruneck und Lienz ihrer Heimat wieder zugezogen. Sie hatten's nicht eilig gehabt und sich lange im Tale umhergetrieben. Nach deutschem Bier hatte ihnen der feurige Tiroler Wein trefflich gemundet.

Erst wurde auf einem Hofe der Bauer krank, dann legte sich fiebernd die Bäuerin auf einem benachbarten, aus einem dritten wurde das Kind davongetragen, nicht unter Lachen und Singen, zu lustigem Feste, sondern unterm Läuten der Glocken zu einer Fahrt, von der noch niemand heimkehrte. Eine Krankheit flog durchs Land wie ein giftiges, gespenstisches Insekt, das aus einem Sumpfe aufgestiegen. Sie flog dahin und dorthin. Sie setzte sich den Leuten auf die schmerzende Stirn, daß sie im Fieber zusammenschauerten, daß die Hände welk und schlaff wurden, und sie sich hinlegten, um nicht wieder aufzustehen.

Die Bauern waren ratlos und klagten. Die Pfarrer aber legten die gefalteten Hände in den Schoß und beteten heimlich: „Gottes Wille geschehe, Gottes Schickung möge in der Gemeinde die Bösen treffen, sie verschone nur uns." — —

„Barbara Pauer, eine neue Aufgabe steht vor mir! Wollt Ihr mir helfen?" fragte der Bruder, als er eines Tages dem Mädchen unweit Innichen auf dem Wege zu einer Kranken begegnete.

Stolz darüber, daß der Mönch sie seiner Mithilfe würdigte, willigte Barbara ein und erwiderte freudig:

„Aber gewiß will ich helfen! Ich glaub' gern, daß es jetzt not tut! Sagt mir nur wie!"

Bruder Sebald wies auf einen nahen Waldstreifen, in dem Thomas Pauer, von ihnen aus an seiner hohen Gestalt gerade noch erkennbar, mit einigen Holzknechten beschäftigt war, für einen neuen Viehstall die Balken zu schneiden.

„Hört zu, Barbara. Die Krankheit greift um sich, und wie ich's erwartet hatte, geschieht nichts, um ihr Einhalt zu tun. Die Herren draußen vergessen unser einsames Tal über ihren Händeln und anderen Staatsaktionen, die Bauern sehen stumm zu und wissen sich nicht zu

helfen, sie meinen in kindischem Aberglauben, man müsse ohne sich zu wehren des Himmels Fügung ertragen. Aber Gott hat uns nicht Kopf und Hand gegeben, um zu feiern und ihm allein die Sorge für alles zu überlassen. Seht, darum muß etwas geschehen, und zwar sofort. Der Prior ist auf meine Fürbitte bereit, in Bruneck ein Haus bauen zu lassen, darin alle Kranken auf Kosten des Klosters verpflegt werden sollen. Ich habe gebeten es einrichten und für die Kranken sorgen zu dürfen. Doch Eile ist geboten, wollen wir Erfolg haben. Sprecht nun sogleich mit Euerm Vater, dort oben liegt das Holz behauen und bereit zu einem Bau. Für den Stall ist's auch später noch Zeit, so bittet also, daß er's dem Kloster und den Kranken zur Verfügung stelle."

Barbara reichte dem Mönche die Hand und sah bewundernd zu ihm auf.

„Ihr seid in Wahrheit unser guter Geist! Hier habt Ihr meine Hand, Bruder, ich laufe mit dem Vater zu reden, das Holz soll Euch gehören! Und darf ich noch um eins bitten?"

„Gewiß!" antwortete er, „bittet! Ich will Euch zum Danke gern jeden Wunsch erfüllen."

Barbara stemmte die Hände in die Seiten, und ihre Augen leuchteten. Sie erschien sich wichtig als Helferin bei solch segensreichem Werke und erwiderte:

„Ich werd's selbst überwachen, daß sie das Holz schnell nach Bruneck fahren, und möchte Euch dann dorten zur Hand gehen, wenn ihr das einrichtet. Eines Weibes Hilfe wird bei solchem Geschäfte sicherlich den frommen Brüdern angenehm sein, und der Vater kann schon einige Zeit meiner Aufsicht und meiner Hilfe im Hofe entbehren. Nicht wahr, Ihr werdet mir's nicht wehren, Euch zu helfen?

Der Bruder drückte herzlich die ihm zum Abschiede überlassene Hand.

„Ihr seid ein braves Mädchen, Barbara, und ich nehme Euer Anerbieten im Namen des Klosters an. Kommt, Ihr mögt als erste Hand an unser Werk legen, dann werden sich auch wohl noch andere bereit finden, sich dem Dienste der Kranken zu weihen."

Thomas Pauer gab den dringenden Bitten seiner Tochter willig Gehör. —

Wenige Tage darauf war auf einem Platze hart neben dem Klostergarten von Bruneck ein eifriges Hämmern und Sägen. Gerüste wurden errichtet, Pfähle eingerammt, Löcher gegraben und Bretter glatt gehobelt. Mitten unter den Arbeitern stand, die Säumigen anspornend, die Fleißigen belohnend und voller Ungeduld das rasche Fortschreiten seines Werkes beobachtend, Bruder Sebald. Er scheute sich nicht hier und da selbst

Hand anzulegen, er musterte und verglich, Maßstab und Plan anwendend. Der Brunecker Baumeister geriet über des Bruders scharfen Blick und treffliche Vorschläge mehr als einmal in Erstaunen.

Dann wurde das Innere des geräumigen Holzhauses eingerichtet, und nun war es Barbara, die an alles dachte, die das Gerät in Küche und Waschraum verteilte und das weiße Linnen für die Betten wusch.

So entstand das erste Krankenhaus im Pustertal, und als nach wenigen Wochen der Prior selbst unter feierlichen Gebräuchen dem Gebäude Weihe und Segen erteilte, stand dichtgedrängt die Menge vor der Türe und schaute bewundernd auf den Schöpfer des Ganzen, auf den Mann, dessen rastlosem Eifer das in kurzer Zeit vollendete Werk zu danken war, und der sich heute bescheiden im Hintergrunde unter der Menge seiner Klosterbrüder hielt.

„Bruder Sebald muß unser künftiger Herr Bischof werden!" riefen mehrere Stimmen, und einer im Haufen sprach mit wichtiger Miene:

„Ich hörte aus sicherer Quelle, der Bruder wird bald den alten Prior ersetzen, und eine neue Zeit wird im Tale mit ihm anbrechen."

„Gewiß," klang's hier und dort, „er bringt uns eine neue, glücklichere Zeit."

Das aber reizte den Widerspruch anderer, die des Bruders unbestechlichen, aber wie sie meinten unruhigen und herrschsüchtigen Sinn kannten. Sie wagten's nicht laut zu äußern, aber heimlich flüsterten sie den anderen ins Ohr:

„Prior? Bischof?! Der? Wie mögt ihr solches hoffen? Wißt ihr nicht, warum er dies Haus baute? Um seine Macht zu vergrößern! Würde der Bischof, ein strengeres Regiment würde er einführen, als wir es je zuvor gesehen haben!"

„Ja, gewiß, voll Härte und Strenge wäre sein Regiment!"

Neid, Mißtrauen und Feindschaft ließen sich in den Reihen der Bauern nicht ausrotten. Sie wucherten unter gutem Samen immer von neuem und brachten manches Lob zum Schweigen, wie die Quecken das gute Getreide überwachsen.

Die böse Krankheit wurde so durch des Bruders Fürsorge allmählich gebannt, sie nahm immer mehr ab und erlosch endlich ganz. Das gespenstische Insekt flog davon und wagte sich nicht auf des Bruders Stirn zu setzen, wenn dieser auch alle seine Zeit unter den Kranken verbrachte, pflegend und tröstend.

War's nicht ein Wunder, daß er verschont blieb, wo hunderte starben?

Warum tat ihm die Krankheit nichts?

Die Bauern steckten im Niederdorfer Wirtshause einmal darüber die Köpfe zusammen, und der dortige Pfarrer belehrte sie, indem er stirnrunzelnd und mit ängstlich gedämpfter Stimme sagte:

„Jeder andere wär' gestorben! Aber der Bruder Sebald? Ihm schadet keine Kugel, ihn tötet kein Gift, ihn ritzt kein Dolch! Doch schweigt fein über solch' Wunder, 's ist besser, wir wissen nicht, wie's zugeht."

Die Bauern aber schwiegen nicht, und sie machten sich über so manche seltsamen Begebenheiten ihre eigenen Gedanken. Sie sprachen daheim mit ihren Frauen davon, und diese wiederholten des Pfarrers dunkle Worte und nickten dazu: „Ihn trifft keine Kugel, ihn tötet kein Gift, ihn ritzt kein Dolch!" —

Erst nach Monaten konnte der Mönch Bruneck verlassen und wieder lehrend und predigend die Dörfer durchziehen. Zuchtlosigkeit und Willkür hatten von neuem um sich gegriffen, als wenn die Seuche und das viele Sterben die Menschen statt ihren Ernst zu stärken, nur um so leichtsinniger und trotziger gemacht hätte.

Hatten Krieg und Krankheit alles Gute in den Herzen erstickt?

Schwerer als früher ward dem Mönch darum jetzt das Betreten der Gehöfte. Er wußte wohl, was es bedeutete, wenn die Bauern ihn lauernd von der Seite anblickten und die Bemerkung hinwarfen:

„Bruder, das muß ein sonderlich starker und unheimlicher Schutz sein, der Euch damals vor der Krankheit bewahrt hat." —

In ein Haus kehrte der Mönch auf seinen Wanderungen oft und gern ein, es war über Innichen der Hof des Thomas Pauer.

Dort rastete er, dort erwartete ihn des Besitzers Tochter, und er wußte, daß aus ihren offenen Augen mehr Verständnis für seine Wünsche und Hoffnungen leuchtete, als aus den Blicken aller anderen.

Barbara Pauer hörte andächtig zu, wenn er am Tische ihres Vaters saß und sprach. Eine neue Welt voll ungeahnter Schönheit ging ihr in seinen Worten auf. War sie blind gewesen, daß sie all das wunderbare Leben der Welt vordem nie bemerkt hatte?

Hin und wieder trug er ihr eines seiner Gedichte vor, und jedesmal glaubte sie einen Schatz an reichen Empfindungen, an neuen, weitfliegenden Gedanken gewonnen zu haben.

Immer erstaunte sie über die Unbegrenztheit und Kühnheit seiner Ideen. Ohne Rückhalt vertraute er sich ihr an. Oft sprach er dabei wie zu sich selbst, den Blick ins Weite gerichtet, daß sie ehrfürchtig ihn nicht zu unterbrechen wagte. Eines Abends standen sie vor der Türe des Hauses. Die Sonne war schon im Sinken und färbte das Herbstlaub

der Bäume mit goldenem Glanze. Die Vögel schliefen in den Ästen, und bleiche Nebel spannen sich drunten durchs Tal.

Barbara hatte den Mönch durch den dämmernden Flur bis hinaus geleitet. Beide schwiegen, einen Augenblick versunken in die Zauberpracht der rötlich glühenden Felsen jenseits des Tales.

„Wißt Ihr noch," begann plötzlich das junge Mädchen, „jenen Tag, da ich Euch erstmals wartend am Wegkreuze traf, wie schön Ihr damals unser Land fandet?"

„Ich weiß," erwiderte der Mönch. „Und nun, bemerkt Ihr wohl, wie schön es auch heute wieder ist? — Seht, mir brennt ein Herz in der Brust, so heiß, wie die Sonne! Ach, ich möchte, daß es wie das wärmende, lebenspendende Gestirn hinein in die kalten Herzen der Menschen scheinen möchte, so wie dort drüben die Strahlen bis in die eisigen Schluchten der starren Felsen ihren warmen Purpurschein träufeln."

Einen Augenblick hielt er inne, das Alpenglühen betrachtend, dann fuhr er begeistert fort:

„Ja, so wie die Sonne möchte ich sein! Ich möchte die Erde von den starren Banden des dunklen Winters befreien, lachend und leuchtend mit überreichem Segen über die Fluren gehen, und dann, wenn es an der Zeit ist, sterben wie sie, die noch nach ihrem Tode die Berge glühen macht. — Nichts Größeres könnte ich mir denken, als die Menschen wieder zu Kindern zu machen, ihnen die tötenden Lasten von den Schultern zu nehmen, die sie blind in selbstvernichtendem Tun auf sich häufen. Wär' das nicht ein Traum, ein Leben von himmlischer Schöne?

Ach, daß das Glück so flüchtig ist! Sind vielleicht wir selbst daran schuld?

Warum muß doch der Mensch sich selbst der schlimmste Feind sein! Barbara, wißt Ihr, zuweilen wohl kommt eine Sehnsucht nach Sonnenuntergang, nach Ruhe über mich. Aber sie darf nicht sein, ich will noch nicht rasten, denn noch ist viel zu tun!" Er faßte des Mädchens Finger.

„Bleibt Ihr immer meine Helferin!

Doch jetzt lebt wohl und geht hinein ins Haus, denn die Nacht ist drunten wach geworden, bald wird sie Euch mit kalter Hand die Wange streicheln und in Eurem Haare zausen."

Rasch nahm der Mönch Abschied, indem er der Niederknienden auf ihr Bitten segnend die Hand aufs Haupt legte. Dann schritt er den Pfad hinab. Barbara Pauer wartete, sie blickte ihm nach, bis seine hohe Gestalt talwärts im Dunkel der Bäume verschwunden war. Nun erst kehrte sie langsam in den Hof zurück und legte sich in ihrer Kammer nieder, ohne noch einmal zu ihrem Vater in das Wohnzimmer zu gehen.

Das Fenster war nur angelehnt, sie stieß es vollständig auf, und sich hinausbeugend horchte sie, ob der Klang ferner Schritte vielleicht noch auf dem steinigen Pfade zu hören wäre. Aber nur das leise Rauschen des Baches in der Klamm und der klagende Schrei eines Käuzchens trafen ihr Ohr; da schloß sie die Laden und entkleidete sich. Bald schlief sie ein, das Bild des jungen Mönches im Herzen.

* * *

Der Winter war in das Land eingekehrt und hatte starken Frost gebracht. Wenn er mit weißem, reifstarrendem Barte durch die Wälder ging, knirschte der Schnee von seinen Tritten. Die Tannen ächzten unter der Last weicher, silberglänzender Decken, und die Vögel steckten frierend ihre Köpfe zwischen das dichte Gefieder.

Die Wege waren verschneit und schwer zu erkennen, kaum entragten die hölzernen Viehzäune der überall eingeebneten Talsohle, und nur dann und wann wagte sich ein einsamer Schlitten aus den Dörfern hinaus. Alle Häuser hatten weiße Schneehauben über die Dächer gezogen, und die Bewohner verließen selten und ungern den warmen Platz am Ofen.

Gänzlich verlassen waren oft für viele Tage die Bergbauern, denn der Lawinen wegen konnten sie nur bei hart gefrorenem Schnee es wagen, zu Tal zu gehen. Fleißig schnurrten die Spinnräder in solcher Zeit.

Auch Bruder Sebald hatte das Kloster selten verlassen können. Er hatte die langen Abende zu eifrigen Studien genützt, und manches neue Gedicht war im Dämmerlicht der schmalen Zelle entstanden, deren Fenster zur Hälfte verweht war. Trotz seiner Arbeiten aber ersehnte er voll Unruhe das Frühjahr heran, um wieder durch die Dörfer wandern zu können. Nicht mit Unrecht fürchtete er, daß die Gefangenschaft und erzwungene Tatenlosigkeit in den schneeumwallten Klostermauern seinem Wirken schaden werde.

Seine Feinde aber, und ihre Zahl wuchs, je mehr sie seinen Einfluß bei den Bauern zunehmen sahen, nutzten so gut sie es konnten die Zeit aus, um durch Wort und Schrift des Mönches Absichten bei der Obrigkeit zu verdächtigen. Sie scheuten sich nicht, ihn als einen verkappten Rebellen darzustellen, der seine wahren Pläne geschickt unter der Maske eines frommen Eiferers zu verbergen wisse.

„Er ist ein Wolf in Schafsfellen," klagten sie.

Kaum hatte der Frühling mit wärmerem Atem den Schnee im Tale zum Schmelzen gebracht, so nahm Bruder Sebald, der solche Umtriebe bald erkannte, seine Wanderungen wieder auf. Immer mehr erweiterte

sich nun der Kreis seiner Anhänger, immer stärker aber äußerte sich auch der Haß seiner Widersacher und die Feindschaft der Obrigkeit.

Ein heimlicher, wühlender Kampf begann jetzt allmählich zwischen ihm und seinen Gegnern. An ihrer Spitze stand auch eine Reihe der ehemals angesehensten Pfarrer, die ihren Einfluß unter den Bauern von Tag zu Tag schwinden fühlten. Nicht mit Unrecht witterten sie einen gefährlichen Neuerer in ihm, einen, dessen Lehren ihre bequeme, bisher unangetastete Stellung erschütterten. Sie zeterten, er untergrabe die Kirche, indem er an der Unfehlbarkeit ihrer Diener rüttele, er zerstöre durch das Gift seiner Worte die staatliche Obrigkeit, indem er ihre Stützen der Ungerechtigkeit und Eigennützigkeit bezichtige. Sie riefen alle Gesetze zum Kampfe gegen den Bruder auf und sandten Klagen auf Klagen an den Bischof und den Statthalter, heimlich einander versichernd: „Hilft eine nicht, so helfen doch viele!“

Keiner von diesen Herren aber mochte zur Zeit eingreifen. So wichtig ihnen auch die Sache erschien, noch wesentlicher dünkte es ihnen, die unruhigen Bauern nicht durch ein Gericht gegen den Bruder noch mehr in Aufruhr und Feindseligkeit zu versetzen. Durch geheime Sendlinge beobachteten sie seine Wirksamkeit, aber keiner konnte den Mönch mit Recht irgend eines wirklichen Vergehens anklagen. Sie fürchteten die Macht seiner Persönlichkeit und seiner Rede, sie hätten ihn sonst längst offen verdammt. Lieber heute als morgen wäre man ihm zu Leibe gerückt. Sie stellten ihm heimlich Fallen, aber in keiner wollte er sich fangen.

Bruder Sebald entwirrte geschickt alle Schlingen seiner Gegner. Ihr Haß erfüllte ihn mit Wehmut und Bitterkeit, aber er vermied es in seinen Reden, irgend einen zu kränken. Wollte ihn einmal der Zorn übermannen, so zwang er sich doch dazu, kein von Feindschaft und Verachtung eingegebenes Wort zu äußern, er schlug vielmehr seine Gegner immer von neuem durch die feine und überlegene Art, mit der er ihr Treiben enthüllte.

Doch dieser aufreibende Kampf ging nicht spurlos an ihm vorüber, dazu empfand er ihn zu unmittelbar und zu tief. Sein Antlitz war schmal und blaß geworden, und seine dunklen Augen erschienen dadurch noch größer und in ihrem Ausdrucke durchdringender. Oft fühlte er seine Kraft nachlassen, aber er gönnte sich keine Ruhe, der Wunsch, sein Befreiungswerk um jeden Preis zu enden, die Schuld seines Geschlechts abzutragen, trieb ihn rastlos vorwärts. Es war ihm, als müsse er rasch, ganz rasch sein Ziel erreichen.

Täglich konnte ihn ja ein entscheidender, von ihm nicht geahnter Schlag seiner Feinde treffen und ihn mitten in seinem Wirken vernichten.

Sein Ziel aber war kein kleines und leicht erreichbares. Unter einer milden und gerechten Herrschaft sollte das Volk in Freiheit und Eintracht leben, losgelöst von allen den tausend Fesseln, die sogar das Denken und Empfinden knechteten.

Wollte zu Zeiten Mutlosigkeit über ihn kommen, so wanderte er aus dem Tale hinaus nach dem Bachhofe.

Oft saß er dort auf der Holzbank zwischen Bauer und seiner Tochter, und ein Gefühl des Friedens und der Ruhe kam jedesmal über ihn, wenn er schweigend dem Rauschen des Wassers in der Wildbachklamm oder dem Wehen des Windes in den alten Lärchenkronen lauschte. Dann wagten ihn die beiden nicht anzureden. Sie achteten die Stille des seltsamen Mannes.

Thomas Bauer erschien der Bruder ebenso wunderbar wie allen anderen. Er erstaunte über dessen Weisheit, über seine machtvollen Reden, aber er erschrak auch zu Zeiten über ein seltsames Leuchten in dessen Augen. Es blitzte manchmal in ihnen auf wie ferner Widerschein eines verzehrenden Feuers, wenn der Mönch seiner Feinde gedachte. War dieser Mann, der nur Liebe predigte, nicht auch fähig zu grimmem Hasse?

Das waren Augenblicke, in denen ihm niemand in die Augen sehen mochte.

„Es ist der böse und harte Blick seines Vaters, er ist ja vom Blute der Welsberge, das bricht wieder durch, trotz der Kutte," so tuschelten die Leute, und sie zerbrachen sich oft den Kopf, welche Pläne wohl im Geheimen der Bruder verfolgen möge, und wie alles enden werde. Es ging wie das Ahnen schlimmer Zukunft durchs Land. — —

Wieder einmal war der Mönch eines Nachmittages nach dem Bachhofe gepilgert. Es war ein schwüler Julitag, und Gewitterwolken drohten mit plumpen Tatzen im Osten der fernen, blauen Berge von Lienz.

Auf dem Hofe fand er niemand, der Bauer sei mit seiner Tochter zum Heuen nach der Wiese hinter dem Lärchenhain gegangen, berichtete ihm eine Magd. Da ging der Mönch durch den Wald weiter der Wiese zu.

Dort stand das Heu in stark duftenden Haufen, aber niemand war zu sehen. Schon wollte er umkehren, als etwas Rotes am Boden zwischen den Bäumen durchschimmerte. Er trat näher und fand Barbara Bauer am Rande der Wiese schlafend im Schatten eines Baumes liegen. Der Rechen lehnte neben ihr, sie hatte das helle, rote Tuch von ihrem Halse genommen, und ihre durch die Arbeit gelockerten braunen Flechten umrahmten beiderseits das vom Sonnenschein gebräunte Antlitz. Welch friedliches Bild!

Lange stand der Mönch vor ihr, an den Stamm einer Lärche gestützt. Er meinte, das Mädchen noch nie so schön gesehen zu haben. Sein Auge

weidete sich an ihrer jugendfrischen, geschmeidigen Gestalt und beobachtete das leichte und friedliche Atmen ihrer Brust. Endlich entschloß er sich dazu, die Schläferin zu wecken. Er beugte sich herab und berührte leise ihren Arm.

„Barbara! — Erwacht!“

Da sprang das Mädchen rasch und verwirrt auf, und eine jähe Blutwelle schoß ihr ins Gesicht.

„Ihr seid's!“ stotterte sie verlegen, doch ohne ihre Freude an seinem Erscheinen verbergen zu können. „Verzeiht, ich schlief, die Arbeit war heiß.“ Sie rieb sich lächelnd mit der Hand die von der Sonne geblendeten Augen.

„Ja, ich bin's, Barbara,“ sagte der Mönch, ihr die Hand reichend. „Ich bringe eine wichtige Botschaft an Euern Vater und an alle Bauern. Euer Vater soll der erste sein, der's hört. Der hochwürdigste Herr Bischof hat auf meine Vorstellungen, die ich ihm, Ihr wißt wohl, durch ein ausführliches Schreiben gemacht habe, in Gnaden bestimmt, daß euch von allen Leistungen an die Klöster zu Innichen und Bruneck die Hälfte erlassen werde. Hier in diesem Pergament,“ er zog ein großes, gesiegeltes Schreiben aus den Falten der Kutte, „ist alles niedergelegt und durch Siegel verbrieft. Die Herren auf den Schlössern sind der Abgaben an die Kirche nicht enthoben. Sie werden darob ihren Zorn nicht zu zähmen wissen. Ich kenne sie. — Aber noch eines wollte ich, Barbara,“ setzte er mit weicher Stimme hinzu, „Abschied von Euch vielleicht für lange Zeit nehmen. Ich reise nach Wien, um in der Angelegenheit unseres Volkes mit des Kaisers Majestät selbst zu verhandeln, denn des Bischofs mildtätiger Beschluß wird euch noch schlimmere Feinde schaffen. Ich muß ihrem Hasse zuvorkommen. Erschreckt nicht,“ fuhr er fort, die entsetzte Miene des Mädchens bemerkend, die jäh das neugierig in die Hand genommene Pergament fallen ließ. „Es kann euch nichts schaden, wenn der Kaiser endlich Wahres von eurer Not und euren Klagen hört. Glaubt, er kennt die Schurkerei derer nicht, die sich seine treuen Diener nennen lassen und sich zwischen ihn und euch schieben. Ich selbst aber fürchte ihn und seine Räte nicht, wenn ich auch weiß, daß meine Feinde mir ungesäumt auf Schritt und Tritt, selbst nach Wien folgen werden. Seht, man muß zuweilen den Menschen mit Gewalt ihr Glück aufzwingen. Hier kann ich nichts tun, solange man mich heimlich zu jeder Stunde hindert und alle meine Reden von der Obrigkeit in den Wind geschlagen werden.“

„Ihr wollt wirklich gehen?“ fragte das Mädchen beklommen, und ihre Augen füllten sich langsam mit Tränen.

„Ja, Barbara, ich muß. Und glaubt mir, ich werd' es um so lieber tun, je sicherer ich weiß, daß Ihr zuweilen in Eurer Waldeinsamkeit an mich denken und für mich beten wollt."

Da ließ sich das Mädchen vor ihm auf beide Kniee nieder und hob in unwillkürlicher Bewegung flehend die Arme zu ihm empor, als kniee sie vor einem Kruzifix.

„Tut es nicht," bat sie, „wandert nicht von uns fort! Wißt, ich sah, da ich hier hinauf zur Wiese ging, im Wald eine jener roten, seltenen Blumen blühen, von denen man sagt, sie wüchsen nur da, wo der Boden einmal von eines Menschen Blute gedüngt ward. Scheltet mich nicht abergläubisch, aber das muß eine schlimme Vorbedeutung sein!"

„Narrheit!" erwiderte der Bruder fast ärgerlich und hob das Mädchen auf. „Wie mögt Ihr an solche Märlein glauben! Wischt Euch die ernsten Tränen ab, sie stehen schlecht zu Euerm Kinderantlitz! So, nun gebt mir die Hand, Barbara, und laßt Euch danken, Ihr habt mich oft gelabt, wenn ich hungernd und dürstend zu Euch kam."

„Gelabt? Und trankt doch nie von dem Weine, den ich in unserem Brunnen gekühlt Euch bot," sagte das Mädchen, die Hand des Mönches fassend, und blickte unter Tränen lächelnd zu ihm auf.

„Verkehrt nicht in Tändelei und Spiel, was ich Euch sage," erwiderte der Bruder düster. „Ihr wißt nicht, niemand weiß es ja, wie oft ich dem Verschmachten nahe war, wie oft ich auf meinem Wege aus dürrer Wüste den Arm hinausstreckte nur eine Schale Wassers zu erbetteln! Selten, niemals ward sie mir von anderen gereicht, oft von Euch! Wisset, Barbara, niemand hört uns außer den stillen, schweigsamen Tannen, da kann ich's Euch schon sagen: vielleicht, ich scheue mich selbst darüber nachzugrübeln, habt Ihr mehr als einmal den Tod von mir hinweg gescheucht, wenn er mich umschlich, wenn er mit seiner sausenden Sense nach mir zielte. Wer weiß, ob ich ohne Euch immer von neuem den Kampf aufgenommen hätte. Barbara, Ihr wart eine Flamme, an der ich mich wärmte. Ich glaubte an Euch und meinte, hinwiederum, wenn diese da nicht an dir zweifelt, werden's die anderen auch nicht tun, sie sind ja eines Blutes, eines Stammes mit ihr! Barbara, ich bin kein Schwächling, keiner sah je, daß mir vor dem Ende bangte, aber — das Vertrauen ist süß, — seid Ihr wenigstens meines endlichen Sieges gewiß?"

Das Mädchen senkte unter dem Blicke des jungen Mannes ihre Augen, und ein innerer Kampf ließ seine Spuren auf ihrem schmerzlich zuckenden Gesichte hervortreten. Ihr Herz war erfüllt mit schlimmen Ahnungen, und doch mochte sie diese dem Bruder nicht merken lassen,

zumal in diesem Augenblicke da ihm soviel an ihrem Glauben gelegen war. Sie bedachte blitzschnell, wie immer von neuem geschürt das Mißtrauen und die Feindschaft an hundert Orten gegen ihn entfacht wurden. Wie würde es ihm draußen ergehen, am Hofe des Kaisers? Darum zauderte sie zu antworten.

Der Mönch hatte mit scharfem Blicke ihre Gedanken erraten.

„Tut Euch nicht Gewalt an, Barbara", sagte er sanft. „Ich hätte gerne Gutes und Hoffnungsfrohes von Euch gehört, aber Ihr dürft meinetwegen nicht lügen. Ich seh's, Ihr zweifelt an meinem Erfolge, Ihr fürchtet mein Unterliegen. Ihr seid ein ängstliches Kind! Geht, ich werde auch allein zum Ziel gelangen, denn das Gute kann keine Macht der Welt überwinden! Auch der Kaiser kann's nicht töten."

Da breitete plötzlich das Mädchen ihre Arme aus und schlang sie inbrünstig und fest um den Hals des vor ihr Stehenden, indem sie ihr weinendes Gesicht an seiner Brust barg. Ihre Pulse schlugen.

„Nein, nein, scheltet mich nicht! Verzeiht, daß ich zauderte! Gewiß glaube ich an Euch! Vom ersten Tage ab glaubte ich an Euch! Ihr seid ein Heiliger für uns!"

Bruder Sebald fühlte, wie sich des Mädchens Lippen an seine Brust legten, wie ihr junger Leib unter den süßen Schauern der schrankenlos hervorbrechenden Liebe und Bewunderung erbebte.

Ihre gestammelten Worte waren im Winde verweht, ohne daß er sie zu Ende gehört hätte, denn ein Gefühl unnennbaren Glückes durchströmte ihn, eine Wonne durchrieselte seinen Körper, wie er sie noch nie gekannt. Auch seine Pulse hämmerten, seine zitternden Arme preßten voll erwachter Jugendkraft das Mädchen an sich.

In einem langen Kusse ruhten die Lippen der beiden aufeinander.

Zum erstenmal berührte der Bruder die Lippen eines Weibes.

Betäubender Heuduft stieg von der Wiese auf, und eine verspätete Biene summte eilig an den beiden vorüber.

Barbara Pauer aber glitt zu Boden, noch immer die weichen Arme um des Mannes Nacken geschlungen, und der Mönch kniete neben ihr hin, und sank zur Erde, immer wieder ihr Antlitz mit heißen Küssen bedeckend. — —

In dieser Stunde war für sie beide die Wiese keine Wiese mehr und der Wald kein Wald, der Berg und das Tal waren verschwunden, das Rauschen des Wassers und Wehen des Windes hatte keinen Klang, das stille, starre Kloster keine Wirklichkeit.

In dieser Stunde tranken zwei Menschen das Gift der süßesten Liebe aus dem gleichen Becher ihrer sündigen Lippen, und ihre Seelen flossen ineinander in seligster Lust und wonnigem Leid. —

Welche Macht gliche der Liebe? — — —

Lange lag der Mönch zu den Füßen des Mädchens, sein Haupt in ihrem Schoße gebettet, während ihre Hand leise über seine braunen Locken strich.

Nur ganz allmählich kehrte alles zurück, der Duft des Heus, das Rauschen des Waldes, der kühle Bergwind.

Schon kam die erste matte Dämmerung heran.

Mein Gott! Wo war er?!

Plötzlich sprang der Mönch auf, so jäh, daß Barbara erschrak. Seine Augen lagen tief in ihren Höhlen, seine Hände ballten sich krampfhaft an seinen Schläfen, durch seinen Körper lief ein Fieberschauer, als wolle er etwas von sich abschütteln.

War's die Sünde?

Fast entsetzt blickte er auf das am Boden sitzende Mädchen, deren rechte Hand noch immer mit ausgestreckten Fingern auf ihrem Schoße lag, als ruhe sie noch schmeichelnd und weich auf dem Haupte des geliebten Mannes.

Zerknittert, mit gesprungenem Siegel lag der Brief des Bischofs zu seinen Füßen. Er raffte ihn hastig auf und hielt ihn in den zitternden Händen, ohne ihn wegzustecken. Dann wandte er sich um und floh wortlos mit großen Schritten den Pfad hinab.

Sah er die Sünde am Walde stehn?

Das Mädchen erhob sich zur Hälfte und warf ihre Flechten in den Nacken. „Balthasar!" rief sie dem Fliehenden mit verzweifelter Stimme nach. Aber der Gerufene wandte sich nicht noch einmal um. Wie ein von bösen Geistern Gehetzter stürmte er davon.

Da stieß Barbara einen leisen Schrei aus, schlug beide Hände vor ihr Gesicht und weinte bitterlich, sich in übergroßem Schmerze am Boden windend. Warum mußte er sie fliehen? Warum?

Als sie spät in den Hof heimkehrte, fragte ihr Vater besorgt, wo sie gewesen sei, daß sie so bleich und verstört ausschaue.

„Ich hab' im Walde nach einer entlaufenen Ziege gesucht, da hat mich in der Klamm droben am alten Meiler ein Spuk genarrt," entgegnete Barbara, keine andere Ausrede findend.

Thomas Pauer aber war abergläubisch und schlug schnell das Kreuz. „Du, Kind, hüt' dich vor des Teufels Listen!" (Fortsetzung folgt.)

Die Kirche und der Fortschritt.[1])

Von

Reinhold Seeberg.

Die Kirche und der Fortschritt! Haben diese Begriffe etwas miteinander gemein, oder bedeutet ihre Zusammenstellung nur eine krasse Paradoxie? Gibt es ein positives Verhältnis zwischen der Kirche und dem Fortschritt, oder ist die Kirche für den Fortschritt nur das, was der Hemmschuh für den Wagen ist? Viele urteilen so: die Kirche erscheint ihnen als das konservative Prinzip par excellence, Kirche und Reaktion sind stets beieinander. Zu hemmen und zu dämmen ist der Kirche Aufgabe. In weiten Kreisen werden diese Urteile wie ein Dogma vorgetragen. Um so nötiger erscheint es, die Berechtigung dieses Urteils zu prüfen.

Bei dieser Prüfung wird eines zunächst ganz klar: das landläufige Urteil schwebt vollständig in der Luft. Es kommt darauf hinaus, daß man die eigenen Tendenzen als „Fortschritt" und alles, was sich ihnen nicht unterwirft, als Rückschritt bezeichnet. Nicht ganz wenige würden in Verlegenheit geraten, wenn sie für diese Behauptung den Beweis liefern, ja sie nur klarstellen sollten. Oder könnten sie wirklich viel dawider vorbringen, wenn von anderer Seite her die Kirche als das Prinzip des Fortschritts, dagegen alles, was sich freisinnig und fortschrittlich nennt, als Hemmschuh des Fortschrittes bezeichnet würde?

Eins leuchtet jedenfalls bei dieser Sachlage ein: wer über den Fortschritt reden will, der muß einen deutlichen und scharf begrenzten Maßstab haben, an dem er die Erscheinungen bemißt. Um zu sagen: dies ist Fortschritt und jenes Rückschritt, muß man ganz klar darüber sein, worin denn das Wesen des Fortschritts besteht.

Die erste Frage, die sich erhebt, ist also die: was ist Fortschritt?

---

[1]) Der folgenden Darstellung liegt ein Vortrag zu grunde, der am 24. Februar ds. Js. in der „Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung" in Berlin gehalten wurde.

I.

Der Begriff des Fortschritts soll hier natürlich im weitesten Sinne gefaßt werden; um den Fortschritt der Menschheit handelt es sich. Der Weg nun zu diesem Fortschritt ist die Entwicklung des Menschengeschlechtes. Bei diesem Gedanken beruhigen sich viele. Mit naivem Optimismus blicken sie auf die Welt hin, die Entwicklung, die man wahrnimmt, erscheint als der sichere Pfad zu immer weiteren und höheren Fortschritten. „Errungenschaften der Neuzeit“: mit wie andächtigem Schauer und mit wie behäbigem Selbstgefühl kann diese Phrase doch ausgesprochen werden! Mit starkem Glauben pflegen viele unserer Zeitgenossen sich zu dem Gedanken von dem Fortschritt zu bekennen, auch dann und dort, wenn nichts von ihm zu sehen und alles nur zu glauben ist.

Aber ist dieser gedankenlose Dogmatismus, der sich wohl gern mit dem schönen Namen des Freisinns schmückt, wirklich weiser, als die altmodische Verherrlichung der „guten alten Zeit“? Warum soll die Behauptung, das Spätere ist das Bessere, klüger sein, als die andere: das Frühere ist das Bessere? „Weh dir, daß du ein Enkel bist,“ sagt der Dichter, weshalb soll es richtiger sein, zu sagen: wohl dir, daß du ein Enkel bist?

Wir müssen tiefer in die Sache eindringen, denn der bloßen Behauptung des Fortschritts stellen sich Widersprüche in den Weg, so verwunderlich das auch manchem unserer Zeitgenossen erscheinen mag.

Daß in der Welt ein Fortschritt sich vollzieht, kann nur behauptet werden auf Grund der Beobachtung der Stellung des Menschen in der Welt. Wird diese Stellung im Laufe der Entwicklung naturgemäßer und befriedigender, dann ist die Entwicklung zugleich Fortschritt.

Der Mensch ist ein Punkt in dem großen Strom von Wechselwirkungen, der diese Welt ausmacht. Stetig wirkt das Ganze auf diesen Punkt und dieser Punkt auf das Ganze. In unausgesetzter Wechselwirkung — gestoßen werdend und stoßend, empfangend und gebend — mit dem Weltganzen vollzieht sich unser Leben. Ist aber diese Wechselbeziehung der Inhalt des Lebens, so erscheinen uns die Lebensstufen als die höheren, auf denen die Wechselwirkung umfassend, leicht, ungehemmt, befriedigend sich vollzieht. Es ist ein Fortschritt, wenn der Mensch die Speisen durch das Feuer schneller als früher genießbar machen lernt; es ist ein Fortschritt, wenn wir eine sichere Erkenntnis der Ursachen der Erscheinungen erwerben; es ist ein Fortschritt, wenn wir durch kunstvolle Werkzeuge das bequem erreichen, was früher nur durch glücklichen Zufall und übermenschliche Anstrengungen uns zu teil wurde.

Jedermann begreift, warum in diesen Fällen Fortschritt vorliegt. Die Beziehung zu der Welt, die der Mensch nun einmal hat, wird gesteigert und vertieft. Man kann mehr und reichere Eindrücke und Gaben von der Welt empfangen und man kann kräftiger und weiterreichend auf sie einwirken und sie bestimmen. Zu dieser Wechselwirkung sind wir ja von Natur aus veranlagt, je mehr es gelingt, unser ganzes Wesen in ihr sich betätigen zu lassen, desto reicher und glücklicher fühlen wir uns. Eine Tiefe um die andere erschließt sich uns, Wunder über Wunder schauen wir, des Zufalls stürmisches Spiel weicht dem Walten großer Gesetze, und andrerseits sieht unser Auge sichere Pfade auch auf der stürmischen See und über die eisstarrenden Abgründe der Alpen, und es ist uns, als wüchsen Stiele allen Dingen um uns an, damit unsere Hand sie greifen und halten kann.

Das ist Entwicklung und das ist Fortschritt. Wie das sich entfaltende Leben des einzelnen Menschen im Kontakt mit der Welt dies erfährt, so auch die sich entwickelnde Menschheit. Und wie der einzelne Mensch durch die Bildung, die er sich allmählich erwirbt, immer mehr empfängt von der Welt und immer mehr Möglichkeiten, auf sie zu wirken, gewinnt, so wird auch der Menschheit durch die geschichtlich erworbene Kultur ein unendlich viel reicheres und genaueres Weltbild zu teil, als in ihren Anfängen, und sie verfügt über Kräfte und Mittel, die Welt zu leiten, von denen frühere Generationen keine Ahnung hatten. Die Welt wird größer, reicher und tiefer, indem unsere Organe durch den Kontakt mit ihr geübter, feiner, sicherer werden. Wie die Menschen und die Menschheit durch Bildung und Kultur vertieft werden, so wird auch die Welt für den Menschen immer großartiger und einfacher, immer reicher und tiefer.

Das ist der große Kulturprozeß, den jedermann kennt, und dessen Fluten allmählich das ganze Erdreich bedecken. Wir begreifen jetzt, warum man von einem Fortschritt in dieser Entwicklung redet, und worin der Sinn dieser Rede besteht.

Aber auch das ist verständlich, daß man diese Entwicklung als „natürliche" bezeichnet. Alles, was hier geschieht — alle Erkenntnis des Geschehens und alle Technik in seiner Bemeisterung, die Erweiterung des Horizontes und die Verlängerung der Arme bis hin zu ihm — ist natürlich, gesetzmäßig und notwendig. Wir sind höher organisiert als die Tierwelt, aber die Entwicklung, die wir in diesem Wechselverkehr mit der natürlichen Welt erleben, ist an und für sich nicht andersartig als die Entwicklung, die die Tierwelt im Kontakt mit der Natur durchmacht.

Aber gerade darum haben wir den Eindruck, daß wir den Menschen bisher unzureichend beschrieben haben. Es fehlt ein Stück, und zwar das Hauptstück. Es kommen ja Völker vor, die kultiviert und zivilisiert sind und doch Barbaren geblieben sind. Es sind Menschen, bei denen ein außergewöhnliches Nachahmungstalent, „affenartige" Gewandtheit und eine ungeheure Zähigkeit des Wollens ruckweise und plötzliche Erkenntnisse und Fertigkeiten erzwingen, die die Kulturmenschheit in langen Jahrhunderten erworben hat. Nun stehen sie scheinbar dieser Kulturmenschheit ebenbürtig da, und es ist doch eine kolossale Differenz da. Worin besteht sie?

II.

Man redet von Menschen, denen die Kinderstube gefehlt habe. Man will damit sagen, daß es ihnen an der allmählichen persönlichen Aneignung der Elemente der Sitte gemangelt hat. Nicht am Können, nicht an den Formen oder den Manieren fehlt es ihnen, es liegt ein „persönlicher" Mangel vor, eine Lebensprovinz ist unbebaut geblieben. Man kann ähnliches von Völkern und weiten Schichten der Bevölkerung sagen, es fehlte ihnen die Kinderstube der Geschichte. — Wir haben bisher gesehen, wie im Kontakt zur Natur die Menschheit sich entwickelt; wir stehen jetzt vor etwas anderem, vor der „Erziehung des Menschengeschlechtes" in der Geschichte.

In der Geschichte handelt es sich nicht nur um die natürliche Entwicklung der Fähigkeiten, in der Geschichte handelt es sich vor allem um den Geist. Versuchen wir uns klarzumachen, was hiermit gemeint ist, denn wir stehen vor dem entscheidenden Wendepunkt der Weltanschauungen.

Der Mensch beurteilt sich selbst und seinesgleichen anders als alle übrigen Dinge und Wesen. Das bezieht sich nicht auf die Feinheit seines Nervensystems oder die komplizierte reiche Organisation seines Gehirns und die dadurch bedingte Reichhaltigkeit und Überlegenheit seiner seelischen Funktionen über alle anderen Wesen. Der Mensch weiß sich in seiner Substanz verschieden von allen anderen Wesen und über sie erhaben. Er ist ein Ich und er ist Geist. Als ein besonderes Ganze, das von der ganzen Welt verschieden ist, kommt er sich selbst je und je zum Bewußtsein; und nicht Natur und Begabung machen ihn dazu, was er ist, sondern er selbst bestimmt sich dazu. Er weiß sich frei und als etwas absolut Eigenartiges der übrigen Welt gegenüber. Dabei unterliegt auch er den Einwirkungen der rein natürlichen Entwicklung, wie jedes andere Wesen. Er wird älter und reifer, stärker und größer, er leistet mehr oder weniger; und durch seine Natur und ihren Kontakt mit der natürlichen Welt wird

ihm dies alles. Und dennoch ist alles bei ihm spezifisch verschieden von der natürlichen Welt, denn er selbst ist ein anderer als sie. Er ist ein Ich und Geist, er ist sein selbst als eines solchen bewußt und er fühlt sich frei inmitten jenes Bannes naturnotwendigen Geschehens.

Man sage nicht, das ist „Einbildung". Es ist eine Realität im Menschen, die nicht minder real ist, als die in dem Menschen entstandenen Vorstellungen von der Natur und ihrer gesetzmäßigen Notwendigkeit. Das eine ist nicht minder objektiv real als das andere, denn beides hat seine Realität für uns nur im Menschengeist. Wir können gar nicht anders — es sei denn, daß wir uns irgend einem oberflächlichen Dogmatismus, der die Tatsachen vergewaltigt, ergeben —, als uns als Teile des allgemeinen Naturzusammenhanges und doch wieder als freie geistige Personen zu denken. In diesen Gedanken ist das große Resultat der kantischen Philosophie und ihr bleibender Beitrag zur Kultur der Menschheit enthalten.

Man muß diese Gedanken scharf im Auge behalten, um den Gedanken einer Geschichte der Menschheit im Gegensatz zu ihrer natürlichen „Entwicklung" zu verstehen. Daß Geister auf Geister wirken — das ist das Wesen der Geschichte. Auch in der Geschichte finden Wirkungen und Gegenwirkungen, Anziehungen und Abstoßungen, gemeinsames Streben und Widereinanderstreben statt, auch die Geschichte hängt ab von glücklichen und unglücklichen Konstellationen, von Reichtum oder Armut des Bodens, von Kraft oder Schwäche der natürlichen Anlagen der Völker und der Individuen. Aber das alles ist nur der Boden, auf dem sie erwächst, oder die Mittel, in denen sie wird, die eigentliche Kraft, die sie in Bewegung setzt, ist der Geist des Menschen oder die Persönlichkeit. Auf dem märkischen Sande hat sich ein geschichtliches Leben erhoben, das seinesgleichen sucht in der Geschichte. Auf den Trümmern der antiken Welt ist die Herrschaft des Papsttums erwachsen, vom kleinen Wittenberg und dem fernen Königsberg sind geistige Wirkungen ausgegangen, die die Karte Europas und die Physiognomie der Völker verändert haben. Nicht durch Vorzüge der Natur, nicht durch die äußeren Chancen zu einer beherrschenden Stellung ist dies alles geschehen und geworden, sondern durch die Wirkungen starker eigenartiger Persönlichkeiten.

Wie kommt es zu solchen Wirkungen? In dem Naturzusammenhang tun es die Massen, von einzelnen Personen geht in dem Geschichtszusammenhang der Anstoß aus. Die Natur kennt keine „Helden", sie nivelliert alles und macht das Einzelne klein vor dem Gesetz des Ganzen. Der Geist wird offenbar in den einzelnen Geistern, die die Geschichte ausmachen; daher kennt die Geschichte große „führende Geister", und je

Sein Ziel aber war kein kleines und leicht erreichbares. Unter einer milden und gerechten Herrschaft sollte das Volk in Freiheit und Eintracht leben, losgelöst von allen den tausend Fesseln, die sogar das Denken und Empfinden knechteten.

Wollte zu Zeiten Mutlosigkeit über ihn kommen, so wanderte er aus dem Tale hinaus nach dem Bachhofe.

Oft saß er dort auf der Holzbank zwischen Bauer und seiner Tochter, und ein Gefühl des Friedens und der Ruhe kam jedesmal über ihn, wenn er schweigend dem Rauschen des Wassers in der Wildbachklamm oder dem Wehen des Windes in den alten Lärchenkronen lauschte. Dann wagten ihn die beiden nicht anzureden. Sie achteten die Stille des seltsamen Mannes.

Thomas Bauer erschien der Bruder ebenso wunderbar wie allen anderen. Er erstaunte über dessen Weisheit, über seine machtvollen Reden, aber er erschrak auch zu Zeiten über ein seltsames Leuchten in dessen Augen. Es blitzte manchmal in ihnen auf wie ferner Widerschein eines verzehrenden Feuers, wenn der Mönch seiner Feinde gedachte. War dieser Mann, der nur Liebe predigte, nicht auch fähig zu grimmem Hasse?

Das waren Augenblicke, in denen ihm niemand in die Augen sehen mochte.

„Es ist der böse und harte Blick seines Vaters, er ist ja vom Blute der Welsberge, das bricht wieder durch, trotz der Kutte," so tuschelten die Leute, und sie zerbrachen sich oft den Kopf, welche Pläne wohl im Geheimen der Bruder verfolgen möge, und wie alles enden werde. Es ging wie das Ahnen schlimmer Zukunft durchs Land. — —

Wieder einmal war der Mönch eines Nachmittages nach dem Bachhofe gepilgert. Es war ein schwüler Julitag, und Gewitterwolken drohten mit plumpen Tatzen im Osten der fernen, blauen Berge von Lienz.

Auf dem Hofe fand er niemand, der Bauer sei mit seiner Tochter zum Heuen nach der Wiese hinter dem Lärchenhain gegangen, berichtete ihm eine Magd. Da ging der Mönch durch den Wald weiter der Wiese zu.

Dort stand das Heu in stark duftenden Haufen, aber niemand war zu sehen. Schon wollte er umkehren, als etwas Rotes am Boden zwischen den Bäumen durchschimmerte. Er trat näher und fand Barbara Bauer am Rande der Wiese schlafend im Schatten eines Baumes liegen. Der Rechen lehnte neben ihr, sie hatte das helle, rote Tuch von ihrem Halse genommen, und ihre durch die Arbeit gelockerten braunen Flechten umrahmten beiderseits das vom Sonnenschein gebräunte Antlitz. Welch friedliches Bild!

Lange stand der Mönch vor ihr, an den Stamm einer Lärche gestützt. Er meinte, das Mädchen noch nie so schön gesehen zu haben. Sein Auge

weidete sich an ihrer jugendfrischen, geschmeidigen Gestalt und beobachtete das leichte und friedliche Atmen ihrer Brust. Endlich entschloß er sich dazu, die Schläferin zu wecken. Er beugte sich herab und berührte leise ihren Arm.

„Barbara! — Erwacht!"

Da sprang das Mädchen rasch und verwirrt auf, und eine jähe Blutwelle schoß ihr ins Gesicht.

„Ihr seid's!" stotterte sie verlegen, doch ohne ihre Freude an seinem Erscheinen verbergen zu können. „Verzeiht, ich schlief, die Arbeit war heiß." Sie rieb sich lächelnd mit der Hand die von der Sonne geblendeten Augen.

„Ja, ich bin's, Barbara," sagte der Mönch, ihr die Hand reichend. „Ich bringe eine wichtige Botschaft an Euern Vater und an alle Bauern. Euer Vater soll der erste sein, der's hört. Der hochwürdigste Herr Bischof hat auf meine Vorstellungen, die ich ihm, Ihr wißt wohl, durch ein ausführliches Schreiben gemacht habe, in Gnaden bestimmt, daß euch von allen Leistungen an die Klöster zu Innichen und Bruneck die Hälfte erlassen werde. Hier in diesem Pergament," er zog ein großes, gesiegeltes Schreiben aus den Falten der Kutte, „ist alles niedergelegt und durch Siegel verbrieft. Die Herren auf den Schlössern sind der Abgaben an die Kirche nicht enthoben. Sie werden darob ihren Zorn nicht zu zähmen wissen. Ich kenne sie. — Aber noch eines wollte ich, Barbara," setzte er mit weicher Stimme hinzu, „Abschied von Euch vielleicht für lange Zeit nehmen. Ich reise nach Wien, um in der Angelegenheit unseres Volkes mit des Kaisers Majestät selbst zu verhandeln, denn des Bischofs mildtätiger Beschluß wird euch noch schlimmere Feinde schaffen. Ich muß ihrem Hasse zuvorkommen. Erschreckt nicht," fuhr er fort, die entsetzte Miene des Mädchens bemerkend, die jäh das neugierig in die Hand genommene Pergament fallen ließ. „Es kann euch nichts schaden, wenn der Kaiser endlich Wahres von eurer Not und euren Klagen hört. Glaubt, er kennt die Schurkerei derer nicht, die sich seine treuen Diener nennen lassen und sich zwischen ihn und euch schieben. Ich selbst aber fürchte ihn und seine Räte nicht, wenn ich auch weiß, daß meine Feinde mir ungesäumt auf Schritt und Tritt, selbst nach Wien folgen werden. Seht, man muß zuweilen den Menschen mit Gewalt ihr Glück aufzwingen. Hier kann ich nichts tun, solange man mich heimlich zu jeder Stunde hindert und alle meine Reden von der Obrigkeit in den Wind geschlagen werden."

„Ihr wollt wirklich gehen?" fragte das Mädchen beklommen, und ihre Augen füllten sich langsam mit Tränen.

„Ja, Barbara, ich muß. Und glaubt mir, ich werd' es um so lieber tun, je sicherer ich weiß, daß Ihr zuweilen in Eurer Waldeinsamkeit an mich denken und für mich beten wollt."

Da ließ sich das Mädchen vor ihm auf beide Kniee nieder und hob in unwillkürlicher Bewegung flehend die Arme zu ihm empor, als kniee sie vor einem Kruzifix.

„Tut es nicht," bat sie, „wandert nicht von uns fort! Wißt, ich sah, da ich hier hinauf zur Wiese ging, im Wald eine jener roten, seltenen Blumen blühen, von denen man sagt, sie wüchsen nur da, wo der Boden einmal von eines Menschen Blute gedüngt ward. Scheltet mich nicht abergläubisch, aber das muß eine schlimme Vorbedeutung sein!"

„Narrheit!" erwiderte der Bruder fast ärgerlich und hob das Mädchen auf. „Wie mögt Ihr an solche Märlein glauben! Wischt Euch die ernsten Tränen ab, sie stehen schlecht zu Euerm Kinderantlitz! So, nun gebt mir die Hand, Barbara, und laßt Euch danken, Ihr habt mich oft gelabt, wenn ich hungernd und dürstend zu Euch kam."

„Gelabt? Und trankt doch nie von dem Weine, den ich in unserem Brunnen gekühlt Euch bot," sagte das Mädchen, die Hand des Mönches fassend, und blickte unter Tränen lächelnd zu ihm auf.

„Verkehrt nicht in Tändelei und Spiel, was ich Euch sage," erwiderte der Bruder düster. „Ihr wißt nicht, niemand weiß es ja, wie oft ich dem Verschmachten nahe war, wie oft ich auf meinem Wege aus dürrer Wüste den Arm hinausstreckte nur eine Schale Wassers zu erbetteln! Selten, niemals ward sie mir von anderen gereicht, oft von Euch! Wisset, Barbara, niemand hört uns außer den stillen, schweigsamen Tannen, da kann ich's Euch schon sagen: vielleicht, ich scheue mich selbst darüber nachzugrübeln, habt Ihr mehr als einmal den Tod von mir hinweg gescheucht, wenn er mich umschlich, wenn er mit seiner sausenden Sense nach mir zielte. Wer weiß, ob ich ohne Euch immer von neuem den Kampf aufgenommen hätte. Barbara, Ihr wart eine Flamme, an der ich mich wärmte. Ich glaubte an Euch und meinte, hinwiederum, wenn diese da nicht an dir zweifelt, werden's die anderen auch nicht tun, sie sind ja eines Blutes, eines Stammes mit ihr! Barbara, ich bin kein Schwächling, keiner sah je, daß mir vor dem Ende bangte, aber — das Vertrauen ist süß, — seid Ihr wenigstens meines endlichen Sieges gewiß?"

Das Mädchen senkte unter dem Blicke des jungen Mannes ihre Augen, und ein innerer Kampf ließ seine Spuren auf ihrem schmerzlich zuckenden Gesichte hervortreten. Ihr Herz war erfüllt mit schlimmen Ahnungen, und doch mochte sie diese dem Bruder nicht merken lassen,

zumal in diesem Augenblicke da ihm soviel an ihrem Glauben gelegen war. Sie bedachte blitzschnell, wie immer von neuem geschürt das Mißtrauen und die Feindschaft an hundert Orten gegen ihn entfacht wurden. Wie würde es ihm draußen ergehen, am Hofe des Kaisers? Darum zauderte sie zu antworten.

Der Mönch hatte mit scharfem Blicke ihre Gedanken erraten.

„Tut Euch nicht Gewalt an, Barbara", sagte er sanft. „Ich hätte gerne Gutes und Hoffnungsfrohes von Euch gehört, aber Ihr dürft meinetwegen nicht lügen. Ich seh's, Ihr zweifelt an meinem Erfolge, Ihr fürchtet mein Unterliegen. Ihr seid ein ängstliches Kind! Geht, ich werde auch allein zum Ziel gelangen, denn das Gute kann keine Macht der Welt überwinden! Auch der Kaiser kann's nicht töten."

Da breitete plötzlich das Mädchen ihre Arme aus und schlang sie inbrünstig und fest um den Hals des vor ihr Stehenden, indem sie ihr weinendes Gesicht an seiner Brust barg. Ihre Pulse schlugen.

„Nein, nein, scheltet mich nicht! Verzeiht, daß ich zauderte! Gewiß glaube ich an Euch! Vom ersten Tage ab glaubte ich an Euch! Ihr seid ein Heiliger für uns!"

Bruder Sebald fühlte, wie sich des Mädchens Lippen an seine Brust legten, wie ihr junger Leib unter den süßen Schauern der schrankenlos hervorbrechenden Liebe und Bewunderung erbebte.

Ihre gestammelten Worte waren im Winde verweht, ohne daß er sie zu Ende gehört hätte, denn ein Gefühl unnennbaren Glückes durchströmte ihn, eine Wonne durchrieselte seinen Körper, wie er sie noch nie gekannt. Auch seine Pulse hämmerten, seine zitternden Arme preßten voll erwachter Jugendkraft das Mädchen an sich.

In einem langen Kusse ruhten die Lippen der beiden aufeinander.

Zum erstenmal berührte der Bruder die Lippen eines Weibes.

Betäubender Heuduft stieg von der Wiese auf, und eine verspätete Biene summte eilig an den beiden vorüber.

Barbara Pauer aber glitt zu Boden, noch immer die weichen Arme um des Mannes Nacken geschlungen, und der Mönch kniete neben ihr hin, und sank zur Erde, immer wieder ihr Antlitz mit heißen Küssen bedeckend. — —

In dieser Stunde war für sie beide die Wiese keine Wiese mehr und der Wald kein Wald, der Berg und das Tal waren verschwunden, das Rauschen des Wassers und Wehen des Windes hatte keinen Klang, das stille, starre Kloster keine Wirklichkeit.

Die Bauern steckten im Niederdorfer Wirtshause einmal darüber die Köpfe zusammen, und der dortige Pfarrer belehrte sie, indem er stirnrunzelnd und mit ängstlich gedämpfter Stimme sagte:

„Jeder andere wär' gestorben! Aber der Bruder Sebald? Ihm schadet keine Kugel, ihn tötet kein Gift, ihn ritzt kein Dolch! Doch schweigt fein über solch' Wunder, 's ist besser, wir wissen nicht, wie's zugeht."

Die Bauern aber schwiegen nicht, und sie machten sich über so manche seltsamen Begebenheiten ihre eigenen Gedanken. Sie sprachen daheim mit ihren Frauen davon, und diese wiederholten des Pfarrers dunkle Worte und nickten dazu: „Ihn trifft keine Kugel, ihn tötet kein Gift, ihn ritzt kein Dolch!" —

Erst nach Monaten konnte der Mönch Bruneck verlassen und wieder lehrend und predigend die Dörfer durchziehen. Zuchtlosigkeit und Willkür hatten von neuem um sich gegriffen, als wenn die Seuche und das viele Sterben die Menschen statt ihren Ernst zu stärken, nur um so leichtsinniger und trotziger gemacht hätte.

Hatten Krieg und Krankheit alles Gute in den Herzen erstickt?

Schwerer als früher ward dem Mönch darum jetzt das Betreten der Gehöfte. Er wußte wohl, was es bedeutete, wenn die Bauern ihn lauernd von der Seite anblickten und die Bemerkung hinwarfen:

„Bruder, das muß ein sonderlich starker und unheimlicher Schutz sein, der Euch damals vor der Krankheit bewahrt hat." —

In ein Haus kehrte der Mönch auf seinen Wanderungen oft und gern ein, es war über Innichen der Hof des Thomas Pauer.

Dort rastete er, dort erwartete ihn des Besitzers Tochter, und er wußte, daß aus ihren offenen Augen mehr Verständnis für seine Wünsche und Hoffnungen leuchtete, als aus den Blicken aller anderen.

Barbara Pauer hörte andächtig zu, wenn er am Tische ihres Vaters saß und sprach. Eine neue Welt voll ungeahnter Schönheit ging ihr in seinen Worten auf. War sie blind gewesen, daß sie all das wunderbare Leben der Welt vordem nie bemerkt hatte?

Hin und wieder trug er ihr eines seiner Gedichte vor, und jedesmal glaubte sie einen Schatz an reichen Empfindungen, an neuen, weitfliegenden Gedanken gewonnen zu haben.

Immer erstaunte sie über die Unbegrenztheit und Kühnheit seiner Ideen. Ohne Rückhalt vertraute er sich ihr an. Oft sprach er dabei wie zu sich selbst, den Blick ins Weite gerichtet, daß sie ehrfürchtig ihn nicht zu unterbrechen wagte. Eines Abends standen sie vor der Türe des Hauses. Die Sonne war schon im Sinken und färbte das Herbstlaub

der Bäume mit goldenem Glanze. Die Vögel schliefen in den Ästen, und bleiche Nebel spannen sich drunten durchs Tal.

Barbara hatte den Mönch durch den dämmernden Flur bis hinaus geleitet. Beide schwiegen, einen Augenblick versunken in die Zauberpracht der rötlich glühenden Felsen jenseits des Tales.

„Wißt Ihr noch," begann plötzlich das junge Mädchen, „jenen Tag, da ich Euch erstmals wartend am Wegkreuze traf, wie schön Ihr damals unser Land fandet?"

„Ich weiß," erwiderte der Mönch. „Und nun, bemerkt Ihr wohl, wie schön es auch heute wieder ist? — Seht, mir brennt ein Herz in der Brust, so heiß, wie die Sonne! Ach, ich möchte, daß es wie das wärmende, lebenspendende Gestirn hinein in die kalten Herzen der Menschen scheinen möchte, so wie dort drüben die Strahlen bis in die eisigen Schluchten der starren Felsen ihren warmen Purpurschein träufeln."

Einen Augenblick hielt er inne, das Alpenglühen betrachtend, dann fuhr er begeistert fort:

„Ja, so wie die Sonne möchte ich sein! Ich möchte die Erde von den starren Banden des dunklen Winters befreien, lachend und leuchtend mit überreichem Segen über die Fluren gehen, und dann, wenn es an der Zeit ist, sterben wie sie, die noch nach ihrem Tode die Berge glühen macht. — Nichts Größeres könnte ich mir denken, als die Menschen wieder zu Kindern zu machen, ihnen die tötenden Lasten von den Schultern zu nehmen, die sie blind in selbstvernichtendem Tun auf sich häufen. Wär' das nicht ein Traum, ein Leben von himmlischer Schöne?

Ach, daß das Glück so flüchtig ist! Sind vielleicht wir selbst daran schuld?

Warum muß doch der Mensch sich selbst der schlimmste Feind sein! Barbara, wißt Ihr, zuweilen wohl kommt eine Sehnsucht nach Sonnenuntergang, nach Ruhe über mich. Aber sie darf nicht sein, ich will noch nicht rasten, denn noch ist viel zu tun!" Er faßte des Mädchens Finger.

„Bleibt Ihr immer meine Helferin!

Doch jetzt lebt wohl und geht hinein ins Haus, denn die Nacht ist drunten wach geworden, bald wird sie Euch mit kalter Hand die Wange streicheln und in Eurem Haare zausen."

Rasch nahm der Mönch Abschied, indem er der Niederknienden auf ihr Bitten segnend die Hand aufs Haupt legte. Dann schritt er den Pfad hinab. Barbara Pauer wartete, sie blickte ihm nach, bis seine hohe Gestalt talwärts im Dunkel der Bäume verschwunden war. Nun erst kehrte sie langsam in den Hof zurück und legte sich in ihrer Kammer nieder, ohne noch einmal zu ihrem Vater in das Wohnzimmer zu gehen.

Das Fenster war nur angelehnt, sie stieß es vollständig auf, und sich hinausbeugend horchte sie, ob der Klang ferner Schritte vielleicht noch auf dem steinigen Pfade zu hören wäre. Aber nur das leise Rauschen des Baches in der Klamm und der klagende Schrei eines Käuzchens trafen ihr Ohr; da schloß sie die Laden und entkleidete sich. Bald schlief sie ein, das Bild des jungen Mönches im Herzen.

* * *

Der Winter war in das Land eingekehrt und hatte starken Frost gebracht. Wenn er mit weißem, reifstarrendem Barte durch die Wälder ging, knirschte der Schnee von seinen Tritten. Die Tannen ächzten unter der Last weicher, silberglänzender Decken, und die Vögel steckten frierend ihre Köpfe zwischen das dichte Gefieder.

Die Wege waren verschneit und schwer zu erkennen, kaum entragten die hölzernen Viehzäune der überall eingeebneten Talsohle, und nur dann und wann wagte sich ein einsamer Schlitten aus den Dörfern hinaus. Alle Häuser hatten weiße Schneehauben über die Dächer gezogen, und die Bewohner verließen selten und ungern den warmen Platz am Ofen.

Gänzlich verlassen waren oft für viele Tage die Bergbauern, denn der Lawinen wegen konnten sie nur bei hart gefrorenem Schnee es wagen, zu Tal zu gehen. Fleißig schnurrten die Spinnräder in solcher Zeit.

Auch Bruder Sebald hatte das Kloster selten verlassen können. Er hatte die langen Abende zu eifrigen Studien genützt, und manches neue Gedicht war im Dämmerlicht der schmalen Zelle entstanden, deren Fenster zur Hälfte verweht war. Trotz seiner Arbeiten aber ersehnte er voll Unruhe das Frühjahr heran, um wieder durch die Dörfer wandern zu können. Nicht mit Unrecht fürchtete er, daß die Gefangenschaft und erzwungene Tatenlosigkeit in den schneeumwallten Klostermauern seinem Wirken schaden werde.

Seine Feinde aber, und ihre Zahl wuchs, je mehr sie seinen Einfluß bei den Bauern zunehmen sahen, nutzten so gut sie es konnten die Zeit aus, um durch Wort und Schrift des Mönches Absichten bei der Obrigkeit zu verdächtigen. Sie scheuten sich nicht, ihn als einen verkappten Rebellen darzustellen, der seine wahren Pläne geschickt unter der Maske eines frommen Eiferers zu verbergen wisse.

„Er ist ein Wolf in Schafsfellen," klagten sie.

Kaum hatte der Frühling mit wärmerem Atem den Schnee im Tale zum Schmelzen gebracht, so nahm Bruder Sebald, der solche Umtriebe bald erkannte, seine Wanderungen wieder auf. Immer mehr erweiterte

sich nun der Kreis seiner Anhänger, immer stärker aber äußerte sich auch der Haß seiner Widersacher und die Feindschaft der Obrigkeit.

Ein heimlicher, wühlender Kampf begann jetzt allmählich zwischen ihm und seinen Gegnern. An ihrer Spitze stand auch eine Reihe der ehemals angesehensten Pfarrer, die ihren Einfluß unter den Bauern von Tag zu Tag schwinden fühlten. Nicht mit Unrecht witterten sie einen gefährlichen Neuerer in ihm, einen, dessen Lehren ihre bequeme, bisher unangetastete Stellung erschütterten. Sie zeterten, er untergrabe die Kirche, indem er an der Unfehlbarkeit ihrer Diener rüttele, er zerstöre durch das Gift seiner Worte die staatliche Obrigkeit, indem er ihre Stützen der Ungerechtigkeit und Eigennützigkeit bezichtige. Sie riefen alle Gesetze zum Kampfe gegen den Bruder auf und sandten Klagen auf Klagen an den Bischof und den Statthalter, heimlich einander versichernd: „Hilft eine nicht, so helfen doch viele!"

Keiner von diesen Herren aber mochte zur Zeit eingreifen. So wichtig ihnen auch die Sache erschien, noch wesentlicher dünkte es ihnen, die unruhigen Bauern nicht durch ein Gericht gegen den Bruder noch mehr in Aufruhr und Feindseligkeit zu versetzen. Durch geheime Sendlinge beobachteten sie seine Wirksamkeit, aber keiner konnte den Mönch mit Recht irgend eines wirklichen Vergehens anklagen. Sie fürchteten die Macht seiner Persönlichkeit und seiner Rede, sie hätten ihn sonst längst offen verdammt. Lieber heute als morgen wäre man ihm zu Leibe gerückt. Sie stellten ihm heimlich Fallen, aber in keiner wollte er sich fangen.

Bruder Sebald entwirrte geschickt alle Schlingen seiner Gegner. Ihr Haß erfüllte ihn mit Wehmut und Bitterkeit, aber er vermied es in seinen Reden, irgend einen zu kränken. Wollte ihn einmal der Zorn übermannen, so zwang er sich doch dazu, kein von Feindschaft und Verachtung eingegebenes Wort zu äußern, er schlug vielmehr seine Gegner immer von neuem durch die feine und überlegene Art, mit der er ihr Treiben enthüllte.

Doch dieser aufreibende Kampf ging nicht spurlos an ihm vorüber, dazu empfand er ihn zu unmittelbar und zu tief. Sein Antlitz war schmal und blaß geworden, und seine dunklen Augen erschienen dadurch noch größer und in ihrem Ausdrucke durchdringender. Oft fühlte er seine Kraft nachlassen, aber er gönnte sich keine Ruhe, der Wunsch, sein Befreiungswerk um jeden Preis zu enden, die Schuld seines Geschlechts abzutragen, trieb ihn rastlos vorwärts. Es war ihm, als müsse er rasch, ganz rasch sein Ziel erreichen.

Täglich konnte ihn ja ein entscheidender, von ihm nicht geahnter Schlag seiner Feinde treffen und ihn mitten in seinem Wirken vernichten.

Sein Ziel aber war kein kleines und leicht erreichbares. Unter einer milden und gerechten Herrschaft sollte das Volk in Freiheit und Eintracht leben, losgelöst von allen den tausend Fesseln, die sogar das Denken und Empfinden knechteten.

Wollte zu Zeiten Mutlosigkeit über ihn kommen, so wanderte er aus dem Tale hinaus nach dem Bachhofe.

Oft saß er dort auf der Holzbank zwischen Pauer und seiner Tochter, und ein Gefühl des Friedens und der Ruhe kam jedesmal über ihn, wenn er schweigend dem Rauschen des Wassers in der Wildbachklamm oder dem Wehen des Windes in den alten Lärchenkronen lauschte. Dann wagten ihn die beiden nicht anzureden. Sie achteten die Stille des seltsamen Mannes.

Thomas Pauer erschien der Bruder ebenso wunderbar wie allen anderen. Er erstaunte über dessen Weisheit, über seine machtvollen Reden, aber er erschrak auch zu Zeiten über ein seltsames Leuchten in dessen Augen. Es blitzte manchmal in ihnen auf wie ferner Widerschein eines verzehrenden Feuers, wenn der Mönch seiner Feinde gedachte. War dieser Mann, der nur Liebe predigte, nicht auch fähig zu grimmem Hasse?

Das waren Augenblicke, in denen ihm niemand in die Augen sehen mochte.

„Es ist der böse und harte Blick seines Vaters, er ist ja vom Blute der Welsberge, das bricht wieder durch, trotz der Kutte," so tuschelten die Leute, und sie zerbrachen sich oft den Kopf, welche Pläne wohl im Geheimen der Bruder verfolgen möge, und wie alles enden werde. Es ging wie das Ahnen schlimmer Zukunft durchs Land. — —

Wieder einmal war der Mönch eines Nachmittages nach dem Bachhofe gepilgert. Es war ein schwüler Julitag, und Gewitterwolken drohten mit plumpen Tatzen im Osten der fernen, blauen Berge von Lienz.

Auf dem Hofe fand er niemand, der Bauer sei mit seiner Tochter zum Heuen nach der Wiese hinter dem Lärchenhain gegangen, berichtete ihm eine Magd. Da ging der Mönch durch den Wald weiter der Wiese zu.

Dort stand das Heu in stark duftenden Haufen, aber niemand war zu sehen. Schon wollte er umkehren, als etwas Rotes am Boden zwischen den Bäumen durchschimmerte. Er trat näher und fand Barbara Pauer am Rande der Wiese schlafend im Schatten eines Baumes liegen. Der Rechen lehnte neben ihr, sie hatte das helle, rote Tuch von ihrem Halse genommen, und ihre durch die Arbeit gelockerten braunen Flechten umrahmten beiderseits das vom Sonnenschein gebräunte Antlitz. Welch friedliches Bild!

Lange stand der Mönch vor ihr, an den Stamm einer Lärche gestützt. Er meinte, das Mädchen noch nie so schön gesehen zu haben. Sein Auge

weidete sich an ihrer jugendfrischen, geschmeidigen Gestalt und beobachtete das leichte und friedliche Atmen ihrer Brust. Endlich entschloß er sich dazu, die Schläferin zu wecken. Er beugte sich herab und berührte leise ihren Arm.

„Barbara! — Erwacht!"

Da sprang das Mädchen rasch und verwirrt auf, und eine jähe Blutwelle schoß ihr ins Gesicht.

„Ihr seid's!" stotterte sie verlegen, doch ohne ihre Freude an seinem Erscheinen verbergen zu können. „Verzeiht, ich schlief, die Arbeit war heiß." Sie rieb sich lächelnd mit der Hand die von der Sonne geblendeten Augen.

„Ja, ich bin's, Barbara," sagte der Mönch, ihr die Hand reichend. „Ich bringe eine wichtige Botschaft an Euern Vater und an alle Bauern. Euer Vater soll der erste sein, der's hört. Der hochwürdigste Herr Bischof hat auf meine Vorstellungen, die ich ihm, Ihr wißt wohl, durch ein ausführliches Schreiben gemacht habe, in Gnaden bestimmt, daß euch von allen Leistungen an die Klöster zu Innichen und Bruneck die Hälfte erlassen werde. Hier in diesem Pergament," er zog ein großes, gesiegeltes Schreiben aus den Falten der Kutte, „ist alles niedergelegt und durch Siegel verbrieft. Die Herren auf den Schlössern sind der Abgaben an die Kirche nicht enthoben. Sie werden darob ihren Zorn nicht zu zähmen wissen. Ich kenne sie. — Aber noch eines wollte ich, Barbara," setzte er mit weicher Stimme hinzu, „Abschied von Euch vielleicht für lange Zeit nehmen. Ich reise nach Wien, um in der Angelegenheit unseres Volkes mit des Kaisers Majestät selbst zu verhandeln, denn des Bischofs mildtätiger Beschluß wird euch noch schlimmere Feinde schaffen. Ich muß ihrem Hasse zuvorkommen. Erschreckt nicht," fuhr er fort, die entsetzte Miene des Mädchens bemerkend, die jäh das neugierig in die Hand genommene Pergament fallen ließ. „Es kann euch nichts schaden, wenn der Kaiser endlich Wahres von eurer Not und euren Klagen hört. Glaubt, er kennt die Schurkerei derer nicht, die sich seine treuen Diener nennen lassen und sich zwischen ihn und euch schieben. Ich selbst aber fürchte ihn und seine Räte nicht, wenn ich auch weiß, daß meine Feinde mir ungesäumt auf Schritt und Tritt, selbst nach Wien folgen werden. Seht, man muß zuweilen den Menschen mit Gewalt ihr Glück aufzwingen. Hier kann ich nichts tun, solange man mich heimlich zu jeder Stunde hindert und alle meine Reden von der Obrigkeit in den Wind geschlagen werden."

„Ihr wollt wirklich gehen?" fragte das Mädchen beklommen, und ihre Augen füllten sich langsam mit Tränen.

„Ja, Barbara, ich muß. Und glaubt mir, ich werd' es um so lieber tun, je sicherer ich weiß, daß Ihr zuweilen in Eurer Waldeinsamkeit an mich denken und für mich beten wollt."

Da ließ sich das Mädchen vor ihm auf beide Kniee nieder und hob in unwillkürlicher Bewegung flehend die Arme zu ihm empor, als kniee sie vor einem Kruzifix.

„Tut es nicht," bat sie, „wandert nicht von uns fort! Wißt, ich sah, da ich hier hinauf zur Wiese ging, im Wald eine jener roten, seltenen Blumen blühen, von denen man sagt, sie wüchsen nur da, wo der Boden einmal von eines Menschen Blute gedüngt ward. Scheltet mich nicht abergläubisch, aber das muß eine schlimme Vorbedeutung sein!"

„Narrheit!" erwiderte der Bruder fast ärgerlich und hob das Mädchen auf. „Wie mögt Ihr an solche Märlein glauben! Wischt Euch die ernsten Tränen ab, sie stehen schlecht zu Euerm Kinderantlitz! So, nun gebt mir die Hand, Barbara, und laßt Euch danken, Ihr habt mich oft gelabt, wenn ich hungernd und dürstend zu Euch kam."

„Gelabt? Und trankt doch nie von dem Weine, den ich in unserem Brunnen gekühlt Euch bot," sagte das Mädchen, die Hand des Mönches fassend, und blickte unter Tränen lächelnd zu ihm auf.

„Verkehrt nicht in Tändelei und Spiel, was ich Euch sage," erwiderte der Bruder düster. „Ihr wißt nicht, niemand weiß es ja, wie oft ich dem Verschmachten nahe war, wie oft ich auf meinem Wege aus dürrer Wüste den Arm hinausstreckte nur eine Schale Wassers zu erbetteln! Selten, niemals ward sie mir von anderen gereicht, oft von Euch! Wisset, Barbara, niemand hört uns außer den stillen, schweigsamen Tannen, da kann ich's Euch schon sagen: vielleicht, ich scheue mich selbst darüber nachzugrübeln, habt Ihr mehr als einmal den Tod von mir hinweg gescheucht, wenn er mich umschlich, wenn er mit seiner sausenden Sense nach mir zielte. Wer weiß, ob ich ohne Euch immer von neuem den Kampf aufgenommen hätte. Barbara, Ihr wart eine Flamme, an der ich mich wärmte. Ich glaubte an Euch und meinte, hinwiederum, wenn diese da nicht an dir zweifelt, werden's die anderen auch nicht tun, sie sind ja eines Blutes, eines Stammes mit ihr! Barbara, ich bin kein Schwächling, keiner sah je, daß mir vor dem Ende bangte, aber — das Vertrauen ist süß, — seid Ihr wenigstens meines endlichen Sieges gewiß?"

Das Mädchen senkte unter dem Blicke des jungen Mannes ihre Augen, und ein innerer Kampf ließ seine Spuren auf ihrem schmerzlich zuckenden Gesichte hervortreten. Ihr Herz war erfüllt mit schlimmen Ahnungen, und doch mochte sie diese dem Bruder nicht merken lassen,

zumal in diesem Augenblicke da ihm soviel an ihrem Glauben gelegen war. Sie bedachte blitzschnell, wie immer von neuem geschürt das Mißtrauen und die Feindschaft an hundert Orten gegen ihn entfacht wurden. Wie würde es ihm draußen ergehen, am Hofe des Kaisers? Darum zauderte sie zu antworten.

Der Mönch hatte mit scharfem Blicke ihre Gedanken erraten.

„Tut Euch nicht Gewalt an, Barbara", sagte er sanft. „Ich hätte gerne Gutes und Hoffnungsfrohes von Euch gehört, aber Ihr dürft meinetwegen nicht lügen. Ich seh's, Ihr zweifelt an meinem Erfolge, Ihr fürchtet mein Unterliegen. Ihr seid ein ängstliches Kind! Geht, ich werde auch allein zum Ziel gelangen, denn das Gute kann keine Macht der Welt überwinden! Auch der Kaiser kann's nicht töten."

Da breitete plötzlich das Mädchen ihre Arme aus und schlang sie inbrünstig und fest um den Hals des vor ihr Stehenden, indem sie ihr weinendes Gesicht an seiner Brust barg. Ihre Pulse schlugen.

„Nein, nein, scheltet mich nicht! Verzeiht, daß ich zauderte! Gewiß glaube ich an Euch! Vom ersten Tage ab glaubte ich an Euch! Ihr seid ein Heiliger für uns!"

Bruder Sebald fühlte, wie sich des Mädchens Lippen an seine Brust legten, wie ihr junger Leib unter den süßen Schauern der schrankenlos hervorbrechenden Liebe und Bewunderung erbebte.

Ihre gestammelten Worte waren im Winde verweht, ohne daß er sie zu Ende gehört hätte, denn ein Gefühl unnennbaren Glückes durchströmte ihn, eine Wonne durchrieselte seinen Körper, wie er sie noch nie gekannt. Auch seine Pulse hämmerten, seine zitternden Arme preßten voll erwachter Jugendkraft das Mädchen an sich.

In einem langen Kusse ruhten die Lippen der beiden aufeinander.

Zum erstenmal berührte der Bruder die Lippen eines Weibes.

Betäubender Heuduft stieg von der Wiese auf, und eine verspätete Biene summte eilig an den beiden vorüber.

Barbara Pauer aber glitt zu Boden, noch immer die weichen Arme um des Mannes Nacken geschlungen, und der Mönch kniete neben ihr hin, und sank zur Erde, immer wieder ihr Antlitz mit heißen Küssen bedeckend. — —

In dieser Stunde war für sie beide die Wiese keine Wiese mehr und der Wald kein Wald, der Berg und das Tal waren verschwunden, das Rauschen des Wassers und Wehen des Windes hatte keinen Klang, das stille, starre Kloster keine Wirklichkeit.

In dieser Stunde tranken zwei Menschen das Gift der süßesten Liebe aus dem gleichen Becher ihrer sündigen Lippen, und ihre Seelen flossen ineinander in seligster Lust und wonnigem Leid. —

Welche Macht gliche der Liebe? — — —

Lange lag der Mönch zu den Füßen des Mädchens, sein Haupt in ihrem Schoße gebettet, während ihre Hand leise über seine braunen Locken strich.

Nur ganz allmählich kehrte alles zurück, der Duft des Heus, das Rauschen des Waldes, der kühle Bergwind.

Schon kam die erste matte Dämmerung heran.

Mein Gott! Wo war er?!

Plötzlich sprang der Mönch auf, so jäh, daß Barbara erschrak. Seine Augen lagen tief in ihren Höhlen, seine Hände ballten sich krampfhaft an seinen Schläfen, durch seinen Körper lief ein Fieberschauer, als wolle er etwas von sich abschütteln.

War's die Sünde?

Fast entsetzt blickte er auf das am Boden sitzende Mädchen, deren rechte Hand noch immer mit ausgestreckten Fingern auf ihrem Schoße lag, als ruhe sie noch schmeichelnd und weich auf dem Haupte des geliebten Mannes.

Zerknittert, mit gesprungenem Siegel lag der Brief des Bischofs zu seinen Füßen. Er raffte ihn hastig auf und hielt ihn in den zitternden Händen, ohne ihn wegzustecken. Dann wandte er sich um und floh wortlos mit großen Schritten den Pfad hinab.

Sah er die Sünde am Walde stehn?

Das Mädchen erhob sich zur Hälfte und warf ihre Flechten in den Nacken. „Balthasar!" rief sie dem Fliehenden mit verzweifelter Stimme nach. Aber der Gerufene wandte sich nicht noch einmal um. Wie ein von bösen Geistern Gehetzter stürmte er davon.

Da stieß Barbara einen leisen Schrei aus, schlug beide Hände vor ihr Gesicht und weinte bitterlich, sich in übergroßem Schmerze am Boden windend. Warum mußte er sie fliehen? Warum?

Als sie spät in den Hof heimkehrte, fragte ihr Vater besorgt, wo sie gewesen sei, daß sie so bleich und verstört ausschaue.

„Ich hab' im Walde nach einer entlaufenen Ziege gesucht, da hat mich in der Klamm droben am alten Meiler ein Spuk genarrt," entgegnete Barbara, keine andere Ausrede findend.

Thomas Pauer aber war abergläubisch und schlug schnell das Kreuz.

„Du, Kind, hüt' dich vor des Teufels Listen!" (Fortsetzung folgt.)

Die Kirche und der Fortschritt.[1])

Von

Reinhold Seeberg.

Die Kirche und der Fortschritt! Haben diese Begriffe etwas miteinander gemein, oder bedeutet ihre Zusammenstellung nur eine krasse Paradoxie? Gibt es ein positives Verhältnis zwischen der Kirche und dem Fortschritt, oder ist die Kirche für den Fortschritt nur das, was der Hemmschuh für den Wagen ist? Viele urteilen so: die Kirche erscheint ihnen als das konservative Prinzip par excellence, Kirche und Reaktion sind stets beieinander. Zu hemmen und zu dämmen ist der Kirche Aufgabe. In weiten Kreisen werden diese Urteile wie ein Dogma vorgetragen. Um so nötiger erscheint es, die Berechtigung dieses Urteils zu prüfen.

Bei dieser Prüfung wird eines zunächst ganz klar: das landläufige Urteil schwebt vollständig in der Luft. Es kommt darauf hinaus, daß man die eigenen Tendenzen als „Fortschritt" und alles, was sich ihnen nicht unterwirft, als Rückschritt bezeichnet. Nicht ganz wenige würden in Verlegenheit geraten, wenn sie für diese Behauptung den Beweis liefern, ja sie nur klarstellen sollten. Oder könnten sie wirklich viel dawider vorbringen, wenn von anderer Seite her die Kirche als das Prinzip des Fortschritts, dagegen alles, was sich freisinnig und fortschrittlich nennt, als Hemmschuh des Fortschrittes bezeichnet würde?

Eins leuchtet jedenfalls bei dieser Sachlage ein: wer über den Fortschritt reden will, der muß einen deutlichen und scharf begrenzten Maßstab haben, an dem er die Erscheinungen bemißt. Um zu sagen: dies ist Fortschritt und jenes Rückschritt, muß man ganz klar darüber sein, worin denn das Wesen des Fortschritts besteht.

Die erste Frage, die sich erhebt, ist also die: was ist Fortschritt?

---

[1]) Der folgenden Darstellung liegt ein Vortrag zu grunde, der am 24. Februar ds. Js. in der „Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung" in Berlin gehalten wurde.

I.

Der Begriff des Fortschritts soll hier natürlich im weitesten Sinne gefaßt werden; um den Fortschritt der Menschheit handelt es sich. Der Weg nun zu diesem Fortschritt ist die Entwicklung des Menschengeschlechtes. Bei diesem Gedanken beruhigen sich viele. Mit naivem Optimismus blicken sie auf die Welt hin, die Entwicklung, die man wahrnimmt, erscheint als der sichere Pfad zu immer weiteren und höheren Fortschritten. „Errungenschaften der Neuzeit": mit wie andächtigem Schauer und mit wie behäbigem Selbstgefühl kann diese Phrase doch ausgesprochen werden! Mit starkem Glauben pflegen viele unserer Zeitgenossen sich zu dem Gedanken von dem Fortschritt zu bekennen, auch dann und dort, wenn nichts von ihm zu sehen und alles nur zu glauben ist.

Aber ist dieser gedankenlose Dogmatismus, der sich wohl gern mit dem schönen Namen des Freisinns schmückt, wirklich weiser, als die altmodische Verherrlichung der „guten alten Zeit"? Warum soll die Behauptung, das Spätere ist das Bessere, klüger sein, als die andere: das Frühere ist das Bessere? „Weh dir, daß du ein Enkel bist," sagt der Dichter, weshalb soll es richtiger sein, zu sagen: wohl dir, daß du ein Enkel bist?

Wir müssen tiefer in die Sache eindringen, denn der bloßen Behauptung des Fortschritts stellen sich Widersprüche in den Weg, so verwunderlich das auch manchem unserer Zeitgenossen erscheinen mag.

Daß in der Welt ein Fortschritt sich vollzieht, kann nur behauptet werden auf Grund der Beobachtung der Stellung des Menschen in der Welt. Wird diese Stellung im Laufe der Entwicklung naturgemäßer und befriedigender, dann ist die Entwicklung zugleich Fortschritt.

Der Mensch ist ein Punkt in dem großen Strom von Wechselwirkungen, der diese Welt ausmacht. Stetig wirkt das Ganze auf diesen Punkt und dieser Punkt auf das Ganze. In unausgesetzter Wechselwirkung — gestoßen werdend und stoßend, empfangend und gebend — mit dem Weltganzen vollzieht sich unser Leben. Ist aber diese Wechselbeziehung der Inhalt des Lebens, so erscheinen uns die Lebensstufen als die höheren, auf denen die Wechselwirkung umfassend, leicht, ungehemmt, befriedigend sich vollzieht. Es ist ein Fortschritt, wenn der Mensch die Speisen durch das Feuer schneller als früher genießbar machen lernt; es ist ein Fortschritt, wenn wir eine sichere Erkenntnis der Ursachen der Erscheinungen erwerben; es ist ein Fortschritt, wenn wir durch kunstvolle Werkzeuge das bequem erreichen, was früher nur durch glücklichen Zufall und übermenschliche Anstrengungen uns zu teil wurde.

Jedermann begreift, warum in diesen Fällen Fortschritt vorliegt. Die Beziehung zu der Welt, die der Mensch nun einmal hat, wird gesteigert und vertieft. Man kann mehr und reichere Eindrücke und Gaben von der Welt empfangen und man kann kräftiger und weiterreichend auf sie einwirken und sie bestimmen. Zu dieser Wechselwirkung sind wir ja von Natur aus veranlagt, je mehr es gelingt, unser ganzes Wesen in ihr sich betätigen zu lassen, desto reicher und glücklicher fühlen wir uns. Eine Tiefe um die andere erschließt sich uns, Wunder über Wunder schauen wir, des Zufalls stürmisches Spiel weicht dem Walten großer Gesetze, und andrerseits sieht unser Auge sichere Pfade auch auf der stürmischen See und über die eisstarrenden Abgründe der Alpen, und es ist uns, als wüchsen Stiele allen Dingen um uns an, damit unsere Hand sie greifen und halten kann.

Das ist Entwicklung und das ist Fortschritt. Wie das sich entfaltende Leben des einzelnen Menschen im Kontakt mit der Welt dies erfährt, so auch die sich entwickelnde Menschheit. Und wie der einzelne Mensch durch die Bildung, die er sich allmählich erwirbt, immer mehr empfängt von der Welt und immer mehr Möglichkeiten, auf sie zu wirken, gewinnt, so wird auch der Menschheit durch die geschichtlich erworbene Kultur ein unendlich viel reicheres und genaueres Weltbild zu teil, als in ihren Anfängen, und sie verfügt über Kräfte und Mittel, die Welt zu leiten, von denen frühere Generationen keine Ahnung hatten. Die Welt wird größer, reicher und tiefer, indem unsere Organe durch den Kontakt mit ihr geübter, feiner, sicherer werden. Wie die Menschen und die Menschheit durch Bildung und Kultur vertieft werden, so wird auch die Welt für den Menschen immer großartiger und einfacher, immer reicher und tiefer.

Das ist der große Kulturprozeß, den jedermann kennt, und dessen Fluten allmählich das ganze Erdreich bedecken. Wir begreifen jetzt, warum man von einem Fortschritt in dieser Entwicklung redet, und worin der Sinn dieser Rede besteht.

Aber auch das ist verständlich, daß man diese Entwicklung als „natürliche" bezeichnet. Alles, was hier geschieht — alle Erkenntnis des Geschehens und alle Technik in seiner Bemeisterung, die Erweiterung des Horizontes und die Verlängerung der Arme bis hin zu ihm — ist natürlich, gesetzmäßig und notwendig. Wir sind höher organisiert als die Tierwelt, aber die Entwicklung, die wir in diesem Wechselverkehr mit der natürlichen Welt erleben, ist an und für sich nicht andersartig als die Entwicklung, die die Tierwelt im Kontakt mit der Natur durchmacht.

Aber gerade darum haben wir den Eindruck, daß wir den Menschen bisher unzureichend beschrieben haben. Es fehlt ein Stück, und zwar das Hauptstück. Es kommen ja Völker vor, die kultiviert und zivilisiert sind und doch Barbaren geblieben sind. Es sind Menschen, bei denen ein außergewöhnliches Nachahmungstalent, „affenartige" Gewandtheit und eine ungeheure Zähigkeit des Wollens ruckweise und plötzliche Erkenntnisse und Fertigkeiten erzwingen, die die Kulturmenschheit in langen Jahrhunderten erworben hat. Nun stehen sie scheinbar dieser Kulturmenschheit ebenbürtig da, und es ist doch eine kolossale Differenz da. Worin besteht sie?

II.

Man redet von Menschen, denen die Kinderstube gefehlt habe. Man will damit sagen, daß es ihnen an der allmählichen persönlichen Aneignung der Elemente der Sitte gemangelt hat. Nicht am Können, nicht an den Formen oder den Manieren fehlt es ihnen, es liegt ein „persönlicher" Mangel vor, eine Lebensprovinz ist unbebaut geblieben. Man kann ähnliches von Völkern und weiten Schichten der Bevölkerung sagen, es fehlte ihnen die Kinderstube der Geschichte. — Wir haben bisher gesehen, wie im Kontakt zur Natur die Menschheit sich entwickelt; wir stehen jetzt vor etwas anderem, vor der „Erziehung des Menschengeschlechtes" in der Geschichte.

In der Geschichte handelt es sich nicht nur um die natürliche Entwicklung der Fähigkeiten, in der Geschichte handelt es sich vor allem um den Geist. Versuchen wir uns klarzumachen, was hiermit gemeint ist, denn wir stehen vor dem entscheidenden Wendepunkt der Weltanschauungen.

Der Mensch beurteilt sich selbst und seinesgleichen anders als alle übrigen Dinge und Wesen. Das bezieht sich nicht auf die Feinheit seines Nervensystems oder die komplizierte reiche Organisation seines Gehirns und die dadurch bedingte Reichhaltigkeit und Überlegenheit seiner seelischen Funktionen über alle anderen Wesen. Der Mensch weiß sich in seiner Substanz verschieden von allen anderen Wesen und über sie erhaben. Er ist ein Ich und er ist Geist. Als ein besonderes Ganze, das von der ganzen Welt verschieden ist, kommt er sich selbst je und je zum Bewußtsein; und nicht Natur und Begabung machen ihn dazu, was er ist, sondern er selbst bestimmt sich dazu. Er weiß sich frei und als etwas absolut Eigenartiges der übrigen Welt gegenüber. Dabei unterliegt auch er den Einwirkungen der rein natürlichen Entwicklung, wie jedes andere Wesen. Er wird älter und reifer, stärker und größer, er leistet mehr oder weniger; und durch seine Natur und ihren Kontakt mit der natürlichen Welt wird

ihm dies alles. Und dennoch ist alles bei ihm spezifisch verschieden von der natürlichen Welt, denn er selbst ist ein anderer als sie. Er ist ein Ich und Geist, er ist sein selbst als eines solchen bewußt und er fühlt sich frei inmitten jenes Bannes naturnotwendigen Geschehens.

Man sage nicht, das ist „Einbildung". Es ist eine Realität im Menschen, die nicht minder real ist, als die in dem Menschen entstandenen Vorstellungen von der Natur und ihrer gesetzmäßigen Notwendigkeit. Das eine ist nicht minder objektiv real als das andere, denn beides hat seine Realität für uns nur im Menschengeist. Wir können gar nicht anders — es sei denn, daß wir uns irgend einem oberflächlichen Dogmatismus, der die Tatsachen vergewaltigt, ergeben —, als uns als Teile des allgemeinen Naturzusammenhanges und doch wieder als freie geistige Personen zu denken. In diesen Gedanken ist das große Resultat der kantischen Philosophie und ihr bleibender Beitrag zur Kultur der Menschheit enthalten.

Man muß diese Gedanken scharf im Auge behalten, um den Gedanken einer Geschichte der Menschheit im Gegensatz zu ihrer natürlichen „Entwicklung" zu verstehen. Daß Geister auf Geister wirken — das ist das Wesen der Geschichte. Auch in der Geschichte finden Wirkungen und Gegenwirkungen, Anziehungen und Abstoßungen, gemeinsames Streben und Widereinanderstreben statt, auch die Geschichte hängt ab von glücklichen und unglücklichen Konstellationen, von Reichtum oder Armut des Bodens, von Kraft oder Schwäche der natürlichen Anlagen der Völker und der Individuen. Aber das alles ist nur der Boden, auf dem sie erwächst, oder die Mittel, in denen sie wird, die eigentliche Kraft, die sie in Bewegung setzt, ist der Geist des Menschen oder die Persönlichkeit. Auf dem märkischen Sande hat sich ein geschichtliches Leben erhoben, das seinesgleichen sucht in der Geschichte. Auf den Trümmern der antiken Welt ist die Herrschaft des Papsttums erwachsen, vom kleinen Wittenberg und dem fernen Königsberg sind geistige Wirkungen ausgegangen, die die Karte Europas und die Physiognomie der Völker verändert haben. Nicht durch Vorzüge der Natur, nicht durch die äußeren Chancen zu einer beherrschenden Stellung ist dies alles geschehen und geworden, sondern durch die Wirkungen starker eigenartiger Persönlichkeiten.

Wie kommt es zu solchen Wirkungen? In dem Naturzusammenhang tun es die Massen, von einzelnen Personen geht in dem Geschichtszusammenhang der Anstoß aus. Die Natur kennt keine „Helden", sie nivelliert alles und macht das Einzelne klein vor dem Gesetz des Ganzen. Der Geist wird offenbar in den einzelnen Geistern, die die Geschichte ausmachen; daher kennt die Geschichte große „führende Geister", und je

genauer man in der Geschichte Bescheid weiß, desto größer werden jene Geister.

Die Führer der Weltgeschichte sind freilich in der Regel auch an natürlichen Gaben der großen Masse überlegen. Sie sehen Ziele, die keiner vor ihnen sah, sie empfinden Tiefen, über denen noch der Schutt von Jahrtausenden liegt, sie tragen die Wünschelrute in sich, die auf das Edelmetall weist, wo das gewöhnliche Auge nur Staub und Steine schaut. Aber in alledem kommt schon etwas anderes zum Vorschein: die großen Menschen haben nicht nur größere Gaben, sie selbst sind größer als die übrigen. Die Menschheit gelangt in ihrer ganzen Tiefe in ihnen zur Darstellung. In dem Wort Napoleons über Goethe: voilà un homme kommt eine tiefe Wahrheit zum Ausdruck.

Das Menschentum, d. h. der Geist oder die Persönlichkeit, lebt sich in den Großen der Geschichte ursprünglicher und kraftvoller aus, als bei den gewöhnlichen Menschen. Daher verfügen sie über eine Tiefe der Empfindung des Menschenwesens und über eine Wucht des Willens zu seiner Verwirklichung, die ihnen Töne gibt, die unwiderstehlich sind, und die ihnen aufdrängt die Erkenntnis von Mitteln und Wegen, die niemand vorher geahnt hat. In dem persönlichen geistigen Leben liegt die eigentliche Kraft der Führer der Menschheit. Diese Kraft erhebt sie über alle und bringt sie zugleich wieder allen nah, denn das ist ja ihr Wesen in reiner Darstellung, was in uns allen in unbestimmteren Umrissen lebt. Aber deshalb hat Carlyle auch Recht, wenn er die Aufrichtigkeit als die absolut notwendige Eigenschaft der „Helden" bezeichnet. Gewiß, denn gerade darin, daß der Held sein Ich, sein persönliches Leben offenbart, besteht seine eigentümliche Kraft. Verschleiert er aus apologetischen oder diplomatischen Rücksichten dies sein Leben, so bricht er damit seinem Wirken die Kraft heraus.

Die Kraft geistigen Lebens in den Führern der Geschichte befähigt sie nun dazu, neue Urteile über den Lauf und die Zustände der Welt in ihrem Verhältnis zur geistigen Kraft und zum geistigen Bedarf der Menschheit zu bilden, neue Ideale in den konkreten Verhältnissen aufzustellen und neue Tendenzen vor die alte Arbeit des Menschengeschlechts zu spannen. Was der Mensch braucht und was dem Menschen ansteht, was ihn in seinem Wesen fördert oder behindert — das empfinden sie als Vollmenschen, und dies persönliche Erleben wird ihnen zum Anlaß, Entwicklung und Geschichte nach neuen Idealen zu bemessen und ihre Kräfte neuen Tendenzen einzuordnen. Das Wirken der Führer der Geschichte dient immer dazu, das geistige persönliche Leben der Menschheit

zu heben und zu vertiefen. Sie mögen Philosophen oder Dichter, religiöse oder politische Reformatoren, Kriegshelden oder Staatsmänner sein, sie fördern stets die geistige Humanität.

Wir wollen nicht eingehen auf die mannigfachen Wege, auf denen der Geist der Führer die Menschen zwingt und dadurch den breiten Strom des Geschehens meistert. Eine Fülle geschichtlicher Beobachtungen käme hier in Betracht. Das einfache Durchdringen neuer Tendenzen, ihr Kampf mit den alten, die Kompromisse zwischen beiden, die allmähliche Abstumpfung neuer Tendenzen, ihre Auflösung in ihre Atome, und in alledem das sieghafte Vordringen des Geistes: das ist die Bahn des geschichtlichen Fortschrittes.

Aber haben wir denn auf diesem Gebiet überhaupt die Möglichkeit, von „Fortschritt" zu reden? Es scheint, als kommen und gingen die Führer zufällig und regellos; nur selten hebt ein Elisa den Mantel des Elias auf, und nicht immer folgt der Gans, die gebraten wird, der Schwan. Hier scheint alles persönlich, ja individuell zu sein; auf kurzen Fortschritt kann ein langes Stagnieren folgen, und dann können wieder die Geister des Fortschrittes sich drängen, sodaß in wenigen Dezennien mehr erlebt wird, als sonst in langen Jahrhunderten. — Aber diese Beobachtungen — ihre Richtigkeit ist im ganzen zuzugestehen — beweisen doch nur das eine, daß der Fortschritt in der Geschichte nicht die regelmäßige Art natürlicher Entwicklung hat, nicht aber, daß er überhaupt fehlt.

Überall dort, wo geistige Anregungen die menschliche persönlich-geistige Art erhöhen und vertiefen, ist das Merkmal geschichtlichen Fortschrittes vorhanden. Darüber aber, was denn die Erhöhung oder Vertiefung dieser Art sei, kann in der Hauptsache keine Meinungsverschiedenheit bestehen. Darum handelt es sich, daß der Geist des Menschen und der Menschheit eine Entfaltung erfährt, die seiner Anlage gemäß ist. Einige Beispiele mögen dies veranschaulichen. Der geistige Inhalt ist dem Geist gemäß; wo dieser Inhalt sich ausbreitet und vertieft, da ist historischer Fortschritt. Das Denken und Wollen der Menschheit verfügt über eine gewisse Spannkraft; je mehr diese in der Richtung auf das rein Geistige angestrengt wird, desto mehr Fortschritt liegt vor. Das persönliche freie Selbstbewußtsein und die moralische Selbstverantwortlichkeit ist menschliche Art. Je mehr dieses geistige Selbstbewußtsein samt der Freiheit zur Entfaltung kommt, desto mehr lebt sich der Mensch als das dar, was er ist, oder eine Steigerung in dieser Richtung ist geschichtlicher Fortschritt. Man vergleiche nur, um einmal konkret zu reden, die eigentümliche Verkümmerung des Willenslebens bei den Griechen mit ihrer klein-

zügigen Politik mit der christlichen Anspannung des persönlichen Willens, oder man stelle etwa das Persönlichkeitsbewußtsein eines Luther neben die Regierung des eigenen Ich bei manchen Frommen der alten und der mittelalterlichen Kirche; man vergegenwärtige sich nur irgend eine Form des politischen Despotismus neben dem uns geläufigen politischen Freiheitsbewußtsein: und man wird ein unmittelbares Empfinden davon gewinnen, worin der Fortschritt in der Geschichte besteht. Es ist die Befreiung, Entfaltung und Erhöhung des geistigen Personlebens der Menschheit.

Es braucht nicht weiter ausgeführt zu werden, daß eine solche Entfaltung der geistigen Existenz einerseits die Kluft zwischen Mensch und Mensch überbrückt, andererseits die Kluft zwischen Mensch und Natur vertieft. Es entsteht ein Reich der Geister, das von einem eigenartigen Leben zusammengehalten ist, dessen einzelne Glieder sich innerlich geeint fühlen durch einen gemeinsamen Lebensinhalt und durch die nämlichen Ideale. Das ist der geistige Gehalt oder die Kultur des Menschengeschlechtes, wie sie sich objektiv darstellt als ein Komplex von Ideen und Idealen, von Sitten und Rechtsanschauungen, von Urteilen und Aufgaben. Aber dies geistige Leben erweist sich andererseits auch als ein gemeinsames Bewußtsein der Herrschaft über die Natur und ihre Gaben. Je sicherer man innerlich bestimmter Ideen und Ideale ist, desto kraftvoller macht sich das gemeinsame Streben geltend, sie durchzusetzen in den konkreten Verhältnissen. Der Geist, der ein Gemeinwesen beherrscht, ist eine tätige Macht, die alle Dinge seinen Tendenzen dienstbar macht. Wirkliche geistige Kultur erprobt sich in der Freudigkeit und Nachhaltigkeit der sichtbaren Kulturarbeit. Der Geist erhebt sich nicht anders über die Natur als so, daß er in sie eingeht, um sie zum Organ für seine Zwecke zu gestalten. Die wirkliche Freiheit über die Welt ist immer konkrete Beherrschung der Welt.

III.

Wir haben zwei große Lebenssysteme kennen gelernt und gesehen, wie sich das Leben der Menschheit in ihnen bewegt. Das erste war das System des Naturzusammenhanges mit der gesetzmäßigen Wechselwirkung aller seiner Glieder. Das zweite ist das System des Zusammenwirkens persönlicher Geister in der Freiheit. In dem ersten System handelt es sich um ein notwendiges, in dem zweiten um ein selbstgewolltes Geschehen, dort kommt das Können und Haben in Betracht, hier das Sein und Werden. — Aber diese beiden Systeme bilden im wirklichen Leben eine Einheit. Der Mensch ist nie Geist ohne auch Natur zu sein, und sein

geistiges Wirken wird nie anders konkret als in den Mitteln und auf den Wegen, die der Naturzusammenhang darbietet.

Bei diesem Zusammenhang der beiden großen Weltordnungen erscheint der Menschheit als das Normale, daß der Geist über die Natur herrscht, daß er Zweck und diese Mittel ist. Wie sich das im Leben des Einzelnen zeigt, so nicht minder im geschichtlichen Gesamtleben. Um des geistigen Lebens willen werden die wirtschaftlichen Aufgaben erfüllt; die Freiheit des Geistes ist die letzte Ursache, weshalb wir Heere haben und Flotten bauen, Kolonien erwerben und soziale Neuordnungen erstreben.

Aber gerade hier erhebt sich der große Konflikt im Dasein, der alle Irrungen und Wirrungen im inneren Leben der einzelnen Personen wie der Völker und Staaten hervorruft. Das Natürliche, Sinnliche und Äußerliche trachtet immer wieder danach, die Breite des Daseins zu erobern und statt Mittel Selbstzweck zu werden. Damit soll das Denken nicht ausgeschlossen, das „Geistige" keineswegs verstoßen werden. Aber es soll eben nur eine besondere Form und ein Mittel sein innerhalb des Werdens des großen rein natürlichen Entwicklungsprozesses. Diese natürliche Entwicklung, wie sie Produkt der rein physischen Wechselwirkung ist, soll das ganze Dasein umspannen, soll Ideen und Ideale erzeugen, das Leben gestalten und ordnen; die natürliche Entwicklung, und sie allein ist der Weg des Fortschrittes, oder die Geschichte der Menschheit soll natürliche Entwicklung und nichts anderes sein.

Es ist die Gefahr des Materialismus, mag derselbe noch so sehr sein Antlitz verbergen hinter der Maske eines geistig sich stellenden Evolutionismus. Das Naturgesetz ist der Herr der Welt, und nicht der freie Geist. Es ist merkwürdig, aber doch nicht unerklärlich, daß diese Mißdeutung des Weltzusammenhangs gerade auf die großen Zeitalter geistiger Erhebung zu folgen pflegt. Je kräftiger der Geist in solchen Zeiten sich die natürlichen Dinge unterwirft, desto größer sind die Gaben, die die Natur dem Geist zu geben vermochte, desto näher liegt der Irrtum, als wäre sie die Mutter und Königin aller Dinge. Es können große Erfindungen sein, die auf dem Gebiet der Natur gemacht wurden, es können gewaltige Siege mit dem ihnen folgenden „Milliardensegen" sein, die zu solcher Verkehrung der Wirklichkeit führen. Was man an Herrschaft über die Natur erwarb durch die freie Tat des persönlichen Geistes, das wird nun zum Anlaß, den Geist hinter die Natur zurückzustellen, die natürlichen Güter dem persönlichen Leben überzuordnen.

Das sind die Zeitalter der Geschichte, in denen man sich nicht genug tun kann im Preise des „Realismus", der „Technik", des „National-

wohlstandes". Die Göttin „natürliche Entwicklung" scheint ihre Pandorabüchse geöffnet zu haben, man braucht bloß die Hände aufzutun, um ihre Gaben zu empfangen, oder, wie man es wohl drastischer ausdrückt: „Das Geld liegt auf der Straße, man braucht es bloß aufzuheben." — Und was so die Gesellschaft erlebt, das kehrt in seiner Weise auch im Einzelleben wieder. Das persönliche Ringen der Jugend, das Ideal der eigenen Persönlichkeit schrumpft zusammen; es scheint vorteilhafter zu sein, sich vom Strom der „Verhältnisse" forttragen zu lassen. Die „Entwicklung" füllt das wirkliche Leben aus, die Ideale werden Phrasen, schlechte Vergoldung, die man anwendet, um nicht allzu „gewöhnlich" zu erscheinen.

Aber der Geist läßt sich nicht spotten, und die Persönlichkeit läßt sich nicht verschlingen vom Strom der Naturentwicklung. Wie laut sprechen doch schon jene Phrasen, durch die man seine Geistigkeit wahren will! Jeder sträubt sich dawider, nur „natürlich", äußerlich zu sein. Und je mehr man es wird, desto stärker wird der Hang, irgendwie sein geistiges Wesen zu retten, es irgendwie hervortreten zu lassen. Die Menschen etwa, die das Menschenwesen in sich betäubten, schwärmen vom „Übermenschen", und die, welche ihre Persönlichkeit ersterben ließen im Wechselgetriebe von Strebertum und Erfolg, prahlen mit Goetheschen Sprüchen vom Wert der „Persönlichkeit". Und Leute, denen der freie Geist zum Märlein herabgesunken ist, lauschen mit ängstlichen Gebärden den Offenbarungen des Spiritismus.

Aber was ist in alle dem und Ähnlichem — wer kennt es nicht aus dem Leben? — zu erblicken, als die Sehnsucht des persönlichen Geistes nach Erlösung aus den Banden der natürlichen Entwicklung? Natur hat man, und man behauptet, sie sei Geschichte, aber aus allen „Errungenschaften der Neuzeit" heraus schreit der geknechtete Geist nach Freiheit, nach geschichtlichem Leben.

Wir haben absichtlich bisher von der Religion ganz abgesehen. Der Konflikt, den wir schilderten, ergab sich aus dem rein weltlichen Kontrast zwischen Natur und Geist, natürlicher Entwicklung und menschlicher Geschichte. In dem Maß als die Natur den Geist unterdrückt, erstirbt das geschichtliche Leben und damit der wirkliche Fortschritt in der Menschheit. Man redet dann wohl laut vom „Fortschritt", aber das will nicht viel besagen. Der Mund geht nicht nur davon über, was das Herz hat, sondern oft auch davon, was es nicht hat. (Schluß folgt.)

Vorschläge zu einer äußeren Reform der höheren Schulen Preußens.

Von

C. H. Graf Kospoth.

Nach der kritischen Beurteilung, welche Herr Oberstudiendirektor Dr. Julius Ziehen in der Deutschen Monatsschrift für das gesamte Leben der Gegenwart, Maiheft von 1905, S. 284 in seiner „Pädagogischen Umschau“ den Schriften von Arthur Bonus und Dr. Rhenius zu teil werden läßt, welche in dem Satz zusammengefaßt ist: „Mir will scheinen, als ob der grüne Tisch derjenigen „Schulreformer“, die gar nicht aus der Praxis heraus oder nur auf Grund einer sehr einseitigen praktischen Erfahrung die deutsche Schule umgestalten wollen, im Grunde genommen doch der gefährlichere wäre und daß die Schriften Unruhe in unsere Elternkreise hineintragen, die leicht etwas anderes bedeuten kann als Förderung der Erziehungssache“, gehört Mut dazu, wenn ein Laie es ausspricht, daß er die höheren Schulen Preußens für reformbedürftig hält und noch weitergehend Vorschläge macht, in welcher Art und Weise reformiert werden soll.

Obgleich ich auf Allerhöchste Einladung den Verhandlungen über Schulreform im Jahre 1900 beigewohnt habe, so daß ich mich für einen Halbblutlaien halten könnte, werde ich von den Pädagogen von Beruf doch immer, und wohl auch mit Recht, für einen Laien gehalten werden. Deshalb werde ich mich wohl hüten, ein kritisches Messer an den lebendigen Leib der gelehrten Schulen zu setzen und mich als einen erfahrenen und geschickten Operateur aufzuspielen; ich werde mich damit begnügen, anstatt des Messers nur die Scheere zu gebrauchen, um dem Kleid, das diesen Leib bedeckt, einen nach meiner Ansicht besseren Sitz und ein schöneres Ansehen zu verschaffen.

Die Befähigung zu diesem Handwerk werden mir die gelehrten Herren nicht bestreiten können und auch nicht bestreiten, weil ich ihre Streitfragen damit unberührt lasse.

Die äußere Gestaltung unseres höheren Schulwesens bedarf durchaus einer durchgreifenden Reform, einer Reform, die in allen Punkten durchgeführt werden kann, ohne daß dadurch die eben erreichte Beruhigung in der inneren Reform unserer höheren Schulen irgendwie wieder gestört würde, die aber ebenso notwendig ist, wie diese. Ich beschränke mich auf „preußische" Schulen; denn unser einiges Deutschland ist, wie auch noch in anderen Sachen, noch so wenig einig, daß eine Ausdehnung über das ganze Reich unüberwindliche Schwierigkeiten zu überwinden haben würde.

I. Auf allen Schulen müßten die gleichen Lehrpläne aufgestellt werden. —

Dieselben müßten für die ganze Monarchie vom Ministerium für geistliche usw. Angelegenheiten festgestellt werden, so daß in jedem Semester auf jeder Schule derselbe Lehrgang vorgeschrieben wäre.

Wenn bei dem jetzigen Zustand ein Schüler, durch irgendwelche persönliche Verhältnisse gezwungen, wiederholt die Schule wechseln muß, so muß er nicht nur sich jedesmal in den neuen Lehrplan einarbeiten, sondern es kann auch geschehen, daß sein Wissen ein lückenhaftes bleibt, indem er z. B. in der Geschichte mehrere Jahre hintereinander dasselbe Pensum durchmachen muß, während er ohne jede Kenntnis der andern Pensen bleibt. Er ist dann firm in der alten Geschichte, kennt jeden alten Römer und Griechen und hat nie etwas von der Schlacht bei Leipzig, Königgrätz oder Sedan gehört, wenn er sich dieses Wissen nicht privatim angeeignet hat.

Dies ist ausgeschlossen, wenn von oben herab die Lehrpläne festgelegt sind; dann paßt jeder Schüler, wo er auch herkommen mag, in die Klasse herein, in welche er laut seinem Abgangszeugnis gehört, und die Klage der Lehrer über „Lücken" hört auf, wenn der Schüler nicht durch eigene Faulheit solche Lücken verschuldet hat.

II. Die Lehrmittel müssen auf allen Schulen dieselben sein. Zurzeit ist die Zahl der verschiedenen Schulbücher an den verschiedenen Schulen eine enorme.

Niemand wird mir bestreiten können, daß jeder Schüler, wenn er ein neues Schulbuch in die Hand bekommt, längere oder kürzere Zeit braucht, um sich in das Buch hineinzufinden; geht es uns Erwachsenen doch ebenso, wenn wir eine seit Jahren gewohnte Zeitung, in welcher wir jede Stelle kennen, wo wir etwas finden wollen, mit einer andern zu wechseln genötigt sind. In England und so viel ich weiß auch in Frankreich sind im wesentlichen dieselben Lehrbücher an Anstalten gleicher

Kategorie eingeführt. Welche wirtschaftliche Bedeutung dies, abgesehen von der unterrichtlichen, hat, liegt auf der Hand. Man vergleiche die Schulbücher-Verzeichnisse gleichartiger höherer Lehranstalten, und man wird erstaunen über die darin herrschende Verschiedenheit. Folgten wir dem englischen Vorbilde, so würden zwar eine Anzahl Verlagsfirmen bittere Klage über eine derartige „Monopolisierung" führen, aber außer andern Vorteilen würde diese Änderung den zeitigen, daß der auch in Lehrerkreisen in Verruf gekommenen geschäftsmäßigen Lehrbücherfabrikation ein Ende gemacht würde.

Ich wohne jährlich bis viermal der Abhaltung von Abiturientenexamen bei: Bei dem Kgl. Gymnasium in Öls i. Schl., wo ich Sitz aus stiftungsmäßigem erblichen Recht, und in Liegnitz, wo ich als Kurator der Kgl. Ritterakademie bei dem damit verbundenen Kgl. Gymnasium Johanneum Sitz und Stimme habe.

Da bekommt der Examinand ein Buch in die Hand gedrückt und liest den Text. „Halt" ruft der Herr Schulrat, „steht es so in Ihrem Buch? So, in meiner Ausgabe steht es anders." Das wiederholt sich fast regelmäßig bei Latein, Griechisch, Französisch. Der Examinand hat eine Ausgabe bekommen, die ihm eventuell gänzlich fremd ist, in Form, Druck usw. Daß dies seine Leistung beeinflußt, ist klar, man möge sich nur selbst daran erinnern, daß, wenn man mit Aufmerksamkeit wiederholt ein Buch liest, die einzelnen Stellen fest vor dem geistigen Auge haften bleiben, so, wie sie in dem gelesenen Buch stehen. Aber auch die Lehrmethoden sind in den einzelnen Lehrbüchern verschieden. Daß das Lernen bei wiederholtem Wechsel darunter leiden muß, wird wohl Jedem, der einmal Jugend unterrichtet hat, einleuchten.

Darum fort mit den vielen verschiedenen Lehrbüchern.

III. Die Aufnahmeprüfung neuer Schüler, welche nicht auf Grund von Abgangszeugnissen anderer Anstalten aufgenommen werden, sondern aus Privatunterricht kommen, darf nicht in die Hand der Leiter oder der Klassenlehrer einer Schulanstalt gelegt werden, sondern in die von Kommissionen, die je nach Provinzen oder noch besser Regierungsbezirken gebildet und ernannt sind. So wie es jetzt gehandhabt wird, treten die krassesten Unregelmäßigkeiten zu Tage. Ich kenne einen vor kürzester Zeit vorgekommenen Fall, wo ein Vater seinen Sohn bei einem Gymnasium für Untersekunda prüfen ließ; nach sorgfältiger Prüfung erklärte der Direktor, ihn nur nach Obertertia setzen zu können; da geht der Vater zu einem andern Direktor eines nur 50 Kilometer davon entfernten Gymnasiums, gleichfalls humanistischer Gattung in derselben Provinz,

und dieser nimmt den Sohn glatt nach Untersekunda auf. Ein anderer Fall ist der, daß einem Vater von acht Kindern, welcher den Sohn auf einem hauptstädtischen Gymnasium in Obertertia sitzen hat, eine Freistelle an einer Klosterschule (Schulpforta) angeboten wird, er geht mit dem Jungen, der allerdings in seiner Klasse schwach war, zur Prüfung dahin und muß auf die Freistelle verzichten, weil der Junge nur in Quarta aufgenommen werden soll.

Es wird mir eingewendet werden, daß es für die Eltern unbequem sein würde, wenn sie zur Prüfung nach dem Sitz des Regierungsbezirks reisen müßten, aber der Einwand ist doch wohl hinfällig, denn wer seinen Sohn eine höhere Schulbildung genießen lassen will, wird sich an diesen Kostenpunkt nicht stoßen.

Das Aufnahmezeugnis, welches der aufzunehmende Schüler von dieser Kommission erhält, müßte dann in der ganzen Monarchie allein gültig und keine untere Schulbehörde berechtigt sein, den Schüler weder in eine höhere noch in eine niedrigere Klasse im Lauf des Aufnahmesemesters zu setzen.

IV. Der Dualismus, daß es in der Monarchie Gymnasien gibt, wo halbjährige und solche, wo nur ganzjährige Versetzungen stattfinden, muß beseitigt werden.

Es wäre sehr wünschenswert, wenn auf allen höheren Bildungsanstalten die halbjährige Versetzung eingeführt würde; ich fürchte aber, daß dies immer ein frommer Wunsch bleiben wird des Kostenpunktes halber. Aber ein idealer Zustand würde es sein, denn es ist doch hart, wenn ein Knabe, der das Unglück hat, durch Krankheit einige Wochen in der Schule fehlen zu müssen, deshalb noch einmal ein ganzes Jahr in derselben Klasse sitzen bleiben muß, obgleich es ihm gelingen würde, in einem halben Jahr das Versäumte nachzuholen.

In unserer schnell hastenden Zeit, bei der Überfüllung fast aller Berufsarten kann das noch nach Jahren in Anstellungsfähigkeit und Anciennität seine Nachwirkungen äußern, ganz abgesehen von der finanziellen Mehraufwendung. Nicht jeder kann seinen Sohn auf eine Anstalt schicken, auf welcher halbjährige Versetzung eingerichtet ist, und deshalb ist es eine Ungerechtigkeit, daß dergleichen Anstalten neben den anderen mit ganzjähriger Versetzung existieren. Darum nur halbjährige oder nur ganzjährige Versetzung.

V. Zum Schluß die notwendigste, dringendste Reform, welche in das ganze Schulwesen von der einschneidendsten Bedeutung ist:

Abänderung der jetzt bestehenden Semestereinteilung.

Jetzt läuft das Schuljahr — ich spreche nur von den Anstalten mit ganzjähriger Versetzung — von Ostern bis Ostern.

Wie steht es nun mit den Ansprüchen, welche an den Körper und an den Geist der Schüler gestellt werden?

Jedermann wird mir zugeben müssen, daß der Knabe und der Jüngling im Alter bis zu 18 bis 20 Jahren, sowohl was seinen Geist, als auch was seinen Körper anbetrifft, sich in einem Entwicklungsstadium befindet, und daß der Geist sich nur in einem kräftigen und gesunden Körper normal ausbilden kann, daß man also bei der Erziehung auf beides gleich achten muß.

Bei unserer Schuljahrseinteilung kommt aber der Körper zu kurz, er muß unter solcher Arbeitseinteilung leiden und verkümmern.

Im Sommer wird erfahrungsmäßig wenig gearbeitet, im Winter dagegen allzu viel. Die Arbeitseinteilung ist eben eine falsche.

Zu Ostern ist der Schüler in die neue Klasse versetzt.

Die Lernzeit von Ostern bis Pfingsten ist kurz, von Pfingsten bis zu den großen Ferien desgleichen, etwas länger von da bis Michaelis. Selbst der normale, gleichmäßig arbeitende Schüler nimmt im Sommersemester das Lernen leicht; die Verführung, dem Körper das Vorrecht einzuräumen, ist natürlich und erklärlich. Das muß nun im Winter mit seinen zwei langen Quartalen nachgeholt werden, im letzten tritt nun noch die Versetzungsangst dazu. Da wird nun gebüffelt, da wird bis in die Nacht hinein gearbeitet, der Körper, welchem im Winter nur wenig geboten wird, wird überanstrengt, denn die Versetzung muß erreicht werden.

Mein Vorschlag geht nun dahin, das Schuljahr nicht vor Ostern zu schließen und nach den Osterferien wieder zu eröffnen, sondern dasselbe vor den großen Ferien zu schließen und nach diesen Ferien beginnen zu lassen.

Auf diese Weise wird man Körper und Geist gerecht. Der Schüler, in die neue Klasse versetzt, kommt, nicht am Körper geschwächt, wie zu Ostern nach dem schweren Wintersemester, von den großen Ferien gestärkt wieder auf die Schule, geht wohl und munter in das Wintersemester hinein, und da er weiß, daß die Würfel nicht wie bisher zu Ostern, sondern erst im Juli fallen, so wird er zwar fleißig im Winter sein, aber nicht mehr als nötig, und wird von seinem in der Entwicklung begriffenen Körper nicht mehr verlangen, als notwendig. Wenn er es dann von Ostern bis Juli tut, so kann er neben angestrengtem Arbeiten auch seinem Körper etwas bieten; auch dieser kann in Luft und Sonne erstarken und ist imstande, zur geistigen Arbeit mehr herzugeben, als er es im Winter vermöchte,

wo ihm nichts, gar nichts, als vielleicht eine Stunde Schlittschuhlaufen geboten wird; denn in den Stunden wo noch Tageslicht ist, sind Klassen- oder Arbeitsstunden.

Ich bin überzeugt, daß, wenn der leidige Versetzungsostertermin fallen gelassen würde, bessere Versetzungsresultate erzielt würden. Der Herr Regierungs-Kommissarius hat in der Sitzung des Herrenhauses vom 31. März d. J. gesagt, daß über diese und die Ferienfrage schon Ballen von Akten vorhanden sind. Das ist eine traurige Tatsache, und ich fürchte, diesen Ballen wird nun ein neues Aktenstück hinzugefügt werden, darüber das bekannte grüne Tuch. Dann wird es aussehen, wie ein schönes Grab, mit der schönen Inschrift darauf:

Ruhe sanft.

»Wir — nicht also!«

[Paulus.]

Es folgt die große Masse
Gedankenlos der Spur,
Die Zeit und Zeitgeist ziehen,
— Als blinde Kreatur.

Die gottgetaufte Seele
Nimmt frei den Flug in's Licht.
Die Signatur der Einzlen —
Sie bleibt: „Wir — also nicht!“

Karl Ernst Knodt.

Schiller und Carlyle.

Von

Heinrich Kraeger.

„Des Deutschen Tag wird scheinen,
wenn der Zeiten Kreis sich füllt."
Schiller.

„Germany is to be the leader
of spiritual Europe." Carlyle.

Als Deutschland über die schlimmsten Folgen des 30jährigen Glaubenskrieges hinaus und wieder zu sich selbst kam, richtete es sich bei seiner Entwicklung unbewußt, aber stark nach dem Vorbild Englands. Dort hatte man sich in neuer Zeit viel ungestörter und von außen wenig bedrängt schon seit dem 16. Jahrhundert politisch wie geistig bedeutsam entfalten können. Das werdende schriftstellerische Deutschland folgte vor allem Shakespeare und Milton und nahm es kindlich und tatenfroh mit ihnen auf, ohne in Klopstocks Messiade mehr als eine Nachahmung und im Drama des Sturms und Drangs etwas anderes als Zerrbilder zu liefern. Erst im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts, als die Drei Gewaltigen Herder, Goethe und Schiller, herabkamen, begann der Kampf sich zu unsern Gunsten zu wenden. Denn die Deutsche Renaissance, die sich so sehr verspätet hatte, war unter ihren Schwestern nicht nur die jüngste, sondern auch die schönste, die nun an Fülle, Tiefe und Ursprünglichkeit der Gedanken und an Sicherheit der Form, das was Italien, Frankreich und England so viel früher geschaffen, weit hinter sich ließ. Im 19. Jahrhundert, sobald das geistige Rüstzeug fertig war, hat dann bei uns die übrige Entwicklung eingesetzt — als allmählich aus den verschiedenen Stämmen die „Germania conjuncta invicta" erwuchs. Und abermals liefen wir jenseits des Kanals in die Schule zu Englands Technik und Industrie, bis wieder der ausdauernde, begabte Lehrling den Meister überflügelt, die schnellsten Bahnen über Land gelegt und eigene Schiffe mit blauen Bändern über See gesandt hatte, um Handel und Kolonisation zu treiben. — So hat in den letzten Jahrhunderten der Deutsche ununterbrochen den Engländern auf den Fersen gesessen, die über einen so hartnäckigen Läufer und Erben natürlich nervös wurden und ihre Bewunderung oft mit leisem Ärger wässerten.

Es ist vielleicht nur ein Einziger der rückhaltslos, manchmal fast mit Aufgabe der eigenen Persönlichkeit, das viele Neue, das Deutschland

in die Geistes- und Völker-Geschichte warf, anerkannt hat: Thomas Carlyle aus Schottland. Rührend besorgt um Goethe und Schiller, Novalis und Fichte, trug er — wie er sich selber einmal nannte: „the rustic, hopelessly Germanised soul“ — ihre Werke, als gälte es sie aus einem Brand zu retten, über den Kanal nach England, unter unendlichen Mühen und gegen den Wunsch seiner Landsleute. Er war überhaupt der fähigste Ausländer, der unser Denken und Dichten zu eigenen Schriften wunderbar verarbeitet und erneuert, überall hinausgesandt hat. Carlyle ist der Vermittler unseres Geistes für die ganze englisch redende Welt, denn dem herrlichen Gewoge goldgelben Getreides, das er aus deutschem Korn in England zog, entnahm sein treuer Freund, der Amerikaner Emerson, volle Büschel zur Aussaat mit über die Atlantis hinüber.

* * *

Als Carlyle mit 26 Jahren in den schweren Übergängen vom Jüngling zum Mann und im Kampf um eine Weltanschauung zu erliegen drohte, wurde er aus dem französischen Skepticismus durch die deutsche Literatur gerettet. Im höchsten Sinne lebensfreudig, brachte sie ihn zum frohen Bewußtsein seiner Kraft und war fortan das Schicksal seines Lebens; Carlyle ist zu der blonden Walküre seiner Jugend auch später immer dankbar zurückgekehrt: „Es war wie der Aufgang des Lichts in der Finsternis, die um mich her lag und mich zu verschlingen drohte.“

Der Unglaube war nun vorbei und der Glaube an die Welt bei ihm eingezogen. Er lernte alles wie ein großes Wunder wieder ehrfürchtig betrachten, entsagte der Nützlichkeitslehre Benthams, die alle Tat und Tugend nur nach dem Profit schätzt, und pflanzte an die Stelle der seelenlosen Weltmaschine des französischen Materialismus in seinem „Sartor“ den nordischen Weltbaum, die Esche Yggdrasil, auf. Nun brauchte er nicht mehr an seiner Zeit zu verzagen, denn jedes Sterben war neues Werden, und aus der toten Vergangenheit sah er die Zukunft wie einen Phönix steigen. Von den Leiden aber, die er damals durchgemacht, erzählte er später in seinem Romane: Sartor Resartus. Carlyle war kein rechter Dichter und konnte auch eigentlich nur ein Buch und darin nur das, was er selbst erfahren, beschreiben; und auch hier verengerte sich das Gebiet. Denn er hatte weder große äußere Begebenheiten zu verzeichnen noch unter Ländern und Menschen je herumgeabenteuert; seine innere Welt war der weite Platz, wo zwei Zeitalter miteinander rangen und schmerzhaft alle Gründe aufwühlten. Der neue Germanische Geist, der sich in unserer Literatur auf die vielen niedergelassen, hatte sich in England diesen Einen erwählt, der schwer daran trug, einer „Gottheit sterbliches Gefäß“ zu sein. Aber er stand seinen Mann, und die Natur wurde ihm zum lebendigen Kleid jenes Ewigen, das in Zweifeln bislang von ihm übersehen, nun als Kern und Körper unter der Erscheinungswelt wieder sichtbar wurde. Carlyle hörte auf zu grübeln und zu klagen: „Warum sollen wir über unser Dasein rechten, hier wie es vor

uns liegt, unser Feld und Erbe, wo so viele Menschen von Anfang an gegen dieselben Übel gekämpft haben wie wir und doch etwas geworden sind, was allen Zeiten verehrungswürdig scheint."

Da er Schiller und Goethe las, wurde ihm klar, daß er als Schriftsteller in Worten, die wie Taten wären, die Menschheit zur Schlacht der Wahrheit gegen die Lüge führen müßte. Er lernte bei Goethe sich auf Tat beschränken, Selbstbeherrschung und Entsagung üben, stärkte bei Novalis seinen Glauben und wurde von Jean Paul zum Humor erzogen. Schiller aber, dieser Marschall Vorwärts unserer Literatur, kräftigte seinen Mut und beseelte den Engländer mit dem rechten Widerstand für's Leben, das er von Natur schon so wie so ernst und schwer genug auffaßte. Es lag etwas Verwandtes in den beiden Männern, ein Trotz gegen ungünstige äußere Verhältnisse — sie hatten schwer um's tägliche Brot und gegen einen widerspenstigen Körper zu kämpfen —, aber auch ein unerschütterliches Vertrauen in die letzten Gründe und Ziele alles Seins, wie es Schiller, der Dichter, in der Kunst seiner Gesänge, Dramen und Abhandlungen aussprach, und es Carlyle religiöser gefärbt aus der Weltgeschichte, der Offenbarung Gottes, herauslas.

* * *

In den Jahren 1821 bis 1824 war Carlyle eifrig um Schiller bemüht und wollte ihn auch übersetzen, aber das Unternehmen scheiterte an der Verständnislosigkeit der Verleger. Während Wieland vorher den ganzen Shakespeare seinen Landsleuten vorgeführt, verzichtete man jetzt drüben auf eine ausführliche Wiedergabe Schillers. England schnitt damit seinem geistigen Leben günstige Anregungen von außen engherzig ab. Denn durch die Aufnahme und Kenntnis unserer gesamten klassischen Werke selber wäre eine Befruchtung unmittelbarer und rascher erfolgt — Einiges hatte übrigens Coleridge übertragen — als durch die bei allem Glanz des Stils mühselige Umschreibung in Carlyles Aufsätzen. Er erreichte also mit seinen Vorschlägen nicht, was Goethe später einmal wünschte: „Möge Ihnen gelingen, Ihrer Nation die Vorteile der Deutschen bekannt zu machen, wie wir uns immerfort tätig erweisen, der unsrigen die Vorzüge der fremden zu verdeutlichen", und im Gespräch mit Eckermann meinte Goethe: „Wir können mit Carlyle in unseren Bemühungen um das Englische nicht wetteifern." Wir haben allerdings keinen Schriftsteller, der sich mit solcher Einseitigkeit, wie jener Schotte, Fremdes angeeignet und ausschließlich mit ihm philosophisch und künstlerisch weitergebaut hätte. Es war, als wollte er die Nachlässigkeiten seiner Landsleute auf einmal wieder gut machen. Was von fremdem Wesen bei uns mehr in die Breite und Tiefe des Volkes dringt, schlug sich in England bloß auf wenige, und am allerdichtesten auf Carlyle nieder. So läßt sich jener dem Volke dort eigene übertreibende Zug zu ausgeprägtester Vorliebe und Neigung, auch in der deutschfreundlichen, fast sporthaft betriebenen Tätigkeit Carlyles nicht von der Hand weisen.

Sein „Life of Schiller“, das in Zeitschriften und 1825 als Buch umgearbeitet erschien, der erste englische Versuch einer Schiller-Biographie, ist von bleibendem Wert in der feinkundigen Art, wie hier ein Dichter von einem leidenschaftlichen Freunde verstanden wurde. Carlyle war von dem Männlich-Heldenhaften bei Schiller gefesselt, das Vorklänge zur „Heroworship“ in ihm auslöste. Eine neue Zeit mit andern sittlichen Kräften trat in Schiller auf, der in „Beschäftigung, die nie ermattet“, überall aufbaute, statt zu zerstören. Carlyle rang mit dem Dichter und seinem Werk: „Ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn“, und das stürmisch umworbene Geheimnis von Schillers Wesen hat sich ihm in der Tat entschleiert; es war mit sein eigenes, das nicht so sehr auf rein dichterischem Grunde, wie im Sittlichen, wurzelte: das Wort hier in jener Bedeutung genommen, wie man von dem moralischen Geist, der Verfassung und Widerstandsfähigkeit einer Truppe spricht. Was unserm Schiller dichterisch neben Goethe fehlte, das war ja von der Natur durch den einzigen und im höchsten Sinn auch schöpferischen Willen wieder ausgeglichen. Der Geist, der Schillers Werke gebar, ist in seiner Größe und Urgewalt nicht zu verkennen; und es riß Carlyle in Liebe auch zu dem Menschen fort, der dieses Geistes treuester und opferwilliger Träger war. Die Beurteilung der Werke Schillers bei Carlyle ist persönlich, lebhaft und von aller Wärme einer ersten Aufführung erfüllt. Kleineren geschichtlichen Zusammenhängen ist nicht nachgespürt, aber viele großen sind von dem Höhenwanderer geschickt entdeckt. Gewiß ist manches ungleich und eilig, und ein einwandloses reifes Buch hätte Carlyle vielleicht erst nach Jahren machen können. Aber Schillers Dramen werden hier dem Leser doch trefflich veranschaulicht und einige Male gar so heißblütig, daß der Wallenstein plötzlich hoch über dem damaligen ersten Faust steht. Schillers Gedichte aber kamen bei dem puritanischen Bauernsohne zu kurz, der wohl im Drama ein Gleichnis der Handlungen des Lebens und eine andere, geläuterte Form der Geschichtsschreibung schätzte, doch sich auf angeblich „ungesunde Gefühlsschwärmereien“ nicht einließ. Selbst Goethes Lyrik hat sich dem Schotten nie recht erschlossen. Die Prosa Schillers ist schneller abgetan und die Ästhetik nicht erfaßt, wenn auch einige wichtige Sachen geschickt herausgegriffen sind.

In England warb Carlyles „Life“ erfolgreich für den deutschen Dichter. Bulwer griff in seiner Übersetzung der Gedichte darauf zurück. Goethe veranlaßte eine Übertragung des Buches, das in seiner großen triebartigen Erfassung der Persönlichkeit, in Schwung und Wärme die erste einer Reihe von Schriften bildet, die für uns heute in Weltrichs herrlichem und denkmalartigem „Leben Schillers“ gipfeln.

Carlyle kam noch einmal 1829 nach Empfang des Goethe-Schiller-Briefwechsels auf seinen Helden zurück. Er hatte inzwischen viel von deutscher Literatur und vor allem den Goethe in solchem Glanze kennen gelernt, daß er für Schiller ein wenig abgeblendet war. Eine gewisse Voreingenommenheit läßt sich deshalb nicht verkennen, wenn er Goethe jetzt zum Maße aller Dinge

macht. Schiller wurde zum Priester, der erst von Goethe die geistigen Weihen erhalten hätte, — wobei das Verhältnis schief gesehn und Carlyle von der Seite statt von vorn an die Beiden herangetreten war. Während er vorher richtig die eigenartige Verschmelzung von Denken und Dichten bei Schiller gewürdigt, schied er jetzt die Bestandteile, um jenes für das Größere zu erklären. Was er im „Life of Schiller" an Kritik vergessen, holte er im „Essay on Schiller" zu gründlich nach. Wenn aber der Poet fiel und der Philosoph stieg, blieb doch der Mensch Schiller für ihn derselbe, und in der Tat ist ja das Leben Schillers das größte unter seinen Werken, was freilich schon Max Müller längst gesagt hat, was man aber immer wieder von neuem und ganz von selbst empfindet.

Es ist gewiß kein Zufall, daß Schiller selber oft auf Herakles wie auf sein Vorbild weist. Wenn er, der bloß in der Militärakademie und als Regimentsarzt den Degen getragen, sich bei seiner hageren, früh versagenden Gestalt und mit den Augen, die vor Krankheit glühten, auch merkwürdig neben dem Halbgott und handfesten Vertreter der Kultur ausnimmt, so hat er in Mut und Kraft doch seine zwölf Arbeiten geleistet und den Kampf mit dem Drachen — nicht nur in der Ballade — ausgefochten. Wie Herakles von den neidischen Göttern, ist Schiller vom Schicksal verfolgt worden, das, nach Hebbels Wort, immer fluchte, „aber Schiller hat immer gesegnet". Das Heraklidische läßt sich bei ihm nicht mit Augen sehn und Händen greifen, es steckte innen. Keins von Schillers Werken verrät, unter welcher Ungunst der Verhältnisse es entstand. Man mag am Ende Einflüsse aus Welt, Kunst und Geschichte nachweisen, aber man bekommt von dem siechen Dichter nirgends was zu sehen. Und für dieses tapfere Vermächtnis von Schillers Leben wurde Carlyle mit den Jahren immer empfänglicher; als ihm Varnhagen den Briefwechsel mit Körner sandte, in dem neben hoher Lust so unendlich viel Last enthalten ist, schrieb er:

„Niemals bevor sah man Schiller, den authentischen einfachen Prosa-Schiller, aus dem der Held Schiller, wie er in der Dichtung, auf der öffentlichen Bühne erscheint, sich erst herauszubilden und zu entwickeln hätte. Denn die Wahrhaftigkeit und wirkliche unbewußte Männlichkeit dieses armen hungrigen Schillers der Prosa, der seinen Kampf mit den Wirrnissen der Welt kämpft, ist überall bewundernswert. Kein Scheinwesen in ihm, keine schwächliche Sentimentalität, er hat das rauhe Faktum in seiner ganzen Unerträglichkeit erkannt, blickt mit raschem scharfen Auge um sich nach seinen verschiedenen finanziellen Milchkühen: „Diese wird mir soviel geben, jene soviel und ich werde durchkommen trotz allem" und klimmt all die Zeit zu dem Ideal, wie von den Göttern getrieben. Es liegt etwas, das man außerordentlich liebt, in seinem zerlumpten nachlässigen Aussehen; er war bis in das Herz hinein ein wahrhafter Bruder und Mann."

Auch in den Vorlesungen über deutsche Literatur, die Carlyle 1838 in London hielt, kam er auf Schiller zurück. Als er in den fünfziger Jahren

zum erstenmal Deutschland bereiste, pilgerte er nach Weimar ins Schillerhaus: „A poor man's house and a brave who had fallen at his post there . . .“ Der Biographie, die ganz umzuschreiben seine Zeit nicht zuließ, fügte er bei späteren Neuausgaben einiges hinzu. Die letzte Hand legte er mit 77 Jahren an sein erstes Werk, in stiller Rührung um die verstorbene Frau, seine „Heilige“, der er in jungen Jahren die Begeisterung für Max und Thekla mitgeteilt und um die einst Schillers Helden mit hatten werben müssen: „That Ferdinand whit his „Du Louise und ich und die Liebe“ is a fine youth“, hatte er damals gesagt.

Schiller wollte, als der Verkünder des Erhabenen, die Menschen so lange ausbilden, bis sie für die Schönheit und für ihren Dichter, Goethe, reif wären. An einem Einzelnen, an Carlyle, wurde das in der Tat erfüllt, der von dem Schwunge Schillers später ein Leben lang bei Goethe ruhte. Diesem Engländer, der mit ihnen beiden befreundet war, hat Schiller dann auch 1832 ein paar seiner großen Worte zum schönen Nachruf für Goethe anvertraut. In dem ernsten Aufsatz — „the death of Goethe“ — vergleicht Carlyle, unter dem frischen Eindruck des Verlustes, dieses Dichters Leben mit einem Sonnentage: „Beautyfully rose our summer sun, gorgeous in the red fervid east, scattering the spectures and sickly damps; strong, benignant in his noonday clearness, walking triumphant through the upper realms and now mark also how he sets. So stirbt ein Held anbetungsvoll, so dies a hero; sight to be worshipped.“

Was Schiller, in der Weihe unendlichen Schmerzes, an der Donau seinen Carl Moor hatte aussprechen lassen, — damit grüßte jetzt der Tote den Toten, der Freund den Freund: „Wie herrlich die Sonne dort untergeht, so stirbt ein Held anbetungswürdig.“ Es stimmte Schiller durch Carlyles Vermittlung in die Klage um Goethe ein. Etwas wie ein geisterhafter ferner Dank für das „Er war unser“, das Goethe einst in dem Nachgedicht zur Glocke ihm wehmütig zugerufen hatte.

* * *

Merkwürdig sind Schiller und Carlyle auch durch Friedrich den Großen verbunden. Kurz nach dem Tode des Königs wollte Schiller sein Leben im Stile Plutarchs beschreiben. Als er Voltaires „Karl XII.“ las, meinte er: „Er hat erstaunlich viel täuschende Ähnlichkeit mit dem Alexander des Curtius. So wünschte ich mir eine Geschichte des Königs von Preußen.“

So traf es ihn nicht unvorbereitet, als Körner bald nachher Friedrich den Großen für ein episches Gedicht vorschlug. Schiller schrieb: „Deine Idee ist gar nicht zu verwerfen, nur kommt sie 6 bis 8 Jahre für mich zu früh. Laß uns späterhin wieder darauf zurückkommen“ und empfahl in demselben Jahre den Damen von Lengefeld, die Geschichte des Königs zu lesen: „geben Sie mir Ihre Gedanken darüber,“ jedenfalls, um mit ihnen nachher auch das Dichterische zu erwägen. Die „National-Angelegenheit“ ließ Schiller in den nächsten Jahren nicht fallen. Aber gewissenhaft wollte er an sein Werk erst

herantreten, wenn er sich eine tiefere Kenntnis der Zeit und der großen Meister, vor allem Homers, angeeignet hätte. Er war sich der Schwierigkeit und Schönheit seines Stoffes „eines epischen Gedichts im 18. Jahrhundert" wohl bewußt. „Unsere Sitten, der feinste Duft unserer Philosophie, unsere Verfassungen, Häuslichkeit, Künste, kurz, alles muß auf eine ungezwungene Art darin niedergelegt werden und in einer schönen harmonischen Einheit leben, sowie in der Iliade alle Zweige der griechischen Kultur usw. anschaulich leben." Wie er schon in den „Künstlern" um den schweren Inhalt hatte Wohllaut ohne Gleichen spielen lassen, beabsichtigte er, die ernste Geschichte in die lebendigen und weichen Formen der Stanze zu kleiden: „singen muß man es können". Denn Schiller, in dem immer etwas von einem Redner fürs Volk steckte, träumte, daß sein künftiges Lied auf Deutschlands Markt und Straßen vorgetragen werden müßte. — Vor allem wollte er den „Freidenker in Glorie stellen, und das ganze Gedicht müßte dieses Gepräge tragen". So wäre also auch dieses Lied auf jenen Freiheitston gestimmt worden, der alle Werke Schillers durchhallt.

Die Arbeiten für die Vorlesungen in Jena und die Schriftstellerei ließen dem Dichter keine Zeit. Um sich im Versmaß zu üben, übertrug er einige Gesänge des Virgil. Trotzdem erfolgte im November 1791 eine Absage an Friedrich. Denn Schiller schreckte vor dem Umfang seiner riesigen, an die größten Vorbilder gelehnten Aufgabe zurück. Einen solchen Überblick über die Zeit besaß er in jenen Jahren nicht, und Schiller konnte auch bei aller Ehrfurcht eigentlich dem Könige nicht so viel warme Liebe bringen, wie er für eine Dichtung brauchte. Er war zu jung, um sich an den Stoff ohne die Begeisterung des Herzens, aus reiner Freude am Gestalten, zu wagen, wie er später den ihm auch ungelegenen, realistischen Wallenstein doch erfolgreich bewältigte. Er vermißte das Stürmische und Begeisterte und fand zu viel Verstand beim Könige vor, der ja die Welt bei all den Taten, womit er sie erhellte, über sein Inneres doch oft im Dunkeln ließ. So war die Friedericiade abgetan und der Keim aus der Erde nur bis dicht unter die Oberfläche gewachsen: dann stockte der Saft und trieb die Stengel nicht ans Licht.

Was aber in Deutschland zu keinem Liede ward, verdichtete sich in England zu einer glänzenden Geschichte, einem Epos in Prosa, das, stofflich von der Wissenschaft wohl überholt, wegen der machtvollen Persönlichkeiten, des Königs und seines Schreibers, doch unübertroffen bleibt. Im Jahre 1819 wurde zuerst durch Irving Carlyles Teilnahme für den König geweckt. Er schlich sich langsam an ihn heran, unterrichtete sich gründlich aus vielen Büchern und suchte Preußen durch Vermittlung Englands zu verstehen. Die Neigung zu dem Könige, die Schiller gefehlt, entschädigte ihn für alle Mühen, während er den Stoff weit her zusammensuchte und über den Schriften von Ranke, Voltaire, Lloyd und Retzow saß. Im Jahre 1853 fing er zu schreiben an, in einem Alter, als seine beste Kraft im „Sartor" und in der „Revolution" vergeben war; und hatten ihm die schon Mühe genug gemacht, so vermag man jetzt die

Qual kaum noch mit anzusehen. Ein Pflug kann nicht schwerer scharren, als Carlyle stöhnte und sich verwünschte, bis „Frederick the great“, um den in seiner Darstellung das 18. Jahrhundert kreist, unter unsäglichen Mühen durch Kampf zum Sieg in Schillers Sinne ausgefochten und vollendet wurde. Carlyle hat sich mit dem Könige während eines Zeitraums von 46 Jahren beschäftigt, wovon über 30 auf die Vorbereitung und 12 auf die Ausführung fielen. So lange hält dieser Tote die Lebenden fest, der später bei dem Deutschen Menzel noch einmal seine unheimliche Kraft erwies und einen Künstler zu einem Bildersaale zwang, wie ihn sonst kein Fürst dieser Welt sein eigen nennt.

* * *

In den Oculi Truces der Schiller und Carlyle lag etwas von wilder Naturkraft, die dort in Dithyramben aufflammte und die des anderen wuchtig formlose Prosa zu düsterer Glut erhitzte. Schiller ist freier, durchgeistigter, lebhafter und liebenswürdiger als der Schotte, der, keine künstlerische Natur, daneben manchmal befangen und eckig aussieht. Schiller ließ sich von Menschen und Schicksalen nicht unterkriegen und suchte, ohne weitere Worte, sofort nach anderen Pfaden, wenn ihm die ersten tückisch verlegt waren. Carlyle hat sich dagegen in redlichem Geschimpfe über jede Niederträchtigkeit erleichtert. Schiller, der nach seinen reinen Lehren auch lebte, hat mit Liebe und Würde die spröde Welt umfangen und war, wie Goethe sagte, „immer im absoluten Besitz seiner erhabenen Natur; er ist so groß am Theetisch, wie er es im Staatsrat gewesen sein würde, und berührte nichts Gemeines, ohne es zu veredeln“. Und dabei war Schiller in beständigem inneren Wachstum, im unaufhörlichen Entfalten begriffen, zum Staunen derer, die mit ihm umgingen, auch Goethes, dem er geistig stets anders und größer begegnete, als er vorher Lebewohl gesagt hatte: „Für Sie,“ sagte Humboldt, „braucht man das Schicksal nur um Leben zu bitten. Die Kraft und die Jugend sind Ihnen von selbst gewiß.“ Und wenn das Kranksein aussetzte, wie freundlich und fröhlich genoß er, noch unter Menschen wohnen und wandeln zu dürfen. Er tauschte für die Schroffheit, die seiner Jugend eigen gewesen, eine gewisse Milde, jene seltene Verbindung von Anmut und Würde ein, und konnte nicht ermatten, Frau und Kindern seine Liebe zu zeigen. Schillers Häuslichkeit ist das idyllische Element in diesem Leben so vieler Prüfungen.

Carlyle steht dagegen tief im Schatten. Der Gegensatz zwischen seinen „Kindlein liebet Euch“ und jener Selbstsucht, mit der er sich hinpflanzte und nicht wich, war zu groß, und die stillen Seufzer in den Briefen seiner Frau und Freundin sind wahrhaft herzbrechend. Ihm fehlte das feinere Gefühl für eine richtige und harmonische Lebensführung. Es steckt in diesem Propheten ein sonderbares Raubtier, das aus der Verkleidung heraus muß; wenn er erst in seiner Größe und Furchtsamkeit erkannt ist, brauchen in Zukunft vielleicht solche Opfer, wie eine Jane Welsh, nicht wieder auf den Wüstengängen der Löwenmenschen seines Schlags zu bluten. Was aber wieder mit Carlyle versöhnt, ist

die Leidenschaft, mit der er für Wahrheit in seinen Schriften eintrat. Wie er gewaltsam nach einem klaren Ausdruck rang, und seine Sache auf die kalte, reizlose Moral stellte, die von anderen Leuten in der vernünftigen, ruhigen Überlegung des Kopfes, ohne die Teilnahme des Herzens, erledigt wird, — das gibt seiner sonst fremdartigen Person doch einen vertraulichen Schimmer. Wo ein Herz so leidenschaftlich, aufrichtig und unbedingt, wie das des Thomas Carlyle für das Gute schlug, — machen wir mit Recht halt, um diesem Schauspiel freudig zuzusehen.

Auch in der Liebe zu den Eltern stand Carlyle nicht hinter Schiller zurück. Es ist rührend, wie Schiller, aller Schranken der Bekenntnisse ledig, in den Briefen an Vater und Mutter wieder kirchliche Worte aus seiner Kindheit vorbrachte. Vor den gläubigen Eltern trat der freie Sohn in zarter Rücksicht auf den Glaubens-Standpunkt zurück. Bei Carlyle war es kaum anders, wenn auch die Entfernung zwischen ihm und den Eltern nicht so groß war. Denn die strengen Sätze seiner Mutter hatte er nur in einem neuen, höheren Sinn aufgenommen und zum Glauben an das Göttliche in allen großen Menschen verwandelt. Aber besorgt kehrte Carlyle das hervor, was beiden gemeinsam war; und die Liebe des Sohnes, der die Mutter nicht verletzen mag, stritt mit dem Drange, sich selber nicht untreu zu werden. Grade als Bücherschreiber stand er zweifelhaft beleuchtet vor dieser einfachen Frau. Sie war bekümmert, daß ihr Kind seine hohe Stellung am Ende nicht mit rechten Dingen erworben und Schaden an der Seele genommen hätte. Aber wenn sie hilflos hersah, kam er selber näher heran, sie zu beruhigen; nicht nur mit Beteuerungen, daß sie beide dasselbe wollten, die Wahrheit um jeden Preis, sondern mit Zeugnissen, die sie verstand: „Ich lese das Testament, Gott segne Euch für immer, meine teure Mutter.“ Wie weit aber bei Carlyle die Lehren und Predigten aus dem Elternhause umgebildet wurden, läßt sich aus Sätzen sehen, die zu Zeiten von den Lippen der alten Bäuerin kamen: „Die Welt ist eine Lüge, doch Gott ist eine Wahrheit, und seine Güte währet ewiglich.“

* * *

Schiller und Carlyle haben miteinander auch eine gewisse Eintönigkeit ihrer Vorstellungen gemein. Sie bringen längst Gesagtes in anderer geistreicher Wendung, aber oft ohne inhaltliche Veränderung immer von neuem wieder vor. Wie in den Epen stehende Wortverbindungen tauchen in ihren Werken oft dieselben langen Gedanken- und Bilderreihen auf. Es ist das Erhabene, das, mit wenigen Formen zufrieden, etwas von der Poesie des Meeres über ihre Werke gebreitet hat. So kommt Schiller immer auf den Gegensatz des Lebens und der Ideale, der Vernunft und der Sinnlichkeit zurück, die zu neuer höherer Einheit zu verbinden er unermüdlich bemüht war. Und man mag bei Carlyle einsetzen, wo man will, von jeder Äußerung aus führt ein Weg zurück auf den einen mächtigen Mittelpunkt seiner Gedankenwelt, daß „alle Lüge sterben muß“. Selbst die französische Revolution war von der Vorsehung nur dazu

berufen, solche Urweisheit der Menschheit aufs Neue einzuprägen. Es ist begreiflich, wenn er von seinen „Herolectures“ behauptete: „Sie enthalten nichts Neues, nichts, das für mich nicht schon alt wäre,“ und wenn er in schlechter Laune einmal unliebenswürdig bei Schiller: „lofty words to hide littleness of thought“, fand.

Merkwürdig ist Carlyles Stellung zur Ästhetik Schillers. Es behagte ihm nicht, daß die Kunst über der Religion, das Theater über dem Gotteshaus stehen und der Mensch vor allem ästhetisch erzogen werden sollte. Bei dem Ernst, mit dem Schiller dies dem Herzog von Augustenburg aussprach, gestattete sich Carlyle zuerst keine Einrede, bis seine, solchen Geboten nie zugängliche Natur sich nicht mehr halten ließ, und an die Stelle des Schönen einfach wieder das sittliche Gebot rückte. Aber es ließ ihm keine Ruhe; er suchte, den Goetheschen und Schillerschen Sätzen immer wieder beizukommen: „Meinen sie es vielleicht so? Daß, während die Religion das Gute als unendlich verschieden vom Bösen und beide in Feindschaft — wie Himmel und Hölle — zu einander stellt, — die Kunst zwar auch diese unendliche Verschiedenheit zugibt, aber friedlich, ohne Feindseligkeit, wie der Gegensatz zweier Pole, die nicht zusammen stimmen und doch nicht streiten, — die es auch nicht dürften, weil beide für das Ganze wesentlich sind. Kann auf diesem Wege Goethes Moral, abgesehen von ihrem Umfang, ja ihrer Universalität, für höher als bisher angesehen werden? Sehr einseitig! Und doch ist vielleicht ein Funken Wahrheit darin!“ Er fragt weiter, wie am besten Ehrfurcht verbreitet werden könne: „Kann es durch die Kunst geschehen, oder sind die Herzen der Menschen ihr noch verschlossen und nur der Rhetorik offen?“ So hat er in seiner Weise über Dinge nachgedacht, deren Lösung eben seine Natur nicht zuließ.

Was Schiller aber in seinen ästhetischen Briefen vom Wesen des Künstlers und des Genies vorgetragen, kehrt deutlich vor allem in der „Heroworship“ Carlyles wieder. Schiller sagt: „Der Künstler ist zwar der Sohn seiner Zeit, aber schlimmm für ihn, wenn er zugleich ihr Zögling oder gar noch ihr Günstling ist . . . . . aus dem reinen Äther seiner dämonischen Natur rinnt die Quelle der Schönheit herab . . . . Er blicke aufwärts nach seiner Würde und dem Gesetz, nicht niederwärts nach dem Glück und dem Bedürfnis.“ So etwas verstand Carlyle, der immer im Kampf mit seiner Umgebung von selbst aus Neigung und Natur das erfüllte, was hier der deutsche Dichter von einem tapferen Manne verlangte. Er spricht fast wörtlich die Sätze in einem Romanbruchstück „Wotton Reinfred“ nach. Auch an der Scheidung, die Schiller in der Jenaer Antrittsrede zwischen dem Brot-Gelehrten und philosophischen Kopfe machte, hielt Carlyle fest, der gegen Philister, Stümper, Dummköpfe und Pfuscher zu Felde mit einem Eifer zog, der den Xenien-Dichtern Ehre gemacht hätte.

* * *

Schiller und Carlyle haben beide ein unendliches Vertrauen zu Deutschland gehabt. Schiller, der selber die geistige Größe des Landes mit begründete, verzweifelte nicht, als es ums Vaterland in den Jahren 1801 bis 1805 so

traurig bestellt war. Nach dem Frieden von Lunéville und dem Reichsdeputations-Hauptschluß, dem jammervollen Vorspiel für Jena und Auerstädt, entwarf grade er den Plan zu stolzen, männlichen Strophen, einem wahren „Trostgedicht in Widerwärtigkeiten des Krieges". Man kann kaum genug klagen, daß es nicht ausgeführt und in seinem Nachlaß ohne Ordnung aufs Papier geworfen, nur Einfälle und Gedanken zu dem Gedicht gefunden wurden. Denn da war in der Not der Zeit aus dem Weltbürger, der den seligsten Traum des 18. Jahrhunderts mitgeträumt hatte, — der Deutsche des 19. und aller folgenden Jahrhunderte geworden. Nicht mehr wie in jenem Lied, wo er vor den Siegern der Welt, vor England und Frankreich, „in des Herzens heilig stille Räume" geflohn, sondern im Bewußtsein von seinem eigenen und seines Volkes einzigem Wert, bekannte Schiller, was eigentlich die Größe des Deutschen sei: „Er geht unglücklich aus dem Kampfe, aber das, was seinen Wert ausmacht, hat er nicht verloren. Abgesondert von dem Politischen hat der Deutsche sich seinen eigenen Wert gegründet, und wenn auch das Imperium untergegangen ist, so bliebe die deutsche Würde unangefochten. Dieses Reich blüht in Deutschland, es ist in vollem Wachsen und mitten unter den Ruinen einer alten Verfassung bildet sich das Lebendige aus." Dann wies er darauf hin, was wir Rühmliches vollbracht und wie wir vor allem in unserer Sprache das Tiefste, das Flüchtigste, Geist und Seele ausgedrückt hätten: „Die Sprache ist der Spiegel einer Nation, wenn wir in diesen Spiegel schauen, so kommt uns ein treffliches Bild von uns selbst daraus entgegen." So tröstete er sein Volk: „Unsere Sprache wird die Welt beherrschen." Es gehörte Verwegenheit dazu, dergleichen auch nur zu denken; während Jean Paul vorurteilslos meinte, daß den Franzosen die Erde, den Engländern das Wasser und uns die Luft gehöre, behauptete Schiller: „Die Zukunft Europas liegt in Deutschland"; er warf den Rythmus hin: „Des Deutschen Tag wird scheinen, wenn der Zeiten Kreis sich füllt; die anderen Völker waren die Blüte, wir sind die Frucht. Das langsamste Volk wird alle die schnellen, flüchtigen einholen." Vor dem weiten Zug von Menschen, der damals stille in der Wüste litt, ließ Schiller in wundervollen Luftspiegelungen glücklichere Fernen auftauchen: „Was andere Zeiten und Länder Schätzbares schufen und wieder zerstörten, hat der Deutsche bewahrt, nicht, um im Augenblick zu glänzen und seine Rolle zu spielen, sondern den großen Prozeß der Zeit zu gewinnen. Jedes Volk hat seinen Tag in der Geschichte, doch der Tag des Deutschen ist die Ernte der ganzen Zeit."

Es dürfte kein Lesebuch hinfort unsrer Jugend diese Trümmer vorenthalten, die, eines der Hünengräber unserer Literatur, von Schauern der Vergangenheit und von Ahnungen der Zukunft umlagert sind. —

Für Carlyle, der 40 Jahre später als Schiller lebte, war Weissagen leichter. Er schöpfte seinen Glauben aus der Kenntnis unserer geistigen Kräfte und dann aus Preußen, und faßte die Erfolge des siebenjährigen Krieges in dem Satze zusammen: „Deutschland hat nun Preußen gefunden, und Preußen kann nicht von der

ganzen Welt erobert werden. In dem zerstückelten Deutschland ist eine der großen Kräfte der Welt tätig, d. h. eine wirkliche Nation, nicht gegründet auf abgestorbene Überlieferungen, Papsttümer und unbefleckte Empfängnisse, sondern auf lebendige Tatsachen der Arithmetik und Geometrie, der Schwerkraft, der Lutherischen Reformation und auf alles, was sie wirklich glauben kann: zum unberechenbaren Vorteil ihrer selbst und des armen Deutschlands hinfort."

So stellte der Engländer nach den Zeugnissen und Taten der Zeit Friedrichs nicht eben lange vor Beginn des letzten Krieges den Bestand der Staaten fest und ließ genug Raketen zur Warnung los, die man freilich in Frankreich kaum beachtete. Ja, er schrieb an Varnhagen seltsame Sätze, die sich mit denen Schillers fast decken: „Deutschland will reclaim her great Colony; we shall become more „deutsch", that is to say more English, at the same time. The deutsche Stamm is now clearly in the ascendant . . . Tapferkeit, their characteristic according to Goethe, deserves to do is".

So hat er Worte gesagt, die uns, den Vielgeliebten unter den Völkern, unbegreiflich erscheinen, aber: „es ist wirklich so"; in seinem Brief an die „Times" 1870 da steht's: „Das edle geduldige, tiefe und fromme Deutschland, das sollte endlich, zu einer Nation verschmolzen, die Königin des Festlandes werden."

Und an dieses Vertrauen, das Schiller und Carlyle in Deutschland setzten, wollen wir trotz allem halten; Geist dieser beiden Germanen muß unsern Stamm durchs zwanzigste Jahrhundert führen und der Dekadence verblühender oder minderwertiger Rassen wehren, deren parfümierte Zigaretten- und Operetten-Kultur uns schwächen will. Unsere Literatur hat lange genug an dem fin-de-siècle tändelnder Artisten gewelkt, die es der Jahrhundertzahl, als sie über 80 bis 90 zum Sterben neigte, müde und doch so betriebsam gleichtaten. Wir Deutsche brauchen eine kräftigere Symbolik der Zahlen und wollen dem Anfange des Jahrhunderts grad so viel Fröhlichkeit entnehmen, wie aus dem fin-de-siècle 1880 bis 1900 schaler, falscher Trübsinn quoll; und da wir ohne Fremdwörter ungern auskommen, mag man diesen frischen schillerischen Zug der Zeit mit einem Wort des Volkes bezeichnen, das augenblicklich so flotten- und erfolgreich, wie tätig auf dem Erdballe ist und die wahre „Jahrhundertsstimmung" auf englisch mit „beginning of the Century" taufen. Bis zur Mitte muß das vorhalten, und wenn dann die Arme matt werden, mag zur rechten Zeit 1959 wieder Schiller beschworen werden, um die deutsche Rasse rein und unverfälscht dem dritten Jahrtausend entgegenzuschicken, mit der Losung „Du mußt wagen". Denn so führt dieser Klassiker des Willens, dem darin Bismarck ebenbürtig war, in seinem Gedicht, in der „Sehnsucht", seinen Kahn über das stürmische Wasser nach schönen seligen Inseln:

„Frisch hinein und ohne Wanken,
Seine Segel sind beseelt!"

Zur Kenntnis des Kriegsschauplatzes in Asien.

Formosa und Sachalin.

Von

Constantin von Zepelin.

Diese beiden Namen bezeichnen zwei Eilande, die nicht weniger als 3000 Kilometer von einander entfernt liegen, das heißt soweit wie etwa der Europa und Asien scheidende Ural von Deutschlands Hauptstadt, und die dennoch in einer gewissen militär-politischen Wechselwirkung stehen, die dem, der die Verhältnisse Ostasiens vom Standpunkte der Weltpolitik aus einer Betrachtung unterzieht, nicht gar so seltsam erscheinen dürfte.

Formosa und Sachalin! — vor wenigen Jahrzehnten schenkte man ihnen in Deutschland wenig Beachtung.

Formosas Name wurde meist nur genannt, wenn die Klagen einer Schiffsmannschaft an die Ohren einer europäischen Regierung drangen, die sich über Mord und Plünderung der „Wilden" beklagte, an deren Küste sie ein widriges Geschick warf. Denn wenn Formosa, wie es als „Ilha Formosa" die Portugiesen bei ihrer ersten Landung auf der Insel, oder Taiwan, wie es die Chinesen nannten, auch seit Jahrhunderten unter der Herrschaft Chinas stand, so war es ihm doch nie gelungen, die Ureinwohner, namentlich die Stämme in den unzugänglichen Waldgebirgen, zur gesetzlichen Ordnung zu zwingen. Die Chinesen beschränkten sich wesentlich auf die Beherrschung der Handelsplätze; ja die „Chinesen-Häupter" bildeten eine besonders erstrebte Beute der „Wilden", der „Kopfjäger", falls deren Träger dem Urwalde zu nahe kamen.

Sachalin aber war bis in die fünfziger Jahre des letztvergangenen Jahrhunderts so wenig bekannt, daß bei der Besitzergreifung des Amur für Rußland durch den kühnen Newelskij, gewissermaßen im Angesicht der seine Schritte sorgfältig verfolgenden Engländer, der Umstand eine nicht unwichtige Rolle spielte, daß man Sachalin für eine Halbinsel hielt und die Mündung des Amur nur von Süden her zugänglich. Es ist bekannt, daß, als Murawiew, dem sein Kaiser in richtiger Anerkennung seiner hohen Verdienste um die Befestigung, bezw. Begründung der Russischen Herrschaft am Amur mit dem Grafentitel den Namen „Amurskij" verlieh, wie am 3. September 1849 das Schiff des lange erwarteten Newelskij am Horizonte auftauchte, vor Ungeduld demselben in einem Ruderboote entgegenfuhr, dieser ihm mit dem Sprachrohr zurief: „Gott hat uns beigestanden. Die Hauptsache ist glücklich gelöst... Sachalin ist eine Insel, und Seeschiffe können von Norden und Süden in die Amurmündung einfahren!" Newelskij's Denkmal hat auch als den passendsten Platz eine

Stätte in Nikolajewsk unweit der Mündung des Amur gefunden. Es trägt als Inschrift das stolze Wort des Kaisers Nikolaus, das er dem Berichte, daß Newelskij gegen den ihm erteilten Befehl die russische Fahne an der Mündung des Amur aufgepflanzt habe, hinzusetzt: „Wo die russische Fahne weht, da soll sie nie wieder sinken!“ —

Heute sind die Namen der beiden Inseln in jedes Menschen Mund, der nur ein wenig die Ereignisse im „Fernen Osten“ verfolgt. Sachalin und Formosa bilden Glieder der ostasiatischen Inselbogen, die tektonisch die äußersten Staffelränder des nach dem Stillen Ozean zu abfallenden Ostasiens darstellen, bei Kamtschatka beginnen und in Formosa enden.

I.

Formosa wurde den 1894 und 1895 im Kriege gegen das „himmlische Reich“ siegreichen Japanern als Siegespreis bewilligt, nachdem das Eingreifen der europäischen Mächte sie gehindert hatte, auf dem Festlande festen Fuß zu fassen. Es bildet heute mit den etwa zwischen dem 21. und 25. Grade nördlicher Breite und dem 119. und 122. Grad östlicher Länge von Greenwich liegenden Inseln die japanische Provinz Hokoto. Von den vielen mehr oder weniger großen Inseln sind außer Formosa selbst die Pescadores (Fischer-Inseln, japanisch Bokoto), Samasana (japanisch Kwosho) und Botel-Tobago die bedeutendsten. Formosa selbst ist etwa 1000 qkm kleiner als die Provinz Ostpreußen. Die Bevölkerung ohne die Truppen und ohne die wilden Stämme im Innern der Hauptinsel betrug in der Provinz Hokoto nach der Zählung des Jahres 1899 2,750,865 Einwohner beiderlei Geschlechts, unter denen etwa 33,000 Japaner und wenige Vertreter Europäischer Nationen. Die Masse der Bevölkerung bilden also die Chinesen.

Die Insel, von Nord nach Süd 395 km lang bei einer Breite von durchschnittlich weniger als 100 km, ist großenteils gebirgig. Die höchsten Teile der Hauptkette, die wesentlich aus kristallinischem Schiefer besteht, ist mit Urwald bedeckt, der den eingeborenen Stämmen durch seine Unzugänglichkeit Schutz gewährt und unter dessen Baum-Vegetation seit Alters her die Kampherbäume den Haupthandelsartikel liefern. Die Raubwirtschaft, welche mit diesen wertvollen Bäumen zur Zeit der chinesischen Herrschaft getrieben wurde, hat infolge der energischen Bemühungen der japanischen Gouverneure einer rationelleren Behandlung Platz machen müssen. Als höchste Erhebung gilt der 4145 m hohe Niita-Kujama. Küstenebenen finden sich im allgemeinen nur an der Nord-, an der West- und der Südküste, während das Gebirge zu der hafenarmen Ostküste schroff abfällt. Überall zeigen sich auf der Insel Spuren früherer vulkanischer Tätigkeit. Die Gewässer sind bei der orographischen Gliederung nicht bedeutend; namentlich an der Westküste führen sie so viele Erdmassen mit sich, daß ihren Mündungen meist Barren vorgelagert sind, die die Annäherung größerer Schiffe erschweren, so daß mehrfach das Laden und Löschen der Handelsfrachten auf der Reede durch Leichterfahrzeuge

bewirkt werden muß. Obwohl nach ihrer Lage in klimatischer Beziehung zu den Tropen gehörig, ist das Klima sowohl infolge der Erhebung des größeren Teiles der Oberfläche über dem Meere wie namentlich durch den Einfluß des Südwest-Monsums, der von Mai bis zum September, des Nordost-Monsums, der von November bis zum April weht, und durch die Kuroshiwo- oder japanische Strömung, welche an der Ostküste der Insel entlang zieht, wesentlich gemildert. Die Insel kennt im allgemeinen keine langen Perioden von außergewöhnlicher Hitze, obwohl zuweilen bei dem Feuchtigkeitsgehalt der Luft auch eine nicht allzuhohe Temperatur drückend erscheint. Die Nächte sind meist kühl. Sehr stark und häufig sind die Niederschläge besonders im Norden der Insel. Kelung, der anscheinend zum Kriegshafen bestimmte Hafen, ist daher einer der feuchtesten Orte der Welt. Namentlich unter der hygienische Vorsichtsmaßregeln nicht kennenden chinesischen Verwaltung herrschten Malaria, Dysenterie, Beri-Beri, Typhus und Augenkrankheiten. Man muß der japanischen Verwaltung die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie in dieser Hinsicht durch Einrichtung von Krankenhäusern, Sendung von Ärzten, ja durch Errichtung einer Schule für einheimische Ärzte und anderes Wandel schuf.

Die Japaner haben bekanntlich die ihnen seitens der chinesischen Regierung abgetretene Insel erst durch gewaltsame Bezwingung ihrer Bewohner in Besitz nehmen können. Die ganz undisziplinierte chinesische Soldateska, unterstützt von einem Teile der chinesischen Bevölkerung, beschloß sich der Besetzung der Insel durch die Japaner zu widersetzen. Es entstand eine völlige Anarchie. Den kultivierteren Norden erklärte der bisherige Gouverneur Tang zur Republik, im Süden machte sich Lin-yung-fu mit den Schwarzflaggen, die, nachdem es für sie in Anam, wo sie die Franzosen bekämpften, nichts mehr zu tun gab, nach Formosa übersiedelt worden waren, zum Diktator.

Nach Niederwerfung dieses Widerstandes begann Japan mit Aufbietung aller seiner Kräfte nicht nur eine geordnete Verwaltung der Insel zu schaffen, sondern auch alles zur Besserung der Zustände auf der Insel zu tun, um deren natürliche Reichtümer zu verwerten. Der vermögendere Teil der chinesischen Bevölkerung zog es freilich meist vor, ähnlich wie ein Teil der französischen Bevölkerung der deutschen Reichslande, ihre bisherigen Besitzungen zu verpachten oder zu veräußern und sich in China selbst anzusiedeln.

Es ist das Verdienst des im Jahre 1900 von seinem Posten zurückgetretenen Gouverneurs Baron Nogi gewesen, daß, nachdem er die Verwaltung von unbrauchbaren oder moralisch minderwertigen Elementen gesäubert hatte, eine Reihe von Reformen durchzuführen bestrebt war, die freilich erst in späteren Zeiten ganz zur Geltung kommen werden. Man hat die Verwaltung Formosas nicht mehr einer Kolonialabteilung in Tokio unterstellt, sondern der Generalgouverneur steht unmittelbar unter der Zentralverwaltung des Reiches, er ist Oberkommandierender der auf Formosa befindlichen Truppen- und Flottenteile und leitet mit einem ihm zur Seite stehenden Kabinett die

Zivilverwaltung. Zur Zeit der chinesischen Herrschaft gab es so gut wie gar keine fahrbaren Straßen auf der Insel. Man schuf ein der Verteidigung der Küsten wie der Erschließung des Innern in gleicher Weise dienendes Straßennetz. Truppen und Eingeborene wurden zum Wegebau herangezogen. An Eisenbahnen beabsichtigt man so viele zu erbauen, daß nicht nur die Haupthäfen Kelung, Tamsui, Anping, Takow und der Sitz des Gouverneurs Taipeh miteinander und mit dem Innern verbunden werden, sondern man wollte auch eine die ganze Küste umschließende Küstenbahn erbauen. (?) Dies Programm sollte bis zum Jahre 1909 durchgeführt sein. Hand in Hand hiermit ging die Fertigstellung von dem Lokalverkehr und der Versorgung der Truppen dienenden schmalspurigen Lokalbahnen, von denen im Jahre 1904 bereits über 200 englische Meilen im Betriebe waren. In allen Städten und den größeren ländlichen Orten wurden Postanstalten eingerichtet, die durch 200 englische Meilen lange Telegraphen- und 600 englische Meilen lange Telephonleitungen verbunden sind. Durch unterseeische Kabel verband man Formosa mit dem übrigen Japan und über die Pescadores mit dem Festlande.

So war es erklärlich, daß Japan zunächst verhältnismäßig große Opfer für die neue Erwerbung gebracht hat, so daß eine nicht unbedeutende Partei der Regierung vorwirft, daß die neue Provinz ein Danaergeschenk der Mächte gewesen sei, die Japan um die Früchte des Krieges auf dem Festlande gebracht hätten.

Dies scheint nun übertrieben, denn einmal sind die Ausgaben für militärische Zwecke nach Pazifizierung der Insel beständig heruntergegangen, ein großer Teil derselben wurde für kulturelle Zwecke verwandt, die ihre Zinsen in der Zukunft tragen werden; auch sind die eigenen Einnahmen aus der Insel gestiegen. Die Steigerung des Importhandels in den fünf Jahren von 1896 bis 1901 um $12^1/_2$ Millionen Yen ist ein Beweis für die Zunahme der Aufnahmefähigkeit der Bevölkerung. Nach dem Ursprunge der Einfuhrsartikel soll Deutschland an zweiter Stelle stehen. Unter den Gegenständen der Ausfuhr findet sich: Kampher, Thee, Zucker, Reis, Sesam, Schwefel, Salz, Petroleum, Tabak usw., ein Beweis für die natürlichen Reichtümer der Insel.

Die Bedeutung der Provinz Hokoto, d. h. Formosas und der Pescadores, für Japan dürfte aber wesentlich auch in seestrategischer Beziehung zu suchen sein. Man hat es japanischerseits offen ausgesprochen, daß Formosa und die Pescadores eine hochwichtige Rolle in dem Kampfe Japans gegen die in Ostasien vertretenen Mächte des Westens zu spielen bestimmt seien. Kein Geringerer als der General Baron Kodama hat diesen Gedanken in einem Berichte vertreten, den er 1902 auf Befehl des Kaisers an den damaligen Präsidenten des Ministerrates, General Grafen Katsura, gerichtet hat.

In Frankreich, welches sich in seinem „Indo-China" zunächst bedroht sieht, hatte man schon früh auf die strategische Bedeutung von Formosa und den Pescadores hingewiesen. Der Admiral Courbet war es, der während des Krieges in Tongking in den Jahren 1883 bis 1885, da die Franzosen einige

Landungsversuche auf Formosa unternahmen, die Pescadores besetzte und sie für Frankreich in Besitz nahm. Wie Formosa in gewissem Sinne die Brücke zwischen der Japanischen Inselreihe und den Philippinen bildet, so die Pescadores die zwischen dem durch die Formosa-Straße — dem Fokien Kanal — vom chinesischen Festlande getrennten Formosa zu diesem. Nicht mit Unrecht sagt daher das französische „Journal de la Marine, Le Yacht" in einem im Februar dieses Jahres geschriebenen Artikel „Pour la défense de l'Indo-Chine": „Les anciennes conquêtes de Courbet, que le ministère Ferry ne sut pas conserver, rempliraient donc, vis à vis de la presqu'ile française, le rôle dévolu à l'ile Tsoushima, lors de l'agression contre la Corée et la Mandschourie. Formose et les Pescadores seraient les points de concentration des troupes de première ligne, le dépôt d'approvisionnements et de munitione des Japonais."

Ein Blick auf die Karte lehrt die Bedeutung der Lage der Pescadores für einen Krieg Japans mit Frankreich und den anderen auf dem chinesischen Festlande vertretenen europäischen Mächten. Diese Inselgruppe besteht aus etwa zwanzig kleinen, zum Teil nicht bewohnten Inseln und etwa ebensoviel Klippen. Die Hauptinsel Bokoto ist etwa 60 qkm groß; auf ihr liegt der Hafenplatz Makung, dessen Hafenbecken neben Bokoto durch die Inseln Gioto und Hakusoto umschlossen wird. Schon Admiral Courbet hatte während der französischen Okkupation die vorgefundenen chinesischen Befestigungen verstärkt, und noch mehr ist dies seitens der Japaner geschehen. Auch Kasernen und einige Marineetablissements sind seit dem Jahre 1895 entstanden.

Bekanntlich war in der europäischen Presse, zur Zeit als Admiral Rosheſtwenskij in der Malakka-Straße erschien, das Gerücht verbreitet, die japanische Flotte erwarte die Russen bei den Pescadores. So vorteilhaft dieser Kriegshafen, der einer größeren Flotte einen gesicherten Ankerplatz gewährt, auch gelegen ist, um einem von Süden her ansegelnden Gegner sich vorzulegen oder ihn anzugreifen, möge er den westlichen Weg durch die Formosa-Straße oder den östlichen zwischen Formosa und den Philippinen wählen, so unwahrscheinlich war es dennoch mit Rücksicht auf die Verhältnisse Japans, daß Admiral Togo seine Streitkräfte soweit von dem Kerne des Mutterlandes entfernt vorschieben würde.

Die Koreastraße hat in der Geschichte der Kriege Japans stets eine entscheidende Rolle gespielt, wie noch vor kurzem ein japanischer Seeoffizier, Graf Ogasawara, in einem eingehenden und interessanten Vortrage darlegte. Jeder Krieg, den Japan auf dem asiatischen Festlande zu führen hatte, zwang dazu, die Armeen über diese Meeresstraße zu führen. Sie bildete die Etappenlinie, durch welche diese mit ihrer Basis, dem Mutterlande verbunden waren. Auf dieser Linie kam ihnen Verpflegung und Kriegsmaterial zu, auf dieser wurden die Verwundeten und Kranken der Heimat zugeführt.

Hieraus ergibt sich aber auch die unbedingte Notwendigkeit, diese Etappenlinie zu schützen, d. h. Herr der Koreastraße zu bleiben. Der erste Schritt, den Japan in diesem Kriege tat, war daher, sich durch den Überfall der russischen

Kriegsschiffe im Hafen von Tschemulpho und des Geschwaders auf der Reede von Port Arthur die zeitweilige Seeherrschaft in der Straße von Korea zu sichern, um zunächst Truppen nach Korea schaffen zu können.

Ähnlich war es bei Beginn des Feldzuges im Jahre 1894 gegen China der Fall gewesen. Im Mai dieses Jahres lagen aber die Dinge so, daß Japan zunächst zur Sicherung der Verbindung seiner in der Mandschurei fechtenden Armeen nie ganz die Koreastraße von seinen Kriegsschiffen entblößen konnte. Nicht allein die Entsatzflotte des Admirals Rosheſtwenskij's, sondern auch das in Wladiwostock noch vorhandene Geschwader bedrohten diese Verbindungen. Der Seekrieg, der die Kriegführenden nicht wie der Landkrieg an vorhandene Straßenlinien bindet, ist reich an Überraschungen. Nebel und Dunkelheit haben schon oft einer Flotte eine Täuschung des Gegners gestattet, die kaum möglich erschien. Hätte nun der russische Admiral wirklich unbemerkt den Weg östlich von Japan eingeschlagen, so würde die in der Koreastraße versammelte Flotte doch in der Lage gewesen sein, sich ihm, sei es in der Tsugarustraße oder in der von La Pérouse, vorzulegen.

Hinzu kam noch der Umstand, daß die japanische Flotte sich in der Koreastraße auf eine Reihe wohl eingerichteter und befestigter Marinestationen und Häfen stützen konnte, um das Vorgehen bis Formosa mit stärkeren Kräften als einem Aufklärungsdetachement unwahrscheinlich zu machen. Die Tatsachen haben mit den für die Russen so tragischen Ereignissen des 27. und 28. Mai dieser Auffassung Recht gegeben.

II.

Hat Formosa nach menschlicher Berechnung seine Rolle in diesem Feldzuge ausgespielt, so dürfte Sachalin in irgend einer Weise, sei es noch während des Krieges, sei es als Gegenstand der Forderungen des bisherigen Siegers bei den Friedensverhandlungen, zur Geltung kommen. Sachalin ist im Gegensatze zu dem von der Natur so reich bedachten Formosa an der Grenze der in Ost-Asien sich weit mehr als in Europa dem Süden nähernden Polarregion gelegen. Man zählt auf dieser zwischen dem 45. und dem 54. Grad nördlicher Breite liegenden, also etwa in seiner geographischen Erstreckung der Entfernung zwischen Venedig und Swinemünde entsprechenden Insel nicht weniger als 128 bis 170 Tage mit Schneefall. Auf den Winter rechnet man 182 Tage des Jahres. Die Jahrestemperatur schwankt zwischen Korssakowskij Post im Süden und Rykowskoje im nördlichen Teile der Insel zwischen $+4^{0}$ und $-1{,}5^{0}$ Reaumur. Die Unterschiede in der Temperatur der einzelnen Monate des Jahres war in einzelnen Gegenden — für den Norden der Insel fehlen wohl noch heute zuverlässige Beobachtungen — sehr groß. So berichtet der Engländer Ch. H. Hawes in seiner 1903 erschienenen, vor kurzem ins Deutsche übersetzten Reisebeschreibung, daß nach den ihm von dem „Sachaliner Meteorologen" — einem Studenten und Sträfling (?) — für 1900 mitgeteilte Daten Korssakowskij Post ($46^{0}, 39^{0}$ Nordbreite) im Januar — 25^{0} Celsius, im Juli $+ 19^{0}$ Celsius gehabt hätte.

Obgleich Sachalin in der gemäßigten Zone liegt, hat es doch sicherlich in seiner nördlichen Hälfte ein ähnliches Klima wie Lappland und das südliche Grönland. So hat Alexandrowsk, der Sitz des Gouverneurs der Insel, das etwa unter derselben Breite wie der bekannte englische Badeort Brighton liegt, eine Jahrestemperatur, die dem Gefrierpunkt entspricht.

Der Tatarische Golf, welcher die Insel von der Küste des Amur-Gebietes trennt, friert teilweise im November zu, um erst Ende Mai wieder aufzutauen; an der nördlichen Küste der Insel findet sich sogar noch im August Treibeis.

Das mildere Klima der Aniwa-Bai und eines Teiles der Westküste erklärt sich aus der Einwirkung des Kuro-Siwo, des oben erwähnten Golfstromes Japans. Diese klimatischen Verhältnisse bewirken es auch, daß nicht selten im Hochsommer Nachtfröste die ganze Ernte zerstören und daß nur ausnahmsweise in besonders guten Jahren auf das Reifen des Getreides zu rechnen ist. Dies ist auch wohl ein Grund, weshalb es Rußland bisher so schwer wurde, Zwangs-Ansiedler nach Abbüßung der hierüber vorgeschriebenen Zeit zu Ackerbau treibenden Bauern zu machen.

Der Zustand der etwa drei Mal so großen Insel wie Sizilien ist daher auch ein keineswegs erfreulicher. Man fragt sich unwillkürlich, weshalb Rußland dieses so ungastliche Eiland in Besitz genommen hat? Neben der Lage zur Amurmündung, die es Rußland wünschenswert machte, gerade hier keine fremde Macht zum Nachbarn zu haben, war es vielleicht die teilweise auch verwirklichte Hoffnung, Bodenschätze zu finden, die für seine Ostasiatischen Besitzungen von Nutzen sein könnten. Hierzu darf man wohl in erster Linie die schwarzen Diamanten, die Kohlen rechnen.

Japan hingegen hat in erster Linie neben der Vergrößerung seines Inselreiches durch das nur durch die Straße La Pérouse getrennte Sachalin sehr wichtige materielle Interessen der Volkswirtschaft und der Volksernährung im Auge. Durch die nicht übermäßig große Anbaufläche des landwirtschaftlich zu verwertenden Bodens, auch infolge des geringen Viehstandes, ist man in Japan veranlaßt worden, den Boden zu erschöpfen. Man ist auf starke Düngung, namentlich der in der Volksernährung eine so große Rolle spielenden Reisfelder, angewiesen. Hierzu verwertet man aber vorzugsweise den an den Küsten Sachalins aus den riesigen Heringsschwärmen gewonnenen Dünger. Von den Massen von Heringen, welche alljährlich in den Gewässern Sachalins gewonnen werden, kann man sich einen Begriff machen durch die Erwägung, daß zu einer Gewichtstonne solchen Düngers sechs Gewichtstonnen Heringe erforderlich sind. Man hat noch in Japan berechnet, daß der jährliche Wert der Einfuhr dieses Düngers von Sachalin nach Japan einen Wert von mehr als 7 Millionen Rubel hat. Nun ist es aber nicht allein der Hering, sondern auch der Lachs, die Keta, der Gorbuscha, der Buckellachs, Stör, Kabeljau und andere Arten, die in großen Mengen gefangen werden. Bezeichnend für die Fischereiverhältnisse auf Sachalin ist es auch, daß sich die Seefischerei unmittelbar oder mittelbar meist in den Händen der Japaner befindet. So waren z. B. im

Jahre 1901 im Bezirke von Korsakowsk von 6243 Fischern 6053 Japaner und nur 190 Russen. Dieser Bezirk ist im allgemeinen die Hauptfangstätte der Insel. An der Aniwa-Bai bietet sich alljährlich das eigenartige Schauspiel, daß sich, in der Regel im April, der Hering in solchen Massen den Küsten nähert, daß das Meer tatsächlich von ihnen wimmelt und auf weite Strecken von dem abgestreiften Laich die Farbe der Milch annimmt.

Aber auch andere Produkte des Meeres geben Sachalin eine besondere Bedeutung in den Augen der Japaner. So der Trepang und der sogenannte Seekohl, beides bekannte Leckerbissen der japanischen und chinesischen Küche. Wieviel im ganzen von Fischereiprodukten von Sachalin nach Japan kommt, ist da der größere Teil als Kontrebande an fremde Küsten gebracht werden soll, sehr schwer zu bestimmen. Doch soll allein das japanische Zollamt in Hakodate im Durchschnitt jährlich $2^1/_4$ Millionen Rubel an Eingangszoll von diesen Produkten einnehmen. — Daß aber das Innere des Bodens der Insel noch reich an bisher nur zum geringen Teil bekannten und zu noch geringerem seitens der Regierung ausgebeuteten Schätzen, wie Steinkohle, Eisenerzen, Gold, Naphta u. a. Erzeugnissen des Mineralreiches ist, steht außer Frage.

Da es auf der Insel außer der meist zwangsweise dorthin geschafften russischen Bevölkerung und wenigen Vertretern zivilisierter Völker nur eine sehr schwache, allmählich in ihrer Zahl zurückgehende, auf der tiefsten Stufe der Kultur stehende und unkriegerische eingeborene Bevölkerung gibt, von der die Giljäken gegen 2000 Köpfe zählen sollen, die andern Stämme aber ganz unbedeutend sind, so die Orotschenen nur 700 bis 800, die Tunguſen 150, ja auch die Ainos kaum 1400, so würde die Ansiedlung der Japaner auf keine Schwierigkeiten stoßen und Kämpfe wie auf Formosa nicht zu erwarten sein. Japan hat ja bekanntlich bis zum Jahre 1875, wo die Insel gegen Abtretung der Kurilen dem Zarenreiche überlassen wurde, mit Erfolg auf der Insel kolonisiert. Die von ihm 1866—1867 begonnene systematische Besiedlung zum Zwecke der Anlage von Fischfang- und Jagd-Stationen hatte damals keine Schwierigkeiten gemacht. Sie hatten schon wegen der Nähe des Mutterlandes hierbei den Russen gegenüber alle Vorteile auf ihrer Seite. Sollte das Kriegsglück den Japanern in bisheriger Weise zur Seite stehen, so dürfte Sachalin ihnen als sicherer Preis des Sieges zufallen. Man darf kein Prophet sein, um vorauszusetzen, daß trotz der Unbilden des Klimas die bisher vom fernen Rußland nur als Verbrecherkolonie benutzte Insel, ohne brauchbare Hafenanlagen und ohne gepflegte Wohnplätze, fast ohne Wegeverbindungen, in der Hand des nahen Japans bald einen ganz anderen Charakter annehmen würde. Wir schließen hier unsere kurzen Ausführungen. Mögen sie dazu dienen, die Aufmerksamkeit der Leser dieser Zeitschrift auf die beiden Eilande hinzulenken, die, bisher wenig bekannt, in der zukünftigen Geschichte Ostasiens doch noch eine vielleicht nicht unwichtige Rolle zu spielen bestimmt sein dürften!

Wort und Werkzeug.

Von

Dr. ing. h. c. Max von Eyth.

(Schluß.)

III.

Wort und Werkzeug, wie wir gesehen haben, sind die einzigen äußerlich faßbaren Merkmale, die den Menschen vom Tier unterscheiden, oder, wenn wir es anders ausdrücken, vielleicht auch anders verstehen wollen, die das Tier zum Menschen gemacht haben. Alle andern unterscheidenden Merkmale werden oder könnten wenigstens auch bei Tieren gefunden werden, ohne ihnen den Charakter des Tieres zu nehmen. Wort und Werkzeug sind gleichen Ursprungs, ein Erzeugnis des menschlichen Geistes. Das eine, das Wort, vermittelt und ermöglicht sein Wissen; denn nur mit Hilfe des Wortes ist klares menschliches Denken denkbar, und nur durch das Wort ist jene Übertragung, jene Anhäufung und Fortpflanzung des Wissens möglich geworden, auf dem im wesentlichen der Fortschritt der Menschheit beruht. Deshalb sehen wir im Tierreich keine Spur von ähnlichem Fortschritt. Die Tiere stehen heute, wo sie vor vielen tausend Jahren gestanden hatten, wenn nicht klimatische oder andere äußere Einflüsse kleine körperliche und damit seelische Änderungen hervorgerufen haben. Die Biene baut ihre Waben, der Biber seine Dämme, der Vogel sein Nest wie vor Jahrtausenden, und nur wo die klügsten der Tiere mit dem Menschen in Berührung kommen, haben sie einige Kleinigkeiten dazugelernt, die sie sofort wieder vergessen, wenn der menschliche Einfluß aufhört. — Auf dem Werkzeug andererseits beruht des Menschen Können, denn nichts, was über tierische Verrichtungen hinausgeht, vermag oder versucht er zu tun oder zu machen, ohne dessen Vermittlung. Das Werkzeug ist mit seinem Können so eng verknüpft, wie das Wort mit seinem Wissen. Wissen und Können, Wort und Werkzeug, das sind die zwei Grundpfeiler des menschlichen Lebens, in seinem Uranfang, wie auf der Höhe der raffiniertesten Kultur, und beide, Wissen und Können, Wort und Werkzeug sind Geistesbrüder, ohne die die ganze Menschheit zugrunde gehen müßte, wenn uns der eine oder andere oder gar beide auch nur auf wenige Jahre im Stich ließen.

Jahre 1901 im Bezirke von Korssakowsk von 6243 Fischern 6053 Japaner und nur 190 Russen. Dieser Bezirk ist im allgemeinen die Hauptfangstätte der Insel. An der Aniwa-Bai bietet sich alljährlich das eigenartige Schauspiel, daß sich, in der Regel im April, der Hering in solchen Massen den Küsten nähert, daß das Meer tatsächlich von ihnen wimmelt und auf weite Strecken von dem abgestreiften Laich die Farbe der Milch annimmt.

Aber auch andere Produkte des Meeres geben Sachalin eine besondere Bedeutung in den Augen der Japaner. So der Trepang und der sogenannte Seekohl, beides bekannte Leckerbissen der japanischen und chinesischen Küche. Wieviel im ganzen von Fischereiprodukten von Sachalin nach Japan kommt, ist da der größere Teil als Kontrebande an fremde Küsten gebracht werden soll, sehr schwer zu bestimmen. Doch soll allein das japanische Zollamt in Hakodate im Durchschnitt jährlich $2^1/_4$ Millionen Rubel an Eingangszoll von diesen Produkten einnehmen. — Daß aber das Innere des Bodens der Insel noch reich an bisher nur zum geringen Teil bekannten und zu noch geringerem seitens der Regierung ausgebeuteten Schätzen, wie Steinkohle, Eisenerzen, Gold, Naphta u. a. Erzeugnissen des Mineralreiches ist, steht außer Frage.

Da es auf der Insel außer der meist zwangsweise dorthin geschafften russischen Bevölkerung und wenigen Vertretern zivilisierter Völker nur eine sehr schwache, allmählich in ihrer Zahl zurückgehende, auf der tiefsten Stufe der Kultur stehende und unkriegerische eingeborene Bevölkerung gibt, von der die Giljäken gegen 2000 Köpfe zählen sollen, die andern Stämme aber ganz unbedeutend sind, so die Orotschenen nur 700 bis 800, die Tungusen 150, ja auch die Ainos kaum 1400, so würde die Ansiedlung der Japaner auf keine Schwierigkeiten stoßen und Kämpfe wie auf Formosa nicht zu erwarten sein. Japan hat ja bekanntlich bis zum Jahre 1875, wo die Insel gegen Abtretung der Kurilen dem Zarenreiche überlassen wurde, mit Erfolg auf der Insel kolonisiert. Die von ihm 1866—1867 begonnene systematische Besiedlung zum Zwecke der Anlage von Fischfang- und Jagd-Stationen hatte damals keine Schwierigkeiten gemacht. Sie hatten schon wegen der Nähe des Mutterlandes hierbei den Russen gegenüber alle Vorteile auf ihrer Seite. Sollte das Kriegsglück den Japanern in bisheriger Weise zur Seite stehen, so dürfte Sachalin ihnen als sicherer Preis des Sieges zufallen. Man darf kein Prophet sein, um vorauszusetzen, daß trotz der Unbilden des Klimas die bisher vom fernen Rußland nur als Verbrecherkolonie benutzte Insel, ohne brauchbare Hafenanlagen und ohne gepflegte Wohnplätze, fast ohne Wegeverbindungen, in der Hand des nahen Japans bald einen ganz anderen Charakter annehmen würde. Wir schließen hier unsere kurzen Ausführungen. Mögen sie dazu dienen, die Aufmerksamkeit der Leser dieser Zeitschrift auf die beiden Eilande hinzulenken, die, bisher wenig bekannt, in der zukünftigen Geschichte Ostasiens doch noch eine vielleicht nicht unwichtige Rolle zu spielen bestimmt sein dürften!

Wort und Werkzeug.

Von

Dr. ing. h. c. Max von Eyth.

(Schluß.)

III.

Wort und Werkzeug, wie wir gesehen haben, sind die einzigen äußerlich faßbaren Merkmale, die den Menschen vom Tier unterscheiden, oder, wenn wir es anders ausdrücken, vielleicht auch anders verstehen wollen, die das Tier zum Menschen gemacht haben. Alle andern unterscheidenden Merkmale werden oder könnten wenigstens auch bei Tieren gefunden werden, ohne ihnen den Charakter des Tieres zu nehmen. Wort und Werkzeug sind gleichen Ursprungs, ein Erzeugnis des menschlichen Geistes. Das eine, das Wort, vermittelt und ermöglicht sein Wissen; denn nur mit Hilfe des Wortes ist klares menschliches Denken denkbar, und nur durch das Wort ist jene Übertragung, jene Anhäufung und Fortpflanzung des Wissens möglich geworden, auf dem im wesentlichen der Fortschritt der Menschheit beruht. Deshalb sehen wir im Tierreich keine Spur von ähnlichem Fortschritt. Die Tiere stehen heute, wo sie vor vielen tausend Jahren gestanden hatten, wenn nicht klimatische oder andere äußere Einflüsse kleine körperliche und damit seelische Änderungen hervorgerufen haben. Die Biene baut ihre Waben, der Biber seine Dämme, der Vogel sein Nest wie vor Jahrtausenden, und nur wo die klügsten der Tiere mit dem Menschen in Berührung kommen, haben sie einige Kleinigkeiten dazugelernt, die sie sofort wieder vergessen, wenn der menschliche Einfluß aufhört. — Auf dem Werkzeug andererseits beruht des Menschen Können, denn nichts, was über tierische Verrichtungen hinausgeht, vermag oder versucht er zu tun oder zu machen, ohne dessen Vermittlung. Das Werkzeug ist mit seinem Können so eng verknüpft, wie das Wort mit seinem Wissen. Wissen und Können, Wort und Werkzeug, das sind die zwei Grundpfeiler des menschlichen Lebens, in seinem Uranfang, wie auf der Höhe der raffiniertesten Kultur, und beide, Wissen und Können, Wort und Werkzeug sind Geistesbrüder, ohne die die ganze Menschheit zugrunde gehen müßte, wenn uns der eine oder andere oder gar beide auch nur auf wenige Jahre im Stich ließen.

Bei der bekannten Oberflächlichkeit der Masse hat die auffallende Ungleichheit der beiden Brüder wesentlich dazu beigetragen, daß sie zu verschiedenen Zeiten in sehr verschiedenem Ansehen standen, ja daß ihre Verwandtschaft oft genug geleugnet wurde und noch geleugnet wird. Bald mußte sich der eine, bald der andere mit einer fast verachteten Stellung begnügen, bald fand man bei dem einen, bald bei dem andern den allein gültigen Maßstab für ein menschenwürdiges Dasein, für Bildung und Kultur. Eine Erklärung dieser Verirrung liegt darin, daß beide im Lauf der Zeiten nicht die gleiche Bedeutung für die Entwicklung der Menschheit hatten, die, wie der Mensch selbst, in ihren verschiedenen Altersstufen verschiedene Bedürfnisse empfand. Manchmal aber kam es auch dahin, daß die Menschen ihre eigenen Bedürfnisse nicht verstanden und dann ein Jahrhundert lang oder länger den falschen Bruder verehrten, was naturgemäß eine oft ziemlich weitgehende und andauernde Mißstimmung zwischen beiden Brüdern verursachte.

Während der Jahrtausende der Vorzeit spielte zweifellos das Werkzeug die erste Rolle. Der Mensch mußte vor allen Dingen etwas können, namentlich leben können, ehe er sich viel mit dem Wissen abgeben konnte. Er bedurfte Waffen, sich seiner Haut zu wehren, Geräte, seine Nahrung, Kleidung, Wohnung menschenwürdig zu gestalten, wenn auch seine Begriffe von Menschenwürde noch so bescheiden waren. Die Sprache lief nebenher und diente unbewußt zur Entwicklung gewisser Eigenschaften, die später von hervorragender Bedeutung werden sollten, dem Geselligkeitstrieb, der Aufspeicherung nützlicher Kenntnisse, der Belebung und Klärung des Gefühlslebens, dem Festlegen von Sitten und Gebräuchen. Aber das Können war Herr im Hause, das es gebaut hatte und sorgte für Nahrung und Kleidung und was sonst der Mensch bedurfte, wahrscheinlich ohne viele Worte zu machen. Wir sind heute in der Lage, die Reste dieser alten, geduldigen zähen Tätigkeit zu sammeln, zu beobachten, zu klassifizieren und besitzen naturgemäß keine Kenntnis von der Philologie der Steinzeit. Trotzdem sind wir überzeugt, daß das erste geschliffene Steinbeil höher geschätzt wurde, als alle Verse, die ein Urdichter seinen erstaunten Zeitgenossen vorzutragen oder als die Worte altklugen, spärlichen Wissens, die ein Steinzeitgreis dem heranwachsenden Geschlecht beizubringen versucht haben mag. Das Können herrschte, das Wissen schlich schüchtern und halbverachtet um den stärkeren Bruder und sammelte heimlich seine Kraft und seine Waffen.

Dieses Verhältnis ragte tief in die Anfänge des Kulturlebens hinein. Wir ersehen es aus der Sagen- und Mythologienbildung der

ältesten Völker, in der Bedeutung, welche sie den ersten und einfachsten Erfindungen beilegten. Zu den frühreifsten Nationen auf diesem Gebiet gehören bekanntlich die Chinesen, bei denen sich die wichtigsten Erzeugnisse der Technik häufig nachweisen lassen, lange, ehe sie bei den Völkern der europäischen Kulturwelt auftraten. Der trockene, dem Realismus zugeneigte Sinn dieser scharfbeobachtenden Rasse gibt ihren Sagen einen geschichtlichen Wert, den die phantasievolleren Mythen des Westens nicht beanspruchen können. Aber auch bei den Chinesen sind die Erfinder der ersten Waffen, des Pflugs, der einfachsten Verfahren, des Ackerbaus und der Viehzucht, der Weberei und der Töpferei Kaiser und Kaiserinnen und Weise, denen eine halbgöttliche Verehrung zuteil wird. Ausgesprochener ist diese Hochschätzung primitiver Technik bei den Ägyptern und noch mehr bei den Griechen des Altertums. Isis und Osiris sind die Erfinder des Ackerbaus und der Viehzucht, der Gott Seth lehrt den Pharao Thutmose den Gebrauch von Pfeil und Bogen. In der Mythologie der Griechen sind Götter und Halbgötter eifrig an der Arbeit, den Menschen mit den Anfängen der Technik vertraut zu machen. Prometheus, der Halbgott, stiehlt das Feuer vom Himmel, das die Götter eifersüchtig für sich bewahren wollen. Demeter verrät den Menschen nicht nur die Geheimnisse der Landwirtschaft, sondern unterzichtet sie auch im Mühlenbau. Die Technik des Schlächterhandwerks ersann Hyperbius, ein Sohn des Mars, Dädalus, ein Nachkomme des Hephäst, erfand die Säge, den Zirkel, das Bleilot und endete bekanntlich als echter Erfinder bei dem ersten Flugversuch des Menschen. Das erste große Dichterwerk aller Zeiten, die Ilias, ist das Heldenlied des kriegerischen Könnens, voll von Lobpreisungen aller technischen Künste seiner Zeit, und erst das zweite stellt das Wissen des schlauen Odysseus in den Vordergrund. Diese Nebeneinanderstellung der beiden großen dichterischen Schöpfungen gibt bereits eine Andeutung der kommenden Wendung der Dinge.

Langsam, aber unaufhaltsam, setzte dieselbe ein, seitdem die Technik selbst dem Wort, dem Wissen ein Werkzeug geschaffen hatte, das dessen Macht verzehnfachte. Mit der Erfindung der Schrift, welche die Chinesen einem Kaiser und einem hohen Gelehrten zuschrieben, und die Ägypter von Göttern gelernt haben wollen, war es gelungen, den flüchtigen Schall des Wortes auf Stein und Ziegel, auf Pergament und Papyrus festzuhalten. Zwar charakterisiert noch Usertesen I., König der beiden Ägypten, bei einer feierlichen Gelegenheit, der Grundsteinlegung des Sonnentempels zu Heliopolis, das Verhältnis von Wort und Werk-

zeug, von Wissen und Können nach alter Auffassung, indem er in seiner Festrede erklärt: „Bei jeglichem Werk des Menschen strecket sich die Zunge hervor, wer aber Hand anlegt, der bringet es zu stand". Das war zur Zeit der glanzvollen zwölften Dynastie, um 2300 v. Chr., als es die schreibseligen Ägypter bereits meisterlich verstanden, in rollenden Phrasen zu schwelgen und nicht müde wurden, sie im härtesten Stein zu verewigen. Bald jedoch vollzog sich der Umschwung auch in diesem Lande erstaunlichen technischen Schaffens. Schrift und Schriftgelehrte standen im höchsten Ansehen und sorgten dafür, daß diese Hochachtung wuchs und erhalten blieb. Das Können begann der Diener des Wissens zu werden.

Wir dürfen hierbei allerdings nicht außer acht lassen, daß uns alle Nachrichten über dieses Verhältnis nur von einer Seite, von der der Schreiber und Schriftgelehrten zugeht, welche mit der in ältesten Zeiten natürlichen Naivität und Selbstgefälligkeit ihre Kunst, ihre Wichtigkeit und die Anerkennung schildern, die sie von allen Seiten genießen. In Griechenland und auch in Rom kam noch dazu, daß unter demokratischen Staatsverfassungen das Wort eine Bedeutung besitzt, die für den Augenblick die größten politischen Taten in den Schatten zu stellen weiß. Hierauf beruhte die Wertschätzung eines Demosthenes, eines Cicero. Kam es freilich zu wirklichen Taten, die schließlich immer und überall das Schicksal der Menschheit entscheiden, so verschwanden die Helden des Wortes in irgend welcher vergessenen Versenkung, und selbst die größten endeten in unrühmlicher Verbannung oder im Gefühl ihrer Ohnmacht durch Selbstmord, wenn das Schicksal sie nicht mit rauherer Hand von der Bühne fegte.

Beachtenswert ist, daß die Überschätzung des Wortes und des Wissens häufig mit dem Wendepunkt der Kulturhöhe eines Volkes und so mit einer glänzenden Periode seiner Geschichte zusammenfällt, aber auch seinen Niedergang begleitet. So war es in Ägypten, als sein gewaltiges Schaffen auf dem Gebiet der alten Kultur in hierarchischem Schreiberwesen erstarrte, aus dem es auch die kurze alexandrinische Tatenzeit nicht zu befreien vermochte, obgleich dieselbe die glänzenden Jahrhunderte der Kultur und des Wissens von Alexandrien einleitete. So war es in Griechenland, wo die Entartung des Volkes mit der höchsten Blüte der Wissenschaften des Altertums zusammenfiel, die schließlich einem wahrhaft lächerlichen Kultus des Wortes Platz machte. So war es endlich in Rom, wo die Verweichlichung und das müheloſe Genießen mit dem Eindringen von griechischer „Bildung", dem Bewundern von Wort und Wissen, der Hintansetzung von Handeln und Können Hand in Hand ging, wenn auch der

härtere Stoff, aus dem die Römer gemacht waren, der Verrückung des alten, gesunden Verhältnisses längeren Widerstand zu leisten vermochte.

Die entartete antike Kulturwelt fand den verdienten Untergang mit dem Einbruch der wortkargen, nordischen Horden und die Menschheit begann aufs neue, ihr Kulturgebäude aufzurichten. Es ging ähnlich in Nord und West, wie es in Ost und Süd gegangen war, nur in gewisser Beziehung noch etwas schlimmer. Nachdem die chaotische Flutwelle der Völkerwanderung sich verlaufen hatte, begann eine neue Welt mit neuem, eigenartigem Leben zu erstehen. Es kam wieder eine Zeit der Taten wilden, verwirrten Schaffens, das nur langsam gestaltete, aber großes zu leisten verstand. Sie brauchte und fand Männer, die mit Wort und Schrift nicht viel anzufangen wußten und sie heimlich und öffentlich verachteten, dagegen Städte bauten, Gesetze schufen, Völker zusammenschweißten und mit dem Schwert — einem wirkungsvollen Werkzeug zu allen Zeiten — den Widerspenstigen ihre Ideale, selbst ihre Religion aufzwangen. Omar verbrennt die Bibliothek von Alexandrien — zweifellos eine Schandtat — und gründet das glänzendste Chalifat des Orients, Karl der Große treibt mit eiserner Faust die Sachsen zu Tausenden in die Arme des Christentums. Die Kreuzzüge schaffen einen neuen Weltverkehr zwischen Ost und West, und jahrhundertelang bedauert und belächelt der gepanzerte Ritter den mühsam schreibenden Mönch, drückt der stolze Araber seinen Siegelring unter das Schriftstück, das ihm der verachtete Kopte hinreicht. Auch auf friedlichem Gebiet regt sich gesundes Leben. Architektur, Kunst und Kunstgewerbe erblühen in den Städten des Mittelalters. Man hat nicht qualvoll nach Jugendstilen zu suchen, sie wachsen von selbst. Das Können in allen Formen schafft mit Herz und Hand und stolzem Selbstgefühl am Reichtum der Zeit.

Doch der Wechsel des Verhältnisses zwischen Wort und Werkzeug ist bereits in bedrohlicher Nähe, und wieder ist es das Werkzeug, das die Hand bietet, seine eigene beherrschende Stellung zu untergraben. Mit der Erfindung der Buchdruckerkunst ist dem Wort der Sieg gesichert. Mit tausend Stimmen, wo früher eine gesprochen hatte, verkündet jetzt der Wissende, der Gelehrte, daß Wissen die Welt beherrsche und das tausendstimmig, tausendfach Wiederholte wird schließlich von der Menge geglaubt. Der Glaube aber ist in diesen Dingen, wie auch anderwärts eine wirkliche Kraft. Unter seinem Einfluß war es nur natürlich, daß sich die Geisteskräfte der Kulturvölker vom Unterliegenden ab, dem Sieger zuwandten. Der Gelehrte hinter seinen Büchern, auch der Ungelehrte, der sich den Anschein des Gelehrten zu geben wußte, nahm würdevoll die

erste Stellung ein, erteilte Weisungen, gab bald Befehle und der Meister, dessen Können der wirkliche Schöpfer der Dinge war, lernte zu ihm aufsehen. Der Kanzler war Regent, der Feldherr, selbst wenn er König war, mußte gehorchen. Dabei war das Wissen klug genug, auch äußerlich seine Stellung zu festigen. In älterer Zeit geschah es, indem es sich mit dem Nimbus der Heiligkeit zu umgeben wußte. Es war der Klerus, die Kirche, die das Wissen monopolisierte und „schützte". Später umgab es sich mit Titeln und Ehren und feierlichem Zeremoniell, das zu durchbrechen zu den kleinen Majestätsbeleidigungen der Zeit gehörte. Nur ausnahmsweis kräftige Persönlichkeiten wußten dann und wann diese Fesseln zu sprengen und mit königlicher Gewalt sich Bahn zu brechen. Aber selbst Männer wie der große Kurfürst, wie Friedrich der Große, wie Bismarck, rüttelten oft vergeblich an dem kunstvollen Gefüge, das ihre Räte, Geheimen Räte und Wirklichen Geheimen Räte um sie geflochten hatten. Sichtlich und fühlbar begann gegen das Ende des 18. Jahrhunderts, während das Wissen die wunderbarsten Blüten trieb, während sich ein Kultus der Schrift vorbereitete, wie man ihn seit Jahrhunderten nicht gekannt hatte, vor allem unser deutsches Volk zu verknöchern, und geriet in Gefahr, den Gebrauch seiner Arme, seiner Werkzeuge, seines Könnens zu verlieren. Man nannte uns die Nation der Denker. Wir waren stolz darauf und ahnten kaum, mit welch spöttischem Mitleid draußen in der Welt diese Bezeichnung gebraucht wurde.

Schwerer belastet als jedes andere trat so das deutsche Volk über die Schwelle der neuesten Zeit. Der Sturm der Befreiungskriege versprach auch in diesem Sinn eine gewisse Befreiung. Büreaukratie und Scholastik in modernem Gewand sorgten dafür, daß die kleine Aufwallung des Blutes, die sich in dem heranwachsenden Geschlecht geltend zu machen suchte, nicht zu weit ging und bald wieder erstarb. Es kam System in die Verehrung des Wortes und die Verachtung des Werkzeugs. An die Stelle des Meisterstücks trat das Examen. Das Wissen wurde der Maßstab für alles, was im deutschen Leben zur Geltung kommen wollte. Das Wissen bestimmte die Lebensstellung, den Grad der Bildung, die allgemeine Achtung, die der Einzelne beanspruchen konnte. Da aber die Quelle alles Wissens in der Vergangenheit liegt, nahm das ganze Geistesleben des denkenden und handelnden Volkes — so weit es noch handelte — jene merkwürdige Richtung nach rückwärts, die künftigen Jahrhunderten so rätselhaft sein wird, wie es uns heute etwa die Hexenprozesse des 16. und 17. Jahrhunderts sind. Sie war unsern Großvätern und Urgroßvätern eine selbstverständliche und unantastbare Sache und

ist es heute noch einer großen Minderheit, vielleicht einer kleinen Mehrheit der Gebildeten. Denn eine gewaltige, das ganze Volksleben beherrschende Organisation hält an ihr fest und sorgt dafür, daß vom zartesten Kindesalter an tote Sprachen, tote Sitten und Gesetze, und eine Geschichte, die ohne diese künstliche Belebung der Mehrzahl der Gebildeten — vielleicht mit Unrecht — so gleichgültig wäre wie die Chinas und Hinter-Indiens vor Christi Geburt, als Elemente und Maßstab wahrer Bildung angesehen werden. Kein Wunder, daß der junge Deutsche um die Mitte des 19. Jahrhunderts, als diese Richtung ihren Höhepunkt erreicht hatte, von den Friedericianischen Kriegen weniger erfuhr als von den punischen, die glänzende Stellung des römischen Senats vor der Kaiserzeit besser kannte als die jämmerliche des Bundestags seines Vaterlandes, an Tiber und Ilissos mehr zu Hause war, als an Rhein und Spree. Denn selbst das Wissen hatte sich verirrt.

Nicht überall war dies in gleichem Grade der Fall, und hoch bedeutsam ist es, wie die Machtstellung und das gesunde Leben der verschiedenen Kulturvölker von diesen Verhältnissen beeinflußt war. Amerika schuf zur gleichen Zeit eine neue Nation voll lebenskräftiger Keime, nicht durch das Wissen der alten Welt, sondern indem es sich von diesem Wissen losriß und eine nicht zu unterdrückende Entfaltung des Könnens, des Werkzeugs, an seine Stelle setzte. England schuf sein Weltreich, nicht indem es studierte, wie die alten Römer ähnliches fertig gebracht hatten, sondern indem es Männern der Tat und des Könnens freies Spiel ließ, die bezüglich ihres Wissens kein deutsches Examen ohne schmähliche Niederlage überlebt hätten. England erwarb um die gleiche Zeit, in der wir mit all unserem Wissen ein blutarmes Volk blieben, seinen weltbezwingenden Reichtum durch sein Können, sein Handeln, nicht zum wenigsten durch jene jetzt vielbewunderten Werkzeuge, zu deren geistvoller Erfindung nicht eine „Formel", nicht eine „Gleichung" nötig gewesen war. „An den Früchten sollt ihr es erkennen!" Kann es einem Zweifel unterliegen, daß wir in Deutschland ein Jahrhundert lang unsere Kräfte vergeudet hatten?

* * *

Fast lautlos setzte die Gegenströmung wieder ein. Bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts konnte vornehmlich in Deutschland das Wort unbehelligt seine glänzendsten Triumphe feiern, beherrschte Staat, Kirche und Schule, berauschte in der Politik das ganze Volk mit tönenden Phrasen, pflegte eine Literatur, in der neben manchem Schönen und Bleibenden nebelhafte Phantasie und pathetischer oder kleinlicher Klingklang

bewundert wurden, entwickelte Systeme der Philosophie, die dem Spielen mit Worten eine verblüffende Tiefsinnigkeit zu geben wußten, erzeugte das Ideal einer „allgemeinen Bildung", deren Einseitigkeit niemand mehr ahnte, lähmte unser Handeln in allen möglichen Richtungen und machte uns zum machtlosesten, ungeschicktesten und fast zum ärmsten der großen Volksstämme Europas. Denn bei keiner anderen Nation hatte diese eigentümliche Verschiebung des Intellekts in gleichem Maße die Herrschaft über das gesamte Volksleben gewonnen. Daß dabei auch wertvolle Früchte zur Reife kamen, die unter keinen andern Verhältnissen hätten gedeihen können, soll nicht geleugnet werden. Aber wir haben teuer dafür bezahlt und bekamen die ertötenden Folgen dieser Einseitigkeit bis auf den Grund zu kosten.

Dahin gehört, daß sich die Gegenströmung bei uns viel später fühlbar machte, als anderwärts. Was sie einleitete, war eine Erfindung, welche sich von tausend anderen Erfindungen dadurch unterschied, daß sie der Menschheit nicht ein neues Ding, einen eigenartigen, zuvor unbekannten Stoff, sondern eine neue Kraft gegeben hat. Kräfte der Natur hatte sich der Mensch zwar schon seit alten Zeiten dienstbar gemacht: die Zugkraft der Tiere, die Kraft des Wassers und des Windes. Dies geschah aber nur in beschränktem Grade, mit Ausnahme der tierischen Kräfte im Dienst der Landwirtschaft und des Verkehrs, und war von Hindernissen umgeben und an örtliche Schranken gebunden, die den Gebrauch dieser Kräfte ganz wesentlich einschränkten. Nun war es gelungen, Wärme in Kraft umzuwandeln. Zugleich hatte man in der Steinkohle eine Wärmequelle entdeckt, die vorläufig als unerschöpflich angesehen werden konnte. In der Kohle lag die Sonnenwärme längst vergangener Jahrtausende aufgespeichert. In der Dampfmaschine war gegen Ende des 18. Jahrhunderts ein Werkzeug hergestellt worden, das selbst in der unvollkommenen Form, in der es anfänglich erschien, eine Umwandlung des ganzen Lebens der Menschheit einleitete, mit der, nicht allzu rasch, aber unaufhaltsam das Arbeiten für die Zukunft an die Stelle des Arbeitens in der Vergangenheit trat.

Wir haben weiter oben in kurzen Zügen die Geschichte dieser großen Erfindung skizziert. Es lohnte sich, sie zu verfolgen, um zu zeigen, welche Geistesarbeit, welche sittliche Kraft dazu gehörte, dieses eine Werkzeug in seiner heutigen Vollkommenheit herzustellen. Kann ein Buch über Philosophie, über exakte oder andere Wissenschaften, über Natur- oder Menschengeschichte eine größere Summe geistigen Lebens zwischen seinen Deckeln einschließen, als in diesem einzigen Erzeugnisse eines Jahrhunderts tech-

nischer Arbeit verkörpert ist? Sollte es unter diesen Umständen nicht recht und billig sein, in einem Werkzeug, wie die Dampfmaschine, ein Geistesprodukt zu sehen, das, wenn es auch nicht in Worten zu uns spricht, sich ebenbürtig neben jedes andere Werk des Geistes stellen darf, das in schwungvoller Rede seine eigene Bedeutung zu rühmen vermag. Und ist diese Bedeutung nicht handgreiflicher, durchschlagender, als alles, was heutzutag mit Wort und Wissen geleistet werden kann? Betrachten wir für einen Augenblick nur einen kleinen Teil seiner Wirkungen, die Umgestaltung des Verkehrswesens der Welt in ihren Folgen: die Beschleunigung im Tun und Treiben jedes Einzelnen, die Bereicherung unseres Schaffens und Genießens, unseres Wissens und Empfindens, man kann im buchstäblichsten Sinn sagen, die Verlängerung unseres Lebens, wenn wir unter Leben die Summe dessen verstehen, was wir mit unsern Sinnen zu erfassen, mit unserem Geist zu verarbeiten und zu leisten imstande sind. Dabei wäre diese Bereicherung des individuellen Lebens die geringste der Wirkungen von Watts und Stephensons Werk, wenn sie sich nicht mit Millionen multiplizierte. Einschneidender noch ist die Änderung in den Beziehungen des nationalen Lebens, die wir der Dampfkraft verdanken. Volksstämme rücken näher zusammen und fühlen sich durch Interessen und Lebensfragen verbunden, die zuvor kein Dasein hatten, gemeinsame Arbeit in großem Stil ist ermöglicht, an die zuvor nicht gedacht werden konnte. Das neuerwachte Nationalgefühl, das heute überall eine so große und sicherlich heilsame Rolle spielt, wäre ein Traum einzelner geblieben, wenn nicht die Schienenstränge der Eisenbahnen Nord und Süd, Ost und West zusammenschweißten und jene persönlichen Berührungen ermöglichten, die so viel dazu beitragen, daß sich Menschen verstehen, die eine Sprache reden. Und dann erst die Beziehungen der Nationen untereinander! Wie hat sich all das geändert in gutem und schlimmem, aber weitaus mehr in gutem Sinn, durch dasselbe engere Zusammenrücken, durch die schärfere Reibung sowohl als auch durch das raschere Abschleifen von Gegensätzen, durch die Notwendigkeit, sich auf dem kleiner gewordenen Erdball zu vertragen. So arbeitet die Dampfmaschine mit an der Weltgeschichte, wie es die glühendste Beredtsamkeit, das tiefste Wissen und alle Bücher der Welt, die Bibel und den Koran ausgenommen, nicht zu tun imstande waren. Selbst auf dem Gebiet der wissenschaftlichen Forschung ist sie ein Mitarbeiter von erstaunlicher Leistungsfähigkeit. Wie lange noch wären die begrabenen Geheimnisse von Ägypten und Assyrien unerforscht geblieben, ohne die Geistesarbeit, welche die erste Lokomotive auf Schienen stellte, das Dampfschiff auf seine erste Seereise

schickte? Selbst der Tertiärmensch, mit dem wir diese Betrachtungen begannen, läge vermutlich noch einige Jahrhunderte lang ungestört in seinem Gestein, wenn nicht die Beschleunigung des Geisteslebens unserer Tage auch ihn aufgerüttelt hätte.

Das alles ist nur ein kleiner Teil von dem, was das Werkzeug des heutigen Tags für die Menschheit bedeutet. Es hat zunächst unsere fünf Sinne in unglaublicher Weise geschärft. Wir sehen, zeichnen und photographieren heute Dinge, die vor einem Jahrhundert kaum geahnt wurden, wir hören auf Entfernungen, die früher jede Möglichkeit direkter Mitteilung ausgeschlossen hätte. Doch nicht genug: das Werkzeug gibt unserem Wahrnehmungsvermögen Eigenschaften, die zuvor außer dem Bereich der phantastischsten Vermutungen lagen. Wir erkennen auf dem Umweg der Photographie tausende von Sternen, die auch das bewaffnete Auge nie zu entdecken vermocht hätte, das Licht der Sterne erzählt uns, aus welchen Stoffen sie geschaffen sind, der Telegraph teilt unsere Gedanken in wenigen Minuten dem ganzen Erdkreis mit, wir arbeiten mit Magnetismus und Elektrizität wie mit alten Bekannten, obgleich dem Menschen das Organ fehlt, sie auch nur wahrzunehmen, und aus dem Schallrohr des Phonographen spricht die Stimme, die wirkliche Stimme längst Verstorbener zu uns. Würde nicht jeder gelehrte Philologe zehn der besten Kapitel des Hesiod darum geben, wenn ihm dieses modernste und nicht allzu nützliche Werkzeug die richtige Aussprache des Altgriechischen übermitteln wollte?

Es lohnt sich nicht, Beispiele zu häufen, die den Einfluß des Werkzeuges auf das Geistesleben des Menschen, seine direkte Mitarbeit an dessen Entfaltung des weiteren dartun. Rings um uns sprechen Tatsachen eine allzu eindringliche Sprache, so daß auch der weltvergessenste Gelehrte sie nicht mehr überhören kann. Die Zeit naht rasch ihrem Ende, in der der Technik ihr berechtigter Anteil am höheren Leben der Menschheit abgesprochen wurde. Man fängt auf jener Seite, welche die sogenannte Bildung monopolisiert zu haben glaubte, an, in ihr einen nicht unwürdigen Gegner und Rivalen zu sehen. Wohl gibt es noch Toren genug, die glauben, sie könne und müsse bekämpft werden, weil sie sie zu fürchten beginnen. Und wie es unter dem Einfluß der Furcht häufig geschieht, werden da und dort Waffen benutzt, die man im ehrlichen Streite nicht gebrauchen sollte; z. B. die Verleumdung. Die Technik, wird gesagt und häufig genug auch geglaubt, führe die Menschheit dem Materialismus in die Arme. Als ob die Arbeit den Menschen jemals materialistischer gemacht hätte, als er es seiner Natur nach ist und sein darf. Der Müßiggang

tut dies, der Genuß, das Spekulieren und Spintisieren. In der Technik selbst, in diesem Ringen des Geistes mit der Materie liegt genug Idealismus, genug Poesie, um unser ganzes Zeitalter für künftige Geschlechter zu vergolden. Daß dies nicht sofort in die Erscheinung tritt, ist nur natürlich. Wir stehen noch zu sehr mitten in den rauhen, herben Anfängen dieser Kämpfe, wir haben noch keinen Ruhepunkt, keine Höhe gefunden, um das Schlachtfeld zu überblicken, alles ist noch zu neu, zu nah, um den Ton, den Duft anzunehmen, mit dem Idealismus und Poesie zum Bewußtsein ihrer selbst kommen. Schon regt es sich da und dort. Warten wir einige Jahrzehnte! Dann werden auch die Blinderen, die Vorurteilsvolleren erkennen, wie töricht der Vorwurf ist, der den Materialismus mit der gewaltigen Leistung des Geistes in Verbindung bringen will, welche die Menschheit aus ihrem Tierzustande gehoben hat.

Eine Gefahr, so entfernt sie für den Augenblick noch liegen mag, darf heute schon ins Auge gefaßt werden, denn sie entspricht der Natur der Dinge. Jahrhunderte lang hat das Pendel der menschlichen Geistesrichtung nach der Seite des Wissens ausgeschlagen. Wird es bei der Rückbewegung, die zweifellos eingetreten ist, sich ebensoweit und ebensolang nach der andern Seite hin entfernen? Man sollte es vermuten. Amerika z. B. zeigt eine gefährliche Tendenz in diesem Sinne. Doch ist dies wohl im allgemeinen und namentlich in Deutschland nicht ernstlich zu befürchten. Das Bestreben in technischen Kreisen, an der Wissenschaftlichkeit festzuhalten und auch für die Technik einen idealen Grund und Boden zu gewinnen, tritt schon jetzt mit aller Deutlichkeit hervor und liegt in der natürlichen Entwicklung, die sie bei uns durchlaufen hat. Denn unsere viel bewunderten technischen Fortschritte der letzten Jahrzehnte verdanken wir wohl einerseits einem gewaltsamen Losreißen vom alten römischen Scholastizismus deutscher Nation, andererseits aber auch der wissenschaftlichen Schulung, die sich sofort des neuen Gebiets bemächtigte und auf demselben anerkannte, glänzende Erfolge gezeitigt hat. Wenn es gelingen sollte, zwischen den auch schon auf technischem Gebiet sich bekämpfenden Seiten: der Schulung des Lebens und der Schulung der Schule, die richtige Mitte zu halten, so hätte trotz mannigfacher äußerer Hindernisse die deutsche Technik gegründete Aussicht, an der Spitze der neuen Zeit voranzuschreiten. Sollte sie jedoch je nach der einen oder andern Seite hinneigen, so möge es immerhin die Seite des Idealismus sein, aber eines Idealismus, der zu allen Zeiten des Goethischen Wortes eingedenk bleibt: Im Anfang war die Tat.

schickte? Selbst der Tertiärmensch, mit dem wir diese Betrachtungen begannen, läge vermutlich noch einige Jahrhunderte lang ungestört in seinem Gestein, wenn nicht die Beschleunigung des Geisteslebens unserer Tage auch ihn aufgerüttelt hätte.

Das alles ist nur ein kleiner Teil von dem, was das Werkzeug des heutigen Tags für die Menschheit bedeutet. Es hat zunächst unsere fünf Sinne in unglaublicher Weise geschärft. Wir sehen, zeichnen und photographieren heute Dinge, die vor einem Jahrhundert kaum geahnt wurden, wir hören auf Entfernungen, die früher jede Möglichkeit direkter Mitteilung ausgeschlossen hätte. Doch nicht genug: das Werkzeug gibt unserem Wahrnehmungsvermögen Eigenschaften, die zuvor außer dem Bereich der phantastischsten Vermutungen lagen. Wir erkennen auf dem Umweg der Photographie tausende von Sternen, die auch das bewaffnete Auge nie zu entdecken vermocht hätte, das Licht der Sterne erzählt uns, aus welchen Stoffen sie geschaffen sind, der Telegraph teilt unsere Gedanken in wenigen Minuten dem ganzen Erdkreis mit, wir arbeiten mit Magnetismus und Elektrizität wie mit alten Bekannten, obgleich dem Menschen das Organ fehlt, sie auch nur wahrzunehmen, und aus dem Schallrohr des Phonographen spricht die Stimme, die wirkliche Stimme längst Verstorbener zu uns. Würde nicht jeder gelehrte Philologe zehn der besten Kapitel des Hesiod darum geben, wenn ihm dieses modernste und nicht allzu nützliche Werkzeug die richtige Aussprache des Altgriechischen übermitteln wollte?

Es lohnt sich nicht, Beispiele zu häufen, die den Einfluß des Werkzeuges auf das Geistesleben des Menschen, seine direkte Mitarbeit an dessen Entfaltung des weiteren dartun. Rings um uns sprechen Tatsachen eine allzu eindringliche Sprache, so daß auch der weltvergessenste Gelehrte sie nicht mehr überhören kann. Die Zeit naht rasch ihrem Ende, in der der Technik ihr berechtigter Anteil am höheren Leben der Menschheit abgesprochen wurde. Man fängt auf jener Seite, welche die sogenannte Bildung monopolisiert zu haben glaubte, an, in ihr einen nicht unwürdigen Gegner und Rivalen zu sehen. Wohl gibt es noch Toren genug, die glauben, sie könne und müsse bekämpft werden, weil sie sie zu fürchten beginnen. Und wie es unter dem Einfluß der Furcht häufig geschieht, werden da und dort Waffen benutzt, die man im ehrlichen Streite nicht gebrauchen sollte; z. B. die Verleumdung. Die Technik, wird gesagt und häufig genug auch geglaubt, führe die Menschheit dem Materialismus in die Arme. Als ob die Arbeit den Menschen jemals materialistischer gemacht hätte, als er es seiner Natur nach ist und sein darf. Der Müßiggang

tut dies, der Genuß, das Spekulieren und Spintisieren. In der Technik selbst, in diesem Ringen des Geistes mit der Materie liegt genug Idealismus, genug Poesie, um unser ganzes Zeitalter für künftige Geschlechter zu vergolden. Daß dies nicht sofort in die Erscheinung tritt, ist nur natürlich. Wir stehen noch zu sehr mitten in den rauhen, herben Anfängen dieser Kämpfe, wir haben noch keinen Ruhepunkt, keine Höhe gefunden, um das Schlachtfeld zu überblicken, alles ist noch zu neu, zu nah, um den Ton, den Duft anzunehmen, mit dem Idealismus und Poesie zum Bewußtsein ihrer selbst kommen. Schon regt es sich da und dort. Warten wir einige Jahrzehnte! Dann werden auch die Blinderen, die Vorurteilsvolleren erkennen, wie töricht der Vorwurf ist, der den Materialismus mit der gewaltigen Leistung des Geistes in Verbindung bringen will, welche die Menschheit aus ihrem Tierzustande gehoben hat.

Eine Gefahr, so entfernt sie für den Augenblick noch liegen mag, darf heute schon ins Auge gefaßt werden, denn sie entspricht der Natur der Dinge. Jahrhunderte lang hat das Pendel der menschlichen Geistesrichtung nach der Seite des Wissens ausgeschlagen. Wird es bei der Rückbewegung, die zweifellos eingetreten ist, sich ebensoweit und ebensolang nach der andern Seite hin entfernen? Man sollte es vermuten. Amerika z. B. zeigt eine gefährliche Tendenz in diesem Sinne. Doch ist dies wohl im allgemeinen und namentlich in Deutschland nicht ernstlich zu befürchten. Das Bestreben in technischen Kreisen, an der Wissenschaftlichkeit festzuhalten und auch für die Technik einen idealen Grund und Boden zu gewinnen, tritt schon jetzt mit aller Deutlichkeit hervor und liegt in der natürlichen Entwicklung, die sie bei uns durchlaufen hat. Denn unsere viel bewunderten technischen Fortschritte der letzten Jahrzehnte verdanken wir wohl einerseits einem gewaltsamen Losreißen vom alten römischen Scholastizismus deutscher Nation, andererseits aber auch der wissenschaftlichen Schulung, die sich sofort des neuen Gebiets bemächtigte und auf demselben anerkannte, glänzende Erfolge gezeitigt hat. Wenn es gelingen sollte, zwischen den auch schon auf technischem Gebiet sich bekämpfenden Seiten: der Schulung des Lebens und der Schulung der Schule, die richtige Mitte zu halten, so hätte trotz mannigfacher äußerer Hindernisse die deutsche Technik gegründete Aussicht, an der Spitze der neuen Zeit voranzuschreiten. Sollte sie jedoch je nach der einen oder andern Seite hinneigen, so möge es immerhin die Seite des Idealismus sein, aber eines Idealismus, der zu allen Zeiten des Goethischen Wortes eingedenk bleibt: Im Anfang war die Tat.

zeug, von Wissen und Können nach alter Auffassung, indem er in seiner Festrede erklärt: „Bei jeglichem Werk des Menschen strecket sich die Zunge hervor, wer aber Hand anlegt, der bringet es zu stand". Das war zur Zeit der glanzvollen zwölften Dynastie, um 2300 v. Chr., als es die schreibseligen Ägypter bereits meisterlich verstanden, in rollenden Phrasen zu schwelgen und nicht müde wurden, sie im härtesten Stein zu verewigen. Bald jedoch vollzog sich der Umschwung auch in diesem Lande erstaunlichen technischen Schaffens. Schrift und Schriftgelehrte standen im höchsten Ansehen und sorgten dafür, daß diese Hochachtung wuchs und erhalten blieb. Das Können begann der Diener des Wissens zu werden.

Wir dürfen hierbei allerdings nicht außer acht lassen, daß uns alle Nachrichten über dieses Verhältnis nur von einer Seite, von der der Schreiber und Schriftgelehrten zugeht, welche mit der in ältesten Zeiten natürlichen Naivität und Selbstgefälligkeit ihre Kunst, ihre Wichtigkeit und die Anerkennung schildern, die sie von allen Seiten genießen. In Griechenland und auch in Rom kam noch dazu, daß unter demokratischen Staatsverfassungen das Wort eine Bedeutung besitzt, die für den Augenblick die größten politischen Taten in den Schatten zu stellen weiß. Hierauf beruhte die Wertschätzung eines Demosthenes, eines Cicero. Kam es freilich zu wirklichen Taten, die schließlich immer und überall das Schicksal der Menschheit entscheiden, so verschwanden die Helden des Wortes in irgend welcher vergessenen Versenkung, und selbst die größten endeten in unrühmlicher Verbannung oder im Gefühl ihrer Ohnmacht durch Selbstmord, wenn das Schicksal sie nicht mit rauherer Hand von der Bühne fegte.

Beachtenswert ist, daß die Überschätzung des Wortes und des Wissens häufig mit dem Wendepunkt der Kulturhöhe eines Volkes und so mit einer glänzenden Periode seiner Geschichte zusammenfällt, aber auch seinen Niedergang begleitet. So war es in Ägypten, als sein gewaltiges Schaffen auf dem Gebiet der alten Kultur in hierarchischem Schreiberwesen erstarrte, aus dem es auch die kurze alexandrinische Tatenzeit nicht zu befreien vermochte, obgleich dieselbe die glänzenden Jahrhunderte der Kultur und des Wissens von Alexandrien einleitete. So war es in Griechenland, wo die Entartung des Volkes mit der höchsten Blüte der Wissenschaften des Altertums zusammenfiel, die schließlich einem wahrhaft lächerlichen Kultus des Wortes Platz machte. So war es endlich in Rom, wo die Verweichlichung und das müheloſe Genießen mit dem Eindringen von griechischer „Bildung", dem Bewundern von Wort und Wissen, der Hintansetzung von Handeln und Können Hand in Hand ging, wenn auch der

härtere Stoff, aus dem die Römer gemacht waren, der Verrückung des alten, gesunden Verhältnisses längeren Widerstand zu leisten vermochte.

Die entartete antike Kulturwelt fand den verdienten Untergang mit dem Einbruch der wortkargen, nordischen Horden und die Menschheit begann aufs neue, ihr Kulturgebäude aufzurichten. Es ging ähnlich in Nord und West, wie es in Ost und Süd gegangen war, nur in gewisser Beziehung noch etwas schlimmer. Nachdem die chaotische Flutwelle der Völkerwanderung sich verlaufen hatte, begann eine neue Welt mit neuem, eigenartigem Leben zu erstehen. Es kam wieder eine Zeit der Taten wilden, verwirrten Schaffens, das nur langsam gestaltete, aber großes zu leisten verstand. Sie brauchte und fand Männer, die mit Wort und Schrift nicht viel anzufangen wußten und sie heimlich und öffentlich verachteten, dagegen Städte bauten, Gesetze schufen, Völker zusammenschweißten und mit dem Schwert — einem wirkungsvollen Werkzeug zu allen Zeiten — den Widerspenstigen ihre Ideale, selbst ihre Religion aufzwangen. Omar verbrennt die Bibliothek von Alexandrien — zweifellos eine Schandtat — und gründet das glänzendste Chalifat des Orients, Karl der Große treibt mit eiserner Faust die Sachsen zu Tausenden in die Arme des Christentums. Die Kreuzzüge schaffen einen neuen Weltverkehr zwischen Ost und West, und jahrhundertelang bedauert und belächelt der gepanzerte Ritter den mühsam schreibenden Mönch, drückt der stolze Araber seinen Siegelring unter das Schriftstück, das ihm der verachtete Kopte hinreicht. Auch auf friedlichem Gebiet regt sich gesundes Leben. Architektur, Kunst und Kunstgewerbe erblühen in den Städten des Mittelalters. Man hat nicht qualvoll nach Jugendstilen zu suchen, sie wachsen von selbst. Das Können in allen Formen schafft mit Herz und Hand und stolzem Selbstgefühl am Reichtum der Zeit.

Doch der Wechsel des Verhältnisses zwischen Wort und Werkzeug ist bereits in bedrohlicher Nähe, und wieder ist es das Werkzeug, das die Hand bietet, seine eigene beherrschende Stellung zu untergraben. Mit der Erfindung der Buchdruckerkunst ist dem Wort der Sieg gesichert. Mit tausend Stimmen, wo früher eine gesprochen hatte, verkündet jetzt der Wissende, der Gelehrte, daß Wissen die Welt beherrsche und das tausendstimmig, tausendfach Wiederholte wird schließlich von der Menge geglaubt. Der Glaube aber ist in diesen Dingen, wie auch anderwärts eine wirkliche Kraft. Unter seinem Einfluß war es nur natürlich, daß sich die Geisteskräfte der Kulturvölker vom Unterliegenden ab, dem Sieger zuwandten. Der Gelehrte hinter seinen Büchern, auch der Ungelehrte, der sich den Anschein des Gelehrten zu geben wußte, nahm würdevoll die

erste Stellung ein, erteilte Weisungen, gab bald Befehle und der Meister, dessen Können der wirkliche Schöpfer der Dinge war, lernte zu ihm aufsehen. Der Kanzler war Regent, der Feldherr, selbst wenn er König war, mußte gehorchen. Dabei war das Wissen klug genug, auch äußerlich seine Stellung zu festigen. In älterer Zeit geschah es, indem es sich mit dem Nimbus der Heiligkeit zu umgeben wußte. Es war der Klerus, die Kirche, die das Wissen monopolisierte und „schützte". Später umgab es sich mit Titeln und Ehren und feierlichem Zeremoniell, das zu durchbrechen zu den kleinen Majestätsbeleidigungen der Zeit gehörte. Nur ausnahmsweis kräftige Persönlichkeiten wußten dann und wann diese Fesseln zu sprengen und mit königlicher Gewalt sich Bahn zu brechen. Aber selbst Männer wie der große Kurfürst, wie Friedrich der Große, wie Bismarck, rüttelten oft vergeblich an dem kunstvollen Gefüge, das ihre Räte, Geheimen Räte und Wirklichen Geheimen Räte um sie geflochten hatten. Sichtlich und fühlbar begann gegen das Ende des 18. Jahrhunderts, während das Wissen die wunderbarsten Blüten trieb, während sich ein Kultus der Schrift vorbereitete, wie man ihn seit Jahrhunderten nicht gekannt hatte, vor allem unser deutsches Volk zu verknöchern, und geriet in Gefahr, den Gebrauch seiner Arme, seiner Werkzeuge, seines Könnens zu verlieren. Man nannte uns die Nation der Denker. Wir waren stolz darauf und ahnten kaum, mit welch spöttischem Mitleid draußen in der Welt diese Bezeichnung gebraucht wurde.

Schwerer belastet als jedes andere trat so das deutsche Volk über die Schwelle der neuesten Zeit. Der Sturm der Befreiungskriege versprach auch in diesem Sinn eine gewisse Befreiung. Büreaukratie und Scholastik in modernem Gewand sorgten dafür, daß die kleine Aufwallung des Blutes, die sich in dem heranwachsenden Geschlecht geltend zu machen suchte, nicht zu weit ging und bald wieder erstarb. Es kam System in die Verehrung des Wortes und die Verachtung des Werkzeugs. An die Stelle des Meisterstücks trat das Examen. Das Wissen wurde der Maßstab für alles, was im deutschen Leben zur Geltung kommen wollte. Das Wissen bestimmte die Lebensstellung, den Grad der Bildung, die allgemeine Achtung, die der Einzelne beanspruchen konnte. Da aber die Quelle alles Wissens in der Vergangenheit liegt, nahm das ganze Geistesleben des denkenden und handelnden Volkes — so weit es noch handelte — jene merkwürdige Richtung nach rückwärts, die künftigen Jahrhunderten so rätselhaft sein wird, wie es uns heute etwa die Hexenprozesse des 16. und 17. Jahrhunderts sind. Sie war unsern Großvätern und Urgroßvätern eine selbstverständliche und unantastbare Sache und

ist es heute noch einer großen Minderheit, vielleicht einer kleinen Mehrheit der Gebildeten. Denn eine gewaltige, das ganze Volksleben beherrschende Organisation hält an ihr fest und sorgt dafür, daß vom zartesten Kindesalter an tote Sprachen, tote Sitten und Gesetze, und eine Geschichte, die ohne diese künstliche Belebung der Mehrzahl der Gebildeten — vielleicht mit Unrecht — so gleichgültig wäre wie die Chinas und Hinter-Indiens vor Christi Geburt, als Elemente und Maßstab wahrer Bildung angesehen werden. Kein Wunder, daß der junge Deutsche um die Mitte des 19. Jahrhunderts, als diese Richtung ihren Höhepunkt erreicht hatte, von den Friedericianischen Kriegen weniger erfuhr als von den punischen, die glänzende Stellung des römischen Senats vor der Kaiserzeit besser kannte als die jämmerliche des Bundestags seines Vaterlandes, an Tiber und Ilissos mehr zu Hause war, als an Rhein und Spree. Denn selbst das Wissen hatte sich verirrt.

Nicht überall war dies in gleichem Grade der Fall, und hoch bedeutsam ist es, wie die Machtstellung und das gesunde Leben der verschiedenen Kulturvölker von diesen Verhältnissen beeinflußt war. Amerika schuf zur gleichen Zeit eine neue Nation voll lebenskräftiger Keime, nicht durch das Wissen der alten Welt, sondern indem es sich von diesem Wissen losriß und eine nicht zu unterdrückende Entfaltung des Könnens, des Werkzeugs, an seine Stelle setzte. England schuf sein Weltreich, nicht indem es studierte, wie die alten Römer ähnliches fertig gebracht hatten, sondern indem es Männern der Tat und des Könnens freies Spiel ließ, die bezüglich ihres Wissens kein deutsches Examen ohne schmähliche Niederlage überlebt hätten. England erwarb um die gleiche Zeit, in der wir mit all unserem Wissen ein blutarmes Volk blieben, seinen weltbezwingenden Reichtum durch sein Können, sein Handeln, nicht zum wenigsten durch jene jetzt vielbewunderten Werkzeuge, zu deren geistvoller Erfindung nicht eine „Formel", nicht eine „Gleichung" nötig gewesen war. „An den Früchten sollt ihr es erkennen!" Kann es einem Zweifel unterliegen, daß wir in Deutschland ein Jahrhundert lang unsere Kräfte vergeudet hatten?

* * *

Fast lautlos setzte die Gegenströmung wieder ein. Bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts konnte vornehmlich in Deutschland das Wort unbehelligt seine glänzendsten Triumphe feiern, beherrschte Staat, Kirche und Schule, berauschte in der Politik das ganze Volk mit tönenden Phrasen, pflegte eine Literatur, in der neben manchem Schönen und Bleibenden nebelhafte Phantasie und pathetischer oder kleinlicher Klingklang

bewundert wurden, entwickelte Systeme der Philosophie, die dem Spielen mit Worten eine verblüffende Tiefsinnigkeit zu geben wußten, erzeugte das Ideal einer „allgemeinen Bildung", deren Einseitigkeit niemand mehr ahnte, lähmte unser Handeln in allen möglichen Richtungen und machte uns zum machtlosesten, ungeschicktesten und fast zum ärmsten der großen Volksstämme Europas. Denn bei keiner anderen Nation hatte diese eigentümliche Verschiebung des Intellekts in gleichem Maße die Herrschaft über das gesamte Volksleben gewonnen. Daß dabei auch wertvolle Früchte zur Reife kamen, die unter keinen andern Verhältnissen hätten gedeihen können, soll nicht geleugnet werden. Aber wir haben teuer dafür bezahlt und bekamen die ertötenden Folgen dieser Einseitigkeit bis auf den Grund zu kosten.

Dahin gehört, daß sich die Gegenströmung bei uns viel später fühlbar machte, als anderwärts. Was sie einleitete, war eine Erfindung, welche sich von tausend anderen Erfindungen dadurch unterschied, daß sie der Menschheit nicht ein neues Ding, einen eigenartigen, zuvor unbekannten Stoff, sondern eine neue Kraft gegeben hat. Kräfte der Natur hatte sich der Mensch zwar schon seit alten Zeiten dienstbar gemacht: die Zugkraft der Tiere, die Kraft des Wassers und des Windes. Dies geschah aber nur in beschränktem Grade, mit Ausnahme der tierischen Kräfte im Dienst der Landwirtschaft und des Verkehrs, und war von Hindernissen umgeben und an örtliche Schranken gebunden, die den Gebrauch dieser Kräfte ganz wesentlich einschränkten. Nun war es gelungen, Wärme in Kraft umzuwandeln. Zugleich hatte man in der Steinkohle eine Wärmequelle entdeckt, die vorläufig als unerschöpflich angesehen werden konnte. In der Kohle lag die Sonnenwärme längst vergangener Jahrtausende aufgespeichert. In der Dampfmaschine war gegen Ende des 18. Jahrhunderts ein Werkzeug hergestellt worden, das selbst in der unvollkommenen Form, in der es anfänglich erschien, eine Umwandlung des ganzen Lebens der Menschheit einleitete, mit der, nicht allzu rasch, aber unaufhaltsam das Arbeiten für die Zukunft an die Stelle des Arbeitens in der Vergangenheit trat.

Wir haben weiter oben in kurzen Zügen die Geschichte dieser großen Erfindung skizziert. Es lohnte sich, sie zu verfolgen, um zu zeigen, welche Geistesarbeit, welche sittliche Kraft dazu gehörte, dieses eine Werkzeug in seiner heutigen Vollkommenheit herzustellen. Kann ein Buch über Philosophie, über exakte oder andere Wissenschaften, über Natur- oder Menschengeschichte eine größere Summe geistigen Lebens zwischen seinen Deckeln einschließen, als in diesem einzigen Erzeugnisse eines Jahrhunderts tech-

nischer Arbeit verkörpert ist? Sollte es unter diesen Umständen nicht recht und billig sein, in einem Werkzeug, wie die Dampfmaschine, ein Geistesprodukt zu sehen, das, wenn es auch nicht in Worten zu uns spricht, sich ebenbürtig neben jedes andere Werk des Geistes stellen darf, das in schwungvoller Rede seine eigene Bedeutung zu rühmen vermag. Und ist diese Bedeutung nicht handgreiflicher, durchschlagender, als alles, was heutzutag mit Wort und Wissen geleistet werden kann? Betrachten wir für einen Augenblick nur einen kleinen Teil seiner Wirkungen, die Umgestaltung des Verkehrswesens der Welt in ihren Folgen: die Beschleunigung im Tun und Treiben jedes Einzelnen, die Bereicherung unseres Schaffens und Genießens, unseres Wissens und Empfindens, man kann im buchstäblichsten Sinn sagen, die Verlängerung unseres Lebens, wenn wir unter Leben die Summe dessen verstehen, was wir mit unsern Sinnen zu erfassen, mit unserem Geist zu verarbeiten und zu leisten imstande sind. Dabei wäre diese Bereicherung des individuellen Lebens die geringste der Wirkungen von Watts und Stephensons Werk, wenn sie sich nicht mit Millionen multiplizierte. Einschneidender noch ist die Änderung in den Beziehungen des nationalen Lebens, die wir der Dampfkraft verdanken. Volksstämme rücken näher zusammen und fühlen sich durch Interessen und Lebensfragen verbunden, die zuvor kein Dasein hatten, gemeinsame Arbeit in großem Stil ist ermöglicht, an die zuvor nicht gedacht werden konnte. Das neuerwachte Nationalgefühl, das heute überall eine so große und sicherlich heilsame Rolle spielt, wäre ein Traum einzelner geblieben, wenn nicht die Schienenstränge der Eisenbahnen Nord und Süd, Ost und West zusammenschweißten und jene persönlichen Berührungen ermöglichten, die so viel dazu beitragen, daß sich Menschen verstehen, die eine Sprache reden. Und dann erst die Beziehungen der Nationen untereinander! Wie hat sich all das geändert in gutem und schlimmem, aber weitaus mehr in gutem Sinn, durch dasselbe engere Zusammenrücken, durch die schärfere Reibung sowohl als auch durch das raschere Abschleifen von Gegensätzen, durch die Notwendigkeit, sich auf dem kleiner gewordenen Erdball zu vertragen. So arbeitet die Dampfmaschine mit an der Weltgeschichte, wie es die glühendste Beredtsamkeit, das tiefste Wissen und alle Bücher der Welt, die Bibel und den Koran ausgenommen, nicht zu tun imstande waren. Selbst auf dem Gebiet der wissenschaftlichen Forschung ist sie ein Mitarbeiter von erstaunlicher Leistungsfähigkeit. Wie lange noch wären die begrabenen Geheimnisse von Ägypten und Assyrien unerforscht geblieben, ohne die Geistesarbeit, welche die erste Lokomotive auf Schienen stellte, das Dampfschiff auf seine erste Seereise

schickte? Selbst der Tertiärmensch, mit dem wir diese Betrachtungen begannen, läge vermutlich noch einige Jahrhunderte lang ungestört in seinem Gestein, wenn nicht die Beschleunigung des Geisteslebens unserer Tage auch ihn aufgerüttelt hätte.

Das alles ist nur ein kleiner Teil von dem, was das Werkzeug des heutigen Tags für die Menschheit bedeutet. Es hat zunächst unsere fünf Sinne in unglaublicher Weise geschärft. Wir sehen, zeichnen und photographieren heute Dinge, die vor einem Jahrhundert kaum geahnt wurden, wir hören auf Entfernungen, die früher jede Möglichkeit direkter Mitteilung ausgeschlossen hätte. Doch nicht genug: das Werkzeug gibt unserem Wahrnehmungsvermögen Eigenschaften, die zuvor außer dem Bereich der phantastischsten Vermutungen lagen. Wir erkennen auf dem Umweg der Photographie tausende von Sternen, die auch das bewaffnete Auge nie zu entdecken vermocht hätte, das Licht der Sterne erzählt uns, aus welchen Stoffen sie geschaffen sind, der Telegraph teilt unsere Gedanken in wenigen Minuten dem ganzen Erdkreis mit, wir arbeiten mit Magnetismus und Elektrizität wie mit alten Bekannten, obgleich dem Menschen das Organ fehlt, sie auch nur wahrzunehmen, und aus dem Schallrohr des Phonographen spricht die Stimme, die wirkliche Stimme längst Verstorbener zu uns. Würde nicht jeder gelehrte Philologe zehn der besten Kapitel des Hesiod darum geben, wenn ihm dieses modernste und nicht allzu nützliche Werkzeug die richtige Aussprache des Altgriechischen übermitteln wollte?

Es lohnt sich nicht, Beispiele zu häufen, die den Einfluß des Werkzeuges auf das Geistesleben des Menschen, seine direkte Mitarbeit an dessen Entfaltung des weiteren dartun. Rings um uns sprechen Tatsachen eine allzu eindringliche Sprache, so daß auch der weltvergessenste Gelehrte sie nicht mehr überhören kann. Die Zeit naht rasch ihrem Ende, in der der Technik ihr berechtigter Anteil am höheren Leben der Menschheit abgesprochen wurde. Man fängt auf jener Seite, welche die sogenannte Bildung monopolisiert zu haben glaubte, an, in ihr einen nicht unwürdigen Gegner und Rivalen zu sehen. Wohl gibt es noch Toren genug, die glauben, sie könne und müsse bekämpft werden, weil sie sie zu fürchten beginnen. Und wie es unter dem Einfluß der Furcht häufig geschieht, werden da und dort Waffen benutzt, die man im ehrlichen Streite nicht gebrauchen sollte; z. B. die Verleumdung. Die Technik, wird gesagt und häufig genug auch geglaubt, führe die Menschheit dem Materialismus in die Arme. Als ob die Arbeit den Menschen jemals materialistischer gemacht hätte, als er es seiner Natur nach ist und sein darf. Der Müßiggang

tut dies, der Genuß, das Spekulieren und Spintisieren. In der Technik selbst, in diesem Ringen des Geistes mit der Materie liegt genug Idealismus, genug Poesie, um unser ganzes Zeitalter für künftige Geschlechter zu vergolden. Daß dies nicht sofort in die Erscheinung tritt, ist nur natürlich. Wir stehen noch zu sehr mitten in den rauhen, herben Anfängen dieser Kämpfe, wir haben noch keinen Ruhepunkt, keine Höhe gefunden, um das Schlachtfeld zu überblicken, alles ist noch zu neu, zu nah, um den Ton, den Duft anzunehmen, mit dem Idealismus und Poesie zum Bewußtsein ihrer selbst kommen. Schon regt es sich da und dort. Warten wir einige Jahrzehnte! Dann werden auch die Blinderen, die Vorurteilsvolleren erkennen, wie töricht der Vorwurf ist, der den Materialismus mit der gewaltigen Leistung des Geistes in Verbindung bringen will, welche die Menschheit aus ihrem Tierzustande gehoben hat.

Eine Gefahr, so entfernt sie für den Augenblick noch liegen mag, darf heute schon ins Auge gefaßt werden, denn sie entspricht der Natur der Dinge. Jahrhunderte lang hat das Pendel der menschlichen Geistesrichtung nach der Seite des Wissens ausgeschlagen. Wird es bei der Rückbewegung, die zweifellos eingetreten ist, sich ebensoweit und ebensolang nach der andern Seite hin entfernen? Man sollte es vermuten. Amerika z. B. zeigt eine gefährliche Tendenz in diesem Sinne. Doch ist dies wohl im allgemeinen und namentlich in Deutschland nicht ernstlich zu befürchten. Das Bestreben in technischen Kreisen, an der Wissenschaftlichkeit festzuhalten und auch für die Technik einen idealen Grund und Boden zu gewinnen, tritt schon jetzt mit aller Deutlichkeit hervor und liegt in der natürlichen Entwicklung, die sie bei uns durchlaufen hat. Denn unsere viel bewunderten technischen Fortschritte der letzten Jahrzehnte verdanken wir wohl einerseits einem gewaltsamen Losreißen vom alten römischen Scholastizismus deutscher Nation, andererseits aber auch der wissenschaftlichen Schulung, die sich sofort des neuen Gebiets bemächtigte und auf demselben anerkannte, glänzende Erfolge gezeitigt hat. Wenn es gelingen sollte, zwischen den auch schon auf technischem Gebiet sich bekämpfenden Seiten: der Schulung des Lebens und der Schulung der Schule, die richtige Mitte zu halten, so hätte trotz mannigfacher äußerer Hindernisse die deutsche Technik gegründete Aussicht, an der Spitze der neuen Zeit voranzuschreiten. Sollte sie jedoch je nach der einen oder andern Seite hinneigen, so möge es immerhin die Seite des Idealismus sein, aber eines Idealismus, der zu allen Zeiten des Goethischen Wortes eingedenk bleibt: Im Anfang war die Tat.

Schiller und die ästhetische Erziehung.

Von

Udo Gaede.

(Fortsetzung und Schluß.)

Mit dieser Idee der Menschheit hängt nun für Schiller die Idee der Schönheit unmittelbar zusammen, und wie ihm aus jener die Aufgabe der Menschheit, erwächst ihm aus dieser, beziehungsweise aus der engen Verbindung beider die Aufgabe der Kunst. Damit berühren wir das eigentliche Thema der Briefe.

Als dritten, im Menschen herrschenden Trieb, der die Wirksamkeit der beiden anderen in sich faßt, nimmt Schiller den „Spieltrieb" an. „Die Vernunft," sagt er, „stellt aus transscendentalen Gründen die Forderung auf: es soll eine Gemeinschaft zwischen Formtrieb und Sachtrieb, d. h. ein Spieltrieb sein, weil nur die Einheit der Realität mit der Form, der Zufälligkeit mit der Notwendigkeit, des Leidens mit der Freiheit den Begriff der Menschheit vollendet". Der Gegenstand des Spieltriebes ist das Schöne. Damit ist es ihm erwiesen als notwendig begründet in der Idee der Menschheit. Das Idealschöne ist ihm ein Symbol des Menschlichvollkommenen. Es besteht ihm in der völligen Harmonie zwischen Form und Stoff. Und es ist ein Imperativ, kein Erfahrungsbegriff. Denn es findet sich in der Erfahrung so wenig wie die vollkommene Menschlichkeit. Aber wie die Idee der Menschheit sich aus den im Menschen vorhandenen Anlagen ergibt, so erwächst die Idee des Idealschönen auf demselben Wege, und einmal in Herz und Hirn der Menschen aufgenommen, wirken beide als Imperativ, als Aufgabe, als Ziel, als Ideal.

Die Schönheit, von der wir erfahrungsgemäß wissen, entspricht zwar niemals der aus Vernunftgründen abstrahierten Vorstellung des Idealschönen. In ihr wird ebenso wie in der Menschheit, wie sie ist, jene Harmonie nicht erreicht sein. „In der Wirklichkeit," sagt Schiller, „wird immer ein Übergewicht des einen über das andere übrig bleiben und das Höchste, was die Erfahrung leistet, wird in einer Schwankung zwischen beiden Prinzipien bestehen, wo bald die Realität, bald die Form überwiegend ist." Schiller unterscheidet demnach zwischen einer schmelzenden und einer energischen Schönheit, eine Einteilung, der auf dem Gebiete der redenden Künste die zwischen naiver und sentimentalischer Dichtung im allgemeinen entspricht. Aber wenn auch das Schöne der Erfahrung hinter dem Idealschönen zurückbleibt, so behält es doch die dem Schönen spezifisch eigentümliche, von jeder anderen verschiedene Wirkung.

Der Spieltrieb, dessen Objekt das Schöne ist, faßt, wie gesagt, die Wirksamkeit der beiden anderen Triebe in sich. „Der Sachtrieb," heißt es, „will bestimmt *werden*, er will sein Objekt empfangen; der Formtrieb will *selbst bestimmen*, er will sein Objekt hervorbringen: der Spieltrieb wird also bestrebt sein, so zu empfangen, wie er selbst hervorgebracht hätte, und so hervorzubringen, wie der Sinn zu empfangen trachtet." Er setzt also gleichzeitig beide Vermögen der menschlichen Natur in Tätigkeit, während sonst die Tätigkeit des einen die gleichzeitige Tätigkeit des anderen ausschließt, so daß der Mensch unter der Herrschaft des Spieltriebes am ehesten der Idee der Menschheit nahe kommt. Infolgedessen gelangt Schiller zu dem Ausspruche: „der Mensch spielt nur, wo er in voller Bedeutung des Wortes Mensch ist, und er ist nur da ganz Mensch, wo er spielt."

Gilt das in allererster Linie für den schaffenden Künstler, wie denn Schiller Goethe gegenüber einmal aus demselben Gedankengange heraus bemerkt: „der Dichter ist der einzig wahre Mensch," so gilt es doch eben so sehr für den die Schönheit Genießenden. Auch bei ihm wird sowohl das empfangende wie das selbsttätige Vermögen in Tätigkeit gesetzt. Denn die Schönheit beruht auf der Reflexion, auf der Betrachtung, die Schiller als das erste liberale Verhältnis des Menschen zu dem Weltall, das ihn umgibt, bezeichnet. Erst mit ihr wird der Mensch frei. Bis dahin erleidet er nur die Macht der Natur, da sie ihm nur ein Gegenstand des Schreckens oder der Begierde ist. Indem er anfängt, ihre Form zu empfinden, wird sie sein Objekt. Und so führt ihn die Schönheit, wie Schiller sagt, in die Welt der Ideen, ohne ihn aber, da sie unmittelbar auf seine Empfindung wirkt, der sinnlichen Welt zu entfremden. Er verhält sich daher beim Genusse der Schönheit nicht nur aufnehmend, nur passiv und leidend, wie bei anderen Genüssen, die allein auf sein Gefühl wirken, sondern er ist selbst schöpferisch tätig. Schiller faßt das prägnant in die Worte zusammen: „Die Schönheit ist zugleich unser Zustand und unsere Tat." Jene neueste Theorie, die das eigentlich Wesentliche der ästhetischen Wirkung darin sieht, daß das Kunstwerk in dem Beschauer eine nachschaffende schöpferische Tätigkeit weckt, ist hier, nur in unendlich tieferem Sinne, vorweggenommen.

Indem also die Schönheit so auf beide Seiten der sinnlich-vernünftigen Natur des Menschen wirkt, setzt sie ihn in Freiheit. Sie befreit ihn von der einseitigen Herrschaft des Sachtriebes sowohl wie des Formtriebes und bringt ihn so in einen Zustand der Bestimmungslosigkeit, insofern er weder subjektiv noch objektiv genötigt ist, die Dinge weder zu genießen, noch zu ergründen oder zu gestalten strebt, sondern ihnen ihre Freiheit lassend, selbst frei nur ihre Form empfängt, zugleich aber in einen Zustand der unendlichen Bestimmbarkeit. Denn da er wohl vom Zwange frei, sein Inneres aber nicht leer ist, vielmehr beide Seiten seiner Natur sich in harmonischer Tätigkeit befinden, enthält er die volle Möglichkeit jedes anderen Zustandes in sich. Dies ist der ästhetische Zustand der Bestimmungsfreiheit — frei von, wie frei zu jeder Be-

stimmung — wie ihn dann Schiller mit einem Worte treffend bezeichnet. Von ihm geht der Mensch mit Leichtigkeit in jeden anderen über. Daher gelangt Schiller zu der Behauptung, daß die Schönheit sowohl erst die Möglichkeit gebe, der Idee der Menschheit gerecht zu werden, als auch die verlorene Menschheit in ihm wieder herstelle. Betrachten wir diese doppelte Behauptung etwas näher.

Neben dem ästhetischen Zustand unterscheidet Schiller den physischen und den moralischen Zustand als Stufen oder Momente der Entwicklung. In diesem beherrscht der Mensch die Natur, die ihn umgebende sowohl wie seine eigene, indem beide Seiten seiner Vernunft gesetzgebend wirken, der Verstand, indem er die Naturgesetze erkennt, der Wille, indem er die Sittengesetze gibt. Im physischen Zustand dagegen erleidet der Mensch nur die Macht der Natur. Sie ist ihm, wir wir sahen, nur ein Gegenstand der Begierde oder des Schreckens und in ihm selbst herrschen noch die Leidenschaften, bis er sich ihrer im ästhetischen Zustand entledigt. Dieser bildet also den Übergang von der ersten zur dritten Stufe und zwar wie Schiller meint, den einzig möglichen und notwendigen. Bevor der Mensch in den moralischen Zustand gelangen kann, muß er sich von der Macht des physischen befreit haben. Er muß wie vom minus zum plus den Nullpunkt durchlaufen. Dieser Vergleich drängt sich unmittelbar auf. Schiller sagt selbst: „In dem ästhetischen Zustand ist der Mensch also Null, insofern man auf ein einzelnes Resultat, nicht auf das ganze Vermögen achtet und den Mangel jeder besonderen Determination in ihm in Betrachtung zieht". Die Möglichkeit eines unvermittelten Überganges vom physischen in den moralischen Zustand leugnet Schiller. Die Kluft, die das Empfinden vom Denken, das Leiden von der Tätigkeit trennt, ist nach seiner Begriffsentwicklung unendlich. Die Vermittelung kann nur geschehen durch ein neues Vermögen, durch eine neu im Menschen erwachende Fähigkeit, eben durch das Vermögen des Spieltriebes, durch die Fähigkeit, gewissermaßen von der Realität der Dinge zu abstrahieren und nur ihre Form zu empfangen.

Es ist klar, daß die ästhetische Wirkung, so als befreiendes Moment in der Entwicklung der Menschheit gedacht, nur eine Wirkung des Naturschönen und nicht des Kunstschönen sein kann, welches eben erst aus jener Fähigkeit, die Form zu empfangen, erwächst. Die erste Stufe dieses ästhetischen Empfindens ist vielmehr die Freude an Putz und Spiel, mit welcher der Wilde bereits aus der sklavischen Abhängigkeit gegenüber der Natur heraustritt, wie Schiller das des weiteren ausführt. Und ebenso klar ist es, daß diese Vorstellung von der Entwicklung der Menschheit nicht aus der Erfahrung gewonnen ist, sondern Idee ist, wie Schiller das denn auch ausdrücklich betont, aber eine Idee, „mit der die Erfahrung in einzelnen Zügen auf das genaueste zusammenstimmt". Denn wenn sich auch niemals ein Volk in dem rein physischen Zustande, in dem Zustande roher Natur, befunden hat, und sich also auch niemals ein Übergang aus ihm in den moralischen vermittelst des ästhetischen im ganzen vollzogen hat, so ist die Menschheit doch auch bis auf den heutigen Tag noch

nicht diesem tierischen Zustande ganz entflohen und vollzieht sich noch täglich im Einzelindividuum der Übergang vom Empfinden zum Denken, vom Leiden zur Tätigkeit durch das Medium des ästhetischen Zustandes der Bestimmungsfreiheit als des Indifferenzpunktes, in welchem sich die entgegengesetzten Kräfte die Wage halten. Auch erwacht die Vernunft wohl im Menschen, bevor er noch der Macht des physischen Zustandes entronnen ist. Aber seine Menschheit beginnt erst mit der Freiheit. Denn so lange seine Vernunft unter dem Einfluß der Sinnlichkeit steht, macht sie ihn nicht unabhängig, sondern stürzt ihn, wie sich Schiller ausdrückt, in die furchtbarste Knechtschaft. Was Schiller hierüber ausführt im 24. Briefe der „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts", gehört mit zu den wichtigsten Kapiteln zur Erkenntnis seiner Lebens- und Weltanschauung. Es würde uns zu weit führen, hier näher darauf einzugehen. Die oben zitierten Bemerkungen über den Unsterblichkeitsglauben gehören hierher. Danach befindet sich die Menschheit noch durchaus in einem tierischen Zustand, solange die Sinnlichkeit das Streben der Vernunft verfälscht. Die Vernunft ist in ihm wohl tätig, aber sie ist irregeleitet, sie steht noch unter der Herrschaft ihr fremder Zwecke, sie wirkt noch nicht rein und frei aus sich selbst.

Mit diesen Erörterungen berühren wir bereits den zweiten Teil jener doppelten Behauptung, daß nämlich die Kunst im Menschen „die verlorne Menschheit" wiederherstelle. Denn wir erkennen bereits, welche Wirkung Schiller von der Kunst innerhalb des gegenwärtigen Zustandes der Menschheit, abgesehen von jener allgemeinen Idee der ästhetischen Wirkung erwartet und wie er über diesen gegenwärtigen Zustand der Menschheit denkt, insofern wir nämlich erkennen, daß sie ihm noch keineswegs dem physischen Zustande entronnen zu sein scheint, nicht einmal da, wo sie am höchsten über die Tierwelt sich erhoben zu haben dünkt. Ausführlicher läßt sich Schiller darüber in den ersten Briefen aus.

Um den Ausdruck „verlorne Menschheit" zu verstehen, müssen wir uns erinnern, daß Schiller das Ideal menschlicher Vollkommenheit in den Griechen erreicht sah. Sie besaßen nach seiner Meinung dank der glücklichen Bedingungen, unter denen sie erwuchsen — denn nicht in jedem Volke und nicht unter jedem Himmel kann die Schönheit ihre siegende Kraft entfalten — jene als Ideal zu erstrebende Harmonie der Kräfte. So preist er sie mit begeisterten Worten in der bekannten Stelle im sechsten Briefe: „Zugleich voll Form und zugleich voll Fülle," heißt es da, „zugleich philosophierend und bildend, zugleich zart und energisch, sehen wir sie die Jugend der Phantasie mit der Männlichkeit der Vernunft in einer herrlichen Menschheit vereinigen." Zerrissen und unharmonisch erschien ihm dagegen das Leben der Neueren. Wenn je ein Künstler und Philosoph über sein Zeitalter und seine Mitmenschen pessimistisch geurteilt hat, so hat es Schiller getan. Er unterwirft sie einer wahrhaft vernichtenden Kritik. Wohin er blickt, bietet sich ihm ein trostloser Anblick: in den unteren Klassen Verwilderung, rohe, ungebän-

digte Natur, zügellose Begierden, in den oberen Schlaffheit und eine „Depravation des Charakters, die," wie er sagt, „desto mehr empört, weil die Kultur selbst ihre Quelle ist." Und nirgends eine freie harmonische Menschlichkeit, nirgends eine gleichmäßige Ausbildung der menschlichen Fähigkeiten. Statt zum Bau eines einheitlichen Ganzen zusammen zu wirken, sind die einzelnen Kräfte des Menschen in einen feindlichen Gegensatz geraten. „Indem hier die luxurierende Einbildungskraft die mühsamen Pflanzungen des Verstandes verwüstet, verzehrt dort der Abstraktionsgeist das Feuer, an dem das Herz sich hätte erwärmen und die Phantasie sich entzünden sollen." Oder um uns der späteren Terminologie zu bedienen, es herrscht bald der Sachtrieb, bald der Formtrieb vor. Bald beeinflußt, wie Schiller sagt, eine überwiegede Sensualität unser Denken und Handeln, bald benachteiligt eine überwiegende Rationalität" unsere Erkenntnis und unser Betragen.

Für den verderblichen Einfluß gerade dieser Abirrung von der mittleren Linie, der Vorherrschaft des Formtriebes, gibt Schiller in einer Anmerkung des zehnten Briefes zwei außerordentlich instruktive Beispiele, indem er zeigt, wie in den Naturwissenschaften der Hang zu teleologischen Urteilen in der „praktischen Philanthropie", dem was wir soziale Fürsorge nennen würden, die Starrheit der moralischen Grundsätze, die den Menschen unfähig macht, fremde Natur treu und wahr in sich aufzunehmen, den Fortschritt gehemmt hat. Wenn die Entwicklung des 19. Jahrhunderts zweifellos gerade auf diesen Gebieten in der von Schiller vorgezeichneten Richtung fortgeschritten ist, so treffen seine Vorwürfe im ganzen doch auch unser Zeitalter. Und vielleicht gilt für uns in noch höherem Grade, was er von der Zerstücklung der Menschheit zu Bruchstücken sagt. Je allgemeiner das Prinzip der Arbeitsteilung durchdringt und je schärfer der Konkurrenzkampf auf allen Gebieten des Lebens wird, um so mehr leidet die harmonische Bildung der Menschheit, um so einseitiger werden die für den Beruf notwendigen Kräfte ausgebildet. Der Einzelne wird immer mehr zum Berufsmenschen, was denn nichts anderes heißt, als zu einem verkrüppelten Wesen, das fast ohne Bewußtsein von der wunderbaren Fülle seiner Kräfte eine auf Kosten aller anderen ausgebildet hat. In diesem Lichte erschien schon Schiller die menschliche Gesellschaft von nützlichen Staatsbürgern. Von Individuum zu Individuum, klagt er, müsse man herumfragen, um die Totalität der Gattung zusammen zu lesen. „Ewig nur an ein kleines Bruchstück des Ganzen gefesselt, bildet sich der Mensch selbst nur als Bruchstück aus, ewig nur das eintönige Geräusch des Rades, das er umtreibt, im Ohre, entwickelt er nie die Harmonie seines Wesens und anstatt die Menschheit in seiner Natur auszuprägen, wird er bloß zu einem Abdruck seines Geschäfts, seiner Wissenschaft."

Schiller ist sich wohl bewußt, daß diese Entwicklung der Menschheit von der Harmonie des Griechentums zur Disharmonie der Gegenwart durchaus notwendig war. Die Kulturwelt der Griechen stellt sich ihm als ein Maximum dar, das nicht zu überbieten war, auf dem die Menschheit aber auch nicht beharren konnte, wollte sie nicht auf eine intensivere Entwicklung ihrer Kräfte verzichten.

Ihre Aufgabe ist es nunmehr, wie wir sahen, die sittliche und geistige Harmonie, die die Griechen als ein Geschenk der Natur besaßen, „auf dem Wege der Vernunft und der Freiheit," wie es in der Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung heißt, wiederzuerwerben. Dazu muß in jedem einzelnen erst die verlorene Menschheit wieder hergestellt werden. Was das heißt, erkennen wir nunmehr mit aller Klarheit. Es kommt darauf an, ihn von einem doppelten Zwange zu befreien, der in ihm selbst liegt, von der einseitigen Vorherrschaft eines der beiden in ihm vorhandenen Triebe. Dabei ist vorläufig noch immer die erste und vornehmste Aufgabe, der vernünftigen Natur des Menschen gegenüber der sinnlichen zum Siege zu verhelfen. Darauf zunächst beruht alle Möglichkeit einer höheren Entwicklung. Es ist das unvergängliche Verdienst Schillers, in seinem Leben und seinen Werken immer wieder darauf hingewiesen zu haben. Die ungeheure sittliche Wirkung, die von ihm ausgeht und sich in immer breiterem Strome durch die Jahrhunderte ergießen wird, fließt aus dieser Quelle. Alle äußere Kultur und Zivilisation ist totes und wertloses Werk, so lange die Menschheit nicht „moralisch", d. h. frei geworden ist. Nicht frei von irgend welchen äußeren Hemmungen und Hindernissen, die sich ihren selbstischen Wünschen in den Weg stellen, sondern frei von der Gewalt ihrer Leidenschaften und Begierden. Frei ist, wer Herr ist seiner selbst. Aber diese Herrschaft darf nicht zur Tyrannis ausarten. Die Vernunft darf nicht herrschen auf Kosten der Sinnlichkeit, einer genußfrohen und aufnahmefähigen Sinnlichkeit. Das selbsttätige Vermögen darf das empfangende nicht unterdrücken. Das aber geschieht nur allzu oft. Daher die Disharmonie im Charakter der Neueren. Diese im einzelnen beseitigen, heißt die Menschheit in ihm wieder herstellen. Dazu soll die Kunst helfen. Sie allein ist, wie wir sahen, nach der Schillerschen Begriffsentwicklung dazu im Stande. Denn sie allein setzt gleichmäßig beide Seiten der menschlichen Natur in Tätigkeit und befreit ihn so von dem Zwange seiner Vernunft sowohl wie seiner Sinnlichkeit, löst die einseitige Anspannung, in die ihn die Arbeit des Tages bannt, und erfüllt den Abgespannten mit neuer Energie.

Aber, wird man einzuwenden versucht sein, diese Wirkung der Kunst und des Schönen ist doch immer nur eine vorübergehende. Es sind die seltensten Augenblicke, in denen der Mensch unter dem vollen Eindrucke hoher und reiner Kunst steht, denn nur um diese handelt es sich. Ihrem Einflusse entzogen, wird er, der gewöhnlichen Welt des Tages wieder anheimgegeben, auch wieder in seine alten Fehler zurückfallen. Demgegenüber ist zu bemerken, daß diese Augenblicke eben nicht die seltensten sein dürfen. Eine dauernde Wirkung kann nur erzielt werden durch wiederholte Eindrücke. Eine immer wiederkehrende, in ihrer Bedeutung sich beständig steigernde Wirkung der Kunst hat Schiller im Sinne, wenn er ihr die Kraft zuschreibt, die verlorene Menschheit wieder herzustellen. Mit unzweideutiger Klarheit spricht er sich darüber in der wundervollen Vorrede zur Braut von Messina aus. „Die wahre Kunst," heißt es da, „hat es nicht bloß auf ein vorübergehendes Spiel abgesehen, es ist ihr Ernst damit, den Menschen nicht bloß in einen augenblicklichen Traum von Freiheit zu versetzen,

sondern ihn wirklich und in der Tat frei zu machen und dieses dadurch, daß sie eine Kraft in ihm erweckt, übt und ausbildet, die sinnliche Welt, die sonst nur als ein roher Stoff auf uns lastet, als eine blinde Macht auf uns drückt, in eine objektive Ferne zu rücken, in ein freies Werk unseres Geistes zu verwandeln und das Materielle durch Ideen zu beherrschen" und, können wir nach der Abhandlung hinzufügen, von einseitiger Abstraktion, von kalter Vernunft und Verstandestätigkeit zur Phantasietätigkeit zurückzukehren.

Auf eine durch ihre Häufigkeit sich potenzierende Wirkung der Kunst also, die schließlich zu einer dauernden Veränderung des Charakters führt, ist es abgesehen, so daß sich jene Harmonie der Kräfte, die der Mensch im ästhetischen Zustande besitzt, nunmehr auch in seinem Handeln zeigt. Einen solchen Menschen bezeichnet Schiller wohl als „ästhetisch". Das ist natürlich nur eine vergleichende Bezeichnung. Sie besagt nicht, daß das Leben und Weben dieses Menschen im Ästhetischen aufgehe, daß den Inhalt seines Lebens die Kunst bedeute oder gar, daß er sich beständig in ästhetischem Zustande befinde, sondern nur, daß er zum dauernden, sich in allen seinen Taten offenbarenden Besitz jener Harmonie der seelischen und sinnlichen Kräfte gelangt ist, den ihm der ästhetische Zustand für Momente gegeben hatte. Einen Zustand der Welt, in dem das für die ganze Menschheit gilt, bezeichnet Schiller dementsprechend als das ästhetische Reich.

Wenn sich unter den Gelehrten ein Streit darüber erhoben hat, ob Schiller den ästhetischen Zustand dem moralischen untergeordnet hat, was aus der Stufenfolge: physischer Zustand, ästhetischer Zustand, moralischer Zustand hervorzugehen scheint, während andererseits nach der ganzen Auffassung Schillers, die sich am prägnantesten in den Worten ausspricht: „Der Mensch muß lernen, edler begehren, damit er es nicht nötig habe, erhaben zu wollen," der moralische Zustand von ihm sicherlich nicht als der höchste betrachtet worden ist, so beruht dieser Streit im Grunde auf einer Verwechselung des ästhetischen Zustandes mit dem ästhetischen Reich. Der ästhetische Zustand bezeichnet, wie wir zur Genüge gesehen haben, überhaupt keine habituelle Charakterbeschaffenheit wie der moralische, kann also mit diesem gar nicht verglichen werden. Er steht unter ihm, insofern er die Vorstufe zu ihm bildet. Darum aber ist der moralische Zustand nicht der denkbar höchste. In ihm herrscht zwar die Vernunft, aber nur im Kampf gegen die sinnlichen und selbstischen Leidenschaften und Begierden. Das Ideal ist, wie wir sahen, die Harmonie zwischen Sinnlichkeit und Vernunft, zwischen Pflicht und Neigung. Diesen Zustand bezeichnet Schiller nicht als ästhetischen Zustand, sondern nur den so beschaffenen Menschen als ästhetisch in dem oben erläuterten Sinne oder in der Abhandlung über Anmut und Würde als „schöne Seele". Diese muß allerdings immer die moralische Kraft besitzen, in dem Konflikt zwischen Pflicht und Neigung, der doch einmal eintreten wird, sich für die Pflicht zu entscheiden. Jene harmonische Charakterentwicklung steht also höher als die nur moralische. Die drei einander entsprechenden Entwicklungsstufen sind nicht physischer, ästhetischer, moralischer Zustand, da ja, wie wir schon betont, der ästhetische nur der Zustand der Bestimmungsfreiheit

ist, während die beiden anderen gerade durch die bestimmende, richtunggebende Herrschaft eines der beiden menschlichen Triebe gekennzeichnet sind, sondern, wie sie Schiller in den letzten Briefen auf das deutlichste charakterisiert, das physische, das moralische und das ästhetische R e i ch.

In dem ersten herrscht noch die rohe ungebändigte Natur, der blinde Trieb, in dem zweiten die Vernunft, nach dem rigoristischen Moralprinzip Kants, in dem dritten sind beide versöhnt, Sinnlichkeit und Vernunft sind harmonisch vereinigt, das Reich der Schönheit, der Seelenschönheit ist angebrochen, die Idee der Menschheit ist erfüllt. Damit ist jeder Widerspruch gelöst, den man gefunden zu haben glaubte. Das Ideal ist die Errichtung des ästhetischen Reiches, die Schaffung des ästhetischen Menschen.

„Kannst du nicht schön empfinden, Dir bleibt doch, erhaben zu wollen
Und als Geist zu tun, was Du als Mensch nicht vermagst."

Denn nur der verdient im wahren Sinne den Namen Mensch, in dem, wie in der Schönheit Form und Stoff, Sinnlichkeit und Vernunft, empfangendes und selbsttätiges Vermögen zum schönen Einklang gediehen sind.

Bevor dieses Ziel nicht erreicht ist, ist keine Hoffnung auf eine dem Menschheitsideale entsprechende Kultur. Bevor die Menschheit nicht „ästhetisch" gemacht ist, wird sie, und damit kehren wir zum Anfang unserer Abhandlung zurück, nicht imstande sein, die ihr gewordene große Aufgabe, den „Notstaat", d. h. den auf historischen Wege, durch die Wechselwirkung der Kräfte erwachsenen Staat, mit dem „Vernunftstaat", dem Staat der Freiheit, zu vertauschen. Denn von diesem, um ein beliebtes Wort zu gebrauchen, damals „aktuellsten" Ereignisse geht Schiller aus. Die blutigen Taten der großen französischen Revolution bilden den dunklen Hintergrund, von dem sich die reinen und großen Linien seines wundervollen Gedankenbaues um so leichter abheben. Als Schiller seine Abhandlung schrieb, waren die ersten Zeiten der Begeisterung längst vorüber. Das Königtum war gestürzt und die Schreckenszeit hatte ihre eigenen Herren verschlungen. Alle Hoffnungen waren vernichtet, die erst jedes freiheitliebende Herz mit Jubel erfüllt hatten. „Die losgebundene Gesellschaft, anstatt aufwärts in das organische Leben zu eilen, fiel in das Elementarreich zurück." Und unaufhaltsam drängte der Gang der Dinge der militärischen Gewaltherrschaft entgegen. Wie eine direkte Prophezeiung dessen, was da kommen mußte, klingt es, wenn Schiller, indem er die zukünftige Entwicklung der noch unfreien Menschheit schildert, mit den Worten schließt: „Die Usurpation wird sich auf die Schwachheit der menschlichen Natur, die Insurrektion auf die Würde derselben berufen, bis endlich die große Beherrscherin aller menschlichen Dinge, die blinde Stärke, dazwischen tritt und den vorgeblichen Streit der Prinzipien wie einen gemeinen Faustkampf entscheidet." So wird es nach der Meinung Schillers immer gehen; mag auch im einzelnen mancher Fortschritt gelingen. Im ganzen wird nichts gebessert werden, so lange die „moralische Möglichkeit" fehlt, „so lange sich die Menschheit nicht von ihrer tiefen Entwürdigung aufgerichtet hat, dort

der blinden Gewalt der Natur sich entzogen und hier zu ihrer Einfalt, Wahrheit und Fülle zurückgekehrt ist."

Damit haben wir den Gedankenkreis der Schillerschen Abhandlung in ihren Hauptlinien durchmessen. Was ihr unvergängliche Bedeutung verleiht, ist einerseits die Aufstellung eines allgemein menschlichen Ideals, andererseits die tiefgründige Erklärung des ästhetischen Phänomens. Mag man über die spekulative Herleitung und Begründung, die in ihrer inneren Konsequenz und der leichten gefälligen und doch großartigen Linienführung an sich sicherlich ein Kunstwerk ist, denken, wie man will, der Kern der Sache wird dadurch nicht berührt. Denn wie die Idee der Menschheit ist auch die Idee der ästhetischen Wirkung des Schönen nicht auf diesem Wege gewonnen, sondern vielmehr aus der unmittelbarsten, reichsten Erfahrung, aus dem innersten Erleben geschöpft und eben darum von ewiger Gültigkeit.

Wer überhaupt fähig ist, ein Werk der reinen und hohen Kunst auf sich wirken zu lassen, wird erkennen, wie richtig Schiller den ästhetischen Zustand geschildert hat. Betrachten wir ihn unabhängig von allen philosophischen Terminis, so stellt er sich uns dar als ein Zustand der reichsten innerlichen Freiheit. Wer kennte jenen Zustand nicht, wenn anders ihn nicht der Dämon Wille rastlos durchs Leben peitscht, in dem alles, was uns sonst bedrängt und ängstigt oder unsere Begierde weckt, wie in einem tiefen See versinkt, wo die lauten Stimmen des Tages schweigen, und indem sie verstummen, die verborgenen, verschüttet liegenden Kräfte unseres Innern emporsteigen? jene Stimmung in der wir uns reich fühlen im freien Besitze aller Kräfte unserer Seele, mag die Frische des Morgens in freier Natur oder das Dunkel und die Stille des Abends uns ihr in die Arme führen. „Diese hohe Gleichmütigkeit und Freiheit des Geistes mit Kraft und Rüstigkeit verbunden" ist, wie Schiller sagt, die Stimmung, in der uns ein echtes Kunstwerk entlassen soll. In ihr beruht die tiefste Bedeutung der Kunst. Daß sie diese Wirkung auszuüben imstande ist, befähigt sie am Baue einer edlen, harmonisch gebildeten Menschheit mitzuarbeiten. Denn wer fühlte nicht, daß er in einer solchen Stimmung der Sammlung, in der er zu sich selbst kommt, besser wird, als der Lärm des Tages ihm zu werden erlaubt?

Das also ist die hohe, mit nichts zu vergleichende Mission der Kunst, die Menschheit zu erziehen zu einem Ideal reiner Menschlichkeit, das ebenso weit von vernunftloser Zügellosigkeit wie von sinnen- und lebensfeindlicher, moralisierender Bigotterie entfernt ist. Damit haben wir den Begriff der ästhetischen Erziehung: sie besagt nichts anderes als Erziehung der Menschheit zum Ideal der Menschheit durch die Kunst.

Kehren wir von hier aus zu dem Ausgangspunkt unserer Betrachtung zurück und fragen wir uns, ob das, was wir jetzt gemeinhin unter ästhetischer Erziehung zu verstehen pflegen, sich mit diesem Schillerschen Begriffe deckt, so sehen wir ohne weiteres, daß dies nicht der Fall ist. Das Ziel der gegenwärtigen Bestrebungen ist nicht sowohl die Erziehung durch die Kunst als vielmehr die Erziehung zur Fähigkeit des Kunstgenusses, zur Fähigkeit künstlerischen Genießens oder, um

uns mit Schiller auszudrücken, zur Fähigkeit, in den ästhetischen Zustand zu gelangen. Wir haben also in dieser Art ästhetischer Erziehung gewissermaßen die Vorstufe der ästhetischen Erziehung im Sinne Schillers, d. h. der eigentlichen ästhetischen Erziehung zu sehen. Denn, wie eingangs bemerkt, muß es uns die schuldige Ehrfurcht vor einem der Größten unseres Volkes verbieten, dies Wort noch in einem anderen Sinne zu gebrauchen, als er es getan hat.

Eine enge Verbindung also zwischen diesen zunächst scheinbar so verschiedenen Bestrebungen stellt sich uns her. Was wir heute wollen, ist nichts anderes, als den Unterbau errichten, auf dem sich das erhabene Werk der wahren ästhetischen Erziehung erheben soll. Und in diesem Sinne sollte man es auffassen, als das Bemühen im Dienste eines Höheren. Erst dadurch erhält alles Streben nach weiterer Verbreitung des ästhetischen Verständnisses seine rechte Weihe. Wieviel höher als das Ziel, der Menschheit zu einem feineren Lebensgenuß zu verhelfen, steht das der Veredelung der Menschheit! Dieses daher muß als die höchste Aufgabe ins Auge gefaßt werden. Denn welches Ziel können wir mit Bewußtsein dem Leben zugewandten Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts noch mit Inbrunst ergreifen, wenn nicht dieses? Diesem Ziele allein, nicht irgend welchen beschränkten moralischen oder didaktischen Zwecken dient nach der Schillerschen Gedankenentwicklung die Kunst des schönen Scheines. Wenn es nun unsere Absicht ist, dem Geschlechte jetzt lebender Menschen ein tieferes Verständnis und eine tiefere Liebe zu ihr ins Herz zu pflanzen, sollten wir da nicht den großen Gedanken der ästhetischen Erziehung, wie ihn Schiller geprägt, uns voranleuchten lassen, in dem sicheren Bewußtsein: in hoc signo vinces — denn von ihm strahlt aus die siegende Kraft der großen Idee — auf daß die Schwätzer verstummen, die in dem Höchsten, was Menschengeist geschaffen, nichts sehen als ein leeres Spiel für müßige Stunden?

In der Tat, wir sollten es, anstatt mit vornehmer Geringschätzung von dem erfahrungsfremden Idealismus eines Schiller zu reden. Wir sollten es umso mehr, als wir auch für die Praxis unserer Erziehung zum Kunstgenuß einiges und, wie uns scheint, nicht unwesentliches aus Schiller zu lernen hätten, um dies noch anzudeuten, ganz abgesehen von der Fülle von großen Gesichtspunkten, die die Abhandlung für das Schaffen des Künstlers bietet, worüber den zweiundzwanzigsten Brief nachzulesen einem jeden empfohlen sei.

Wir sahen, daß die Kunst selbst sowie die Wirkung des Schönen auf der Fähigkeit des Menschen ruht, die Form zu empfangen. Daraus geht unmittelbar hervor, daß die Form das eigentlich künstlerische Spezifikum ist, das was Kunst von Nichtkunst unterscheidet, und mit Anwendung auf unsere Erziehungsbestrebungen zum Kunstgenuß, daß es vor allem darauf ankommt, diese Fähigkeit, die Form zu empfangen, das Verständnis für die Form auszubilden.

Auf dem Gebiete, auf dem wir bis jetzt überhaupt erst eine Erziehung zum Kunstgenuß haben, auf dem Gebiete der Dichtkunst, herrschen gerade jetzt dem sehr widersprechende Neigungen. Wir stehen da, wie das von verschiedenen Seiten schon mehrfach hervorgehoben worden ist, in einer Epoche der wieder erwachenden

Romantik. Dementsprechend wird das Hauptgewicht auf eine Erweckung der Phantasietätigkeit gelegt. Nun bringt es die Eigenart des dichterischen Kunstwerkes mit sich, daß es gerade auf diese Seite der geistig-sinnlichen Natur des Menschen sehr stark einwirkt. So lange wir aber über diese Wirkung nicht hinauskommen, empfangen wir nur eine sehr begrenzte und spezifisch nicht ästhetische Wirkung. Begrenzt ist sie insofern, als sie im wesentlichen vom Stoff ausgeht und sogar nur einen kleinen Teil der von ihm ausgehenden Wirkung umfaßt.

Was haben wir unter dem Stoff zu verstehen? In erster Linie das Material, in dem der Künstler arbeitet. Dieses bestimmt die Grenzen und Vorzüge der einzelnen Künste und beeinflußt, um von anderem abzusehen, das näher zu verfolgen uns hier zu weit führen würde, die Wahl des Stoffes im üblichen Sinne, d. h. der Handlung, des Gegenstandes, des Vorwurfs, oder wie man sagen will, den das einzelne Kunstwerk behandelt. Im Gebiete der Dichtkunst haben wir da nun wieder eine Unterscheidung zu machen. Exemplifizieren wir auf das Drama, das ja in unseren literarischen Erziehungsbestrebungen die erste Stelle einnimmt, so müssen wir bezüglich des Stoffes unterscheiden zwischen der zu Grunde liegenden Handlung, der sogenannten Fabel und dem geistigen und sittlichen Gehalt des Stückes. Jene allein mit den sie darstellenden Gestalten wirkt auf die Phantasie, diese auf Kopf und Herz des Lesers oder Zuschauers. Und da wir eine Dichtung von geistigem und seelischem Gehalt haben und vermöge des Stoffes, in dem der Dichter arbeitet, der Sprache, haben müssen und immer haben werden, so würden wir in unserer Erziehung den sicherlich wichtigeren Teil der vom Stoff ausgehenden Wirkung des Kunstwerkes vernachlässigen, wollten wir uns auf die Erweckung der Phantasietätigkeit beschränken.

Weitaus dringender und bedeutender als diese ist die Aufgabe, den geistigen und sittlichen Gehalt der Dichtung herauszuarbeiten und dem Leser nahe zu bringen, zumal die phantasiemäßige Wirkung sich von selbst und am stärksten aufzudrängen pflegt. Die große Masse des Publikums gibt sich ihr am willigsten hin. Es sind die Ereignisse an sich, von denen es gefesselt wird. Erst wenn es gelernt hat in ihnen sich offenbarende geistige und sittliche Mächte zu verstehen und zu empfinden, nähert es sich der eigentlich ästhetischen Wirkung, insofern es anfängt, vom Stoffe, wenigstens vom grobsinnlichen zu abstrahieren. So bildet der Genuß am geistigen und sittlichen Gehalt des Stückes die Vorstufe zu dem eigentlich ästhetischen. Zu diesem gelangt erst, wer der Macht der Form erliegt. Denn das haben wir aus Schiller gelernt, diese ist das eigentlich künstlerische Spezifikum. Was jenen Komplex von Vorgängen und Ideen, die ein Drama bilden, zum Kunstwerk macht, ist die Form. In anderer Weise zur Darstellung gebracht, würden sie wohl jene phantasiemäßige und geistig sittliche Wirkung ebenfalls hervorbringen können, niemals aber eine ästhetische. Wir werden also, wollen wir anderes zur Fähigkeit des ästhetischen Genusses erziehen, vor allem danach streben müssen, nachdem wir den Gehalt der Dichtung erarbeitet haben, das Verständnis und das Gefühl für die künstlerische

Form zu bilden. Das ist nur zu erreichen auf dem Wege der denkbar größten Vertiefung.

So gelangen wir denn, wenn wir den Ideen Schillers folgen, zu einer der jetzt zur Herrschaft drängenden neu-romantischen Richtung gerade entgegengesetzten Auffassung. Will diese, wie sie das Hauptziel in der Erweckung der Phantasietätigkeit sieht, am liebsten das Kunstwerk dem zum ästhetischen Genuß zu Erziehenden ohne jeden Kommentar übergeben, auf jede irgendwie geartete Erklärung verzichten und es allein durch sich selbst wirken lassen, so fordern wir als Summe der oben entwickelten Gedanken eine möglichst weitgehende Erläuterung und Vertiefung. Denn die Kräfte des zu Erziehenden wollen geweckt werden.

Daß wir mit unserer Meinung nicht so allein stehen, dafür bieten sich mancherlei Anzeichen. Während man die sich in den angedeuteten Geleisen bewegende Methode unserer höheren Lehranstalten auf das heftigste angreift, was berechtigt ist, soweit Auswüchse getroffen werden, bereitet man sich auf anderen Kunstgebieten vor, ihr zu folgen. So ist man sich z. B. auf dem Gebiete der Tonkunst allmählich darüber klar geworden, daß nur der musikalisch Gebildete, d. h. nicht der, der viel Musik in seinem Leben gehört hat, sondern der, welcher in die Gesetze musikalischen Schaffens eingedrungen ist, der sich das Verständnis für die künstlerische Form erworben hat, den höchsten, ja überhaupt erst den ästhetischen Genuß eines musikalischen Kunstwerkes haben kann. Dementsprechend finden wir denn auch z. B. im Kunstwart seit einiger Zeit eine Reihe von Aufsätzen, die dem Zwecke dienen, dieses Verständnis zu wecken. Auch auf dem Gebiete der bildenden Künste scheinen eine Reihe neuerer Publikationen in diese Richtung zu weisen. Hier mag es nun offen ausgesprochen sein, so schulmeisterlich es klingen mag, was in dem Volke, das unter allen Völkern sich am meisten auf seine Bildung zu Gute tut, so viel bedeutet wie engherzig, kleinlich und beschränkt, hier mag es, sagen wir, offen ausgesprochen werden, daß nur eine gründliche kunstgeschichtliche Unterweisung dem mangelnden Verständnis unserer Gebildeten für die Werke der bildenden Kunst aufhelfen kann. Freilich kann es sich dabei nur darum handeln, dem Wandel der Formen im Wandel der Zeiten folgend, das Auge aufnahmefähig zu machen für künstlerische Eindrücke, es in künstlerischem Sinne zu bilden, nicht aber eine bestimmte Summe von Kenntnissen zu übermitteln. Täten wir dieses, so würden wir bald dahin gelangen, neben dem Bildungsphilister, den zu züchten wir uns so eifrig bemüht haben und uns noch bemühen, auch noch den Kunstphilister heranzuziehen. Auch auf dem Wege des bloßen Darbietens der Kunstwerke werden wir sicher dahin gelangen. Denn von vielem etwas gehört oder gesehen, bei manchem etwas empfunden zu haben, nirgends aber in die Tiefe gedrungen zu sein, ist ein Kennzeichen des Philisters.

Die wirtschaftspolitische Lage im Yangtsetal bei Beginn 1905 mit besonderer Berücksichtigung deutscher, britischer und japanischer Interessen.

Von

* * *

(Schluß.)

IV. Bergbau.

Die Geschichte des Bergbaues im Yangtsetal zeigt bis heut ein Rennen, ein Hasten und Jagen nach Konzessionen unter Aufbietung aller nur irgend möglichen politischen und sonstigen Mittel, das mehr als alles andere beweist, wie hoch politisch und geschäftlich die Bodenschätze von gewissen Nationen bewertet werden. Wir haben diese Schätze kennen gelernt und können ermessen, daß ihre Erschließung nicht bloß den Besitzern selbst nützt, sondern auch tausenden von Chinesen Arbeit und lohnenden Verdienst bietet und damit weiterhin größere Kaufkraft für eingeführte Waren verleiht. Doch China hat sich jede einzelne Konzession recht mühsam abringen lassen und zeigt immer mehr das Bestreben, chinesisches Kapital hineinzubringen, jedenfalls aber nach Verlauf einer bestimmten Anzahl von Jahren sich selbst den Besitz zu sichern. Vereinzelte Bestrebungen zielen sogar schon darauf hin, in einigen Provinzen Fremde überhaupt nicht mehr zum Bergbau zuzulassen.

Diese immer ungünstigeren Bedingungen, ferner das Fehlen eines einheitlichen, geordneten Bergbaugesetzes und schließlich die unvermeidliche oft blinde Spekulation haben dazu geführt, daß viele Konzessionen nicht ausgenutzt wurden. Es sind für den sogenannten kühnen kapitalkräftigen Finanzmann noch viele lohnende Möglichkeiten vorhanden. Eine gewisse Eile dabei tut not, sonst kommen eben die anderen. Bei den heut in China bestehenden Gesetzen drängt diese Entwicklung mehr und mehr auf das Ziel hin: Erschließung Chinas — für die Chinesen.

Wir wollen sehen, welchen Erfolg die Finanzmänner der Nationen bisher gehabt haben.

Die größte Tätigkeit haben die Franzosen entwickelt. Mit weitem Blick und Kolonialbegeisterung ist das französische Kapital im höchsten Betrag zur Stelle gewesen. Die Regierung hat durch schon in den ersten Jahren abgeschlossene Verträge dem französischen Unternehmungsgeist allein große Gebiete vorbehalten. Die erlangten Quecksilber-, Blei-, Gold-, Silber-, Kohlen-, Eisen-,

Kupfer- usw. Konzessionen liegen fast sämtlich in Szechuan, Kueichou und Yünnan. Sie bestätigen also die schon erwähnte Absicht der Franzosen, von Indochina her in enger Verbindung mit ihren sonstigen ostasiatischen Plänen sich dauernden wichtigen Einfluß im oberen Yangtsetal zu schaffen. Der französische, weitsichtige Unternehmungsgeist und das Interesse für überseeische koloniale Bestrebungen verdienen auch hier die uneingeschränkte Achtung.

Großbritannien hat von Anfang an diese Dinge etwas kühler betrachtet im selbstsichren Gefühl der Übermacht und Vorherrschaft. Die französischen Konzessionen wurden aber durch Erlangung gleich vorteilhafter Aussichten stets ausgeglichen. Hauptsächlich liegen diese in Szechuan. Bei allen Unternehmungen mit englischem Namen ist übrigens zu bedenken, daß ihre Besitzer durchaus nicht immer Engländer sind, daß aber das britische Aktiengesetz die günstigsten Bedingungen bietet für möglichst große Beteiligung auch der Nichtreichen und für ein bischen Spekulation, ohne welche es draußen nur schwer abgeht.

Deutsches Geld ist in großem Betrage bis jetzt nur in der Provinz Schantung angelegt. Die heimischen Banken und Großfinanziers warten ab, was dort herauskommen will und zeigen bisher so gut wie keine Neigung, auch noch an anderer Stelle einzusetzen, mag ihnen der Reichtum des Yangtsetales noch so verlockend geschildert werden. Der Rührigkeit einer großen deutschen ostasiatischen Firma ist es in den letzten Jahren aber doch gelungen, an aussichtsreichen Unternehmungen deutsches Kapital zu beteiligen und einige kleine Konzessionen zu erwerben. In Hankau gibt es jetzt eine rein deutsche Erzaufbereitungsanstalt, und in den großen chinesischen Unternehmungen des dortigen Industriebezirks sind meist deutsche Ingenieure angestellt, u. a. auch als Leiter gut rentierender Eisen- und Kohlengruben. Bergbau und Industrie stehen hier in engster und günstigster Verbindung. Überall tritt dort, wo Deutsche Fuß fassen, sofort die erfreuliche Rückwirkung ein, daß weitere deutsche Arbeitskräfte gewünscht, daß alle nötigen Maschinen, Geräte, Feldbahnen usw. aus Deutschland verschrieben werden. Im Ausland haben Deutsche schon viel Geld verloren — hier ist manches wieder zu gewinnen. Fort mit der sogenannten China-Müdigkeit! Wo nicht rasch zugefaßt wird, greifen andere zu und zwar auch auf diesem Gebiete neuerdings mehr und mehr die Japaner. Eine wichtige große Kapitalsbeteiligung haben sie gegenüber anderen Absichten infolge ihrer guten Verbindungen mit den chinesischen Behörden erlangt. Als Zinsen fahren jetzt erzbeladene Dampfer nach Japan. Der Verschiffung nach Europa stehen jetzt noch zu hohe Frachtsätze entgegen. Das kann sich aber bald ändern.

Zur voll lohnenden Erschließung der Bodenschätze ist Wagemut und Großkapital nötig. Es steht zu erwarten, daß der russisch-japanische Krieg mehr als bisher das chinesische und japanische (Staats- und Privat-) Kapital fernhalten wird. Das chinesische Privatkapital ist noch gering, wagt allein nicht gern auf unbestimmte Zeiten, verlangt hohe, sofortige Zinsen und gibt daher oft nur den Namen her für zahlungskräftigere Hintermänner, z. B. Engländer, Japaner,

Amerikaner. Vom geschwächten japanischen Kapital nach dem Kriege ist schon gesprochen worden. Für deutschen Unternehmungsgeist bestehen also noch günstige Aussichten auf Erfolg.

V. Industrie.

Es ist im letzten Jahrzehnt viel über die gelbe Gefahr für die Industrie geredet und geschrieben worden. Das heranwachsende Japan sollte zusammen mit den 400 Millionen rasseverwandten chinesischen und noch vielen anderen Brüdern im stande sein, durch Nachahmen westlicher Kultur und durch die eigene größere Bedürfnislosigkeit in gar nicht ferner Zeit auf dem Gebiete der industriellen Produktion mehr zu leisten, als der europäische und amerikanische Arbeiter zu leisten vermag. Demgegenüber sei im Rahmen unserer Betrachtung nur konstatiert, daß bisher auf keinem Gebiete der industriellen Produktion beweiskräftige Anhaltspunkte zur Bewahrheitung jener Befürchtung vorhanden sind. Die Untersuchungen namhafter Gelehrter und die Studienreisen wirtschaftlicher Kommissionen der Großstaaten geben uns davon Kunde. 3 Chinesen mit dem niederen Lohne sind in der modernen Industrie noch lange nicht 1 Europäer mit dem hohen Lohn. Es kommt eben nicht auf die absolute Höhe des Lohnes, sondern auf das Verhältnis an, in welchem Arbeitsleistung und Lohn zu einander stehen. In Zukunft wird der mehr leistende gelbe Mann auch mehr fordern. Wer will heute sagen, ob der Chinese in seiner gerühmten Bedürfnislosigkeit verharren, alles erlernen, alles ertragen wird, ohne seine Ansprüche zu steigern? Der japanische Arbeiter fängt schon an, sich zu organisieren, höhere Löhne zu fordern — er schlägt die bekannten europäischen Wege ein. Und muß selbst die beschränkte Möglichkeit einer japanischen Konkurrenz auf dem Weltmarkt (nicht nur in Ostasien, Australien usw.) zugegeben werden, so beweist das noch nichts für das riesige China und die andre gelbe Welt.

Natürlich besteht auch für die chinesische Industrie, besonders im Yangtsetal, die Möglichkeit einer gewissen Fortentwicklung, aber nicht im großen Styl, nicht als wirklich gefährliche Konkurrenz für Europa und Amerika. Vielleicht wird der oder jene einzelne Artikel in China billiger hergestellt werden, doch das sagt heute wenigstens noch nichts gegenüber den jährlich gewaltig steigenden Einfuhrziffern der europäischen und amerikanischen Industrie für ein 400 Millionen-Volk, das eben erst ganz langsam anfängt, überhaupt Bedürfnisse zu kennen.

Die richtige Auffassung von einer möglichen gelben Gefahr scheint die zu sein, daß es für Europa und Amerika gefährlich wäre, still zu stehen in der wirtschaftlichen und industriellen Entwicklung. Zunächst aber ist keine Gefahr vorhanden, von anderen Menschenarten überflügelt zu werden, solange das heilige Gut der höheren Leistungsfähigkeit des einzelnen so gewahrt bleibt, wie heute.

Die Anregung zu einigen Gedanken hierüber erschien wichtiger, als die nun folgende Aufzählung der geringen industriellen Erfolge, welche bisher im Yangtsetal, dem zunächst nur in Frage kommenden Gebiete, erzielt worden sind.

Bis 1895 (Frieden von Shimonoseki) gab es eigentlich nur eine Hausindustrie für die täglichen Bedürfnisse, z. B. Kleider, Porzellan. Als dann die Beteiligung der Ausländer erlaubt wurde, entstanden mit einem Schlage viele Unternehmungen, in welchen die Arbeiter und ein Teil des Kapitals chinesisch, alles andere, wie Name, Betriebsleiter, Maschinen usw. meist nicht chinesisch waren. Die Baumwoll- und Seidenindustrie war am wichtigsten. Viele Unternehmungen sind inzwischen wieder eingegangen. Die hohen Erwartungen haben sich nicht erfüllt. Immerhin haben einige Spinnereien Aussicht auf zukünftige bessere Rente, da Japan großen Bedarf nach billigen Garnen hat, um dann wiederum in billigen Stoffen die britisch-indischen Erzeugnisse aus dem Felde zu schlagen. Aus diesem Bestreben heraus haben die Japaner auch in den letzten Jahren in China sogenannte Industrieschulen angelegt, welche tüchtige chinesische Vorarbeiter heranbilden sollen, und ferner Landwirtschaftsschulen zur Vorbereitung für eine rationellere Ausnutzung des Bodens.

Die einzige fremde Spinnerei, welche 1903 zum erstenmal überhaupt Dividende verteilte, steht unter japanischer Leitung!

Die Hebung der Baumwollkultur Chinas hat für alle Staaten dann einen besonderen Wert, wenn in Amerika Mißernten oder große Preissteigerungen aus anderen Gründen eingetreten sind. Die größten rein-chinesischen Unternehmungen industrieller Art liegen in und um Schanghai. In Hankau erfahren sie besondere Förderung durch den schon genannten Generalgouverneur Chanchitung. In Verbindung mit Erzgruben liegt dort auch das chinesische Stahlwerk Hanyang, ferner die erwähnte deutsche Erzbereitungsanstalt und eine deutsche Albumen-(Eiweiß-) Fabrik. Beide deutschen Unternehmungen liefern gute Erträge. Hankau wird für die Industrie der günstigste Ort werden. Die deutschen Anfänge sind verheißungsvoll.

Eine gute Zukunft hat auch ein erst kürzlich neben der alteingesessenen großen britischen Werft in Schanghai errichtetes deutsches Unternehmen ähnlicher Art. Der Name ist englisch, wohl aus Opportunitäts- und Aktiengründen. Die Statistik solcher Dinge in Ostasien kann also leicht zu falschen Schlüssen verleiten. Gegenüber jeder Statistik auf dem Papier liegen zumeist in der Praxis die Verhältnisse günstiger für Deutschland.

Die übrigen industriellen Anlagen des Yangtsetales, wie Weizenmühlen, Streichholz-, Papierfabriken u. a. m. haben wenig Bedeutung. Deutsches Kapital und Arbeit ist nur schwach daran beteiligt.

Alles in allem ist also von der Industrie zu sagen, daß sie für einheimische Zwecke, z. B. Eisenbahnschienen, kleine Dampfer, Schiffsbleche, Eisen- und Stahlwaren geringerer Qualität, Kleidung, Nahrungsmittel u. a. m. mit fremder Hilfe und mit fremden Maschinen usw. eine gewisse Zukunft hat, daß ihr aber durch die geringere, d. h. allgemein im Verhältnis zur ausländischen Industrie nicht zu hebende, Arbeitsleistung der Chinesen feste Schranken gezogen sind.

VI. Schiffahrt.[1])

Die fremde Schiffahrt auf dem Yangtse wird auf 3 Abschnitten betrieben, nämlich

a) Schanghai (bezw. benachbarte Küstenplätze) — Hankau.

b) Hankau—Itschang (inkl. Tunting-See).

c) Itschang—Provinz Szechuan.

Auf dem Abschnit a fahren, abgesehen von dem außerordentlich großen Dschunkenverkehr, sowohl Dampfer, welche eigens für die Yangtse-Fahrt gebaut sind, als auch große Ozeandampfer zur Zeit des hohen Wasserstandes und der günstigsten Frachten.

Auf dem Abschnitt b verkehren neben den Dschunken nur dem besonderen Zweck entsprechende Flußdampfer.

Auf dem Abschnitt c können leider bis heut immer noch nur Dschunken verkehren, da die Stromschnellen einen lohnenden — es müßten besondere Dampfer mit großer Maschinenkraft, dafür dann kleinem Laderaum gebaut werden — resp. auch nur annähernd regelmäßigen Verkehr von Dampfern ausschließen.

Neben der Schiffahrt auf dem Hauptstrom wächst zusehends die Bedeutung eines Dampferverkehrs auf den angrenzenden Seen, Flüssen und Kanälen. Wir wollen sehen, wie sich in den einzelnen Abschnitten die Schiffahrtsinteressen der Nationen verteilen:

a) Schanghai-Hankau.

Die britische Flagge steht mit zusammen 12 Dampfern in 4 Linien an der Spitze. Dort hat man eben zuerst die große Wichtigkeit der Yangtsefahrt erkannt, hat die besten Plätze für Anlegestellen, Hulks usw. billig erworben, hat sich zusammengetan zum gemeinschaftlichen Betrieb und gemeinschaftlichen Risiko. Die allermeist britischen Hafenmeister und Zollbeamten haben diesem Vorwärtskommen nach Kräften die Wege geebnet.

So werden die Schwierigkeiten verständlich, welche den Nachfolgern sich entgegenstellen. Den Bemühungen unserer beiden großen Schiffahrtsgesellschaften H.-A.-L. (Hamburg-Amerika-Linie) und N.-D.-L. (Norddeutscher Lloyd) ist es in Verbindung mit der Firma Melchers in Schanghai nach mancherlei Änderungen (z. B. gehörten die Dampfer der H.-A.-L. früher der Firma Rickmers) und Prüfungen gelungen, gemeinschaftlich 5 deutsche Dampfer regelmäßig laufen zu lassen. Nebenbei verkehren je nach der Konjunktur noch Dampfer zwischen chinesischen Küstenplätzen und den Yangtsehäfen. Aber teuer kommt's zu stehen. Die guten Anlegeplätze waren vergeben. Das ganze Unternehmen wurde eigentlich erst möglich durch die Errichtung einer deutschen Niederlassung in Hankau; denn trotz „open door policy und fair trade" erlaubten die Briten in Hankau den aufkommenden Konkurrenten nicht, die vorhandenen Anlegehulks usw. zu benutzen.

---

[1]) Siehe Atlas w. o.

Dieselben Schwierigkeiten hatten die Japaner, als sie ungefähr zur selben Zeit wie Deutschland ihren Anteil an der Schiffahrt suchten. Jetzt gibt es zwei japanische Linien. Die eine fährt allerdings noch unter britischer Flagge, und es ist nicht ganz sicher, ob Japan nach dem Kriege die endgültige Erwerbung wird vornehmen können. Wie schon von anderen Unternehmungen berichtet, werden auch diese Dampferlinien durch hohe Staatssubventionen — man spricht von 1 Million Mark jährlich — unterstützt. Sie konnten also im Frachtenkampf alle anderen Nationen gelegentlich unterbieten. Zudem waren die ihnen entgegentretenden Widerstände personell-politischer Art wohl nicht so nachhaltig. Das große Interesse der japanischen Regierung an diesen Fragen zeigt aber, wie klar sie erkannt hat, daß trotz Mandschurei und Korea kräftig im Yangtsetal einzusetzen sei, um in China wirtschaftspolitische Vorteile zu erringen, und daß weiter gerade die Schiffahrt ganz vorzüglich ohne jahrelange Vorarbeiten mit einem Schlage die vorhandenen oder gewollten politischen und materiellen Interessen zum Ausdruck bringen und fördern könne. Auch während des Krieges werden bisher neue Dampfer gebaut, welche ausschließlich für den Yangtsedienst bestimmt sind. Nur werden nach dem Kriege auch für die Yangtseschiffahrt bittere Stunden kommen. Es gilt hier dasselbe wie beim Handel: Für kürzere oder längere Zeit, je nach dem Ausgange des Krieges, wird anderen Nationen der Wettkampf leichter werden. Die hohen Subventionen welche heute allein die Schiffahrt ermöglichen, erscheinen bei endgültig fehlendem Erfolg recht gefährdet.

Eine gut rentierende chinesische Linie mit 4 Dampfern macht den Schluß. Durch gute Verbindungen mit chinesischen Kaufleuten (Import), Kenntnis der chinesischen Verhältnisse u. a. m. hat diese Linie alle ersten Schwierigkeiten leicht überwunden. Der größte Teil des bedeutenden chinesischen Passagierverkehrs wird von ihr bewältigt. Die Chinesen fühlen sich auf chinesischen Schiffen eben am wohlsten.

Alle Versuche, die französische Handelsflagge auf dem Yangtse zu zeigen, können trotz rastloser Bemühungen und Unterstützungen der französischen Regierung für die nächste Zukunft als gescheitert angesehen werden. Viel internes Mißgeschick hat hier mitgespielt. Sollte aber der französische Ehrgeiz doch noch eigne Schiffe auf den Yangtse bringen, so werden sich die oben gezeigten Schwierigkeiten in so verstärktem Maße zeigen, daß an einen pekuniären Erfolg für Jahre hinaus nicht zu denken ist. Das treibende Element für diese französischen Anstrengungen sind nicht die verhältnismäßig geringen kaufmännischen Interessen, sondern der vorhandene kulturelle Einfluß durch die vielen Missionen am oberen Yangtse, sowie die dort an anderer Stelle geschilderten wirtschaftspolitischen Zukunftspläne.

Dieser Vergleich der Dampferlinien ergibt das große Übergewicht Großbritanniens durch alteingefahrenen Betrieb, Verminderung des Risikos durch Gemeinsamkeit der Interessen, Festhalten der lohnendsten Frachten in den großen Stapelartikeln. Andererseits haben die Japaner durch ihre hohe Subvention

den Vorteil regelmäßiger Verzinsung resp. die Möglichkeit, billiger zu sein als alle anderen. Umsomehr müssen die deutschen Erfolge anerkannt werden. Zur Illustrierung einige Zahlen:

Es wurden ein- und ausklariert in:

a) Hankau

	1897	1900	1902	
zusammen	1 610 543	2 101 555	2 809 155	Reg.-Tons
davon britisch	1 109 405	1 135 487	1 226 719	„ „
„ chinesisch	447 608	462 424	459 387	„ „
„ deutsch	2838	231 602	514 392	„ „
„ japanisch	— —	220 281	496 059	„ „

b) Chinkiang.*)

	1897	1900	1902	
zusammen	3 243 416	4 413 452	5 389 772	Reg.-Tons
davon britisch	2 333 702	2 838 908	2 688 035	„ „
„ chinesisch	775 598	794 724	786 849	„ „
„ deutsch	88 710	450 040	1 047 890	„ „
„ japanisch	— —	286 346	725 702	„ „

Diese Zahlen beweisen wohl ohne weitere Erklärung zu einem guten Teil das im Anfang gebrauchte Bild von dem wirtschaftlichen Ringen Großbritanniens, Deutschlands und Japans im Yangsetal.

b) Hankau—Itchang (inkl. Tunting-See). Es laufen hier:

2	Dampfer	unter	chinesischer Flagge
4	„	„	britischer „
2	„	„	japanischer „
1	„	„	deutscher „

Die Reedereien, wie auch ihre Stellung zueinander, sind hier im wesentlichen dieselben, wie bei der Schiffahrt Hankau seewärts. Noch hat keine Linie Gewinn aus den Betrieb gezogen. Die Notwendigkeit ihrer Erhaltung ergibt sich, abgesehen von politischen Vorteilen vor allem aus 2 Gründen, nämlich:

1. um bei der so lange erwarteten und erhofften Erschließung Szechuans auf dem Wasserwege rechtzeitig zur Stelle zu sein;
2. um im jährlich stark steigenden Exporthandel aus den Hankau benachbarten Provinzen die Frachten gleich an Ort und Stelle erhalten zu können.

Letzterem Gesichtspunkt haben Briten und Japaner schnell Rechnung getragen. Schon wird der Tunting-See und seine Zuflüsse von ihren Dampfern befahren und diesen so lohnende Fracht gegeben, wenn auf der Strecke Hankau—Itchang das Angebot gering ist. In Changsha, dem durch die Japaner neu

*) Leider ist hier noch kein deutscher Berufskonsul.

eröffneten Vertragshafen, wird eine japanische Werft angelegt. In Itchang ist aus privaten Mitteln ein britisches Seemannshaus mit allen Bequemlichkeiten errichtet worden. Das ist kein Stehenbleiben, das ist eifriges Vorgehen auf allen Seiten!

Hier sei nochmals der Tätigkeit der beiden deutschen Flußkanonenboote S. M. S. S. „Vaterland" und „Vorwärts" gedacht. Der Tunting-See und seine Zuflüsse ist z. Zt. auch ihr vornehmstes Erforschungs- und Vermessungsgebiet.

Unter allen Schwierigkeiten der Yangtsefahrt bis Itchang, als da sind: Kampf gegen altgewohnte kaufmännische Verbindungen mit einheimischen Mitteln, Festlaufen im Strom durch geringe Wassertiefen u. a. m. hat der eine deutsche Dampfer am meisten zu leiden. Aber es heißt hier aushalten bis zum sicher kommenden Erfolg. Alles, auch die lohnenden Handelsinteressen, muß ja noch geschaffen werden. Die günstigsten Vorbedingungen sind da. Die Deutschen kommen hier nicht zu spät. Sollte die Kraft etwa hier versagen? Scharf ist der Kampf, aber der Lohn wird dafür groß sein!

c) Itschang. — Provinz Szechuan.

Die Geschichte dieser Schiffahrt ist schon oft geschrieben worden. Das reiche Szechuan, — große Hoffnungen — einzelne Versuche, die Stromschnellen zu passieren, glücken — der kühne, deutsche Versuch führt zum Untergang eines neuen schönen Dampfers. Heute ist die Unmöglichkeit erkannt, mit Dampfern diese Strecke regelmäßig zu befahren. Die geleisteten Bravourstücke englischer Dampfer und Flußkanonenboote, sowie einzelner anderer Schiffe werden kaum Nachahmer finden. Viele Pläne gibt es, welche für die versunkene Hoffnung Ersatz schaffen wollen. Schon jetzt wird von englischen Firmen der bestehende Dschunkendienst trotz der sicheren Verluste dabei in eignen Dienst genommen, um wie auf der Strecke Hankau—Itchang die zum Export geeigneten Landesprodukte direkt und zu eignem Nutzen ohne weitere Zwischenmänner nach Schanghai verfrachten zu können. Die beste Aussicht auf Gelingen scheint ein Schleppleichterverkehr mit Umladen zwischen den größten Schnellen zu haben. Vorläufig ist allerdings regelmäßige Schleppschiffahrt in China noch nicht erlaubt, doch wird die Aufhebung dieses Verbots politisch zu erreichen sein. Jedenfalls bleibt festzuhalten, daß das Kulturwerk der Erschließung des Yangtsetales erst gekrönt wird, wenn Szechuan dem Handel leichter zugänglich wird. Früher oder später, zu Schiff oder Eisenbahn wird das gelingen. Es steht zu hoffen, daß dem sich mühenden Deutschland dann sein gerechter Anteil zufällt.

VII. Eisenbahnen.*)

Noch mehr als bei Minen und in der Industrie haben die Nationen Wettläufe zur Erlangung von Eisenbahnkonzessionen veranstaltet, indem sie dabei zuweilen das Vollgewicht ihres politischen Druckes wirken ließen. Wir haben

*) Siehe Atlas w. o.

gesehen, warum nationale Eisenbahnen in China im politschen Interesse so erstrebt wurden. Oft war das Ziel nur, durch Erlangung solcher Konzessionen dem Gegner den Rang abzulaufen. Der wirkliche Bau hatte ja Zeit, bis die Geldleute Lust genug verspürten. Die chinesische Regierung hat mit politischen Verhandlungen über diese Frage viel zu tun gehabt. Oft ist ihr arg zugesetzt worden. Als immer mehr Konzessionen gefordert, aber fast nie ausgebaut wurden, hat sie 1898 bestimmt erklärt, keine weiteren Konzessionen mehr erteilen, sondern abwarten zu wollen, was aus den bereits im Bau begriffenen Linien würde. Gleichzeitig wurde wie beim Bergbau auch versucht, chinesisches Kapital anzubringen, doch fast ohne Erfolg, da eben der chinesische Geldmann in anderen Unternehmungen leicht die doppelte Rente ohne jedes Risiko erlangen kann.

Heute hat das Jagen nach Konzessionen etwas nachgelassen. Die nüchterne kaufmännische Erwägung kam zu dem Schluß, daß bei dem in China so billigen Wassertransport, der überdies noch jeder Verbesserung fähig ist, ein rentierendes Eisenbahnunternehmen nur unter ganz bestimmten örtlichen Verhältnissen, die oft von politisch zu erstrebenden Linien abweichen werden, zu erreichen ist. Mit anderen Worten: Bisher überragten die politischen die wirtschaftlichen Interessen. Die fortschreitende Erschließung des Landes durch den Handel wird die Distrikte klarer hervortreten lassen, wo zunächst von rein kaufmännischen Gesichtspunkten ein Eisenbahnbau lohnt.

Wir wollen aus unserer Betrachtung von vornherein alle die Linien im und zum Yangtsetal ausschalten, deren Bau zweifelhaft ist und deren Konzession wohl verfallen oder ihren Besitzer ändern wird, ehe einmal die erste Lokomotive dort fährt. Die Presse veröffentlicht darüber stets wechselnde Gerüchte, die der Kenner der Verhältnisse kaum mehr beachtet. So bleiben folgende Linien übrig:

Die Peking-Hankau-Linie verbindet Hauptstadt und Nordprovinzen mit dem Yangtsetal. Sie folgt einer alten Handelsstraße. Noch nicht ganz vollendet, bewältigt sie schon heute einen großen Verkehr. Binnen kurzem ist die Fertigstellung auf der ganzen Länge — 1250 km — zu erwarten. Die zunehmende Rentierung erscheint gesichert. Ebenso auch die wachsende Bedeutung Hankaus. Diese Nord-Süd-Bahn mit dem Hauptverkehr zum Yangtsetal hin beweist auch dessen unbestrittene wirtschaftliche Vormachtstellung im großen chinesischen Reich. Die Erbauer sind Belgier. Sie geben den Namen, aber kaum mehr als $^2/_5$ des Kapitals. Das Übrige stammt von ihren Hintermännern, den Franzosen. Beide Länder haben zu gleichen Teilen die Maschinen, Wagen usw. geliefert. Über die Beschäftigung der chinesischen Hanyang-Werke dabei (unter deutscher Leitung) ist schon das Nötige gesagt worden.

Die Bahn Hankau—Canton, welche die Nordlinie an Handelswichtigkeit, aber auch an Geländeschwierigkeiten weit übertrifft, sollte ursprünglich von amerikanischem Kapital gebaut werden. Nach vielen Verhandlungen zeigte sich aber eines Tages, daß, anstatt amerikanischem inzwischen wiederum belgisches Kapital sich den größten Anteil gesichert hatte. Das ging den Chinesen zu weit.

Die Konzessionserteilung wurde zurückgenommen. Ein endloses Hin und Her entstand darüber, wer nun eigentlich die Konzession erhalten sollte. Das letzte Wort ist noch nicht gesprochen.

Die Bahnkonzession Tientsin—Nanking ist schon vor Jahren an ein britisch-deutsches Syndikat vergeben, aber bisher noch nicht ausgenutzt worden. Deutschland soll den nördlichen Teil bis Tsinanfu resp. einem andern Ort in Schantung bauen (Anschluß und Verbindung mit der heut unter günstigen Aussichten im Betrieb befindlichen deutschen Bahn Tsingtau—Tsinanfu). Großbritannien behält den südlichen Teil bis zum Yangtse (Anschluß an die jetzt begonnene Bahn Schanghai bis Nanking).

Die Linie Haiphong(Tonking)—Hanoi—Mengtse—Yünnanfu wird von französischem Privat- und Regierungskapital gemeinsam gebaut. Sie wird im Frühjahr 1905 dem Verkehr übergeben werden können.

Im Gegensatz zu ihr taucht immer wieder der Plan einer Bahn Burma (britisch Indien)—Yangtsetal (Szechuan) auf. Die Geländeschwierigkeiten sind ungeheuer. Nie könnte eine solche Bahn wirtschaftlichen Gewinn abwerfen. Doch schon spricht man von noch weiter ausgreifenden Plänen in Verbindung mit der durch die Expedition Younghusband beginnenden rein britischen Erschließung Tibets. Der politische Gewinn wäre allerdings großartig. Die britische Flotte vom Yangtse her und die Armee aus Indien und Tibet. Dazu der russische Bär nordwärts verwiesen! Großzügig ist die englische Politik. — Doch wir wollen einhalten mit diesen Zukunftsplänen und noch das betrachten, was dem britischen Kapital nach jahrelangen Bemühungen zunächst wirklich gelungen ist, nämlich den Baubeginn der Linie Schanghai—Nanking. Die Anfangsstrecke Wusung—Schanghai ist schon einige Jahre in Betrieb, hat jedoch wirtschaftlich geringe Bedeutung, da die Seedampfer nach Schanghai selbst fahren können trotz des schwierigen und der Regulierung dringend benötigenden Stromlaufes des Whampoo oder ihre Ladungen durch Leichter hinaufgebracht werden.

Allgemein ist von den beschriebenen Bahnen zu sagen, daß alle, auch die vorwiegend aus politischen Gründen gebauten, einen gewissen Nutzen abwerfen werden, da sie den seit Jahrhunderten bestehenden Handelsstraßen folgen. Aber dieser Nutzen wird, besonders bei den großen Überlandbahnen, infolge großer Bau- und Geländeschwierigkeiten voraussichtlich mäßige europäische Ansprüche nicht übersteigen. Dafür werden diese Ansprüche aber auf sicherer Grundlage beruhen. So ist es schade, daß unser deutsches Kapital für Eisenbahnen im Yangtsetal gar nichts übrig hat. Die Chinamüdigkeit ist immer noch nicht geschwunden. Das große Publikum hat wenig Zutrauen zu Unternehmungen in China, und die Großfinanz verhält sich nach dem bekannten Vorgehen in Schantung abwartend. Das Verharren auf diesem Standpunkt wäre um so bedauerlicher, als es im Yangtsetal bei zunehmender bergbaulicher und industrieller Erschließung auch viele Gelegenheiten zu kleineren Bahnen, Güterbahnen, z. B. zwischen Gruben und Verschiffungsort u. a. m. geben wird, andererseits aber das

Amerikaner. Vom geschwächten japanischen Kapital nach dem Kriege ist schon gesprochen worden. Für deutschen Unternehmungsgeist bestehen also noch günstige Aussichten auf Erfolg.

V. Industrie.

Es ist im letzten Jahrzehnt viel über die gelbe Gefahr für die Industrie geredet und geschrieben worden. Das heranwachsende Japan sollte zusammen mit den 400 Millionen rasseverwandten chinesischen und noch vielen anderen Brüdern im stande sein, durch Nachahmen westlicher Kultur und durch die eigene größere Bedürfnislosigkeit in gar nicht ferner Zeit auf dem Gebiete der industriellen Produktion mehr zu leisten, als der europäische und amerikanische Arbeiter zu leisten vermag. Demgegenüber sei im Rahmen unserer Betrachtung nur konstatiert, daß bisher auf keinem Gebiete der industriellen Produktion beweiskräftige Anhaltspunkte zur Bewahrheitung jener Befürchtung vorhanden sind. Die Untersuchungen namhafter Gelehrter und die Studienreisen wirtschaftlicher Kommissionen der Großstaaten geben uns davon Kunde. 3 Chinesen mit dem niederen Lohne sind in der modernen Industrie noch lange nicht 1 Europäer mit dem hohen Lohn. Es kommt eben nicht auf die absolute Höhe des Lohnes, sondern auf das Verhältnis an, in welchem Arbeitsleistung und Lohn zu einander stehen. In Zukunft wird der mehr leistende gelbe Mann auch mehr fordern. Wer will heute sagen, ob der Chinese in seiner gerühmten Bedürfnislosigkeit verharren, alles erlernen, alles ertragen wird, ohne seine Ansprüche zu steigern? Der japanische Arbeiter fängt schon an, sich zu organisieren, höhere Löhne zu fordern — er schlägt die bekannten europäischen Wege ein. Und muß selbst die beschränkte Möglichkeit einer japanischen Konkurrenz auf dem Weltmarkt (nicht nur in Ostasien, Australien usw.) zugegeben werden, so beweist das noch nichts für das riesige China und die andre gelbe Welt.

Natürlich besteht auch für die chinesische Industrie, besonders im Yangtsetal, die Möglichkeit einer gewissen Fortentwicklung, aber nicht im großen Styl, nicht als wirklich gefährliche Konkurrenz für Europa und Amerika. Vielleicht wird der oder jene einzelne Artikel in China billiger hergestellt werden, doch das sagt heute wenigstens noch nichts gegenüber den jährlich gewaltig steigenden Einfuhrziffern der europäischen und amerikanischen Industrie für ein 400 Millionen-Volk, das eben erst ganz langsam anfängt, überhaupt Bedürfnisse zu kennen.

Die richtige Auffassung von einer möglichen gelben Gefahr scheint die zu sein, daß es für Europa und Amerika gefährlich wäre, still zu stehen in der wirtschaftlichen und industriellen Entwicklung. Zunächst aber ist keine Gefahr vorhanden, von anderen Menschenarten überflügelt zu werden, solange das heilige Gut der höheren Leistungsfähigkeit des einzelnen so gewahrt bleibt, wie heute.

Die Anregung zu einigen Gedanken hierüber erschien wichtiger, als die nun folgende Aufzählung der geringen industriellen Erfolge, welche bisher im Yangtsetal, dem zunächst nur in Frage kommenden Gebiete, erzielt worden sind.

Bis 1895 (Frieden von Shimonoseki) gab es eigentlich nur eine Hausindustrie für die täglichen Bedürfnisse, z. B. Kleider, Porzellan. Als dann die Beteiligung der Ausländer erlaubt wurde, entstanden mit einem Schlage viele Unternehmungen, in welchen die Arbeiter und ein Teil des Kapitals chinesisch, alles andere, wie Name, Betriebsleiter, Maschinen usw. meist nicht chinesisch waren. Die Baumwoll- und Seidenindustrie war am wichtigsten. Viele Unternehmungen sind inzwischen wieder eingegangen. Die hohen Erwartungen haben sich nicht erfüllt. Immerhin haben einige Spinnereien Aussicht auf zukünftige bessere Rente, da Japan großen Bedarf nach billigen Garnen hat, um dann wiederum in billigen Stoffen die britisch-indischen Erzeugnisse aus dem Felde zu schlagen. Aus diesem Bestreben heraus haben die Japaner auch in den letzten Jahren in China sogenannte Industrieschulen angelegt, welche tüchtige chinesische Vorarbeiter heranbilden sollen, und ferner Landwirtschaftsschulen zur Vorbereitung für eine rationellere Ausnutzung des Bodens.

Die einzige fremde Spinnerei, welche 1903 zum erstenmal überhaupt Dividende verteilte, steht unter japanischer Leitung!

Die Hebung der Baumwollkultur Chinas hat für alle Staaten dann einen besonderen Wert, wenn in Amerika Mißernten oder große Preissteigerungen aus anderen Gründen eingetreten sind. Die größten rein-chinesischen Unternehmungen industrieller Art liegen in und um Schanghai. In Hankau erfahren sie besondere Förderung durch den schon genannten Generalgouverneur Chanchitung. In Verbindung mit Erzgruben liegt dort auch das chinesische Stahlwerk Hanyang, ferner die erwähnte deutsche Erzbereitungsanstalt und eine deutsche Albumen-(Eiweiß-) Fabrik. Beide deutschen Unternehmungen liefern gute Erträge. Hankau wird für die Industrie der günstigste Ort werden. Die deutschen Anfänge sind verheißungsvoll.

Eine gute Zukunft hat auch ein erst kürzlich neben der alteingesessenen großen britischen Werft in Schanghai errichtetes deutsches Unternehmen ähnlicher Art. Der Name ist englisch, wohl aus Opportunitäts- und Aktiengründen. Die Statistik solcher Dinge in Ostasien kann also leicht zu falschen Schlüssen verleiten. Gegenüber jeder Statistik auf dem Papier liegen zumeist in der Praxis die Verhältnisse günstiger für Deutschland.

Die übrigen industriellen Anlagen des Yangtsetales, wie Weizenmühlen, Streichholz-, Papierfabriken u. a. m. haben wenig Bedeutung. Deutsches Kapital und Arbeit ist nur schwach daran beteiligt.

Alles in allem ist also von der Industrie zu sagen, daß sie für einheimische Zwecke, z. B. Eisenbahnschienen, kleine Dampfer, Schiffsbleche, Eisen- und Stahlwaren geringerer Qualität, Kleidung, Nahrungsmittel u. a. m. mit fremder Hilfe und mit fremden Maschinen usw. eine gewisse Zukunft hat, daß ihr aber durch die geringere, d. h. allgemein im Verhältnis zur ausländischen Industrie nicht zu hebende, Arbeitsleistung der Chinesen feste Schranken gezogen sind.

VI. Schiffahrt.[1])

Die fremde Schiffahrt auf dem Yangtse wird auf 3 Abschnitten betrieben, nämlich

a) Schanghai (bezw. benachbarte Küstenplätze) — Hankau.
b) Hankau—Itschang (inkl. Tunting-See).
c) Itschang—Provinz Szechuan.

Auf dem Abschnit a fahren, abgesehen von dem außerordentlich großen Dschunkenverkehr, sowohl Dampfer, welche eigens für die Yangtse-Fahrt gebaut sind, als auch große Ozeandampfer zur Zeit des hohen Wasserstandes und der günstigsten Frachten.

Auf dem Abschnitt b verkehren neben den Dschunken nur dem besonderen Zweck entsprechende Flußdampfer.

Auf dem Abschnitt c können leider bis heut immer noch nur Dschunken verkehren, da die Stromschnellen einen lohnenden — es müßten besondere Dampfer mit großer Maschinenkraft, dafür dann kleinem Laderaum gebaut werden — resp. auch nur annähernd regelmäßigen Verkehr von Dampfern ausschließen.

Neben der Schiffahrt auf dem Hauptstrom wächst zusehends die Bedeutung eines Dampferverkehrs auf den angrenzenden Seen, Flüssen und Kanälen. Wir wollen sehen, wie sich in den einzelnen Abschnitten die Schiffahrtsinteressen der Nationen verteilen:

a) Schanghai-Hankau.

Die britische Flagge steht mit zusammen 12 Dampfern in 4 Linien an der Spitze. Dort hat man eben zuerst die große Wichtigkeit der Yangtsefahrt erkannt, hat die besten Plätze für Anlegestellen, Hulks usw. billig erworben, hat sich zusammengetan zum gemeinschaftlichen Betrieb und gemeinschaftlichen Risiko. Die allermeist britischen Hafenmeister und Zollbeamten haben diesem Vorwärtskommen nach Kräften die Wege geebnet.

So werden die Schwierigkeiten verständlich, welche den Nachfolgern sich entgegenstellen. Den Bemühungen unserer beiden großen Schiffahrtsgesellschaften H.-A.-L. (Hamburg-Amerika-Linie) und N.-D.-L. (Norddeutscher Lloyd) ist es in Verbindung mit der Firma Melchers in Schanghai nach mancherlei Änderungen (z. B. gehörten die Dampfer der H.-A.-L. früher der Firma Rickmers) und Prüfungen gelungen, gemeinschaftlich 5 deutsche Dampfer regelmäßig laufen zu lassen. Nebenbei verkehren je nach der Konjunktur noch Dampfer zwischen chinesischen Küstenplätzen und den Yangtsehäfen. Aber teuer kommt's zu stehen. Die guten Anlegeplätze waren vergeben. Das ganze Unternehmen wurde eigentlich erst möglich durch die Errichtung einer deutschen Niederlassung in Hankau; denn trotz „open door policy und fair trade" erlaubten die Briten in Hankau den aufkommenden Konkurrenten nicht, die vorhandenen Anlegehulks usw. zu benutzen.

[1]) Siehe Atlas w. o.

Dieselben Schwierigkeiten hatten die Japaner, als sie ungefähr zur selben Zeit wie Deutschland ihren Anteil an der Schiffahrt suchten. Jetzt gibt es zwei japanische Linien. Die eine fährt allerdings noch unter britischer Flagge, und es ist nicht ganz sicher, ob Japan nach dem Kriege die endgültige Erwerbung wird vornehmen können. Wie schon von anderen Unternehmungen berichtet, werden auch diese Dampferlinien durch hohe Staatssubventionen — man spricht von 1 Million Mark jährlich — unterstützt. Sie konnten also im Frachtenkampf alle anderen Nationen gelegentlich unterbieten. Zudem waren die ihnen entgegentretenden Widerstände personell-politischer Art wohl nicht so nachhaltig. Das große Interesse der japanischen Regierung an diesen Fragen zeigt aber, wie klar sie erkannt hat, daß trotz Mandschurei und Korea kräftig im Yangtsetal einzusetzen sei, um in China wirtschaftspolitische Vorteile zu erringen, und daß weiter gerade die Schiffahrt ganz vorzüglich ohne jahrelange Vorarbeiten mit einem Schlage die vorhandenen oder gewollten politischen und materiellen Interessen zum Ausdruck bringen und fördern könne. Auch während des Krieges werden bisher neue Dampfer gebaut, welche ausschließlich für den Yangtsedienst bestimmt sind. Nur werden nach dem Kriege auch für die Yangtseschiffahrt bittere Stunden kommen. Es gilt hier dasselbe wie beim Handel: Für kürzere oder längere Zeit, je nach dem Ausgange des Krieges, wird anderen Nationen der Wettkampf leichter werden. Die hohen Subventionen welche heute allein die Schiffahrt ermöglichen, erscheinen bei endgültig fehlendem Erfolg recht gefährdet.

Eine gut rentierende chinesische Linie mit 4 Dampfern macht den Schluß. Durch gute Verbindungen mit chinesischen Kaufleuten (Import), Kenntnis der chinesischen Verhältnisse u. a. m. hat diese Linie alle ersten Schwierigkeiten leicht überwunden. Der größte Teil des bedeutenden chinesischen Passagierverkehrs wird von ihr bewältigt. Die Chinesen fühlen sich auf chinesischen Schiffen eben am wohlsten.

Alle Versuche, die französische Handelsflagge auf dem Yangtse zu zeigen, können trotz rastloser Bemühungen und Unterstützungen der französischen Regierung für die nächste Zukunft als gescheitert angesehen werden. Viel internes Mißgeschick hat hier mitgespielt. Sollte aber der französische Ehrgeiz doch noch eigne Schiffe auf den Yangtse bringen, so werden sich die oben gezeigten Schwierigkeiten in so verstärktem Maße zeigen, daß an einen pekuniären Erfolg für Jahre hinaus nicht zu denken ist. Das treibende Element für diese französischen Anstrengungen sind nicht die verhältnismäßig geringen kaufmännischen Interessen, sondern der vorhandene kulturelle Einfluß durch die vielen Missionen am oberen Yangtse, sowie die dort an anderer Stelle geschilderten wirtschaftspolitischen Zukunftspläne.

Dieser Vergleich der Dampferlinien ergibt das große Übergewicht Großbritanniens durch alteingefahrenen Betrieb, Verminderung des Risikos durch Gemeinsamkeit der Interessen, Festhalten der lohnendsten Frachten in den großen Stapelartikeln. Andererseits haben die Japaner durch ihre hohe Subvention

den Vorteil regelmäßiger Verzinsung resp. die Möglichkeit, billiger zu sein als alle anderen. Umsomehr müssen die deutschen Erfolge anerkannt werden. Zur Illustrierung einige Zahlen:

Es wurden ein- und ausklariert in:

a) Hankau

	1897	1900	1902	
zusammen	1 610 543	2 101 555	2 809 155	Reg.-Tons
davon britisch	1 109 405	1 135 487	1 226 719	" "
" chinesisch	447 608	462 424	459 387	" "
" deutsch	2 838	231 602	514 392	" "
" japanisch	— —	220 281	496 059	" "

b) Chinkiang.*)

	1897	1900	1902	
zusammen	3 243 416	4 413 452	5 389 772	Reg.-Tons
davon britisch	2 333 702	2 838 908	2 688 035	" "
" chinesisch	775 598	794 724	786 849	" "
" deutsch	88 710	450 040	1 047 890	" "
" japanisch	— —	286 346	725 702	" "

Diese Zahlen beweisen wohl ohne weitere Erklärung zu einem guten Teil das im Anfang gebrauchte Bild von dem wirtschaftlichen Ringen Großbritanniens, Deutschlands und Japans im Yangsetal.

b) Hankau—Itchang (inkl. Tunting-See). Es laufen hier:

2	Dampfer	unter	chinesischer Flagge
4	"	"	britischer "
2	"	"	japanischer "
1	"	"	deutscher "

Die Reedereien, wie auch ihre Stellung zueinander, sind hier im wesentlichen dieselben, wie bei der Schiffahrt Hankau seewärts. Noch hat keine Linie Gewinn aus den Betrieb gezogen. Die Notwendigkeit ihrer Erhaltung ergibt sich, abgesehen von politischen Vorteilen vor allem aus 2 Gründen, nämlich:

1. um bei der so lange erwarteten und erhofften Erschließung Szechuans auf dem Wasserwege rechtzeitig zur Stelle zu sein;
2. um im jährlich stark steigenden Exporthandel aus den Hankau benachbarten Provinzen die Frachten gleich an Ort und Stelle erhalten zu können.

Letzterem Gesichtspunkt haben Briten und Japaner schnell Rechnung getragen. Schon wird der Tunting-See und seine Zuflüsse von ihren Dampfern befahren und diesen so lohnende Fracht gegeben, wenn auf der Strecke Hankau—Itchang das Angebot gering ist. In Changsha, dem durch die Japaner neu

*) Leider ist hier noch kein deutscher Berufskonsul.

eröffneten Vertragshafen, wird eine japanische Werft angelegt. In Itchang ist aus privaten Mitteln ein britisches Seemannshaus mit allen Bequemlichkeiten errichtet worden. Das ist kein Stehenbleiben, das ist eifriges Vorgehen auf allen Seiten!

Hier sei nochmals der Tätigkeit der beiden deutschen Flußkanonenboote S. M. S. S. „Vaterland" und „Vorwärts" gedacht. Der Tunting-See und seine Zuflüsse ist z. Zt. auch ihr vornehmstes Erforschungs- und Vermessungsgebiet.

Unter allen Schwierigkeiten der Yangtsefahrt bis Itchang, als da sind: Kampf gegen altgewohnte kaufmännische Verbindungen mit einheimischen Mitteln, Festlaufen im Strom durch geringe Wassertiefen u. a. m. hat der eine deutsche Dampfer am meisten zu leiden. Aber es heißt hier aushalten bis zum sicher kommenden Erfolg. Alles, auch die lohnenden Handelsinteressen, muß ja noch geschaffen werden. Die günstigsten Vorbedingungen sind da. Die Deutschen kommen hier nicht zu spät. Sollte die Kraft etwa hier versagen? Scharf ist der Kampf, aber der Lohn wird dafür groß sein!

c) Itschang. — Provinz Szechuan.

Die Geschichte dieser Schiffahrt ist schon oft geschrieben worden. Das reiche Szechuan, — große Hoffnungen — einzelne Versuche, die Stromschnellen zu passieren, glücken — der kühne, deutsche Versuch führt zum Untergang eines neuen schönen Dampfers. Heute ist die Unmöglichkeit erkannt, mit Dampfern diese Strecke regelmäßig zu befahren. Die geleisteten Bravourstücke englischer Dampfer und Flußkanonenboote, sowie einzelner anderer Schiffe werden kaum Nachahmer finden. Viele Pläne gibt es, welche für die versunkene Hoffnung Ersatz schaffen wollen. Schon jetzt wird von englischen Firmen der bestehende Dschunkendienst trotz der sicheren Verluste dabei in eignen Dienst genommen, um wie auf der Strecke Hankau—Itchang die zum Export geeigneten Landesprodukte direkt und zu eignem Nutzen ohne weitere Zwischenmänner nach Schanghai verfrachten zu können. Die beste Aussicht auf Gelingen scheint ein Schleppleichterverkehr mit Umladen zwischen den größten Schnellen zu haben. Vorläufig ist allerdings regelmäßige Schleppschiffahrt in China noch nicht erlaubt, doch wird die Aufhebung dieses Verbots politisch zu erreichen sein. Jedenfalls bleibt festzuhalten, daß das Kulturwerk der Erschließung des Yangtsetales erst gekrönt wird, wenn Szechuan dem Handel leichter zugänglich wird. Früher oder später, zu Schiff oder Eisenbahn wird das gelingen. Es steht zu hoffen, daß dem sich mühenden Deutschland dann sein gerechter Anteil zufällt.

VII. Eisenbahnen.[*])

Noch mehr als bei Minen und in der Industrie haben die Nationen Wettläufe zur Erlangung von Eisenbahnkonzessionen veranstaltet, indem sie dabei zuweilen das Vollgewicht ihres politischen Druckes wirken ließen. Wir haben

[*]) Siehe Atlas w. o.

gesehen, warum nationale Eisenbahnen in China im politischen Interesse so erstrebt wurden. Oft war das Ziel nur, durch Erlangung solcher Konzessionen dem Gegner den Rang abzulaufen. Der wirkliche Bau hatte ja Zeit, bis die Geldleute Lust genug verspürten. Die chinesische Regierung hat mit politischen Verhandlungen über diese Frage viel zu tun gehabt. Oft ist ihr arg zugesetzt worden. Als immer mehr Konzessionen gefordert, aber fast nie ausgebaut wurden, hat sie 1898 bestimmt erklärt, keine weiteren Konzessionen mehr erteilen, sondern abwarten zu wollen, was aus den bereits im Bau begriffenen Linien würde. Gleichzeitig wurde wie beim Bergbau auch versucht, chinesisches Kapital anzubringen, doch fast ohne Erfolg, da eben der chinesische Geldmann in anderen Unternehmungen leicht die doppelte Rente ohne jedes Risiko erlangen kann.

Heute hat das Jagen nach Konzessionen etwas nachgelassen. Die nüchterne kaufmännische Erwägung kam zu dem Schluß, daß bei dem in China so billigen Wassertransport, der überdies noch jeder Verbesserung fähig ist, ein rentierendes Eisenbahnunternehmen nur unter ganz bestimmten örtlichen Verhältnissen, die oft von politisch zu erstrebenden Linien abweichen werden, zu erreichen ist. Mit anderen Worten: Bisher überragten die politischen die wirtschaftlichen Interessen. Die fortschreitende Erschließung des Landes durch den Handel wird die Distrikte klarer hervortreten lassen, wo zunächst von rein kaufmännischen Gesichtspunkten ein Eisenbahnbau lohnt.

Wir wollen aus unserer Betrachtung von vornherein alle die Linien im und zum Yangtsetal ausschalten, deren Bau zweifelhaft ist und deren Konzession wohl verfallen oder ihren Besitzer ändern wird, ehe einmal die erste Lokomotive dort fährt. Die Presse veröffentlicht darüber stets wechselnde Gerüchte, die der Kenner der Verhältnisse kaum mehr beachtet. So bleiben folgende Linien übrig:

Die Peking-Hankau-Linie verbindet Hauptstadt und Nordprovinzen mit dem Yangtsetal. Sie folgt einer alten Handelsstraße. Noch nicht ganz vollendet, bewältigt sie schon heute einen großen Verkehr. Binnen kurzem ist die Fertigstellung auf der ganzen Länge — 1250 km — zu erwarten. Die zunehmende Rentierung erscheint gesichert. Ebenso auch die wachsende Bedeutung Hankaus. Diese Nord-Süd-Bahn mit dem Hauptverkehr zum Yangtsetal hin beweist auch dessen unbestrittene wirtschaftliche Vormachtstellung im großen chinesischen Reich. Die Erbauer sind Belgier. Sie geben den Namen, aber kaum mehr als $^2/_5$ des Kapitals. Das Übrige stammt von ihren Hintermännern, den Franzosen. Beide Länder haben zu gleichen Teilen die Maschinen, Wagen usw. geliefert. Über die Beschäftigung der chinesischen Hanyang-Werke dabei (unter deutscher Leitung) ist schon das Nötige gesagt worden.

Die Bahn Hankau—Canton, welche die Nordlinie an Handelswichtigkeit, aber auch an Geländeschwierigkeiten weit übertrifft, sollte ursprünglich von amerikanischem Kapital gebaut werden. Nach vielen Verhandlungen zeigte sich aber eines Tages, daß, anstatt amerikanischem inzwischen wiederum belgisches Kapital sich den größten Anteil gesichert hatte. Das ging den Chinesen zu weit.

Die Konzessionserteilung wurde zurückgenommen. Ein endloses Hin und Her entstand darüber, wer nun eigentlich die Konzession erhalten sollte. Das letzte Wort ist noch nicht gesprochen.

Die Bahnkonzession Tientsin—Nanking ist schon vor Jahren an ein britisch-deutsches Syndikat vergeben, aber bisher noch nicht ausgenutzt worden. Deutschland soll den nördlichen Teil bis Tsinanfu resp. einem andern Ort in Schantung bauen (Anschluß und Verbindung mit der heut unter günstigen Aussichten im Betrieb befindlichen deutschen Bahn Tsingtau—Tsinanfu). Großbritannien behält den südlichen Teil bis zum Yangtse (Anschluß an die jetzt begonnene Bahn Schanghai bis Nanking).

Die Linie Haiphong (Tonking)—Hanoi—Mengtse—Yünnanfu wird von französischem Privat- und Regierungskapital gemeinsam gebaut. Sie wird im Frühjahr 1905 dem Verkehr übergeben werden können.

Im Gegensatz zu ihr taucht immer wieder der Plan einer Bahn Burma (britisch Indien)—Yangtsetal (Szechuan) auf. Die Geländeschwierigkeiten sind ungeheuer. Nie könnte eine solche Bahn wirtschaftlichen Gewinn abwerfen. Doch schon spricht man von noch weiter ausgreifenden Plänen in Verbindung mit der durch die Expedition Younghusband beginnenden rein britischen Erschließung Tibets. Der politische Gewinn wäre allerdings großartig. Die britische Flotte vom Yangtse her und die Armee aus Indien und Tibet. Dazu der russische Bär nordwärts verwiesen! Großzügig ist die englische Politik. — Doch wir wollen einhalten mit diesen Zukunftsplänen und noch das betrachten, was dem britischen Kapital nach jahrelangen Bemühungen zunächst wirklich gelungen ist, nämlich den Baubeginn der Linie Schanghai—Nanking. Die Anfangsstrecke Wusung—Schanghai ist schon einige Jahre in Betrieb, hat jedoch wirtschaftlich geringe Bedeutung, da die Seedampfer nach Schanghai selbst fahren können trotz des schwierigen und der Regulierung dringend benötigenden Stromlaufes des Whampoo oder ihre Ladungen durch Leichter hinaufgebracht werden.

Allgemein ist von den beschriebenen Bahnen zu sagen, daß alle, auch die vorwiegend aus politischen Gründen gebauten, einen gewissen Nutzen abwerfen werden, da sie den seit Jahrhunderten bestehenden Handelsstraßen folgen. Aber dieser Nutzen wird, besonders bei den großen Überlandbahnen, infolge großer Bau- und Geländeschwierigkeiten voraussichtlich mäßige europäische Ansprüche nicht übersteigen. Dafür werden diese Ansprüche aber auf sicherer Grundlage beruhen. So ist es schade, daß unser deutsches Kapital für Eisenbahnen im Yangtsetal gar nichts übrig hat. Die Chinamüdigkeit ist immer noch nicht geschwunden. Das große Publikum hat wenig Zutrauen zu Unternehmungen in China, und die Großfinanz verhält sich nach dem bekannten Vorgehen in Schantung abwartend. Das Verharren auf diesem Standpunkt wäre um so bedauerlicher, als es im Yangtsetal bei zunehmender bergbaulicher und industrieller Erschließung auch viele Gelegenheiten zu kleineren Bahnen, Güterbahnen, z. B. zwischen Gruben und Verschiffungsort u. a. m. geben wird, andererseits aber das

chinesische Kapital zu erstarken beginnt und die Behörden dabei kräftig mithelfen. Die deutsche Presse Ostasiens gibt diesen Gefühlen denn auch reichlich und unumwunden Ausdruck.

VIII. Die Stellung der deutschen Arbeitskräfte.

Die deutschen Konsulate zeigen in engster Fühlung mit der Kaufmannschaft eine erfreuliche Ausbreitung ihrer Tätigkeit. Von Ende 1904 ab ist in Chengtu bezw. Chungking ein deutscher Konsul, d. h. also dort, wo der vordringende Pionier den reichsten Lohn erwarten kann, in Szechuan. Die andern deutschen Konsulate des Yangtsetales sind in Itchang, Hankau und Nanking. Die Zentrale überhaupt aller deutschen Konsulate in China ist das Generalkonsulat Schanghai. Großbritannien, Frankreich und auch Japan haben eine größere Anzahl von Konsulaten im Yangtsetal. Die von allen Staaten neu abgeschlossenen resp. noch abzuschließenden Handelsverträge, Eröffnung immer neuer Plätze für den Handel, Errichtung von Niederlassungen, der Wirtschaftskampf und viel anderes mehr haben eine Tätigkeit veranlaßt, welche eifriger denn je wacht und schafft.

Von Kaufleuten und Unternehmern sei hier nur die Tatsache hervorgehoben, daß wie überall in China, sich auch im Yangtsetal ein selbstbewußtes Deutschtum in erfreulicher Weise kräftig zur Geltung bringt. Früher war das nicht immer so. Der Brennpunkt deutscher Interessen im oberen Yangtsetal ist Hankau.

Das Kreuzergeschwader nimmt durch die geschilderte Tätigkeit der Flußkanonenboote, durch dauernde Stationierung von Schiffen auf dem Yangtse, sowie durch zeitweiliges Befahren des Stromes mit den größten Kreuzern bis Hankau hinauf Anteil an der Erschließung des Yangtsetales. Wie überall im Ausland wird es auch hier durch britische, französische oder amerikanische Kriegsschiffe an Größe und äußerem Schein übertroffen.

Auf dem Gebiet der Missionen hat Frankreich das meiste getan. Die hervorragend praktische Seite der britischen und amerikanischen Missionen ist früher schon hervorgehoben worden. Die deutsche Mission hat an einzelnen Stellen in China hervorragendes geleistet. Sie hat mit viel inneren und heimatlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, und viele Auffassungen sind in ihr vertreten. Neuerdings ist die Ausbreitung im Yangtsetal in größerem Umfange als bisher geplant.

Im Schul- und Unterrichtswesen haben sich neben den in Verbindung mit Missionen bestehenden christlichen Lehranstalten die Japaner recht kräftig betätigt. Es gibt heute im Yangtsetal wohl an jedem größeren Orte japanische Lehrer, welche den Chinesen die westliche Bildung in japanischem Gewande bringen. Der ausschließlich japanischen, rein praktischen Schulen für Industrie und Ackerbau ist schon gedacht worden. Die japanische Regierung unterstützt diese Lehrtätigkeit ihrer Pioniere in China durch Gewährung von

Zulagen, oder Geldmitteln für eigne Klubgebäude u. a. m. Von fremder Seite wird gerade diese Seite des japanischen Wirkens mit dem offenkundigen Endziel der Bevormundung des ganzen chinesischen Volkes oft unterschätzt.

Unter den Großstaaten hat bisher Deutschland hier am wenigsten Erfolge aufzuweisen. Einige erfreuliche Ausnahmen bestätigen nur die Regel. Die Vorschläge der deutschen Presse, z. B. der Ruf nach preußischen Volksschullehrern, erscheinen mehr oder weniger aussichtslos.

Früher gab es viele deutsche Militärinstrukteure im Yangtsetal. Heute gibt es wenige, dafür aber eine große Zahl japanischer Militärinstrukteure. Der japanische Offizier geht aktiv und mit vollem resp. erhöhtem Gehalt in solche Stellung. Nicht so der deutsche Offizier a. D. Viele Vorschläge werden auch in dieser Frage gemacht. Aus allen leuchtet die erkannte Wichtigkeit der Instrukteure für die Nation, welche sie stellt, hervor. Der russisch-japanische Krieg wird auch hierin Klärung herbeiführen. Bisher hat er dank der kriegerischen Lorbeeren immer neue Scharen von Japanern nach China gebracht, welche als Instrukteure und Lehrer aller Art wirken. Vielleicht zeigt er eines Tages noch, daß die jetzt in großen Mengen ins Yangtsetal gelieferten japanischen Waffen, Munition usw. schlechter sind, als andere!

Deutsche Ärzte sind überall hoch angesehen. In diesem Fach ist sicher noch viel Raum vorhanden. Zweifellos wird die Zukunft auch mehr deutsche Krankenhäuser, Kliniken usw. bringen.

Die deutsche Presse in China ist lange Zeit einen dornenvollen Weg gegangen. Übermächtig waren die Gegner, vor allem die englischen Zeitungen. Wie alles Deutsche ist heut auch sie erstarkt und zu einem nutzbringenden Verbreiter deutschen Wesens, zu einem Sammelpunkt deutscher Interessen geworden. In Schanghai wird ihr wichtigstes Organ, die Wochenschrift „Der ostasiatische Lloyd" verlegt. Während des Krieges sind dessen täglich verbreiteten Berliner Telegramme von Angehörigen aller Nationen viel begehrt.

In Schanghai, Hankau, Chinkiang, Nanking und Itschang bestehen deutsche Postämter, welche sich allgemein des besonderen Vertrauens erfreuen. Die weitere Ausdehnung des Postwesens hängt mit dem Ausbau der Verkehrsmittel zusammen. Nur deutsche Schiffe und deutsche Eisenbahnen bieten der deutschen Post diejenigen Vorteile, welche unbedingte Sicherheit und günstige Aussichten im Wettkampf mit den postalischen Einrichtungen anderer Nationen gewährleisten. In allen Fällen hat nationale Post auch eine gewisse politische Bedeutung.

Wir stehen am Schluß. Ein mannigfaltiges Bild des wirtschaftspolitischen Lebens und Werdens ist vorübergezogen. Zukunftshoffnungen und Gedanken wollen wir weiter hier nicht erörtern. Ein gut Teil folgt von selbst aus unserer Betrachtung. Sonst geben die Zeitungen draußen und daheim viel davon. Oft schießen sie übers Ziel hinaus, noch öfter verstehen sie es nicht, was Deutschland dort im fernen Osten zu suchen hat. Das muß noch anders und besser werden.

Denn eins ist sicher: Die deutsche Wirtschaftspolitik hat starkes Interesse am Yangtsetal. Sie verlangt volles Verständnis nicht nur bei den hohen Behörden am grünen Tisch, sondern weithin im Vaterlande, wenn sie fürs Vaterland recht segensreich wirken soll. Nützlicher erscheint es, im richtigen Maße auf die erreichten Erfolge hinzuweisen, anstatt aus allen möglichen Besorgnissen vor fremdem Übelwollen damit geheim zu tun. Deutsche Tüchtigkeit und deutsche Erfolge sind groß genug, daß sie voll gewürdigt werden können und deutsches Kapital und Arbeit noch mehr als bisher nach China lenken, wo in den nächsten Jahrzehnten der Schwerpunkt der Weltpolitik liegen wird.

Die Mitte des Jahres 1905 ist herangekommen, die Waffen haben ernster und entscheidender gesprochen, der Friede scheint in Sicht, und klarer sieht der Blick auf die Ereignisse vorher und nachher. Die gewaltigen Erfolge zu Wasser und zu Lande werden im japanischen Volke bis in die untersten Schichten hinein einen nachhaltigen Eindruck machen, und in solchen Zeiten ist dann der wirtschaftliche Aufschwung besonders groß. — So wird uns die Zukunft Ostasiens und die Stellung Japans zu China und den interessierten Mächten noch viel beschäftigen. Schon tauchen einige neue Fragen auf.

Wird Rußland nach dem Friedensschluß dort draußen noch stark genug sein, um ein ostasiatisches Gleichgewicht aufrecht zu erhalten?

Wird Frankreich wirklich der Nächste sein, dem das siegreiche Japan Schwierigkeiten macht im ostasiatischen Kolonieenreich, wie die französische Presse in steter Warnung und Besorgnis vor der gelben Gefahr behauptet?

Wird Großbritannien das wirtschaftliche Übergewicht seiner tapferen Alliierten dort draußen oder in Indien nicht eines Tages so unangenehm empfinden, daß die Freundschaft getrübt wird?

Was wird der zukünftige Herrscher des stillen Meeres, die amerikanische Union zu dieser Entwicklung sagen? In Beschränkung von Handelsbeziehungen versteht sie doch wenig Spaß, und ein Vergnügen bereiten ihr schon heut die massenhaft nach den Philippinen auswandernden Japaner sicher nicht. Und Deutschland?

Blicken wir getrost in die Zukunft, alles deutet darauf hin, daß eine ruhige feste Wirtschaftspolitik viele Früchte reifen lassen wird, wo viel gesäet worden!

Schiller in Siebenbürgen.

Von

Lutz Korodi.

Du schüttelst den Kopf, freundlicher literaturkundiger Leser? Du meinst, Schiller habe Siebenbürgen kaum gekannt, vom dortigen Deutschtum vielleicht gar nichts gewußt? Und ich sage dir, wenn irgendwo auf der Welt, so hat er dort gelebt und lebt heute unter jenen Deutschen tief im Bewußtsein des Volkes, der Weltanschauung seiner führenden Geister den Stempel aufdrückend. Aber Schiller hat auch persönlich — genau 2 Jahre vor seinem Tode — aus dem Kreise dieses Volkes ein rührendes Zeichen der Verehrung bekommen. Unter dem 9. Mai des Jahres 1803 findet sich in Schillers Kalender ein Brief vermerkt, den er aus Siebenbürgen von einem einstigen Jenenser Schüler erhalten hat. Der Brief ist noch vorhanden; sein Schreiber bittet darin „seinen einstigen großen Lehrer" um ein Urteil über seine Dichtungen, die er „der in Freiheit geborenen und im Glück reifgewordenen Nation" der „edeln Siebenbürger Sachsen" widmen will, wenn Schillers „vollgültiges Urteil sie nicht verwirft". Freilich näher getreten ist Schiller dem sächsischen Volk nicht; es wurde ja für die deutsche Wissenschaft und für das deutsche Mutterland erst damals durch den Göttinger Historiker Schlözer wiederentdeckt, und mit Recht vermutet mein siebenbürgischer Landsmann Adolf Schullerus in einer Abhandlung über Schiller und sein Verhältnis zu den Sachsen, daß wohl auch der Mangel des dramatischen Spiels und Gegenspiels von Haupt- und Staatsaktionen in der Geschichte dieses Deutschtums Schuld daran trug, wenn Schiller von dem quellenden Leben und der stillen Poesie, die aus den Geschichten jener fernverschlagenen Brüder sprach, ungerührt blieb.

Und doch, wie ist heute Schiller in Siebenbürgen zu Hause, wie hat er die Deutschen dort so innig verbunden mit der großen deutschen Nation! Er und Luther. Als ich in diesem Winter auf Einladung eines Studienfreundes in einer bescheidenen Gustav Adolf-Gemeinde von

Berlin NO über mein altes Heimatland Siebenbürgen sprach, da war mirs, als spräche ich zu meinen Leuten; so heimisch fühlte ich mich unter ihnen. Und als ich am 9. Mai an der glänzenden Schillerfeier der Gemeinde Grunewald teilnahm, wo der geistvolle Festredner den Hörern gar mutige, das umgebende Leben nah berührende Worte über den entnervenden materialistischen Zug der Zeit sagte, da hatte ich wieder das Gefühl: das ist der Grundton, auf den man auch im Siebenbürger Sachsenland gestimmt ist, den auch dort des Volkes Erzieher anschlagen, wenn sie das Volk auf die Höhe führen. Den gleichen Geistesflug, wie hier auf märkischem Boden, nahmen in weihevoller Stunde die Festreden am Fuß der Karpathen:

„Lassen Sie uns von der Alpenflur, drauf Schillers verklärter Geist zu den Sterblichen spricht, nicht heruntersteigen in die Niederungen des Tages ohne ein Bekenntnis zum Geiste Schillers! Denn uns genügt nicht, daß uns auf den ladenden Ruf der Genius in unserer Mitte erscheine, um mit dem verfliegenden Festrausch wieder zu entschweben in einsame Fernen. Wir möchten ihn bannen, denn wir können nicht von ihm lassen. Prüfend ruht sein großes Auge auf der feiernden Menge: ob er uns würdigt, unter uns Wohnung zu machen? Ja, er tut es, er tut es gewiß, wenn nachhaltiger als der dithyrambische Ruf: Schiller lebt! die ernst wollende Losung sich hörbar macht: Leben wir Schiller!"

„Was Schiller uns sein kann?" — so hatte sich Professor Netoliczka in Kronstadt das Thema zu seiner Festrede gestellt, die er dort am 9. Mai hielt; aus der Antwort, deren Quintessenz zur besten Charakteristik der Schillerstimmung in Siebenbürgen oben wiedergegeben ist, mag auch der ferner stehende Leser entnehmen, wie nahe Schiller das ganze geistige Deutschland zu verbinden vermag. In diese Losung klangen die Feiern dort alle aus, und Ernst v. Wildenbruch, an den sich der evangelische Stadtpfarrer von Kronstadt, Dr. Obert, mit der Bitte um ein dem sächsischen Volk gewidmetes Festgedicht gewendet hatte, durfte in dessen Namen getrosten Mutes rufen, in allen Gauen des „Sachsenlandes" begeisternd:

Deutschlands Dichter auch unser Dichter,
Unser Berater in Lust und Schmerzen,
Deutschlands Ehre auch unsere Ehre,
Flamme und Leuchte in unsern Herzen.
An dem Tage, da sein wir vergäßen,
Da vergäßen wir unser selber,
An dem Tage
Löschten wir selbst unserm Leben die Lichter.

Und weiter:

. . . . . Völkern und Reichen
Soll unser Kranz verkündend verheißen:
Deutsche Seele
Soll kein Feind aus dem Leibe uns reißen!

Daß die Schillerfeiern in Siebenbürgen nicht bloß ein „Rausch der Worte" gewesen, von dem in einer unvergeßlichen Rede Adolf Harnack einmal in Hermannstadt meisterlich sprach, beweisen am besten die literarischen Gaben, die das Schillerjahr in Siebenbürgen zeitigte. Wer das sächsische Volk kennen lernen will, sehe sich diese Arbeiten an; dankbar und mit gebührender Bescheidenheit bekennt es sich der ganzen Nation gegenüber als das empfangende, aber es empfängt immer gerne und offenen Herzens! Außer der erwähnten Rede Netoliczkas, die nach übereinstimmenden Berichten machtvoll gewirkt hat, liegen mir folgende Reden (sie sind teils in Hermannstadt, teils in Kronstadt im Druck erschienen) vor: eine liebevolle volkstümliche Darstellung Schillers als Persönlichkeit von Dr. Eugen Lassel; sie würde auch keiner reichsdeutschen Bücherei zur Unehre gereichen. In die gleiche Kategorie gehört der Vortrag des ästhetisch feingebildeten D. Franz Herfurth „Die Frauen in Schillers Umgang und Poesie". Ein eifriger Vertreter der humanistischen Bildung begegnet uns in Gymnasialdirektor Julius Groß, der über „Schiller und die Antike" mit Sachkenntnis spricht, und wieder in engste Beziehung auch zum sächsischen Volk sucht der Schäßburger Dr. Hans Wolff seinen Schiller zu bringen. Wie ihm das gelingt, mag wieder der Leser beurteilen, wenn er hier den Weckruf findet: „Ein weiches, in Sinnenlust befangenes und gefühlsübersättigtes Geschlecht moderner Literaten hat mit viel Lärm und Geschrei das Ende Schillers in die Welt gerufen, und der moderne Materialismus hat ihm willig das Gehör geschenkt. Doch laßt euch nicht irren durch das Geschrei lärmender Toren; er lebt und wird immer auferstehen, solange das große Sehnen nach Kraft und Heldengröße, der Wille, sich frei zu machen von aller Schlappheit, durch die Menschheit geht. Wir aber, wir Einsamen hier, wir Alten und wir Jungen, was wäre unser Leben ohne Mut und ohne Glauben, ohne den entschlossenen Manneswillen, vorwärtszubringen und emporzustreben und vor dem Geschicke unter keinen Umständen die Waffen zu strecken!" — Endlich kann ich es mir nicht versagen, auch auf eine Sammlung von acht Vorträgen, die in Hermannstadt gehalten wurden, aufmerksam zu machen. Es sind diese: 1. Die deutsche Literatur um 1780 und Schillers Jugenddramen. — Professor Ernst Buchholzer. 2. Schiller als Philosoph. —

Seminardirektor Dr. J. Capesius. 3. Schillers Stellung zur Religion. — Pfarrer Dr. E. Filtsch. 4. Schillers Ästhetik. — Pfarrer Dr. A. Schullerus. 5. Die späteren Dramen Schillers. — Professor Dr. Hans Wolff. 6. Schiller und Goethe. — Professor Gottlieb Brandsch. 7. Schiller als Mensch. — Pfarrer Oskar Wittstock. 8. Schiller als Historiker und Politiker. — Stadtpfarrer D. Fr. Teutsch.

Es war aber auch nicht etwa eine bloße „Literaten"-Feier. Wie man das im Leben der Siebenbürger Sachsen gewohnt ist, fühlte sich auch hier Stadt und Land eins; wenn am späten Nachmittag des neunten Mai in Schäßburg der Klang der Bergglocken an des Dichters Todesstunde erinnerte, so drang die mächtige Mahnung auch hinaus bis zum Haus und zu den Herzen der deutschen Bauern im schönen Waldland und sie gedachten erhobenen Mutes *ihres* Schillers. Und wer unter ihnen es nur vermochte, scheute den Weg zur Stadt nicht, um auch dort mit den Brüdern zu feiern. In Bistritz war es eine Bauernkapelle, die den dreihundert städtischen Fackelträgern voranschritt und den schier endlosen Zug führte, der dem großen Toten die Huldigung darbrachte. Schillereichen, Schillerlinden wurden aller Orten gepflanzt und einen Schillerplatz schuf auf tannengeschmückter Höhe die Stadt Mediasch, — sie alle zeugen und wollen zeugen in alle Zukunft für ihres sächsischen Dichters Wort: „Hier stirbt der Deutsche nicht, darauf vertraut." Späten Enkelkindern werden jene Bäume eine gewaltigere Sprache sprechen, als alle die papierenen Gesetze einer kurzsichtigen, kleinlichen Verärgerungspolitik, die keine Ahnung hat von der unzerstörbaren Kraft wurzelechten Volkstums.

Selbstverständlich wurde Schiller, besonders in den Schulen, auch durch Aufführungen seiner Dramen oder von Szenen aus ihnen gefeiert. Man mag sich vorstellen, welchen Eindruck in diesem Lande, bei der entsprechenden, durch die Verhältnisse nur zu trefflich vorbereiteten Stimmungsgrundlage, die Darstellung der Rütliszene auf jugendliche Gemüter macht! Wo es nur anging, wurden an alle Schüler Schillergaben verteilt, mit einem Bildnis, mit Dichtungen Schillers und einem kurzen Lebensbild oder mit dem erwähnten Gedicht Wildenbruchs. Auch in deutsch-ungarischen Blättern des Banats fand ich übrigens diesen warmherzigen Gruß an das Deutschtum im Ausland; er hat, nebenbei gesagt, durch die freundliche Mithilfe der Berliner „Nationalen Korrespondenz" noch Ende März d. J. seinen Weg zu 140 deutschen Zeitungen aller Erdteile gefunden. Auch in *Südungarn* hat man sich aber nicht mit Festartikeln begnügt. So fand in Pancsova eine erhebende Feier statt, wo-

bei der Schriftleiter eines dortigen deutschen Blattes die Festrede hielt, — ein Symptom für nationales Erwachen unter Volksgenossen, die bisher sich scheuten, öffentlich sich als solche zu bekennen. Und die Deutschen in Ruma (Slavonien) beleuchteten am 9. Mai, ihres Schillers froh, das Städtchen festlich und durchzogen die Straßen mit klingendem Spiel. Die eigentliche Feier planen sie für den Herbst.

Endlich haben auch die siebenbürgisch-sächsischen Volksgenossen in Amerika, die sich dort national-gesellschaftlich organisiert, eigene evangelische Geistliche, eigene Vereine und Zeitungen haben, Schiller gefeiert, und dasselbe taten ihre Brüder in Rumänien. Die vereinigten reichsdeutschen und österreichisch-ungarischen Vereine in Bukarest haben auf der Bühne des dortigen Nationaltheaters „Wallensteins Lager" aufgeführt. Die Rumänen Kronstadts aber brachten „Die Räuber" in rumänischer Sprache auf die Bühne!

Und noch eins möchte ich erwähnen, um wieder Berlin und Siebenbürgen zu verbinden: ich las in den Zeitungen, daß auf Veranlassung des deutschen Reichskanzlers 10000 Exemplare von Schillers „Wilhelm Tell" unter den Schülern der Auslandschulen zur Verteilung gelangt sind. Nun, in Siebenbürgen ist zu gleicher Zeit, ohne daß die beiden Spender eine Ahnung von des anderen Absichten hatten, ein Gleiches von seiten der sächsischen Hochschüler geschehen: sie haben „gleichsam als Dank an die Volksschulen, deren Segnungen auch die Hochschüler durch die Vermittelung der Elemente des Wissens und der Bildung genossen haben," dem event. Landeskonsistorium in Siebenbürgen 4000 Exemplare einer von ihnen veranstalteten Ausgabe des „Tell" (mit Vorgeschichte und Erläuterungen) als Schillergabe für die Schüler der oberen Klassen der Volksschulen in Stadt und Land zur Verfügung gestellt. Wenn jetzt nur nicht demnächst im ungarischen Reichstag mit üblichem Scharfsinn die geheimen Beziehungen zwischen Fürst Bülow, den siebenbürgisch-sächsischen Hochschülern und dem bekannten pangermanischen Agitator Friedrich von Schiller aufgedeckt werden! .....

Die Zukunft der Bauernkunst.

Von

Albert Dresdner.

Bäuerliche und städtische Kunst gleichen zwei Brüdern, die in ihrer Jugend einander unbekannt aufgewachsen sind. Sie sind, selbständig von einander, beide aus den natürlichen Bedingungen entstanden, die durch die Bedürfnisse des Hausbaues und des Hausrats, der Tracht und des Schmuckes gegeben waren. Sie sind beide erdwüchsig und beide echte Kulturprodukte. Unzweifelhaft hat es eine Zeit gegeben, in der zwischen ihnen keine erhebliche Verschiedenheit obgewaltet haben mag; es war jene Zeit, da die städtischen Lebensformen sich von den bäuerlichen noch nicht allzuweit entfernt hatten. In ihrer ferneren Entwicklung aber traten sie weit auseinander. Der Zufluß geistiger Interessen und tüchtiger Kräfte, die Anhäufung eines leidlich gesicherten Wohlstandes in der Stadt, die dort schneller und weiter durchgeführte Arbeitsteilung, die größere Mannigfaltigkeit und größere Individualisierung der städtischen Bedürfnisse, die gesteigerte Höhe der Ansprüche der Stadtbewohner: all dies wirkte zusammen, um der Entwicklung der städtischen Kunst ein lebhaftes Tempo zu geben und sie neuen Anregungen stets empfänglich zu halten. Dagegen blieb die bäuerliche Kunst, in ihren primitiveren Verhältnissen fortgeübt, den Bedingungen ihrer Entstehung treuer, hielt die einmal gewonnenen Grundlagen fest und bewahrte sich einen ausgesprochen konservativen Sinn. Die beharrenden und die vorwärts treibenden Kräfte, die in jeder gesunden Volkskultur leben und einander durchdringen müssen, fanden ihren Ausdruck in der bäuerlichen und städtischen Kunst.

Indessen blieben die Brüder auf die Dauer einander nicht unbekannt; und zwar war es der bäuerliche Bruder, der zum Bruder Städter den Weg fand. Wirtschaftliche und geistige Bedürfnisse aller Art führten den Bauern schon in frühen Zeiten zur Stadt. Er sah und beobachtete dort die jüngsten Fortschritte der städtischen Kunst, ihre neuen Stile oder auch neuen Moden. Bedächtig, langsam, ja selbst schwerfällig, verhält er sich den städtischen Neuerungen gegenüber zunächst immer mißtrauisch und

abwartend. Nach einer gewissen Zeit jedoch entschließt er sich, das, was ihm am brauchbarsten und schönsten in dem neuesten städtischen Kunststile erscheint, anzunehmen und anzuwenden. Er gibt weder die Technik noch die Beobachtung oder den ganzen Stil seiner eigenen Kunst preis, aber er bereichert und verjüngt sie durch die Übernahme neuer Formelemente. Der Kern der bäuerlichen Kunst bleibt von Jahrhundert zu Jahrhundert unverändert, doch der Bauer verschmäht es nicht, sie mit dem Schmucke der jüngsten künstlerischen Stadtmode — oder was er dafür ansieht — auszuputzen. Was er aber einmal aufgenommen hat, das hält er mit einer viel größeren Zähigkeit fest, als sie die städtische Kunst besitzt. Wie uns die Mutter Erde in ihren Schichten den Abdruck urvorweltlicher Tiere getreu aufbewahrt hat, so finden sich in der bäuerlichen Kunstübung, so lange sie lebendig ist, noch Reste und Spuren alter Kunststile in frischer Übung bewahrt, die in der städtischen Kunst längst abgestorben und überwunden sind. Romanische, gotische und Renaissance-Formen lebten auf diese Weise in der bäuerlichen Kunst bis in die jüngste Zeit hinein fort; Barock- und Rokoko-Stil erscheinen in ihr als die Mode von gestern, und der Dreispitz und die Kniehose, einst die elegante Mode des Städters, heut aber in den Städten längst verschwunden, haben sich in verschiedenen deutschen Bauerntrachten noch bis heute, oder jedenfalls bis in die neueste Zeit hinein, lebendig erhalten.

Es scheint mir aber, daß die Art des Einflusses der städtischen Kunst auf die des Landes sich im Laufe der Zeit wesentlich verschoben hat. Lange Zeit waren es nur neue ornamentale Formen, zu deren Übernahme sich der Bauer entschloß. Je mehr aber Stadt und Land, die ursprünglich einen Körper gebildet, dann sich voneinander losgelöst hatten, durch den natürlichen Gang der Entwicklung einander wieder genähert werden, um so tiefer greift der städtische Einfluß in die Bauernkunst ein. Zwar den Grund- und Eckpfeiler seiner ganzen Kunst, die Anlage und Formgebung des Hauses, hat sich der Bauer all die Zeit über noch unangetastet in voller Eigenart gewahrt; allein die Mobilien hat er schon vor einigen Jahrhunderten der Einwirkung der Stadtkunst in weitgehendem Maße preisgegeben. So finden wir bereits im Zeitalter des Barocks, noch mehr aber dann in dem des Rokokos und des Empires bäuerliche Wohnungseinrichtungen, die durchaus im städtischen Stile hergestellt sind und sich nur noch in Einzelzügen von ihm unterscheiden; auch der Ofen hat im wohlhabenden Bauernhause oft an den stilistischen Wandlungen der Kunst teilgenommen. Es erweist sich also, daß der städtische Einfluß auf die ländliche Kunst mit der Zeit an Umfang und an Bedeutung

zunimmt. Umgekehrt hat ein unmittelbarer Einfluß der bäuerlichen Kunst auf die städtische, soweit ich erkennen kann, niemals stattgefunden. Den Inhalt der Kunstgeschichte, der Weltkunstgeschichte, bildet allein die städtische Kunst, weil sie allein die Kraft besaß, neue Kulturideale sichtbar aufzustellen; die bäuerliche Kunst bildet in der Geschichte der großen kulturellen Entwicklung der Kunst nur, wenn ich so sagen darf, eine Arabeske. Darum soll ihr aber ihre Wichtigkeit, ja es soll ihr selbst ein bedeutsamer, wenngleich mittelbarer Einfluß auf die städtische Kunst nicht abgesprochen werden. Diesen Einfluß sehe ich hauptsächlich darin, daß sie der großen tragenden Schicht des Bauerntums einen gesunden Kunstsinn und eine lebendige Kunstübung erhielt, daß sie so der gesamten nationalen Kunstkultur eine gediegene Grundlage gab und ihr zugleich auch einen gesunden Nährboden bereitete, dem mehr wie eine bedeutende künstlerische Persönlichkeit entsprossen ist. Wir können noch in jüngster Zeit an dem Beispiele eines Defregger oder Thoma erkennen, daß Künstler bäuerlichen Ursprungs sich eine gewisse innige Frische der Naturbeobachtung, gepaart mit einer fast rührenden und oft geradezu anziehenden leichten Unbehilflichkeit, kurz, eine Naivetät zu erhalten pflegen, die der Quelle des bäuerlichen Kunstsinnes entstammt und durch die diese Künstler wiederum einen interessanten und belebenden Zug in die allgemeine Kunstentwicklung hineintragen.

So war das Verhältnis zwischen städtischer und bäuerlicher Kunst bis in das 19. Jahrhundert hinein. Da vollzog sich gegen die Mitte dieses Jahrhunderts jener vollkommene Zusammenbruch der ganzen städtischen Kunstübung und Kunstkultur. Er vollzog sich in erster Linie dadurch, daß die Maschine, die fabrikmäßige Herstellung zur Herrschaft gelangte, und daß die persönlich-menschliche Arbeit, ihre Leistung und ihr Wert ausgeschaltet oder doch in ihrer Bedeutung tief herabgedrückt und damit die Wurzel alles künstlerischen Schaffens erstickt wurde. Der Bauer war an dieser Entwicklung der städtischen Kunst zunächst wieder unbeteiligt; bis tief in das verflossene Jahrhundert hinein blieb er seiner Tradition getreu. Es kam aber der Zeitpunkt, wo er auf die jüngste Wandlung der Stadtkunst aufmerksam wurde und ihr näher trat; sie hatte ohnehin für ihn dadurch eine gewisse Anziehungskraft, daß der praktische Sinn des Gelderwerbs und der Gelderspanis beim Bauern scharf ausgeprägt ist. Nun kam die Stadt und bot ihm alles, oder doch fast alles, was er bisher unter Aufwand vieler Mühe und vieler Zeit hergestellt hatte, auf das bequemste fertiggestellt und sehr billig an. Er konnte aus der Stadt sein Haus, oder was sich so nannte, beziehen; auf Wunsch werden ihm auch Schnitzereien oder sonstige Schmuckteile dazu geliefert; das Kleid,

das Tuch, den Schmuck, den Hausrat, alles liefert ihm die Stadt billig und schlecht. Es vollzog sich nun die Entwicklung, die nach der geschichtlichen Erfahrung durchaus als die natürliche zu bezeichnen ist: nach einer längeren Periode des Abwartens schloß sich der Bauer auch in diesem Falle der städtischen Kunstentwicklung — oder Kunstmißentwicklung — an. Diesmal aber tat die Macht der Stadt über die bäuerliche Kunst einen gewaltigen Schritt vorwärts, indem sie auch auf das Bauernhaus und, was unzertrennlich damit zusammenhängt, auf die Gesamtgestaltung der Dorfanlage übergriff. So begann denn, nachdem der Damm altererbten bäuerlichen Kunstsinnes und lang behüteter bäuerlicher Kunstübung allmählich unterspült war, von der Stadt her eine verwüstende Flut über Land und Dorf in Deutschland dahinzugehen. Das trauliche und charakteristische Bild des deutschen Dorfes wurde in kläglicher Weise zerstört, die unterscheidenden ehrwürdigen Züge des Bauerntums in Tracht und Hausrat ausgelöscht und die Wohnung des Bauern selbst entstellt und verwüstet.

In der städtischen Kultur ist, wie bekannt, bereits ein Rückschlag gegen diese Vernichtung der alten Kunstkultur eingetreten. Hundert Kräfte sind an der Arbeit, die Schäden zu reparieren, zu retten, was zu retten ist, und vor allem auf dem arg verwüsteten Grunde etwas neues aufzubauen. Das Land ist noch nicht so weit; es hinkt seiner Natur nach auch diesmal seiner Entwicklung nach. Ich meine, daß aller Wahrscheinlichkeit nach die, um mich kurz auszudrücken, „moderne“ Kunstflut auf dem Lande noch nicht ihren Höhepunkt erreicht oder überschritten hat, sondern daß man damit rechnen muß, daß die Vorliebe des Bauern für die billigen und schlechten Stadtprodukte noch anhalten oder selbst sich steigern wird. Hier tritt nun aber ein neues Moment der Entwicklung ein. Die städtische Kunst, die sich bisher um die bäuerliche wenig gekümmert hat, richtet jetzt zum ersten Mal ihr Augenmerk auf sie, findet sie in voller Zerstörung begriffen und faßt den Entschluß, nach Möglichkeit ihr die Leiden der Entwicklung zu ersparen, die sie selbst hat durchmachen müssen und mit denen sie das Land angesteckt hat. Zum ersten Male also greift auf diesem Gebiete der bewußte menschliche Wille in die Entwicklung ein. Es hat sich die Bewegung für Heimatschutz gebildet, mit Tatkraft sich geltend gemacht und Anteil zu erregen gewußt. Sie hat sich die Aufgabe gestellt, der ferneren Verwüstung des Landes Einhalt zu tun und von der guten Überlieferung zu retten, was sich retten läßt. Sie hat Regierungen, gemeinnützige Körperschaften und Gemeinden zu interessieren gewußt. Man sucht leichtfertige Entstellung des deutschen Dorfes zu verhindern, bietet dem Bauern Rat an, liefert ihm, wenn er sein Haus umbauen will,

Entwürfe, die ihm gestatten, das Alte ins Neue zu übertragen, schreibt Wettbewerbe aus, um passende Entwürfe zu erhalten, schickt Werber und Redner herum, die in Wort und Bild das Unheilvolle der neuen Mode kennzeichnen und durch Belehrung zu wirken suchen.[1]) Es unterliegt keinem Zweifel, daß es dieser Bewegung gelungen ist und gelingen wird, manches Übel zu vermeiden und manches Gute zu erhalten, und daß sie der tätigen Unterstützung aller Vaterlandsfreunde in hohem Grade würdig ist. Dennoch muß ich aussprechen, daß sie nach meiner Ansicht eine schwache Stelle hat. Diese schwache Stelle liegt darin, daß sie, wie schon ihr Name besagt, in erster Linie schützen, Vorhandenes erhalten und retten will. So wohltätig und notwendig der Gedanke eines Schutzes ist, — er entbehrt der werbenden Kraft, die nur das Neue oder das entschiedene Streben nach dem Neuen ausüben kann. Alle Kultur ist Entwicklung, und nur Bewegungen, die die Entwicklung verstehen und sich als rüstige Schwimmer in ihren Strom werfen, haben die lebendige Zukunft für sich. Den unbefangenen Beobachter muß es doch stutzig machen, daß die deutsche Bauernkunst im 19. Jahrhundert dem städtischen Stoße so überraschend leicht unterlag. Wie! Sie hatte eine beiläufig fünfzehnhundertjährige Überlieferung für sich, ward von der beharrlichsten aller Bevölkerungsklassen gestützt und wird neuerdings obendrein von amtlicher und privater Seite beschirmt — und dennoch sehen wir, daß sich ihr Abbröckelungsprozeß fast in allen Teilen Deutschlands unaufhaltsam vollzieht? Diese Erscheinung legt eine Frage nahe, die schmerzlich genug ist, die aber mit der Ehrlichkeit geprüft werden muß, die man einer so ernsten Sache schuldet: die Frage, ob die alte Bauernkunst nicht aus dem Grunde so schnell unterlag, weil sie bereits innerlich morsch war. Ich bejahe diese Frage und behaupte, daß die wirtschaftlichen und die sozialen Grundlagen, auf denen die bäuerliche Kunst seit Jahrhunderten beruhte, zersetzt sind, und daß sie selbst in rein künstlerischem Sinne in gewisser Beziehung als überlebt anzusehen ist.

[1]) Einen Niederschlag dieser Bestrebungen bildet das schätzenswerte Buch „Kunst auf dem Lande“, das Heinrich Sohnrey in Verbindung mit anderen bei Velhagen und Klasing in Leipzig herausgegeben hat. Darin sind die Leistungen der bäuerlichen Kunst auf ihren verschiedenen Betätigungsgebieten nach ihrer Geschichte und Art liebevoll und sachverständig dargestellt und gewürdigt. Zahlreiche gute Abbildungen liefern ein wertvolles Anschauungsmaterial. Das von mir hier behandelte Problem, welche Zukunft der Bauernkunst in ihrer überlieferten Gestalt zuzuschreiben sei, liegt außerhalb des Bereichs dieses Buches; dagegen hat es Robert Mielke, allerdings nur in sehr allgemeiner Weise, in seinem Vortrage „Das deutsche Dorf“ gestreift („Ländliche Wohlfahrtsarbeit“, Heft 9, Berlin 1905, S. 76).

Die wirtschaftliche Seite der Sache ist die, daß die bäuerliche Erzeugungsweise durch die modern-städtischen Produktionsformen über den Haufen geworfen worden ist. Dem Bauern ist das Verständnis für den Wert eines Gutes aufgegangen, mit dem er bisher verschwenderisch umsprang: der Wert der Zeit. Dies Verständnis ward ihm dadurch aufgedrängt, daß die Quantität menschlicher Arbeitskraft, die auf dem Lande zur Verfügung steht, sich, vornehmlich wohl durch Abwanderung in die Stadt, wesentlich verringert hat. Früher besaß das Land einen Überfluß an menschlicher Arbeitskraft, heut leidet es Mangel daran, und damit ist die Notwendigkeit möglichst intensiver Ausnützung der Arbeitskraft jedes einzelnen natürlich gestiegen. Der Bauer kann jetzt nicht mehr gut viele Stunden daran geben, um sich selbst einen Schrank zu zimmern und zu bemalen, und das Bauernmädchen hat nicht mehr die vielen Nachmittage und Abende übrig, an denen sie sich in vergangenen Zeiten ihre Ausstattung spann und wob. Es ist also unumgänglich, daß der Bauer viele Dinge kauft, die er vordem selbst erzeugt hat; und dies wird ihm nicht allein durch die Billigkeit des städtischen Angebots, sondern auch dadurch erleichtert, daß die städtische Industrie ihn durch Reisende, Prospekte und Annoncen selbst aufsucht. Bildete also die wirtschaftliche Bedingung des Gedeihens der Bauernkunst, wie sie uns von Jahrhunderten überliefert wurde, in erster Linie ein Überschuß an Arbeitskraft und Zeit, so ist diese Voraussetzung heut schwer erschüttert.

Die bäuerliche Kunst wurzelte aber zugleich in einer sozialen Voraussetzung: in der Abgeschlossenheit der bäuerlichen Kultur. Bis in die neueste Zeit hinein waren Land und Stadt zwei getrennte Kulturkreise, die nur durch wenige Fäden miteinander zusammenhingen. Jeder dieser Kreise erzeugte seine eigenen Lebensformen, seine eigenen sittlichen Anschauungen, fast kann man selbst sagen: seine eigene Sprache; und so auch seine eigene Kunst. Nun aber hat die städtische Kultur in die Mauer der bäuerlichen Abgeschlossenheit hundert Breschen geschlagen und dringt von allen Seiten unaufhaltsam bis ins Herz des Landes hinein. Eisenbahn, Post, Telegraph, Telephon sind ebenso viele Wege, die ihr das Vordringen erleichtern. Die Zahl der Bauern, die städtisches Leben nie aus eigener Anschauung kennen lernen, schmilzt schnell zusammen; die allgemeine Wehrpflicht führt alljährlich Zehntausende von Bauernsöhnen in ihren empfänglichsten Jahren in die Städte. Allein selbst wenn der Bauer unbeweglich daheim bleibt, so wird er doch auf vielfache Weise mit den Gedanken und den Interessen der Stadt infiltriert. Suchen doch heut die Städter in hellen Scharen den Bauern auf! Sie kommen zu ihm als

Sommergäste und als Vergnügungsreisende; Fabriken entstehen in seiner Nachbarschaft; entlegene Dörfer werden Malerkolonieen. Schon ist es uns eine überraschende Entdeckung, wenn wir irgendwo in Deutschland ein Fleckchen Erde finden, das, wie wir zu sagen pflegen, von der Kultur ganz unberührt ist. Kurz: Stadt und Land sind in dem Kochkessel der modernen Zeit gründlich durcheinander gerührt worden; und die Folge ist natürlich, daß sich ihr Verhältnis zueinander durchaus verschoben hat. War der Bauer für den Städter Jahrhunderte lang, wie die Kunst erweist, fast nur komische Figur, so war wiederum der Städter für den Bauern eine Art seltsamen Tiers, das er mit Erstaunen und Mißtrauen betrachtete; aber wo ist das deutsche Dorf, wo ein Städter noch heut wie früher eine merkwürdige und kaum begreifliche Erscheinung bildete? Es konnte nicht ausbleiben, daß der Bauer mancherlei Gedanken, Erfahrungen, Interessen, Bedürfnisse, Gewohnheiten annahm, die ihm zuvor fremd waren; und wenn er dabei an manchem Trefflichen, was ihm überliefert war, irre ward, so kann doch nur verbissene Stadtfeindschaft behaupten, daß er in dieser Schule nur Nachteiliges gelernt hat. Wenn er vom Städter ein größeres Reinlichkeitsbedürfnis, einen erhöhten Bedarf an Luft und Licht, eine zweckmäßigere Ausnutzung der Zeit, eine aufmerksamere Berücksichtigung der modernen hygienischen Erkenntnisse, eine angemessene Verwertung praktischer Erfindungen lernt, so wird er dabei nicht übel fahren. Aber sei nun das, was er annimmt, gut oder schlecht: die Tatsache, daß die Abgeschlossenheit der bäuerlichen Kultur durchbrochen ist, bleibt unerschütterlich bestehen; und damit ist der bäuerlichen Kunst, wie sie seit Jahrhunderten geübt ward, so recht der Boden unter den Füßen weggezogen.

Und in diesem Sinne behaupte ich allerdings, daß die alte Bauernkunst auch künstlerisch sich überlebt hat. Ich möchte mit dieser Behauptung nicht gern mißverstanden sein. Ich empfinde und liebe die Schönheit des deutschen Dorfes, des deutschen Bauernhauses und seines Kunstfleißes so tief, wie einer; ich verdanke ihr reiche Eindrücke und Erlebnisse. Allein diese Schönheit ist in ihrer gegenwärtigen Form eine Schönheit der Vergangenheit, sie ist erstarrte Schönheit. Ist eine Kunst nicht mehr der getreue Abdruck der Lebensbedingungen und Lebensformen der Bevölkerungsklasse, die sie hervorbringt, so beginnt sie den hippokratischen Zug der Unwahrheit anzunehmen; und nur durch künstliche Mittel kann sie mühselig am Leben erhalten werden. Der deutsche Bauer, meine ich, hat schon zum größten Teile das Interesse an seiner alten Kunst verloren, und zwar aus dem ganz gesunden Gefühle heraus, daß sie ihm nicht mehr als ein natürlicher frischer Trieb am Baume seines Lebens

erscheint. Er denkt hierin ehrlicher, als seine städtischen Freunde; und insofern Ehrlichkeit die Seele aller Kunst ist, denkt er, der die alte Schönheit preisgibt, auch künstlerischer, als der städtische Kunstfreund, der sie erhalten will. Um alles zu sagen, so scheint es mir, daß bei der Bemühung um unsere Bauernkunst neben den würdigsten Motiven doch auch der Faktor eines gewissen ästhetischen Egoismus mitspielt. Denn für uns Städter ist der Gedanke des Verlustes unserer altehrwürdigen bäuerlichen Kunstkultur fast unerträglich, und das um so mehr, als Land und Dorf zu den letzten Asylen unseres Schönheitssinnes gehören. Ich will diesen Egoismus nicht tadeln, er ist natürlich genug; aber er birgt auch ernste Gefahren und er hat bereits zu der romantischen Sentimentalität geführt, daß man die Bauernkunst als den wahren Erneuerer und das Vorbild neuer deutscher Kunst überhaupt hingestellt hat. Berechtigter, als dieser ästhetische Egoismus, erscheint mir jedenfalls das Drängen des deutschen Bauerntums nach neuen Kulturformen, die es den Anforderungen der Zeit besser gewachsen machen. Unter allen Opfern, mit denen uns die moderne Kultur ihre vielgepriesenen Fortschritte bezahlen läßt, ist das unserer alten Bauernkunst gewiß eines der schwersten; indes einem männlichen Volke steht es nicht an, Unvermeidliches sentimental zu betrauern, sondern ihm liegt die Aufgabe ob, das sich ihm aufdringende Neue, mag es sich zunächst noch so unerfreulich präsentieren, zu bewältigen und es in die Gestalt der Kraft, Vornehmheit und Schönheit zu zwingen.

Der Vorgang, dessen Zeugen wir sind, besteht, um ihn mit einem Worte zu bezeichnen, in einem gewissen Ausgleiche zwischen bäuerlicher und städtischer Kultur. Dieser Vorgang ist nicht beispiellos, sondern er hat sich in dichtbesiedelten Ländern oder Bezirken, wo Stadt und Land einander näher gerückt sind, schon früher vollzogen. So z. B. in Toskana, in einzelnen Teilen Hessens und an der Mosel. Dort haben die Dörfer in der Bauweise der Häuser, in der Anlage der öffentlichen Gebäude usw. sich der Stadt entschieden angeähnelt, während in Gegenden, wo die Städte und die Bevölkerung spärlicher gesät sind, wie z. B. in Oberbayern und an der niederdeutschen Küste, das Dorf und das Bauernhaus sich mehr in ihrer frischen und charaktervollen Unberührtheit erhalten haben. Dennoch sind das toskanische oder das Moseldorf weit davon entfernt, nur Stadtabklatsch zu sein. Es gibt eine Fülle von Momenten, die uns verbürgt, daß das Dorf immer die Selbständigkeit seiner Erscheinung behaupten wird. Die althergebrachte Besitzverteilung macht seine zerstreute, freiere Anlage zu einer Notwendigkeit. Das Fehlen ungesunder Bodenspekulation gestattet eine breitere und bequemere Ausdehnung der Siedelungen. Jene

großen Kultur- und Kunstwerke, die einen so bezeichnenden Zug des Stadtbildes ausmachen, gehören auf dem Lande fast immer zu den Unmöglichkeiten. Dagegen wird der Bauer stets die unmittelbare und stetige Fühlung mit der Natur behalten, die jedem Erzeugnisse seines Kunstfleißes den Stempel einer frischen und naiven Sinnlichkeit und Gegenständlichkeit aufprägt. Endlich aber gibt uns der urkonservative Sinn des Bauern, und besonders des deutschen Bauern, die Sicherheit, daß er städtische Einflüsse immer nur so weit übernehmen wird, als wirtschaftliche und soziale Notwendigkeiten ihn dazu drängen. Es wäre vermessen, den Propheten spielen zu wollen; allein für mein Teil neige ich zu der Ansicht, daß die bäuerliche Kultur, wenn sie die gegenwärtige Periode der Neubildung überwunden und sich neu konsolidiert hat, sich in ihren endgültigen Kunstformen von denen der Überlieferung in vielen wichtigen Punkten nicht allzuweit entfernen wird. Wenn man eine Pflanze unter neue Bedingungen versetzt, so wird sie, falls sie sie überhaupt ertragen kann, sich ihnen anpassen, aber sie wird nicht ihre Art, nicht ihr Formgesetz preisgeben. So wird auch, meine ich, die Bauernkultur und die Bauernkunst sich den neuen Lebensbedingungen anpassen, allein sie werden nicht ihre Art, nicht ihr Formgesetz preisgeben. Unter diesem Gesichtspunkt scheint mir die oberste Aufgabe in dieser Angelegenheit, die der Augenblick uns stellt, die zu sein, daß wir das, was ich das Formgesetz der bäuerlichen Kunst nennen möchte, soweit erkennen, daß wir uns seiner mit überlegenem Zielbewußtsein bedienen lernen, um im Altüberlieferten das Urnotwendige und gesetzlich Unveränderliche vom vergänglichen Beiwerke zu unterscheiden und um die erforderlichen Neubildungen auf eine natürliche und fruchtbare Grundlage zu stellen. Bei dieser Untersuchung will ich mich auf das Bauernhaus beschränken, weil von ihm alle fernere Kunstübung ausgeht und geregelt wird.

Da dünkt es mich denn, daß das Wesen und die Schönheit des Bauernhauses wurzelt in seinem eigentümlichen Verhältnisse zur Natur. Das Stadthaus, als ein Kulturwerk, setzt sich der Natur mit Bestimmtheit als etwas Neues, Andersartiges entgegen: das Bauernhaus schmiegt sich ihr an, ja es wächst aus ihr heraus. Die ganze Formengebung, der Geist, ich möchte sagen: der Rhythmus der Landschaft setzen sich in dem Bauernhause fort, wiederholen und verdichten sich darin. Setze ein echtes und wohlausgebildetes Stadthaus, einen Palast also etwa, in die Natur: es wird befremdend wirken. Sein Aufbau verliert hier die Glaubwürdigkeit, er erscheint unwillkürlich, bizarr; die Harmonie seiner Formen schlägt bei der unvermittelten Berührung mit der Natur in Dissonanz um. Das

echte und wohlausgebildete Bauernhaus hingegen fällt aus der Landschaft nicht heraus, sondern scheint ein von derselben Hand geschaffenes Produkt zu sein, die Baum und Wiese, Wasser und Gebirge erzeugt hat. Es ist ein menschliches Naturwerk, gebildet von den Menschen, die am innigsten mit der Natur verwoben sind, die ganz mit ihr, in ihr, von ihr leben. Im Gebirge, in Bayern und Tirol z. B., steigt es mit den Bergen empor, wiederholt in seinem festen und wuchtigen Aufbau ihren Wuchs und gliedert sich durch Umgänge und Galerien, wie sie sich gliedern. Im flachen breiten Niederlande aber hält es sich an der Erde und breitet sich behäbig aus, doch so, daß es seine Formen fest zusammenhält, wie die niederdeutsche Natur, deren Größe und Schönheit in der großartigen Einfachheit und Geschlossenheit der Landschaft liegt. Man versetze das Tiroler Bauernhaus nach Holstein: es wird unnatürlich und prunkhaft erscheinen; man verpflanze das Bauernhaus der Vierlande nach Oberbayern: es wird von der Masse der Berge erdrückt werden.

Was demnach durchaus zu erhalten ist, das sind nicht sowohl die einzelnen überlieferten Formen des Bauernhauses (und so auch der Bauernkunst überhaupt), als vielmehr sein Formgesetz: die besondere Art seiner Beziehung zur Natur. Die Einzelformen sind wandlungsfähig, sind sterblich; das Formgesetz ist unsterblich, weil es auf dem Verhältnisse des Bauern zur Natur beruht, und es muß unsterblich bleiben, wenn wir nicht unser Land verwüsten wollen. Klammern wir uns an die Einzelformen der Überlieferung, so laufen wir Gefahr, aus ihr eine Kette zu schmieden, die der Bauer mühsam und widerwillig nach sich schleppt und deren Last ihn nur daran verhindert, eine selbständige neue Kunst zu gestalten. Und so stellt sich denn dem Architekten, der eine neue Kirche, ein Pfarr- oder Schulhaus oder ein Gemeindeamt auf dem Dorfe zu bauen hat, eine Aufgabe, die wohl geeignet sein müßte, seine feinsten und besten Kräfte zu erwecken: die Aufgabe nämlich, mit echtem Künstlerauge den Rhythmus der Landschaft, in die er bauen soll, zu erfühlen und aus diesem lebendigen Gefühle heraus mit neuschöpferischem Geiste ein Werk seiner Hände zu bilden, in dem gleichsam die Natur selbst in ihrem geheimen stillen Schaffensprozesse belauscht zu sein scheint. Kein noch so bequemer und schmiegsamer fertiger „Stil" kann solche schöpferische Tat je ersetzen, aber ländliche Bauwerke dieses Geistes würden freilich einen bedeutenden Einfluß auszuüben vermögen, weil sich die private Baukunst erfahrungsmäßig an den öffentlichen Gebäuden schult und an sie anlehnt. Es ist eine Aufgabe, die viel an Takt, Originalität und Naturempfinden verlangt; allein wenn es in der Stadt einem genialen

Architekten gelungen ist, eine von Hause aus so wenig anziehende Erscheinung, wie das moderne Warenhaus, in großartige und überzeugende Formen zu bannen und dadurch ihre besten Seiten sichtbar zu machen, sollten es dann nicht deutsche Baukünstler auch vermögen, die Seele unserer heimatlichen Landschaft zum Sprechen zu bringen, daß sie sich offenbare in den Formen der Dorfkirche, der Dorfschule, des Bauernhauses, ja selbst in denen der Fabrik auf dem Lande, damit sie als Stätte rührigen Gewerbfleißes das Dorf nicht schände, sondern belebe und ehre?

Im Grunde finde ich, daß hier dasselbe Problem wiederkehrt, das gegenwärtig unsere ganze Kunst beschäftigt, nämlich das Problem einer neuen Auseinandersetzung mit der Natur, und die gefährliche Klippe, die wir vermeiden müssen, ist die einer einseitig ästhetischen Behandlung dieses Problems. Was uns gefällt, was uns mit traulichen Reizen schmeichelt, ist deshalb noch nicht immer das, was unserer Zeit natürlich und notwendig ist. Wenn wir die malerische Schönheit eines alten Bauernhauses entzückt bewundern und zugleich doch im Innern unseres Herzens die Menschen bedauern, die in diesen niedrigen, dumpfen und düsteren Räumen wohnen müssen, so besteht hier ein offenbarer Widerspruch zwischen den Bedürfnissen eines gesunden und tätigen Lebens und der ästhetischen Wirkung — ein Widerspruch, der, wie ich hinzufügen möchte, für ein feiner entwickeltes Denken auch die ästhetische Wirkung vergiftet. „Heimatsschutz" ist ein guter und nützlicher Notdamm gegen die Flut der Barbarei, die Deutschland gegenwärtig überschwemmt, allein es ist kein Programm, kein Ziel. Was wir brauchen, ist vielmehr eine künstlerische Heimatspolitik großen Stiles; und wer diese nach einseitig ästhetischen Gesichtspunkten und Interessen betreiben will, gleicht einem Manne, der den Blüten seines Rosenstrauches die sorgsamste Wartung angedeihen läßt, aber die Pflege des Erdreichs vernachlässigt. Nicht nachdrücklich genug kann es ausgesprochen werden, daß die Bewegung für künstlerische Kultur in Deutschland, wenn sie wirklich Macht gewinnen und etwas erreichen will, mitten in das politische und wirtschaftliche Leben unseres Landes hineingreifen und daran teilnehmen muß. Sie muß es dem deutschen Volke begreiflich machen, daß die Interessen, die sie vertritt, nicht nur für ein Luxusempfinden von Bedeutung, sondern daß sie mit der materiellen und geistigen Wohlfahrt der ganzen Nation aufs innigste verknüpft sind. Sie muß sich als eine Weltanschauung legitimieren, indem sie zu allen wichtigen Fragen unseres öffentlichen Lebens bestimmte Stellung einnimmt. Sie muß an die politischen Parteien ihre Forderungen stellen und von ihrer Annahme ihre Unterstützung abhängig machen. Kurz: sie muß die

künstlerische Kultur in der wirtschaftlichen, der sozialen, der politischen, der sittlichen Kultur verankern. Und so werden wir auch, wie ich meine, der Zukunft der Bauernkunst gegenwärtig am sichersten und am fruchtbarsten durch wirtschaftliche und soziale Maßnahmen den Boden bereiten.

Alle Hoffnung auf Gesundung der Bauernkunst ist ohne Aussicht, wenn es nicht gelingt, die wirtschaftliche Krisis, unter der der Bauer schwer leidet, glücklich zu überwinden. Bäuerliche Kunstpolitik beginnt mit gesunder Bauernpolitik. „So lange die Not gebietet und das Bedürfnis drängt," sagt Schiller, „ist die Einbildungskraft mit strengen Fesseln an das Wirkliche gebunden; erst wenn das Bedürfnis gestillt ist, entwickelt sich ihr ungebundenes Vermögen." Der proletarisierte Bauer hat keine Kunst. Seine Liebe zur Heimat, die Quelle seines künstlerischen Vermögens, versiegt, wenn er auf seiner Scholle nicht gedeihen kann; und ihn verschlingt die Stadt, die ihn mit vermeintlich leichteren Erwerbsgelegenheiten und nicht am wenigsten mit dem Reize mannigfacher Unterhaltung lockt. Wir können dieser Lockungskraft entgegenwirken, indem wir ein ländliches, den bäuerlichen Bedürfnissen wohlangepaßtes und nach Möglichkeit an örtliche Überlieferung und Sitte anknüpfendes Volksunterhaltungswesen organisieren, durch dessen Darbietungen das Dasein des Bauern belebt und bereichert wird. Auch müssen wir ihm dazu behilflich sein, die von allen Seiten flutartig auf ihn eindringenden neuen Gedanken und Interessen zu übersehen, zu ordnen, durch den Meinungsaustausch mit Dorf- und Berufsgenossen, sowie mit wohlmeinenden Freunden des Bauernstandes zu klären. In diesem Sinne halte ich die Bewegung für unterstützenswert, die sich die Errichtung von Gemeindehäusern in deutschen Dörfern zum Ziele gesetzt hat, um in ihnen neben anderem dem Bauern brauchbare Versammlungs- und Vortragsräume zu bieten und damit einen sichtbaren Mittelpunkt für das geistige Leben des Dorfes zu schaffen. Doch ich widerstehe der Versuchung, hier im einzelnen die Maßnahmen durchzugehen, die als die Voraussetzungen einer praktischen bäuerlichen Kunstpolitik anzusehen sind. Aber gewiß: nur indem sie alle fruchtbaren Bestrebungen dieser Art übernimmt und zu den ihren macht, wird die Bewegung für künstlerische Kultur die Politiker und die ganze Nation von ihrer sehr realen Bedeutung überzeugen.

Die Zukunft der deutschen Bauernkunst ist ein nationales Problem von gar nicht zu überschätzender Wichtigkeit — aber nicht darum, weil dabei eine Reihe altererbter und uns innig werter Schönheiten in Gefahr steht, sondern weil es sich bei ihr in Wahrheit um Tod und Leben des Bauernstandes handelt. Ein gesundes Bauerntum wird auch immer seine

eigentümliche Vorstellung von Schönheit und von Vollendung des Lebens innerhalb seiner Sphäre in einer selbständigen und charaktervollen Bauernkunst, vor allem in der Gestaltung des Bauernhauses, ausprägen. Es ist ein Zeichen gefährlichster Erkrankung des bäuerlichen Lebens, wenn das Siechtum der Bauernkunst andeutet, daß das Bauernideal sich trübt, daß sein Leben wurzellos und gestaltlos wird. So fällt die Frage der Gesundung der Bauernkunst letzten Sinnes mit der zusammen, ob es dem deutschen Bauerntume gelingen wird, sich neue Ideale statt der jetzt zerfallenden, sich neue fruchtbare Vorstellungen über seine Stellung, seine Aufgabe und seine Lebensformen zu bilden. Das kann es aber nur, wenn es den festen Grund einer gedeihlichen Existenz unter seinen Füßen hat; künstlerisches Schaffen blüht nur da, wo die Bedingungen für alles Schaffen überhaupt günstig sind. Darum wiederhole ich: auf das Erdreich kommt alles an. Sollen die Blumen und Früchte eines langen und schönen bäuerlichen Kultursommers vergehen — wir werden einen schweren Abschied von ihnen nehmen; allein laßt fahren dahin, laßt fahren! Von wie viel Herrlichem hat sich die deutsche Kultur nicht schon loslösen müssen: und immer zirkuliert ein neues frisches Blut. Der Römer, der vor 1700 Jahren Zeuge der furchtbaren Barbarenflut wurde, die die Antike zertrümmerte, mußte zu der verzweiflungsvollen Überzeugung kommen, daß das letzte Stündlein aller Kultur geschlagen habe; und doch war die große Verwüstung der erste Anfang eines neuen Lebens. So meine ich, daß auch nach der Sintflut der Barbarei, die uns jetzt überschwemmt, eine neue mächtige Kultur aufblühen wird. Das Bauerntum und seine Kunst nehmen an dem Verfalle teil, sie werden an der Auferstehung teilnehmen, und Urältestes wird in verjüngter Form aufleben. Die Form muß zerbrechen, soll der Guß gelingen. Wir werfen einen langen dankbaren Blick auf das teure Land der Vergangenheit zurück und spannen dann wohlgemut alle unsere Segel zur Fahrt in die unbekannte Zukunft.

Monatsschau über auswärtige Politik.

Von

Theodor Schiemann.

18. Juni 1905.

Die Ereignisse überstürzen und drängen sich in letzter Zeit so sehr, daß es schwer fällt, über dem Sensationellen das Wesentliche im Auge zu behalten. Das Wesentliche aber bleiben alle Zeit gesunde Verhältnisse im Alltagsleben der Staaten, denn nur auf dieser Grundlage läßt sich auch eine sichere und gerechte auswärtige Politik treiben und die Fähigkeit und Bereitwilligkeit der Nationen gewinnen, für die Konsequenzen einer solchen Politik einzutreten.

Ungesunde innere Verhältnisse aber haben noch immer ihre Rückwirkung auf den Gang der auswärtigen Politik gehabt. Sie führen zu Extremen, zur Überhitzung oder zur Erschlaffung, sie neigen zu Abenteuern, denen im Augenblick der Entscheidung die Nachhaltigkeit der nationalen Kraft sich versagt, oder sie lähmen ein energisches Handeln dort, wo Ehre und Vorteil es gebieten sollten. Wir denken die These, und fast könnten wir hinzufügen den Gemeinplatz, nicht durch historische Reminiszenzen zu erläutern; sie liegen gleichsam an der großen Heerstraße, man braucht sich nur zu bücken, um sie aufzuheben. Aber für die Lage des Augenblicks ist doch charakteristisch, daß gerade diese Reflexionen sich uns förmlich aufdrängen.

Wir denken dabei zunächst nicht an Rußland, sondern an England und Frankreich.

In England hat sich die durch den Burenkrieg geschaffene innerpolitische Lage wider den Willen der ungeheuren Mehrheit der Nation behauptet. Die Regierung von heute nimmt ihre Stellung auf Grund eines Mandates ein, das ihr zu anderem Zweck übertragen wurde. Ihre Aufgabe war, den Burenkrieg zu siegreichem Abschluß zu bringen, das neue fiskalische Programm, das Chamberlain ihr oktroyierte, lag ganz außerhalb des Gedankenkreises der Männer, welche das heute regierende Parlament und seine Spitzen im Ministerium gewählt haben. Da nun jede Ergänzungswahl liberale Ersatzmänner für die unterliegenden Männer von der rechten Seite des Hauses brachte, verlangte das sonst allmächtige Herkommen Auflösung des Unterhauses und Ausschreiben von Neuwahlen. Mr. Balfour bestand aber darauf, sich nach dem Wortlaut der Verfassung, nicht nach dem Herkommen zu richten. Das Parlament ist 1901 zusammengetreten, hat also — wenn das Ministerium nicht in einer zur Kabinettsfrage erhobenen Angelegenheit in der Minderheit bleibt — das gute Recht, bis 1907 beisammen

zu bleiben. Das kann die Opposition nicht bestreiten, aber sie macht dem Ministerium sein moralisches Anrecht auf weitere Behauptung seiner Stellung strittig. Es ist darüber gerade in letzter Zeit im Parlament zu außerordentlich lebhaften Gegensätzen gekommen, die beinah bis zu Handgreiflichkeiten führten. Aber Balfour behauptete sein: J'y suis, j'y reste!, und dabei ist es dann auch geblieben. Trotzdem war die Lage des Ministeriums nicht unbedenklich wegen der fortgesetzten Niederlagen bei den Nachwahlen. Und offenbar um die schwindende Gunst der öffentlichen Meinung zurückzugewinnen, entschloß es sich, dem chauvinistischen Treiben, das im Zusammenhang mit den Zukunftsplänen Chamberlains erheblich an Kraft gewonnen hatte, nicht die Wege zu verlegen, sondern es vielmehr unter der Hand zu fördern. Das Auftreten von angesehenen Männern, die in mehr oder minder direkter Beziehung zum Ministerium standen, ohne jede Ausnahme aber der regierenden Partei angehörten, für die Notwendigkeit einer raschen Gewalttat gegen Deutschland, etwa wie man sie zu Anfang vorigen Jahrhunderts gegen Dänemark vollführt hatte, kann dafür als Symptom, wenn nicht gar als Beweis dienen. Ebenso die Konzentrierung aller deutsch-feindlichen Organe zu einem großen Preßtrust, der offen zugab, daß er seine Hauptaufgabe darin sehe, Chamberlains Politik zu fördern, und dessen Aktion gegen Deutschland sich kurzweg als eine ruchlose Verhetzungspolitik bezeichnen läßt. Ein zweiter Preßtrust, die Potentia ist neuerdings mit gleichem Programm hinzugetreten. Eine derart gegen Deutschland gerichtete Politik des Ministeriums, speziell also Lord Lansdownes, aber lag jener Annäherung an Frankreich zu Grunde, die in das Brüskieren Deutschlands in der Marokkofrage ausmündete und, wie sich nicht übersehenläßt, uns hart an die Grenze eines europäischen Krieges geführt hat. Die Rechnung des englischen Ministeriums ging dabei offenbar dahin, durch Herbeiführung einer politischen Krisis die Nation zu weiterer Gefolgschaft zu nötigen. Right or wrong, my country! Man konnte darauf rechnen, daß der altbewährte Satz auch diesesmal nicht versagen werde. Wir sind auch keineswegs der Meinung, daß die Gefahr bereits als überwunden betrachtet werden kann. Sie ist im Augenblick ein wenig zurückgedämmt, kann aber jederzeit die Schutzdämme wieder überfluten. Was heute mäßigend wirkt, ist der werdende Frontwechsel Frankreichs, der für England zu große Erfolg Japans und die Möglichkeit eines russisch-japanischen Friedensschlusses, der eine schlagfertige russische Armee in Zentralasien zurücklassen muß, endlich die auf alles gefaßte Haltung Deutschlands und die ersichtliche Neigung des Präsidenten der Vereinigten Staaten, einen Krieg zu verhindern, dessen Rückschläge die gesamte Kulturwelt treffen müssen.

Aber gewiß werden wir klug tun, die Lehren dieser kritischen Wochen nicht zu vergessen. Nun steht allerdings fest, daß diese provokante Haltung Englands nicht möglich gewesen wäre, wenn sie nicht von Frankreich aus und zwar durch keine geringere Persönlichkeit als durch Herrn Delcassé, den wie es schien unersetzlichen, jedenfalls aber fast absoluten Minister der auswärtigen Angelegenheiten, unterstützt worden wäre. Herr Delcassé, der am 6. Juni in einer Sitzung des

französischen Ministeriums seine Demission einreichen mußte, weil er, wie der Gil Blas verraten hat, einen Krieg mit Deutschland als das Ziel seiner Politik kennzeichnete und bis auf den Kriegsminister Bertheaux seine anderen Kollegen gegen diese Politik Verwahrung einlegten, Herr Delcassé hat in den sieben Jahren, die er am Quai d'Orsay waltete, erst versteckt, dann ohne weitere Bemäntelung eine Politik geführt, die notwendig, früher oder später, den Bruch mit Deutschland zur Folge haben mußte. Kam es dazu, so meinte er wohl mit Hilfe Englands seines Sieges sicher zu sein. In Frankreich selbst aber ist er mit diesen letzten Absichten vor jenem 6. Juni nicht hervorgetreten. Er schmeichelte der herrschenden sozialistischen Partei mit der Aussicht auf große, in vollem Frieden zu erreichende Erfolge, benutzte die Unpopularität, welche Rußland im Lauf der letzten Jahre, speziell aber 1904 und 1905 in den die Kammer rücksichtslos beherrschenden sozialistischen Kreisen traf, um die Schwenkung in das englische Lager zu vollziehen und meinte durch seine Behandlung der marokkanischen Frage die Frucht zum Pflücken gereift zu haben. Daß sie in der Tat reif war, hat ihm dann Kaiser Wilhelm durch seinen Einritt in Tanger am 31. März bestätigt. Sie war reif, aber nicht für Herrn Delcassé, sondern reif für ein Eingreifen der Vertragsmächte von 1880 zu einer friedlichen Regelung, die, ohne der Souveränetät des Sultans zu nahe zu treten, in den Grenzen des Möglichen Marokko der europäischen Kulturwelt näher bringen soll. Daß dieses der Ausgang sein wird, läßt sich erfreulicherweise heute fast mit Bestimmtheit vorhersehen. Wir dürfen aber hoffen, daß mit dem Rücktritt Herrn Delcassés auch eine Wandlung in der Richtung der öffentlichen Meinung Frankreichs erfolgen wird.

Wir denken dabei nicht daran, daß nun plötzlich eine Atmosphäre inniger Freundschaft über Deutschland und Frankreich schweben wird, wer sollte das erwarten, wohl aber spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, daß die Mode abkommen wird, durch große, gegen uns gerichtete Worte sich sein Diplom auf einen waschechten französischen Patriotismus zu ertrotzen. Was wir von dem Frankreich, das nicht mehr unter Herrn Delcassés politischer Führung steht, erwarten, ist nur, daß es in Zukunft seinen eigenen Interessen nachgeht und sich nicht zum Werkzeug englischer Verschwörerkonsortien à la National Review machen läßt. Dann werden wir auch in Zukunft erkennen, daß unser wohlverstandener Vorteil uns ein gut Stück Weges zusammengehen heißt.

Weit deutlicher noch ist der ursächliche Zusammenhang zwischen äußerer und innerer Politik an den Ereignissen zu Tage getreten, die sich auf russischem Boden und auf dem Schauplatz der russisch-japanischen Kriegsaktionen abgespielt haben. Wir haben schon, als das Rosheſtwenskische Geschwader auslief, darauf hingewiesen, wie stark der Gegensatz war, der über die Aussichten des groß angelegten Unternehmens in den Kreisen der Regierung und der öffentlichen Meinung des Landes bestand. Hoffte die erstere durch dieses Geschwader und die Nachschübe, die man ihm anschließen wollte und auch wirklich angeschlossen hat, durch einen entscheidenden Schlag das gesamte Kriegsbild zu Gunsten Rußlands

zu verändern, so waren nicht nur die Organe der Opposition, und die nebenhergehende Meinung der zahllosen politischen Versammlungen, die teils mit, teils gegen den Willen der Regierung über die zukünftige Gestaltung Rußlands zu Rat saßen, höchst pessimistisch gestimmt, auch Offiziere und Mannschaften des Geschwaders zogen ohne jede Zuversicht der Entscheidung entgegen. Darüber lassen die zahlreichen Briefe von — heute nicht mehr unter den Lebenden weilenden — Teilnehmern an der Expedition keinen Zweifel. Sie sprachen von ihren Särgen, wenn sie der stolzen Schiffe gedachten, die sie zu führen hatten. Wie aber Rosheſtwenski dachte, weiß die Öffentlichkeit nicht. Er hat, wie es seine Pflicht war, nur zuversichtliche Worte gesprochen. Man hat es bekanntlich auf das höchste bewundert, daß er schließlich die gesamte vereinigte russische Seemacht bis an die Küsten Koreas geführt hat. Dann aber kam die mörderische Schlacht bei Tsushima, bei der gewiß nicht nur die überlegenen Feldherrneigenschaften Togos, sondern auch die größere moralische Kraft der Japaner den Sieg davon getragen hat.

Niemand in Rußland — außer denen, die ihn gemacht haben — hat diesen Krieg gewollt, und es ist erstaunlich, daß die schließliche Niederlage fast mit einem Gefühl der Genugtuung aufgenommen werden konnte. Wir haben es ja vorhergesehen und vorhergesagt! Das kann man heute in allen russischen Zeitungen lesen; auch in denen, deren Nummern vom Anfang vorigen Jahres man nur aufzuschlagen braucht, um sich davon zu überzeugen, daß das Gegenteil wahr ist. Was alles Denken beherrscht, ist die innere Lage, nicht das Unglück, das Rußland so hartnäckig überall verfolgt hat, wo es mit den Japanern zusammentraf. Aber es liegt aller Grund zur Annahme vor, daß bei Aufnahme des Krieges die Absicht bestand, durch die erwarteten Erfolge des ostasiatischen Unternehmens die Aufmerksamkeit von den inneren Angelegenheiten abzulenken. Vielleicht, aber gewiß nicht auf lange hinaus, wäre dieses Ziel auch erreicht worden, wenn die russischen Waffen vom Erfolg gekrönt worden wären. Nach den Niederlagen ist das Ergebnis das entgegengesetzte. Die Reformbewegung ist so stark geworden, daß die Regierung, die sich ihr noch länger entgegenstemmen wollte, an dem leidenschaftlichen Widerstande, den sie erwarten muß, niederbrechen würde. Es steht heute fest, daß eine Volksvertretung, gossudarstwennaja duma, wahrscheinlich schon im August zusammentreten wird. Also eine Volksvertretung, die im wesentlichen eine Interessenvertretung darstellen soll, und von der man nur das jüdische Element auszuschließen beabsichtigt. Die große Frage ist nun, ob dieses Zugeständnis genügen wird, um die radikale Agitation, die viel weiter gehende Ziele verfolgt, zu entwaffnen. Mit großer Zuversicht können wir darauf nicht in bejahendem Sinne antworten. Die politischen Leidenschaften sind allzusehr erhitzt, und das fortgesetzte Willkürregiment der höchsten Beamtenschaft in den Generalgouvernements und Gouvernements führt zu immer neuen Zwischenfällen, welche die Erregung lebendig erhalten. Endlich steht im Hintergrunde eine revolutionäre und zugleich terroristische

Gruppe, die ruhigem Urteil überhaupt nicht zugänglich ist. Dabei spielt die unbestreitbare Tatsache mit, daß diese Elemente überhaupt nicht zu bekehren sind, weil sie mit unglaublichem Tugendhochmut ans Werk gehen. Man muß die Verteidigungsreden Kalajews, des Mörders des Großfürsten Sergius, die von ihm hinterlassene Denkschrift an seine Gesinnungsgenossen gelesen haben, um eine Vorstellung davon zu gewinnen. In gewissem Sinne sind die Leute Psychopathen, denen das Unterscheidungsvermögen für Recht und Unrecht verloren gegangen ist. Sie handeln, getrieben von Instinkten, und haben ein Gefühl von Verantwortlichkeit nur ihren Gesinnungsgenossen gegenüber. Aus alledem ergibt sich wohl, daß wir auch heute noch der Wendung, den inneren russischen Verhältnissen als einem völlig Unberechenbaren gegenüberstehen.

Nun scheint es freilich, als solle Frieden werden. Der Präsident der Vereinigten Staaten, Mr. Roosevelt, hat mit großer Selbstlosigkeit und großem Geschick diese Frage in seine energischen Hände genommen, und bisher das eine, sehr wesentliche erreicht, daß beide Gegner sich bereit gefunden haben, in direkte Verhandlungen miteinander zu treten. Ob es möglich sein wird, eine Verständigung über die Frage des Waffenstillstandes und der zu ziehenden Demarkationslinien zu finden, kann freilich zweifelhaft erscheinen, wenn man sich des überaus zuversichtlichen Schreibens, das der Oberkommandierende General Linewitsch mit seinen Korpskommandeuren an den Zaren gerichtet hat, erinnert. Ist Linewitsch wirklich eines Sieges über die Armee Oyamas sicher, so wäre es natürlich Torheit von Seiten der Russen, wenn sie den ihnen endlich gebotenen Sieg sich entziehen ließen. Aber die Zuversicht der Japaner ist mindestens die gleiche, und bisher ist die russische Zuversicht noch immer unberechtigt erfunden worden. Für Rußland aber spielt noch die ungemein wichtige Frage mit, diese letzte große Armee zu erhalten, die durch ihre Stellung an sich genügt, das stark ins Schwanken geratene russische Prestige in Asien, speziell Persien und Afghanistan gegenüber herzustellen.

Wirft man nun die Frage auf, welches die Interessen sind, welche sich für die übrigen Mächte an die Friedensfrage knüpfen, so wird man auf Widersprüche stoßen, die in der Vielfältigkeit der durch den russisch-japanischen Krieg berührten Interessen ihre Erklärung finden. Schon jetzt läßt sich nicht übersehen, daß der Krieg Rußland so außerordentlich geschwächt hat, daß damit das Gewicht des russischen Einflusses außerhalb der Grenzen des Reiches erheblich gemindert erscheint. Das bedeutet eine Entlastung für die Türkei und für Österreich-Ungarn eine Stärkung seiner Position auf der Balkanhalbinsel. Waren die Vereinbarungen von Mürzsteg ein Ausdruck des überwiegenden russischen Einflusses und lag in ihnen, wenngleich nicht ausgesprochen, ein russisches Veto, so hat das letztere an Bedeutung verloren. Innerhalb des Rahmens der geltenden Verträge kann Österreich-Ungarn sich heute freier bewegen. Ob es davon Gebrauch macht aber wird, abgesehen von dem eigenen Willen, davon abhängen, wie weit andere den frei gewordenen Raum zu eigenem Vorteil auszunutzen

bestrebt sein werden. Daß nach dieser Richtung mehr als ein Wunsch und mehr als ein Ehrgeiz rege ist, braucht nicht ausgeführt zu werden. Aber es ist nicht wahrscheinlich, daß eine gewiß in Vorbereitung begriffene Wandlung bald eintritt. Dazu ist die Lage noch nicht genügend geklärt, da eine entschlossene Abwendung der Petersburger Politik vom fernen Osten, auch ein konzentrierteres Aufnehmen der Probleme des petit Orient bedeuten könnte, auch nicht abzusehen ist, welchen Einfluß eine russische Volksvertretung gerade auf diesen Zweig der althergebrachten Politik des Staates ausüben wird.

In gewissem Sinne bedeutet auch für uns die Schwächung Rußlands eine Entlastung. Wir brauchen, für geraume Zeit wenigstens, einen Krieg mit einer östlichen und einer westlichen Front nicht in Rechnung zu ziehen. Aber es fragt sich, ob nicht die in neuer Form wieder auflebende polnische Frage uns ernste Schwierigkeiten macht, und andererseits kann auch die faktische Schwächung der französisch-russischen Allianz keineswegs ohne weiteres als ein Vorteil bezeichnet werden. Rußland hat die Franzosen bisher stets mit guten Worten abgespeist und sie schließlich zurückgehalten, um nicht in unliebsame Verwickelungen zu geraten. Das hört jetzt tatsächlich auf, und wir haben es ja in diesen Tagen erlebt, wie Herr Delcassé die Lage nutzte, um sich an England einen entschlossenen Bundesgenossen für erwünschte Möglichkeiten zu sichern. Weil man in Frankreich dieses Äquivalent nur für ein scheinbares hielt und sich bewußt war, daß Deutschland an seiner Westgrenze heute stärker auftreten kann, als vor 1½ Jahren, ist Herr Delcassé gefallen, und der Ton unserer Nachbarn uns gegenüber ein wesentlich anderer geworden. Bei der französischen Beurteilung der Weltlage spielt aber außerdem die Erwägung mit, daß die so wesentlich gesteigerte Machtstellung Japans unter Umständen eine Gefährdung Französisch-Hinterindiens bedeuten kann, und daß sie bestimmt eine weitere Ausdehnung Frankreichs nach Junnan hinein zur Unmöglichkeit gemacht hat. Daran ist nicht weiter zu denken. Japan wird im eigenen Interesse an den geltenden Verträgen nicht rütteln, aber gewiß an dem Prinzip der Integrität Chinas als an einem Axiom festhalten.

Auch in England steht man mit sehr gemischten Gefühlen vor der Entscheidung, die der Krieg gebracht hat. So groß der Jubel war, mit dem die englische Presse den Sieg Togos begrüßt hat, so kann doch als absolut sicher gelten, daß man es in London lieber gesehen hätte, wenn die Russen sich ihrer Haut besser gewehrt hätten. Gewiß wünschte man aufrichtig einen japanischen Sieg, aber auch Japan sollte geschwächt aus dem Kampfe hervorgehen. Jetzt ist der Bundesgenosse zu einem nicht ungefährlichen Rivalen geworden und es wird ernstlich erwogen, mit welchen Mitteln mögliche Gefahren abzuwenden sind. Bekanntlich denkt man in London nicht nur an eine Erneuerung, sondern an eine weitere Ausdehnung der Allianz mit Japan. Und in der Tat, wenn es England gelänge, sich von Japan die süd- und westasiatischen englischen Besitzungen garantieren zu lassen, wäre der Vorteil mit Händen zu greifen, und der englische Minister, der einen derartigen Vertrag unterzeichnet, kann des

Beifalls der englischen Nation sicher sein. Denkt man jedoch an die Gegenleistungen, die England zu übernehmen hätte, so wird das Problem sofort äußerst schwierig. Was England bieten könnte, wäre eine Garantie des japanischen Besitzstandes. Da aber fragt man, durch wen Japan gefährdet werden könnte? Da an Rußland und Deutschland nicht gedacht werden kann, auch Frankreich nicht in Betracht kommt, blieben nur die Vereinigten Staaten von Amerika über, und die könnten das sehr übel nehmen.

Man sieht, wie unklar und undurchsichtig das alles ist und doch haben wir uns nur auf die hauptsächlichsten Gesichtspunkte beschränkt. In der Frage der englisch-japanischen Allianz aber spielen noch wirtschaftliche und Rassenfragen mit, die letzteren namentlich in Australien und zwar so stark, daß sie jederzeit zu den unbequemsten Verwickelungen führen können.

Wir gedenken zum Schluß noch der Verfassungs-Revolution in Norwegen. Man hat dem Unionskönige den Stuhl vor die Tür gesetzt, weil er den Norwegern ein selbständiges Konsulatswesen nicht zugestehen wollte und weil es ihm nicht möglich war, ein norwegisches Ministerium zu bilden, das sich dazu verstand, ohne diese Konzession die Geschäfte zu übernehmen. Wenn die Norweger sich bereit erklärten, einen Prinzen aus dem Hause Bernadotte als König, aber als König eines selbständigen, mit Schweden nicht verbundenen Norwegens anzunehmen, so war das nur eine schlecht angebrachte Höflichkeit. Es war nicht daran zu denken, daß ein schwedischer Prinz für diese Stellung zu haben sein werde. Da nun Schweden nicht die Absicht hat, Norwegen zurückzuerobern, kann die Trennung beider skandinavischen Staaten als vollzogen betrachtet werden. Eine völkerrechtliche Anerkennung hat sie noch von keiner Seite gefunden und wir sehen nicht, wie sie erfolgen könnte, bevor König Oskar selbst sich bereit findet, Norwegen als selbständigen Staat anzuerkennen. Vorläufig zeigt er nicht die geringste Neigung dazu.

Auch die künftige Verfassung Norwegens steht noch nicht fest. Ob Republik oder Monarchie, jedenfalls wird es ein Staat, dessen Sicherheit nicht in der eigenen Kraft ihre Bürgschaft finden wird. Man denkt daher in Christiania stark daran, sich für neutral zu erklären. Aber auch das würde einer völkerrechtlichen Anerkennung bedürfen und wäre schwer zu erreichen, wenn Schweden nicht mit seiner Anerkennung vorausgeht. So kommt man trotz allem zu dem Ergebnis, daß auch heute noch die Zukunft Norwegens in den Händen König Oskars ruht.

Von der übrigen Welt ist wenig zu sagen. Es ist alles in der Schwebe und kann alles ein anderes Gesicht gewinnen, wenn die Entscheidungen in der russisch-japanischen und marokkanischen Frage wirklich und endgültig erfolgt sein werden.

Dann folgt eine allgemeine Neuorientierung.

Monatsschau über innere deutsche Politik.

Von

W. v. Massow.

Juni 1905.

Der 6. Juni dieses Jahres ist für die Hohenzollerndynastie und für das deutsche Volk ein bedeutungsvoller Tag geworden. **Kronprinz Wilhelm**, nach menschlicher Voraussicht der Erbe des deutschen Kaiserthrons, hat sein eigenes Haus begründet und einer deutschen Fürstentochter, der Herzogin Cäcilie zu Mecklenburg, die Hand zum Lebensbunde gereicht. Die Teilnahme an dieser bedeutungsvollen Feier am Kaiserhofe war allgemein und herzlich. Man konnte überall, auch in Kreisen, die sehr kritisch gestimmt sind und gern die Nüchternheit ihres Urteils betonen, die Erfahrung machen, wie tief gewurzelt die Monarchie im deutschen Volke ist. Auf der steilen Höhe, wo Fürsten stehn, wird nur allzu leicht auch die Ehe und das häusliche Glück zur leeren, kalten Form, der kaum noch Bedeutung beigelegt wird, wenn den Rücksichten auf die höfische Repräsentation und auf die Sicherung der Thronfolge genügt ist. Im Hohenzollernhause ist es, von wenigen Ausnahmen abgesehen, seit Jahrhunderten anders gehalten worden, und ein sichtbarer Segen ist davon ausgegangen. In ihrer Häuslichkeit haben die Hohenzollern seit Generationen einen Ort gesucht, wo sie sagen durften: „Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein". Der Gewinn war ein Bestand sittlicher Tüchtigkeit und echt deutscher Art, der durch keine Versuchungen, wie sie an die Mächtigen dieser Erde so leicht herantreten, erschüttert werden konnte. Das Beispiel bürgerlichen Familiensinns, das vom Throne gegeben wurde, hat in weite Kreise hinaus segensreich und stützend, wärmend und fördernd gewirkt. Noch immer lebt die Erinnerung an die Königin Luise fort, die mitten in einer Periode der Entsittlichung und des Niedergangs wie ein guter Engel ihres Volkes die Ideale der deutschen Familie wieder aufzurichten wußte. Man hat es als eine glückliche Vorbedeutung angesehen, daß Kronprinzessin Cäcilie demselben Fürstenhause entprossen ist, das uns die unvergeßliche Königin Luise geschenkt hat, und daß sie ebenso wie ihr Gemahl in gerader Linie von ihr abstammt. Der herzliche Wunsch des deutschen Volkes geht dahin, daß diese Vorbedeutung sich erfüllen möge in der Liebe, die sich das junge Fürstenpaar erwirbt, daß ihm aber die schweren Prüfungen, die ihr Urelternpaar zu erdulden hatte, erspart bleiben mögen.

Bei den Vermählungsfeierlichkeiten gab der Kaiser dem Reichskanzler einen besonderen Beweis persönlicher Huld und Vertrauens, indem er ihn in den Fürstenstand erhob. Wenn man diesen Akt richtig verstehen will, so darf man darin nicht eine Belohnung für einen bestimmten politischen Erfolg sehen, obwohl Fürst Bülow in seiner bisherigen Wirksamkeit als Reichskanzler mehr als ein glückliches Gelingen schwieriger Aufgaben der Staatskunst zu verzeichnen hat. Der Kaiser hat damit mehr sagen wollen als nur das eine, daß er die erfolgreiche Staatskunst seines Kanzlers bescheinigen wollte. Es war für ihn der natürliche Ausdruck des Empfindens, daß er in dem Fürsten Bülow den Staatsmann gefunden habe, mit dem ihn das Bewußtsein besondern gegenseitigen Verstehens verbindet. Das große Beispiel des ersten deutschen Reichskanzlers verleitet dazu, einen Idealbegriff dieses Amtes zu formen und die Tätigkeit jedes Kanzlers an den Aufgaben zu messen, die Fürst Bismarck zu lösen hatte. Das ist menschlich, und doch ist es nicht nur ungerecht, sondern auch unrichtig. Jede Zeit hat ihre besonderen Aufgaben und muß diese auch mit besonderen Mitteln erfüllen. Wer eine große Zeit erlebt hat, mag es schmerzlich empfinden, daß eine kleinere ihr folgt. Aber das treue Bewahren der großen Erinnerung entbindet nicht von der Pflicht, zunächst der kleineren Zeit entsprechend zu dienen, damit die Keime für eine neue große Zeit sich entwickeln können. Und was von dem Wechsel der Zeiten gilt, das gilt in monarchischen Staaten auch von der Eigenart der führenden Persönlichkeiten.

Auch das Verhältnis von Kaiser und Kanzler läßt sich nicht nach einem Schema bestimmen. Es muß ein anderes sein je nach der Persönlichkeit des Herrschers und der Natur der von ihm gesteckten Ziele. Man hat — hier bedauernd, dort bewundernd — oft das Urteil bestätigt, das in der Prophezeiung Bismarcks liegt, Kaiser Wilhelm II. werde sein eigener Kanzler sein. Aber so unbeschränkt, wie das oft ausgesprochen und gedacht wird, ist es nicht richtig. Wohl prägt sich die Herrschernatur und das monarchische Selbstbewußtsein Wilhelm II. äußerlich schärfer aus als bei seinem Großvater und gibt sich lebhafter, rascher und eigenartiger nach außen kund; darum trägt sein Wollen, für alle wahrnehmbar, einen mehr persönlich gefärbten Charakter. Dazu kommt, daß er vermöge der Vielseitigkeit seiner geistigen Begabung eine kompliziertere Natur ist. Daß ein solcher Herrscher schwerer einen Staatsmann findet, der ihn versteht und ergänzt, liegt auf der Hand. Aber wenn man daraus schließt, daß die selbstherrliche Natur des Kaisers keinen wirklichen Staatsmann, sondern nur „Handlanger" neben sich dulde, so ist das eine Folgerung, die allzuviele Zwischenglieder überspringt und daher auch nicht haltbar ist. Der Kaiser ist trotz seines persönlichen Betätigungsdranges und seiner impulsiven Art viel „konstitutioneller", als gewöhnlich vorausgesetzt wird; das ergibt sich schon aus dem regen persönlichen Anteil, den er aus einem echt modernen Empfinden heraus, an allem nimmt, was sein Volk bewegt. Wo der Kaiser das volle Verständnis für sein Wollen und Wirken voraussetzen kann, weiß auch er Vertrauen zu geben und staatsmännische

Einsicht eines Beraters zu ihrem Recht kommen zu lassen. Das ist es, was den Kaiser mit dem Fürsten Bülow verbindet. Jede unbefangene Beurteilung des jetzigen Reichskanzlers wird, wenn sie nicht von Anfang an in die Irre gehen will, davon ausgehen müssen, daß Fürst Bülow mit echter, aufrichtiger persönlicher Verehrung an seinem kaiserlichen Herrn hängt, daß er ihm nicht aus Ehrgeiz und um eigener Wünsche willen dient, sondern mit einer Hingebung, die aus einem Herzensbedürfnis und aus einem tiefen, feinen Verständnis für das Wesen des Monarchen quillt. Darum werden die Leute, die in dem Fürsten Bülow nur den weltkundigen, vorsichtigen, glatten und biegsamen Diplomaten sehen, der jeder ernsteren Krisis klug ausweicht, noch manche Überraschungen erleben. Sie sehen nur die Äußerlichkeiten, vergleichen die scheinbare Kleinheit der Aufgaben mit denen der gewaltigen bismarckischen Epoche und wenden sich ärgerlich, höhnisch und verstimmt ab; dabei sehen sie nicht das ethische Moment, das dem Verhältnis von Kaiser und Kanzler zu Grunde liegt und das für die veränderten Verhältnisse von ganz derselben Bedeutung ist, wie vor einem Menschenalter die Beziehungen des ersten deutschen Kaisers zu seinem großen Ratgeber. Fürst Bülow hat niemals prätendiert, mit seinem großen Vorgänger verglichen zu werden, aber er hat den Beweis geliefert, wie man Kanzler Wilhelms II. sein kann, ohne der Bedeutung des Amts etwas zu vergeben. Er dient dem selbstbewußtesten und persönlich bedeutendsten der gegenwärtigen europäischen Herrscher und wirkt dabei als selbständiger, in seinen Fähigkeiten von allen Kundigen gewürdigter Staatsmann, ohne jemals das Opfer des Intellekts zu bringen. Es muß das ganz besonders betont werden, gerade weil in einem vielgelesenen, sehr ernsthaften und patriotisch empfundenen Buch über die Persönlichkeit des Kaisers das Gegenteil behauptet worden ist. Das Urteil beruht aber auf einer Verkennung der Grundlagen und Motive, die trotz äußerer Verschiedenheiten in Art und Temperament und trotz gelegentlicher scheinbarer Dissonanzeu doch stets die keineswegs immer nur einseitig herbeigeführte Übereinstimmung von Kaiser und Kanzler sichern, und verwechselt wird dabei ferner die für *jeden* Staatsmann ohne Ausnahme bestehende realpolitische Notwendigkeit, seine Mittel je nach den Umständen zu wählen und zu wechseln, mit der Unbeständigkeit und Grundsatzlosigkeit, die das Ziel selbst einer Laune zuliebe aufgibt. Wenn wir Deutschen in einer Zeit, in der uns die höchsten und schwierigsten nationalen Ziele gesteckt waren, einen Staatsmann gehabt haben, der sie mit den größten und kühnsten Mitteln zu erreichen wußte, so gibt diese Gunst der Vorsehung uns nicht das Recht, einen Staatsmann gering zu schätzen, der neue Ziele mit andern Mitteln anstrebt, sofern er sie nur erreicht. Ungerechte Vergleiche in dieser Richtung sind eben kein harmloser Sport, sondern Irrlichter, die geeignet sind, uns von dem Wege der Staatsbürgerpflichten, die *unsere* Zeit uns auferlegt, wegzulocken. Wer sich das klar gemacht hat, wird sich an dem gegenwärtigen Verhältnis von Kaiser und Kanzler freuen können, ohne die Unabhängigkeit seines Urteils und die Freiheit der Kritik aufzugeben.

Am 30. Mai ist die Reichstagssession unerwartet geschlossen worden, nachdem noch kurz vorher in eingeweihten Kreisen bestimmt darauf gerechnet worden war, daß der Reichstag nochmals vertagt werden würde. Dieser überraschende Schluß hat große Verstimmung hervorgerufen, und ein Grund dazu würde vielleicht insofern bestehen, als nachgewiesen werden könnte, daß der schnelle Entschluß der Reichsregierung wirklich nur aus Rücksichtslosigkeit gegen die Volksvertretung in letzter Stunde gefaßt wurde. Indessen diese Rücksichtslosigkeit hatte im Grunde ihre Quelle in einer allzu lange geübten Rücksichtnahme, die darin bestand, daß die Regierung aus Höflichkeit immer noch an der Fiktion festhielt, der Reichstag sei wirklich willens und imstande, noch einige wichtige Arbeiten zu leisten, während das offenbar nicht der Fall war. Sachlich war der Sessionsschluß eine Notwendigkeit. Als der Reichstag am 10. Mai nach der Osterpause wieder zusammentrat, hatte er außer kleinen Vorlagen noch die Börsengesetznovelle, die Militärpensionsgesetze, die Novelle zur Zivilprozeßordnung und die Vorlage über die Kamerun-Eisenbahn zu erledigen. Das war Arbeitsstoff genug, und es war von vornherein zweifelhaft, ob diese Arbeit bis zum Pfingstfest geleistet werden könne. Nach Pfingsten ein noch arbeitsfähiges Haus zusammenzuhalten, ist erfahrungsgemäß nur dann möglich, wenn das Fest früher im Jahre fällt und besondere Umstände ein längeres Tagen bis in den Hochsommer hinein dringend notwendig erscheinen lassen. Das war in diesem Jahre nicht der Fall; es erschien für Kenner unserer parlamentarischen Zustände als so gut wie ausgeschlossen, den Reichstag länger zusammenzuhalten als spätestens bis zum 31. Mai.

Nun erwies sich aber während der Beratungen im Mai die völlige Unmöglichkeit, gerade die wichtigsten Vorlagen noch unter Dach zu bringen. Die Lage hatte sich so gestaltet, daß diese Vorlagen nur bei einem beschlußfähigen Hause erledigt werden konnten. Da war zunächst die Börsengesetznovelle, deren Zustandekommen die Mehrheit der beiden konservativen Fraktionen durchaus verhindern wollte. Diese Fraktionen waren daher entschlossen, die Beschlußunfähigkeit des Hauses für diese Beratung jedenfalls herbeizuführen. Bei Beginn eines längeren Tagungsabschnittes hat ein solcher Entschluß etwas sehr Mißliches. Er bedeutet das klare Eingeständnis einer „Obstruktion", und daß diese Methode für „staatserhaltende" und im allgemeinen regierungsfreundliche Parteien schwer anwendbar ist, braucht nicht weiter erläutert zu werden. Es ist ein zweischneidiges Schwert, das man da handhabt. Konservative Obstruktion kann eigentlich nur durch das Mittel des Hinausziehens der Verhandlungen geübt werden; dazu ist bei Beginn der Session Zeit, aber nicht an ihrem Schluß. In jedem Falle war es jetzt gegen das Ende der Session kaum möglich, einem ernsten Versuch der Konservativen, die Beratung der Börsengesetznovelle zu verlangsamen oder gar zu verhindern, wirksam zu begegnen. Etwas anders, aber in der letzten Wirkung doch ebenso, lag der Fall bei den Militärpensionsgesetzen. Was schon bei der Überweisung der Vorlagen an die Budgetkommission klar geworden war, wurde jetzt bei der Kommissionsberatung selbst und in der

Parteipresse von der Zentrumspartei deutlich kundgetan. Diese Partei wollte die Vorlagen nicht eher erledigen, als bis, wie man sich ausdrückte, „die Deckungsfrage gelöst" sei; d. h. es wurde die Parole ausgegeben: Erst die Entscheidung über die Reichsfinanzreform, dann alles übrige. Damit war auch an diesen Vorlagen jede Weiterarbeit vorläufig nutzlos, denn das Zentrum wäre in dieser Frage nicht zu überstimmen gewesen.

Die Regierung tat ihr Möglichstes, um in Geduld die Arbeiten fortschreiten zu lassen, so lange noch die Aussicht bestand, daß die Vorlagen an das Plenum gelangen könnten. Es wurde auch in der Tat in den Kommissionen fleißig und angestrengt gearbeitet. Inzwischen brachte das Plenum die zur Entscheidung reifen kleineren Vorlagen zustande. Es erledigte Rechnungsvorlagen, Petitionen und dergl., verabschiedete das Totalisatorgesetz, die Änderungen der Zivilprozeßordnung, die auf eine Entlastung des Reichsgerichts durch Erhöhung der Revisionssumme abzielten, und auch einen Gesetzentwurf, der aus der Initiative des Hauses hervorgegangen war und einige Änderungen des Gerichtsverfassungsgesetzes hinsichtlich der Zuständigkeit der Schöffengerichte zum Gegenstand hatte. Außerdem wurde die Beratung einer neuen Maß- und Gewichtsordnung, eines Gesetzentwurfs über die Ausgabe von Banknoten in Beträgen unter 100 Mark und endlich der Vorlage über die Kamerun-Eisenbahn begonnen. Aber schon bei dieser letzten Vorlage zeigten sich Schwierigkeiten, die erkennen ließen, daß die größeren Entwürfe ganz unmöglich beraten werden könnten. Auch bei der Kamerunbahnvorlage kam es zu namentlichen Abstimmungen, die wegen Beschlußunfähigkeit des Hauses zu vorzeitigem Abbruch der Sitzungen zwangen. Kostbare Zeit ging verloren, und man kam nicht weiter.

Unterdessen nahte der Zeitpunkt, wo im preußischen Abgeordnetenhause das Berggesetz, genauer gesagt: die Bergarbeiterschutznovelle, beraten werden sollte. Das Zentrum glaubte jetzt den Augenblick gekommen, wo es durch eine Aktion im Reichstage einen Druck auf die preußische Gesetzgebung ausüben könne, um für den damals nicht unwahrscheinlichen Fall des Scheiterns der Berggesetzreform in Preußen sich den Ruhm der Initiative bei dem weiteren Vorgehen auf diesem Gebiet zu sichern. Es wurde der Antrag Hompesch eingebracht, der die Regelung der Bergarbeiterverhältnisse in der Form einer Novelle zur Reichsgewerbeordnung forderte. Mit Hilfe der Freisinnigen und Sozialdemokraten glaubte das Zentrum den Antrag durchzubringen. Zunächst galt es, ihn schleunigst auf die Tagesordnung zu bringen. Aber der Versuch scheiterte an dem kräftigen Widerspruch der Konservativen, Freikonservativen und Nationalliberalen, die am 24. Mai über die Frage, ob der Antrag Hompesch auf die Tagesordnung der folgenden Sitzung zu setzen sei, namentliche Abstimmung verlangten, dann einen entsprechenden Bruchteil ihrer Parteigenossen zum Verlassen des Saales veranlaßten, so die Beschlußunfähigkeit herstellten und den Antrag zu Fall brachten. Der Antrag Hompesch wurde also zurückgestellt, aber sein Vorhandensein verstärkte das Interesse der Regierung, den Reichstag nicht länger

tagen zu lassen, als absolut notwendig sei. Denn es war klar, daß von nun an die dauernde Beschlußunfähigkeit des Hauses nicht mehr eine zufällige, sondern eine bewußte und beabsichtigte sein werde. Weder die Regierung noch die besonnenen Elemente des Reichstags selbst konnten überdies die Hand dazu bieten, daß durch den Reichstag ein Druck auf die Gesetzgebung eines Einzelstaats ausgeübt werde. Daß gerade das Zentrum, das den „Föderalismus" auf seine Fahnen geschrieben hat, ein solches Vorgehen beabsichtigte, war eine der bezeichnenden Inkonsequenzen, die eine skrupellose Parteitaktik leicht mit sich bringt. Der Präsident fand daher das Einverständnis einer genügenden Mehrheit des Hauses, als er, um jede Verschärfung der Lage zu vermeiden, vom 26.—29. Mai die Sitzungen unterbrach; es waren die Tage, wo im preußischen Abgeordnetenhause das Schicksal der beiden Gesetzentwürfe über die Berggesetzreform entschieden wurde. Damit war aber die Weiterarbeit des Reichstags vorläufig zwecklos geworden; denn es konnte nun nichts mehr zustande kommen. Jetzt hatte aber die Regierung auch nicht das geringste Interesse mehr, die Vertagung zu bewilligen. Durch den Schluß der Tagung gingen die bisherigen Kommissionsarbeiten zwar der Form, aber nicht der Sache nach verloren. Die wichtigen Vorlagen — Militärpensionsgesetze, Börsenreform, Kamerun-Eisenbahn — mußten ja wiederkommen und demselben Reichstag vorgelegt werden. Vergeblich war die Arbeit also nicht. Daß aber der Form nach mit all dem Wust unerledigter Arbeiten einmal aufgeräumt wurde, war ein wahrer Segen. Und daß unter diesem Kehrichthaufen u. a. auch der famose Toleranzantrag des Zentrums mitbegraben wurde, war noch besser, wenngleich auch dieser wohl wiederkehren wird. Es gab jedenfalls keine sachlichen Gründe, die eine Vertagung notwendig scheinen ließen. Die Regierung hatte daher vollkommen recht, wenn sie sich für den Schluß entschied; denn dieser muß am Ende der jährlichen Gesetzgebungsarbeit die Regel bleiben. Die Kunststücke, womit durch Hintrödeln der Arbeiten eine Tagung des Reichstages in Permanenz erzwungen werden soll, — schließlich doch nur, damit die Herren Abgeordneten ihre Freifahrkarten und die Sozialdemokraten ihre Immunität auch den Sommer über genießen können, — dürfen nicht immer Erfolg haben.

Bei der schon erwähnten Beratung der Bergarbeiterschutznovelle im Abgeordnetenhause wurde kurz vor der dritten Lesung, die am 26. Mai vorgenommen wurde, ein Kompromiß zustande gebracht, das der Regierungsvorlage mit einigen Abschwächungen die Mehrheit sicherte. Die konservative Partei schloß sich mit verschwindend wenigen Ausnahmen von dieser Verständigung aus und verharrte in der Opposition. Es nutzte nichts, daß der Ministerpräsident noch einmal sehr energisch für die Vorlage eintrat und deutlich durchblicken ließ, wie wertvoll es sein würde, wenn gerade dieses Gesetz mit Hilfe der Konservativen und nicht gegen sie gemacht würde. Die Konservativen waren in diesem Falle „päpstlicher als der Papst"; denn wenn Parteigrundsätze und Sonderinteressen irgend eine Partei zu Gegnern der Vorlage hätten machen können, dann waren

es in erster Linie die Freikonservativen und Nationalliberalen, und diese gerade hatten beide zugestimmt, — um höherer politischer Interessen willen, wie namentlich Frhr. v. Zedlitz mit außerordentlichem Geschick auseinandersetzte. Man könnte vielleicht gerade deshalb die unentwegte Prinzipien- und Überzeugungstreue der Konservativen rühmen, die sich eben durch keinerlei taktische Rücksicht und kein Sonderinteresse bewegen ließen. Aber das ist nur ein schöner Schein, hinter dem in Wirklichkeit eine politische Kurzsichtigkeit steckt, wie sie bei einer großen Partei von solcher Vergangenheit überraschen muß. Die konservative Partei in Preußen hat gewiß auch früher große Irrtümer begangen, aber sicherlich noch niemals sich selbst so ins Fleisch geschnitten und so sehr die Geschäfte der Sozialdemokratie besorgt wie bei dieser Gelegenheit. Nun liegt das Schicksal des Gesetzes in der Hand des preußischen Herrenhauses, dessen Mehrheit unzweifelhaft zu den Gesinnungsgenossen der konservativen Abgeordnetenhausfraktion gehört. Die Entscheidung ist in dem Augenblick, wo diese Zeilen geschrieben werden, noch nicht vorauszusehen, obwohl die trüben Aussichten zu überwiegen scheinen. Nachdem wir früher einmal die Bedeutung der Berggesetzreform charakterisiert haben, wollen wir uns diesmal darauf beschränken, den gegenwärtigen Stand der Dinge zu bezeichnen. In der nächsten Monatsschau wird sich dann nach gefallener Entscheidung die Frage noch einmal im Zusammenhang überblicken lassen. Das Abgeordnetenhaus wird im Juli noch einmal zusammentreten. Hoffen wir, daß vorher das Herrenhaus das Berggesetz in der Fassung des Abgeordnetenhauses beschlossen haben wird.

Hochsommer.

Die Felder lagen still im Sonnenbrand
Und dumpfe Schwüle lagerte im Walde;
Es war, als laste eine Riesenhand
Mit schwerem Drucke über Berg und Halde.

Ein alter Karren fuhr auf der Chaussee,
Zwei müde Gäule wateten im Staube;
Es leuchteten aus frisch geschnittnem Klee
Ein Zopf, ein Mieder, eine Flügelhaube. —

Die Felder lagen still im Sonnenbrande,
Erglänzten weiß, gleich jungem Winterschnee;
Das Mädl schlief ... betäubend roch der Klee ...
Die Felder lagen still im Sonnenbrande ....

Prag. Oskar Wiener.

Bücher und Menschen.

Von

Adolf Bartels.

VII.

Peter Cornelius' Literarische Werke. Erste Gesamtsausgabe. Vier Bände.

Das ist immer ein wahres Fest für einen Literaturhistoriker, wenn ihm aus dem Chaos, das die Literatur in gewisser Beziehung doch auch ist, wieder einmal ein wirklicher Mensch entgegentritt, wenn nach und nach eine menschliche Gestalt für ihn emportaucht, feste Form gewinnt, sich zu bewegen anfängt, wenn dann ein menschliches Antlitz erscheint, sich belebt, Augen zu leuchten beginnen. So ist in letzter Zeit Peter Cornelius für mich voll lebendig geworden, Peter Cornelius, der Dichter-Musiker, der Neffe des gleichnamigen großen Malers, den ich schon immer als Lyriker schätzte, und von dessen Bedeutung für die deutsche Musik ich durch Hörensagen wußte — wahrlich, wir haben wenig „Gestalten" in unserer Literatur, die so durchaus erfreulich wirkten, wir haben keine ihresgleichen, die so klar und deutlich in Erscheinung träte. Ein Großer ist Peter Cornelius der Jüngere ja nicht, er ist nur ein Tüchtiger, Wackerer, Guter, aber das genügt ja wohl auch, man braucht ja wirklich nicht immer in der (geistigen) Gesellschaft der Genies zu sein, auch anderswo läßt sich's leben und oft recht behaglich leben. Zudem, Cornelius führt uns auch zu den Genies seiner Zeit, und es sind nicht durchaus erfreuliche Dinge, die wir da zu sehen bekommen. Der Weg, auf dem uns Peter Cornelius nahetritt, sind seine Briefe, Briefe mit einigen Tagebuchnotizen abwechselnd, die sein Sohn, der Baseler Professor der Kunstgeschichte Carl Maria Cornelius, zu zwei äußerst stattlichen Bänden gesammelt hat. Sie bilden die beiden ersten Bände von „Peter Cornelius' Literarische Werke. Erste Gesamtausgabe" (Leipzig, Breitkopf & Härtel); den dritten Band bilden die „Aufsätze über Musik und Kunst", zum erstenmal gesammelt und herausgegeben von Edgar Istel, den vierten die „Gedichte", gesammelt und herausgegeben von Adolf Stern. Dieser vierte Band bringt auch eine 50 Seiten lange biographische Einleitung.

Selbstverständlich steckt außer der Persönlichkeit auch ein Leben in den 692 Briefen der beiden Bände, eines gehört ja zum andern. Überhaupt genügen diese Briefe durchaus den strengen Anforderungen, die einer unserer ersten Dichter und Kritiker einmal an Briefe gestellt hat, und bedeuten eine wahre Bereicherung unserer Nationalliteratur. „Was dem Publikum vorgelegt wird, soll Gehalt haben, gleichgültig, ob es von den Autoren selbst ausgeht oder von ihren Testa-

mentsvollstreckern; denn wenn jene schwach genug waren, die wertlosen Schnitzel und Abfälle ihrer geistigen Tätigkeit zur Veröffentlichung zu bestimmen, so sollen diese stark genug sein, sie zurückzuhalten, und das ebenso sehr im Interesse der Abgeschiedenen als der Welt. Freilich ist aber auch kein Gehalt zu verlangen als der spezifische, den die Sphäre mit sich bringt, und worin dieser besteht, haben wir zu untersuchen. Er wird natürlich, jenachdem die Briefe von einem Manne der Tat oder einem Manne des Gedankens, von einem Kriegsführer und Staatsmanne oder einem Philosophen und Künstler ausgehen, ein verschiedenartiger sein. Er wird in dem einen Falle eine historische, in dem zweiten eine allgemein literarische Ausbeute gewähren, in beiden aber wird seine innere Bedeutung von den mehr oder minder tiefen Einblicken abhängen, die er uns in das eigentliche Verhältnis der Individuen zu ihren Leistungen und Lebensresultaten tun läßt. Was ein Staatsmann gewirkt und ein Held getan, was ein Philosoph gedacht und ein Dichter geschaffen hat, weiß man allenfalls, wird als bekannt vorausgesetzt. Wie viel von diesem jedoch dem Individuum durch die Zeit, in die es fiel, abgedrungen oder aufgenötigt wurde, und wie viel es der Zeit gab, weiß man nicht. Das aber erfährt man am besten durch echte Briefe. Diese sind daher nicht nach ihrem anekdotischen oder ihrem Ideenreichtum abzuschätzen, sondern man hat sie darauf anzusehen, ob sie uns ringende und kämpfende Individuen vorführen oder fertige und abgeschlossene. Danach bestimmt sich ihr Wert." Legt man die hier gegebenen strengen Maßstäbe an Cornelius' Briefe an, so muß gesagt werden, daß sie durchaus spezifischen Gehalt haben; es sind echte deutsche Musikerbriefe. Auch rühren sie von einem bis zuletzt ringenden und kämpfenden Individuum her und lassen ganz genau erkennen, was ihm von der Zeit abgedrungen und aufgenötigt wurde, und was es der Zeit gab. Dabei ist die historische Ausbeute sehr groß: für die letzten Tage Hebbels, für Richard Wagners Leben, für die Liszteit in Weimar und die Wagnerzeit in München bringen Cornelius' Briefe relativ wichtiges, neues Material. Weiter fehlt auch die literarische Bedeutung nicht: wenn nicht gerade Ideen, so bringt uns Cornelius doch eine Menge interessanter Urteile und weiß auch aus seinem Eigenen, wenn nicht Hochbedeutendes, doch Gemütlich-Wertvolles genug zu geben. Zuletzt steckt in diesen Briefen nicht bloß Peter Cornelius', sondern ein großes Stück deutschen Lebens von den vierziger Jahren bis in die siebziger hinein, man erhält nicht bloß eine historische Ausbeute, sondern typische Eindrücke von großer Bedeutung, die zur Formung eines Gesamtbildes dienen können. Und ich bin fast geneigt, diese im höchsten Sinne kulturhistorische Bedeutung eines Briefwechsels neben die individuelle zu stellen.

Die ersten mitgeteilten Briefe datieren: Wiesbaden 1839 und 1841 — Cornelius war 1824 geboren —, und schon in dem zweiten spielt der Siebzehnjährige mit dem Gedanken, eine Oper zu komponieren. Gleich die dann folgenden Londoner Briefe sind gehaltlich und formell nicht unbedeutend, der als zweiter Geiger mit einer deutschen Operngesellschaft nach London gekommene Peter zeigt in ihnen bei aller Jugendlichkeit tüchtige Beobachtungs- und Schilderungsgabe,

eifriges Bildungsstreben, gesunden Sinn. Bald wagt sich in den Briefen auch sein Humor hervor; so schreibt er 1843 an seinen Bruder Carl:

„Ich bin sehr gerührt, indem ich Dir dies schreibe; denn da ich eben die Feder eintauche, um Dir einmal mit recht bitterer Ironie und mit kaltem Ernst mein diskontiertes Gemüt, mein menschenverachtendes, empörtes Herz auszuschütten, kommt Susanne herein und sagt: Peter, weißt du, was wir heut' essen? Karthäuser-Klöß' und Kirschen! — O du gutes, herrliches Gemüt! Bewahre dir stets diese fromme kindliche Einfalt! So ist denn doch noch nicht alles verloren auf dieser bösen Welt! So giebt es doch noch Gemüter, die die Kraft haben, mit einem festen Willen das Gute zu wirken! Karthäuser Klöß' und Kirschen! — Und doch wird mir diese Rührung gleich wieder verbittert, wenn ich an die Lästerer denke, welche die unberechenbaren Wohlthaten nicht anerkennen wollen, die durch die alten Klöster, wie z. B. durch diesen Karthäuser-Orden über uns verbreitet wurden. O ihr Gottlosen! Nicht einmal den Rest sollt ihr heute haben, wenn es auch sonst wohl heißt: „Die Gottlosen kriegen den Rest"! Nein, dafür will ich sorgen."

Diese Art Humor blieb Cornelius sein Leben lang treu. — Wie eifrig er, den sein Vater, selbst Schauspieler, für den Schauspielerberuf bestimmt hatte, und der schon in kleinen Rollen mitwirkte, um seine literarische Bildung bemüht war, zeigen manche der Briefe; sein Liebling war Platen, und das ist für seine spätere literarische Stellung in der Tat charakteristisch. — Nachdem Cornelius' Vater im Jahre 1843 gestorben war, kam er 1844 zu seinem großen Oheim nach Berlin und durfte Musik studieren. Sein Lehrer war der große Kontrapunktist S. Dehn. Im allgemeinen waren seine Berliner Jahre, obschon er dort zweifellos viel gelernt hat, nicht sehr erfreulich; am Ende fand er sich in der Spreestadt, wo er sich einmal verlobt hatte und auch einmal stark ins Bummeln geraten war, „als einen armen Musiklehrer, der einen halben Taler für die Stunde bekommt und sich bei der steten Ebbe und Flut, der seine Einnahme ausgesetzt ist, auf ca. 25 bis 30 Taler monatlich steht". Dennoch gab er sich nicht auf, ja, er erkannte ganz deutlich seinen Beruf:

„Ein Weg ist für uns Komponisten noch offen; unsre drei großen Tragiker haben wir in der Musik gehabt, aber (und lachen Sie nur getrost über den Idealisten Peter) der Aristophanes ist noch nicht dagewesen. Ich kenne keine neue komische Oper unter den deutschen modernen Werken, seit Dittersdorf haben wir keinen eigentlichen Komiker unter den Komponisten gehabt; die Blüte der italienischen Opera buffa ist in Deutschland erst noch zu erleben. Wem es gelänge, die Zeitverhältnisse in ein paar tüchtigen Werken dichterisch und musikalisch aufzufassen und abzuspiegeln, der hätte noch ein Feld, für den wäre noch ein Platz übrig. Nun hat mir doch mein Vater auf meine beabsichtigte Schauspielerlaufbahn den Segen mitgegeben, ich würde ein tüchtiger Komiker werden, warum sollte ich nicht in meiner Kunst diesen Grundgedanken festhalten?"

Und er hielt ihn fest und ging im Jahre 1852 zu Liszt nach Weimar.

Ich will hier nicht den ganzen Lebensfaden Cornelius' erzählend abspinnen — das hat Adolf Stern in der angeführten Einleitung getan, und jeder Leser der Briefe erhält ihn von selbst. Die Weimarer Zeit von 1852—59, die Cornelius zuletzt seinen „Barbier von Bagdad", aber auch dessen von Dingelstedt inszenierte Niederlage brachte, war im großen Ganzen für Cornelius' Entwicklung günstig, auch hat er alles Gute Weimars freudig genossen, doch aber auch schwere

Stimmungen genug gehabt. „Was war ich der Außenwelt gegenüber? Ein verdorbener Musiker, der bei Liszt wohnt und ein Buch für ihn zu schreiben im Begriff ist", schreibt er 1854. Liszt glaubte in Cornelius einen zukünftigen Kirchenkomponisten zu erkennen, es war aber allerdings sein schriftstellerisches und Übersetzer-Talent, weswegen man ihn in Weimar festhielt; auch Wagner hat, um das gleich vorauszunehmen, in Cornelius vor allem den brauchbaren Schriftsteller gesehen. Cornelius war nun ein guter Geselle, aber auch ein klarer Kopf, er machte sich nichts vor und ließ sich nichts vormachen, und so fallen aus seinen Briefen öfter Streiflichter über den Liszt'schen Kreis und später auch über Wagner und den seinigen, die die „Kehrseite der Medaille" zeigen, und die Veröffentlichung der Briefe ist daher nicht überall freudig begrüßt worden. Aber man dient wahrhaft Großen nicht mit Schönfärberei, und jedenfalls gehört die nachfolgende Ausführung (1853) notwendig zur Charakteristik Neuweimars:

„Vor etwa zehn Tagen kam Frau v. Arnim mit Giesel (Gisela) hier an. Ich war täglich bei ihnen. Doch hatte ich darunter zu leiden, daß ihre Freundschaft mit Liszt getrübt war, welches mehrere peinliche Abende mitbrachte, an welchen diese Trübung sich kund gab. Es bedürfte weitläufiger Auseinandersetzungen, um Dir die Ursache dieser gegenseitigen Verstimmung zu schildern. Nur soviel, daß Bettina sich in Goethe verrannt hat, in dem sie nun einmal ihr eins und alles sieht, und alles auf ihn bezieht, während Liszt vorzugsweise an dem idealen Schiller hängt, sowie auch die Fürstin. Beides ist gewiß einseitig, und gehört für mich zu den Unbegreiflichkeiten bei geistvollen Menschen. Bettina nennt die Vorliebe für Schiller jesuitisch, und Liszt geht in seinem Eifer, am Ende bloß um augenblicklich zu widersprechen, soweit, zu sagen, daß ihm der schlechteste Jesuit noch lieber wäre, wie ihr ganzer Goethe. Daß auch z. B. Joachim kalt gegen Goethe ist, habe ich Dir erzählt, und wie er Bettina damit ärgerte. Hoffentlich sehe ich später einmal klar da hinein, jetzt ist mir das alles dunkel und mißstimmt mich nur. Ich lasse mir dabei den freien Blick und meine Unbefangenheit nicht nehmen, weil ich innerlich fühle, daß sie ein guter Zug in mir ist. Ich halte Schiller sehr hoch, und habe als Knabe die ersten Eindrücke durch ihn empfangen. Dagegen aber habe ich mich innerlich viel mehr an Goethe gebildet, und mich oft im stillen mit vielem verglichen, was er gesagt hat, und es mir wie einen Spiegel vorgehalten. Wenn ich mich recht besinne und alles in allem nehme, so bin ich mir bewußt, die bestimmendsten poetischen Eindrücke von Goethe und Mozart empfangen zu haben. Entscheidender aber von Goethe. Wäre meinen künstlerischen Bestrebungen auch nur die bescheidenste Blüte vergönnt, so möchte ich seinen Namen auf mein bestes Blatt schreiben. Es könnte lächerlich sein, charakterisiert aber vielleicht einen Zug der Zeit, wenn ich Dir eine Frage erzähle, die man neulich an mich gestellt, ob mir Hermann und Dorothea wirklich gefalle; sich aber auf der anderen Seite fast verletzt fühlte, daß ich mich über Childe Harold von Byron nicht enthusiastisch aussprach. Solche Eindrücke und ähnliches bringt hier zuzeiten jeder Tag — es kommt einem vor, wie eine Völkerwanderung der Ideen und Meinungen".

Cornelius blieb Goethe treu, noch zwölf Jahre später schreibt er: „Schließlich kam auch gar noch das Gespräch auf Schiller und Goethe, und da war fast alles voll von dieser höchst oberflächlichen und trivialen Vorliebe für Schiller, die einer immer dem andern nachschwatzt — ich glaub', die Juden haben's aufgebracht!" Merkwürdig, höchst merkwürdig! Doch zu Neuweimar zurück! Auch die folgende Stelle ist noch charakteristisch:

„Heute habe ich den ersten Schumann-Artikel übersetzt. Da ist auch unter manchen guten Gedanken wieder Zeug drin: „Faust wird nicht zum Verständnis der Wahlverwandtschaften beitragen — die Meditations poétiques geben keinen Aufschluß über die Girondisten, Figaros Hochzeit steht in keiner Beziehung zum Requiem". In der Tat, eine solche Schwabbelei mit ernster Stirn vorzutragen ist eine Kunst. Difficile est, satiram non scribere. Und dies ewige Nebeneinander von Goethe und Hugo, Schiller und Lamartine — das ist bitter für einen armen Deutschen! Doch genug heute. Es mußte einmal dastehen, damit mir selbst einmal in späteren Tagen der mancherlei Kram gegenwärtig ist, durch den ich mich durchfressen mußte".

Wir haben in der Tat keine Ursache zu übersehen, daß die Atmosphäre, in der die sog. neudeutsche Musik geschaffen und propagiert wurde, eine durchaus internationale war. Peter Cornelius empfing aber durch seine Bekanntschaft mit Adolf Schöll und seine Freundschaft mit Reinhold Köhler starke deutsche Gegenwirkungen.

Dann setzt nach der Niederlage des „Barbiers" der mehr als fünfjährige Wiener Aufenthalt Peter Cornelius' ein, der, abgesehen davon, daß der „Cid" allmählich entsteht, so zwecklos scheint und doch unzweifelhaft die bedeutendsten seelischen Erlebnisse des Dichter-Musikers enthält. Hier hätte ein großer Psychologe Gelegenheit, seine Kunst zu betätigen; denn in diese Wiener Zeit fallen die intimsten Berührungen Cornelius' mit Hebbel und mit Wagner, und im besonderen das Hinübergleiten von Hebbel zu Wagner ist äußerst interessant. Wir können hier nur das Allernotwendigste geben. Hebbels Dichtung hatte Cornelius schon auf der Altenburg in Weimar, wo man den Dichter schätzte, kennen gelernt und bereits häufiger brieflich Propaganda für sie gemacht, nun trat er auch der Persönlichkeit nahe. Anfang Mai 1859 schreibt er an Liszt: „Gestern habe ich Frau Hebbel und die Kaiserin zum erstenmal gesehen. Hebbel ist gewiß ein ebenso trefflicher Mensch wie Dichter; ich habe ihn ganz lieb. Das soll mein Stammhaus sein; auch seine beiden Christinen (Frau und Tochter) sind gut. Meine Wohnung ist durch seinen Besuch eingeweiht." Allen seinen Bekannten erzählt er von Hebbel, nennt ihn Köhler gegenüber einen lieben, vollen Menschen, liest alle seine Werke und lobt sogar den „Rubin" aufs überschwenglichste, macht ferner auch die Bekanntschaft der Hebbelapostel Emil Kuh und Kulke. Aber er ist mehr als ein bloßer Anschwärmer, er hat eine Ahnung von Hebbels tiefstem Wesen und wird uns so ein wichtiger Zeuge dafür, wie der Hebbel der letzten Jahre menschlich wirkte:

„Von Lazarew auf Hebbel", schreibt er der Fürstin Wittgenstein, „ist allerdings ein rettender Tellsprung aus dem lecken Boot eines Narren auf einen Granitvorsprung, der in den wilden Strom der Zeiten hineinragt. Das erste, was ich da sagen möchte, ist, daß mein Geschick mich da wohl einen eigenen Weg von Weimar nach Wien geführt hat, damit etwas aus mir werden soll. Jetzt aber stehe ich noch befangen vor dieser dämonischen Natur, und das Geländer, das mich hier vor dem Schwindel sichert, ist eben wieder das feste Bewußtsein einer naiven, durch nichts bestimmten, in sich selbst ruhenden Zuneigung und Verehrung für diesen Genius. Ich habe ihn verhältnismäßig oft gesehen, er scheint mir geneigt zu sein, wenn ich es nicht durch irgend eine Ungeschicklichkeit einmal mit ihm verderbe, wird mich die Berührung mit ihm magnetisch nachziehen. Ich will vorsichtig mit ihm sein, aber was hilft das. Ich will ihn also vor allen Dingen lieb haben, das hilft alles. —

Seiner Frau habe ich neulich schon meine Liebeserklärung gemacht, und da haben wir beide ein Stückchen geflennt. Sie gehört ganz zu ihm, das Verhältnis ist ein befriedigendes, es ist ein poetisch menschliches Paar. Ein stolz auf sich stehender, an den Busen seines Weibes sich lehnender Dichter! Schönes, nachahmenswertes Beispiel."

Trotzdem trat bald eine Verstimmung zwischen Hebbel und Cornelius ein. „Hebbel", berichtet Cornelius seinem Bruder,

„dem ich mich mit vieler Freundschaft und Bewunderung genähert hatte, und der sich mir auch ganz geneigt und höchst liebenswürdig gezeigt hatte, bewies mir in zwei aufeinander folgenden Fällen eine ganz übertrieben gereizte Auffassung meines Benehmens gegen ihn. Ich setze Dir sie hier nicht auseinander, da ich ihm in beiden Fällen Diskretion zusagen mußte, die ich auch gewiß nicht verletzen will. Mir aber waren sie hinreichend, mich einsehen zu lehren, daß mit vornehmen Herren nicht gut Kirschen essen ist. Er hält sich für einen solchen und ist es auch, und mag immerhin fordern, wie ein rohes Ei behandelt zu sein, nur muß er dann ja nicht versäumen, auch andere Leute wie rohe Eier zu behandeln, wenn sie auch noch keinen ganz ausgebildeten Dotter haben, wie meine Wenigkeit. Seit dem zweiten Fall habe ich mir nun vorgenommen, mich dem dritten nicht auszusetzen und ihn ruhig gehen zu lassen, bis er wieder zu mir kommt .... Im übrigen ist aber doch auch das, worauf diese modernen Geister hinstreben, wie ich ahne, ohne es mir völlig bewußt zu sein, ein ganz pantheistisch, materiell-demokratisches Ziel — welches von meinem innersten Wesen ganz fern liegt, und ich würde mich gewiß bald willenlos von einem Wesen beherrscht und in eine Fahrt hineingerissen sehen, das mir eigentlich feindlich ist und zu der ich keine Lust habe. Was ich eigentlich meine, liegt in ein paar Worten: diese ganz bevorzugten Geister suchen einen Gott, der zuletzt doch nur sie selbst sind — und ich glaube an den alten Gott, wie ihn meine Religion begreift. — Da ist denn alle religiöse Form Schale oder Fratze, Anbetung der Natur ist alles — Glaube wird Heuchelei, Geistlichkeit ist nur Pfaffentum, der Staat nicht ein Kranker, sondern eine Krankheit."

Ich brauche nicht auseinanderzusetzen, daß das Mißtrauen des Katholiken Peter ihn hier, dem konservativen Hebbel gegenüber, zu weit führte. Die Verstimmung wurde übrigens, und zwar durch Hebbels Entgegenkommen, wieder ausgeglichen, wieder heißt es: „Welch ein Mensch ist das! Ich will ihn immer lieber gewinnen"; Cornelius wohnt der Vorlesung der „Nibelungen" bei und richtet begeisterte Oktaven an ihren Dichter, er schreibt „Ich lerne viel bei Hebbel" und komponiert seine Gedichte. Aber dann wird's stiller, Wagner taucht zum ersten Male in Wien auf. Noch einmal ein Geständnis an Köhler: „Ich habe für Hebbel fast eine Art Leidenschaft. Daneben aber Gemütsstolz. Den wird mir Gott abgewöhnen, wenn er Unrecht ist"; dann nicht der direkte Bruch, aber das Einschlafen des Verhältnisses: „Das konnte ich neulich Hebbel erzählen, als ich ihm begegnete. Denn wir sehen uns nicht mehr, und ich glaube, diesmal wird's auch so bleiben. Ich verlange Gegenseitigkeit. Ich kenne keine Freundschafts-Sultane, die nur mich in ihrem Divan empfangen, ohne auch einmal mit meinem kleinen Harem vorlieb zu nehmen." Bald darauf kam Wagner auf längere Zeit nach Wien, und damit war an eine Neuaufnahme des Verhältnisses nicht mehr zu denken, Cornelius nennt sich bald mit Stolz „den nächsten Freund und das Faktotum" Wagners. Nur ein paar Mal wird Hebbel in dem Wiener Briefwechsel noch genannt, bei der Aufführung seiner „Nibelungen" in Wien, bei der

wir nun ein ganz anderes Urteil über dieses Stück vernehmen („Ich meine — alle solchen Stoffe werden in unserer Zeit immer mehr und mehr der Oper, wie sie Wagner gestaltet hat, zufallen — die Musik einzig vermag da den magischen Nebel zu verbreiten, zwischen uns modernen Schauenden und diesen Sängergestalten"), und bei seinem Tod: „Über Hebbels Tod haben wir kein Wort getauscht. Mich überraschte es nicht. Ich hatte ihn nah dem Schottentor zuletzt von ferne gesehen, etwa acht Wochen vor seinem Tod, und da machte sein Erscheinen schon einen gespenstischen Eindruck." „Zu stiller Feier" komponierte Cornelius Hebbels Requiem.

Nun auch Cornelius' Verhältnis zu Wagner zu skizzieren, würde hier zu weit führen, und überdies liebe ich Wagner, aufrichtig gestanden, nicht und würde leicht ungerecht werden. Das sehe ich aber sehr deutlich und scheue mich nicht, es auszusprechen, daß Cornelius' Darstellung seines Verhältnisses zu Wagner in Wien und dann in München für die richtige Erfassung von Wagners Charakter sehr wichtig, beispielsweise als notwendige Ergänzung bei der Lektüre der Wesendonk-Briefe heranzuziehen ist. Überhaupt wird eine Zeit kommen, wo man Wagner sehr viel anders sehen wird, als man ihn jetzt sieht oder gar gesehen wünscht, und vielleicht erst die dritte Generation nach uns wird das letzte Wort über ihn sprechen. Cornelius war als geistige, ja künstlerische Persönlichkeit weder Hebbel noch Wagner vollständig gewachsen, er sieht z. B. den Unterschied zwischen Hebbel und Grabbe nicht, und wird auch Wagners späteren Werken gegenüber, mit denen dieser doch wohl steht oder fällt, wieder Reaktionär. Aber er ist eine gesunde, ebenso gemütlich-warme wie verstandesklare Natur, er läßt sich nichts vormachen, wie ich schon einmal sagte, und so ist er ein äußerst zuverlässiger und wertvoller „Zeuge". Charakteristisch ist, wie er am Ende seines Lebens zu Hebbel und Wagner steht. Die letzte wichtige Stelle über Hebbel (1874), an seinen alten Wiener Freund Standhartner gerichtet, lautet: „Wenn ich Euch Lebende wiedersehe, will ich mit Dir Arm in Arm zu Hebbels Grab wallfahrten. Ich habe im letzten Jahr zweimal die Maria Magdalena gesehen. Ach, welche Beethovenmusik des Geistes, welches Auge für die ungeheure Tragödie des Lebens, welcher markverzehrender Kalkul. Zu dem Stück sollte man nach München reisen, wie zu einer Wagner-Aufführung." Auch die letzte wichtigere Stelle über Wagner findet sich in einem Brief an Standhartner und berichtet von Bayreuth: „Ich brachte Abel und Buonamici mit, aber es steht ein feindlicher Geist zwischen Wagner und seinen Freunden. Wir waren zwei Tage dort und sahen den Meister kaum, ich kann die Worte zählen, die ich mit ihm wechselte, sie werden kaum die Jahreszahl 73 übersteigen. In München bekamen wir alle drei einen Brief derselben Hand, mit denselben nichts sagenden Phrasen — und wir konnten unsere Briefe im Trio lesen, wie Frau Fluth und Reich im Duett." Doch vielleicht hätte, wenn Cornelius länger gelebt hätte, auch hier die Zeit eine Ausgleichung gebracht.

Und nun habe ich noch nichts über Cornelius' eigenes späteres Leben berichtet, über die zahlreichen Briefe an seine Braut und spätere Frau Bertha Jung, die den

zweiten Band füllen, über den schweren Lebensweg, den Cornelius fortschritt, über sein bescheidenes Glück und sein Emporkommen als Liederkomponist. Aber man soll einen Briefwechsel nicht referierend erschöpfen, soll nur zur Lektüre antreiben. Ich wiederhole es: In diesen Corneliusbriefen steckt ein dauernder Schatz für das deutsche Volk, auch im besonderen für Haus und Familie, es ist der deutsche Geist darin, den wir jetzt und in Ewigkeit brauchen. — Neben den Briefen bedeuten die „Aufsätze über Musik und Kunst" nicht allzuviel, aber sie haben freilich meist historische Bedeutung. Wichtiger sind die Gedichte. Unzweifelhaft, dieser Dichter-Komponist gehört auch in die deutsche Literaturgeschichte, er ist ein guter lyrischer Sänger, dem hier und da auch ein das Tiefste berührendes, wirklich lyrisches Gedicht gelingt, er ist ein vortrefflicher Gelegenheitsdichter und lyrischer Humorist. Der Schule nach steht er den Münchnern nahe. Er hat wie sie von Platen gelernt und legt auf die äußere Form großes Gewicht — am nächsten steht er vielleicht dem ziemlich gleichaltrigen Heinrich Leuthold. Doch ist mehr Schwung und Frohsinn in seinen Gedichten, als sie bei den Münchener herkömmlich, der rheinische Poet verleugnet sich nicht. Wenigstens ein gutes Gedicht Cornelius' soll hier zum Schlusse stehen:

Löse, Himmel, meine Seele
Aus des Staubes engen Schranken!
Wandle sie zum Flügelboten
Liebesehnender Gedanken!

Wandle sie zu Blumenodem,
Zart gewiegt im Hauch des Windes!
Wandle sie zum reinen Glanze
In den Augen eines Kindes!

Wandle sie zum Hauch des Trostes
Für die Brust, die Schmerz betroffen!
Wandle sie zum Hoffnungstraume,
Wo da schwand ein letztes Hoffen!

Und zum Balsam der Erfüllung
Auf geheimer Sehnsucht Wunden!
Und zur Flamme des Entzückens,
Wenn sich Herz und Herz gefunden!

VIII.

Max Kretzer, Familiensklaven. — Hanns von Zobeltitz, Arbeit. — Johannes Dose, Der Muttersohn. — Max Geißler, Am Sonnenwirbel.

Vor einiger Zeit habe ich hier eine Anzahl Frauenromane besprochen und dabei die Behauptung aufgestellt, daß der Durchschnittsfrauenroman besser sei als der Durchschnittsmännerroman. Nun habe ich wieder eine Anzahl Unterhaltungsromane, die von Männern stammen, gelesen und fühle mich veranlaßt — bei meiner Behauptung zu bleiben. Da ist zunächst ein neues Werk von Max Kretzer, der Roman „Familiensklaven" (Verlag Continent, Berlin). ... Ja, lieber Gott, diese Art Romane gabs doch auch vor der großen Revolution der Literatur, in den Zeiten der Marlitt, es ist der alte Hauslehrer- und Gouvernantenroman in moderner, nein, in moderner Form kann man nicht einmal sagen, also, mit moderner Verbrämung, wir haben hier nichts weniger als die Eroberung eines neuen Stückes sozialen Neulandes für die Literatur, was ein wertvoller Roman doch immer sein muß. Schon der Titel „Familiensklaven" trifft nicht ganz, unter Familiensklaven würde ich stets die Sklaven ihrer Familie, beispielsweise den nur zur Zahlung von Rechnungen benutzten Hausvater oder die ihren

Brüdern aufgeopferte Schwester und dergleichen unglückliche Personen verstehen, der Hauslehrer und das Kinderfräulein sind, richtig gesehen, Hausssklaven, schlimmsten Falles natürlich. Doch auf den Titel kommt wenig an. Schlimmer ist es, daß Kretzer nicht vermocht hat, ein überzeugendes Lebensbild hinzustellen, daß sich seine Darstellung mit dem „Ungefähr" begnügt. Sie schwebt nicht völlig in der Luft, es mag in Berlin W. Familien geben, in denen es nicht viel anders hergeht, wie in der hier vorgeführten, wo der Vater Bankdirektor nur für sein Geschäft und das Diner lebt, die Mutter, eine ehemalige Theaterdame, ihren Tag mit Nichtstun und einer halbplatonischen „Liebe" zum Hauslehrer verbringt, Sohn und Tochter ihre eigenen Wege gehen, Hauslehrer und Fräulein nicht eben für voll genommen werden. Aber bei Kretzer gerät leider alles halb karikaturmäßig (eben das Halbe ist das Schlimme), Personen und Verhältnisse machen, so vieles im einzelnen stimmt, nicht den Eindruck des Organischen — man hat immer wieder die Empfindung, daß Kretzer seine Geschichten aus Einzelbeobachtungen „gemacht", sie nicht erlebt hat. Ein Übelwollender könnte sagen, daß der Dichter hier wie immer an der Darstellung des Lebens höherer Kreise scheitere. Aber das ist es doch zuletzt nicht, die Tochter des Hauses, eine feinere moderne Natur, hat er u. a. gut herausgebracht — nein, es liegt einfach daran, daß Kretzer eben ein reiner Unterhalter geworden ist. Ich habe seine Entwicklung so ziemlich von Anfang an verfolgt und entsinne mich noch recht wohl, daß Karl Bleibtreu ihn einmal schon über Zola stellte — auch sind die Berliner Romane bis etwa zum „Gesicht Christi" hin in der Tat nicht ohne Kunst- und Zeitbedeutung, wenn sie auch hinter den (freilich auch einst überschätzten) Zolaschen Milieudarstellungen zurückbleiben. Dann aber gehts bergab, und heute müssen wir mit Schilderungen wie der folgenden vorlieb nehmen: „Durchaus schneidig in seinem Auftreten, hatte Leutnant Frank doch nichts von jener sogenannten Korrektheit in seinem Wesen, die meistens nur Unnatur ist. Steife Ziererei war ihm ein Greuel, selbst wenn er in Uniform war, und da er sich am liebsten ganz ungezwungen gab, so entpuppte er sich stets gleich als angenehmer Gesellschafter, der nichts mit jenen Offizieren gemein hatte, die sogar die Umgangsformen nach Schema F regeln." Das ist wirklich nicht mehr schön. Nur einmal, bei einer Schilderung des abendlichen zoologischen Gartens taucht noch etwas von der alten Milieukunst auf, die das Grandiose bei Zola und seinen Nachfolgern bildet, und in der Charakteristik eines schnoddrigen Berliner Jünglings hat Kretzer auch der Häßlichkeitskunst des Naturalismus ohne Zweifel genug getan. — Stelle ich mich rein auf den Standpunkt der Unterhaltungsliteratur, so ist Kretzers Werk selbstverständlich nicht übel, ja, sogar zu empfehlen, da im ganzen durchaus gesunder Geist und, wie schon angedeutet, manches hübsche einzelne darin enthalten ist.

Auch Hanns von Zobeltitz' „Arbeit, Roman aus dem Leben eines deutschen Großindustriellen", der schon in zweiter Auflage vorliegt (Hermann Costenoble, Jena) hat mir als Kunstwerk, als Dichtung nicht sonderlich imponiert. Aber dieser Roman verdient freilich das Prädikat des Gesunden noch in weit höherem Maße als der Kretzers, und da wir Nationalen uns bekanntlich gestatten,

zur Zeit auf den Gesundungsprozeß in der Literatur ein größeres Gewicht zu legen als auf die ästhetischen Velleitäten, so ist er immerhin ein bemerkenswertes Werk. Ich habe hier früher über das Aufkommen eines gehaltvollen autobiographischen Romans berichtet: Dieser Roman Zobeltitzens geht nun von der Autobiographie zur Biographie über, wir verfolgen das Leben des Berliner Schlosserſohnes, der ein deutscher Großindustrieller wird, von der Schule bis ins Alter, von der achtundvierziger Zeit bis in unsere Tage, eine eigentliche Romanhandlung ist in dem Werke nicht vorhanden, es gibt einfach die wichtigeren Lebensepisoden nacheinander. Das ist nun, wenn man beispielsweise an den Berliner Roman Gutzkows und Spielhagens denkt, der auf ein breites Weltbild, auf eine vielverschlungene wirkliche Geschichte ausgeht, die Rückkehr zum Primitiven, aber ich glaube auch, daß eben jener Gesundungsprozeß diese Rückkehr fordert, und da Zobeltitz im übrigen seinen Stoff beherrscht, so habe ich sein Lebensbild, das viel Mühe und Arbeit und allerlei Lust und Leid eines tüchtigen Lebens im Anschluß an die großen Zeitereignisse seit 1848 vorführt, gern gelesen. Wahrhaft dichterische Darstellung wird es ja freilich nicht durchweg, auch ist jener Zug nach dem Aktuellen darin, der eine gewisse Berliner Unterhalterschule (die Zobeltitzens, Stratz u. a.) auszeichnet, beispielsweise: Herr Ballin konnte wirklich fehlen. Aber, wie gesagt, zuletzt ist dieser Roman ein kerngesundes Werk und auch zur Volkslektüre trefflich verwertbar, da er, von seiner leichten Lesbarkeit abgesehen, geeignet ist, weitere Kreise zum Nachdenken über allerlei Probleme, wie z. B. das der Sozialdemokratie, zu bringen. Wenn die neue Gesellschaft für Schaffung guter Volkslektüre in Verlegenheit um ein brauchbares Werk sein sollte, so rate ich ihr, diesen Zobeltitzschen Roman zu erwerben; es könnte nicht schaden, wenn er in einigen hunderttausend Exemplaren ins Volk käme.

Von Johannes Doses „Muttersohn“ (Glückstadt, Max Hansens Verlag) wünschte ich das nicht. Man hat sehr viel Reklame für diesen schleswig-holsteinischen Autor gemacht, und ich ging deshalb mit bestimmten Erwartungen an ihn heran, aber ich ward sehr enttäuscht: Dose ist ein gewöhnlicher Unterhalter, mit Literatur und Kunst hat wenigstens dies Werk nichts zu tun. Es stellt sich als eine Art Vereinigung von Frenssens „Jörn Uhl“ und Stilgebauers „Götz Kraft“ dar, ist stofflich, da es augenscheinlich auf allerlei Selbsterlebnisse zurückgeht, zu der Kategorie der modernen autobiographischen Romane gehört, verhältnismäßig reich, auch, was man so „flott geschrieben“ nennt, aber literarisch durch und durch zuchtlos und trotz aller schönen Empfindungen und sittlichen Tendenz im Kerne ungesund. Dose ist das, was man bei uns einen „Schwöger“ nennt, er ist sozusagen die Karikatur Frenssens, dessen von ernsten Menschen schon schwer zu ertragende Unarten er noch übertreibt. Das ist unschwer darzutun. Zunächst einmal kann Dose kein Deutsch: „Niedrig saubere Häuslerwohnungen“, wie gleich zu Anfang steht, ist falsch, es heißt niedrige, saubere Häuslerwohnungen; denn die beiden Eigenschaften sind koordiniert, niedrig als Adverb gesetzt würde etwa den niedrigen Stand der Sauberkeit anzeigen. Ebenso unsinnig ist es zu sagen, daß „der Koch der Ziehharmonika schwedische und schwermütige Weisen ent-

lockte". Doch wir wollen auf solche Dinge einmal kein Gewicht legen — schwerer wiegt es, daß der Stil Doses sich vielfach dem Hintertreppenromanstil nähert, dabei, wo er humoristisch sein soll, manieriert und, wo er Empfindung geben will, rührselig ist. „Adams Beharrlichkeit wurde belohnt, er bekam seinen Hund, einen gelbhaarigen, tapsig watschelnden, wimsig wedelnden Welp, der dick zum Zerplatzen war" — das finde ich ebensowenig hübsch wie das Frensen nachgeahmte Herumwerfen mit plattdeutschen Wendungen und Worten wie „baff und benaut". Noch schwerer zu ertragen ist freilich die Spekulation auf Rührung, die Gefühlsstimpelei: „Der einsame Friedhofsgänger, der mit offenem Blick für die Osterschöne die sauber gerechten Gänge durchquerte, erblickte von fern den gesuchten Ort. Über alle Holzkreuzlein und Steindenkmäler ragte ein hohes, weißes, hell leuchtendes Marmorkreuz empor, das auf einem glatt behauenen, grauen Steingeviert ruhte. Vor dem Kreuze, auf dem der Name Monika Maria Junker stand, beugte sich sein Haupt, und zwei Tränen fielen aus den Wimpern auf das zuckende Antlitz. — Heilig, heilig war ihm die Stätte. Im Grabkämmerlein unter dem weißen Kreuze schlief seit manchem Jahr seine Mutter den langen, sanften Todesschlummer. Die, deren ganzes Leben Arbeit und Mühe gewesen, schlief jetzt, und in kalter Erde ruhte das warme Mutterherz, das fast vierzig Jahre lang für ihn, für ihn in heißer, reinster und rastloser Liebe geschlagen. — Ein Mann, der, im Kampf des Lebens gestählt und gehärtet, weichliche Tränen nicht dulden darf, soll weinen am Grabe der Mutter und den Zähren des Danks und der Sehnsucht den lindernden Lauf nicht hemmen. — Junker lehnte sein Blumenkreuz gegen das Steinfundament und barg das Gesicht in den Händen. Ihr Bild, wie sie leibte und lebte in den lächelnden, kurzen Stunden und den leidvoll langen Tagen (soll natürlich heißen: kurze lächelnde Stunden und lange leidvolle Tage!) stand vor ihm — als sie noch eine stattliche, rasche und rege Frau war, die ihn als Kind hegte und zu allem Guten und Edlen anhielt — wie sie mählich alterte, ohne müde zu werden — wie sie noch im Schmuck der grauen, ja, der schneeweißen Haare ihn, den Mann, getragen und geleitet, gestärkt und getröstet und allzeit und immer getan hatte, was sie konnte." Diese wortreiche Mischung von abgebrauchten Phrasen, Reporterdeutsch und gesuchter Manier ist für das ganze Buch charakteristisch. Manchmal geht es bis zur unerträglichen Süßlichkeit hinab: „Muttchen, erzähle mir ein Märchen aus deiner Maienzeit . . . wie du den Vater lieb gewannst", sagt, notabene, der erwachsene Sohn, ein Schleswig-Holsteiner — wie ich meine Landesleute kenne, würden sie sich eher die Zunge abbeißen, als solches Zeug reden. Dann aber fehlt es auch wieder an allerlei Spekulativ-Bissigem und -Boshaftem nicht, beispielsweise: der rote Adlerorden vierter Klasse und die geistlichen Parentationsgebühren müssen herhalten. Geradezu abscheulich finde ich das folgende: „Das Weinen einer armen Mutter, deren zwei Kinder die grausame Diphteritis erwürgt hatte, vermochte er mit allen möglichen Bibelsprüchen nicht zu stillen. Als aber sein pastoraler Mund ins Schalkhafte spielte und sagte: „Warten Sie ein Weilchen! Wenn der Frühling und der Storch wiederkommt . . . Wer weiß,

ob nicht der Hergott in Gestalt eines kleinen Meierleins Ihnen Ersatz gibt" — da mußte die leis errötende Frau Meier lächeln und ward bestärkt in ihrer Hoffnung." Das wird zur Charakteristik des Romans genügen. Stofflich ist er, wie gesagt, reich, das Leben Nordschleswigs wird in vieler Hinsicht charakteristisch beleuchtet, aber doch kann man sich auf die Darstellung in keiner Beziehung verlassen, wir haben hier nicht Heimatkunst, sondern Heimatausschlachtungskunst — und dafür danken wir. Dose, für den Goethe ein „vornehm feiner kühler Hofpoet ist" und der für den lieblich-lockern Heine schwärmt (noch sein vernünftig gewordener Held muß dessen Werke kaufen), muß noch lernen, was künstlerische Selbstzucht ist.

Da läßt man sich Max Geißler eher gefallen, obgleich auch bei ihm die Gefahr besteht, daß er dem wortreichen Unterhaltertum verfällt. Mir kam vor längerer Zeit sein Halligroman „Jochen Klähn" in die Hände, ich blätterte darin, ließ ihn dann aber ungelesen, da ich merkte, daß Geißler den Namen seines Helden ganz „ernst genommen", den komischen Beiklang in ihm, den jeder Plattdeutsche sofort hört, nicht gemerkt hatte. Ja, man soll keine Heimatromane aus anderer Leute Heimat schreiben, auch die sorgfältigsten Studien können nicht das geben, was man von seiner Frau Mutter ererbt und in jungen Jahren mit frischen Sinnen aufgenommen hat. Geißler ist ein Obersachse, und so stehen ihm die erzgebirgischen Menschen immer noch sehr nahe, weswegen ich mich denn auch an den neueren Roman „Am Sonnenwirbel" (Costenoble, Jena) herangewagt und ihn nicht bloß durchblättert habe. Ich bereue es nicht. Freilich, mir kommt es vor, als sei das Ganze etwas stark Roseggerisch gestimmt, die Waldleute Geißlers gewinnen für mich nicht ihr volles erzgebirgisches Leben. Jedenfalls aber hat Geißler die Natur des Landes meisterhaft geschildert, mehr als das, für uns lebendig gemacht, und die Tendenz seines „Kulturromans" — die Heimatkunst darf ruhig Tendenzen haben, da dies nie „papierne" sein können — anstatt der entnervenden Spitzenklöppelei eine vernünftige Waldweidewirtschaft, also Landwirtschaft einzuführen, ist sehr zu loben. Unbedingt, es steckt etwas in Geißler: Auch sein stiliftisches Bestreben — er will eine volkstümlich-poetische Erzählerform schaffen — ist der Beachtung wert. Die Gefahr liegt bei Geißler darin, daß ihm das eigenartige Erzählen und Schildern sehr leicht wird, er vermag das von Natur, was die Dose, selbst die Frenssen durch Manier anstreben; die Leichtigkeit der Diktion verführt ihn dann aber, auf die Herausarbeitung der Gestalten nicht die nötige Kraft und Sorgfalt zu verwenden. Ob das auch auf seinen neuesten Roman — es ist schon wieder einer da, und er verwendet wieder ein anderes Heimatsmilieu — „Das Moordorf" paßt, werden wir s. Z. sehen.

Weltwirtschaftliche Umschau.

Von

F. von Pritzbuer.

Die Kämpfe um die Neugestaltung der deutschen Handelspolitik haben mit der Annahme der bekannten sogenannten Zusatzverträge ihr vorläufiges Ende erreicht, und alle Beteiligten, die Angehörigen der Landwirtschaft sowohl wie diejenigen der Industrie, suchen sich darüber klar zu werden, welches die Vorteile bezw. welches die Nachteile sind, die ihren Interessen und ihrem Gedeihen aus den neuen Zollerhöhungen und den neuen Tarifen erwachsen. Die Rollen erscheinen gegen früher ausgetauscht, die stets mißvergnügten Agrarier geben sich kaum Mühe, ihre Zufriedenheit über das Maß des Erreichten noch zu verbergen, während die Industriellen, wenigstens teilweise, lauter als nötig ist, darüber klagen, wie sehr sich die Situation zu ihren Ungunsten verschlechtert hat. Man kann in den Geschäftsberichten großer Gesellschaften sehr übertriebene Auslassungen lesen, daß nunmehr eine Konkurrenz auf dem Weltmarkt für diese oder jene industrielle Branche so gut wie ausgeschlossen sei, und noch immer vernimmt man, wenn auch in etwas abgeschwächter Tonart, die Klage, daß große Zweige der deutschen Industrie zur Auswanderung gezwungen seien, wodurch der heimischen Volkswirtschaft ein schwerer, kaum zu berechnender Schaden erwachsen werde.

Unter solchen Umständen berührt es besonders angenehm, wenn von industrieller Seite auf die volkswirtschaftliche Bedeutung der neuesten Handelsvertragsära hingewiesen wird. In einer kürzlich abgehaltenen Versammlung der hauptsächlichsten Verbände der Saarindustrie hat deren Geschäftsführer, Herr Dr. Tille, in bemerkenswerter Weise darauf hingewiesen, wie stark sich schon heute die zuversichtlichere Stimmung der Landleute zu Gunsten der Industrie fühlbar mache, was in der stark gestiegenen Nachfrage nach Produkten der Eisenindustrie auf dem inneren Markt einen sehr deutlichen Ausdruck finde. Man dürfe nicht vergessen, daß von der deutschen Produktion nur $^1/_7$, von der englischen dagegen $^1/_3$ auf den Weltmarkt angewiesen sei, daß also eine vergrößerte Aufnahmefähigkeit des Inlandsmarktes in Deutschland für die gesamte nationale Wirtschaft von einer viel weiter tragenden Bedeutung sei, als bei unsern Vettern jenseits des Kanals. Bei dieser Sachlage käme ein vermehrter Zollschutz der deutschen Landwirtschaft der deutschen Industrie in höchstem Grade zu Gute, die Bedeutung der hinter uns liegenden Handelsvertragskampagne läge eben darin, daß sie den Binnenmarkt, für den $^6/_7$ der deutschen Produktion bestimmt sind, gegen früher aufnahmefähiger mache. Ich habe schon früher ähnlichen Gedanken an dieser Stelle Ausdruck gegeben und betont, daß mir das als ein besonders annehmbares

Ergebnis der theoretischen Kämpfe der letzten Jahre erscheine, daß die Bedeutung des Binnenmarktes für die gesamte nationale Produktion in ein weit helleres Licht gerückt ist als früher, daß die Führer der Freihandelspartei von ihrer einseitigen Wertschätzung des Weltmarktes zurückgekommen sind, und daß auch in diesen Kreisen die Meinung immer mehr an Boden gewinnt, daß jede kluge Handelspolitik in erster Linie auf eine Hebung des Inlandskonsums bedacht sein muß.

Als ein weiteres Ergebnis der jüngst geführten Kämpfe wird man die wachsende Erkenntnis ansehen dürfen, daß man bisher das Rüstzeug der Zolltarife und Handelsverträge einigermaßen überschätzt hat. Besonders Ernst von Halle, der durch seine genaue Kenntnis der einschlägigen Verhältnisse in England, vor allem aber in Nordamerika und in einem Teil von Südamerika besonders dazu berufen ist, hat vor kurzem dieser Meinung in einem sehr lesenswerten Aufsatz lebhaften Ausdruck verliehen. Er macht sehr richtig darauf aufmerksam, daß heute im Zeitalter des intensiven Weltverkehrs, der großen industriellen Zusammenschlüsse in der Form des Kartells oder des Trusts, der Begründung der großen zentralisierten Bankinstitute, die Verwaltung des Verkehrswesens, die Absatzpolitik der großen Verbände und die Finanzierungstätigkeit der großen Kapitalsmächte ungleich bedeutsamer sind als die nominalen Sätze des Zolltarifs. „Was würden," schreibt er, „alle Zolltarife und Handelsverträge bedeuten gegenüber einem Übereinkommen zwischen dem deutschen Stahlverband und dem amerikanischen Stahltrust hinsichtlich der Abgrenzung der beiderseitigen Absatzsphären, derart, daß die einen nicht in Europa, die anderen nicht in Südamerika konkurrieren wollen? Was würden ferner die vertragsmäßig festgesetzten Zollsätze bedeuten, wenn durch Einführung von Abgaben auf den deutschen Wasserstraßen, von Schleppmonopolen auf den Kanälen, nebst Einheitsbetrieb der Eisenbahnen die Regierung in den Stand gesetzt wird, die ganze Aus- und Einfuhrpolitik wesentlich zu beeinflussen? Oder wenn in Amerika die großen Riesentrusts, die gleichzeitig die Eisenbahnen und Teile der Fluß- und Seeschiffahrt kontrollieren, die Frachten der Aus- und Einfuhr willkürlich nach ihrem Interesse gestalten? Was kann schließlich ein Meistbegünstigungsvertrag und die Zusicherung der Wirtschaftsfreiheit in überseeischen Ländern nützen, wenn die großen Geldgeber exotischer Regierungen im Stande sind, bei diesen durchzusetzen, daß für Eisenbahnbauten und andere öffentliche Unternehmen lediglich die Materialien ihrer Nation verwandt werden, oder daß von ihren Landsleuten mit ihrem Kapital eingerichtete Unternehmungen besondere Grundlagen erhalten?" Die Zukunft werde die Methoden als nicht mehr ausreichend erkennen, die vor der Zeit der einheitlichen Verkehrsverwaltung, der Trusts und der Riesenbanken als gute Mittel der Handelspolitik erschienen. Aber derartige Anschauungen und eine derartige Erkenntnis wird sich erst in rund zehn Jahren durchzusetzen haben, wenn von neuem nach einer Basis für die gegenseitigen Handelsbeziehungen der großen Industriestaaten gesucht wird. Vorläufig werden sich für zwölf Jahre Handel, Industrie und Landwirtschaft mit dem erneuerten System der mitteleuropäischen Handelsverträge einzurichten haben, und gleichzeitig

wird es für die nächsten Monate die Hauptsorge der verantwortlichen Faktoren sein, den handelspolitischen Beziehungen Deutschlands mit England, den Vereinigten Staaten und Argentinien eine annehmbare Basis zu geben. Die Lösung England gegenüber wird allerdings ziemlich einfach sein, es wird vorläufig bei dem von Zeit zu Zeit zu erneuernden handelspolitischen Provisorium bleiben, das seit der Kündigung des englisch-deutschen Handelsvertrags die gegenseitigen Beziehungen regelt. Erst wenn England sich selbst im Klaren sein wird über die Wege, die es hinsichtlich seiner zukünftigen Zollpolitik einschlagen will, wird von einem neuen Handelsvertrage zwischen dem Deutschen Reich und Großbritannien die Rede sein können.

Wesentlich schwieriger liegt die Frage den Vereinigten Staaten und Argentinien gegenüber. Mit Argentinien verbindet uns noch heute ein reiner Meistbegünstigungsvertrag, d. h. Argentinien nimmt an allen Vorteilen teil, die wir anderen Staaten einräumen, ohne seinerseits zur Einräumung besonderer Vergünstigungen genötigt zu sein. So ist wenigstens die Meistbegünstigungsklausel von Deutschland ausgelegt worden, eine Auslegung, die sich Argentinien und die Vereinigten Staaten ruhig haben gefallen lassen, ohne sich ihrerseits auf diesen Standpunkt zu stellen. Sie haben die Meistbegünstigung stets nur als eine bedingte aufgefaßt, d. h. sie haben Deutschland die einem dritten Staat eingeräumten Vergünstigungen nur dann auch gewährt, wenn diese Vergünstigungen dem dritten Staat umsonst zu teil geworden sind. Hat aber der dritte Staat sie gegen eine Konzession seinerseits erhalten, so mußte Deutschland ein Äquivalent bieten, und nur wenn dieses Äquivalent von der Union angenommen wurde, rückte Deutschland wieder in die Stellung einer völlig meistbegünstigten Nation ein.

Die Differenzen, welche sich aus der verschiedenen Auslegung der Meistbegünstigungsklausel ergaben, sowie die unsichere rechtliche Grundlage, auf der das deutsche Handelsvertragsverhältnis zu den Vereinigten Staaten beruhte, — bekanntlich waren die Verträge, welche die Vereinigten Staaten in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts mit Preußen, Mecklenburg und den Hansastädten abgeschlossen hatten, ohne weiteres auf das Reich übertragen worden, — haben dann im Jahre 1900 zu einem Abkommen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten geführt, nach welchem Deutschland gewisse Vorteile eingeräumt wurden, welche die nordamerikanische Union seinerzeit Frankreich gewährt hatte, während die Vereinigten Staaten alle Vergünstigungen der Caprivischen Handelsverträge genossen. Diese Vergünstigungen würden den Amerikanern in Zukunft weiter zuteil werden, obwohl die Caprivischen Verträge durch die sogen. Zusatzverträge nunmehr tief einschneidende Veränderung erfahren haben, d. h. der amerikanische Weizen würde auch in Zukunft nur 3,50 Mark Eingangszoll bezahlen, während die europäischen Vertragsstaaten, also Österreich, Rußland usw. 5,50 Mark Zoll zahlen müssen. Daß dieses Verhältnis unhaltbar ist, darüber ist sich alle Welt einig, und allem Anschein nach wird sehr ernsthaft über einen Tarifvertrag zwischen den beiden Regierungen verhandelt, dessen Abschluß von Seiten der deutschen Geschäftswelt schon deshalb mit einem Gefühl

der Erleichterung begrüßt würde, weil durch einen solchen Vertrag endlich einmal Klarheit in die beiderseitigen Handelsbeziehungen gebracht, und der deutsche Exporteur Schutz vor den willkürlichen Zollschikanen der Amerikaner erhalten würde, die heute die Einfuhr in die Vereinigten Staaten so über jedes Maß erschweren. Unter dem Vorwand, möglichst eingehende Auskunft zum Zwecke der Ausstellung von Ursprungsatteften zu erhalten, haben die amerikanischen Konsuln in den verschiedenen nach den Vereinigten Staaten exportierenden Ländern ein vollständiges Spionagesystem ausgebildet, das sich über alle Einzelheiten der Fabrikation informiert, über alle Unkosten, Arbeitslöhne usw., das jedes Fabrikationsgeheimnis zu ergründen versucht, und darüber nach den Vereinigten Staaten berichtet. Und selbst wenn der deutsche Fabrikant und Exporteur alle ihm vorgelegten Fragen auf das gewissenhafteste beantwortet, so ist er noch keineswegs sicher, daß ihm sein Produkt nicht doch noch bei der Ankunft in Amerika unter allerlei schikanösen Vorwänden zurückgewiesen und er weiteren Vexationen unterworfen wird.

Von den Mißständen, die sich aus der willkürlichen Handhabung der amerikanischen Zollvorschriften seitens der dortigen Zollbeamten ergaben, ist in den letzten Jahren viel in der Öffentlichkeit die Rede gewesen, sie haben zu scharfen Protesten auch von seiten derjenigen Kreise Veranlassung gegeben, die im übrigen den Wert guter Beziehungen zu den Vereinigten Staaten zu schätzen wissen. Von dem Wert dieser Beziehungen an dieser Stelle zu reden, erscheint um so überflüssiger, als ich hier wiederholt auf die Einwirkungen aufmerksam gemacht habe, die die jeweilige Lage der Volkswirtschaft hier oder drüben auf die Situation der anderen ausgeübt hat, und die für Deutschland während der letzten Krisis so stark zu Tage traten. Auch die letzten Monate haben von neuem den Beweis erbracht, wie enge die Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten in wirtschaftlicher Beziehung sind und wie große Fortschritte die Verflechtung der beiden Volkswirtschaften bereits gemacht hat. Die Stimmung und Tendenz der Berliner Börse beispielsweise ist seit Beginn des Jahres von keinem anderen Faktor in gleich hohem Grade beeinflußt worden, wie von den Fluktuationen des New-Yorker Platzes. Die Depression in den Vereinigten Staaten, die während des vorigen Jahres unleugbar vorhanden war, hat nach Beendigung der Präsidentschaftskampagne und der Wiederwahl Roosevelts einem erneuten Aufschwung Platz gemacht, der alle Gebiete des wirtschaftlichen Lebens ergriffen hat, und der einen neuen starken Impuls erfahren wurde, wenn, wie es den Anschein hat, den Vereinigten Staaten eine besonders gute Ernte bevorsteht. Infolgedessen war auch die Spekulation sehr beschäftigt, die sich aus dieser Lage ergebenden Zustände voll auszunützen, und sie wurde hierin durch die englische und deutsche Bankwelt unterstützt, welche bemüht waren, sich ihren Anteil an den großen Geschäften in den Vereinigten Staaten zu sichern. Wie immer bei einem Aufschwung in der Union suchten namentlich die großen Eisenbahngesellschaften durch Erweiterung ihrer Anlagen und größere Kapitalsinvestitionen den gesteigerten Verkehrsansprüchen gerecht zu werden; ein großer Teil der auf diese Weise geschaffenen neuen Werte ist von den europäischen

Banken übernommen und dem europäischen Publikum zugeführt worden, das von jeher die amerikanischen Eisenbahnbonds zu Anlagezwecken benutzt hat. Ein angesehenes amerikanisches Fachblatt, das in New-York erscheinende „Journal of Commerce“ hat vor kurzem eine Zusammenstellung der vom 1. Januar bis 15. Mai d. J. neu ausgegebenen Eisenbahnbonds veröffentlicht, aus der hervorging, daß allein in dieser Zeit 60—70 Millionen Dollars amerikanischer Bonds in Europa untergebracht sind. Eine andere Zusammenstellung hat vor kurzem berechnet, daß im letzten Jahr der Gesamtgewinn des deutschen Publikums an diesen Effekten etwa 80—100 Millionen Mark, der des englischen Publikums sogar 400—500 Millionen Mark betragen habe. Schon die Geschäftsberichte der großen Berliner Banken für das Jahr 1904 wußten von verschiedenen großen amerikanischen Geschäften zu berichten, im laufenden Jahre hat fast keines unter den führenden großen Aktieninstituten es verschmäht, seinen Kunden große Summen amerikanischer Papiere anzubieten, die es von seinen amerikanischen Geschäftsfreunden übernommen hatte. Auf diese Weise wird es erklärlich, wenn alle Interessenten hier und in London alle Bewegungen in New-York mit gespanntester Aufmerksamkeit verfolgen, wenn die verschiedenen Phasen in den Kämpfen der großen amerikanischen Finanzgruppen hier fast mit derselben Aufmerksamkeit wie in New-York selbst studiert werden, und daß die Beendigung eines solchen Kampfes, wie der wiederhergestellte Frieden zwischen Hill und Harriman beweist, auch in Europa mit einem starken Gefühl der Erleichterung begrüßt wird. Mit derselben Angstlichkeit wie drüben wurden hier die plötzlich auftauchenden Nachrichten von dem Nachlassen des Eisenkonsums in den Vereinigten Staaten vernommen, die, wenn sie wahr wären, unter Umständen zu einer weiteren Verschärfung der Konkurrenz auf dem Weltmarkt führen müßten, und mit gerechter Entrüstung vernahm man von den Vorkommnissen bei der bekannten amerikanischen Lebensversicherungsgesellschaft Equitable, bei der zahlreiche deutsche Policen laufen, für die eine unmittelbare Gefahr allerdings kaum besteht, da die deutsche Aufsichtsbehörde in nur zu gerechtfertigtem Mißtrauen gegen die Geschäftsführung bei derartigen amerikanischen Unternehmungen die Hinterlegung der notwendigen Sicherheitsfonds bei deutschen Behörden gefordert und erreicht hatte.

Aber auch abgesehen von den Beteiligungen an den großen Finanztransaktionen in den Vereinigten Staaten ist die Emissionstätigkeit der großen deutschen Aktienbanken gerade auf dem Gebiete der Übernahme großer fremder Anleihen im letzten halben Jahr sehr bedeutend gewesen. So haben, um nur einige herauszugreifen, die Dresdner Bank und der Schaaffhausensche Bankverein eine große Anleihe des brasilianischen Staates San Paolo an den deutschen Börsen eingeführt, die Deutsche Bank hat eine mexikanische Anleihe übernommen, und von neuem dem Türkischen Reich aus seinen Verlegenheiten geholfen, indem sie ihm eine Anleihe von 60 Millionen Francs negoziierte. Diese letztgenannte Transaktion ist aus verschiedenen Gründen bemerkenswert, einmal weil sie einen Sieg der deutschen Finanzwelt gegenüber den Bemühungen einer französischen Gruppe, die ihrerseits die Anleihe übernehmen wollte, darstellt, andererseits weil sie eine

vortreffliche Illustration zu den oben angeführten Auslassungen des Professors von Halle bietet und geeignet ist, den Nutzen derartiger Transaktionen weiteren Kreisen zu illustrieren. Ein sehr bedeutender Teil dieser Anleihe dient nämlich zur Bezahlung der großen Bestellungen, die die Türkei bei Krupp in Essen gemacht hat, die wieder unsere Eisenindustrie alimentieren und großen Scharen deutscher Arbeiter einen lohnenden Verdienst verschaffen. Ähnliche Vorteile sollte eine nach ihrem Abschluß noch gescheiterte serbische Anleihe den Ländern derjenigen Finanzgruppen verschaffen, die an ihrer Übernahme besonders beteiligt waren. Die Führung hatte hier ein französisches Institut, das sich die Unterstützung österreichischer Bankhäuser und in Deutschland die Beteiligung der Gruppe der Berliner Handesgesellschaft gesichert hatte. Auch hier war der Erlös der Anleihe in erster Linie für die Neubewaffnung des serbischen Heeres bestimmt, aber gemäß der Führerschaft der französischen Banken war speziell die Bestellung der Geschütze und des sonstigen artilleristischen Materials nach Frankreich gefallen und die österreichischen und deutschen Waffen- und Munitionsfabriken nur in geringerem Maße mit Bestellungen bedacht worden. So zeigte sich wieder bei dieser Gelegenheit, einen wie starken Einfluß die die Finanzgeschäfte besorgenden Bankhäuser auf die Handelsbeziehungen der Länder haben; ziemlich genau im Verhältnis der Quoten, mit denen die französische, deutsche, österreichische Finanz beteiligt war, waren die Bestellungen vergeben worden, die nun vorläufig nicht realisiert werden können, da es dem Ministerium nicht gelungen ist, die Genehmigung der Anleihe durch die Skupschina zu erreichen.

In diesem Zusammenhange endlich muß der Bemühungen von Rußland und Japan, sich die weiteren Mittel zur Fortsetzung des Krieges zu verschaffen, gedacht werden. Bekanntlich ist Japan auch in diesen Bemühungen wesentlich glücklicher als Rußland gewesen. Bald nach der siegreichen Schlacht bei Mukden trat es wiederum an seine Freunde in England und Amerika mit der Forderung einer neuen Anleihe heran, die ohne größere Schwierigkeiten abgeschlossen wurde und deren Subskription einen glänzenden Erfolg hatte. Die Begeisterung für das siegreiche Japan hatte die Kapitalisten aller Länder veranlaßt, sich an der Zeichnung zu beteiligen; in Deutschland hatte man sogar eine Zeitlang in den Kreisen der großen Bankhäuser geschwankt, ob man nicht eine Beteiligung übernehmen sollte, und trotzdem dieser Plan schließlich scheiterte, sind doch große Summen aus Deutschland gezeichnet worden. Selbst die österreichischen Kapitalisten, die im allgemeinen als sehr zurückhaltend exotischen Werten gegenüber gelten müssen, steuerten 800000 Pfund Sterling bei. Japan ist mit diesem Erfolge von der internationalen Finanzwelt als Großmacht anerkannt worden, ob mit vollem Recht, muß dahingestellt bleiben, aber vorläufig sehr zum Nutzen seines Kredits und der Kursbewegung seiner Anleihen. Diese waren bei Ausbruch des Krieges bis auf 64 Prozent heruntergegangen, sie haben im Laufe des Feldzuges eine Kurssteigerung von etwa 25 Prozent erfahren, so daß sie jetzt häufig um Bruchteile höher notieren als die Werte ihres russischen Gegners. Immerhin darf die ungeheure Steigerung der japanischen Staatsschuld nicht unbeachtet bleiben, seine

Anleiheschuld betrug bei Beginn des Krieges 565 Millionen Yen und ist jetzt bis auf 1455 Millionen Yen angewachsen. Es hat im letzten Jahre drei äußere Anleihen im Gesamtbetrage von 520 Millionen Yen begeben, und zwar 220 Millionen 6prozentiger Schatzscheine im Februar und November v. J. und 300 Millionen 4½ proz. Anleihe im März 1905, die durch die Erträgnisse des Tabakmonopols sichergestellt sind. Dazu kommen 370 Millionen Yen neue innere Anleihen.

Bei Rußland betrug die Staatsschuld bei Beginn des Feldzugs 6644 Millionen Rubel, hierzu traten im Mai v. J. 300 Millionen Rubel 5% Schatzscheine, die von der Französischen haute finance übernommen wurden, und 230 Millionen Rubel 4½% Anleihe, die mit Beginn des laufenden Jahres von den Berliner Bankiers des russischen Staates, den Herren von Mendelssohn, dem deutschen Publikum angeboten wurden. Dazu kamen innere Anleihen im August des vorigen und im März des laufenden Jahres, nachdem die Versuche, eine neue Anleihe in Frankreich unterzubringen, erstmals im März und dann zum zweiten Male nach der Katastrophe der baltischen Flotte bei Tsushima gescheitert waren. Nach der Weigerung der Franzosen hat das Haus Mendelssohn den Russen noch einmal einen größeren Vorschuß in Gestalt von 5% auf neun Monate laufenden Schatzscheinen gewährt. Im ganzen berechnet sich die Vermehrung der russischen Staatsschuld auf 1000—1100 Millionen Rubel. Bekannt ist, daß die letzten Versuche Rußlands, in Frankreich eine Anleihe unterzubringen, besonders infolge eines gewissen Widerstandes des Ministerpräsidenten Rouvier scheiterten, der, in allen Finanzfragen ein Kenner ersten Ranges, den französischen Banken und Bankiers seine Warnungen zugehen ließ. Man braucht in diesen Warnungen nicht unbedingt ein Mißtrauen in die finanzielle Leistungsfähigkeit Rußlands zu sehen; es ist nur zu erklärlich, daß der verantwortliche Staatsmann Frankreichs im Augenblick eine Vermehrung des französischen Besitzes an russischen Papieren, der bereits auf 9 Milliarden Francs geschätzt wird, nicht allzu gerne sieht. Dazu kommt, daß gerade ihm viel an einem baldigen Friedensschluß liegen muß, und da ist es denn begreiflich, daß er beim Scheitern der letzten Anleiheversuche die Mitteilung nach Petersburg gelangen ließ, er werde, falls Rußland beim Friedensschluß eine Kriegsentschädigung zahlen muß, seinen Rat und seine Unterstützung bereitwilligst gewähren.

Die eigentümlichen Verhältnisse, welche die Anhäufung der großen russischen und japanischen Guthaben auf den verschiedenen internationalen Geldmärkten herbeigeführt hat, sind von mir hier wiederholt erörtert worden. Diese Verhältnisse haben auch im abgelaufenen Vierteljahr eine Änderung nicht erfahren, der Satz für tägliches Geld und für sogenannte Privatdiskonten ist überaus niedrig geblieben, so daß in Paris zeitweise Geld kaum anzubringen war. Auch der Status der großen Zentralnotenbanken präsentiert sich recht erfreulich. Immerhin mahnt die Lage des Geldmarkts zur Vorsicht; niemand weiß, in welchem Umfange Rußland und Japan nach dem Friedensschluß ihre Guthaben zurückziehen werden, und welchen Einfluß der sich überall anbahnende industrielle Aufschwung auf die Lage des Geldmarkts ausüben wird. Jedenfalls sind alle verantwortlichen Stellen bemüht, ihre Position nach Möglichkeit zu verstärken, und ihre

Goldvorräte zu vergrößern. Die Diskontpolitik der deutschen Reichsbank gibt in dieser Hinsicht manches zu denken. Durch ihre unerwartete Diskonterhöhung im Oktober v. J. ist es ihr gelungen, einen Goldvorrat anzusammeln, wie ihn bisher das Institut seit seinem Bestehen noch niemals besessen hat. Auch die eigentümliche, viel besprochene, allerdings unerledigte Vorlage wegen der kleinen Banknoten, die dem Reichstag kurz vor seinem Schluß mit einer so wenig durchsichtigen Motivierung zuging, verfolgte, wie schließlich zugestanden wurde, andere Zwecke als die offiziell angegebenen, so daß der Schluß nicht allzu fern liegt, auch dieses Vorgehen der Reichsbankverwaltung sollte dem Schutz ihrer Goldbestände dienen.

Vorläufig dient der flüssige Geldstand dazu, einer Reihe von hochverschuldeten Staaten die Konversion ihrer Schulden in niedriger verzinsliche Titel zu ermöglichen. In erster Reihe stehen hier Rumänien und Argentinien. Rumänien ist es gelungen, dank dem finanzkräftigen Konsortium, das seine Geschäfte führt, den ganzen Block seiner 5% Anleihen in Höhe von 422 Millionen Francs in 4% umzuwandeln. Argentinien hat von der früher geplanten Unifikation seiner gesamten auswärtigen Schuld abgesehen, und geht jetzt etappenweise vor; seine 6% Anleihen will es in 5% bezw. 4½% konvertieren, und seine 5% Goldanleihen, die zum großen Teil in Deutschland untergebracht sind, sollen in Zukunft ihren Obligationären nur 4% bringen. Man kennt die traurige Geschichte der argentinischen Finanzen, und weiß, welche Verluste gerade deutsche Kapitalisten an diesen Werten gehabt haben. Mit Stolz weist jetzt der argentinische Finanzminister darauf hin, wie sehr sich in den letzten Jahren die Verhältnisse seines Heimatlandes konsolidiert haben, seit 1900 gar keine Vermehrung der auswärtigen Schuld stattfand und wie sehr sich das Vertrauen in die gute Lage Argentiniens in den stark gestiegenen Kursen seiner Anleihen ausdrückt. Ebenso betonen die Befürworter der rumänischen Konversion die Hebung der wirtschaftlichen Verhältnisse dieses bestregierten Balkanstaates, und seine gestiegene Kreditwürdigkeit, die in dem derzeitigen Kursstand der rumänischen Papiere zum Ausdruck komme. Beide Minister hätten aber hervorheben müssen, daß der in den letzten Jahren zweifellos stark gestiegene Wohlstand ihrer Länder in erster Linie durch eine Reihe guter Ernten herbeigeführt ist, und hier liegt der schwache Punkt in der nationalen Wirtschaft beider Länder. Beide sind, um prosperieren zu können, auf die Ausfuhr eines großen Teils ihrer landwirtschaftlichen Produkte angewiesen, beider Länder Finanzen geraten in Unordnung, sobald mehrere schlechte Ernten einander folgen, und das zur Ausfuhr nötige Quantum sich erheblich reduziert. Es ist erst wenige Jahre her, daß Rumänien infolge schlechter Ernteergebnisse äußerst kritische Zeiten durchmachte, und nur unter recht drückenden Bedingungen zur Hebung seiner wirtschaftlichen Not zur Ausgabe von 175 Millionen Franks Schatzanweisungen schreiten mußte, die erst später nach Eintritt guter Ernten und der dadurch herbeigeführten wirtschaftlichen Besserung durch eine konsolidierte Anleihe eingelöst werden konnten.

Nachdruck verboten. — Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Otto Hötzsch, Berlin.
Verlag von Alexander Duncker, Berlin W. 35. — Druck von A. Hopfer in Burg b. M.

Ich glaube fest an den erwachten Höhendrang der Deutschen. Und sollte unsere Kraft nicht hinreichen, den Schmutz in Wort und Bild zu beseitigen, sollten wir unterliegen, so werden bessere Kämpfer aus den Reihen der edelgesinnten Jugend an unsere Stelle treten, und sie werden vollenden, was wir begonnen haben. Denn die Sehnsucht nach Erneuerung und Reinigung unseres Lebens ist allmählich eine Macht geworden, die sich nicht mehr unterdrücken läßt. Und wenn die Sonne des Sieges auch über unseren, der Älteren, Gräbern leuchtet, was liegt an uns, wenn nur Deutschland an sittlicher und geistiger Kraft zunimmt!

Otto von Leixner.

Der Mönch.

Novelle

von

Georg von der Gabelentz.

(Fortsetzung.)

Der Mönch hatte, durch den Weg etwas ruhiger geworden, die Landstraße erreicht, die im eben erscheinenden Mondlichte sich als ein hellgraues Band durch Felder und Wiesen zog.

Nun wandte er sich Bruneck zu, rasch, als müsse er eilen in den Schutz des Klosters zu kommen.

Plötzlich hob sich von einem Steinhaufen neben einem Gebüsche wilder Rosen eine weibliche Gestalt empor und trat quer vor ihn mitten auf den Weg. Der Mondschein streifte ihr Gesicht, Maria Fauster war's. Sie trug einen dunklen Rock, und ein weißes mit Silberknöpfen besetztes Mieder spannte sich über ihre Brust. Sie hatte heute mehr Sorgfalt auf ihren Anzug verwendet als sonst, und man hätte sie hübsch nennen können, wäre der Ausdruck ihres Antlitzes ein weicherer gewesen.

Einen Moment blieb sie schweigend vor dem Bruder stehen, ihre Augen glänzten, und ihr Busen hob sich in keuchenden Atemzügen.

Der Mönch mußte seine Schritte hemmen und blickte das Mädchen überrascht und erstaunt an. Seine Stirne legte sich in finstere Falten.

„Was wollt Ihr um solche Stunde und in solchem Putze?"

„Bruder Sebald! Hört mich an!"

Maria Fauster ließ sich langsam vor ihm auf die Kniee nieder.

„Seit Wochen geht Ihr an mir vorüber ohne mich zu sehen", fuhr sie mit bebender Stimme fort. „Ich kann's nicht länger ertragen, ich kann nicht, daß Ihr mich so unwillig, so feindselig anschaut. Warum seht Ihr nicht einmal auch voll Mitleid auf mich? Ihr habt schreckliche, süße, tiefe Augen, warum sprechen sie nicht auch einmal voll Liebe zu mir? Warum nur zu anderen, immer zu anderen?"

„Ich verstehe Euch nur halb", entgegnete der Mönch ungeduldig, „ist's nicht mein Wunsch, für alle zu leben und allen Gutes zu tun? Warum täte ich Euch Böses?"

„Wohl tut Ihr mir nichts Böses, aber ich fühl's doch, Eurem Herzen bin ich fremd, ganz fremd. Wollt Ihr allen helfen, so helft auch mir!" Ihre Worte erhoben sich zu wilder Erregung. „Ihr wißt, welche Qualen mich verzehren. Wie ich nicht mehr leben mag ohne Euch! — Euren Blicken ist doch sonst nichts verborgen, warum wollt Ihr grad' das nicht sehen?"

Bruder Sebald wußte wohl, welche Leidenschaft und Sehnsucht aus den verzerrten Mienen und den glühenden Augen des Mädchens sprachen, aber er tat, als sei ihm ihr Herz unbekannt, und fragte mit schroffem Ausdruck:

„Es ist spät und ich habe Eile heimzukehren. Warum vertratet Ihr mir den Weg? Wie kann ich Euch helfen? Sagt schnell, was Ihr von mir begehrt?"

Da umschlang Maria Fauster mit starken Armen seine Hüften, sie schmiegte sich in heißer Glut an ihn, als wolle sie ihn nie von sich lassen, und ihre Stimme klang zitternd, flehend, während er sich umsonst bemühte, ihre Arme von seinem Leibe zu lösen.

„Stoßt mich nicht zurück! Ich weiß, 's ist Sünde, ich weiß es wohl! Aber ich liebe Euch, und meine Liebe ist tausendmal größer als alle Menschengesetze und alle Menschensitte! Und Ihr, Bruder Sebald, sollt mich auch lieben! — Ihr sollt mich auch lieben, ein wenig nur!"

Der Mönch versuchte noch immer sich mit sanfter Gewalt von ihr loszumachen, aber nur um so fester umschlang ihn das Mädchen.

„Lieben sollt Ihr mich! Lieben! — Dann mögt Ihr mich töten!"

„Geht, Ihr seid Eurer Sinne nicht mehr mächtig", stieß er hervor. „Ist Eure Liebe größer als Menschengesetz, so ist doch Gottes Wille

der größte. Gebt mich frei, Maria Fauster! — Flieht! Ihr wißt nicht, was Ihr tut und wen Ihr umarmen wollt! Ich bin nicht, der ich bisher geschienen habe! Rührt mich nicht an! Ich sage Euch, dies mein mönchisches Kleid hat ein Dämon gewoben!"

Maria Fauster aber umfaßte ihn krampfhaft, daß er das fiebernde Klopfen ihres Herzens an seinem Körper fühlte. Sie verstand den Sinn seiner Worte nicht. Wollte er ihr nichtige Angst einjagen? Darum lachte sie einen Augenblick kurz und gezwungen auf. Bruder Sebald wollte vor ihr zurücktreten, sie rutschte ihm auf den Kieen nach.

„Dämonen", rief sie, „die kommen mir gerade recht, die fürcht' ich am wenigsten. Hört doch, Ihr wollt den Menschen helfen und seid ja selbst kein Mensch, habt nicht Fleisch und Blut! — Ich sah Euch so stark, als Ihr den betrunkenen Sandhofer auf die Kniee zwangt, ich sah Euch hundertmal mutig gegen das, was Ihr altes Gesetz und Irrlehren nanntet, voll Eifer und Beredsamkeit im Angesicht zahlreicher Feinde sprechen. Da liebte ich Euch, trotzdem, nein, gerade weil Ihr ein Welsberg seid. Ich hing an Euren Augen, ihr Feuer verzehrte mich, Flammen fressen nie ruhend in meinem Herzen! Bruder Sebald, Ihr kämpfet gegen alte Satzungen und wollt selbst ihr schwacher, gehorsamer Knecht sein? Wo blieb Eure Stärke?"

Der Mönch hatte schweigend ihre hastig geflüsterten Worte angehört, und seine Blicke verloren sich zur Seite, als wollten sie sich scheu unter dem faltigen Mantel der Nacht verbergen.

„Wo blieb meine Stärke?" wiederholte er leise die Worte des Mädchens. Dann richtete er seine Augen auf das fieberhaft glühende Antlitz der noch immer vor ihm Knieenden.

Maria Fauster tat ihm leid, aber das Bild einer anderen stieg mahnend, in kindlicher Reinheit und Milde, vor ihm auf, einer, die ihn anders und besser verstand, als die heißblütige Tochter aus dem Hofe an der Klamm.

„Du bist kein Mensch!" hatte das Mädchen stöhnend zu ihm in brennender Sehnsucht nach des Mannes Küssen gesagt.

„Du bist kein Mensch!" Die Rede klang so verdammend. In diesen Worten hatte das verzweifelte Weib alles zusammengefaßt, was sie klein und schief und verächtlich an ihm gefunden hatte.

Hatte sie recht? Verstanden ihn deshalb die Bauern so falsch, weil er kein Mensch war, zu wenig einer der Ihren? Zu wenig ein Mann von Fleisch und Blut?

Nein, das war ja Unsinn, war töricht!

War er nicht heute allzusehr Mensch gewesen, und hatte nicht gerade das ihm das Messer ins Herz gestoßen? Nein, er durfte es nicht sein, nicht Mensch, nicht schwach wie die andern!

Sein Haupt richtete sich empor und seine Muskeln spannten sich. Rasch beugte er sich zu dem Mädchen herab und riß mit starken Griffen ihre Arme von seinem Leibe, indem er einen Schritt von ihr zur Seite tat. Maria Fauster taumelte, sie knickte in sich zusammen, sie mußte die Hand auf den Boden stützen, um nicht zu fallen. Schwerfällig stand sie auf, wie zerbrochen, sie wußte, alles war umsonst.

Sie hatte Liebe gesucht und Feindschaft gefunden.

„Geht!" sagte der Mönch streng. „Ihr redet irre. Ich höre Euch nicht länger an."

Das Mädchen strich sich das wirre Haar aus der Stirne und ihre Lippen zuckten schmerzlich.

„Gut, ich will gehen," sagte sie mit dumpfer Stimme. „Aber nicht so, schwört mir vorher noch eins. Ihr wollt mich nicht lieben, Ihr weist mich hinweg, Ihr verachtet mich gar, — schwört mir wenigstens eines, daß Euer Herz nicht an einer andern hängt, daß Ihr nicht, — seht nicht so finster drein, — daß Ihr nicht — Pauers Tochter liebt! Ihr kamt eben von dort, ich weiß es, ich sah Euch hinauf- und hinabsteigen! Wo wart Ihr so lange? Redet, o redet!""

Zornig und stolz zugleich blickte diesmal der Mönch auf sie.

„Ich trage das Gewand meines Ordens und habe mich nur vor dem zu verantworten. Euch aber ziemt es nicht, mich auszuforschen und meinen Wegen nachzuspüren!"

Damit wollte er schnell seinen Weg fortsetzen, aber Maria Fauster hing sich an seinen Arm, ihr Körper zitterte und ihr Atem flog, als sie sprach:

„Scheltet mich nicht, daß ich Euch nachspürte! Schwört nur, daß Ihr sie nicht liebt, schwört, und ich will mich fügen! Nur das nicht, nur nicht eine andere lieben, ich ertrüg' es nicht! — Ihr wollt nicht schwören? — Ihr wißt wohl gar, daß Euch die Barbara liebt, daß sie es mir gestanden hat, wie Eure Augen sie bezaubert hätten? Eure Augen, wißt Ihr, daß sie uns beiden noch zum Verderben werden können? Beiden! Sträubt Euch nicht! — Ich lasse Euch nicht los, auch ich habe meinen Willen! Ich bin nichts als ein Mensch, bin kein Frommer, kein Heiliger wie Ihr, aber mein Herz und meine Sinne schreien nach Euch, und was sie sagen, ist für mich mehr wert als all' Eure stolze Weisheit! So lange Ihr mir nicht das lebendige Herz aus dem Leibe schneidet, so lange ist für mich Euer Reden, Euer Wirken eitel Dunst, es läßt mich kalt, nur

Eure Arme, Eure Lippen könnten mich wärmen! Tötet mich, wenn Ihr mich nicht lieben könnt! So tötet mich doch!" rief sie, das Mieder aufreißend und ihre im Mondlichte weiß schimmernde Brust dem Mönche darbietend. „Hier ist mein Herz, hier! Habt Ihr kein Messer? Schneidet mir hinein ins Fleisch, hier hinein, so tief, wie Eure Worte mich schneiden, wenn Ihr meine Liebe zertretet!"

Da reckte sich der Mönch hoch auf. Welches Weib! Wie ihre nackte Brust ihm entgegenzitterte! Doch beide Hände des Mädchens fassend, stieß er sie noch einmal unsanft von sich.

„Geht," rief er ihr mit starker Stimme zu, „ich höre des Bösen Lockung von Euern Lippen! Was meint Ihr? Glaubt Ihr, von Euch ließe ich mich auf meinem Wege aufhalten? Das Glück, das Ihr sucht, ist nicht meines. Das ist keine Liebe, was aus Euch spricht, die Liebe ist reiner und höher. Das ist niedere, teuflische Leidenschaft!"

„Teuflische Leidenschaft!" fuhr das Mädchen drohend fort, „Teuflisch nennt Ihr's, was doch menschlich ist? Und daß die Pauerin Euch liebt, das duldet Ihr? Hütet Euch wohl, mich zurückzustoßen, hütet Euch! Ist die Zahl Eurer Feinde nicht schon groß genug? Glaubt Ihr, die Herren sehen es nicht mit giftigen Blicken an, daß Ihr gegen ihre Willkür und Übermacht eifert? Wißt Ihr, daß der Sandhofer Euch Tag und Nacht umschleicht? Baut Ihr gar so fest auf die Bauern? Habt Ihr ihnen so viel Gutes getan? Wenn sie Euch gehorchen, so kommen sie in Not und Angst und Verfolgung. Unter den geistlichen Herren habt Ihr auch Neider, übergenug! Euer eigenes Geschlecht sagt sich von Euch los. Ich kenne manchen Anschlag gegen Euch, den sie bei meinem Vater aushecken, ich hätte Euch alle verraten! — Ich liebe Euch und mag Euch keiner anderen gönnen!"

Ein verächtliches Lächeln umspielte die schmalen Lippen des Mönches.

„Ich kenne meine Feinde," erwiderte er ruhig, „auch Ihr gehört dazu, ja von heute ab werdet Ihr, meine ich, schlimmer sein, als alle anderen. Aber ich fürchte sie nicht, so wenig wie Euch! Hätt' ich je für mein Leben als für etwas Kostbares gezittert, heute, jetzt sicherlich wüßt' ich mit solcher Furcht nichts mehr anzufangen! Kehrt auf Euern Hof zurück, mir ekelt vor Euch und Euern Drohungen!"

Da blitzte wilder Haß und Zorn in den Augen des Mädchens, sie stampfte mit dem Fuße auf, und ihre Stimme klang verändert, als sie antwortete:

„Ihr verachtet mich? Ver—ach—tet mich? Hütet Euch, Junker Balthasar, daß ich Euch nicht einmal blutig weh tue, Euer Schmerz könnte mir noch süßeste Wollust werden!"

Der Mönch streifte sie mit einem Blicke, aus dem eher Mitleid als Zorn sprach, doch er antwortete nicht, sondern ging raschen Schrittes davon.

O, Rache! Rache!

Einen Augenblick blieb die Faustin stehen, mit finsteren Augen in den Wiesennebel starrend, in dem die Gestalt des Mönches rasch entschwand, dann stieg sie nach dem Hofe ihres Vaters hinauf. Sie gab sich nicht Mühe, ihre nackte Brust zu bedecken, sie fühlte keine Kälte. Im Zimmer holte sie Schwamm und Feuerstein und brannte eine Kerze an. Dann zog sie aus einer Schublade ein großes, altes Gebetbuch hervor. Hastig riß sie die letzte Seite aus ihm heraus und nahm den Gänsekiel, mit dem ihr Vater hin und wieder Zahlen schrieb, um einen Schuldschein auszustellen.

Sie mußte sich wohl unterwegs schon den Inhalt ihres Schreibens klar gelegt haben, denn sie brauchte nicht zu überlegen. Mit großen, langsamen Buchstaben schrieb sie etwas auf das lose Blatt, dann faltete sie es zusammen, klebte es mit Wachs zu und malte als Aufschrift darauf: An das hochwohllöbliche Gericht über Hals und Hand zu Bruneck im Schlosse.

Schlimmes und gar Gewichtiges schien das Blatt zu enthalten, denn sie wog es, als sie zu Ende gekommen war, mit triumphierendem Lächeln in der Hand, wie der Fechter vor dem Kampfe die scharfgeschliffene Waffe prüft, mit der er seinen Feind anfallen will.

Dann nahm sie den Brief mit in ihre Kammer und starrte noch lange auf das kleine Ding mit bösem Blicke und fest zusammengekniffenen Lippen. Ohne ihr Abendgebet zu sprechen, warf sie sich endlich angekleidet aufs Bett. Aber sie fand keinen Schlummer, ihre Gedanken schlichen hinter dem heimkehrenden Mönch.

Dieser war unterdessen rasch ausschreitend vor dem Klostertore angelangt. Schon streckte er die Hand nach dem eisernen Klopfer aus, den Bruder Pförtner zu wecken, aber plötzlich ließ er den erhobenen Arm wieder sinken, als sei das Tor glühend und müsse seine Hand verbrennen.

Er fühlte eine ungekannte Mattigkeit in allen Gliedern und setzte sich auf einen Steinsitz unfern dem Eingange, die heiße Stirn gegen das kalte Gemäuer pressend.

Eintönig klang das Rauschen der Rienz von den Wiesen herüber, und die weißen Nebelgeister glitten mit langhinschleppenden Gewändern und wehenden Tüchern lautlos an den Ufern des Flüßchens hin und wieder. Silbernen Tropfen gleich taute das Licht des Mondes, ab und zu von ziehenden Wolken verdeckt, auf das Tal und die schlafenden Dächer von Bruneck. Kalt und tot ragten über den Klostermauern die bischöf-

liche Burg und dahinter die wuchtigen, schwarzen Massen der Felsenberge gegen den Nachthimmel.

Das heisere Gebell eines Hundes klang von Zeit zu Zeit aus der Ferne, wo in den Wäldern Hirten zur Abwehr des Raubzeuges auf der Alm ein Lagerfeuer entzündet hatten.

Mit toten Augen flogen heute die Blicke des Mönches über alles dies hin. Er sah es nicht.

Barbara Pauer! Seine Lippen sprachen den Namen hundertmal aus, sein Herz kniete opferdurstig vor ihr nieder, seine Gedanken umschlangen sehnsüchtig die Geliebte und kehrten immer wieder verlangend zu ihr zurück, wie ein im Zimmer gefangener Falter der Sonne zueilt.

Es war so schön gewesen, einmal Mensch zu sein, einmal zu fühlen: das Herz eines edlen Mädchens ist ganz dein, mit seinem Sinnen und Sehnen, seiner Stärke und seiner Schwäche, mit allem dein!

Wozu noch sich belügen? Barbara Pauer liebte ihn und er sie. Mit dem scharfen Blicke des eifersüchtigen Weibes hatte Maria Fauster heute erraten und ausgesprochen, was bisher wie ein kaum gewußtes, nur heimlich lebendes Geheimnis in einem Schattenwinkel seiner Seele geschlummert hatte. Das Geheimnis aber war jetzt erwacht, es war helle Wirklichkeit und war Tat geworden. Auch er liebte, er liebte das Mädchen, das ihm so gerne zugehört, dem er in Stunden des Ausruhens seine Lieder gelesen, das ihn mit seinem Sehnen verstanden hatte. Ihre fühlende Seele wußte um seine Leiden und Kämpfe, sie war von ferne entzückt dem Fluge seiner Gedanken gefolgt. Oft, meinte er, habe ihre Hand segnend auf seinem unruhigen Herzen gelegen, und ihr Mund ihm zugeflüstert: Ich weiß wohl, was dort drinnen schläft, denn ich empfinde das Gleiche, auch ich kenne das Mitleid mit den Schwachen, auch ich trage mit an ihren Lasten und Schmerzen, die du zu den deinen gemacht hast, auch ich will helfen!

Sie trug stark wie ein Kind ihre Hoffnung auf seinen Sieg im Herzen, ebenso sicher, ebenso voll tiefen Vertrauens, eines Vertrauens, das nicht nach Gründen und Ursachen fragt.

Wie dankte er ihr aus der Tiefe seines vereinsamten Herzens!

„Barbara! O wie ich dich liebe!“ flüsterten seine Lippen.

Doch mit einem Rucke stand er auf und schüttelte sich, als wolle er gewaltsam die schönen Träume von sich stoßen, als packe ihn etwas Neues.

Andere Gedanken krochen aus den Nebelwiesen zu ihm heran und umzüngelten ihn wie giftige Schlangen. Und sie zischten: ‚Du gehörst deinem Werke, du darfst nicht lieben, du darfst nicht menschlich sein!

Willst du rasten? Was hast du bisher erreicht? Tausend Feinde hast du dir geschaffen, die Neider stehen hinter dir auf! Du trägst noch immer den Fluch deines Geschlechtes, Balthasar von Welsberg, eile ihn abzuwaschen! Raste nicht, denk' nicht an anderes, wasche den Fluch ab, wasche ab, was deinesgleichen gesündigt hat! War das nicht dein Ziel, deine Sehnsucht? Vergiß dein Ziel nicht, du hast nicht Zeit zur Liebe, und deine Liebe ist Sünde!'

Wie im Schmerze fuhr sich der Mönch unter den scharfen Giftzähnen dieser Gedanken erschauernd nach der Brust, und seine gekrampften Hände zerknitterten das rauhe Gewebe der Kutte, daß drunten des Bischofs Pergament einen garstigen Ton von sich gab.

Der Mond hatte sich versteckt, die Nacht saß auf den Mauern und hockte in den Winkeln der engen Gassen. Von irgendwo klang das mißtönige Fauchen zweier Katzen an das Ohr des Einsamen. Es schmolz zu einem gespenstigen Akkorde zusammen mit dem fernen Rauschen des Flusses und dem Quietschen der Wetterfahne auf dem Klosterdache.

Doch lauter schrieen seine Gedanken: ‚Balthasar von Welsberg, du brachst die Treue dir und deinem Werke! Balthasar von Welsberg, du brachst den Eid dir und deinem Kloster!'

Der Schweiß trat dem Mönche auf die Stirne. Er rang mit dem eigenen Herzen, er wollte seine irdische und sündhafte Liebe zu dem Mädchen vom Bachhofe überwinden. Er wußte, wenn er sich dieser Liebe beraubte, würde er viel, vielleicht alles von der Glut seiner Seele auslöschen, die ihn in der letzten Zeit zu immer neuem Kampfe angespornt hatte, er würde sich selbst damit den Todeskeim in die Brust pflanzen. Tötete er mit eigener Hand jene Liebe, würden dann nicht für immer seine Waffen stumpf, seine Hände müde und wund werden?

War es aber nicht schon zu spät? War er nicht heute ein Verräter am eigenen Werke geworden, indem er, alles vergessend, Barbaras Lippen in Liebe geküßt hatte?

„Ich kann nicht siegen," murmelte er stöhnend vor sich hin. „Ich bin ja ein Schwacher, ein Unwürdiger, der sich selbst nicht zwingen konnte. Wie will ich den anderen Führer sein?"

Was würde die Zukunft bringen? Würde sie ihm nicht jetzt statt des weingefüllten Siegesbechers eine Schale mit Blut reichen?

Aber trotzig richtete sich der Mönch noch einmal von diesem Kampfe auf. In seinen Augen flackerte der Stolz seines Geschlechtes, und wenn ihm auch fröstelnd die feuchte Kühle der Nacht durch die Glieder rann, sprach er doch laut, sich nach dem Kloster wendend:

„Dennoch!“

Doch das Wort klang heute gequält, unnatürlich und unfroh. Die trotzige Spannung ließ nach, ebenso rasch als sie gekommen war, und als er schnell dem Klostereingang zuschritt und die Hand an den Klopfer legte, knickte seine Gestalt müde zusammen, sodaß er sich an das Torgewände lehnen mußte. Seine Augen feuchteten sich, und seine bebenden Lippen flüsterten:

„Es darf nicht sein!“ — —

Grell schnitt der Laut des bronzenen Klopfers durch die Nacht.

„Ihr seht blaß aus, Bruder,“ fragte der Pförtner, als der Mönch endlich fast scheu, wie ein Flüchtling in den Hof des Klosters trat. „Seid Ihr draußen den lockenden Nebelhexen begegnet?“

„Schlimmer als das,“ erwiderte der Mönch ernst, ohne den neugierigen Frager anzublicken. „Ich habe mein Herz gesehen, und“ — setzte er mit dumpfer Stimme hinzu, — „es war das Herz eines Überwundenen.“

Der Pförtner schüttelte den ergrauten Kopf. Er verstand nicht. „Ist der von Sinnen?“ murmelte er. —

Viele Tage lag Balthasar von Welsberg fiebernd auf dem harten Lager seiner Zelle. Er wollte niemand bei sich sehen, das besorgte Fragen der anderen Klosterbrüder ward ihm zur Pein, so daß er ihnen keine Antwort gab. Nun ließen ihn diese allein, und nur der Prior kam jeden Tag, sich nach dem Befinden des Kranken erkundigend. Er warf ihm vor, zu eifrig gewesen zu sein und tadelte ihn, daß er so heftige Predigten gehalten und nicht ablassen könne, so viele ehrbare Leute durch seine Bußreden zu kränken, so viel Unruhe und Aufruhr im Tale zu stiften.

„Ihr seid allzu eifrig und streng, Bruder Sebald,“ mahnte er, „Milde aber tut uns not und Verzeihen“.

„Verzeihen!“ ächzte der Mönch, sich jäh aufrichtend, und seine dunklen Augen flammten seltsam in dem abgemagerten, bleichen Gesichte. „Verzeihen! Nein, Buße! Kein Verzeihen von Menschenmund, nur Buße!“

Der Prior drückte ihn sanft auf das Lager zurück.

„Was seid Ihr so erregt? Faßt Euch in Geduld!“

„Geduld ist Schwäche, Geduld ist Feigheit! Damit verlängert Ihr den Weg zum Ziel ins Unendliche!“

Die aufgeregte Stimmung des Kranken bemerkend, verließ ihn der Prior, aber er nahm sich diesmal vor, den Bruder fortan im Kloster festzuhalten und ihm für immer das Predigen in den Dörfern zu untersagen, auch fürchtete er, daß sein Schutz nicht mehr genügen werde, ihn

vor den Nachstellungen seiner Feinde zu behüten. Wenn nur erst das Fieber von ihm weichen wollte!

Doch es wich nicht, es zehrte an seinem Marke.

Dem Kranken trat in wirren Fieberträumen das Bild der Barbara Pauer aus dem Dunkel, er sah sie, in der Nacht wachliegend, vor sich mit dem stillen, feinen Mund, mit den ruhigen und klaren Augen. Auf weichen Sohlen zogen wie schöne, sonnige Bilder die Stunden an ihm vorüber, die er im Hause ihres Vaters vor ihr gesessen. Auch der wilden Maria Fauster gedachte er stirnrunzelnd, ihres heißen Blickes und ihrer leidenschaftlichen, drohenden Rede.

Was konnte dies Weib ihm antun! Er verachtete ihr Drohen und ihre glühende Eifersucht.

Dann wieder sah er sich im Traume in goldgesticktem Ornate auf dem bischöflichen Stuhle sitzen, umgeben von der stolzen Schar seiner Geistlichen. Er hielt in seinem Gebiete mit strenger Hand Eintracht und Frieden aufrecht, er schützte die Schwachen, die ihrem Retter zujubelten, er belehrte die Unwissenden, von seinem Throne ging ein befreiendes Leuchten über Land und Berg bis weit hinein in das römische Reich. In den Gebeten aller waren Segenswünsche eingeflochten für Balthasar von Welsberg, den großen Bischof, den Liebling der Armen.

Doch immer, wenn er erwachte, zerstoben all solche Träume. An der gewölbten Decke seiner Zelle flammten Buchstaben, sie wollten nicht erlöschen, und sie stellten sich nebeneinander, Worte entstanden, und diese lauteten: „Du darfst nicht!“ — —

Zwei Tage nachdem der Mönch mit gebrochenem Willen, von Zweifeln gequält und von einem heimlichen Fieber geschüttelt, ins Kloster zurückgekehrt war, gingen Thomas Pauer und seine Tochter auf der sonnenbeschienenen Landstraße von Innichen kommend dem nahegelegenen Niederdorf zu.

Wer die beiden diesmal hätte gehen sehen, schweigsam und nachdenklich, der würde sich mit Recht über ihr verändertes Aussehen gewundert haben. Aber freilich waren sie nicht die einzigen, denen heimliche Sorge, lange hineingefressener Ingrimm, scheue Hoffnung oder knirschende Erwartung den Mund verschloß, sodaß er sich nur im Geheimen auftat, wenn sich die Bauern in einsamen Höfen oder in dunklen Ecken sicherer Wirtshäuser zusammenfanden.

Und wie kam das?

Es lag im ganzen Tale etwas in der Luft, wie eine dumpfe Spannung vor einem nahenden Gewitter, etwas, das jeder fühlte und

doch keiner laut aussprechen mochte. Alles wartete, wartete ängstlich auf den Blitz, der diesem bangen Zustand ein Ende bereiten würde.

Schwere Wolken standen drohend, wie große, geballte Fäuste am Himmel.

Die Schmiede waren in allen Dörfern bis tief in die Nacht tätig, aber was sie beim unheimlichen Flackerlichte ihrer Feuer hämmerten, waren nicht Hufeisen und Ackergeräte, Spieße waren's und scharf geschliffene Beile. Davon klangen die Ambosse, darum sprühten die Funken.

Was die Bauern seit einiger Zeit in ihren Körben und Wagen vom Markte heimbrachten, war kein gewöhnlicher Hausrat, Blei und Pulver war's, heimlich von einem fremden Händler erhandelt.

Alles lauschte nur auf ein Zeichen, auf den Ruf der Sturmglocke, um das mörderische Gerät aus den verborgenen Winkeln hervorzureißen, in denen die Waffen mordlustig funkelten, die einen, um sich hinter dem Bruder zu scharen, die anderen, um den Herren auf den Schlössern und den Dienern des Tyroler Herzogs zu helfen.

Wilden Kampfruf trug von fern der Wind.

Hof würde gegen Hof, Bruder gegen Bruder stehen. Wie die Hunde würde man sich auf einander hetzen, wie die Hunde wollten sie sich an die Kehle fahren. Nur das Zeichen war noch nicht gegeben worden.

Doch wilden Kampfruf trug von fern der Wind.

Thomas Pauer fürchtete den Ausbruch der erregten Leidenschaften, darum war er heute so nachdenklich. Die Furcht beschlich ihn, er werde das Volk sich gegenseitig in wildem Taumel zerfleischen sehen. Er hoffte sehnlich, Bruder Sebald werde es vermögen, den Frieden zu erhalten, er war ja so klug, die Großen mußten seine Macht, sein Ansehen fürchten, sie würden nachgeben, Reformen einführen, sie würden vermeiden, es zum Äußersten kommen zu lassen.

Thomas Pauer betete um den Frieden.

Barbara blieb einige Schritte hinter ihrem Vater zurück, ihr Gang war nicht so frisch als sonst, ihre Augen leuchteten matter als sonst, und ihre Stirn war unter der schwarzen, bebänderten Haube in schweren Gedanken gesenkt. Seit der Bruder von ihr geflohen war, seit er sie im Zwiespalt tiefer Seelenangst und süßen Glücksgefühles auf der Waldwiese am Lärchenhain verlassen, hatte sie wie in einem Traume dahingelebt. Die Qualen der Ungewißheit über das Schicksal und das sonderbare, verzweifelte Wesen des geliebten Mannes zerrissen ihr das Herz. Sie wußte nur, daß er seine Reise an den Hof des Kaisers noch

nicht angetreten hatte, er hätte sonst durch Innichen kommen müssen, und sie hatte heimlich drunten nach ihm geforscht.

Aber warum verließ er das Kloster nicht, warum hatte er den Erlaß des Bischofs noch nicht den Bauern verkündet, den Erlaß, der ihm die dankbaren Herzen seiner Schützlinge zuführen mußte? Hielt man ihn etwa im Kloster gefangen? Hatte gar der Prior vor den Drohungen mächtiger Feinde den Bruder heimlich ausgeliefert? Sie verwünschte heute den Tag, da sie das Geheimnis ihres armen Herzens vertrauend der wilden Dirne vom Fausterhofe mitgeteilt hatte. War nicht deren Vater dem Mönche von Anfang an feindlich gesinnt? Verbarg sich Balthasar mit Absicht vor ihr, verabscheute er sie und ihre Liebe?

Noch nie war Barbara Pauer so bang und furchtsam zum Markte nach Niederdorf gegangen.

Kurz vor dem Orte bemerkten die beiden einen stattlichen, auf der Gasse haltenden Reiterzug, draus blitzte es von Waffen, von blanken Helmen und Harnischen. Erstaunt und ein wenig mißtrauisch traten Pauer und seine Tochter näher. Ein Trupp vornehmer Reiter war soeben vor dem großen Wirtshause abgesessen, die Zügel der starken Pferde den herbeigeeilten Dienern zuwerfend, und hatte, vom Wirte in der Tür mit dienstwilliger Verbeugung empfangen, den dunklen, gewölbten Flur der „goldenen Sonne" betreten. Draußen stieg unterdessen die starke, gewappnete Begleitung gleichfalls von den Rossen, es waren ihrer Sprache nach Reisige aus Welschtirol, sonnverbrannte Gesellen mit schwarzen Bärten und schwarzen Augen. Sie banden zum Teil ihre Tiere an den langen Baum, der neben dem Eingange des Hauses auf zwei starken Pfählen ruhte und mit vielen eisernen Ringen versehen war, um die zu Markt getriebenen Kühe an ihnen festzumachen; einzelne schlangen auch die Zügel um ihre Arme, in der Hitze ungeduldig wartend, daß ihnen die Leute des Wirtes Wein herausbringen würden. Mit den durch das Pferdegetrappel und Sporengeklirr herbeigerufenen Buben des Dorfes liefen Hunde kläffend herbei, und die dreisteren unter ihnen holten sich hin und wieder einen ungeduldigen Fußtritt von einem der Reiter.

Auch von den zum Markte gekommenen Bauern und Bäuerinnen hatte sich eine große Anzahl, ihre Geschäfte im Stiche lassend, neugierig um die Fremden gesammelt.

„Wer sind diese Reiter?" fragte Pauer, gleichfalls unter die Marktleute sich mischend, einen ihm bekannten Bauern in der Menge.

„Was weiß ich?" antwortete dieser. „Sie sind eben von Bruneck heraufgeritten, ein magerer, schwarzer Herr scheint ihr Führer. Sie sagen,

er sei Italiener und ein Abgesandter des Herzogs. Wißt," sagte er leise, sich zu Pauer beugend, „ich meine, sie sollen Schloß und Stadt Bruneck besetzen, und Gutes zu bringen, werden sie halt nicht zu uns ins Pustertal gekommen sein. Der Mönch wird die Schuld daran tragen, nun wittern sie Unruhe im Lande, da kommen sie geflogen wie die Raben, wenn der Galgen errichtet wird."

Barbara hatte die leisen Worte gehört und drängte sich angstvoll an ihren Vater. Ihr Herz klopfte heftig, und ihre Stimme klang besorgt:

„Du Vater, laß uns rasch hinter den Herren hineingehen, vielleicht daß wir drinnen mit Sicherheit erfahren, was sie hergeführt hat."

Sie bangte um Bruder Sebald. Blitzartig war der Gedanke in ihr aufgeschossen, daß Verrat die Hand im Spiele habe, und daß diese da gesandt sein möchten, um den Geliebten zu vernichten.

Pauer besann sich nicht lange. Das Erscheinen der Fremden hatte in ihm die gleichen Gedanken wie in seiner Tochter wachgerufen. Was führte der fremde Reiterzug im Schilde? Rasch entschlossen trat er darum mit Barbara in den Gasthof und wandte sich nach dem zur Linken gelegenen großen Zimmer, aus dem undeutliches Sprechen herausscholl.

Dicht vor der Tür stieß er mit einem Bauern hart aneinander, er erkannte Tobias Fauster.

„Ihr seid auch hier?" fragte er.

„Ja, ich bin's!" erwiderte Fauster. Seine Augen waren finster, seine Stirn gerunzelt, das Haar wirr und sein Anzug schmutzig und staubbedeckt. Der Schweiß perlte auf seinem braunen, faltigen Antlitze.

„Halt! Auf ein Wort, Thomas," fuhr Fauster fort, schnell den Schwager am Arme nach der dunklen Tiefe des Ganges ziehend. „Sagt, habt Ihr Maria gesehen?"

Barbara, die der Oheim in seiner Aufregung nicht beachtet hatte, war den beiden gefolgt und stand nun, erstaunt auf das wilde Aussehen des alten Bauern blickend, neben den beiden Männern. Etwas Schlimmes mußte dem widerfahren sein, so hatte sie ihn noch nie gesehen.

„Ich, deine Tochter getroffen?" beantwortete ihr Vater Fausters Frage. „Ist denn Maria nicht droben bei dir auf dem Hofe?"

„Bei mir? Dann würd' ich sie ja nicht suchen!" erwiderte der andere, hastig seine Worte hervorstoßend. „Sie ist fort! Gott weiß wohin, fort! Hör' mich an! Der Sepp, du weißt ja, hat sie zum Weibe haben wollen! Er kommt, er bittet, sie sagt: nein! Ich red' ihr zu, sag' ihr, der Sepp ist reich, er kriegt die Mühle, der Vater will sie ihm schon jetzt abtreten, er ist ein tüchtiger Bursche. Sie sagt mir: nein! Die Mutter

bittet, umsonst! Seit gestern ist sie nun davon, denk', unser einziges Kind! Die Bäuerin weint sich daheim die Augen aus, und ich suche sie, suche sie in Toblach, nichts, in Niederdorf, nichts, in Welsberg, nichts! Da hör' ich drinnen, es sei ein Mädel nach Bruneck gelaufen, habe sich dem wälschen Herrn, der eben dort eingeritten sei, vors Pferd geworfen und ihm eine Bittschrift überreicht. Sie müsse stark gerannt sein, die Haare hätten ihr nur so wie eine zerknitterte Strohgarbe um den Kopf gehangen. Ich frage, einer von den Kerlen spricht deutsch, und der macht mir eine Beschreibung, die könnte just auf die Maria passen. Thomas, Thomas, meine Maria ist unsinnig geworden, ich hab' kein Kind, keine Tochter mehr, der Mönch hat sie um den Verstand gebracht! Verflucht sollen sie sein, alle beide verflucht, daß sie mir das antaten!"

Der Fauster hob die geballten Hände, ihm traten Tränen in die Augen, und mit Mühe unterdrückte er ein Schluchzen, das ihm die Kehle zuschnürte. Er schien, seiner Gewohnheit gemäß und vielleicht um den Schmerz zu betäuben, stark getrunken zu haben und lehnte sich taumelnd mit dem Rücken an die graue Kalkwand.

„Verflucht sollen sie sein!"

Thomas Pauer empfand peinlich das Klägliche in der Haltung des Schwagers, der halb weinend, halb fluchend vor ihm stand. Fast barsch entgegnete er darum, sich abwendend:

„Laß doch das Gewinsel! Was geht den Bruder Sebald die Tollheit deiner Tochter an! Ist sie davongelaufen, so wird sie wieder heimkehren. Das Herumtreiben war ja von jeher ihre Sach'. Geh! Such' sie in Bruneck, wenn sie dort gesehen wurde!"

Damit schritt er, von Barbara gefolgt, der Gaststube zu, und zu seinem Glücke bemerkte er im Halbdunkel des Hausflures nicht den verzerrten Zug in ihrem Antlitz. Waren die Worte des Oheims wahr, liebte wirklich die Fausterin den Mönch? Ja, nun begriff sie, warum Maria sie selbst seit kurzem mit Haß und Neid verfolgte, warum ihre Augen so unheimlich gefunkelt hatten, da sie in törichtem Vertrauen dem Mädchen ihr Herz ausgeschüttet. Wußte Maria, daß auch Bruder Sebald sie, die Pauerin, liebte, ahnte sie es nur, so würde sie ihren Haß auf den geliebten Mann werfen, würde ihn unerbittlich verfolgen! O, sie kannte deren leidenschaftlichen, unbändigen Sinn!

Nicht einen Augenblick dachte Barbara an sich selbst, an eine Gefahr für sich, all ihr Sinnen und Sehnen war bei Balthasar von Welsberg, nur den galt es zu schützen, nur den zu warnen und um jeden Preis vor der Rache eifersüchtigen Hasses zu bewahren.

Wenn sie nur Rat gewußt hätte, aber ihr Gehirn war jetzt von einer unbekannten, nur geahnten und doch immer schreckhafter und drohender werdenden Gefahr, von den überraschenden, einander schnell folgenden Ereignissen wie gelähmt. Sie sah im Geiste das von den fremden Rittern besetzte Brunecker Schloß mit seinen finsteren Augen, und die Burg dünkte ihr dort oben auf dem Felsen über dem friedlichen Heime der Brüder niedergeduckt zu lauern, wie ein Luchs im Walde sich blutgierig auf einem Fichtenaste zum Sprunge zusammenzieht, um sich auf das ahnungslose Wild zu stürzen.

Ihre Gedanken wurden jedoch im Gastzimmer bald auf anderes gelenkt. Am blankgescheuerten Tische in der Mitte des Raumes hatten vor gefüllten Weinbechern die fremden Herren Platz genommen, zu denen sich in demütiger Haltung der rasch herbeigerufene Bürgermeister und der Pfarrer des Ortes gesellt hatten.

An der Schmalseite des Tisches saß, Bauer das scharfe Profil zukehrend, ein älterer, bis auf die gelben Reiterstiefeln ganz in schwarzen Samt gekleideter Mann. Nur die feingestärkten und gekräuselten Spitzen an Hals und Handgelenk stachen von seiner dunklen Tracht mit einem vom Staub der Straße nur wenig verdorbenen Weiß ab. Sein Gesicht war gelblich und sah leidend aus, der unangenehme und spöttische Eindruck des hochmütigen Antlitzes wurde noch verstärkt durch ein nervöses Zucken des rechten Augenlides, das immer wie müde halb über das Auge herabfiel. Ein scharfer Blitz fuhr manchmal unter den schwarzen Brauen hervor, schneidend wie ein Dolchstoß, aber alsbald pflegte er auch wieder zu verschwinden, und die Züge wechselten den Ausdruck kurzen, leichtaufflammenden Zornes mit dem überlegener Ironie. Das Haar des Wälschen rahmte mit grauschwarzen Wellen das schmale Gesicht von der hohen Stirn bis zu dem von einem Spitzbart verdeckten Kinn ein.

Dieser hagere Herr, neben dem die gleichgültigen Mienen seiner Begleiter keinerlei Eindruck machten, war Graf Cesare Grivelli, des Tyroler Herzogs erster Rat und rechte Hand in allen schwierigen Angelegenheiten, ein Mann, von dem man laut und rühmend das Beste sagte, im Geheimen aber das Schlimmste dachte, ein Feind der Deutschen, ein grausamer, rücksichtsloser Richter, aber ein demütiger Diener der Kirche. Wenigstens pflegte er sich davon äußerlich den Anschein zu geben. Doch wer hätte Grivelli je durchschaut?

Der Pfarrer von Niederdorf saß dicht neben ihm und redete eifrig, aber halblaut und mit kläglicher Miene auf den Grafen ein, der, aufmerksam zuhörend, sich unterdessen mit seiner weißen und wohlgepflegten

Hand den spitzen Bart streichelte, auch hin und wieder über die reichen Straußenfedern seines vor ihm liegenden Hutes fuhr.

Zahlreiche Bauern standen, neugierig auf den Tisch des Fremden starrend, herum, doch machten sie scheue Mienen und hielten sich in möglichster Entfernung.

„Glaubt meinen Worten," eiferte jetzt der Pfarrer, dem der rasch genossene Wein des Wälschen die anfänglich schwerfällige und vorsichtige Zunge gelöst hatte und der darum die mißbilligenden Gesichter der Bauern nicht beachtete, „glaubt mir, sehr gestrenger Herr, der Bruder Sebald ist ganz gewiß kein Christ, er ist ein Abtrünniger! Gott sei's geklagt, er predigt im Walde, auf Wiesen, überall, sogar droben unter wilden Felsen! Alles läuft ihm zu. Seine Worte, es ist wahr, haben eine gar gewaltige und eindringliche Stärke, und man sieht unter dem Volke auf ihn, wie auf einen Erlöser. Des hochwürdigen Priors Milde und Nachsicht sind gar zu groß und stiften unwissentlich viel Unheil. Und darf ich Euer Gnaden untertänig noch eins in aller Ehrerbietung vermelden, die Bauern — — —"

„Die Bauern? Laßt, ich weiß es," unterbrach Graf Grivelli, und sein böses rechtes Auge zuckte, „sie bergen heimlich Waffen auf ihren Böden. Sie sind irregeleitet, verhetzt, es ist schlimm, und der Herr Herzog hat solches mit großer Betrübnis vernommen, zumal ihm das Wohl seiner Untertanen aufrichtig am Herzen liegt, auch hat er mich dazu gesandt, die Gründe der Unordnung genau zu untersuchen, allem Unfrieden mit Strenge zu steuern und die Gutgesinnten reich, sehr reich und freigebig zu belohnen." Bei diesen letzten Worten erhob sich seine sonst leise und müde Stimme zu vollem, wohltönenden Klange, und seine schnellen, schwarzen Augen überflogen die umstehenden Bauern, den Eindruck seiner Rede erspähend.

Diese horchten auf, und manchem unter ihnen, der daheim eine Hellebarde oder einen rostigen Spieß hatte schärfen lassen, ward unter dem spitzen, forschenden Blicke des Wälschen unbehaglich, sodaß er scheu und verlegen die Augen zu Boden senkte.

„Der Kerl sieht uns durch und durch!"

Thomas Bauer hatte mit seiner Tochter neben den hintersten gestanden, nun aber trat er langsam näher und stellte sich so, daß er Grivelli direkt in das schlaue und fuchsartige Angesicht sehen konnte.

Von neuem begann der Pfarrer zu klagen.

Der Italiener aber machte jetzt eine ungeduldige Handbewegung nach dem Redner zu, und die Beine mit den hohen gelben Sporenstiefeln übereinander schlagend, sagte er mit leichtem Spott:

„Mir scheint nach Euerm Berichte, ist im Pustertale der Bruder Sebald Bischof und Herzog in einer Person? Etwas viel Würde für einen! Eine gefährliche Höhe! Doch bleibt mir und dem Herzog mit Euern ewigen Hetzereien in Zukunft vom Leibe! Ich mag das kleinliche Geifern nicht und werde selbst gerechten Klagen auf den Grund gehen." Er griff nun nach seinem Becher, der bisher noch unberührt vor ihm gestanden hatte, netzte die Lippen daran und verzog sein Gesicht zu einer Grimasse.

„Pfui! Welch saurer Wein!" Dann wandte er sich an seine Begleiter, die schweigend und ehrerbietig um ihn saßen, allein damit beschäftigt, ihren Durst zu löschen, und fuhr, die Augen schließend und sich im Stuhl zurücklehnend, fort:

„Der Ritt auf diesen schlechten Wegen und die schwüle Hitze haben mich müde gemacht, wir scheinen vor einem Umschlag des Wetters zu stehen, drum denke ich, wir können heimreiten. Ich weiß und sehe genug. Vielerlei feine Fäden laufen in meiner Hand zusammen," schloß er mit vielsagendem Lächeln um die schmalen Lippen, „sie genügen mir vollkommen, wenn ich will, ein unzerreißbares Netz daraus zu flechten, selbst einen Löwen zu fangen."

Nun stand er langsam auf, zog seine Handschuhe an, ergriff den Hut und legte dem Wirt ein Goldstück auf den Tisch, das dieser mit vielen Dankesworten annahm, seinen breiten Mund auf die ihm ungern überlassene Hand des Gebers drückend. Sporenklingend erhoben sich auch des Grafen Begleiter. Die Bauern machten rasch zurücktretend den Weg zur Türe frei.

Cesare Grivelli musterte im Vorüberschreiten mit forschenden Blicken ihre Gesichter, dann griff er noch einmal mit raschen Besinnen in die Tasche und ließ eine Handvoll Goldmünzen klirrend auf einen Tisch fallen.

„Hier, gute Leute! Ihr haltet heute Markt ab, nehmt! Der Herzog schickt euch dies. Laßt euch frischen Trunk in seinem Namen wohl bekommen!"

Mehrere Augen sahen lüstern nach dem Golde, mehrere schwielige Hände zuckten heimlich danach, begierig, auch einmal Gold zwischen den Fingern zu fühlen, doch faßte niemand zu. Stumm und regungslos, mit unentschlossenen Mienen blickten die Bauern auf die Fremden. Grivelli schien ihr Zaudern nicht zu bemerken, in der Tür aber blieb er plötzlich stehen und, sich zu den Anwesenden wendend, fragte er in leutseligem Tone:

„Gebt mir kurz Bescheid, kennt einer von euch einen Mann aus Innichen, wie hieß er doch? — —" einer seiner Begleiter flüsterte ihm etwas ins Ohr, „ja, so war's! Thomas Pauer ist sein Name."

Noch ehe der Bürgermeister aus Niederdorf, der dienstbeflissen herantrat, Antwort geben konnte, schob sich der Genannte durch die Menge und erwiderte mit freimütiger Stimme:

„Gestrenger Herr, der Thomas Pauer aus Inmichen bin ich!"

Barbara trat rasch an die Seite ihres Vaters.

„Ihr? Ihr hier? — Wie sonderbar sich das trifft!" sagte langsam der Wälsche. „Hm, — und das Mädchen da, ist das Eure Tochter?"

Seine Blicke glitten sorgsam prüfend an den Gestalten der beiden herab.

„Meine Tochter Barbara, gnädiger Herr! Aber was begehrt Ihr von uns?" fragte Pauer, während sich seine Stirn finster zusammenzog und er sich bemühte, im unbeweglichen Antlitze des Fremden zu lesen. Das Mädchen war blaß geworden, und ihre Hand bebte leicht im Arme des Vaters, sie hätte ihn gern zurückgehalten, aber es war schon zu spät.

Grivelli wechselte jetzt über die Schulter einige italienische Worte mit seinen Begleitern, von denen zwei sogleich hinauseilten, dann sagte er, und sein Gesicht nahm einen Ausdruck an, in dem spöttische Geringschätzung und kalte Freundlichkeit sich mischten:

„O, nichts begehre ich, oder doch nur wenig! Eure Tochter soll mich nach Bruneck begleiten. Es handelt sich um eine Gerichtssache, leicht zu erledigen! Eine Kleinigkeit!"

Das Wort Kleinigkeit hatte im Munde dieses Mannes und bei dem kalten Hohne, der durch seine Stimme klang, einen fast unheimlichen Beigeschmack. Ein solcher Meister der Verstellung Grivelli auch sein mochte, es entging doch keinem der Anwesenden, daß sich mehr unter seiner glatten Rede verbarg, als er wissen lassen wollte.

In diesem Augenblick wurde die Tür von außen geöffnet, und eine Anzahl Bewaffneter traten herein, von denen einer einen Strick in der Hand hielt, sie näherten sich auf einen kaum merkbaren Wink Grivellis dem jungen Mädchen.

Barbara sah sich, vor den finsteren Männern zurückweichend, wehrlos dem Gerichte des hartherzigen Fremden überantwortet. Sie hörte im Geiste, wie sie dort nach dem Mönche fragten, ahnte, daß man sie zwingen wollte, gegen den Geliebten auszusagen, daß man ihn durch ihr Zeugnis verderben wollte. Ein Schauder lief durch ihren Körper, ihr Blick richtete sich voller Entsetzen, voller Angst und Flehen auf Grivelli.

Keine Miene verriet dessen heimliche Gedanken.

Dem Gerichte verfallen! Sie, die niemand etwas getan, deren Sünde allein darin bestand, den Mönch zu lieben, den Mann, der alle anderen turmhoch überragte, den Edlen, der nur Großes und Gutes gewollt, der ihr das höchste menschliche Glück, die Liebe geschenkt hatte!

Wäre er doch jetzt an ihrer Seite, sie würde nicht zittern, vor dem Blitzen seiner Augen, vor der Macht seiner Stimme würden die fremden Knechte zurückweichen.

Wo blieb er, warum war er nicht da, weshalb standen alle die Bauern, seiner vergessend, starr und steif?

Dem Gerichte verfallen! Sie sah den Mann mit den Stricken sich ihr nahen, war es möglich, noch eben hatte sie frei dagestanden, nun sollten die da Herren über ihren Leib sein!? Was würden sie von ihr verlangen?

„Gib den Mönch an als Zauberer und Hexenmeister oder — —"

Sie würde leugnen, er war kein Zauberer, der Teufel hatte keinen Anteil an ihm.

Man würde sie zwingen, ihre nackten Glieder würden unter der Folter zucken! Entsetzliche Marter!

Das alles raste mit schrecklicher Deutlichkeit in wenigen Augenblicken durch ihr Hirn. Ihre Beine versagten den Dienst, sie hörte nicht, was ihr Vater atemlos mit dem Wälschen sprach, sie sah nicht, daß er, der stolze Thomas Pauer, seine von harter Arbeit steif gewordenen Kniee zur Erde beugte, während die Knechte, dies bemerkend, vor ihr zögerten. Schwindel erfaßte sie, Grivelli erteilte einen kurzen und scharfen Befehl, da fühlte sie ihre Hände, die sie weinend vor ihr Gesicht gepreßt hatte, ergriffen und gewaltsam auf den Rücken gezogen. Bei dieser Berührung stieß sie aufblickend einen durchdringenden Hilfeschrei aus.

Was tat plötzlich ihr Vater? Sie sah ihn vom Boden aufspringen, das Messer aus der Tasche reißen und sich auf den Mann stürzen, dessen rohe Fäuste soeben einen Strick fest um ihre schmerzenden Arme schlangen. Etwas Grelles fuhr an ihrem Kopfe vorüber, ein Stoß, ein dumpfes Ächzen erklang, dann entstand hinter ihrem Rücken ein wilder Tumult, ein Stampfen und Ringen, Stühle wurden umgeworfen, Männer atmeten keuchend, dazwischen gellten italienische Schimpfworte.

Als sich Barbara, auf den Knieen liegend, umwandte, sah sie ihren Vater zu Boden geworfen und von einigen der fremden Söldner gewaltsam niedergehalten, während zwei andere einen der Wälschen unter die Achseln gefaßt hatten und hinausführten. Das Blut rann in roten Fäden aus einer Stichwunde dem leise Stöhnenden über das gelbe Koller herab in die hohen Stiefeln.

Die Bauern waren durch diesen Auftritt, mit dem der anfangs so friedlich verlaufende Besuch der fremden Reiter geendet hatte, in solcher Weise überrascht worden, daß sie anfangs ganz verblüfft dagestanden hatten. Jetzt aber brach ein Sturm der Entrüstung unter ihnen aus, und hätte Grivelli mit seinen Gefangenen, umringt von den Bewaffneten, die ihre schweren Reiterpistolen den Erregten entgegenhielten, nicht rasch das Gasthaus verlassen, es wäre zwischen ihm und den Bauern zum

Kampfe gekommen. Vor der drohenden Übermacht der Reiter, die zum Teil rasch die Pferde bestiegen hatten, vor ihren Pistolen und blitzenden Degen dämmten jedoch die Bauern ihren Zorn, und manches schon ergriffene Messer fuhr hart in die Scheide zurück.

Aber ein dumpfes Gewittergrollen ging durch die erregte Menge. „Was soll diese Gewalttat? Wer gab den Fremden das Recht, Wehrlose gefangen zu nehmen?"

Als Grivelli, der sich auf einen feurigen Schimmel geworfen hatte, den ersten Tumult sich legen sah, richtete er sich hoch in den Bügeln auf, seine Blicke schossen siegesgewiß unter dem breitkrempigen, schwarzen Federhut hervor, wie Sperber aus schattigem Gebüsche fahren, und bohrten sich bis in die hintersten Reihen der Volksmenge. Er winkte gebieterisch mit der Hand, und da die drohenden Rufe sich in diesem Augenblicke mäßigten, rief er, seine durchdringende, hohe Stimme weithin schallend lassend:

„Gebt euch zufrieden, Männer! Vergeßt nicht, wen ihr vor euch habt! Ist's nicht besser, daß ihr ruhig meinen Urteilsspruch über die Dirne abwartet, gegen die schwere und wohl begründete Anklage erhoben worden ist, die ich aber mit Milde zu richten verspreche, als daß ihr anderen euch auch noch ins Unglück stürzt?"

Alles schwieg. Wer hätte es wagen können, die Gefangene zu verteidigen? Da setzte sich Grivelli ruhig in den Sattel zurück, ergriff die Zügel und wandte sein Roß, ohne sich weiter um die Murrenden zu kümmern.

Als Barbara Pauer aus dem Hause geführt wurde, sah sie neben sich einen russigen Mann damit beschäftigt, mit der Linken dem Pferde eines der Reiter das gelockerte Eisen von neuem zu befestigen. Sie stutzte, denn sie erkannte, während sich der Mann einen Augenblick aufrichtete und den Schweiß von der Stirn wischte, in ihm Jürg Sandhofer wieder. Dieser schien wenig erschrocken zu sein, als er das Mädchen und dahinter Thomas Pauer gebunden erblickte, fast gleichgültig sah er auf beide hin. Plötzlich aber trat er mit freundlichem Gruße dicht an Barbara heran und flüsterte ihr ins Ohr, so dicht, daß sein warmer Atem ihre blasse Wange streifte:

„Jungfer Barbara, soll ich's dem Bruder vermelden, daß Euch solch Unrecht geschieht?"

Das Mädchen wendete den Kopf errötend ein wenig zur Seite:

„Ja, Sandhofer, ich bitt' Euch, tut's! Und wollt Ihr ihm noch eins sagen?"

Der Schmied machte sich dicht an sie heran, die mit ihren Pferden beschäftigten Italiener verstanden ihn nicht und ließen ihn darum ruhig gewähren.

„Was soll ich ihm noch sagen?“ flüsterte er.

Einen Augenblick zauderte das Mädchen, sie senkte den Blick und antwortete so leise, daß Sandhofer Mühe hatte, ihren Worten zu folgen:

„Daß ich, wenn es sein muß, für ihn sterben will.“

Da verzerrte der Schmied sein Gesicht zu einer mitleidigen Grimasse.

„O, o, sagt so was nicht! Ihr seid noch jung! Pfui Teufel, Sterben und Verfaulen ist ein häßlich Ding!“

Dann trat er zurück, denn der Zug der Fremden setzte sich in Bewegung, und einer der Reiter ritt, ihn von dem Mädchen zu trennen, unsanft mit dem Knie gegen ihn an. Während sich die Schar inmitten aufgewirbelten Staubes, unter dem Gekläff der Hunde und von dumpfen Flüchen der Zurückbleibenden verfolgt, auf dem Wege nach Bruneck entfernte, brummte der Schmied, die Hände in den Taschen, nach der schwarzen Höhle seiner Werkstatt zurückkehrend:

„Ha, ha, Junker, mir scheint, für Euch beginnt ein übler Tanz! Verdammt will ich sein, wenn ich unter Eurer Zelle nicht auch dazu ein Liedchen pfeife, davor Eurem Herzen übel zumute werden soll!“

Seit langem hatte Sandhofer nicht mehr mit solcher Kraft und solcher wilden Lust den Hammer auf den Amboß geschmettert, als an jenem Abende nach der Gefangennahme Barbaras.

Langsam verliefen sich die Bauern, keiner kümmerte sich heute mehr um den Markt, keiner um Handel oder Geschäfte, die blökenden Rinder wurden eilig, unverkauft heimwärts getrieben. Nur der Wirt der goldenen Sonne steckte rasch heimlich die Goldstücke des Fremden in die weite, lederne Tasche und meinte schmunzelnd, er dürfe mit dem Erträgnisse dieses Tages zufrieden sein.

Der Pfarrer und der Bürgermeister von Niederdorf aber hatten es sehr eilig, der Menge ausweichend, durch eine Hintertür in ihre Häuser zu kommen, und schlossen sorgfältig hinter sich Türen und Läden zu. —

Allen ging heute vielerlei durch den Kopf.

Warum war des Bruders Macht gebrochen, warum erschien er nicht, die übermütigen Fremden zu vertreiben, hatte er sie verlassen? War er nicht stark genug, er, dessen Weisheit unerschöpflich geschienen, der noch bisher alle Anschläge seiner Feinde zu nichte gemacht hatte?

Warum barg er sich jetzt im Kloster?

Hielt man ihn gar gefangen? (Schluß folgt.)

Deutsche Rechte und deutsche Pflichten in Südtirol.

Von

W. Rohmeder.

Tausende und Abertausende von Reichsdeutschen ziehen alljährlich in die Landschaften südlich des Brenners — zu jeder Jahreszeit, nie aber zahlreicher, als während der Monate des Hochsommers: sei es, um während dieser Zeit in den Hochgegenden des herrlichen, uns allen so teuren Landes Erholung und Kräftigung für Körper und Gemüt zu suchen, sei es, um durch Wanderungen oder hochtouristische Unternehmungen sich zu erfreuen und ihre körperliche Leistungsfähigkeit und ihre Willenskraft zu erproben und zu stählen.

Aber wie wenige dieser Hunderttausende gedenken dabei gleichzeitig der Fülle des Segens, welche unserm nationalen und unserm gesamten geistigen Leben aus diesem Lande zugeflossen ist, das, zwischen Nordfuß und Südfuß der Alpen gelegen, ein Bollwerk unseres Volkstums sein könnte und sein sollte! Und wie viel weniger noch gedenken der nationalen Pflichten, welche sich hieraus für jeden einzelnen unter uns ergeben!

Betrachtungen, wie die nachfolgende, dürften deshalb in diesen Tagen nicht unnötig und vielleicht sogar nützlich sein — umsomehr, als gerade gegenwärtig Unternehmungen politischer Natur im Gange sind, welche, wenn sie durchgeführt werden, geeignet und vielleicht auch dazu bestimmt sind, den dortigen großen Verlusten von deutschem Volksboden an ein eingewandertes, landfremdes Volkstum neue hinzuzufügen.

„Wer immer ins sonnige Etschland fährt", sollte dessen eingedenk sein!

Denn von all den Ländern, in welchen unsere Volksgenossen heute den harten Kampf um ihr nationales Dasein kämpfen, liegt uns Süddeutschen innerlich — und vielen auch äußerlich, geographisch — kaum eines so nahe, wie Südtirol. Es gibt eben kein Land außerhalb der heutigen Reichsgrenze, welches durch Geschichte und Dichtung, durch Sang und Sage, wie endlich auch durch wirtschaftliche Beziehungen uns so enge verbunden wäre, wie die südtirolische Landschaft.

Es gab eine Zeit, in welcher das sonnige Etschland dem deutschen Gemüte ebenso vertraut, ebenso lieb und teuer war, wie das Rheinland.

Und im Grunde genommen ist dies auch heute noch der Fall. Hier wie dort ein reicher geschichtlicher Boden, von dem aus bestimmend in die Geschicke des deutschen Volkes eingegriffen wurde; hier wie dort vielgesungene Lieder aus dem stolzen deutschen Dichterwalde; hier wie dort eine üppig wuchernde Sagenwelt mit fabelhaften Königshäusern, sangesberühmten Helden, wunderschönen Frauen; hier wie dort ein herrliches, farben- und freudenreiches Weinland — nur daß die Landschaften an der Etsch tausendmal schöner sind als dort „ze Wormse bî dem Rhine"!

Aber Südtirol ist nicht nur die Geburtsstätte der deutschen Heldendichtung, in deren Mittelpunkt der Lieblingsheld deutschen Sagenwebens, der große Ostgotenkönig Theodorich als „Dietrich von Bern" gefeiert wird; es ist nicht bloß die Heimat der größten, vielgepriesenen deutschen Lyriker des Mittelalters: eines Leuthold von Seben, eines Walther von der Vogelweide, eines Oswald von Wolkenstein; es ist nicht bloß das Heimatland von deutschen Forschern und Denkern, die wir mit Stolz die unsern nennen; mit a. W.: es ist nicht bloß dem deutschen Gemüte unauslöschlich teuer.

Auch verstandesmäßige Erwägungen drängen uns zur Wahrung des deutschen Rechtes auf das burgen- und sangesreiche Land.

Tirol bildet infolge seiner geographischen Lage ein Durchzugsland zwischen Nord und Süd und ist zugleich ein wichtiges Bindeglied zwischen den östlichen und westlichen Alpenflügeln. Darauf beruht die Bedeutsamkeit des Landes von der vorgeschichtlichen Zeit bis zur Gegenwart. Die Tiroler im Norden und im Süden sind die geborenen Hüter der Alpenpässe, welche einerseits zur süddeutschen Hochebene, andererseits zur oberitalischen Tiefebene führen. Seit mehr als 1000 Jahren, seit den Zeiten unseres Kaiserkönigs Otto des Großen, ja seit den Zeiten Karls des Großen und auch schon vorher, bis auf den heutigen Tag gehört das Land vom Nord- bis zum Südfuße der Alpen zum Machtbereiche des Deutschtums. Die deutsche Landnahme ist aufs engste verknüpft mit dem Zusammenbruch des altersmorschen Römerreiches. Ostgoten und Alamannen, Bajuwaren, Langobarden und Franken haben vor $1^1/_2$ Jahrtausenden um den Besitz des beherrschenden Landes gerungen, haben diesen Besitz erkämpft und besiedelt, und ihre Nachkommen finden wir heute noch in den sonnigen Tälern und auf den grünen Höhen — in der gleichen körperlichen Erscheinung und mit den gleichen Charakteranlagen wie vor anderthalbtausend Jahren, mit den alten Rechtsbräuchen in Familie und Gemeinde, in den alten Siedelungsformen, zum Teil allerdings als heute welschredende Deutsche!

Mit Strömen deutschen Blutes ist der Boden dieses Landes erkauft und gedüngt: von den Zeiten Theodorichs und seiner Ostgoten, über die Heerfahrten deutscher Kaiser auf dem alten „Peierwege", bis zu den Heldenkämpfen der Tiroler gegen die Franzosen in den Napoleonischen Kriegen!

Österreich ist (oder sollte wenigstens sein!) der Erbe und der Hüter deutscher Rechte in diesem Durchgangslande. Aber nur die ungeteilte Herrschaft über den Norden und den Süden sichert auch die Vorteile seiner Lage. So ist Tirol der Grund- und Eckstein der Großmachtstellung Österreichs, aber auch zugleich der Vormachtstellung des Deutschtums in den mittlern und östlichen Alpen. Das Deutschtum im Drau- und Murgebiet vermag sich nur zu behaupten, wenn das Deutschtum in Südtirol sich erhält, d. h. wenn Südtirol, und zwar ganz Südtirol, als deutsches Land betrachtet und behandelt wird. Wer der „Italia irredenta" in Südtirol Zugeständnisse macht, der gibt die historische Stellung des Deutschtums in den mittlern und östlichen Alpen auf. Hierin beruht die große national-strategische Bedeutung Südtirols.

Denn die Vertreter des „Unerlösten Italiens" sind durchaus konsequent in ihren Forderungen: „Los von Tirol", dann „Los von Österreich!" Geschichte, Schrifttum und Kartographie der „Irredenta" lassen darüber keinen Zweifel aufkommen, daß ein halb oder ganz von Tirol und von Österreich losgetrenntes sogen. „Trentino" nicht vor Salurn, nicht vor Bozen oder Meran, nicht vor Franzensfeste Halt machen kann. „Italia fino al Brennero!" Das ist durchaus konsequent gedacht und gefordert. Für uns Deutsche aber heißt es: entweder nichts zugestehen oder darauf gefaßt sein, daß die ganze Forderung erfüllt werden muß. Nach Erfüllung dieser Forderung ist aber nicht nur das Deutschtum im Mur- und Draugebiet der Vernichtung preisgegeben, sondern es verliert zugleich das von Tirol noch übrig bleibende, schutzlos daliegende Inntal alle Bedeutung für Österreich. Der Erbe des Inntales aber muß wieder über den Brenner bis zur Berner Klause vordringen. Das ist die unerbittliche Logik aus der geographischen Lage und Beschaffenheit des Landes und aus den Lehren einer 2000jährigen Geschichte.

So haben denn auch wir im Reiche nicht nur ein ideelles, sondern auch ein sehr großes reales Interesse daran, daß dort deutsch erhalten bleibe, was noch deutsch ist — wir haben vor allem ein ganz unberechenbares politisches Interesse daran, daß dieser Weg zur Adria uns nicht noch mehr verlegt werde, als es ohnehin schon der Fall ist.

Dieser Überzeugung gab Fürst Bismarck Ausdruck, als er im Jahre 1875, also schon vor Abschluß des deutsch-österreichischen Bünd-

nisses, dem italienischen Botschafter rundweg erklärte: „Es ist für Deutschland von allergrößtem Interesse, Trient und Triest niemals an Italien fallen zu lassen".

Und was können denn wir nun tun zur Sicherung der deutschen Machtstellung in den mittlern und östlichen Alpen, die zugleich die Sicherung unserer südlichen Reichsgrenze bedeutet?

Seit einem Vierteljahrhundert arbeiten die deutschen Schutzvereine im Sinne dieser Pflichterfüllung. Nicht angreifend, sondern abwehrend.

Helfen wir ihnen durch Mehrung ihrer Mittel! Damit ihre Kräfte wenigstens annähernd denjenigen gleichkommen, welche den Angreifern zur Verfügung stehen! Denn beim Vordringen des Welschtums gegen Brenner und Reschenscheideck haben wir es nicht mit einer Erscheinung zu tun, die etwa nach einem Naturgesetz und mit der Macht eines Naturereignisses sich vollzöge: unaufhaltsam, unabwendbar! Im Gegenteil: die Geschichte dieser Grenzgebiete in den letzten zwanzig Jahren zeigt unwiderleglich, daß ein Stillstand in der Verwelschung geschaffen, daß an bedrohten Punkten das Deutschtum gerettet und neu gefestigt werden kann, daß entdeutschte Ortschaften und Täler für unser Volkstum zurückgewonnen werden können.

Das Verdienst, diesen Beweis erbracht und diese Tatsache zu einer unumstößlichen geschichtlichen Wahrheit gemacht zu haben, gebührt den Schutzvereinen und ihrem planmäßigen Wirken, wie es dort sich vollzieht.

Ich brauche zum Beweise dessen nur hinzuweisen auf Lusern, den Nonsberg und das nun wieder deutsche Fersental — oder im Etschtal auf Buchholz, Laag, Branzoll und auf das noch immer heiß umstrittene Pfatten!

Freilich ist es fraglich, ob Schule und Kirche allein und auf die Dauer den ihnen aufgezwungenen Kampf werden siegreich bestehen können, fraglich, ob sie für immer in der Lage sein werden, die schwere Waffenrüstung zu tragen, die anzulegen der nationale Gegner sie zwingt. Die nationale Frage ist auch hier in letzter Linie eine wirtschaftliche Frage. Da, wo die größte nationale Opferwilligkeit vorhanden ist, da wird in dem heißen Ringen schließlich der Erfolg und der Sieg sein.

Der gefährlichste Feind des Deutschtums in Südtirol ist der Großgrundbesitz; ob deutsch, ob welsch, das macht wenig Unterschied. Denn auch der deutsche Großgrundbesitzer arbeitet fast ausschließlich mit welschen „Bauleuten", d. h. Pächtern und Unterpächtern. So wird durch die massenhafte Herbeiziehung bedürfnisloser welscher Landarbeiter das deutsche Wirtschaftsleben, das auf einen freien Bauernstand gegründet ist, bedrängt, gefährdet, zerstört. Schon jetzt liefern uns die gemischt-

sprachigen Gemeinden Südtirols den traurigen Beweis, daß das freie deutsche Bauerntum mit dem welschen Kolonensystem der Großgrundbesitzer den wirtschaftlichen Wettbewerb kaum aushalten kann. Und deshalb fragt man mit Recht: soll der deutsche Bauer, der seit 1000 Jahren die Grenzwacht gegen Italien gebildet, der in blutigen Kriegen für seine höchsten Güter gekämpft, der in harter Arbeit seine eigene Scholle bebaut und guten deutschen Brauch und deutsche Sitte hochgehalten hat — soll er fort und fort dem welschen Taglöhner und Pächter Platz machen? Soll im harten wirtschaftlichen Ringkampf ein deutscher Hof um den andern vom welschen Großgrundbesitzer aufgekauft und mit welschen Kolonen besiedelt werden? Soll diese Zwangsenteignung aus 1000jährigem deutschen Besitzstand unbehindert fortdauern? Gibt es keine Mittel, ihr Einhalt zu tun?

Und ich antworte darauf: ja, es gibt deren, und zwar ganz unfehlbare. Nur muß unserseits der Wille dazu vorhanden sein, auch in dieser Richtung unsere patriotische Pflicht zu erfüllen.

Freilich — mit „Hurra!" oder „Hoch Deutschland!" oder „Deutschland, Deutschland über alles!" allein wird kein einziger Bauer im deutschen Etschlande in seinem Besitze geschützt oder erhalten werden, und wenn wir den Alkohol hektoliterweise dabei verbrauchen. Aber wenn von den Hunderttausenden im Deutschen Reiche, welche über ein reines Jahreseinkommen von mehr als zehntausend Mark verfügen, nur je der hundertste Mann ein einzigesmal den Betrag von noch nicht einmal 100 Mark den bestehenden genossenschaftlichen Vereinigungen zur Erhaltung des deutschen Grundbesitzes in Südtirol zur Verfügung stellen wollte — nicht schenkweise, sondern nur leihweise und gegen Sicherstellung! — so wäre alle Gefahr mit einem Schlage beseitigt.[1])

Und was können wir etwa weiter tun?

Eines ist sehr leicht zu vollbringen: besuchen wir diese bedrängten Brüder und bieten wir ihnen in ihrem Heimatdorfe einen herzhaften deutschen Brudergruß! Nur dürfen wir sie nicht etwa suchen in den behaglichen Gasthöfen von Bozen und Brixen oder auf der Kurpromenade in Meran, sondern in den bedrohten Dorfschaften des sonnigen, gabenreichen Etschtales, mehr noch in den entlegenen Tälern und auf den grünenden Höhen am Fuße der ragenden Berge! „Deutsche kommen! Deutsche sind da!" So wird unser Erscheinen dort auf dem Nonsberge,

[1]) Nähere Angaben ist der Verfasser auf briefliche Anfragen gerne bereit zu erteilen. D. Red.

im Fersental, in Lusern von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf verkündet, und die liebevollste Aufnahme, das wärmste Entgegenkommen, dessen einfache deutsche Gastfreundschaft fähig ist, wird uns geboten.

Aber freilich kann es sich nicht bloß darum handeln, Auge und Herz zu ergötzen an dem ewig sprudelnden Born reicher Naturschönheit und poesievoller Romantik, der nirgends köstlicher quillt als in diesen Grenzlandschaften, sondern auch darum — und zwar nicht zuletzt um unsrer selbst willen! — der Pflichten uns bewußt zu bleiben, welche wir gegen sie zu erfüllen haben.

Auch der Pflicht der Dankbarkeit gegenüber der Fülle von Gaben, welche unserm gesamten Kulturleben seit Jahrtausenden aus diesem Lande zugeflossen sind.

Tun wir dies im Sinne des „Südmark"-Spruches: „Den Brüdern im bedrohten Land ein warmes Herz und eine hilfreiche Hand!", so dienen wir nicht bloß ihnen, sondern wir wahren zugleich unsere eigenen Rechte. Hilfeheischend reichen sie uns die Bruderhand, weisen wir sie nicht deshalb zurück, weil sie in Not und Gefahr sind! Damit erziehen wir sie zugleich und allmählich zu nationaler Selbsthilfe. Unsere eigene selbstbewußte Deutschfreudigkeit teilt sich auch ihnen mit, weckt in ihnen den Glauben an die unverwüstliche Kraft des deutschen Blutes und den Mut, seine Schätze zu verteidigen gemeinsam mit uns.

Roter Mohn.

Sonnetrunkne, satte Sommertage!
Goldnen Schimmer überm Roggenschlage!

Wie in Andacht regungslos die Ähren,
Stolze Demut beugt die ernteschweren.

Wilder Blumen flammend rote Bänder
Kränzen aller Felder Wogenränder:

Mohn! Des Todesschlafes Purpurzeichen —
Fern im Mittag klingt der Sense Streichen.

Gertrud Freiin le Fort.

Die Kirche und der Fortschritt.

Von

Reinhold Seeberg.

(Schluß.)

IV.

Erst jetzt ist unsere Erörterung so weit gediehen, daß wir der Frage, wie sich die Kirche zum Fortschritt verhält, genauer in das Auge blicken können.

Was „Fortschritt“ ist, wissen wir: die Befreiung des persönlichen geistigen Lebens und damit im Zusammenhang wirkliche Beherrschung der natürlichen Weltordnung durch den Geist der Menschheit. — Aber was ist „Kirche“?

Vor allem muß man sich bei der Beantwortung dieser Frage davor hüten, daß man hängen bleibt in den mehr oder minder zufälligen dogmatischen Definitionen des populären Bewußtseins. Alles was man über „Dogmenzwang“, „Gewissensknechtung“ — um von Geschmackloserem zu schweigen — sagt, muß man gründlich vergessen, um zu begreifen, um was es sich handelt. Die Kirche faßt in sich eine starke, breite Strömung in der Geschichte der letzten zwei Jahrtausende, sie ist ein Bestandteil der geistigen Entwicklung der Weltgeschichte. Wir sehen dabei hier von der Organisation der Kirche, von den geschichtlichen Gegensätzen in ihren Gedankenbildungen ganz ab; wir denken, wenn wir „Kirche“ sagen, an das Christentum, wie es sich als eine geschichtliche Erscheinung darstellt in dem Denken und Leben seiner Bekenner. Es ist aber dann begreiflich, daß wir die Frage nach der Kirche oder der Christenheit nur dann beantworten können, wenn wir zugleich sagen, was Christentum ist.

Das Christentum steht und fällt mit dem Begriff der Offenbarung. Um Erleben der Offenbarung handelt es sich in der Christenheit. Was heißt das? In den Strom der geistigen Entwicklung der Menschheit greift ein eine rein geistige, allmächtige persönliche Macht, indem sie die freien Geister sich unterwirft und sie auf ein neues letztes Ziel hinweist. Gott als Herrscher und Leiter, als Erlöser und geistige Autorität unterwirft die Menschen; diese lassen sich unterwerfen oder sie nehmen die

geistigen Einwirkungen Gottes in sich auf, sie lassen Gott sich höchste Autorität werden, d. h. sie glauben. Und indem sie glauben, wird das von Gott geoffenbarte Ziel, das Reich Gottes — oder der Zustand, da alle Menschen Gott dienen und von ihm geleitet werden — auch ihr Ziel; die geistige Einwirkung Gottes bestimmt ihren Geist zur Hingabe an Gottes Sache oder zur Liebe und dem Dienst Gottes.

Das ist der Inhalt der Offenbarung: Gottes Herrschaft und der Glaube, Gottes Reich und die Liebe. Indem aber der Mensch unter die Einwirkung dieser Gedanken tritt, fühlt er sein Leben von einer lebendigen geistigen und persönlichen Macht durchdrungen. Die Macht befreit ihn, indem sie ihn unterwirft; sie wirkt auf sein freies persönliches Leben ein, aber so, daß es durch sie befreit, vertieft und gekräftigt wird. Der Christ wird selig dadurch, daß er Gottes persönliche Offenbarung empfindet und ihr sich unterwirft.

Es ist hier nicht der Ort, dies näher auseinanderzulegen,[1]) sonst müßte vor allem klar gemacht werden, daß das neue Erlebnis der Offenbarung den Menschen zunächst mit dem Bewußtsein durchdringt, im Widerspruch gegen Gott zu stehen oder Sünder zu sein, und wie die göttliche Offenbarung dann ihre beseligende Kraft in dem Doppelten erweist, daß sie ein neues Leben gibt und das alte Leben vergibt. — Aber zwei andere Punkte können im Zusammenhang unserer Darlegung nicht übergangen werden. Einmal muß mit größter Energie betont werden, daß die Offenbarung Gottes durch Jesus Christus eine geschichtliche Größe geworden ist. Nicht darum, daß mystische Erhebungen zu Zeiten uns über uns selbst erheben, oder daß übernatürliche Naturkräfte irgendwie physisch uns umwandeln, handelt es sich im Christentum, sondern darum, daß in dem geschichtlichen Christus eine Person in die Geschichte eingetreten ist, die dem Zusammenhang des geistigen Lebens einen neuen, alles überragenden Inhalt eingefügt hat, einen Inhalt, der je und je sich wirksam erweist, nicht etwa nur als ein Komplex von Urteilen und Idealen, sondern als Ausdruck wirksamer persönlicher Kraft. Der Christus, der einmal war, ist heute noch, und die Worte, die er einst sprach, treffen uns heute noch mit der ganzen Unmittelbarkeit persönlicher Gegenwart und Autorität. Hier liegt der Ursprung des Gedankens einer Gottheit Christi.

Das andere, worauf wir Gewicht legen müssen, ist aber dies, daß die Macht, die unser Innenleben und die Geschichte bestimmt, in dem Bewußtsein des Christen sich als absolute oder allwirksame zu erkennen gibt.

[1]) Genaueres über diese Auffassung des Christentums siehe in meinem Buch „Die Grundwahrheiten der christlichen Religion". 3. Aufl. Leipzig 1903.

Deshalb ordnet der Christ ihr nicht nur den Geschichtsverlauf unter, sondern auch die gesamte natürliche Entwicklung. Nach christlicher Anschauung „erweckt" Gott die großen Geister der Geschichte, die das geistig persönliche Leben entfalten und stärken, damit den geistigen Wirkungen der Offenbarung direkt oder indirekt die Bahn eröffnet werde. Aber nach christlicher Auffassung ist auch die natürliche Entwicklung der Dinge diesem Zweck unterstellt. „Aus ihm, durch ihn und zu ihm sind alle Dinge." Die Naturentwicklung und ihre Gesetze, der Geschichtsverlauf mit seinen Führern und seinen Geführten und dem freien Leben der Persönlichkeiten — alles ist durch den geistigen Willen Gottes hervorgebracht und in seinem Werden ihm unterworfen. Man kann den Gedanken, daß der Geist über die Natur ist, nicht energischer begründen als das durch den christlichen Gottesgedanken geschieht.

Überlegen wir einen Augenblick, was wir mit diesen Gedanken für unseren Zweck gewonnen haben. In dem Christentum tritt uns also eine Auffassung entgegen, die als Zweck der Weltgeschichte ein Reich freier persönlicher Geister hinstellt und die demgemäß allen Fortschritt in der Geschichte in der Vertiefung des persönlichen geistigen Lebens erblickt. „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme Schaden an seiner Seele?" Diese Auffassung beruht aber auf der realen Erfahrung des lebendigen persönlichen Gottes.

Man begreift es, daß der Philosoph Eucken das Christentum „die gewaltigste geistige Macht des geschichtlichen Lebens" genannt hat. Mächtiger als es durch das Christentum geschieht, kann ja die Sache des Geistes überhaupt nicht geführt werden. Zwei Anschauungen standen, wie wir gesehen haben, einander gegenüber: die natürliche Entwicklung ist der Fortschritt, und die geschichtliche Entfaltung des freien geistigen Lebens ist der Fortschritt. Wir haben uns für die letztere Auffassung entschieden; der Fortschritt, von dem sie sprach, erschien uns als der wirkliche Fortschritt der Geschichte. Es ist nun klar, daß die christliche Anschauung mit aller Energie sich auf diese Seite stellt. Gewaltiger als die Spekulationen Kants und Hegels führt die Kirche die Sache des Idealismus mit ihrem Gedanken, daß die Errettung der Seele das höchste Anliegen, daß die geistige Gemeinschaft mit Gott das höchste Glück sei. Man kann die Sache des Geistes nicht tiefer und ergreifender ausdrücken als es in dem Kindergebet geschieht: „Lieber Gott, mach mich fromm, daß ich in den Himmel komm." In dem Wort „ändert euren Sinn, denn die Herrschaft Gottes ist nahe herbeigekommen" ist das Prinzip des geschichtlichen Fortschritts zu klassischem Ausdruck gelangt.

V.

Bei dieser Sachlage ist eins zunächst völlig klar: Christentum und Kirche sind in der Geschichte die stärkste Macht des Fortschritts, die jemals aufgetreten ist. Keine andere geschichtliche Bewegung kann sich mit dem Christentum messen hinsichtlich der Stärkung des persönlichen Lebens und der Befreiung des Geistes. Das ist ein historisches Faktum, das vor jedermanns Augen offen daliegt. Erst das Christentum hat uns das volle Verständnis der geistigen Persönlichkeit gebracht, und dadurch die Gleichheit aller Menschen, die Befreiung der Sklaven und der Frauen, die Freiheit und den Wert der Seele kennen gelehrt, erst in ihm ist der Menschheit der Sinn und die Bedeutung des Menschentums und der Blick für die Innerlichkeit aufgegangen. Dadurch vor allem hat das Christentum die antike Welt gesprengt und hat die vielen Fragmente, die es von ihr aufnahm, zu einem neuen Guß vereinigt. Wie jedes fruchtbare geschichtliche Prinzip hat auch das Christentum eine umbildende Kraft ohne gleichen mit der Fähigkeit, sich Gegebenem zu akkommodieren, verbunden. So entstand jenes wunderbare Gebilde, das uns in der Weltanschauung vom 2. bis 16. Jahrhundert n. Chr. vorliegt: Plato und Aristoteles nach der Bibel, und die Bibel nach Plato und Aristoteles interpretiert! Aber nicht darum handelt es sich uns jetzt, ob diese Kombination zutreffend war oder nicht, sondern nur darum, daß durch sie und in ihr das Christentum seine ungeheure fortschrittliche Kraft in der Geschichte offenbart hat.

Das zeigt die geistige Entwicklung bis zu der Reformation. Daß „Gott und die Seele" das Thema der Weltgeschichte sind, hat Augustin gelehrt. Für ihn war alle natürliche Entwicklung nur ein Ausdruck des ewigen Gotteswillens, alles Vergängliche wurde zum Gleichnis des Ewigen. Aber darum drohte — umgekehrt — immer wieder die Gefahr, daß das Weltliche und Diesseitige als solches sich als himmlisch und geistig gab. Indem der Geist die Welt ganz vergeistete, wurde er selbst verweltlicht. Der Prozeß, wie aus absoluter Geistigkeit Materialismus wird, ist uns im 19. Jahrhundert so deutlich vorgeführt worden, daß wir uns nicht wundern können, ihm auch im Mittelalter zu begegnen. Wie auf Hegel der Materialismus, so ist auf Augustin die Veräußerlichung der mittelalterlichen Kirche mit innerer Notwendigkeit gefolgt. Auf der Höhe des Mittelalters greift die kirchliche Wissenschaft dann zu der nüchternen Natur- und Weltkunde des Aristoteles. Nicht ohne schwere Kämpfe wird sie akzeptiert und der augustinischen Theologie angegliedert. Die natürliche Weltbetrachtung und die rein geistige Anschauung der

Offenbarung will man vereinigen. Aber wie die Welt der Kirche gegenüber ihre Selbständigkeit geltend machte, so auch das Welterkennen gegenüber der religiösen Erkenntnis. Die einheitliche Welt und die einheitliche Weltanschauung bricht in den beiden letzten Jahrhunderten unter der Führung gewaltiger Geister wie Duns Scotus und Wilhelm Ockam auseinander. Die Natur mit ihren Gesetzen tritt als ein anderes entgegen dem freien Geist. Auch dies war ein Fortschritt, der beiden Faktoren gerecht wurde. Jetzt erst war eine wissenschaftliche Betrachtung der Naturentwicklung und eine wirkliche Erkenntnis des Wesens des Geistes möglich.

In Luther hat eine gewisse Weltanschauung ihre Vollendung erreicht. Das Recht des Natürlichen im Menschen und in der menschlichen Gemeinschaft hat er erkannt und er hat damit der Wissenschaft und der Politik neue Bahnen eröffnet. Aber nicht minder hat er mit gewaltiger Macht die Eigenart und Freiheit des geistigen Lebens herausgestellt. Die äußere Abhängigkeit der Natur vom Geist, der Welt von der Kirche hat er zerbrochen, aber er hat dafür das geistige Leben in seiner Konzentration und in seiner inneren Triebkraft verstanden wie keiner vor ihm, und er hat in seinem großen wahrhaftigen Leben und Denken diesen Zusammenhang seinem Volk persönlich vorgelebt in der schlichten Tatkraft, die in einem mächtigen persönlichen Leben wurzelte.

An die Weltanschauung Luthers hat sich auch die philosophische Entwicklung der Folgezeit angeschlossen, die in Kant ihren Höhepunkt erreichte. Die natürliche Entwicklung und der geistige Fortschritt, jene zur Gesetzmäßigkeit, dieser zur persönlichen Freiheit — sie bilden hinfort die Themata für das Denken der Wissenschaft und für die Arbeit der Kultur.

Und mit diesen Anschauungen verknüpft sich die Wirklichkeit des Lebens. Wir leben in dem gesetzmäßigen großen Zusammenhang der Natur und wir wissen uns als freie Geister und wir setzen alle Kraft daran, uns als solche herauszuarbeiten und alle Kräfte der Natur dem geistigen Zusammenhang und Fortschritt dienstbar zu machen. Aber wenn wir dies können und wollen, so wissen wir auch, daß keine Macht der Geschichte zu dieser Seelenstellung so viel beigetragen hat wie die Kirche. Und mehr als dies, wir wissen, daß diese Seelenstellung erworben und behauptet werden kann nur vermöge der Kräfte und der Anregungen der christlichen Religion. Denn in der christlichen Religion allein eröffnet sich der Menschheit eine Stätte, wo immer wieder das persönliche Leben sich selbst finden lernt, wo in der Gemeinschaft des lebendigen Gottes der Mensch die Macht des Geistes und die Seligkeit seiner Ziele und seiner Betätigung unmittelbar zu kosten bekommt.

Das gilt auch heute von uns. Der einseitigen Herrschaft des Entwicklungsgedankens, der Verherrlichung des rein natürlichen Fortschrittes können wir nur Herr werden, wenn wir die Macht eines neuen Lebens in der Christenheit selbst schmecken. Nicht die Philosophie und nicht die Kultur wird die Kraft des Materialismus überwinden, sondern nur der Geist des Christentums. Das kann nicht kräftig genug betont werden, stehen doch die Freiheit unseres geistigen Lebens, die wirkliche Kultur und ihr Fortschritt selbst hier auf dem Spiel. Gegen die Zügellosigkeit der Genußsucht, gegen den brutalen Utilitarismus in der Betrachtung des Staates, gegen die Frivolität in der Beurteilung unserer Geschichte, gegen die Sattheit der Reichen und gegen den Ingrimm der Armen hilft keine „Entwicklungstheorie" — denn was anderes sagt sie, als daß es so ist und daher „Fortschritt" bedeutet? — Helfen kann nur die Verinnerlichung des Lebens, das Persönlichkeitsideal, die Beugung unter den Willen Gottes und das Bewußtsein, diesem Willen zu dienen. Hier sind die Motive gegeben, die den Menschen einfach und lauter, hochstrebend und doch demütig, selbstbewußt und doch geduldig machen können.

Aber freilich, nichts wäre so verkehrt, als dies in dem Sinn zu deuten, als wäre die Kirche eben die Bundesgenossin der Mächtigen und Reichen und als hätte sie für die Armen nur den „Check auf den Himmel" übrig. Man kann sich das wieder an ganz konkreten Erscheinungen deutlich machen. Daß die soziale Lage der Arbeiter, wie sie sich im 19. Jahrhundert entwickelt hat, schwere Fragen in sich schließt, das hat zuerst die Kirche erkannt und energisch geltend gemacht, man denke nur an die gewaltige Wirksamkeit der inneren Mission und an die mancherlei christlich-sozialen Bewegungen oder an die Arbeiter-Enzyklika Leos XIII. Und nicht so hat sich die Kirche die Lösung gedacht, daß der Arbeitnehmer eben leiden müsse, sondern sie hat im Namen der Liebe, im Sinne der persönlichen Freiheit und Würde des Menschen die Besserung seiner Lage verlangt. Das heißt, sie hat im Sinn des wirklichen tiefsten Fortschrittes die Hand auf diese Probleme gelegt. Und was immer von der Gesetzgebung zur Besserung der Lage geschehen ist, das war „praktisches Christentum", wie Bismarck selbst gesagt hat. Und wenn für diese Dinge in unserem Volk ein lebhafterer Sinn und ein tatenfreudigerer Idealismus als früher heute zu spüren ist, so gebührt auch für diesen Fortschritt der Kirche ein Hauptverdienst.

Wir können nicht weiter darauf eingehen. Die Hauptsache dürfte klar sein. Wir rechnen mit geschichtlichen Tatsachen, wenn wir die Kirche als den Hort des geistigen Fortschrittes in der Menschheit bezeichnen.

Aber diesen Beobachtungen stehen andere gegenüber, sie scheinen auf einen entgegengesetzten Schluß hinzuweisen. Es ist nämlich unzweifelhaft, daß die Kirche dem fortschreitenden Menschengeist auch hemmend entgegentritt. Sie kann hiermit im Recht sein, indem sie den scheinbaren Fortschritt in seiner Nichtigkeit durchschaut. Was gibt sich nicht alles für „Fortschritt" im modernen Leben aus? Wie viel Eintagsfliegen und Augenblickserfolge werden bejubelt, wie viel groteske Paradoxien und wie viele klägliche Binsenwahrheiten werden als höchste Weisheit und als Fortschritt gepriesen! Fast jede Saison hat so ihren Fortschritt, und fast keine Borniertheit wird nicht von einigen Leuten als Fortschritt gekennzeichnet. Es ist dem gegenüber ein Glück, daß wir in unserem Volk eine kräftige geistige Gemeinschaft besitzen, die, bei dem ungeheuren Ernst ihrer Ziele und wegen des Reichtums ihrer geschichtlichen Erfahrung, sich gegen solche vorübergehende Einfälle kühl und skeptisch verhält. Eine solche Gemeinschaft dient natürlich dem wirklichen Vorwärtskommen mehr, als die Verehrer jedes Modepropheten oder die Kolporteure jedes „neuen" Einfalls. Auch der Hemmschuh ist ein Mittel des Fortschritts, wenn ohne ihn der Wagen in den ersten besten Abgrund hinabrollte und zerschellte.

Nun muß aber auch zugestanden werden, daß die Kirche sich gegen manchen wirklichen Fortschritt oft lange ablehnend und spröde verhält. Neue Formeln, die etwa die Religion oder die Art des geistigen Lebens schärfer beleuchten als bisher, werden mißtrauisch betrachtet, ignoriert oder gar verketzert. Ein gewisser Hang zum Altmodischen und Altväterischen haftet der Denk- und Redeweise der Kirche nicht selten an, und die Gefahr, daß grade dies für fromm gilt, ist unter Umständen nicht gering. Das gilt von allen christlichen Gemeinschaften.

Zunächst ist dieser Mangel offen anzuerkennen. Seine Gründe liegen ziemlich nah. Es ist einmal die stolze Geschichte, die sich an fast alle Formeln und Gedanken der Kirche knüpft. Man will die ehrwürdigen Fahnen nicht preisgeben, die so oft zum Sieg vorangetragen worden sind. Aber es ist noch ein anderes. Seit jener großen Spaltung in unserer Weltanschauung, die bis an den Anfang des 14. Jahrhunderts zurückreicht, ist die kirchliche und die weltliche Weltanschauung in einen Gegensatz zu einander getreten, der immer schärfer geworden ist. Man kann in der Unterscheidung eines natürlichen und geistigen Lebens mit der kirchlichen Weltanschauung im allgemeinen übereinstimmen und doch sich scharf wider sie wenden, indem man nur einen innerweltlichen Geist, nicht aber, wie die Kirche will, einen absoluten überweltlichen Geist anerkennt, oder indem man diesen zwar anerkennt, aber von seiner Offen-

barung nichts wahrnehmen zu können erklärt. Hier wurzelt der zweite große Gegensatz, dem die Kirche der Gegenwart gegenübersteht. Aber mit ihm ist ein wechselseitiges Mißtrauen gegeben zwischen der Kirche einerseits und der Wissenschaft andererseits, das den Mangel an Verständnis und die ablehnende Haltung hüben und drüben erklärt. Es wird immer unter diesen Umständen Kirchenmänner geben, die die Resultate der Wissenschaft bespötteln, ignorieren und mürrisch abweisen. Aber ebenso wenig freilich wird es an solchen fehlen, für die das ablehnende und höhnische Urteil über eine Sache oder einen Gedanken schon damit gegeben ist, daß diese kirchlichen Ursprungs sind. Allerdings eins lehrt uns die Geschichte: nicht an den Erfolgen oder Mißerfolgen einer Generation sind diese Fragen zu beurteilen, sondern an längeren Entwicklungsreihen. Und da setzt sich freilich jede wirkliche Erkenntnis durch, auch in der Kirche, und indem sie von dieser angenommen und in ihre Wahrheitserkenntnis eingegliedert wird, wird sie neubegründet und wird erst so zu einem kräftigen Faktor in dem Leben des ganzen Volkes.

Wir werden durch die letzte Betrachtung auf einen weiteren Punkt hingewiesen. Die Kirche hat, wie wir erklärt haben, eine große historische Kulturaufgabe mit ihren besonderen Mitteln zu lösen. Dies darf von ihr bezw. ihren Leitern nie vergessen werden. Und dieser Gesichtspunkt muß auch zur rechten Wertung und Beurteilung der Kirche von der Kultur und Bildung anerkannt werden. Es handelt sich dabei nicht um eine Parteinahme für diese oder die andere Gruppe des kirchlichen Lebens, sondern um eine ganz allgemeine Forderung der geschichtlichen Weltanschauung.

Diese Forderung faßt nun, genauer betrachtet, zweierlei in sich. Zunächst kann die Kirche nur dann in das geistige Leben eines Volkes eingreifen, wenn sie dies Leben kennt und wertet. Und sie wird die geschichtliche Bewegung nur dann mit ihrer Verkündigung erreichen und beeinflussen, wenn sie auf Grund der Erkenntnis der treibenden Mächte einer Zeit eine allen verständliche Sprache redet und die Anknüpfung an die Bedürfnisse der Zeit nicht außer Acht läßt. Wie wunderbar hat ein Mann wie Luther dies verstanden und wie ist grade dadurch sein Werk in die Seele des Volkes eingedrungen! Er war in seinen Tagen ein „moderner" Mensch. Dem gegenüber leiden wir nur zu oft durch eine gesuchte Altertümelei der kirchlichen Ausdrucksweise und durch ein träges Wiederholen altüberkommener Formeln und Gedankengänge. Man kann dem gegenüber gar nicht energisch genug betonen, einmal, daß die Sprache der Predigt und der religiösen Unterweisung modern oder gemein-

verständlich sein müsse, dann aber, daß immer wieder die Anknüpfungspunkte für die religiöse Mitteilung psychologisch an dem geistigen Bedarf der Menschen von heute bemessen sein wollen. Indem dies geschieht, werden ganz unwillkürlich die überkommenen Vorstellungen neu geordnet und gruppiert. Neue Akzente werden gesetzt, Reduktionen werden vorgenommen, aber es wird auch auseinandergefaltet, was früher in knappen Formeln bei einander lag. Verständnis und Liebe reichen sich dann die Hand zu einer Neugestaltung alter Wahrheit.

Das ist der eine Punkt: die Modernisierung der kirchlichen Lehre und Sprache. Man sage nicht: das ist etwas Unerhörtes, es ist nur der Weg der Geschichte, den auch die Kirche gehen muß, wenn sie Geschichte machen will. Und man sage nicht, das gehe die Laien nichts an, das sei eine interne Sache der Theologie. Der Wunsch und das Bedürfnis der Laien ist ein entscheidender Faktor in der Kirche; es kann anders in der Kirche nur werden, wenn sich die Laien wirklich um sie kümmern, wenn sie einen ernsten Willen auf das kirchliche Leben richten. Und grade daran fehlt es und nur zu sehr. Hier etwas Schwärmerei für irgend eine theologische Erscheinung, die man grade kennen lernt, dort etwas Kritik und „Entrüstung" Sachen gegenüber, die einem grade nicht zusagen — damit kommen wir nicht weiter. So lange unsere Laien nicht selbst kirchlich werden mit innerer Hingabe und mit der Bereitschaft, dies innerlich und äußerlich zu betätigen, so lange werden sie auf die Leitung der Kräfte der Kirche keinen Einfluß gewinnen.

Doch nun der andere Punkt. Die Kirche soll auf das geistige Leben einwirken, die Kirche lebt aber von der Offenbarung. In ihrer eigentümlichen Weise vermag sie nur dann einzuwirken, wenn sie es im Geist und in der Kraft der Offenbarung tut. Darin liegt aber, daß die Kirche ihre Vergangenheit mit der altüberlieferten Wahrheitserkenntnis nicht aufgeben kann. Wollte sie auf die Verkündigung der Autorität Gottes, der Gegenwart und der Kraft des Geistes Christi verzichten und statt dessen nur moderne „Gedanken über Gott und die Welt" vortragen, so würde sie sich selbst preisgeben. Damit würde sie eben das, was ihre Kraft ist, bei Seite tun und schließlich nichts mehr liefern als eine Doublette zu irgend einem System der Religionsphilosophie. Nicht um „Gedanken" und „Theorien" handelt es sich zuhöchst im kirchlichen Leben, sondern um Realitäten und wirksame geistige Mächte, um den lebendigen Gott und seine Wirkungen auf die Seele. Hier liegt die innere Schranke vor, die allen Modernisierungsversuchen gezogen ist. Will man die besonderen geschichtlichen Wirkungen der Kirche, so kann man ihr ihre

Kräfte nicht nehmen. Man kann nicht den Baum von seiner Wurzel abtrennen und doch die alten Früchte wieder von ihm pflücken wollen. Das ist eine innere Unmöglichkeit, über die keine Dialektik hinwegzuhelfen vermag. Grade die politischen und sozialen Interessen, die man an die Kirche knüpft, fordern, daß man diesen konservativen Zug im kirchlichen Leben respektiert.

Damit ist die Frage, von der wir ausgingen, beantwortet. Wir haben gesehen, daß die Kirche dem geschichtlichen Fortschritt dient und wir haben erkannt, wie das geschehen kann und soll, und wie nicht. Daß auch in unseren Tagen der Kirche wieder gewaltige geschichtliche Aufgaben an der geistigen Entwicklung unseres Volkes, sowohl der Gebildeten als der breiten Masse, gestellt sind, wissen wir alle. Möchte die Arbeit der Theologie und der Kirche unsrer Tage mit dazu beitragen, daß alle Segensmächte der Offenbarung in unserem Volk wieder wirksam werden! Die Geschichte hat unser Volk auf die höchste Höhe gestellt. Nur wenn hohe Stimmung und hoher Mut uns durchdringt, nur wenn die innere geistige Entfaltung der äußeren Macht entspricht, werden wir jene Höhe einhalten können. Ohne den Geist geht es trotz aller äußeren Entwicklung mit ihrer Technik und ihren Erfolgen wieder hinab zur Tiefe; ohne persönliches Leben wird aller Fortschritt zum Rückschritt. In dieser Lage braucht unser Volk die Religion. Sie hat ihm so oft seinen tiefsten Bedarf erschlossen und gestillt. Das wollen wir auch für das 20. Jahrhundert erstreben. Daß wir die Macht des ewigen Geistes erfahren, daß wir dadurch innerlich, geistig und frei werden und daß wir dies in der freien Herrschaft über die Natur bewähren — das ist der Fortschritt, den wir suchen. Dieser Fortschritt liegt auf der Bahn der Religion und der Kirche.

Das moderne Drama.

Von

Konrad Falke.

So haben wir denn den Tag erlebt, an dem sich mitten in das Champagnerarien-Gebrüll und Dirnengelächter unserer modernen Literatur mit vernichtender Ruhe der steinerne Gast gestellt hat. Er war schon hundert Jahre tot, aber er wurde mit Geisteskraft lebendig; er hat viele Reden anhören müssen, aber das wird auch fürderhin sein Zürnen nicht besänftigen. Der Tag war der 9. Mai 1905, der steinerne Gast Friedrich Schiller.

Als man 1859 den hundertjährigen Geburtstag Schillers feierte, da stand der Dichter des „Tell" mit seinem „Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern" jedem Deutschen als der ideale Träger des nationalen Gedankens vor der Seele. Heute, bei der Säkularfeier seines Todes, nachdem dieses reiche Leben gleichsam zu einem ersten Male sein Schattenbild in die Zukunft geworfen hat, schließen wir uns wieder zusammen. Ganz anders freilich als vor fünfzig Jahren! Was damals in der Glut allgemeiner Sehnsucht als Idealbild über den Geistern schwebte, das einige Deutsche Reich, das ist heute machtvolle Wirklichkeit geworden. Und dennoch haben wir uns aufs neue um den großen Mann geschart, und abermals waren es Stimmen der Zukunft, die dem Chorus entstiegen: „Du hast uns einig gemacht — mach uns nun auch wieder stark und frei!"

Diese Feier, die noch überall nachklingt, muß für uns zu einem Gericht, zu einem Selbstgericht werden. Wir können nicht huldigend vor einen der erhabensten Geister treten, ohne unsere eigene Kultur, und wäre es auch nur für eben den Moment, an seinem Maßstabe zu messen. So zwingt uns die bloße Tatsache dieses Jubiläums zur — Abrechnung.

I.

Die literarische Bewegung, in deren Bann wir heute noch stehen, setzte in den achtziger Jahren ein. „Natur!" lautete das Feldgeschrei des jungen Geschlechts, das wieder einmal zu den Quellen niedersteigen wollte, wo nach seiner Meinung die Wahrheit aus erster Hand floß. Ein neuer Sturm und Drang hatte die Geister ergriffen, und nur zu gern verglichen sich die Modernen mit jenen feurigen Jünglingen, die vor mehr als hundert Jahren eine ähnliche Strömung einleiteten und aus deren Schar dann unsere Klassiker aufstanden.

Aber nicht nur, daß die modernen Klassiker etwas lange auf sich warten lassen, auch die Genesis der beiden Strömungen ist einander diametral entgegengesetzt. Eine auf diesen Kardinalpunkt gerichtete Untersuchung wird am besten zu gründlicher Einsicht in das Wesen des modernen Gedankens, des modernen Stils verhelfen.

Wenn die Modernen wie die Stürmer und Dränger nach Natur riefen, so war doch die „Natur" der einen grundverschieden von der „Natur" der andern. Der Kampf der Stürmer entsprang aus dem elementaren Bedürfnis nach Freiheit, nach Spielraum für die eigene Überfülle an Kraft und Persönlichkeitsgehalt: das Herz floß ihnen über. Die Modernen dagegen suchten Freiheit und Raum, um sich im Kampfe Kraft und Persönlichkeitsgehalt erst zu erringen: ihr Verstand war hungrig. Die Stürmer und Dränger empörten sich gegen die durch die mathematischen Wissenschaften herbeigeführte fade Aufklärung — die Modernen begannen im Gegenteil gerade mit ihren Waffen zu arbeiten, suchten ihre Motive auf dem Wege der Erkenntnis in der Außenwelt und verrieten sich dadurch an die Unfreiheit, der alle Erscheinung unbarmherzig unterworfen ist! Die Stürmer hatten (man denke nur an Goethes „Götz") frisch in die Geschichte gegriffen, um das ihrem unbefriedigten Tatendrang wenigstens poetisch genügende Milieu zu finden. Jetzt wagten die Modernen nicht mehr, Bilder der Phantasie in die durch die Sinne gegebenen Elemente hineinzutragen, um daraus das Kunstwerk zu bauen, sondern man hielt sich ängstlich an das Tatsächliche, Gegenwärtige. Wie die moderne Wissenschaft begann auch die moderne Kunst induktiv, d. h. von außen nach innen zu arbeiten: Objekt hieß der Götze, vor dem der Dichter auf dem Bauch lag, wie der Hund vor seinem Meister...

Das ist die Basis, auf der das moderne Drama erwuchs. Nach der naturalistischen Auffassung, derzufolge die Kunst die Wirklichkeit, das Leben widerzuspiegeln hat, muß das Drama ein möglichst naturgetreuer Ausschnitt aus dem Leben sein. Aber darf ein selbst photographisch genauer Lebensausschnitt, für sich allein genommen, in einem höheren Sinne überhaupt noch naturgetreu genannt werden? Mir scheint, schon dadurch, daß wir einen solchen Ausschnitt machen, verstoßen wir gegen die Natur, die keine solchen Ausschnitte kennt. Ist denn eine Gruppe von vier Bäumen, die ich aus dem Wald aushebe, noch der Wald? Oder habe ich, wenn ich aus einer Karte Deutschlands vom Maßstab 1:10 000 ein 25 cm^2 großes Viereck ausschneide, in diesem Viereck noch das Deutsche Reich? Ebensowenig habe ich in einem „Stück Leben" das wirkliche Leben!

Der Dramatiker muß vielmehr, um ein wirkliches Abbild der Natur zu geben, das Naturganze auf einen verkleinerten Maßstab reduzieren und uns das Leben in einem typischen Vorfall nicht extensiv, sondern intensiv, nach den in ihm wirksamen Kräften, vorführen. Das Herausarbeiten eines solchen typischen Vorfalls verlangt aber Konzentration des Stoffes, und diese ist wiederum

nur durch Abstraktion von allem Nebensächlichen zu erreichen. Hierbei fällt schwer ins Gewicht, daß die Sucht, in der Kunst das Objekt genau so darzustellen, wie der Gelehrte es beobachtet, den allem künstlerischen Schaffen zu Grunde liegenden seelischen Vorgang aufs gründlichste verwirrt hat. Phantasieren, Dichten ist ein Erinnern und insofern immer auf die durch die sinnliche Erfahrung herbeigeschafften Elemente angewiesen. Aber der menschliche Geist funktioniert nicht wie eine Registriermaschine, im Gegenteil, er bewahrt nur die wichtigsten Eindrücke. Wenn wir ein Erlebnis erzählen, so schalten wir unwillkürlich alles Unwesentliche aus, d. h. wir schmelzen aus den nebensächlichen Erkenntniselementen das reine Gold des Gefühlsgehaltes. Diese Abstraktion, die wir täglich und stündlich unwillkürlich ausführen, wird in der Kunst bewußt angewendet und heißt dann Idealisieren. Nirgends ist sie nötiger, als im Drama, wo uns nicht Zustände, sondern Handlungen interessieren.

So war es wenigstens bis zu der Zeit, da der Naturalismus kam und stracks wider die Natur sündigte. Er hat die aus psychologischen Gründen sich von selbst ergebende Abstraktion mißachtet und ihr die Absicht, die wissenschaftliche Methode, entgegengesetzt, die gerade dort ins Detail geht, wo der naive Mensch es *übergeht*. Nun aber sollte auf der Bühne, wo wir allen Vorgängen folgen zu müssen glauben, Nebensächliches nicht erst in das Bild hineingetragen, sondern ihm vielmehr ängstlich ferngehalten werden. Wie verfehlt das naturalistische Prinzip des Details ist, zeigt schon eine gelegentliche Unart der Schauspieler, z. B. wenn ein gerade unbeschäftigter Akteur während des Gesprächs der andern im Hintergrund seine Possen treibt (etwa Fliegen fängt wie Peter in „Romeo und Julie"). Solches empfinden wir sogleich als eine höchst unangenehme Dezentralisierung unseres Interesses, und wenn wir uns im Leben ihrer durch die Abstraktion erwehren, so sollte gerade die Kunst uns dieser Mühe überheben.

Die im Obigen kurz angedeuteten drei Hauptforderungen der dramatischen Kunst, *Reduktion*, *Konzentration* und *Abstraktion*, wurzeln in der menschlichen Natur. Kant hat schon dargetan, daß unserm endlichen Wesen in der Welt der Erkenntnis gewisse Ideen entsprechen, die keinen realen („konstitutiven"), sondern lediglich einen regulativen Wert haben. Sie runden unser Weltbild, das ohne sie ins Unendliche zerfließen würde, wohltätig ab: nicht nur was das Erkennen, sondern auch was das Fühlen anbetrifft. Der Dramatiker aber mit seiner kleineren Welt hat noch mehr abzurunden, scharfe Gegensätze herauszuarbeiten, große ethische Gesetze aufzuzeigen, soll sein Werk die Quintessenz des Weltgeschehens darstellen, soll das Schicksalsgefühl uns daraus anwehen. *Entfernen* wir (wie der Naturalismus es tat) aus der Kunst diese Ideen, diese subjektiven Zutaten, so ist das Resultat bald einmal ärgerliche Unbefriedigtheit, Unbehagen und Verdruß.

Soviel über die Form des Naturalismus. Der Inhalt, der dieser Form entspricht, mußte ein detaillierter sein, und da nur die Nähe das Einzelne er-

kennen läßt, war er bald vorzugsweise modern. Hier kam den formalen Prinzipien inhaltlich der Zug einer nüchternen, sich aufs Tatsächliche beschränkenden Zeit entgegen. Jedes deskriptive Moment ist aber epischer Natur und wirkt auf die Spannung, den Nerv des Dramas, wie ein zersetzendes Gift. Und der Mensch, der moderne Mensch, den man als Inhalt in das formell neugeschaffene Drama einführte, was taugte der als dramatische Figur?

Der soziale Zug der Neuzeit hat die Gesellschaft zu einem System von wechselseitiger Bedingtheit gemacht. Wie im modernen Krieg nicht mehr die Tapferkeit des Einzelnen, sondern die mathematisch genaue Kräfteberechnung des Feldherrn zum Siege führt, so im modernen Frieden. Nichts wird durch spontane Willensentfaltung, alles nur durch die feine, weitverzweigte Wirksamkeit geistiger Hebel erreicht, und daraufhin ist auch unsere ganze Erziehung zugeschnitten. Sie drängt im Individuum alle elementaren Ausbrüche, weil nutzlos, zurück, und schließlich ist, was den modernen Menschen interessant macht, nicht, was er tut, sondern was er leidet. Darum mußte sich die Darstellung seiner Lebensverhältnisse im Drama bald einmal zu einer Beleuchtung seiner Seelenzustände spezialisieren. Aber keineswegs durch Beschreibung in Worten: der moderne Mensch hat sich nicht nur des Handelns begeben, er spricht auch nicht mehr. Die wahren Regungen der modernen Psyche wollen erraten sein, und da das doch immer nur an sinnlichen Zeichen, an Symbolen geschehen kann, so kamen der Symbolismus, das Milieu, die Stimmungskunst auf. Die Handlung hat nicht mehr Selbstwert, sondern nur noch den Wert eines Anlasses, der psychische Vorgänge auslöst. Sie liegt meist schon im Vergangenen, und der vorgeführte Moment ist nicht von ihrer eigenen Gegenwartswucht, sondern bloß von der Kraft ihrer Konsequenzen gesättigt. Wir sehen weniger ein tatsächliches Werden, als die seelische Entfaltung eines bereits Gewordenen: es ist die analytische Technik des Dramas, wie sie sich folgerichtig entwickeln mußte in einer Zeit, die in erster Linie nach der wissenschaftlichen Erklärbarkeit der Dinge fragt.

Diese Verinnerlichung schlug, so vorteilhaft sie für den Roman sein mochte, dem Drama zum Nachteil aus. Es ist eine Wahrheit, die sich durch die Meisterwerke der gesamten dramatischen Literatur erhärten läßt, daß der dramatische Konflikt kein Erkenntnis-, sondern ein Willenskonflikt ist. | Im Drama haben wir das Spiegelbild des Lebens, das Prinzip des Lebens aber ist der Kampf, und der Kampf erfordert Kraft, soll er zum Siege führen. Und wie der Kampf selbst für den Kräftigen eine Lust ist, so ist nun auch der Anblick eines von kraftvollen Streitern geführten Kampfes eine Lust. In der Erhöhung unseres eigenen Kraftgefühls durch sympathetisches Miterleben und in seiner gleichzeitigen Unterdrückung, da wir ja nur Zuschauer und nicht Handelnde sind — darin liegt das Geheimnis der spezifisch dramatischen Wirkung, der „Spannung"! / Mag da, was wir schauen, inhaltlich noch so furchtbar sein, die Verve, mit der es geschieht,

erweckt auch in uns eine freudige Energie. Freilich ist durchaus nötig, daß das Wollen sich vor unseren Augen kraftvoll in Tat umsetze oder mindestens nach dieser Umsetzung hinstrebe. Aber gerade moderne Menschen und Lebensverhältnisse, in denen Wille und physische Kraft nur noch nebenaus durch Sports gezüchtet werden, ohne mehr ein integrierender Bestandteil der Kultur zu sein, sind wenig geeignet dazu. Unser Wille hat sich, wo er überhaupt noch vorhanden, längst in jene Hartnäckigkeit verwandelt, die mit rein geistigen Mitteln jahrelang arbeitet und sich schon deshalb der dramatischen Konzentration entzieht.

Da das Bedürfnis, die Welt im dramatischen Spiegelbilde noch einmal nachzuschaffen, eine gesteigerte Kultur, eine Periode der Verfeinerung voraussetzt, so bestand noch immer zwischen dem Menschenmaterial, das den Dramatiker umgab, und demjenigen, das er brauchte, ein Widerspruch. Alle großen Dichter haben ihn so gelöst, daß sie von dem Rechte des Poeten, sich selber eine Welt zu schaffen, Gebrauch machten und sich ihre Helden aus jenen Zeiten herholten, wo das Elementare im Menschen vorherrschte oder doch noch die Kultur unmittelbar durchdrang. Es ist daher kein Zufall, wenn seit Äschylos die Dramatiker gerade in ihren erhabensten Werken in die Vergangenheit zurückgriffen. Wer repräsentiert heute, nach zweieinhalb Jahrtausenden, die größere Lebensfülle: der unzeitgemäße und außerzeitliche Sophokles, oder der damals hochmoderne Aristophanes, dessen unzählige Anspielungen auf Zeitverhältnisse sich nur noch dem erstklassigen Kenner des Altertums enthüllen? Vergangenheitsstoffe haben überdies den großen formellen Vorteil, daß sie schon durch die zeitliche Distanz alles undramatische Detail verloren haben und sich meist von selbst in jener Prägnanz darbieten, die der Dramatiker braucht.

Zum Schluß dieses Abschnittes noch eine Bemerkung über das Theatralische. Das Drama führt uns als einzige poetische Gattung ein Abbild des Lebens sinnenfällig vor Augen, treibt die Illusion am weitesten. An der Steigerung unseres Lebensgefühls, worin wir die dramatische Wirkung erblickt haben, ist nun schon der rein sinnliche Eindruck, den wir vom Bühnenbild empfangen, mitbeteiligt. Wie alles Lebende der Sonne bedarf, so ist es nicht gleichgültig, ob auf uns drei Stunden lang das trübe Dämmer einer Kellerwohnung oder das Halblicht eines Boudoirs einwirkt, oder ob uns die energischen Farben eines lichtgesättigten Gemäldes entgegenstrahlen. Das erklärt auch die instinktive Vorliebe eines Shakespeare, eines Schiller für das Mittelalter und vor allem für die italienische Renaissance, in der das Leben nach einer langen, organischen Entwicklung wie ein Feuerwerk aufsprühte und schon in seiner Außenseite einen festlichen Charakter zeigte, der uns erhebt.

Dieser sinnlichen Energie des Bildes, das unser leibliches Auge wahrnimmt, geht parallel die Wirkung des Wortbildes auf unser inneres Auge, auf die rekonstruierende Phantasie. Wo einem leidenschaftlichen Gefühl das poetische Gleichnis entspringt, das nach den entsprechenden Gefühlssym-

bolen greift, da befreit sich in diesem Gleichnis auch des miterlebenden Zuschauers Gefühl und erfreut sich an der Klarheit und Frische des Gedankens. Nicht zufällig haben Shakespeare und Schiller so viele ihrer Dramen immer wieder in romanischem Milieu spielen lassen: im Munde des Romanen hört sich das poetische Gleichnis am natürlichsten an.

In diesem Zusammenhang muß noch der Bedeutung des Verses Erwähnung getan werden. Der Vers mit seinem einfacheren Rhythmus, als er der Prosa eigen ist, gibt dem sprachlichen Ausdruck eine Bestimmtheit, die sich, wenn ihn ein Meister handhabt, immer auch auf den Inhalt überträgt. Dadurch erhält das auf der Bühne gesprochene Wort jenes Gewicht und jene Durchschlagskraft, die nun einmal zur dramatischen Wirkung erforderlich sind.

Doch ich will diese Erwägungen, die die Physiologie des Dramas angehen, abbrechen. Der Leser wird schon hinreichend bemerkt haben, wo ich hinauswill, um sich mit mir zu sagen, daß man dieses Kapitel bisher viel zu sehr vernachlässigt hat. Die modernen Dichter, die sich auf die technische Vollendung des kleinsten Versleins so unendlich viel zu Gute tun, scheinen ja überhaupt ihren Stolz dreinzusetzen, fürs Theater so untheatralisch wie möglich zu schreiben.

II.

Was den modernen Dramatikern durchweg fehlt, ist die große Empörung. Der Mann, der das Wort sprach „Nimmer geboren zu sein ist weitaus das beste!" grollte innerlich mit dem Schicksal. Wie Shakespeares Tragödien aus Shakespeares Leben erwachsen sind, hat uns Georg Brandes in seiner meisterhaften Biographie nachfühlen lassen. Und was ist denn bei Schiller der dramatische Nerv, wenn nicht das immer wiederkehrende revolutionäre Motiv der Freiheit? Diese wahren Dramatiker stellten alle Helden auf die Bühne, die nicht nur in Verhältnissen und in Stimmungen leben, sondern die etwas aus tiefster Seele wollen.

Eine Ausnahme, die die Regel bestätigt, macht unter den Modernen Ibsen, dessen Schwerpunkt im Ethischen liegt. Suchte Hebbel im historischen Drama ein metaphysisches Problem zu lösen, so setzt er sich im modernen Drama mit gesellschaftlichen Problemen auseinander. Die Stücke, die Ibsen zur Berühmtheit verhalfen, „Nora", „Gespenster" und der „Volksfeind", sind dramatisierte Antworten im Kampfe mit der Gesellschaft. Ein Moralist steht vor uns, freilich ein Moralist von so hervorragender dramatischer Begabung, daß sein Katheder notwendig die Bühne werden mußte. Begonnen hat Ibsen als reiner Dichter, wie denn Szenen aus der „Nordischen Heerfahrt" und die „Kronprätendenten" aufs deutlichste die Löwentatze zeigen. Aber schon in den gewaltigen „Kronprätendenten" klingt im Jarn Skule das Leitmotiv an, das fortan die herrschende Melodie in der großen Symphonie Ibsenscher Dramen sein wird. Der Jarl ist der Mensch, der sich nirgends daheim fühlt, auch in seinem Innern nicht, der den Glauben an sich selbst verloren hat:

sein Wille ist gebrochen. Was aber den Ibsenschen Helden den Willen bricht, ist der aus einer vorwiegend wissenschaftlichen Kultur herausgeborene, mit unserer Generation großgewachsene Wahn, daß der Wille unfrei sei. Daraus erklärt sich auch jene über den meisten Ibsenschen Dramen lastende Schwüle, die oft so drückend wird, daß wir den Gestalten ein Schwert in die Hand geben möchten. Ach, sie möchten sich selbst gern eins in die Hand geben, und dieses Schwert, das zum kräftigen Drein- und Durchhauen taugt (das Ziel ihrer Sehnsucht!) heißt „Persönlichkeit". Mit dieser angestrebten Persönlichkeit will nichts anderes zur Herrschaft gelangen, als die durch eine bloß wissenschaftliche Weltauslegung so sehr zurückgedrängte Gefühls- und Willensseite des Menschen! Wir erleben hier die innere Selbstaufhebung eines Kunstprinzipes, das im tiefsten Grunde das Persönliche negiert und mechanischen Gesetzen unterordnen will: Ibsens Gestalten empören sich gegen die Weltanschauung ihres Urhebers. Noch zu allerletzt klagt ja der Bildhauer Rubek, daß die Idealstatue seiner Jugend durch Porträts, aus denen Tierfratzen blicken (Die Gesellschaftsdramen!), in den Hintergrund gedrängt worden sei. Niemand, der „Wenn wir Toten erwachen" wirklich versteht, wird diese Beichte des greisen Dichters ohne Bewegung lesen können. Es fehlte ihm eben doch jene Kraft des ganz großen Menschen, der sich um das ihn umtanzende Gesindel — um die Tierfratzen — einen Teufel schert. Er hat den Kampf des modernen Menschen ehrlich gekämpft, aber er hat ihn nicht durch gekämpft, er blieb nicht Sieger. Hierin liegt seine zeitliche Begrenztheit.

Ibsen leitet die Moderne ein und ist zugleich ihr Gipfel. Als dann das große Geschrei anhub, kamen die kleinen Dichter, die sich vor Konsequenzen scheuten, z. B. Sudermann, dessen Stücke mutatis mutandis zu jeder Zeit passiert sein könnten und die ihre Erfolge neben der Tendenz nur ihren theatralischen Vorzügen verdanken. Ein wirklich moderner Dramatiker dagegen ist Maeterlinck, der sich nach mannigfachen symbolistischen Versuchen in seinem wirkungsvollsten Stück bezeichnend genug wieder der alten Technik nähert. „Monna Vanna" liefert den tröstlichen und doch wenig erfreulichen Beweis, daß der Dichter nicht nur mit den Daten der Geschichte, sondern ebensosehr mit dem jeweiligen Zeitcharakter umspringen darf. Denn wenn sich auch der Geist der Renaissance hie und da fühlbar macht, vom Blut jener gewaltigen Epoche fließt in diesen Gestalten (Guido ausgenommen) kaum ein Tröpfchen. Ist Prinzivalli ein ganz unmöglicher Condottiere, so ist Monna Vanna erst recht ein unmögliches Renaissanceweib. Um ihre ungeheuerliche Tat verstehen zu können, müßte ich miterleben, was sie dazu treibt, müßte ich die große Hungersnot in Pisa selbst sehen. Wie, wenn Monna Vanna, die Gattin des Kommandanten, einen Gang durch die von Prinzivallis Bedingung alarmierte Stadt machte und ihr dabei verzweifelnde Mütter ihre verschmachteten Kinder entgegenhielten und sie anflehten, sich als eine für unzählige andere zu opfern? Nur durch diese Szene, die gewiß von der über-

wältigendsten Wirkung wäre, nur wenn wir mit Zeuge sind, wie die Mutterliebe über die Gattenliebe, ein Affekt über den andern den Sieg davonträgt, könnten wir zur Not begreiflich finden, was sonst jedem gesunden Empfinden unbegreiflich bleiben muß. Statt dessen kommt Monna Vanna einfach herein und sagt: „Ich gehe!“ Warum? „Weil man in Pisa Hungers stirbt!“ Davon sieht man aber nichts, gar nichts — höchstens sieht man ein paar wohlgenährte Statisten. Ein Publikum, das diesen Mangel an seelischer Motivierung nicht bis zum Protest lebhaft empfindet, denkt, meine ich, von der Ehe sehr wenig hoch. Das aber ist ein typisches Zeichen der Zeit, der ethischen Resignation unserer Zeit!

„Trop de perversité règne au siècle où nous sommes!“ läßt Moliere seinen Misanthrope sagen. Man möchte glauben, er hätte unter uns gelebt, und es bleibt verdächtig, ob er nicht doch im Geiste ein Dramenkleeblatt wie „Salome“, „Elektra“ und „Erdgeist“ vorausgesehen. Wildes „Salome“ ist freilich das Werk eines Dichters, der zudem den sichern Takt besaß, seine Dekadence in ein ihr historisch entsprechendes Milieu zu übertragen. Daß weit mehr lüsterne Sinnlichkeit als elementare Leidenschaft diesem Einakter Leben verleihen, daß dieses Drama eigentlich nur ein Stimmungsbild ist, wird seiner „Modernität“ zu gute gehalten werden müssen... Ganz anders darf, ja, soll man über Hofmannsthals „Elektra“ urteilen, zumal sie der Autor „nach Sophokles“ gearbeitet haben will. In der Elektra des Sophokles sehen wir ein Weib, das sein ganzes Leben von dem einen Gedanken an Vergeltung hat durchdringen lassen. Diese Leidenschaft macht groß, weil sie in der sittlichen Überzeugung wurzelt, daß ein ungeheures Verbrechen nicht ungesühnt bleiben kann. Die unglückliche Königstochter wächst sich zu einer furchtbaren Rachegöttin aus, aber es sprechen doch immer die Götter aus ihr. So ist des Sophokles Elektra eine verwundete Löwin — des Herrn von Hofmannsthal Elektra dagegen ist, mit Verlaub zu sagen, nichts weiter als eine verreckende Katze! Da wird alles ins Egoistisch-Schmutzige herabgezogen, denn was der Sinnlichkeit allein Unschuld und ästhetische Schönheit gibt, die Kraft, fehlt dieser Elektra. Das Feuer der Rache hat sie nicht gestählt und erhoben, es hat sie verzehrt, ja, all ihre Instinkte bis zur Perversität verwirrt. Was helfen aber die wundervollsten Verse, was alle durchdringende Kraft der Phantasie, wenn aus schönen Einzelheiten sich ein häßliches Ganze zusammensetzt? Jeder mannhafte Charakter muß sich empören, wenn er sieht, wie ein Mensch durch Übernahme einer göttlichen Mission (hier die Rache) nicht nur am Leib, sondern auch an der Seele zu Grunde geht. Und dann: glaubt man, daß diese Elektra, für welche die dem Weibe gezogenen Grenzen nicht mehr existieren, die unter das Tier gesunken ist, erst noch die Ankunft des Bruders abgewartet und nicht schon längst selber ihr Opfer zerfleischt hätte? Der moderne Dichter hat den Bogen überspannt, er bricht in der psychologischen Prüfung, wir stehen vor einem Widerspruch in sich selbst. Aber es liegt wohl auf der Hand, daß Hofmanns-

thal dieſen antiken Stoff nur deshalb bearbeitete, um allerlei Walpurgisnachttriebe zum Wort kommen zu laſſen. Das iſt ein Sakrileg, nicht etwa weil er ſich an Sophokles vergriffen hat (denn an Sophokles kann man ſich nicht vergreifen), ſondern weil es ein Verbrechen iſt, einem geſunden Körper die Peſt einzuimpfen. Daß gar ein ſolches Stück beim Publikum ſein Glück machen konnte, daß eine Stadt wie Berlin, in der die Koryphäen der Altertumswiſſenſchaft lehren, in ihren literariſch gebildeten Kreiſen keinen beſſern Begriff von der Antike lebendig erhält, das iſt unerhört. Ich pfeife auf alle Philologie, wenn ſie nicht imſtande iſt, die Vergangenheit in unſerm Bewußtſein ins richtige Licht zu ſtellen.

Weniger ſchwer zu nehmen, wiewohl eben ſo bezeichnend für unſere Verhältniſſe, iſt Wedekinds „Erdgeiſt“. Den Erdgeiſt ſieht Wedekind im Weibe, dem ein Mann nach dem andern zum Opfer fällt. Aber dieſem Weib eignet weder eine dämoniſche ſinnliche Kraft, noch eine geiſtige Übermacht. Sie hat nichts als den zwar raffinierten, aber doch auch wieder höchſt primitiven Reiz einer graziöſen Dirne. Das Pierrotkoſtüm, in dem ſie ſich uns gleich zu Anfang vorſtellt, iſt ſymboliſch für das ganze Stück, das ſich immer mehr als auf den Narrenton geſtimmt erweiſt. Seht, ſcheint Wedekind in mephiſtopheliſcher Laune ſagen zu wollen, das Leben iſt nichts als eine einzige, große Lumperei! Dieſer einſeitige Vorwurf kann aber nur auf den Dichter ſelbſt zurückſchnellen. Oder ſteht neben dem Gemeinſten nicht auch das Höchſte, neben Mephiſtopheles nicht Fauſt? Die Ironie, mit der das Stück durchtränkt iſt, erfüllt ſich zuletzt an ihm ſelbſt, wenn wir durch das Wort „Erdgeiſt“ an das erinnert werden, was Goethe darunter verſtand. Und da zieht man denn vor dem Werk des genialen Frank Wedekind in aller Form den Hut ab — weniger aus Bewunderung, als aus der Empfindung heraus, daß man am Grabe aller und jeder großen Auffaſſung der Dinge ſteht!

Neben ſolchen „ſpezifiſch modernen“ Stücken gibt es noch andere, die weniger modern, aber dafür um ſo aktueller ſind, z. B. Hartlebens „Roſenmontag“. Wen die dargeſtellten Verhältniſſe nicht intereſſieren, den dürfte überhaupt ſehr wenig an dieſer „Offizierstragödie“ intereſſieren, vieles dagegen langweilen und manches anekeln. Leutnant Rudorff hat Gelegenheit, mit ſeiner wiedergefundenen Geliebten zu entfliehen, ein Freund ſtößt ihn ſogar darauf: er bleibt. Nun denn aber vor die Piſtole mit den Schuften, die ihn hintergangen! Nein, Rudorff, dieſer Simpel, zieht es vor, mit ſeiner Traute aus der Welt zu gehen. Hat ein Menſch, der dem Leben ſo wenig gewachſen iſt, Anrecht auf unſere Sympathie? — Da iſt Franz Adam Beyerlein ein kraftvollerer Dichter und ſein „Zapfenſtreich“ ein erfreulicheres Stück. Es mag als poetiſche Schöpfung nicht allzu hoch ſtehen, aber es hat doch ein ethiſches Rückgrat und weiſt eine ganz unzeitgemäß gute dramatiſche Technik auf. Zum Schluß geht leider die bis dahin trefflich geführte Sache in einem böſen und nicht einmal recht verſtändlichen Theatereffekt unter. — Aber was

beklage ich mich, uns ist ja Heil widerfahren! Herr Professor Niemeyer und sein Lieblingsschüler Kurt haben im „Traumulus“ von Holz und Jerschke die Bühne betreten, um der Welt zu zeigen, daß es noch Idealisten gibt. Es ist wiederum typisch: ein alter Kindskopf und ein junger Grünspecht, die sich schon in einer höchst alltäglichen Verwicklung nicht mehr zurechtfinden, werden als Vertreter des Idealismus ausgegeben. Tragikomödie nennt sich das Stück, und man kann nachgerade rufen: „Hie Erdgeist! Hie Traumulus!“ Es kommt auf dasselbe, nämlich auf den unzweideutigen Bankerott heraus. Und schon sind wir mit Max Dreyer bei den „Siebzehnjährigen“ angelangt, und Ernst Rosmer macht in „Johannes Herkner“ gar einen Toten zum Titelhelden eines Dramas. — Soll ich noch Schnitzler erwähnen, in dessen Welt es nur süße Mädels zu geben scheint, Halbe, der mit seiner „Jugend“ zuerst den heute immer mehr überhand nehmenden Novellettenstil auf der Bühne kultivierte? Auch Strindberg mit seinem scheußlichen Zweiakter „Fräulein Julie“ ist immer noch an der Tagesordnung ... Nicht mehr große Geschicke, sondern nur noch Privatangelegenheiten interessieren uns; nicht mehr das Reife, sondern das Un- oder Überreife! Neben der Tendenz ist es die Neugierde am Pathologischen — en miniature —, was die Theater füllt. In neuester Zeit hat man sogar Bearbeitungen altenglischer Dramenstoffe versucht, damit aber nur die eigene dramatische Unfähigkeit offenbart. Beer-Hofmann vermochte in seinem übrigens an wahrer Poesie reichen „Graf von Charolais“ den Massinger wahrlich nicht zu verbessern, und Hofmannsthals „Das gerettete Venedig“ nach Otway fiel genau so aus, wie es vom Schänder der Elektra zu erwarten war.

Soweit der Naturalismus seine Kraft aus sozialen Tendenzen schöpfte, sind ihm nur zwei Dramen zu verdanken, die auch auf der Bühne etwas taugen: Tolstois „Macht der Finsternis“ und Hauptmanns „Weber“. Hinter der „Macht der Finsternis“ steht ein Dichter, der die Welt mit den Augen des Ethikers betrachtet, hinter den „Webern“ einer, der sie wie ein Professor ansieht. Wenn „Monna Vanna“ und „Elektra“ gezeigt haben, wie wenig Philologie und Geschichtswissenschaft die große Masse der „Gebildeten“ aufklärten, so läßt sich am Theater Hauptmanns in eklatanter Weise dartun, was sie schadeten. Es ist nur in unserer Zeit möglich, daß ein so ausgesprochen episch veranlagter Dichter seit mehr als fünfzehn Jahren Stücke schreiben darf, die eines schlechter sind als das andere. Aber es erklärt sich restlos aus dem Umstande, daß Gerhart Hauptmann dem großen Wahnsinn unserer Geisteswissenschaften entgegenkommt: der „Objektivität“. Was gingen ihn die Weber innerlich mehr an, als daß ihre Leiden in den Zuständen seiner eigenen Heimat wurzelten und so sein tiefstes Mitgefühl erweckten? Aber aus Mitleid schreibt man keine Dramen, und ein Konflikt, der aus sozialen Mißverhältnissen hervorgeht, ist darum noch kein tragischer Konflikt. Seine tragische Tiefe, seine

dramatische Durchschlagskraft erhält ein Konflikt nur, wenn er nicht allein aus historisch bedingten (und darum auch historisch hebbaren!), sondern aus rein menschlichen Zuständen resultiert. Einen solchen Konflikt darf aber der Dichter nicht nur mitgefühlt, er muß ihn selber durchlebt haben — und das ist der Punkt, wo auch bei dem objektiv darstellenden Dramatiker ein kräftiges subjektives Empfinden lodern muß! Diesen Punkt, in welchem sich Mensch und Dichter berühren, hat Gerhart Hauptmann dem letzteren geopfert, er ist nur noch Darsteller, und so erklärt es sich auch, wenn sein Held kein Individuum mehr, sondern das Volk, die Masse selbst ist. Die Glut der Sympathie ist freilich sehr stark in den „Webern", rein künstlerisch betrachtet waren sie eine Tat, aber sie werden mit dem Milieu, das sie darstellen, der Vergessenheit anheimfallen. Während Tolstoi in seiner „Macht der Finsternis" Gestalten hat — und jeder große Dramatiker, auch Shakespeare, hat sie gehabt — die seine eigene Meinung aussprechen, dürfen Hauptmanns Menschen unmöglich so denken, wie er selber denkt. Infolgedessen kommt es nirgends zum Pathos, es bleibt immer nur bei der Sympathie, und diese ist als dramatisch wirksame Kraft bei Hauptmann stufenweise kleiner geworden. Der Dichter hat sich in den mannigfaltigsten dramatischen Stilarten versucht, aber auch sein persönlichstes Stück, „Die versunkene Glocke", zeigt nur, wie wenig er dem Drama gewachsen ist. Für mich besteht kein Zweifel an der Ehrlichkeit von Hauptmanns künstlerischen Absichten, und er wird in meinen Augen daher selbst zu einer Gestalt, tragischer als alle, die er geschaffen. Denn vielleicht kommt für ihn noch der Tag, wo er einsieht, daß alle Hingabe an das Objekt eine starke wollende Persönlichkeit nicht ersetzt und daß alle berechtigte Vornehmheit, mit der er dem falschen Pathos auswich, doch die Lebensbedingungen einer auf dem wahren Pathos begründeten Kunstgattung nicht ändert!

Ich habe diese höchst summarische Übersicht über die moderne dramatische Literatur mit Ibsen begonnen und mit Hauptmann geschlossen. Diese beiden Charaktere, ein Anfang und ein Ende, scheinen mir die Pole zu sein, zwischen denen sich die Gedankenwelt der „Moderne" bewegt. Ibsens Doktrin ist ein starker Subjektivismus, der aber nicht über seine pessimistische Grundnote hinauskommt und darum nicht befreit — Hauptmanns Doktrin ist entschiedener Objektivismus, der noch viel weniger befreit. Ibsen will im Drama sich durchsetzen und scheitert an der Welt, Hauptmann will die Welt, das Objekt durchsetzen und scheitert an sich selbst. Beides sind in ihrem innersten Kerne gebrochene Naturen und daher als konzentriertes Echo einer ebenfalls gebrochenen Kultur von Bedeutung geworden. Aber gerade weil diese Weltanschauung allmählich eine generelle geworden ist, steht sie auch schon wieder vor ihrer Peripetie, vor ihrem Umschlag ins Gegenteil. Näher als viele glauben, dürfte die Zeit sein, die in der Kunst nicht mehr den Widerhall ihres Elends, ihrer eigenen Unzulänglichkeit, sondern endlich wieder einmal den Widerhall ihrer Sehnsucht nach Größe und Freiheit zu finden verlangt.

Die dichterische Entwicklung Schillers mag uns ein typisches Vorbild sein. Wenn Schiller sich zu jener die Jahrhunderte dominierenden Höhe emporgeschwungen hat, so ist der Grund dafür nicht so sehr in seiner Epoche, als in ihm selbst zu suchen. Man vergesse doch nicht, daß in dem „tintenklecksenden Säkulum", gegen das er sich in *seinen* „Webern", in den „Räubern", erhob, die Verhältnisse noch viel engere, noch viel philisterhaftere waren. Aber nachdem Schiller nach dem „Fiesko" noch einmal mit „Kabale und Liebe" in das damals „moderne" Milieu zurückgefallen war, fühlte er, daß die Gegenwart seiner Kraft nicht genügend Spielraum, nicht die nötige Resonanz zu bieten vermochte. Und *weil er größer dachte und fühlte, als seine Zeit*, griff er in die Vergangenheit, in jene Zeiten, wo das Leben in einer seinen Dichterträumen entsprechenden Kraftfülle sich glänzend entfaltet hatte. Aber er griff nur in die Vergangenheit, weil er in die Zukunft nicht greifen konnte: trotz des Vergangenheitsgewandes *lebte* sein Werk in der Zukunft, wirkte es in die Zukunft. Und so kann das Drama auch heute noch wirken, sobald wieder ein Dichter kommt, der nicht mit ängstlichem Pinsel die Außenseite der Dinge abkonterfeit, sondern ein Geber ist aus dem unerschöpflichen Borne des Geistes und der Kraft . . .

III.

Dem modernen Drama entspricht die moderne *Schauspielkunst*. Statt Virtuosentum Ensemblespiel, statt falschem Pathos Natürlichkeit, statt Gliederpuppen Menschen: das war die Losung. „Hier sitze ich, forme Menschen nach meinem Bilde, ein Geschlecht, das mir gleich sei, zu leiden, zu weinen, zu genießen und zu freuen sich und Dein nicht zu achten, wie ich!" Aber Prometheus war Prometheus, und die Forderung, Menschen zu schaffen, ist damit nicht zu Ende erfüllt, daß wir uns gegenseitig kopieren. Denn jeder Tieferangelegte hat neben dem Menschen, der er *ist*, noch einen Menschen, der er *sein möchte*.

Es ist bezeichnend, daß heute die große Schauspielerin über dem großen Schauspieler steht und über ihn gestellt wird. Während in den unteren Schichten des Volkes ungeheure Willensmächte sich dem Lichte der Kultur entgegenringen, haben die obern Zehntausend die Fühlung mit der Erde verloren. Kein edler weiblicher, wohl aber ein weibischer Zug, ein Zug der Kraftlosigkeit, der Nervosität, des Hintaumelns geht durch die Kunst. Die da auf der Bühne agieren, *wollen* nichts mehr, sie *sind* nur, und sie sind fast immer höchst miserabel. Die Schönheit natürlicher Sinnlichkeit hat sich zur Häßlichkeit des Ungesund-Sinnlichen, des Perversen verzerrt. Sarah Bernhardt, die Duse, eine Eysoldt sind Darstellerinnen des Schmachtenden, des Verlangenden, des Kranken. Es wetterleuchtet immer, aber es blitzt selten, und es schlägt nie ein. Es fehlt das Elementare.

So hat das moderne Drama sich den Schauspieler erzogen, zu sich herabgezogen. Es ist ein Kulturrätsel, wie eine Zeit, in der die Wagnersche Oper Helden der Erscheinung wie der Stimme heranwachsen ließ, im Wortdrama sich solche Armseligkeiten bieten läßt. Vielleicht löst es sich so, daß gerade Wagner das Bedürfnis nach Größe in der Kunst soweit befriedigt, daß man das Andere in den Kauf nimmt, jenes Andere, dem man o h n e Wagner sicher schon längst den allgemeinen Krieg erklärt hätte.

Das moderne Drama hat aber nicht nur die Schauspieler, es hat auch das Publikum erzogen. D. h. es wurde in den letzten zehn Jahren ein Publikum, vor allem ein Premierenpublikum, herangezüchtet, das fast aus lauter Snobs besteht. Die Züchter sind die Berliner Kritiker, die jetzt einen Freudenschrei nach dem andern ausstoßen: „Berlin ist die erste Theaterstadt der Welt!“ Aber wenn auch die Darbietungen der neuen Spezialbühnen Regie- und Schauspielerleistungen allerersten Ranges sind, die Stücke, denen sie gelten, stehen dramatisch unter dem Nullpunkt, und über ihren poetischen Wert läßt sich zum mindesten streiten. Wundere sich doch niemand, wenn bei solchen Zuständen das wirkliche, das „große“ Publikum, das im Theater Theaterstücke sehen will, immer mehr den „Machern“, den Theatralikern im schlechten Sinne, in die Hände fällt. Denn das Publikum, mag es auch in poetischen Dingen nicht allzuviel verstehen, hat doch für das Dramatische einen untrüglichen Instinkt. Während das Poetische zu seiner Schätzung Geschmack verlangt, der stets nur bei Wenigen gewesen, ist das Dramatische und seine Nachempfindung eine rein vitale Angelegenheit. Es ist eine Erscheinung, dem Überspringen des elektrischen Funkens zu vergleichen, dem sich niemand entziehen kann. Und darum wird der kommende große Dramatiker den Weg zu den Herzen ebensogut finden, als ihn Schiller gefunden hat und noch immer sich siegreich erkämpft, so oft er zu uns spricht.

Ob erfreulich oder nicht, es ist Tatsache, daß Berlin in Theaterdingen den Ton angibt. Hier sitzt die geschworene Clique des Naturalismus in allen Nuancen, betet Gerhart Hauptmann an und sorgt dafür, daß niemand aufkommt, der sie in Mißkredit bringen könnte. Wenn sie noch unduldsamer sind, als je die „alte Schule“, gegen die sie selber zu kämpfen hatten, so rührt das daher, daß sie alle, Dichter und Kritiker, Schreiber und Beschreiber, auf demselben unpersönlichen, objektiven, wissenschaftlichen Boden der Mittelmäßigkeit stehen.

Es fragt sich, wie lange das dauern wird. Nicht mehr allzulange aus dem einfachen Grunde, weil der Tag nahe bevorsteht, wo keine schlechtern Dramen mehr geschrieben werden können und wo das Publikum sich empört. In den nächsten Jahren dürfte Berlin einen großen Theaterkrach erleben, weil auch die vorzüglichste Aufführung aus miserablen, schwachherzigen Produkten keine wirksamen, zugkräftigen Dramen macht. Bis dahin ist vielleicht eine neue Dichtergeneration nachgewachsen, die, wenn nicht alle Zeichen

trügen, sich wieder großen Schicksalen zuwendet und über die Tendenz wie über ein hohles Ästhetentum das Menschliche stellt. Eine Bühne gibt es in Berlin, für die dann der Zeitpunkt gekommen ist, den ihr verloren gegangenen Platz im Kunstleben der Gegenwart wieder zurück zu erobern: das Königliche Schauspielhaus.

* * *

Wer verurteilt, wird immer schief angesehen, mag ihm nachher die Zukunft noch so sehr recht geben. Daß sie mir recht geben wird, ist allerdings meine feste Überzeugung, ohne die ich schwerlich diesen Ton anschlagen würde. Vor dem Richterstuhl der Zukunft wird die Nachwelt konstatieren, ob diese höchste Richterin das Urteil unterzeichnet oder zerrissen hat. Sollte nach dem dereinstigen Tode Gerhart Hauptmanns die dramatische Produktion aus Betrübnis ein jähes Ende nehmen, so weiß ich eines: nicht seine Dramen, sondern die Klassiker von Lessing bis Hebbel werden ihn überleben. Die Klassiker, die immer modern geblieben sind, weil sie nie modern waren und vor deren rein persönlicher Größe der ganze Naturalismusschwindel in ein jämmerliches Nichts zusammenbricht. Wir haben eine Unmenge moderne Stücke, aber noch kein modernes Drama, und wir haben es deshalb nicht, weil der Dichter, der sein Werk nicht nur zusammenleimt, sondern aus einem innersten Erfassen des Welträtsels herausgebiert, noch nicht gekommen ist. Daß es aber mit all den Spaßmachern und Ironikern endlich genug ist und daß uns wieder jener Erfüller not tut, der „nicht redet wie die Schriftgelehrten, sondern wie einer, der Gewalt hat" — das werde ich durch all den Straßenlärm hindurch solange sagen, bis wieder Ohren da sind, es zu hören!

Aus neuen Büchern.

„Über dem ewigen Wechsel des Lebens und der Hast des Tuns geht den Menschen unserer Zeit die Ruhe verloren, welche zur Bildung echter und klarer Empfindung nötig ist. Solche echte und klare Empfindung aber ist in Wahrheit die einzig lebende Quelle für die Gesinnung, auch für die Charakterbildung! Es wird sich nur immer mehr fühlbar machen, wie weit bloße Anempfindung, innere Abhängigkeit von Phrase und Schlagwort, Untiefe der persönlichen Grundsätze die moderne Menschheit durchzieht. Die leuchtend aufsteigende äußere Kultur des Jahrhunderts wirft eben doch auch ihren Schatten, und dieser Schatten fällt in das innere Leben der Menschen."

Aus: W. Münch, Anmerkungen zum Text des Lebens. 3. Aufl. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1904.

Vier Briefe.

Von

Paula Knappke.

„Nein, nein," ereiferte sich der Doktor, „es hat gar keinen Zweck, alte Briefe aufzubewahren. Man verändert sich doch mit der Zeit, wird reifer, oder mehr und mehr Philister. Und die Erinnerung verschiebt sich leise mit, macht nach Bedarf kleiner, größer. Wenn man dann nach Jahren so ein Geschreibsel wieder liest, kann man beim besten Willen keine Stellung dazu nehmen, es ist einem unbegreiflich, ja komisch. Wenn man es liest. Aber das tut ja auch kein Mensch. Oder haben Sie vielleicht Briefe, die Sie von Zeit zu Zeit wieder lesen?"

„Ja!"

„Wirklich, Frau Geheimrat? Na ja, Frauen haben solch ein Huldigungsbedürfnis. Und wenn sie in die Jahre kommen, wo der Weihrauch aufhört, dann setzen sie sich in stillen Stunden an den Kamin und lesen mit wehmütiger Genugtuung, wie man sie einst liebte und wie schön sie waren."

Die alte Dame schüttelte den Kopf. „Meine Briefe sind nicht derartig. Sie sind von einer Jugendfreundin —"

„Von einer Jugendfreundin? Die haben Sie wieder gelesen? Briefe, die immerhin fünfzig Jahre zurückliegen müssen —"

„Wenigstens der erste, ja. Und ich bin dem Zufall dankbar, der mich aus unserer Korrespondenz grade diesen und einen wohl um ein Jahrzehnt jüngeren aufheben ließ. Denn das war Zufall. Bei den späteren Absicht. Nun ist sie tot —"

„Könnten Sie mir diese Schriftstücke nicht auch mal zum Besten geben?" fragte der Doktor mit seinem malitiösen Lächeln.

„Gern! Obgleich — doch, Sie sollen sie hören."

Sie ging in das Nebenzimmer und kam nach einigen Minuten mit ein paar Briefen wieder. Setzte sich an den Tisch, dem Doktor gegenüber, schob den rotseidenen Lampenschirm zurück, damit das Licht ungedämpft auf die blassen Schriftzüge fallen konnte und begann zu lesen:

Köln 1850.

Geliebte Marie!

Zu schade, daß Du immer noch fort bist und auch zu meinem Geburtstag nicht herkommen konntest. Nun muß ich Dir davon berichten und werde doch nicht schildern können, wie es gewesen. Am einfachsten schriebe ich ja eine ganze Seite nichts weiter als: es war reizend, reizend, reizend — aber das würde Dir nicht genügen, nicht wahr?

Väterchen hatte nämlich den famosen Einfall, seiner verwöhnten Einzigen als Geburtstaggeschenk einen Ball zu geben, einen großen Ball mit Kotillon und allem üblichen.

Die Herren, die gehört hatten, wem zu Ehren dies Fest war, schickten schon in aller Frühe Sträuße und brachten Blumen, und mein kleines Zimmer sah aus wie das Boudoir einer weltberühmten Künstlerin. So wie es hoffentlich mal sein wird!

Am Anfang des großen Abends, als wir uns noch in zwei feindliche Lager geteilt gegenüberstanden und ein bißchen schwarze und weiße Schafe spielten, war es steif. Aber bei Tisch kam Stimmung. Da wurden schöne und lustige Reden gehalten auf die holde Siebzehn, das „hold" immer dick unterstrichen mit bezeichnendem Augenwerfen zu mir hin.

Nach dem Essen sang ich ein paar Lieder, animiert, noch kecker als gewöhnlich, und man schmeichelte und man klatschte infolgedessen noch mehr als gewöhnlich. Musikdirektor Lebrecht war ganz begeistert und sagte zu Papa: lassen Sie sie ausbilden, das Mädel hat ja Gold in der Kehle. Aber Väterchen wollte nichts davon wissen, er machte ganz entsetzte Augen bei dem Gedanken, daß sein schönes Kind mal fremde Leute für Geld ansingen sollte. Und Mama lächelte überlegen und schaute auf die Herren und schaute auf mich, und ich sah, wie sie dachte: wozu denn ausbilden, sie wird doch heiraten.

Dann haben wir getanzt, getanzt bis zum hellen Morgen. Ich war ganz toll, ganz berauscht. All die vielen Blumen, die frohen Menschen in den festlichen Sälen, die Musik — dabei tanzen zu können — tanzen mit dem frohen Gefühl, du bist der Mittelpunkt — ach — es war unbeschreiblich.

Alle waren befriedigt und haben sich brillant amüsiert, nur Gertrud Meyer nicht. Weshalb kam sie auch! Sie muß doch wissen, daß niemand sie mag, und sie nicht auf meinen, sondern nur auf der Eltern Wunsch eingeladen wurde. Sie hatte auch nur drei Sträuße, einen noch dazu von Väterchen mit dem mitleidigen Herzen, während ich, mit vierundzwanzig beladen, befriedigt ins Bett steigen konnte.

Vorher habe ich noch eine Weile vor dem Spiegel gestanden und gedacht: So sieht also ein Menschenkind aus, das jung ist und gefeiert und glücklich. So grenzenlos glücklich! Mir ist ja, als schaute mich aus allen Ecken und Winkeln das lachende Glück an, als wüchse es mir entgegen in tausend leuchtenden Blumen, und ich brauchte nur die Hände ausstrecken und pflücken, pflücken . . .

Bis zum Mittag habe ich im Bett gelegen und geträumt. Von all dem Schönen, das war, und das noch kommen mag. Nun denkst Du neugierig: aha — aber Du irrst. Keiner von denen, die gestern mit mir getanzt, spielt in dem zukünftigen eine Rolle. Von denen niemand. Ich will doch anderes, mehr — etwas außergewöhnliches. Ein Schicksal, um das mich die Leute beneiden.

Und ich will auch Gesangstunde nehmen. Künstlerin werden, eine große, berühmte Künstlerin. Gefeiert, umworben, wenn ich über die Straße gehe, sollen die Leute sich umdrehen und sagen: Habt Ihr sie gesehen?

Lachst Du, daß ich träume? Ihr tut es ja alle mehr oder minder, nur erzählt Ihr es nicht. Bloß Du, Du dummes Mariele, Du träumst nicht, Du lernst und lernst. Wirf Deine Bücher in die Ecke, lauf ihnen fort aus dem langweiligen Seminar und komm zu mir

zu Deiner Frieda.

* * *

Köln 1860.

Meine liebe Marie!

Wie gern wäre ich Deiner Einladung gefolgt! Wie gern hätte ich Dich endlich einmal wiedergesehen und Dein kleines Mädel, das nun wohl schon laufen kann, kennen gelernt. Aber es ist gar nicht daran zu denken. Papa, der sich seit Mamas Tode nicht wohl fühlte, wurde krank, so krank, daß wir mehr als einmal fürchteten — nun geht es ja wieder besser. Besser, nicht gut, und fort von ihm könnte ich nicht und wollte ich nicht.

Mir ist es sonderbar ergangen. Mit der einen Hand schlug mir das Schicksal Wunden, an denen ich zu verbluten meinte, in der anderen hielt es heilenden Balsam. Es war eine schwere Zeit, und ich habe es nicht empfunden. Es trägt sich doch alles leicht, wenn man weiß, daß ein anderer mit uns trägt, wenn man weiß, daß man alles, Freude und Leid, an eines Anderen Herzen niederlegen kann. Und Miterleben findet und Verstehen.

Wie gut ist das Leben, wenn man es nicht für sich lebt, sondern für einen anderen.

Denkst Du noch an meine Zukunftspläne? Wie ich berühmt werden wollte und umworben und gefeiert? Da wußte ich noch nicht, daß das Beste, was uns werden kann, eines Menschen Liebe ist.

Eine Liebe, die kein Opfer kennt, weil nichts ihr Opfer ist.

Eine Liebe, die alles versteht, für die es kein Irren gibt und keinen Mißklang, denn da sie begreift, wird sie immer verzeihen. So liebe ich ihn, so liebt er mich.

Er hat noch nicht gesprochen, und unter den jetzigen Verhältnissen ist es das Beste. Papa ist noch so schwach. —

Die Tür zum anderen Zimmer ist offen, und während ich schreibe, kann ich hineinschauen und das blasse Gesicht sehen, das so müde auf der Lehne des Sessels liegt. Neben ihm steht ein Krug voll dunkler Rosen. Ein Gruß von ihm für mich, und Väterchen freut sich der Blumen und freut sich doppelt, da sie von ihm sind, von ihm, den er liebt wie einen Sohn, und der an ihm soviel getan hat, wie ein Sohn nur irgend könnte. Jeden Tag ist er spät noch, und oft totmüde von der Praxis zu uns gekommen und hat gesehen, wo er helfen konnte. Er hat halbe Nächte an seinem Bett gesessen und ich konnte nichts für ihn tun als dabei stehen mit dem heißen Begehren, diese sorgenden Hände zu küssen . . .

Wie es werden wird? Alles ist ganz unbestimmt. Wer weiß, wann wir daran denken können, ein eigenes Heim zu gründen. Klein wird es wohl werden und sehr bescheiden, ein kleines Nest voll Sonne. Und in diesem kleinen Nest werden wir zusammen hausen, zusammen arbeiten, jeder mit dem innigen Wunsch, glücklich zu sein und glücklich zu machen. Du kennst mich ja, glaubst Du, daß es mir gelingen wird? — — — —

* * *

Köln 1880.

Liebe Marie!

Du bist unzufrieden, daß ich zu Deines Töchterchens Verlobung nur eine kurze Karte geschickt und Dir so gar nichts von mir und meinem Leben erzählt habe? Was soll ich Dir erzählen? Daß ich wie ein Lasttier jeden Tag denselben mühseligen Weg gehe, immer gepeitscht von dem: du mußt, du mußt? Vormittags Stunden, Nachmittags Stunden, dazwischen ein Mittagbrot, in aller Eile auf dem Petroleumherd gekocht, so ist es nun schon seit Jahren.

Und ich kann zufrieden sein, daß es so ist. Denn wenn es nicht mehr so wäre, wenn ich krank würde, keine Schülerin mehr hätte, was dann? Ja, was dann? Ich weiß es nicht. Und diese Sorge um das: was dann? wird mir zur fixen Idee, sie steht morgens mit mir auf und

legt sich abends mit mir nieder und läßt mich nicht schlafen. Diese törichte Sorge, ob ich das Leben weiter fristen kann, dies Leben ohne Freude, an dem mir gar nichts liegt.

Warum sagt man nicht zur rechten Zeit: nun habe ich genug, nun will ich nicht mehr! sondern plagt sich weiter und weiter? Und verliert den letzten Rest von Selbstachtung, duckt sich und demütigt sich aus Angst, eine Schülerin zu verlieren.

Und duckt sich immer noch nicht genug. Vor ein paar Monaten war Gertrud, die geborene Meyer bei mir. Nun heißt sie Schulze und ist die aufgeblasene Frau eines reichen Bierbrauers. Keuchend hatte sie sich mit einer Tochter, die nichts weiter zu sein scheint, als ein stets nach der neuesten Mode gekleidetes Mädchen, die drei Treppen zu mir hinauf bemüht. Nachdem sie zu Atem gekommen, teilte sie mir mit, daß man ihr eigentlich ganz andere Lehrer empfohlen, daß sie aber aus alter Freundschaft . . .

Ich habe ihr erwidert, meine Zeit erlaube mir nicht, nur aus alter Freundschaft Stunden zu geben.

Da wurde sie ordentlich erregt über mein Mißverstehen und versicherte, daß sie in der glücklichen Lage sei, jeden, auch den teuersten Lehrer zu bezahlen, und sie nur aus alter Freundschaft, aus Mitleid zu mir käme, zu mir, von der doch niemand etwas wüßte —

Ich habe für die Freundschaft gedankt und für die Ehre, Gertrud Schulzes Tochter Gesangstunden geben zu dürfen. Das war töricht, nicht wahr? In meinen Verhältnissen hat man nicht das Recht, stolz zu sein. Wer weiß, wie viele Fräulein Meyer und Schulze ich mir verscherzt habe!

Noch ein unerwartetes Begegnen wurde mir vor einigen Tagen, ich sah zum ersten Mal nach Jahren, zum ersten Mal seit damals, Doktor Feller, und sah ihn ohne Bitterkeit und Groll. Er hat mir eine schwere Zeit leichter gemacht, dafür muß ich ihm dankbar sein.

Nein, nein, nein! Es nützt nicht, sich etwas vorlügen zu wollen. Er ist doch das Schönste in meinem Leben gewesen. Und es ist töricht, das, was unser Bestes war, zu verkleinern, weil wir es verloren haben und zu sagen: es war ja auch nichts dran. Wir rauben uns damit das einzige, was wir haben, eine Erinnerung.

Habe ich Dir genug erzählt? Bist Du befriedigt, nun da Du gehört hast, was aus mir geworden? Ein verbitterter nutzloser Mensch, von dem niemand etwas hat, und der niemand hat! Das ist es, der niemand hat. Weißt Du, was das heißt? Weißt Du wie das ist? Nein, Du weißt es nicht, Du, die Du Mann und Kinder hast und von Menschen umgeben bist, die Dich lieben. Und hast Du es mehr verdient als ich? Warst Du

mehr wert glücklich zu werden als ich? Ich glaube doch nicht. Warum also Dir alles und mir nichts? Warum — —

* * *

Köln 1900.

Meine geliebte Marie!

Zu Deinem siebzigsten Geburtstag sollst Du auch von mir einen Glückwunsch haben, von mir, die Du gewiß längst tot geglaubt. Aber ich lebe noch, und lebe nicht mehr allein. Um mich her wimmelt eine bunte Gesellschaft, Männer und Frauen mit allerhand Gebrechen und Defekten, geistig, körperlich, ich bin im Armenhaus. Da steht es nun, und wie ich es geschrieben lese, macht es einen traurigen Eindruck. Und den sollst Du nicht haben. Denn mir ist wohl. Ich habe alles, was ich brauche, ein Dach über meinem Kopf und ein warmes Bett und weit mehr, etwas, das ich lange vergeblich gesucht — ich habe den Frieden.

Wenn ich am Fenster sitze und hinausschaue auf die graue Mauer, über die ein Apfelbaum seine Zweige reckt — schwarz und kahl gegen den blassen Winterhimmel, mit rosigen Blüten übersäet in heller Frühlingsluft, die tiefer und tiefer sich blaut, bis im Herbst ein frühes Abendrot goldene Lichter auf die reifen Früchte malt, — dann bin ich zufrieden. Dann kann ich träumen. Da kommen Menschen, die mir einst nahe gestanden, und ich rede mit ihnen und sie erzählen mir, und mir ist, als hätte ich sie nie verloren.

Aber die Leute um Dich herum! höre ich Dich sagen, und kann mir vorstellen, wie Deine gepflegten Hände den Brief vorsichtiger anfassen, den Brief, der zwischen diesen Leuten geschrieben. Ja, sie sind nicht erste Gesellschaft.

Und doch — wenn zum Beispiel Peter Franz, der in guten Tagen Maurer war, bis er vom Gerüst fiel, und sein Schädel und sein Verstand durch den Fall ein wenig aus den Fugen ging, wenn also Peter zu mir kommt und erzählt, wie ihm die Mädels nachliefen, wie er sich ihrer gar nicht erwehren konnte, und er zuweilen vier Schätze auf einmal hatte, da muß ich immer an einen Jugendfreund denken, der mit derselben großartigen Handbewegung wie mein Peter hier sagte: Mädels? pah — wenn ich wollte, zehn an jedem Finger!

Und die rote Marie, die schwatzend von einer zur anderen geht und der zweiten erzählt, was die erste gesagt — oder der lahme Friedrich, der gekrochen kommt, wenn der Inspektor es nicht sieht und sich mit heiserer Stimme giftig beschwert, daß es heute, zum vierten Mal in dieser Woche Erbsensuppe gegeben, Erbsensuppe, die er nie gemocht und die noch dazu

dramatische Durchschlagskraft erhält ein Konflikt nur, wenn er nicht allein aus historisch bedingten (und darum auch historisch hebbaren!), sondern aus rein menschlichen Zuständen resultiert. Einen solchen Konflikt darf aber der Dichter nicht nur *mitgefühlt*, er muß ihn selber *durchlebt* haben — und das ist der Punkt, wo auch bei dem objektiv darstellenden Dramatiker ein kräftiges subjektives Empfinden lodern muß! Diesen Punkt, in welchem sich Mensch und Dichter berühren, hat Gerhart Hauptmann dem letzteren geopfert, er ist nur noch Darsteller, und so erklärt es sich auch, wenn *sein* Held kein Individuum mehr, sondern das Volk, die Masse selbst ist. Die Glut der Sympathie ist freilich sehr stark in den „Webern", rein künstlerisch betrachtet waren sie eine Tat, aber sie werden mit dem Milieu, das sie darstellen, der Vergessenheit anheimfallen. Während Tolstoi in seiner „Macht der Finsternis" Gestalten hat — und jeder große Dramatiker, auch Shakespeare, hat sie gehabt — die seine eigene Meinung aussprechen, dürfen Hauptmanns Menschen unmöglich so denken, wie er selber denkt. Infolgedessen kommt es nirgends zum Pathos, es bleibt immer nur bei der *Sympathie*, und diese ist als dramatisch wirksame Kraft bei Hauptmann stufenweise kleiner geworden. Der Dichter hat sich in den mannigfaltigsten dramatischen Stilarten versucht, aber auch sein persönlichstes Stück, „Die versunkene Glocke", zeigt nur, wie wenig er dem Drama gewachsen ist. Für mich besteht kein Zweifel an der Ehrlichkeit von Hauptmanns künstlerischen Absichten, und er wird in meinen Augen daher selbst zu einer Gestalt, tragischer als alle, die er geschaffen. Denn vielleicht kommt für ihn noch der Tag, wo er einsieht, daß alle Hingabe an das Objekt eine starke wollende Persönlichkeit *nicht ersetzt* und daß alle berechtigte Vornehmheit, mit der er dem falschen Pathos auswich, doch die Lebensbedingungen einer auf dem wahren Pathos begründeten Kunstgattung *nicht ändert*!

Ich habe diese höchst summarische Übersicht über die moderne dramatische Literatur mit Ibsen begonnen und mit Hauptmann geschlossen. Diese beiden Charaktere, ein Anfang und ein Ende, scheinen mir die Pole zu sein, zwischen denen sich die Gedankenwelt der „Moderne" bewegt. Ibsens Doktrin ist ein starker Subjektivismus, der aber nicht über seine pessimistische Grundnote hinauskommt und darum nicht befreit — Hauptmanns Doktrin ist entschiedener Objektivismus, der noch viel weniger befreit. Ibsen will im Drama sich durchsetzen und scheitert an der Welt, Hauptmann will die Welt, das Objekt durchsetzen und scheitert an sich selbst. Beides sind in ihrem innersten Kerne gebrochene Naturen und daher als konzentriertes Echo einer ebenfalls gebrochenen Kultur von Bedeutung geworden. Aber gerade weil diese Weltanschauung allmählich eine generelle geworden ist, steht sie auch schon wieder vor ihrer Peripetie, vor ihrem Umschlag ins Gegenteil. Näher als viele glauben, dürfte die Zeit sein, die in der Kunst nicht mehr den Widerhall ihres Elends, ihrer eigenen Unzulänglichkeit, sondern endlich wieder einmal den Widerhall ihrer *Sehnsucht nach Größe und Freiheit* zu finden verlangt.

Die dichterische Entwicklung Schillers mag uns ein typisches Vorbild sein. Wenn Schiller sich zu jener die Jahrhunderte dominierenden Höhe emporgeschwungen hat, so ist der Grund dafür nicht so sehr in seiner Epoche, als in ihm selbst zu suchen. Man vergesse doch nicht, daß in dem „tintenkleckſenden Säkulum", gegen das er sich in *seinen* „Webern", in den „Räubern", erhob, die Verhältnisse noch viel engere, noch viel philisterhaftere waren. Aber nachdem Schiller nach dem „Fiesko" noch einmal mit „Kabale und Liebe" in das damals „moderne" Milieu zurückgefallen war, fühlte er, daß die Gegenwart seiner Kraft nicht genügend Spielraum, nicht die nötige Resonanz zu bieten vermochte. Und *weil er größer dachte und fühlte, als seine Zeit*, griff er in die Vergangenheit, in jene Zeiten, wo das Leben in einer seinen Dichterträumen entsprechenden Kraftfülle sich glänzend entfaltet hatte. Aber er griff nur in die Vergangenheit, weil er in die Zukunft nicht greifen konnte: trotz des Vergangenheitsgewandes *lebte* sein Werk in der Zukunft, wirkte es in die Zukunft. Und so kann das Drama auch heute noch wirken, sobald wieder ein Dichter kommt, der nicht mit ängstlichem Pinsel die Außenseite der Dinge abkonterfeit, sondern ein Geber ist aus dem unerschöpflichen Borne des Geistes und der Kraft ...

III.

Dem modernen Drama entspricht die moderne *Schauspielkunst*. Statt Virtuosentum Ensemblespiel, statt falschem Pathos Natürlichkeit, statt Gliederpuppen Menschen: das war die Losung. „Hier sitze ich, forme Menschen nach meinem Bilde, ein Geschlecht, das mir gleich sei, zu leiden, zu weinen, zu genießen und zu freuen sich und Dein nicht zu achten, wie ich!" Aber Prometheus war Prometheus, und die Forderung, Menschen zu schaffen, ist damit nicht zu Ende erfüllt, daß wir uns gegenseitig kopieren. Denn jeder Tieferangelegte hat neben dem Menschen, der er *ist*, noch einen Menschen, der er *sein möchte*.

Es ist bezeichnend, daß heute die große Schauspielerin über dem großen Schauspieler steht und über ihn gestellt wird. Während in den unteren Schichten des Volkes ungeheure Willensmächte sich dem Lichte der Kultur entgegenringen, haben die obern Zehntausend die Fühlung mit der Erde verloren. Kein edler weiblicher, wohl aber ein weibischer Zug, ein Zug der Kraftlosigkeit, der Nervosität, des Hintaumelns geht durch die Kunst. Die da auf der Bühne agieren, *wollen* nichts mehr, sie *sind* nur, und sie sind fast immer höchst miserabel. Die Schönheit natürlicher Sinnlichkeit hat sich zur Häßlichkeit des Ungesund-Sinnlichen, des Perversen verzerrt. Sarah Bernhardt, die Duse, eine Eysoldt sind Darstellerinnen des Schmachtenden, des Verlangenden, des Kranken. Es wetterleuchtet immer, aber es blitzt selten, und es schlägt nie ein. Es fehlt das Elementare.

So hat das moderne Drama sich den Schauspieler erzogen, zu sich herabgezogen. Es ist ein Kulturrätsel, wie eine Zeit, in der die Wagnersche Oper Helden der Erscheinung wie der Stimme heranwachsen ließ, im Wortdrama sich solche Armseligkeiten bieten läßt. Vielleicht löst es sich so, daß gerade Wagner das Bedürfnis nach Größe in der Kunst soweit befriedigt, daß man das Andere in den Kauf nimmt, jenes Andere, dem man o h n e Wagner sicher schon längst den allgemeinen Krieg erklärt hätte.

Das moderne Drama hat aber nicht nur die Schauspieler, es hat auch das Publikum erzogen. D. h. es wurde in den letzten zehn Jahren ein Publikum, vor allem ein Premierenpublikum, herangezüchtet, das fast aus lauter Snobs besteht. Die Züchter sind die Berliner Kritiker, die jetzt einen Freudenschrei nach dem andern ausstoßen: „Berlin ist die erste Theaterstadt der Welt!“ Aber wenn auch die Darbietungen der neuen Spezialbühnen Regie- und Schauspielerleistungen allerersten Ranges sind, die Stücke, denen sie gelten, stehen dramatisch unter dem Nullpunkt, und über ihren poetischen Wert läßt sich zum mindesten streiten. Wundere sich doch niemand, wenn bei solchen Zuständen das wirkliche, das „große“ Publikum, das im Theater Theaterstücke sehen will, immer mehr den „Machern“, den Theatralikern im schlechten Sinne, in die Hände fällt. Denn das Publikum, mag es auch in poetischen Dingen nicht allzuviel verstehen, hat doch für das Dramatische einen untrüglichen Instinkt. Während das Poetische zu seiner Schätzung Geschmack verlangt, der stets nur bei Wenigen gewesen, ist das Dramatische und seine Nachempfindung eine rein vitale Angelegenheit. Es ist eine Erscheinung, dem Überspringen des elektrischen Funkens zu vergleichen, dem sich niemand entziehen kann. Und darum wird der kommende große Dramatiker den Weg zu den Herzen ebensogut finden, als ihn Schiller gefunden hat und noch immer sich siegreich erkämpft, so oft er zu uns spricht.

Ob erfreulich oder nicht, es ist Tatsache, daß Berlin in Theaterdingen den Ton angibt. Hier sitzt die geschworene Clique des Naturalismus in allen Nuancen, betet Gerhart Hauptmann an und sorgt dafür, daß niemand aufkommt, der sie in Mißkredit bringen könnte. Wenn sie noch unduldsamer sind, als je die „alte Schule“, gegen die sie selber zu kämpfen hatten, so rührt das daher, daß sie alle, Dichter und Kritiker, Schreiber und Beschreiber, auf demselben unpersönlichen, objektiven, wissenschaftlichen Boden der Mittelmäßigkeit stehen.

Es fragt sich, wie lange das dauern wird. Nicht mehr allzulange aus dem einfachen Grunde, weil der Tag nahe bevorsteht, wo keine schlechtern Dramen mehr geschrieben werden können und wo das Publikum sich empört. In den nächsten Jahren dürfte Berlin einen großen Theaterkrach erleben, weil auch die vorzüglichste Aufführung aus miserablen, schwachherzigen Produkten keine wirksamen, zugkräftigen Dramen macht. Bis dahin ist vielleicht eine neue Dichtergeneration nachgewachsen, die, wenn nicht alle Zeichen

trügen, sich wieder großen Schicksalen zuwendet und über die Tendenz wie über ein hohles Ästhetentum das Menschliche stellt. Eine Bühne gibt es in Berlin, für die dann der Zeitpunkt gekommen ist, den ihr verloren gegangenen Platz im Kunstleben der Gegenwart wieder zurück zu erobern: das Königliche Schauspielhaus.

* * *

Wer verurteilt, wird immer schief angesehen, mag ihm nachher die Zukunft noch so sehr recht geben. Daß sie mir recht geben wird, ist allerdings meine feste Überzeugung, ohne die ich schwerlich diesen Ton anschlagen würde. Vor dem Richterstuhl der Zukunft wird die Nachwelt konstatieren, ob diese höchste Richterin das Urteil unterzeichnet oder zerrissen hat. Sollte nach dem dereinstigen Tode Gerhart Hauptmanns die dramatische Produktion aus Betrübnis ein jähes Ende nehmen, so weiß ich eines: nicht seine Dramen, sondern die Klassiker von Lessing bis Hebbel werden ihn überleben. Die Klassiker, die immer modern geblieben sind, weil sie nie modern waren und vor deren rein persönlicher Größe der ganze Naturalismusschwindel in ein jämmerliches Nichts zusammenbricht. Wir haben eine Unmenge moderne Stücke, aber noch kein modernes Drama, und wir haben es deshalb nicht, weil der Dichter, der sein Werk nicht nur zusammenleimt, sondern aus einem innersten Erfassen des Welträtsels herausgebiert, noch nicht gekommen ist. Daß es aber mit all den Spaßmachern und Ironikern endlich genug ist und daß uns wieder jener Erfüller not tut, der „nicht redet wie die Schriftgelehrten, sondern wie einer, der Gewalt hat" — das werde ich durch all den Straßenlärm hindurch solange sagen, bis wieder Ohren da sind, es zu hören!

Aus neuen Büchern.

„Über dem ewigen Wechsel des Lebens und der Hast des Tuns geht den Menschen unserer Zeit die Ruhe verloren, welche zur Bildung echter und klarer Empfindung nötig ist. Solche echte und klare Empfindung aber ist in Wahrheit die einzig lebende Quelle für die Gesinnung, auch für die Charakterbildung! Es wird sich nur immer mehr fühlbar machen, wie weit bloße Anempfindung, innere Abhängigkeit von Phrase und Schlagwort, Untiefe der persönlichen Grundsätze die moderne Menschheit durchzieht. Die leuchtend aufsteigende äußere Kultur des Jahrhunderts wirft eben doch auch ihren Schatten, und dieser Schatten fällt in das innere Leben der Menschen."

Aus: W. Münch, Anmerkungen zum Text des Lebens. 3. Aufl. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1904.

Vier Briefe.

Von

Paula Knappke.

„Nein, nein," ereiferte sich der Doktor, „es hat gar keinen Zweck, alte Briefe aufzubewahren. Man verändert sich doch mit der Zeit, wird reifer, oder mehr und mehr Philister. Und die Erinnerung verschiebt sich leise mit, macht nach Bedarf kleiner, größer. Wenn man dann nach Jahren so ein Geschreibsel wieder liest, kann man beim besten Willen keine Stellung dazu nehmen, es ist einem unbegreiflich, ja komisch. Wenn man es liest. Aber das tut ja auch kein Mensch. Oder haben Sie vielleicht Briefe, die Sie von Zeit zu Zeit wieder lesen?"

„Ja!"

„Wirklich, Frau Geheimrat? Na ja, Frauen haben solch ein Huldigungsbedürfnis. Und wenn sie in die Jahre kommen, wo der Weihrauch aufhört, dann setzen sie sich in stillen Stunden an den Kamin und lesen mit wehmütiger Genugtuung, wie man sie einst liebte und wie schön sie waren."

Die alte Dame schüttelte den Kopf. „Meine Briefe sind nicht derartig. Sie sind von einer Jugendfreundin —"

„Von einer Jugendfreundin? Die haben Sie wieder gelesen? Briefe, die immerhin fünfzig Jahre zurückliegen müssen —"

„Wenigstens der erste, ja. Und ich bin dem Zufall dankbar, der mich aus unserer Korrespondenz grade diesen und einen wohl um ein Jahrzehnt jüngeren aufheben ließ. Denn das war Zufall. Bei den späteren Absicht. Nun ist sie tot —"

„Könnten Sie mir diese Schriftstücke nicht auch mal zum Besten geben?" fragte der Doktor mit seinem malitiösen Lächeln.

„Gern! Obgleich — doch, Sie sollen sie hören."

Sie ging in das Nebenzimmer und kam nach einigen Minuten mit ein paar Briefen wieder. Setzte sich an den Tisch, dem Doktor gegenüber, schob den rotseidenen Lampenschirm zurück, damit das Licht ungedämpft auf die blassen Schriftzüge fallen konnte und begann zu lesen:

Köln 1850.

Geliebte Marie!

Zu schade, daß Du immer noch fort bist und auch zu meinem Geburtstag nicht herkommen konntest. Nun muß ich Dir davon berichten und werde doch nicht schildern können, wie es gewesen. Am einfachsten schriebe ich ja eine ganze Seite nichts weiter als: es war reizend, reizend, reizend — aber das würde Dir nicht genügen, nicht wahr?

Väterchen hatte nämlich den famosen Einfall, seiner verwöhnten Einzigen als Geburtstaggeschenk einen Ball zu geben, einen großen Ball mit Kotillon und allem üblichen.

Die Herren, die gehört hatten, wem zu Ehren dies Fest war, schickten schon in aller Frühe Sträuße und brachten Blumen, und mein kleines Zimmer sah aus wie das Boudoir einer weltberühmten Künstlerin. So wie es hoffentlich mal sein wird!

Am Anfang des großen Abends, als wir uns noch in zwei feindliche Lager geteilt gegenüberstanden und ein bißchen schwarze und weiße Schafe spielten, war es steif. Aber bei Tisch kam Stimmung. Da wurden schöne und lustige Reden gehalten auf die holde Siebzehn, das „hold" immer dick unterstrichen mit bezeichnendem Augenwerfen zu mir hin.

Nach dem Essen sang ich ein paar Lieder, animiert, noch kecker als gewöhnlich, und man schmeichelte und man klatschte infolgedessen noch mehr als gewöhnlich. Musikdirektor Lebrecht war ganz begeistert und sagte zu Papa: lassen Sie sie ausbilden, das Mädel hat ja Gold in der Kehle. Aber Väterchen wollte nichts davon wissen, er machte ganz entsetzte Augen bei dem Gedanken, daß sein schönes Kind mal fremde Leute für Geld ansingen sollte. Und Mama lächelte überlegen und schaute auf die Herren und schaute auf mich, und ich sah, wie sie dachte: wozu denn ausbilden, sie wird doch heiraten.

Dann haben wir getanzt, getanzt bis zum hellen Morgen. Ich war ganz toll, ganz berauscht. All die vielen Blumen, die frohen Menschen in den festlichen Sälen, die Musik — dabei tanzen zu können — tanzen mit dem frohen Gefühl, du bist der Mittelpunkt — ach — es war unbeschreiblich.

Alle waren befriedigt und haben sich brillant amüsiert, nur Gertrud Meyer nicht. Weshalb kam sie auch! Sie muß doch wissen, daß niemand sie mag, und sie nicht auf meinen, sondern nur auf der Eltern Wunsch eingeladen wurde. Sie hatte auch nur drei Sträuße, einen noch dazu von Väterchen mit dem mitleidigen Herzen, während ich, mit vierundzwanzig beladen, befriedigt ins Bett steigen konnte.

Vorher habe ich noch eine Weile vor dem Spiegel gestanden und gedacht: So sieht also ein Menschenkind aus, das jung ist und gefeiert und glücklich. So grenzenlos glücklich! Mir ist ja, als schaute mich aus allen Ecken und Winkeln das lachende Glück an, als wüchse es mir entgegen in tausend leuchtenden Blumen, und ich brauchte nur die Hände ausstrecken und pflücken, pflücken . . .

Bis zum Mittag habe ich im Bett gelegen und geträumt. Von all dem Schönen, das war, und das noch kommen mag. Nun denkst Du neugierig: aha — aber Du irrst. Keiner von denen, die gestern mit mir getanzt, spielt in dem zukünftigen eine Rolle. Von denen niemand. Ich will doch anderes, mehr — etwas außergewöhnliches. Ein Schicksal, um das mich die Leute beneiden.

Und ich will auch Gesangstunde nehmen. Künstlerin werden, eine große, berühmte Künstlerin. Gefeiert, umworben, wenn ich über die Straße gehe, sollen die Leute sich umdrehen und sagen: Habt Ihr sie gesehen?

Lachst Du, daß ich träume? Ihr tut es ja alle mehr oder minder, nur erzählt Ihr es nicht. Bloß Du, Du dummes Marielé, Du träumst nicht, Du lernst und lernst. Wirf Deine Bücher in die Ecke, lauf ihnen fort aus dem langweiligen Seminar und komm zu mir

zu Deiner Frieda.

* * *

Köln 1860.

Meine liebe Marie!

Wie gern wäre ich Deiner Einladung gefolgt! Wie gern hätte ich Dich endlich einmal wiedergesehen und Dein kleines Mädel, das nun wohl schon laufen kann, kennen gelernt. Aber es ist gar nicht daran zu denken. Papa, der sich seit Mamas Tode nicht wohl fühlte, wurde krank, so krank, daß wir mehr als einmal fürchteten — nun geht es ja wieder besser. Besser, nicht gut, und fort von ihm könnte ich nicht und wollte ich nicht.

Mir ist es sonderbar ergangen. Mit der einen Hand schlug mir das Schicksal Wunden, an denen ich zu verbluten meinte, in der anderen hielt es heilenden Balsam. Es war eine schwere Zeit, und ich habe es nicht empfunden. Es trägt sich doch alles leicht, wenn man weiß, daß ein anderer mit uns trägt, wenn man weiß, daß man alles, Freude und Leid, an eines Anderen Herzen niederlegen kann. Und Miterleben findet und Verstehen.

Wie gut ist das Leben, wenn man es nicht für sich lebt, sondern für einen anderen.

Denkst Du noch an meine Zukunftspläne? Wie ich berühmt werden wollte und umworben und gefeiert? Da wußte ich noch nicht, daß das Beste, was uns werden kann, eines Menschen Liebe ist.

Eine Liebe, die kein Opfer kennt, weil nichts ihr Opfer ist.

Eine Liebe, die alles versteht, für die es kein Irren gibt und keinen Mißklang, denn da sie begreift, wird sie immer verzeihen. So liebe ich ihn, so liebt er mich.

Er hat noch nicht gesprochen, und unter den jetzigen Verhältnissen ist es das Beste. Papa ist noch so schwach. —

Die Tür zum anderen Zimmer ist offen, und während ich schreibe, kann ich hineinschauen und das blasse Gesicht sehen, das so müde auf der Lehne des Sessels liegt. Neben ihm steht ein Krug voll dunkler Rosen. Ein Gruß von ihm für mich, und Väterchen freut sich der Blumen und freut sich doppelt, da sie von ihm sind, von ihm, den er liebt wie einen Sohn, und der an ihm soviel getan hat, wie ein Sohn nur irgend könnte. Jeden Tag ist er spät noch, und oft totmüde von der Praxis zu uns gekommen und hat gesehen, wo er helfen konnte. Er hat halbe Nächte an seinem Bett gesessen und ich konnte nichts für ihn tun als dabei stehen mit dem heißen Begehren, diese sorgenden Hände zu küssen . . .

Wie es werden wird? Alles ist ganz unbestimmt. Wer weiß, wann wir daran denken können, ein eigenes Heim zu gründen. Klein wird es wohl werden und sehr bescheiden, ein kleines Nest voll Sonne. Und in diesem kleinen Nest werden wir zusammen hausen, zusammen arbeiten, jeder mit dem innigen Wunsch, glücklich zu sein und glücklich zu machen. Du kennst mich ja, glaubst Du, daß es mir gelingen wird? — — — —

* * *

Köln 1880.

Liebe Marie!

Du bist unzufrieden, daß ich zu Deines Töchterchens Verlobung nur eine kurze Karte geschickt und Dir so gar nichts von mir und meinem Leben erzählt habe? Was soll ich Dir erzählen? Daß ich wie ein Lasttier jeden Tag denselben mühseligen Weg gehe, immer gepeitscht von dem: du mußt, du mußt? Vormittags Stunden, Nachmittags Stunden, dazwischen ein Mittagbrot, in aller Eile auf dem Petroleumherd gekocht, so ist es nun schon seit Jahren.

Und ich kann zufrieden sein, daß es so ist. Denn wenn es nicht mehr so wäre, wenn ich krank würde, keine Schülerin mehr hätte, was dann? Ja, was dann? Ich weiß es nicht. Und diese Sorge um das: was dann? wird mir zur fixen Idee, sie steht morgens mit mir auf und

legt sich abends mit mir nieder und läßt mich nicht schlafen. Diese törichte Sorge, ob ich das Leben weiter fristen kann, dies Leben ohne Freude, an dem mir gar nichts liegt.

Warum sagt man nicht zur rechten Zeit: nun habe ich genug, nun will ich nicht mehr! sondern plagt sich weiter und weiter? Und verliert den letzten Rest von Selbstachtung, duckt sich und demütigt sich aus Angst, eine Schülerin zu verlieren.

Und duckt sich immer noch nicht genug. Vor ein paar Monaten war Gertrud, die geborene Meyer bei mir. Nun heißt sie Schulze und ist die aufgeblasene Frau eines reichen Bierbrauers. Keuchend hatte sie sich mit einer Tochter, die nichts weiter zu sein scheint, als ein stets nach der neuesten Mode gekleidetes Mädchen, die drei Treppen zu mir hinauf bemüht. Nachdem sie zu Atem gekommen, teilte sie mir mit, daß man ihr eigentlich ganz andere Lehrer empfohlen, daß sie aber aus alter Freundschaft . . .

Ich habe ihr erwidert, meine Zeit erlaube mir nicht, nur aus alter Freundschaft Stunden zu geben.

Da wurde sie ordentlich erregt über mein Mißverstehen und versicherte, daß sie in der glücklichen Lage sei, jeden, auch den teuersten Lehrer zu bezahlen, und sie nur aus alter Freundschaft, aus Mitleid zu mir käme, zu mir, von der doch niemand etwas wüßte —

Ich habe für die Freundschaft gedankt und für die Ehre, Gertrud Schulzes Tochter Gesangstunden geben zu dürfen. Das war töricht, nicht wahr? In meinen Verhältnissen hat man nicht das Recht, stolz zu sein. Wer weiß, wie viele Fräulein Meyer und Schulze ich mir verscherzt habe!

Noch ein unerwartetes Begegnen wurde mir vor einigen Tagen, ich sah zum ersten Mal nach Jahren, zum ersten Mal seit damals, Doktor Feller, und sah ihn ohne Bitterkeit und Groll. Er hat mir eine schwere Zeit leichter gemacht, dafür muß ich ihm dankbar sein.

Nein, nein, nein! Es nützt nicht, sich etwas vorlügen zu wollen. Er ist doch das Schönste in meinem Leben gewesen. Und es ist töricht, das, was unser Bestes war, zu verkleinern, weil wir es verloren haben und zu sagen: es war ja auch nichts dran. Wir rauben uns damit das einzige, was wir haben, eine Erinnerung.

Habe ich Dir genug erzählt? Bist Du befriedigt, nun da Du gehört hast, was aus mir geworden? Ein verbitterter nutzloser Mensch, von dem niemand etwas hat, und der niemand hat! Das ist es, der niemand hat. Weißt Du, was das heißt? Weißt Du wie das ist? Nein, Du weißt es nicht, Du, die Du Mann und Kinder hast und von Menschen umgeben bist, die Dich lieben. Und hast Du es mehr verdient als ich? Warst Du

mehr wert glücklich zu werden als ich? Ich glaube doch nicht. Warum also Dir alles und mir nichts? Warum — —

* * *

Köln 1900.

Meine geliebte Marie!

Zu Deinem siebzigsten Geburtstag sollst Du auch von mir einen Glückwunsch haben, von mir, die Du gewiß längst tot geglaubt. Aber ich lebe noch, und lebe nicht mehr allein. Um mich her wimmelt eine bunte Gesellschaft, Männer und Frauen mit allerhand Gebrechen und Defekten, geistig, körperlich, ich bin im Armenhaus. Da steht es nun, und wie ich es geschrieben lese, macht es einen traurigen Eindruck. Und den sollst Du nicht haben. Denn mir ist wohl. Ich habe alles, was ich brauche, ein Dach über meinem Kopf und ein warmes Bett und weit mehr, etwas, das ich lange vergeblich gesucht — ich habe den Frieden.

Wenn ich am Fenster sitze und hinausschaue auf die graue Mauer, über die ein Apfelbaum seine Zweige reckt — schwarz und kahl gegen den blassen Winterhimmel, mit rosigen Blüten übersäet in heller Frühlingsluft, die tiefer und tiefer sich blaut, bis im Herbst ein frühes Abendrot goldene Lichter auf die reifen Früchte malt, — dann bin ich zufrieden. Dann kann ich träumen. Da kommen Menschen, die mir einst nahe gestanden, und ich rede mit ihnen und sie erzählen mir, und mir ist, als hätte ich sie nie verloren.

Aber die Leute um Dich herum! höre ich Dich sagen, und kann mir vorstellen, wie Deine gepflegten Hände den Brief vorsichtiger anfassen, den Brief, der zwischen diesen Leuten geschrieben. Ja, sie sind nicht erste Gesellschaft.

Und doch — wenn zum Beispiel Peter Franz, der in guten Tagen Maurer war, bis er vom Gerüst fiel, und sein Schädel und sein Verstand durch den Fall ein wenig aus den Fugen ging, wenn also Peter zu mir kommt und erzählt, wie ihm die Mädels nachliefen, wie er sich ihrer gar nicht erwehren konnte, und er zuweilen vier Schätze auf einmal hatte, da muß ich immer an einen Jugendfreund denken, der mit derselben großartigen Handbewegung wie mein Peter hier sagte: Mädels? pah — wenn ich wollte, zehn an jedem Finger!

Und die rote Marie, die schwatzend von einer zur anderen geht und der zweiten erzählt, was die erste gesagt — oder der lahme Friedrich, der gekrochen kommt, wenn der Inspektor es nicht sieht und sich mit heiserer Stimme giftig beschwert, daß es heute, zum vierten Mal in dieser Woche Erbsensuppe gegeben, Erbsensuppe, die er nie gemocht und die noch dazu

angebrannt gewesen — da erinnern sie mich nicht an eine, nein, an eine ganze Anzahl, die auch so von einem zum andern gingen, klatschten und Zwietracht säten, und an gar viele, die verbittert und unzufrieden murrten über das, was das Geschick ihnen gebraut.

Die Menschen sind immer dieselben, nur die Stufen sind verschieden. Und an das „ein bißchen weniger Tünche" sollte der Mensch sich nicht gewöhnen können, der Mensch, der sich an einen Hund gewöhnt, ihn liebt und ihn Tag und Nacht um sich duldet?

Weißt Du, ich wünschte eigentlich jedem einmal ein Jahr Armenhaus. Einen Ort, von dem er sich das Leben mal aus einer ganz entgegengesetzten Seite betrachten könnte. Damit es ihm leichter würde. Damit er frei würde von allerlei Ballast und Vorurteilen, und die Dinge ihm würden, nicht, was sie scheinen, sondern was sie sind. So vieles setzt uns in Aufregung: bunte Lappen, ein Häufchen Metall, ein heißer Blick, ein höhnisches Achselzucken — und was liegt daran?

Das mußte ich gestern denken, als ich eine wiedersah, auf die ich in der Jugend grundlos herabgeschaut, von der ich mich später gedemütigt fühlte und die ich deshalb bitter gehaßt, Gertrud Schulze. Sie hatte sich ihrem Sohn, der hier Bürgermeister ist und die Anstalt besichtigen wollte, angeschlossen, und spielte ein wenig Königin-Mutter. Ich kannte sie sofort, obgleich sie sehr alt geworden ist und sehr dick. Erst ging sie an mir vorüber, und als ihr plötzlich ein Erinnern kam, feierte sie kein frohes Wiedersehen und fiel mir auch nicht erschüttert um den Hals, sondern sie drückte mir schweigend und unbemerkt einen Thaler in die Hand. Ich habe ihn genommen und ihr herzlich gedankt für dieses Stückchen Metall, das mich früher wohl sehr empört hätte. Habe meinen speziellsten Freunden Kaffee und Kuchen gestiftet und mich gefreut, daß sie schmausten und dankbar waren wie die Kinder.

Es ist so einfach, Freude zu machen, denen, die nichts mehr erwarten. Das ist es ja, weshalb wir Alle so leicht zerbrechen und so leicht scheitern: weil wir mit viel zu viel Ansprüchen an das Leben herantreten, weil wir meinen, mit der Geburt auch ein Recht auf Glück und Freuden erworben zu haben. Und wenn sie ausbleiben, wenn Enttäuschungen kommen, fühlen wir uns ins Unrecht gesetzt und werden verbittert. Erst wenn wir gelernt haben, nichts zu erwarten, nichts zu verlangen — jede Blüte, jeden Sonnenstrahl, den das Leben uns schenkt, als etwas unverdientes froh zu genießen, dann erst werden wir glücklich sein. Und ich hoffe, Dein Leben ist es gewesen.

Das Christentum in seinem Verhältnis zu Kultur, Gesellschaft und Staat.

Von

Max Christlieb.

I. Das Christentum und die Kultur.

1.

„Der Mensch, wie sehr ihn auch die Erde anzieht mit ihren tausend und abertausend Erscheinungen, hebt doch den Blick forschend und sehnend zum Himmel auf, der sich in unermessenen Räumen über ihn wölbt, weil er es tief und klar in sich fühlt, daß er ein Bürger jenes geistigen Reiches ist, woran wir den Glauben nicht abzulehnen noch aufzugeben vermögen."

Mit diesen Worten Goethes, die er am 29. April 1818 zum Kanzler Müller sprach, sei das Thema der nachfolgenden Betrachtungen angegeben. Heute in unserer Zeit emsiger historisch-kritischer Forschung, da so vieles bisher für sicher gehaltene wieder ungewiß, vieles scheinbar klare wieder problematisch geworden ist, heute wendet sich nach einer Zeit oberflächlichen Aburteilens eine ernste und gründliche Forschung aufs neue dem alten Menschheitsrätsel, der Religion, zu, versucht mit neuen Mitteln und verbesserten Methoden den Schleier zu lüften, der dieses Gebiet menschlichen Seelenlebens und geschichtlicher Entwicklung dem prüfenden Blicke verbirgt, und will endlich feststellen, ob wirklich nicht bloß übersinnliche, sondern überweltliche Kräfte hinter ihm wirksam sind und in unsere Welt hereinragen. Es liegt aber im Wesen jeder historischen Betrachtung, daß sie nicht bloß das einfach erscheinende als in Wahrheit vielfach verwickelt und bedingt aufzeigt, sondern auch, daß sie das Absolute auflöst und an seine Stelle relative Werte setzt. Und wenn früher die Religion, wenigstens in ihrer bisher vollkommensten Form, im Christentum, den Anspruch erhoben hatte, die einzig berechtigte Prägestätte für die höchsten unbedingt geltenden Werte zu sein, so wird dieser Anspruch heute scharf kritisch geprüft, jedenfalls aber nicht mehr als selbstverständlich

anerkannt. Die Welt mit all ihrem reichen Inhalt, von dem wir im Vergleich mit der Vergangenheit so vieles erkannt haben, ist uns aus einer endlichen und vergänglichen zu einer unendlichen und ewigen geworden, sie will ebenbürtig neben den Himmel treten, ja ihn nicht mehr bloß für den Verstand, sondern auch für das Gemüt des Menschen ersetzen. Aber eben die vertiefte Forschung, die sich der Religion zuwendet, läßt uns immer deutlicher erkennen, daß jener unbedingte Anspruch auf überweltliche Werte ein unveräußerliches Merkmal jeder echten Religion ist, daß sie mit ihm sich selbst aufgibt. Und so taucht das uralte Problem des Gegensatzes zwischen Religion und Welt, zwischen Religion auf der einen und Kultur, Gesellschaft und Staat auf der andern Seite in neuer Schärfe wieder vor uns auf. Und wenn die konsequenteste Lösung, die das Problem bisher gefunden, die geniale und doch so gemeinverständliche Verbindung von Welt und Überwelt im System des Ultramontanismus, unserer Kultur heute den entschlossenen Kampf anbietet, so können wir in diesen Kampf erst dann mit ungebrochener Kraft eintreten, wenn wir zuvor den schwersten Kulturkampf in unserm Innern durchgefochten haben, den Kampf um das Recht der Kultur überhaupt neben der Religion. Denn der einfachen Welt- und Kulturseligkeit gegenüber ist jener Feind unüberwindlich, eben weil er, wenn auch in einer für uns heute unmöglichen Form, doch eine Vereinigung jener Gegensätze bietet und nicht flach und oberflächlich einfach den einen verwirft und leugnet.

Wie einfach und klar erschien einst gegenüber diesem komplizierten Gewirr von göttlichen Geboten und menschlichen Satzungen der Rückgang unserer Reformatoren auf die heilige Schrift, auf das reine und lautere Wort Gottes: — und wie endlos verwickelt erscheint heute, im Zeitalter der Bibelkritik, diese ganze Frage wieder. Damals glaubte man den unerschütterlichen Standort auf dem Urgestein göttlicher Offenbarung gefunden zu haben: — heute löst sich unter der kritischen Analyse dieses Urgestein in zahllose Schichten angeschwemmten Bodens auf, die der Strom der geschichtlichen Entwicklung in jahrtausendelangem Lauf neben und übereinander abgesetzt hat. „Das Christentum" ist uns heute nicht mehr eine einheitliche und eindeutige Größe, seit wir uns daran gewöhnt haben, nach seinem „Wesen" zu fragen. Und so ist auch die Frage, was christliche Ethik sei, heute unsäglich verwickelt geworden. Ist es die römisch-katholische des aggressiven Ultramontanismus? oder die evangelische des „leidsamen Luthertums"? oder die reformierte des streitbaren Calvinismus? Wo finden wir denn das „rein Christliche?" Man wird antworten: im Neuen Testament. Aber kaum etwas ist uns heute so

deutlich, als daß in den Schriften des Neuen Testaments ganz verschiedene Auffassungen des „Christlichen" uns entgegentreten. Man will sich nun gerne von „der Schrift" zurückziehen auf „den, von dem sie zeugt", also auf die Worte Jesu selber. Aber auch hier hat uns die Entwicklung der modernen kritischen Theologie zwischen originalem und übernommenem, zwischen christlichem und jüdischem scheiden gelehrt. Soviel dürfen wir wohl als Minimalresultat dieser Theologie aufstellen: wie es sich auch mit der Originalität der Verkündigung Jesu in ihrem Zentrum verhalten möge, auf ihrer Peripherie ist sie jedenfalls stark berührt von den Anschauungen des zeitgenössischen Judentums. Und wir brauchen schlechterdings keine Theologie dazu, um ganz unbefangen und selbstverständlich zu fragen: wie könnte das auch anders möglich sein?

2.

Aber hier treffen wir dann auf eine neue große Schwierigkeit: sie führt uns mitten in unser Problem selbst hinein. Zu den Berührungen, die Jesu Verkündigung auf ihrer Peripherie mit der Gedankenwelt des zeitgenössischen Judentums habe, rechnet die moderne Theologie einmütig die Erwartung, die Jesus ausgesprochen hat, daß das Ende der Welt vor der Türe stehe und daß er also mit nächstem wiederkommen werde zum Gericht. Es hat eine lange Zeit gegeben, in der gerade die freier gerichteten Theologen eine solch „schwärmerische" Idee Jesus nicht zutrauen wollten. Aber abgesehen davon, daß hier eine geheime Unfreiheit versteckt ist — man wollte eine solche Lehre bei Jesus nicht finden, weil man sich nicht getraute, ihm darin direkt zu widersprechen, — abgesehen davon müssen wir uns hüten, was für uns „Schwärmerei" wäre, auch bei Jesus so zu nennen: den Weltgesetzen des jüdischen Denkens widersprach nichts in dieser Erwartung. Heute muß eine aufrichtige Theologie rückhaltlos anerkennen, daß diese Erwartung der baldigen Wiederkunft zum Gewissesten gehört, was in den drei ersten Evangelien als Anschauung Jesu „von den letzten Dingen" überliefert ist.

Ob man nun eine solche Anschauung zum Peripherischen in der Religion Jesu rechnen kann, bleibe für jetzt dahingestellt. Für die Ethik Jesu aber, also für die urchristliche Ethik, steht sie jedenfalls im Zentrum: denn meine ganze Stellung zur Welt wird im Innersten dadurch bedingt, ob ich in der Welt dauernde, über ganze Generationen hinübergreifende und darum entwicklungsfähige Ordnungen und bleibende, mindestens für absehbare Zeit wertvolle Güter finde oder ob ich nicht bloß mein Leben,

sondern die ganze bestehende Ordnung der Welt als ein Provisorium von wenig Jahren ansehe, das kaum noch eine Generation überdauern wird.

Und damit ist das Problem gestellt, um das es sich für uns handelt. Wie kann das Christentum, das in seiner Urgestalt als Verkündigung Jesu die Welt als ein solches Provisorium auffaßt, ein positives Verhältnis zu dem haben, was wir Kultur nennen? Das Wort Kultur ist vom selben Stamm wie das Wort Agrikultur; der Ackerbau ist ja auch die Vorbedingung aller Kultur. Der Ackerbau aber ist gegründet auf das Vertrauen in die Beständigkeit der Erde und ihrer natürlichen Gesetze: „Du Erde bleibst auch dieses Jahr beständig", so muß der Ackerbauer das Wort Fausts für sich umändern. Und so ruht auch die Kultur auf dem Glauben an die Dauer der Einrichtungen, mit denen wir sie begründen und befördern wollen, auf dem Vertrauen in die Möglichkeit, daß die Menschen mit ihren höheren Zwecken wachsen und sich entwickeln können. Ohne diese Erwartung einer für absehbare Zeit nicht endigenden Dauer ist jedes Streben nach Kultur sinnlos und unmöglich. Jesus, der die entgegengesetzte Erwartung gehegt hat, konnte deshalb an die Möglichkeit einer Kultur gar nicht denken. Die Ethik Jesu ist vielmehr von einer Stimmung der Welt gegenüber durchtränkt, die mit der unsrigen, die wir seit der Reformation haben, in einem — sobald wir den Gegensatz erkennen — unauflöslich scheinenden Widerspruch steht.

Man hat diese Stimmung von alters her, lobend oder mißbilligend, mit der andern gleichgesetzt, wie sie sich als Weltverneinung oder Weltflucht überall im Gefolge einer dualistischen Weltanschauung findet: das Natürliche gilt als solches für unrein und für böse und ist darum zu meiden; das Leben muß so gestaltet werden, daß es möglichst wenig Berührung mit der „Welt" bietet. Der indische Büßer, der buddhistische Bettler, der katholische Einsiedler, der Stifter des Mönchtums, der, wenn er sein dürftiges Mahl aß, sich im dunkelsten Winkel seiner Höhle versteckte, weil er sich schämte, daß ein unsterblicher Geist solches bedürfe — das sind die Typen dieser Weltverneinung. Solche Gedanken finden wir bei Jesus nicht. Auch das, was wirklich etwas wie ein dualistisches Element in seiner Weltanschauung bildet, die Vorstellung vom Teufel — die wir dem Stifter unserer Religion nicht deshalb absprechen sollten, weil wir aufgeklärten Kinder des zwanzigsten Jahrhunderts sie nicht mehr zu teilen vermögen — hat ihn nicht zu einer solchen Verurteilung der Welt gebracht: der alttestamentliche Glaube an den Schöpfergott hat die

asketische Weltbetrachtung in Israel niemals recht aufkommen lassen. Eben das macht ja Schopenhauer dem Judentum zum Vorwurf, daß es die einzige optimistische Religion sei, während er im Christentum das asketische als einziges Wahrheitsmoment anerkennt. Diese Art der Weltverneinung ist freilich in die Entwicklung des Christentums früh hineingekommen, aber an seiner Quelle findet sie sich noch nicht.

Jesu Ethik ist nicht eigentlich weltverneinend oder weltverurteilend, nicht einmal weltflüchtig, sondern nur weltabgewandt. Er nimmt kein eigentliches Interesse an der Gesamtheit dessen, was die Welt beherbergt. Wenn er es als Stoff für seine Gleichnisreden braucht, so benützt er es unbefangen, mit weltoffenem Sinn, mit Verständnis für seine Eigenart, ja mit der Liebe des Künstlers zu seinem Stoff. Aber worauf es ihm einzig und allein ankommt, das ist der einzelne Mensch und seine Seele: ihn aus dieser dem Untergang geweihten in jene nahe bevorstehende Welt hinüberzuretten, das ist der oberste Zweck seines Wirkens. „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele? Oder was kann der Mensch geben, daß er seine Seele wieder löse?"

Zur Verdeutlichung dessen, was er meint, bedient sich Jesus der zeitgenössisch-jüdischen Kategorie des Himmelreiches. Dieses Himmelreich ist „die vom Himmel her in die gegenwärtige Wirklichkeit eintretende, diesseitig werdende Ordnung der Dinge," wie unsere Theologen es definieren. Die Juden hatten diese Idee gebildet, als es ihnen nach kurzer Blütezeit schlecht und immer schlechter ging; sie verlegten ein Abbild der vergangenen Herrlichkeit in den Himmel und erwarteten, wenn die Situation auf der Erde ganz verzweifelt sei, dann werde Gott dem Elend ein Ende machen und jenes im Himmel aufbewahrte Reich plötzlich und wunderbar auf Erden verwirklichen. Dieses Reich aber ist die Umkehrung der jetzigen Weltverhältnisse, also die Herrschaft der bisher geknechteten Juden über alle Völker: bei den großen Propheten mehr im Sinne der Herrschaft des wahren Gottes und seiner Erkenntnis, bei dem zweiten Jesaias sogar als eine Art Missionsberuf Israels, beim gewöhnlichen Juden aber wohl schlechtweg politisch als Vergeltung an den Gojim, den Heiden, gedacht. Jesus hat diesem Begriff jeden politischen Beigeschmack genommen, für ihn ist das Reich Gottes — obwohl er es nach seinem Namen unter dem Bild einer staatlichen Organisation denken muß — eine rein religiöse Größe. Indessen scheint seine Auffassung vom Kommen dieses Reiches eine Wandlung durchgemacht zu haben, die man vielleicht so konstruieren könnte: in der ersten erfolgreichen Zeit seines

Auftretens wird er eben in diesen Erfolgen das allmähliche Herankommen des Reiches erblickt haben; später, als jede Aussicht auf einen von ihm selbst zu erreichenden Erfolg mehr und mehr schwand, wird er es sich mehr im Geiste der Zeit, apokalyptisch, plötzlich und wunderbar kommend, vorgestellt haben. Uns Modernen läge vielleicht die umgekehrte Reihenfolge näher, in Jesu Geist aber würde sich auf diese Weise die Entwicklung des Begriffs, die er im Volke durchgemacht, gleichsam abgekürzt wiederholen. So wäre es auch begreiflich, daß sein Interesse für die gegenwärtige Welt immer geringer und er gegen ihre Aus- und Umgestaltung immer gleichgültiger wurde, während sich sein Interesse am Heile des Einzelnen steigerte, zugleich aber auch die Forderungen immer schroffer wurden, die er an die Seinen stellte.

3.

Wir modernen Menschen müssen uns nun aber unbedingt darüber klar werden, daß wir in diesem Punkt in einem völligen Gegensatz zu den Anschauungen Jesu stehen. Solche eschatologische Geringschätzung der menschlichen Geschichte und Kultur kann für uns schlechterdings nicht die letzte Lösung der Frage sein. Vielleicht für einen Slawen, wie Tolstoi, einen halben Asiaten, in dessen Kultur die Frucht faul, eh' man sie bricht, aber nimmermehr für einen Germanen, der sich als ein Glied der kulturtragenden und weltbeherrschenden Rasse empfindet.

Es läge nun nahe, gerade von diesen Erwägungen aus Jesus eben einfach ebenfalls den Asiaten zuzurechnen und entschlossen zu sagen: sein Ideal ist nichts für uns Germanen. Er will von keiner Zukunft der Erdkultur wissen, wir aber glauben vorläufig an diese Zukunft und fühlen uns berufen, an ihr mitzubauen:

Das Drüben kann mich wenig kümmern,
Schlägst du erst diese Welt in Trümmern,
Die andere mag danach entstehn.
Aus dieser Erde quillen meine Freuden,
Und diese Sonne scheinet meinen Leiden;
Kann ich mich erst von ihnen scheiden,
Dann mag, was will und kann, geschehn.

Aber dennoch können wir uns von dem Eindruck nicht losmachen, daß in jenen Worten Jesu von dem Wert der Menschenseele, der höher sei als die ganze Welt, eine Wahrheit liegt, die uns allein auch der Kultur gegenüber Freiheit gibt. Wir dürfen nur nicht an der phantastischen eschatologischen Vorstellungsform hängen bleiben, sondern müssen

den überzeitlichen und ewig wertvollen Wahrheitskern auch in der fremdartigen Hülle erkennen und herausschälen. Der Predigt Jesu verdankt die Welt, daß sie überhaupt über sich hinausdenken kann: den Wert des Überweltlichen hat keiner so der Menschheit in die Seele gedrückt, als Jesus und die an ihn sich anschließende religiöse Entwicklung. Daß nun diese Idee als ein fremder Gast in die Erscheinung trat und, wie sie sich zu realisieren begann, von Phantasterei kaum zu unterscheiden war, darf uns nicht befremden: gerade in den harten, apokalyptischen Schalen stecken die fruchtbarsten Kerne. Die ablehnende Stellung des Evangeliums gegenüber aller Kultur ergibt sich aus der besonderen Lage und dem besonderen Beruf Jesu, sie ist nicht der Inhalt, sondern nur die zeitlich bedingte Form seiner Verkündigung. Ihr ewiger Inhalt aber ist die Aufstellung eines über alle Kultur hinausliegenden überzeitlichen Wertes, und damit hat das Christentum der Kultur selbst den allergrößten Dienst geleistet. Denn alle Kultur ist unausstehlich, wenn sie den Wert des Individuums mißachtet, statt ihn zu steigern. Die Kultur ist selbst nur ein Mittel zur Erhöhung der Persönlichkeiten, die an ihr teil nehmen. Wer aber auf die Kultur wirken will, der muß über ihr stehen, der muß sie ernsthaft in Frage stellen können. Und der Ort, auf dem er stehen kann, um seinen Hebel anzusetzen, das ist die Religion mit ihrer Überweltlichkeit. Die Religion schafft neben der natürlichen, diesseitigen Welt eine geistige, jenseitige, ein unveränderliches, zum Ideal gesteigertes Vorbild. Hierdurch wird dem Leben der Menschheit ein völlig neues, den Naturbedingungen entgegenwirkendes Ferment zugesetzt. Die Religion ist das Salz der Kultur: eben deshalb muß das Salz etwas anderes sein, als die Speise, sonst wäre es nicht imstand, das tägliche Brod vor Fäulnis zu bewahren. Seitdem Jesus über die Erde gegangen ist, kann die Menschheit nie wieder so vollkommen mit der Erde und auf der Erde zufrieden sein wie vorher, z. B. wie in der griechischen Kultur, die bekanntlich mit dem sittlichen Bankerott geendet hat. Wohl ist es ein Widerspruch, wenn die christliche Ethik ihren Jüngern die Aufgabe stellt, alle ihre geistigen und physischen Kräfte anzuspannen, um in gewissenhafter Arbeit Ziele zu verfolgen, die doch nicht als letzte und schlechthin wertvolle gelten dürfen — aber eben dieser Widerspruch erhält das Leben der Menschheit lebendig. Die Religion mit ihrer Überweltlichkeit ist der eine Pol, die Kultur mit ihrer Erdseligkeit der andere: aber von Pol zu Pol springt der elektrische Funke über, der das Feuer menschlichen Strebens immer wieder neu entzündet, das Feuer jenes Mutes, der allein den Widerstand der stumpfen Welt besiegt.

II. Das Christentum und die Gesellschaft.

1. Selbstverleugnung und Selbstbehauptung.

Daß das Christentum in seiner anfänglichen Gestalt der antiken Kultur grundsätzlich gleichgültig, in Wirklichkeit vielmehr bald genug feindselig gegenüber trat, hat einerseits natürlich seine Ausbreitung gehindert und erschwert, denn es mußte so für alle kulturseligen Gemüter ein Ärgernis und eine Torheit zugleich sein. Aber neben den in der Kultur Befriedigten gab es damals wie immer, aber damals in ganz besonders großer Anzahl, zwei andere Klassen von Menschen, für die das Christentum gerade wegen jener Stellung zur Kultur im höchsten Grade anziehend sein mußte: solche, die an den Gütern der Kultur übersättigt waren und solche, die an diesen Gütern gar keinen, dagegen an den Leiden und Lasten der Kultur einen übergroßen Anteil erhalten hatten.

Den Kulturübersättigten war die Kultur selbst zum Ekel geworden, und überall und zu allen Zeiten, bei indischen Fürstensöhnen wie bei deutschen Romantikern, ist die Übersättigung leicht in die Askese umgeschlagen. Sie mußten es als Befreiung von einer unerträglich gewordenen Bürde empfinden, wenn sie jene Güter der Kultur wegwerfen durften und statt des sündig schwelgerischen oder auch des ästhetisch überfeinerten nun ein gottgefällig armes und absichtlich unästhetisch barbarisches Leben führen konnten. Solche Gestalten sind in der Geschichte der ersten Jahrhunderte des Christentums zahllos; wer sie nicht aus den Quellen kennen lernen kann, dem hat sie Kingsley mit unübertrefflich sicherer Intuition in Philammon und Pelagia, den beiden Büßergestalten seines Romans Hypatia, dargestellt. Sie alle erblickten den Kern des Christentums in dem Wort des Meisters: „Wer da will mein Jünger sein, der verläugne sich selbst und folge mir nach“: die Nachfolge Christi aber bestand für sie in der Armut, der Entbehrung und der Askese.

Noch viel größer aber war die Anzahl derer, die sich mitten in der hochentwickelten Kultur des Altertums als die Enterbten dieser Kultur betrachten mußten: die Zahl der Armen und vor allem der Sklaven. Sie hatten nur die Schattenseiten der Kultur zu sehen bekommen, ja der Fortschritt und die Steigerung und Verfeinerung dieser Kultur hatten ihnen fast jeden Sonnenblick eines persönlichen Glückes geraubt. Kein Wunder, daß sie einer Lehre in Massen zufielen, die die Wertlosigkeit und Verwerflichkeit jener Kultur predigte und je mehr die antike Kultur äußerlich mit der Religion verknüpft war, mit desto größerem Abscheu ihren Ursprung auf teuflische Dämonen zurückführte.

Aber fast das wunderbarste unter all den vielen wunderbaren Schauspielen, die das werdende Christentum bietet, ist doch, daß jene Enterbten in der neuen Religion der Brüderlichkeit und Menschenliebe nicht etwa den Stachel zur Abschaffung des tausendfachen Elendes, sondern nur einen lindernden Balsam für die Wunden fanden, die das Geschick ihnen geschlagen, sodaß zum Beispiel niemand ernstlich an die Abschaffung der Sklaverei dachte. Dieser erste und augenfälligste Kompromiß der neuen Religion mit den alten Zuständen war eine direkte Folge ihrer eschatologischen Anschauungen: wozu diese Zustände noch ändern, wenn sie doch in wenigen Jahrzehnten der Vernichtung geweiht sind und mit der ganzen Welt zugleich verschwinden! Und als jene Erwartung allmählich verschwand, da war nicht bloß der Kompromiß schon geschlossen, sondern gerade jenes Wort des Meisters schien ihn auch für immer zu bestätigen: „Wer da will mein Jünger sein, der nehme sein Kreuz auf sich." War doch das schimpfliche Zeichen des Sklaventodes, das Kreuz, zum Symbol des weltüberwindenden Christenglaubens geworden, und enthielt doch das Wort des großen Heidenapostels, daß die göttliche Torheit der Botschaft vom Kreuze höher sei als alle Weisheit der griechischen Welt, eine so unermeßliche Umwertung aller Werte, daß wir, denen jenes Wort längst bekannt und vertraut klingt, sie gar nicht mehr recht nachfühlen können. Aber man versuche einmal, in ein paar jener Sprüche statt „Kreuz" jedesmal das Wort „Galgen" zu setzen, und man wird eine Ahnung davon bekommen, wie „die frohe Botschaft vom Galgen" und die „Predigt vom gehenkten König" in den Ohren jener Zeit geklungen haben mögen.

Aber das Christentum geht noch viel weiter in seiner unerbittlichen inneren Folgerichtigkeit. Noch ganz anders als die Stoiker machten die Christen Ernst mit dem Gedanken der Gleichheit aller Menschen vor Gott: ein Sklave konnte in der früh sich entwickelnden christlichen Hierarchie ohne weiteres eine höhere Stellung einnehmen als sein Herr, und in dem kühnen Worte des Paulus, daß jetzt kein Sklave und kein Freier, kein Grieche und kein Barbar, kein Mann und kein Weib mehr da sei, sondern alle gleich seien in Christus, waren alle Schranken, die Griechen und Römer zwischen Mensch und Mensch aufgerichtet hatten, wieder niedergeworfen. Aber nicht als revolutionärer Rechtsanspruch trat die neue Lehre auf: im Gegenteil, das Wesen des Rechtes selbst wurde in dem Gedanken der Bruderliebe verworfen. Nicht sein Recht suchen und behaupten soll der Christ, sondern auf sein Recht verzichten, nach einem Schlag auf die linke Wange die rechte noch hinhalten, dem Räuber des

Rockes noch den Mantel dazu schenken, dem gewalttätigen Beamten, der eine Meile Vorspann für die Post des Staates erpreßt, freiwillig noch eine zweite drein geben.

Ebenso wenig als Recht soll der Christ Ehre bei den Menschen suchen. Der Ruhm ist nicht mehr von des Lebens Gütern allen das höchste; ja die Schande ist dem Ruhm vorzuziehen: „Selig seid ihr, wenn euch die Menschen um meinetwillen schmähen und verfolgen und reden allerlei Übles gegen euch.“ Man kann nicht leugnen, daß jenes schreckliche Wort: „Die Welt verachten, sich selbst verachten, verachten daß man verachtet wird“ auf einer Linie liegt, die von der Bergpredigt ganz geradeaus führt.

Noch heute ist das Christentum der „Stillen im Lande“, der echte Pietismus in dem ursprünglichen, bescheidenen — nicht dem heutigen anspruchsvollen — Sinne des Wortes, von diesen Stimmungen erfüllt. Aber es ist auch nur dieser doch immerhin auf einen kleinen Ausschnitt der Völker begrenzte Kreis, in dem diese Ideale noch uneingeschränkt gelten. Für die anderen, auch die, die wirklich Christen sein wollen, sind Ehre und Recht doch Güter geworden, die sie wert halten und bewahren. Ein großer Rechtslehrer hat uns den „Kampf ums Recht“ als sittliche Pflicht zugemutet, und dem Angelsachsen mindestens ist dieses Ideal völlig in Fleisch und Blut übergegangen. Aber auch sonst ist es — in der Praxis ohnehin, doch das würde nichts beweisen — in der Theorie der „christlichen Ethik“ überall anerkannt, daß sein Recht und seine Ehre gegen ungerechten Angriff zu schützen und mit den dafür heute zu Gebot stehenden rechtlichen Mitteln des Prozesses oder der Beleidigungsklage zu verteidigen dem Christen nicht bloß erlaubt, sondern geboten sei — eine Stimmung, die der des Urchristentums direkt entgegengesetzt ist.

2. Nächstenliebe und Eigentum.

Mit Recht und Ehre war im Urchristentum auch der Reichtum bei der Umwertung der alten Werte der hohen Schätzung entkleidet worden, mit der die heidnischen Religionen so gut wie die ältere Zeit Israels ihn als Gottesgabe gewertet hatten. Als Mammon, also mit dem Namen eines Götzen, bezeichnet ihn Jesus: der Mammon der Ungerechtigkeit, der betrügerische Mammon, der gottfeindliche Mammon, dem man nicht zugleich mit Gott dienen kann — das sind die Urteile Jesu über ihn. Daß ein Reicher selig werde, ist nach ihm so schwer, daß es überhaupt unmöglich ist, wenn nicht Gottes Wunderhilfe eingreift. Der Arme ist dagegen von vornherein in der rechten Verfassung für die Annahme der Heilsbotschaft: alte

prophetische Ideale des späteren Israel trafen hier zusammen mit der neuen eschatologischen Geringschätzung der Welt. Die Frommen und die Armen rücken schließlich so nahe zusammen, daß Frömmigkeit ausschließlich eine Sache der Armen zu werden droht, und die aufkommende Askese trug vollends dazu bei, diese Schätzung zu der einzig christlichen zu machen. Dazu kam bald die alte jüdische Idee von der sündentilgenden Kraft des Almosengebens. Der schrecklichen Herzenshärtigkeit der antiken Welt gegenüber war sogar das ein Fortschritt: denn so völlig abgestumpft war die griechisch-römische Gesellschaft gegen das Elend der Massen, daß sie trotz ihres Scharfsinnes das soziale Element, die Brüderlichkeit, nicht einmal klar als den Kern der christlichen Sittlichkeit erkannte. Aber wenn wirklich „Almosengeben die Menge der Sünden bedeckt", so ist damit die Armut im Grundsatz verewigt und der wichtigste Hebel zu ihrer Bekämpfung als eines Übels, das nicht sein soll, ausgeschaltet. Daß von Jesus das Wort überliefert war: „Verkaufe was du hast und gib's den Armen", und daß dieses Wort zugleich den letzten Schritt zur Vollkommenheit angab, der jenem reichen Jüngling noch fehlte, erschien in einer freilich ganz ungerechtfertigten Verallgemeinerung als Bestätigung jener jüdischen Theorie, und das andere Wort des Meisters: „Arme habt ihr allezeit bei euch", schien jeden Versuch, der Armut im großen und ganzen zu steuern, von vornherein als falsch zu bezeichnen.

Mit dem Reichtum selbst aber mußten auch alle Mittel, ihn zu erwerben, als verwerflich gelten: Zinsnehmen und Handeltreiben erschien fast gleich unchristlich. Dem ersten konnte die Kirche durch das kanonische Zinsverbot auf Jahrhunderte hinaus den Makel der Sündhaftigkeit aufdrücken; der Handel, als eine der ursprünglichen und notwendigen Tätigkeiten des Völkerlebens, brach sich freilich von selbst immer Bahn, sobald die Bedingungen dazu vorhanden waren.

Aber noch heute besteht eine ganz deutliche Spannung zwischen Kapitalismus und Handel auf der einen und strengem Christentum auf der anderen Seite. Es ist dies freilich schon allgemein menschlich. Wer nicht selbst Kaufmann, also Partei ist, dem will es eben nicht recht eingehen, daß in einer Hungersnot der glückliche Besitzer von großen Getreidevorräten sittlich handelt, wenn er die für ihn günstige Konjunktur zu einem Preisaufschlag benutzt, auch wenn wir alle noch so klar einsehen, daß neben der aufgewendeten Arbeit auch die gesteigerte Nachfrage und die größere Seltenheit den Preis der Ware bestimmen. Beim Diamanten lassen wir das gelten, denn wer für diesen den erhöhten Preis bezahlt, mit dem haben wir kein Mitleid, er befindet sich jedenfalls

sondern die ganze bestehende Ordnung der Welt als ein Provisorium von wenig Jahren ansehe, das kaum noch eine Generation überdauern wird.

Und damit ist das Problem gestellt, um das es sich für uns handelt. Wie kann das Christentum, das in seiner Urgestalt als Verkündigung Jesu die Welt als ein solches Provisorium auffaßt, ein positives Verhältnis zu dem haben, was wir Kultur nennen? Das Wort Kultur ist vom selben Stamm wie das Wort Agrikultur; der Ackerbau ist ja auch die Vorbedingung aller Kultur. Der Ackerbau aber ist gegründet auf das Vertrauen in die Beständigkeit der Erde und ihrer natürlichen Gesetze: „Du Erde bleibst auch dieses Jahr beständig", so muß der Ackerbauer das Wort Fausts für sich umändern. Und so ruht auch die Kultur auf dem Glauben an die Dauer der Einrichtungen, mit denen wir sie begründen und befördern wollen, auf dem Vertrauen in die Möglichkeit, daß die Menschen mit ihren höheren Zwecken wachsen und sich entwickeln können. Ohne diese Erwartung einer für absehbare Zeit nicht endigenden Dauer ist jedes Streben nach Kultur sinnlos und unmöglich. Jesus, der die entgegengesetzte Erwartung gehegt hat, konnte deshalb an die Möglichkeit einer Kultur gar nicht denken. Die Ethik Jesu ist vielmehr von einer Stimmung der Welt gegenüber durchtränkt, die mit der unsrigen, die wir seit der Reformation haben, in einem — sobald wir den Gegensatz erkennen — unauflöslich scheinenden Widerspruch steht.

Man hat diese Stimmung von alters her, lobend oder mißbilligend, mit der andern gleichgesetzt, wie sie sich als Weltverneinung oder Weltflucht überall im Gefolge einer dualistischen Weltanschauung findet: das Natürliche gilt als solches für unrein und für böse und ist darum zu meiden; das Leben muß so gestaltet werden, daß es möglichst wenig Berührung mit der „Welt" bietet. Der indische Büßer, der buddhistische Bettler, der katholische Einsiedler, der Stifter des Mönchtums, der, wenn er sein dürftiges Mahl aß, sich im dunkelsten Winkel seiner Höhle versteckte, weil er sich schämte, daß ein unsterblicher Geist solches bedürfe — das sind die Typen dieser Weltverneinung. Solche Gedanken finden wir bei Jesus nicht. Auch das, was wirklich etwas wie ein dualistisches Element in seiner Weltanschauung bildet, die Vorstellung vom Teufel — die wir dem Stifter unserer Religion nicht deshalb absprechen sollten, weil wir aufgeklärten Kinder des zwanzigsten Jahrhunderts sie nicht mehr zu teilen vermögen — hat ihn nicht zu einer solchen Verurteilung der Welt gebracht: der alttestamentliche Glaube an den Schöpfergott hat die

asketische Weltbetrachtung in Israel niemals recht aufkommen lassen. Eben das macht ja Schopenhauer dem Judentum zum Vorwurf, daß es die einzige optimistische Religion sei, während er im Christentum das asketische als einziges Wahrheitsmoment anerkennt. Diese Art der Weltverneinung ist freilich in die Entwicklung des Christentums früh hineingekommen, aber an seiner Quelle findet sie sich noch nicht.

Jesu Ethik ist nicht eigentlich weltverneinend oder weltverurteilend, nicht einmal weltflüchtig, sondern nur weltabgewandt. Er nimmt kein eigentliches Interesse an der Gesamtheit dessen, was die Welt beherbergt. Wenn er es als Stoff für seine Gleichnisreden braucht, so benützt er es unbefangen, mit weltoffenem Sinn, mit Verständnis für seine Eigenart, ja mit der Liebe des Künstlers zu seinem Stoff. Aber worauf es ihm einzig und allein ankommt, das ist der einzelne Mensch und seine Seele: ihn aus dieser dem Untergang geweihten in jene nahe bevorstehende Welt hinüberzuretten, das ist der oberste Zweck seines Wirkens. „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele? Oder was kann der Mensch geben, daß er seine Seele wieder löse?"

Zur Verdeutlichung dessen, was er meint, bedient sich Jesus der zeitgenössisch-jüdischen Kategorie des Himmelreiches. Dieses Himmelreich ist „die vom Himmel her in die gegenwärtige Wirklichkeit eintretende, diesseitig werdende Ordnung der Dinge," wie unsere Theologen es definieren. Die Juden hatten diese Idee gebildet, als es ihnen nach kurzer Blütezeit schlecht und immer schlechter ging; sie verlegten ein Abbild der vergangenen Herrlichkeit in den Himmel und erwarteten, wenn die Situation auf der Erde ganz verzweifelt sei, dann werde Gott dem Elend ein Ende machen und jenes im Himmel aufbewahrte Reich plötzlich und wunderbar auf Erden verwirklichen. Dieses Reich aber ist die Umkehrung der jetzigen Weltverhältnisse, also die Herrschaft der bisher geknechteten Juden über alle Völker: bei den großen Propheten mehr im Sinne der Herrschaft des wahren Gottes und seiner Erkenntnis, bei dem zweiten Jesaias sogar als eine Art Missionsberuf Israels, beim gewöhnlichen Juden aber wohl schlechtweg politisch als Vergeltung an den Gojim, den Heiden, gedacht. Jesus hat diesem Begriff jeden politischen Beigeschmack genommen, für ihn ist das Reich Gottes — obwohl er es nach seinem Namen unter dem Bild einer staatlichen Organisation denken muß — eine rein religiöse Größe. Indessen scheint seine Auffassung vom Kommen dieses Reiches eine Wandlung durchgemacht zu haben, die man vielleicht so konstruieren könnte: in der ersten erfolgreichen Zeit seines

Auftretens wird er eben in diesen Erfolgen das allmähliche Herankommen des Reiches erblickt haben; später, als jede Aussicht auf einen von ihm selbst zu erreichenden Erfolg mehr und mehr schwand, wird er es sich mehr im Geiste der Zeit, apokalyptisch, plötzlich und wunderbar kommend, vorgestellt haben. Uns Modernen läge vielleicht die umgekehrte Reihenfolge näher, in Jesu Geist aber würde sich auf diese Weise die Entwicklung des Begriffs, die er im Volke durchgemacht, gleichsam abgekürzt wiederholen. So wäre es auch begreiflich, daß sein Interesse für die gegenwärtige Welt immer geringer und er gegen ihre Aus- und Umgestaltung immer gleichgültiger wurde, während sich sein Interesse am Heile des Einzelnen steigerte, zugleich aber auch die Forderungen immer schroffer wurden, die er an die Seinen stellte.

3.

Wir modernen Menschen müssen uns nun aber unbedingt darüber klar werden, daß wir in diesem Punkt in einem völligen Gegensatz zu den Anschauungen Jesu stehen. Solche eschatologische Geringschätzung der menschlichen Geschichte und Kultur kann für uns schlechterdings nicht die letzte Lösung der Frage sein. Vielleicht für einen Slawen, wie Tolstoi, einen halben Asiaten, in dessen Kultur die Frucht fault, eh' man sie bricht, aber nimmermehr für einen Germanen, der sich als ein Glied der kulturtragenden und weltbeherrschenden Rasse empfindet.

Es läge nun nahe, gerade von diesen Erwägungen aus Jesus eben einfach ebenfalls den Asiaten zuzurechnen und entschlossen zu sagen: sein Ideal ist nichts für uns Germanen. Er will von keiner Zukunft der Erdkultur wissen, wir aber glauben vorläufig an diese Zukunft und fühlen uns berufen, an ihr mitzubauen:

Das Drüben kann mich wenig kümmern,
Schlägst du erst diese Welt in Trümmern,
Die andere mag danach entstehn.
Aus dieser Erde quillen meine Freuden,
Und diese Sonne scheinet meinen Leiden;
Kann ich mich erst von ihnen scheiden,
Dann mag, was will und kann, geschehn.

Aber dennoch können wir uns von dem Eindruck nicht losmachen, daß in jenen Worten Jesu von dem Wert der Menschenseele, der höher sei als die ganze Welt, eine Wahrheit liegt, die uns allein auch der Kultur gegenüber Freiheit gibt. Wir dürfen nur nicht an der phantastischen eschatologischen Vorstellungsform hängen bleiben, sondern müssen

den überzeitlichen und ewig wertvollen Wahrheitskern auch in der fremdartigen Hülle erkennen und herausschälen. Der Predigt Jesu verdankt die Welt, daß sie überhaupt über sich hinausdenken kann: den Wert des Überweltlichen hat keiner so der Menschheit in die Seele gedrückt, als Jesus und die an ihn sich anschließende religiöse Entwicklung. Daß nun diese Idee als ein fremder Gast in die Erscheinung trat und, wie sie sich zu realisieren begann, von Phantasterei kaum zu unterscheiden war, darf uns nicht befremden: gerade in den harten, apokalyptischen Schalen stecken die fruchtbarsten Kerne. Die ablehnende Stellung des Evangeliums gegenüber aller Kultur ergibt sich aus der besonderen Lage und dem besonderen Beruf Jesu, sie ist nicht der Inhalt, sondern nur die zeitlich bedingte Form seiner Verkündigung. Ihr ewiger Inhalt aber ist die Aufstellung eines über alle Kultur hinausliegenden überzeitlichen Wertes, und damit hat das Christentum der Kultur selbst den allergrößten Dienst geleistet. Denn alle Kultur ist unausstehlich, wenn sie den Wert des Individuums mißachtet, statt ihn zu steigern. Die Kultur ist selbst nur ein Mittel zur Erhöhung der Persönlichkeiten, die an ihr teil nehmen. Wer aber auf die Kultur wirken will, der muß über ihr stehen, der muß sie ernsthaft in Frage stellen können. Und der Ort, auf dem er stehen kann, um seinen Hebel anzusetzen, das ist die Religion mit ihrer Überweltlichkeit. Die Religion schafft neben der natürlichen, diesseitigen Welt eine geistige, jenseitige, ein unveränderliches, zum Ideal gesteigertes Vorbild. Hierdurch wird dem Leben der Menschheit ein völlig neues, den Naturbedingungen entgegenwirkendes Ferment zugesetzt. Die Religion ist das Salz der Kultur: eben deshalb muß das Salz etwas anderes sein, als die Speise, sonst wäre es nicht imstand, das tägliche Brod vor Fäulnis zu bewahren. Seitdem Jesus über die Erde gegangen ist, kann die Menschheit nie wieder so vollkommen mit der Erde und auf der Erde zufrieden sein wie vorher, z. B. wie in der griechischen Kultur, die bekanntlich mit dem sittlichen Bankerott geendet hat. Wohl ist es ein Widerspruch, wenn die christliche Ethik ihren Jüngern die Aufgabe stellt, alle ihre geistigen und physischen Kräfte anzuspannen, um in gewissenhafter Arbeit Ziele zu verfolgen, die doch nicht als letzte und schlechthin wertvolle gelten dürfen — aber eben dieser Widerspruch erhält das Leben der Menschheit lebendig. Die Religion mit ihrer Überweltlichkeit ist der eine Pol, die Kultur mit ihrer Erdseligkeit der andere: aber von Pol zu Pol springt der elektrische Funke über, der das Feuer menschlichen Strebens immer wieder neu entzündet, das Feuer jenes Mutes, der allein den Widerstand der stumpfen Welt besiegt.

II. Das Christentum und die Gesellschaft.

1. Selbstverleugnung und Selbstbehauptung.

Daß das Christentum in seiner anfänglichen Gestalt der antiken Kultur grundsätzlich gleichgültig, in Wirklichkeit vielmehr bald genug feindselig gegenüber trat, hat einerseits natürlich seine Ausbreitung gehindert und erschwert, denn es mußte so für alle kulturseligen Gemüter ein Ärgernis und eine Torheit zugleich sein. Aber neben den in der Kultur Befriedigten gab es damals wie immer, aber damals in ganz besonders großer Anzahl, zwei andere Klassen von Menschen, für die das Christentum gerade wegen jener Stellung zur Kultur im höchsten Grade anziehend sein mußte: solche, die an den Gütern der Kultur übersättigt waren und solche, die an diesen Gütern gar keinen, dagegen an den Leiden und Lasten der Kultur einen übergroßen Anteil erhalten hatten.

Den Kulturübersättigten war die Kultur selbst zum Ekel geworden, und überall und zu allen Zeiten, bei indischen Fürstensöhnen wie bei deutschen Romantikern, ist die Übersättigung leicht in die Askese umgeschlagen. Sie mußten es als Befreiung von einer unerträglich gewordenen Bürde empfinden, wenn sie jene Güter der Kultur wegwerfen durften und statt des sündig schwelgerischen oder auch des ästhetisch überfeinerten nun ein gottgefällig armes und absichtlich unästhetisch barbarisches Leben führen konnten. Solche Gestalten sind in der Geschichte der ersten Jahrhunderte des Christentums zahllos; wer sie nicht aus den Quellen kennen lernen kann, dem hat sie Kingsley mit unübertrefflich sicherer Intuition in Philammon und Pelagia, den beiden Büßergestalten seines Romans Hypatia, dargestellt. Sie alle erblickten den Kern des Christentums in dem Wort des Meisters: „Wer da will mein Jünger sein, der verläugne sich selbst und folge mir nach“: die Nachfolge Christi aber bestand für sie in der Armut, der Entbehrung und der Askese.

Noch viel größer aber war die Anzahl derer, die sich mitten in der hochentwickelten Kultur des Altertums als die Enterbten dieser Kultur betrachten mußten: die Zahl der Armen und vor allem der Sklaven. Sie hatten nur die Schattenseiten der Kultur zu sehen bekommen, ja der Fortschritt und die Steigerung und Verfeinerung dieser Kultur hatten ihnen fast jeden Sonnenblick eines persönlichen Glückes geraubt. Kein Wunder, daß sie einer Lehre in Massen zufielen, die die Wertlosigkeit und Verwerflichkeit jener Kultur predigte und je mehr die antike Kultur äußerlich mit der Religion verknüpft war, mit desto größerem Abscheu ihren Ursprung auf teuflische Dämonen zurückführte.

Aber fast das wunderbarste unter all den vielen wunderbaren Schauspielen, die das werdende Christentum bietet, ist doch, daß jene Enterbten in der neuen Religion der Brüderlichkeit und Menschenliebe nicht etwa den Stachel zur Abschaffung des tausendfachen Elendes, sondern nur einen lindernden Balsam für die Wunden fanden, die das Geschick ihnen geschlagen, sodaß zum Beispiel niemand ernstlich an die Abschaffung der Sklaverei dachte. Dieser erste und augenfälligste Kompromiß der neuen Religion mit den alten Zuständen war eine direkte Folge ihrer eschatologischen Anschauungen: wozu diese Zustände noch ändern, wenn sie doch in wenigen Jahrzehnten der Vernichtung geweiht sind und mit der ganzen Welt zugleich verschwinden! Und als jene Erwartung allmählich verschwand, da war nicht bloß der Kompromiß schon geschlossen, sondern gerade jenes Wort des Meisters schien ihn auch für immer zu bestätigen: „Wer da will mein Jünger sein, der nehme sein Kreuz auf sich.“ War doch das schimpfliche Zeichen des Sklaventodes, das Kreuz, zum Symbol des weltüberwindenden Christenglaubens geworden, und enthielt doch das Wort des großen Heidenapostels, daß die göttliche Torheit der Botschaft vom Kreuze höher sei als alle Weisheit der griechischen Welt, eine so unermeßliche Umwertung aller Werte, daß wir, denen jenes Wort längst bekannt und vertraut klingt, sie gar nicht mehr recht nachfühlen können. Aber man versuche einmal, in ein paar jener Sprüche statt „Kreuz“ jedesmal das Wort „Galgen“ zu setzen, und man wird eine Ahnung davon bekommen, wie „die frohe Botschaft vom Galgen“ und die „Predigt vom gehenkten König“ in den Ohren jener Zeit geklungen haben mögen.

Aber das Christentum geht noch viel weiter in seiner unerbittlichen inneren Folgerichtigkeit. Noch ganz anders als die Stoiker machten die Christen Ernst mit dem Gedanken der Gleichheit aller Menschen vor Gott: ein Sklave konnte in der früh sich entwickelnden christlichen Hierarchie ohne weiteres eine höhere Stellung einnehmen als sein Herr, und in dem kühnen Worte des Paulus, daß jetzt kein Sklave und kein Freier, kein Grieche und kein Barbar, kein Mann und kein Weib mehr da sei, sondern alle gleich seien in Christus, waren alle Schranken, die Griechen und Römer zwischen Mensch und Mensch aufgerichtet hatten, wieder niedergeworfen. Aber nicht als revolutionärer Rechtsanspruch trat die neue Lehre auf: im Gegenteil, das Wesen des Rechtes selbst wurde in dem Gedanken der Bruderliebe verworfen. Nicht sein Recht suchen und behaupten soll der Christ, sondern auf sein Recht verzichten, nach einem Schlag auf die linke Wange die rechte noch hinhalten, dem Räuber des

Rockes noch den Mantel dazu schenken, dem gewalttätigen Beamten, der eine Meile Vorspann für die Post des Staates erpreßt, freiwillig noch eine zweite drein geben.

Ebenso wenig als Recht soll der Christ Ehre bei den Menschen suchen. Der Ruhm ist nicht mehr von des Lebens Gütern allen das höchste; ja die Schande ist dem Ruhm vorzuziehen: „Selig seid ihr, wenn euch die Menschen um meinetwillen schmähen und verfolgen und reden allerlei Übles gegen euch.“ Man kann nicht leugnen, daß jenes schreckliche Wort: „Die Welt verachten, sich selbst verachten, verachten daß man verachtet wird“ auf einer Linie liegt, die von der Bergpredigt ganz geradeaus führt.

Noch heute ist das Christentum der „Stillen im Lande“, der echte Pietismus in dem ursprünglichen, bescheidenen — nicht dem heutigen anspruchsvollen — Sinne des Wortes, von diesen Stimmungen erfüllt. Aber es ist auch nur dieser doch immerhin auf einen kleinen Ausschnitt der Völker begrenzte Kreis, in dem diese Ideale noch uneingeschränkt gelten. Für die anderen, auch die, die wirklich Christen sein wollen, sind Ehre und Recht doch Güter geworden, die sie wert halten und bewahren. Ein großer Rechtslehrer hat uns den „Kampf ums Recht“ als sittliche Pflicht zugemutet, und dem Angelsachsen mindestens ist dieses Ideal völlig in Fleisch und Blut übergegangen. Aber auch sonst ist es — in der Praxis ohnehin, doch das würde nichts beweisen — in der Theorie der „christlichen Ethik“ überall anerkannt, daß sein Recht und seine Ehre gegen ungerechten Angriff zu schützen und mit den dafür heute zu Gebot stehenden rechtlichen Mitteln des Prozesses oder der Beleidigungsklage zu verteidigen dem Christen nicht bloß erlaubt, sondern geboten sei — eine Stimmung, die der des Urchristentums direkt entgegengesetzt ist.

2. Nächstenliebe und Eigentum.

Mit Recht und Ehre war im Urchristentum auch der Reichtum bei der Umwertung der alten Werte der hohen Schätzung entkleidet worden, mit der die heidnischen Religionen so gut wie die ältere Zeit Israels ihn als Gottesgabe gewertet hatten. Als Mammon, also mit dem Namen eines Götzen, bezeichnet ihn Jesus: der Mammon der Ungerechtigkeit, der betrügerische Mammon, der gottfeindliche Mammon, dem man nicht zugleich mit Gott dienen kann — das sind die Urteile Jesu über ihn. Daß ein Reicher selig werde, ist nach ihm so schwer, daß es überhaupt unmöglich ist, wenn nicht Gottes Wunderhilfe eingreift. Der Arme ist dagegen von vornherein in der rechten Verfassung für die Annahme der Heilsbotschaft: alte

prophetische Ideale des späteren Israel trafen hier zusammen mit der neuen eschatologischen Geringschätzung der Welt. Die Frommen und die Armen rücken schließlich so nahe zusammen, daß Frömmigkeit ausschließlich eine Sache der Armen zu werden droht, und die aufkommende Askese trug vollends dazu bei, diese Schätzung zu der einzig christlichen zu machen. Dazu kam bald die alte jüdische Idee von der sündentilgenden Kraft des Almosengebens. Der schrecklichen Herzenshärtigkeit der antiken Welt gegenüber war sogar das ein Fortschritt: denn so völlig abgestumpft war die griechisch-römische Gesellschaft gegen das Elend der Massen, daß sie trotz ihres Scharfsinnes das soziale Element, die Brüderlichkeit, nicht einmal klar als den Kern der christlichen Sittlichkeit erkannte. Aber wenn wirklich „Almosengeben die Menge der Sünden bedeckt", so ist damit die Armut im Grundsatz verewigt und der wichtigste Hebel zu ihrer Bekämpfung als eines Übels, das nicht sein soll, ausgeschaltet. Daß von Jesus das Wort überliefert war: „Verkaufe was du hast und gib's den Armen", und daß dieses Wort zugleich den letzten Schritt zur Vollkommenheit angab, der jenem reichen Jüngling noch fehlte, erschien in einer freilich ganz ungerechtfertigten Verallgemeinerung als Bestätigung jener jüdischen Theorie, und das andere Wort des Meisters: „Arme habt ihr allezeit bei euch", schien jeden Versuch, der Armut im großen und ganzen zu steuern, von vornherein als falsch zu bezeichnen.

Mit dem Reichtum selbst aber mußten auch alle Mittel, ihn zu erwerben, als verwerflich gelten: Zinsnehmen und Handeltreiben erschien fast gleich unchristlich. Dem ersten konnte die Kirche durch das kanonische Zinsverbot auf Jahrhunderte hinaus den Makel der Sündhaftigkeit aufdrücken; der Handel, als eine der ursprünglichen und notwendigen Tätigkeiten des Völkerlebens, brach sich freilich von selbst immer Bahn, sobald die Bedingungen dazu vorhanden waren.

Aber noch heute besteht eine ganz deutliche Spannung zwischen Kapitalismus und Handel auf der einen und strengem Christentum auf der anderen Seite. Es ist dies freilich schon allgemein menschlich. Wer nicht selbst Kaufmann, also Partei ist, dem will es eben nicht recht eingehen, daß in einer Hungersnot der glückliche Besitzer von großen Getreidevorräten sittlich handelt, wenn er die für ihn günstige Konjunktur zu einem Preisaufschlag benutzt, auch wenn wir alle noch so klar einsehen, daß neben der aufgewendeten Arbeit auch die gesteigerte Nachfrage und die größere Seltenheit den Preis der Ware bestimmen. Beim Diamanten lassen wir das gelten, denn wer für diesen den erhöhten Preis bezahlt, mit dem haben wir kein Mitleid, er befindet sich jedenfalls

in keiner Notlage. Aber daß es recht sein soll, an Stelle des Wortes: „Brich dem Hungrigen dein Brot" das andere zu setzen: „Verteuere dem Hungrigen sein Brot", das will uns nicht bloß für die Zoll- und Steuerpolitik des Staates, sondern auch für die geschäftliche Handlungsweise des Kaufmanns nicht einleuchten. Und doch sagt uns ein kurzes Nachdenken, daß doch unmöglich die Getreidehändler allein für die Not der Hungernden aufkommen können, so wenig als etwa die Ärzte allein die Last der Krankenversicherung zu tragen haben: jeder Reiche, jeder, der zwei Brote besitzt, hat doch offenbar die gleiche sittliche Verpflichtung, dem Hungernden zu helfen.

Vollends aber die Konkurrenz in Handel und Industrie scheint das Widerspiel des Christentums zu sein. Die Geschäftsgebarung, die keine Rücksicht auf den schwächeren Konkurrenten nimmt, sondern — versteht sich mit gesetzlichen Mitteln und in lauterem Wettbewerb — das eigene Geschäft stärkt und möglichst gewinnbringend gestaltet, sie ist aber doch die einzige, bei der ein Kaufmann bestehen kann: eine andere von ihm erwarten hieße verlangen, daß er sein Geschäft aufgeben soll. Auch hier hat unsere moderne Sittlichkeit ein Recht der Selbstbehauptung anerkannt, das dem ursprünglichen Christentum so fern liegt, als der Abend dem Morgen.

Man kann es aber doch als eine Folge unserer christlichen Kulturentwicklung bezeichnen — so sehr diese Begriffe einander ursprünglich auszuschließen schienen —, daß allmählich über Reichtum und Eigentum sich andere Urteile bilden, als die des in diesem Punkt echt heidnischen römischen Rechtes, daß heute, vollends in Ländern, wo das soziale Aufsteigen noch leichter ist als bei uns, der Besitz des Reichtums Pflichten auferlegt, an die man früher nicht gedacht hat (man denke an einen Mann wie Carnegie), und daß es vielleicht noch so kommen wird, daß Reichtum zu hinterlassen als unsittlich gilt. So viel aber ist sicher, daß wir zum mindesten heute noch keineswegs zur vollen Klarheit der sittlichen Empfindung dem Reichtum gegenüber gelangt sind und daß das Christentum hier eine stille Gegenwirkung gegen die natürlichen Zustände fortgesetzt ausübt — recht als ein Salz, das unsere Gesellschaft vor Fäulnis bewahrt.

3. Gottergebenheit und Klassenkampf.

Diese Wirkung war aber von dem eschatologischen Standpunkt Jesu aus sozusagen ein unbeabsichtigter Erfolg, etwas das erst eintreten konnte, als die ursprüngliche Voraussetzung des Christentums, in der letzten Weltzeit zu stehen, in ihr Gegenteil verkehrt worden war. Es ist

schon hervorgehoben worden, daß es in jenen ersten Zeiten seinen guten Sinn hatte, wenn die Sklaven gemahnt wurden, nicht nach Freiheit zu streben. In dem Briefe des Paulus an Philemon haben wir ein erquickendes Bild dieser christlichen Gesinnung vor uns. Der Sklave Onesimus war seinem Herrn Philemon entflohen und hatte sich unter den Schutz des Paulus gestellt. Dieser gewinnt ihn fürs Christentum, nennt ihn seinen geistlichen Sohn und schickt ihn jetzt seinem Herrn, der schon Christ ist, wieder zurück, der ihn nun als christlichen Bruder ansehen, im übrigen aber durchaus als Sklaven behalten soll. Eine souveräne Verachtung aller irdischen Verhältnisse, als für das Heil der Seele völlig gleichgültig, spricht aus dieser Stimmung. Wir wollen keineswegs vergessen, daß dieselbe Stimmung schon bei dem Sklaven Epiktet, also im Heidentum, sich findet: aber ihre wirklich volkstümliche Verbreitung erlangte sie erst durch das Christentum.

Sie blieb bestehen, auch als die Erwartung des Weltendes zurücktrat — aber wir alle wissen, daß heute das Gegenteil dieser Stimmung bei uns eingetreten ist. Wir glauben nicht mehr, daß es sittliche Pflicht sei, genau in der Stellung auszuharren, in die wir durch Herkunft und Geburt geraten sind und alles zu tragen, was mit dieser Stellung zusammenhängt, ohne den Versuch sie zu ändern. Wir haben längst die Frage gestellt und beantwortet:

> Ob's edler im Gemüt, die Pfeil' und Schleudern
> Des grimmen Schicksals zu erdulden, oder
> Sich waffnend gegen eine See von Plagen
> Durch Widerstand sie enden?

Dies ist freilich durchaus nicht bloß eine Wirkung des Christentums, sondern ganz allgemein eine Folge der veränderten Umstände, des erwachten Individualismus; die gesellschaftlichen Zustände gelten uns nicht mehr als unveränderliche Gottesordnung, sondern als Erzeugnis menschlicher Geschichte und so fühlen wir uns vollauf berechtigt, sie in der Geschichte auch wieder zu ändern.

Noch immer aber enthalten die Urkunden unseres Christenglaubens Worte, die nur für die alte Situation gesprochen sind. Noch immer werden in unserer Bibel die „Knechte" ermahnt: „mit ganzer Gottesfurcht ihren Herren untertan zu sein und zwar nicht bloß den gütigen und milden, sondern auch den unfreundlichen, denn das findet Gnade vor Gott, wenn einer im Gedanken an Gott das Leid trägt, das ihm ungerecht zugefügt wird" (1. Petr. 2, 18. 19). Aber selbst der Hinweis darauf, daß auch Christus das getan und uns damit ein Vorbild

gelassen habe, vermag nicht mehr, uns über den Widerwillen wegzuhelfen, den die Anwendung solcher ursprünglich für Sklaven gesprochener Worte etwa auf unsere heutigen Dienstboten und Arbeiter in uns erweckt. Wie, der Mann, der ein so tapferer Kämpfer gegen das Unrecht war, der soll uns ein Vorbild sein, schnödes Unrecht zu dulden? Weil es zu seinem Berufe gehörte, als Märtyrer die Wahrhaftigkeit seiner Worte durch Leiden zu erweisen, deshalb sollen wir Einrichtungen bestehen lassen, die allem was er gelehrt schnurstracks widersprechen? Es gehört die ganze Gedankenlosigkeit gegenüber der durchaus veränderten Situation dazu, daß solche Bibelworte nicht längst dahin gewiesen sind, wohin sie gehören, nämlich in die Geschichte, als großartiges Beispiel urchristlicher Glaubenskraft. Statt dessen wird in diesen Feuerwein so viel Wasser der praktischen Anwendung gegossen, bis mit Ach und Krach etwas herauskommt, was man dem geduldigen Kirchenbesucher mit vielen Einschränkungen gerade noch als sittliche Regel empfehlen kann.

Wir aber meinen, daß menschlicher Ungerechtigkeit gegenüber Widerstand und Kampf sittlicher und darum christlicher ist, als stilles Dulden.

Allen Gewalten
Zum Trutz sich erhalten,
Nimmer sich beugen,
Kräftig sich zeigen,
Rufet die Arme
Der Götter herbei:

das ist unser Wahlspruch geworden, und — ob heidnisch oder christlich — wir halten ihn für einen Fortschritt.

Wer aber soweit in den Folgerungen aus den bisherigen Erwägungen mitgegangen ist, der kann nun auch nicht mehr ausweichen, wenn die Rede auf den Klassenkampf kommt. Wenn der Einzelne ein sittliches Recht hat, mit gesetzlichen Mitteln seine Lebenslage zu verbessern, so kann es auch einer ganzen Klasse nicht verwehrt werden. Man pflegt freilich von oben herunter anders zu urteilen. Bei den Arbeitern findet so mancher Gebildete nichts als materialistische Begehrlichkeit in ihrem Streben nach höherer Lebenshaltung; er muß sich dann vielleicht aber selber wieder von seinen Vorgesetzten, wenn er nun seinerseits etwa nach Gehaltsaufbesserung verlangt, jene widerwärtige Verwechselung von Berufsfreudigkeit und Berufstreue vorpredigen lassen, als ob ich nicht die stärkste Berufstreue, beruhend auf der Sittlichkeit, üben und dabei doch an einem Mangel an Berufsfreudigkeit leiden könnte, der durch zweihundert Taler Zulage ohne weiteres gehoben würde.

Das allerwiderwärtigste bleibt freilich die leider immer noch nicht ausgestorbene Verwertung der Religion und des Christentums als Surrogat einer Lohnerhöhung oder einer Besserung der Verhältnisse. Der Hinweis auf Bibelworte von der Geduld im Unglück und auf den Himmel als Entschädigung für irdische Entbehrung ist im Munde eines Reichen einfach eine gemeine Unsittlichkeit, und man kann es wirklich niemand verdenken, wenn der so zurechtgewiesene Arme

„Das Eiapopeia vom Himmel,
Womit man einlullt, wenn es greint,
Das Volk, den groben Lümmel,"

sich nun möglichst grob verbittet. Niemand, der offene Augen hat, wird verkennen, daß zügellose Begehrlichkeit in den Reihen der sozialdemokratischen Arbeiter natürlich genau dieselbe Rolle spielt, wie bei den kapitalistischen Arbeitgebern — aber niemand wird auch leugnen können, daß in dem Trieb nach Verbesserung der äußeren Lebenshaltung eine berechtigte Äußerung des modernen Persönlichkeitsbewußtseins liegt. Denn die wirtschaftliche Unabhängigkeit ist nun einmal die Bedingung für eine ganze Reihe von Entfaltungen des Persönlichkeitswertes: und danach zu streben, ist jedem erlaubt. Kein Hinweis darauf, daß soziale Mißstände gottgewollt seien, entspricht heute mehr unserem christlichen Bewußtsein. Aber darein müssen wir uns finden, daß diese ganze moderne Stimmung keinen Anhalt im Neuen Testament hat. Wenn wir sie trotzdem nicht als unchristlich empfinden, so haben wir damit eine Erweiterung und Fortbildung des Christentums vorgenommen, die sich der theoretischen, durch das moderne Weltbild hervorgebrachten, an einschneidender Wichtigkeit ebenbürtig zur Seite stellt.

Alle Emanzipationskämpfe sind unter christlichen Bannern gekämpft worden, so sehr schon der Begriff der Emanzipation dem altchristlichen Gedanken widerspricht, irdische Verhältnisse nicht zu ändern. Auch die in unserer Zeit immer lebendiger werdende „Frauenemanzipation" kann leicht den Anschluß ans Christentum finden. Entgegen steht ihr außer jenem den Weltverhältnissen gegenüber quietistischen Geist nur der Buchstabe eines Spruches, der die Umsicht und Klugheit des großen Missionars Paulus ins hellste Licht stellt: „Das Weib soll in der kirchlichen Versammlung nicht das Wort ergreifen." Für die griechische Welt war dies die einzige Möglichkeit, um die neue Bewegung vor der ärgsten Zügellosigkeit zu bewahren: aber wie grenzenlos beschränkt und lächerlich ist es, dieses Wort als eine grundsätzliche Entscheidung für alle Zeiten aufrechtzuerhalten! Warum hält man denn dann nicht auch die andere

Vorschrift ebenso starr aufrecht, die Paulus im selben Brief ausspricht, nur vier Kapitel von der andern getrennt, und der er ein ganzes Kapitel widmet: daß die Frauen im Gottesdienst das Haupt bedeckt tragen sollen?

Mit vollem Recht dürfen sich die Frauen auf das große grundsätzliche Wort desselben Apostels berufen, das schon angeführt wurde: daß in Christus kein Mann und kein Weib sei, d. h. daß vor Gott der Mensch als solcher, ohne Unterschied des Geschlechts, als Kind des Vaters gilt. Wenn es unserer sonstigen Kultur und Sitte nicht, oder nicht mehr, widerspricht, daß die Frauen dieselbe Stellung in der Gesellschaft einnehmen wie die Männer — was natürlich eine von ganz anderen Voraussetzungen zu beantwortende Frage ist: das Christentum hat dagegen nichts einzuwenden. Am allerwenigsten aber dürfen Vorschriften, die in seinen Anfängen, in einer ganz anderen Kulturwelt, verständlich und berechtigt waren, zu ewigen Gesetzen erhoben werden.

Auch hier, auf dem Gebiet des gesellschaftlichen Lebens, finden wir also dieselbe Erscheinung wie bei der Kultur: es sind ganz neue Gebiete in unser Blickfeld getreten, zu denen das Christentum in seiner ersten zeitlich bedingten Gestalt überhaupt kein Verhältnis hatte, zu denen wir aber Stellung nehmen müssen: entweder durch Fortbildung urchristlicher Gedanken oder im Notfall durch Widerspruch gegen sie.

Aus neuen Büchern.

Der Große und seine Zeit. Bringt die große Zeit das große Individuum hervor, oder umgekehrt das große Individuum die große Zeit? Müßige Frage. Immer wenn die Spannung sehr groß wird, so gibt's irgendwo eine große Entladung, die der große Mensch heißt. Dieser wird das gestaltende Prinzip, durch das die ringenden Gewalten seiner Zeit sich klären.

Aus: Isolde Kurz, Im Zeichen des Steinbocks. Aphorismen. München, G. Müller.

Neuere Polarforschungen.

Von

M. Wilhelm Meyer.

II. Der Südpol.

Ganz verschiedene und ungleich interessantere und allgemein wichtigere Probleme als am Nordpol, wovon ich einen Überblick in diesen Blättern vor einiger Zeit gegeben habe, sind im Gebiete des Südpols zu lösen. Deshalb muß auch der Ansturm auf diesen in ganz anderer Weise geschehen, als ich es für den Nordpol in jenem Artikel geschildert hatte. Um dies vorweg zu verstehen, wird es gut sein, die geographischen Verhältnisse vergleichend ins Auge zu fassen.

Um den Nordpol breitet sich ein offenes Meer, das rings von großen Kontinentalmassen umschlossen wird. Gegen den Südpol hin recken diese Kontinente ihre Spitzen, wie als wollten sie von ihm fliehen. Dann gelangt man zwar auch hier auf ein offenes Meer, aber polwärts begegnete man schon meist diesseits des Polarkreises Inselgruppen und Landmassen, die auf einen Südpolarkontinent schließen ließen, die Antarktis, deren Existenz die neueren Expeditionen außer Zweifel gestellt haben. Dieser Kontinent erwies sich als gänzlich von hohem Inlandeis bedeckt, das in Hunderte von Kilometern langen Eismauern senkrecht ins Meer abfällt und deshalb jedes Betreten bisher unmöglich machte. Während man am Nordpol zunächst in der Sommerzeit zu Schiff möglichst hohe Breiten im offenen Meere zu erreichen suchen muß, dann aber die völlige Übereisung abzuwarten hat, um nun im Frühjahr durch Schlittenexpeditionen weiter vordringen zu können, denen das Wiederaufbrechen des Eises gegen den Sommer hin eine zeitliche Grenze setzt, ist dagegen am Südpol wenigstens vorläufig, mit Schlittenreisen nicht viel zu erreichen, weil das Land eben völlig verbarrikadiert ist, anderenfalls würde man dann aber auch den ganzen Sommer zur Verfügung haben, wie es etwa bei der Durchquerung Grönlands durch Nansen und Andere geschehen ist. Zunächst sind also am Südpol alle Erfolge von dem siegreichen Kampfe des Expeditionsschiffes mit den dem Kontinente vorlagernden Eismassen abhängig, um das eigentliche Schlachtfeld erreicht zu haben. Vor der neuen Ära der Südpolar-Expeditionen waren deshalb

bisher nur Sommerfahrten unternommen, die bis auf die berühmte Expedition von James Clark Roß Anfang der vierziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts den Polarkreis nur unwesentlich zu überschreiten imstande gewesen waren.

Orientieren wir uns zunächst ein wenig näher über die geographische Lage dieses Südpolarlandes, soweit seine Spuren bisher entdeckt sind.

Am nächsten kommt es der Südspitze von Amerika, der es seinerseits eine Spitze entgegenstreckt, das Grahamland, dem die Süd-Shetlands Inseln vorgelagert sind, bis etwa 62 Grad hinaufreichend. Zwischen Amerika, das heißt also dem Feuerlande und der Antarktis dehnt sich hier die breite Drakestraße. Dieses Gebiet ist als West-Antarktis bezeichnet worden und war der Schauplatz der schwedischen Expedition unter dem jungen Nordenskjöld, Neffen des berühmten Entdeckers der „nordöstlichen Durchfahrt" mit der „Vega", um die Nordküste Asiens. Wir kommen auf diese interessante Fahrt der „Antarctic" noch eingehend zurück. Gehen wir von dieser Nordspitze der Westantarktis auf der pazifischen Seite weiter, so begegnen wir dem Alexanderlande, das schon 1821 von dem Russen Bellingshausen, freilich nur aus einer Entfernung von 75 Kilometern unter nahezu 69 Grad gesehen worden ist. Noch weiter nach Osten hin und einen Grad südlicher entdeckte derselbe noch eine von ihm mit dem Namen Peters I. belegte Insel, die die Fortsetzung der Antarktis in dieser Richtung andeutet. In diesem Gebiete bewegte sich 1898 und 1899 die Expedition der „Belgica" unter de Gerlache. Sie sah gleichfalls das Alexanderland, ohne es zu erreichen. Das Schiff wurde vom Eise eingeschlossen und trieb dann südlich von der Petersinsel im zugefrorenen Meere, als erstes, das einen Polarwinter im südlichen Eismeere überdauerte und dessen Schrecken kennen lernte. Die belgische Expedition hat dadurch den folgenden Forschern höchst wichtige Erfahrungen zur Verfügung stellen können. Man hatte guten Grund gehabt, diesen Südpolarwinter für wesentlich strenger anzunehmen als den des Nordpols, weil eben die ganze Südhalbkugel, soweit wir sie kennen, um mehrere Grade kälter ist als es gleichen nördlichen Breiten entspricht. Die bis dahin bekannten Vorposten der Antarktis liegen unter Breiten, unter denen in Norwegen eine hohe Kultur sich noch entwickeln konnte, während sie sich ganz unnahbar und schlimmer vereist herausstellten als Spitzbergen und das nördlichste Grönland. Die belgische Expedition hat indes gezeigt, daß der polare Winter im Süden doch nicht an Tiefe der Kältegrade strenger ist als der nördliche, und auch die Eispressungen erwiesen sich wenigstens bei der Belgica nicht als wesentlich gefährlicher wie am Nordpol, obgleich

hier Eisberge von ganz gewaltig größeren Dimensionen auftreten. Die Belgica hatte also höchst wichtige Pionierdienste geleistet, nach denen sich folgende Expeditionen schon ein wenig vertrauensvoller den drohenden Gefahren gegenüberstellen konnten.

Von der Petersinsel bleibt die Küste der Antarktis nun fast auf einer Ausdehnung von einem Viertelquadranten an Längengraden um den Pol herum beinahe gänzlich unbekannt, bis man gegenüber von Neu-Seeland auf das berühmte Viktorialand stößt, das, schon von Roß entdeckt, heute das bestbekannte Gebiet der Antarktis ist. Eine weite Küstenstrecke von 70½ Grad bis über 78 Grad Südbreite hatte schon Roß kartieren, aber doch nicht betreten können wegen der überall vorlagernden Eisbarrieren. Die Küste stellte sich als ein großartiges Alpenland den Entdeckern dar, das im äußersten von ihnen immer nur zu Schiff erreichten Süden mit den gewaltigen, aus dem Eispanzer zu Jungfrauhöhe hervorragenden Vulkanen Erebus und Terror abschloß. Dieses Gebiet des Viktorialandes war der Schauplatz der Expedition Borchgrevinks, mit der wir uns näher beschäftigen werden, und des Engländers Scott, der die höchste bisher erreichte Südbreite in einer Schlittenexpedition gewonnen hat.

Weiter nach dem Indischen Ozean zu haben verschiedene Forschungsreisende immer in der Gegend des südlichen Polarkreises auf einer Längenausdehnung von etwa 65 Graden Land gesichtet, dem aber immer ein undurchdringlicher Packeisgürtel vorgelagert war. Diese Reihe von gesichteten Küstenfetzen, die mit dem zusammenfassenden Namen Wilkesland belegt ist, endete mit der Termination-Insel, die Wilkes 1840 zu sehen glaubte, deren wirkliche Existenz aber seither sehr fraglich geworden ist. Etwas weiter nach der afrikanischen Seite zu lag das Arbeitsfeld der deutschen Expedition.

Nun bleibt wieder eine weite Strecke auch heute noch gänzlich unbekannt, bis man zum Kemp- und Enderby-Land kommt, wieder unter dem Polarkreis gelegen, zwischen 20 und 60 Grad östlicher Länge. Von hier ab bis zurück zum Grahamland gegenüber dem Atlantischen Ozean ist auf einer Strecke von mindestens hundert Längengraden wieder gar nichts von der Küste der Antarktis bekannt. Da man das hier liegende Weddelmeer bis ziemlich weit nach Süden verfolgen konnte, muß hier die unbekannte Küste einen tiefen Bogen nach dem Pol hin machen.

Aus diesem kurzen Überblick ist zu ersehen, daß selbst das rein geographische Problem am Südpol noch zum größten Teile offen steht, während es am Nordpol fast erledigt ist. Dazu kommt nun noch eine Fülle anderer großer Probleme, die der Antarktis eigen sind. Wir können

sie hier bei der näheren Darstellung von drei der oben erwähnten neueren Expeditionen am besten aufrollen.

Treten wir zunächst mit Borchgrevink in jenes interessanteste Gebiet der Antarktis, das Viktorialand ein. Das Werk, dem wir dabei folgen, hat den Titel: Das Festland am Südpol. Die Expedition zum Südpolarland in den Jahren 1898—1900, von Carsten Borchgrevink. S. Schottlaender's Verlag in Breslau. 609 Seiten.

Borchgrevink ist eine echte Entdeckernatur, voller Kühnheit, Begeisterung, Ausdauer. „Diese fernen Gegenden zu erforschen, war von Kindheit an das Ziel meiner Träume," schrieb er. Ein geborener Norweger, und leidenschaftlicher Reisender wie fast alle seine Landsleute, hatte er sich eine Stelle als Lehrer in Melbourne verschafft, und als er von einem norwegischen Fangschiff hörte, das sein Glück in den Südpolarmeeren versuchen wollte, ließ er sich als einfacher Matrose anwerben. „Es war eine böse Nacht, die erste auf dem alten Seehundfänger. Die einzige freie Koje hatte soeben ihren früheren Inhaber verloren, der am Abend vorher an Land gewesen und bei der Heimkehr ertrunken war. Sein Platz wurde mir angewiesen. Die Koje war geschlossen wie ein Sarg und lag gerade über einem Behälter mit Speck. Der Geruch des in der Hitze verderbenden Specks mischte sich in dem engen Raum mit den Ausdünstungen der schlafenden Matrosen."

Das Fangschiff, die „Antarctic", steuerte auf das Roßmeer am Viktorialand zu, auf jenes zugänglichste Eingangstor des unbekannten Südkontinentes, das inbezug auf die Eisverhältnisse der Bresche ähnlich ist, die ein Arm des warmen Golfstromes zwischen Grönland und Spitzbergen in das Eismeer schlägt. Zwar lagert auch im Südsommer vor diesem Roßmeere ein Gürtel von Packeis, der aber verhältnismäßig leicht zu durchbrechen ist, worauf man ein weites offenes Meer antrifft, in welchem man bis 78 Grad, der Breite von Spitzbergen entsprechend, ohne Schwierigkeiten dem Südpol entgegenfahren kann. Dann aber hemmt eine ost-westlich verlaufende durchschnittlich 30 Meter hohe Eismauer, an der Roß gegen 800 Kilometer entlangfuhr, ohne in ihr eine Unterbrechung zu entdecken, jedes weitere Vordringen nach Süden. Das Fangschiff ging damals, 1894 auf 95, nur bis gegen 74 Grad in dieses Meer hinein und es wäre den Insassen nicht anders gegangen als allen andern Besuchern dieses Meeres, daß sie nämlich die großartige Landschaft nur vom Schiff aus bewundern konnten, wenn nicht Borchgrevink, der fast beständig oben in der Ausguckkonne saß, ein kleines Stück eisfreien und flachen Uferlandes bemerkt hätte, das sich als Landzunge vor dem Kap Adare ausstreckte. Kap Adare ist der westlichste Vorsprung

des Viktorialandes am Eingang zum Roßmeer. Hier war die einzige Möglichkeit an Land zu gehen und Borchgrevink war so glücklich, als erster Mensch den „sechsten Erdteil" betreten zu haben. Freilich mußte er ihn nach wenigen Stunden wieder verlassen, aber er hatte es ihm nun angetan. Nach Europa zurückgekehrt, rastete und ruhte er nicht, um eine Expedition zusammenzubringen, die eine erste Überwinterung auf dem neuen Kontinente zur Hauptaufgabe haben sollte. Nach unermüdlichen Kämpfen um seine Sache gelang es ihm endlich in dem großen Londoner Verlagsbuchhändler Newnes einen begeisterten Mäcen zu finden, der 35 000 Pfund Sterling, also etwa 700 000 Mark, für die Ausrüstung der geplanten Expedition zur Verfügung stellte. So war es also ein einzelner Privatmann, der diesen wichtigen Fortschritt in der Erkenntnis des Erdkreises ermöglichte. Ende August 1898 verließ die „Southern Croß" mit 31 Menschen und 90 Schlittenhunden die Londoner Docks.

Die Reise ging zunächst durch den Atlantischen Ozean um die Südspitze Afrikas herum nach Australien. Alle Südpolar-Expeditionen, die ja doch immer in Europa ausgerüstet werden, müssen die heiße Zone passieren. Das verursacht für die Ausrüstung und den Transport manche Schwierigkeiten, die bei den Nordpol-Expeditionen fortfallen. Die Nahrungsmittel müssen gegen das Verderben in der Tropenhitze besonders geschützt werden. Man muß sich auf das Klima aller Zonen vorbereiten. Ganz besonders unglücklich fühlen sich auf der Reise die Hunde, die man aus Grönland oder Sibirien über den Äquator zu führen hat. Andere Rassen sind für polare Zwecke nicht zu gebrauchen.

Um so interessanter aber gestaltet sich eine solche Reise, da man auf derselben gewissermaßen einen Querschnitt der gesamten Natur des Erdballes an sich vorüberziehen sieht. Für die antarktischen Fragen ist es von Wichtigkeit, insbesondere das Tierleben des Meeres bis zu seinen kleinsten Formen auf dem ganzen Wege zu verfolgen. Ist doch für die Entwicklungsgeschichte der Arten die Frage von höchster Wichtigkeit, ob die vielfach gleichen Formen, welche man an beiden Polen beobachtet, und die in den Tropen nicht existieren können, wirklich dies- und jenseits des Äquators selbständig entstanden sind, oder ob sich doch Übergangsformen finden, die eine Wanderung von Pol zu Pol zulässig erscheinen lassen. Die Expedition Borchgrevinks war allerdings solchen Untersuchungen nicht in erster Linie gewidmet, sondern wandte sich hauptsächlich der geographischen Frage zu. Doch hat man auf derselben nach Kräften alles gesammelt, was von Wichtigkeit für irgend eine wissenschaftliche Frage sein konnte.

Von Tasmanien, der im Süden von Melbourne liegenden Insel, segelte man nun geradenwegs auf den Südpol los. „Wir hatten uns, seitdem wir London verließen, in einem unaufhörlichen Sommer bewegt und hatten auch weiter den Sommer vor uns. Auf unserer langen Reise hatten wir somit Gelegenheit, die vielen verschiedenen Sommer unserer Erde zu beobachten. Es war Spätsommer mit warmen Tagen, als wir Europa verließen. Der Herbst stand vor der Tür. Wir steuerten in einen Gürtel mit ewigem Sommer unter der tropischen Sonne hinein. Als wir den Äquator gekreuzt hatten, trafen wir den Frühling der südlichen Halbkugel mit vollen Segeln. Wir sollten jetzt den kurzen antarktischen Sommer benutzen, um in das Südseeeis einzudringen."

Schon durchschnittlich auf dem 50. Breitengrade geht auf der Südhalbkugel das gemäßigte Klima in das der kalten Zone über. Man tritt in einen Nebelgürtel ein und im Meere begegnet man ungeheuren Eisbergen. Diese haben im Süden eine ganz andere Form und Beschaffenheit wie im Norden. Sie sind tafelförmig und oft von kilometergroßer Ausdehnung. Ihr Eis zeigt horizontale Schichtungen wie das Firneis, und es ist auch solches. Diese gewaltigen Tafeln hat das Inlandeis des Südkontinentes ins Meer vorgeschoben, bis sie, vom Drucke des Wassers emporgehoben, abbrachen und dann von den Meeresströmungen nach Norden getrieben wurden. Man beobachtet, ganz umgekehrt wie in dem Meere um den Nordpol, wo die Fram im Eise polwärts getrieben wurde, im Süden eine allgemeine Bewegung des Eises hinaus nach Norden, dem offenen Meere zu. Ein Schiff, das vom Eise des Südpols erfaßt wird, wird also aus dem Eisgürtel immer wieder herausgetrieben. Der Nansensche Kunstgriff, um höhere Breiten zu erreichen, wäre hier also nicht anwendbar.

Also schon vom 50. Breitengrade an, wo bei uns das Leben der Großstädte pulsiert, haben die Südpolarfahrer mit den Gefahren der Eisregion zu kämpfen. Solch ein Eisberg ist ein gar gefährlicher Gast. Ragt er über die Meeresfläche einige Zehner von Metern hervor, so kann der Fuß deren hundert und mehr tief im Meere stecken. Dort wird er von den Strömungen erfaßt und nimmt nun mit der unwiderstehlichen Wucht seiner gewaltigen Masse seinen Kurs, oft völlig gegen die Richtung des Windes. Es gilt höchste Aufmerksamkeit und oft schwieriges Lavieren, um der Gefahr auszuweichen.

Dann gelangt man in den Packeisgürtel, jenem Konglomerat von Schollen, die auf der Meeresoberfläche selbst entstanden sind, und jetzt im Sommer vielfach Lücken und Rinnen zwischen sich lassen, durch die das Schiff sich den Weg suchen und oft in hartem Kampfe erzwingen muß.

Borchgrevink traf diesen Gürtel auf dem 62. Breitegrade. Hinter diesem Gürtel, der den geheimnisvollen Kontinent rings umschließt, ein kristallenes Bollwerk dem Wissensdrange der Menschen entgegenstellend, dehnt sich dann wieder ein im Sommer eisfreies, nur von jenen Eisbergen durchschwommenes Meer. Hier aber, vor dem Viktorialande, war erfahrungsmäßig dieser Gürtel am leichtesten zu durchdringen. Immerhin ist der Kampf mit dem Eise auch hier nicht leicht. Die Schollen, von den Strömungen getrieben, drohen das Schiff zwischen sich zusammenzupressen. Es entstehen die fürchterlichen Schraubungen, unter denen das schwache Menschenwerk unheimlich ächst und stöhnt und wo man jeden Augenblick bereit sein muß, das Schiff zu verlassen, um es den übergewaltigen Elementen preiszugeben.

Sechs Wochen lang hatte die „Southern Croß" mit diesem Packeis zu kämpfen, bis sie am 17. Februar 1899 am Ziel der schwierigen Reise, dem Kap Adare unter 71 Grad 18 Minuten Südbreite und 170 Grad 10 Minuten östlicher Länge von Greenwich ankam. Bei uns liegt das Nordkap auf der gleichen Breite.

Nachdem man sich hier „häuslich" niedergelassen hatte, verließ am 1. März nach dem festgelegten Plane die „Southern Croß" die zehn kühnen Männer, welche sich entschossen hatten, zum ersten Male einen Winter auf dem Südkontinente zuzubringen. Man hielt es für sicherer, das Schiff zurückzuschicken und im nächsten Sommer wiederkommen zu lassen, als es hier an der Küste während des Winters den Elementargewalten des Eises auszusetzen. Ein derartiger Plan war nur am Südpol auszuführen und stellt also eine neue Operationsmethode dar, die bei dieser Expedition von gutem Erfolge gekrönt war, während sie bei der weiterhin zu besprechenden schwedischen Expedition mißglückte. Die „Southern Croß" ging ohne große Schwierigkeiten nach Neuseeland zurück. Am 18. Dezember 1899 begann das Schiff wieder seine Fahrt nach Süden, trat am 5. Januar 1900 abermals in den Packeisgürtel und erreichte am 28. Januar wohlbehalten wieder das Kap Adare. Nachdem man dann noch einen Vorstoß mit dem Schiff soweit als möglich nach Süden im Roßmeer gemacht hatte und dabei am 11. Februar die höchste südliche Breite, die ein Schiff bis dahin erreicht hatte, bei 78 Grad 21 Minuten einnahm (Roß kam 1847 17 Minuten weniger weit, und seitdem war hier überhaupt niemand mehr gewesen), wendete man sich nunmehr wieder der Heimat zu und kam bereits am 21. März auf der Auklandinsel im Süden von Neuseeland an. Die „Southern Croß" hatte also viermal glücklich den Packeisgürtel durchkreuzt.

Auch am Kap Adare hatte man, entsprechend den Erfahrungen der Belgika-Expedition, den Winter nicht so extrem kalt gefunden, als man erwartet hatte. Die überhaupt niedrigste beobachtete Temperatur betrug —41,9 Zentigrad und fand im August statt, dessen Durchschnittstemperatur —25,3 Grad betrug. Die durchschnittliche Temperatur des Jahres war —18,9 Grad, das ist 2,4 Grad niedriger als die der gleichen nördlichen Breite. Man braucht aber nur etwas mehr als einen Grad nördlicher zu gehen, um der gleichen Jahrestemperatur im Norden zu begegnen wie auf Kap Adare. Die höchste, überhaupt beobachtete Temperatur fand im Januar statt mit +9,3 Grad.

Der Barometerstand erwies sich hier am Rande des Südfestlandes als sehr niedrig, durchschnittlich 20 Millimeter unter Normal. Daher die beständig aus dem Innern wehenden Winde, die in den Wintermonaten sich zu so gewaltigen Stürmen steigerten, wie sie die Nordpolgegenden nicht kennen. Nach den übereinstimmenden Mitteilungen aller betreffenden Südpolarfahrer haben diese Stürme einen ganz eigenartigen, unheimlichen Charakter. Vor ihrem Eintritt steigt die Temperatur oft schnell sehr bedeutend, dann bricht der Orkan mit furchtbarer Gewalt herein, bis zu einer maximalen Geschwindigkeit von 45 Metern in der Sekunde, das macht 160 Kilometern in der Stunde, die vollste moderne Schnellzugsgeschwindigkeit. Mitten in dieser rasenden Kraft aber hielt der Sturm oft sekundenlang völlig inne, um dann sofort wieder mit derselben Gewalt einzusetzen. Alle diese Umstände sprechen für einen Föhncharakter dieser Winde, die hier plötzlich von einem beim Kap Adare 1600 Meter hohen Küstengebirge abfallen müssen. Jene fast beständig nach allen Richtungen vom Pol her wehenden Winde erklären auch die überall wahrgenommene Eistrift vom Pol hinweg.

Solche furchtbaren Stürme, noch dazu meist mit Schneetreiben verbunden, stellten begreiflicherweise die höchsten Anforderungen an die zäheste Widerstandskraft der Forschungsreisenden. „Der Wind raubte uns den Atem, und während wir auf allen Vieren umherkrochen, um etwas Proviant und unsere Kochapparate zu sammeln, hatten wir alle drei verschiedentlich das Gefühl, als müßten wir ersticken. Jede Naht unserer Kleidung merkten wir an unserem Körper, es war, als ob Nadeln dort in unsere Haut stächen, wo die Renntierpelze zusammengenäht waren."

Eine länger andauernde Schlittenfahrt auf dem Inlandeise, die schon nach der Methode am Nordpol im ersten Frühjahr beginnen würde, wäre wegen dieser schrecklichen Stürme wahrscheinlich nicht durchführbar. Freilich hat man am Südpol auch die Sommermonate zu solchen Entdeckungsreisen zur Verfügung, in denen größere Ruhe der Atmosphäre

herrscht, aber es war den kühnen Vordringlingen nicht gelungen, wegen der ungeheuren Schwierigkeiten des Terrains irgendwie erheblich sich von der Küste zu entfernen, trotzdem sie sich deswegen mehrfach in große Lebensgefahr begeben hatten.

Das untersuchte Land stellte sich durchaus als vulkanisch heraus; der Basalt des Untergrundes war vielfach von der erodierenden Tätigkeit ehemaliger Gletscher abgeschliffen oder es waren Pfeiler und Bastionen härteren Gesteins stehen geblieben.

Wo man betreffende Beobachtungen machen konnte, sah man die Gletscher sich sehr schnell, noch schneller als in Grönland, bewegen, ein sicherer Beweis, daß ungeheure Inlandeismassen sie vordrängen.

Geographisch und landschaftlich vielseitigere Studien als während der Überwinterung konnte man natürlich bei der darauf folgenden Schiffahrt in die südlichsten Teile des Roßmeeres machen. Den mächtigen Eindruck, welchen die hier im äußersten Süden sich erhebenden Vulkane Erebus und Terror machten, schildern in dem herangezogenen Werke folgende Worte (S. 415):

„Überwältigt und schweigend standen alle an Bord der „Southern Croß" da und betrachteten dieses seltene Bild, während das Schiff langsam über die Oberfläche des stillen, dunkeln Polarmeeres hinglitt. Eine geheimnisvolle Ahnung von ewigen, unermeßlichen Kräften erfüllte uns beim Anblick dieser riesengroßen, rauchenden Werkstätten, in denen die Natur selbst im ewigen Schnee und Eis mit dem ewig glühenden Feuer aus dem Erdinnern arbeitete. Wozu? Zu welchem Zweck? Wer weiß das? Die dumpfen Töne, die von den beiden eisbekleideten Riesen ausgingen, welche sich einsam hoch zum Himmel empor über die kleine schwache Nußschale erhoben, die an ihrem Fuß ihres spurlosen Weges zog, sprachen mit einem Klange, der die Menschen zur Andacht ermahnte."

Die ganze abgefahrene Küste vom Kap Adare an war offenbar vulkanisch; auf halbem Wege zwischen diesem und den beiden südlichsten Vulkanen befindet sich der auf eine Höhe von 4570 Meter geschätzte Vulkan Melbourne. Die ganze Küste hat mit ihren Steilabfällen deshalb durchaus pazifischen Charakter: Die mächtige, überall mit Vulkanen besetzte Absturzlinie der amerikanischen Westküste, die in den Nordpolgebieten beginnt, setzt sich bis hierher an den Küsten des Südkontinentes fort, nur durch die Drakestraße unterbrochen. Es ist danach mehr wie wahrscheinlich, daß das Viktorialand selbst sich westwärts bis zum Grahamlande fortsetzt. Eine ungeheure Katastrophe hat hier einstmals zur Tertiärzeit die Erdkruste vom Nordpol bis zum Südpol aufgerissen.

Nach Westen hin lagert sich unter etwa 78 Grad Breite die große Eisbarriere vor den Südkontinent, die bisher jedem weiteren Vordringen ein unüberwindliches Halt gebot. Borchgrevink fuhr an ihr entlang. Er fand sie, wie schon angeführt, von einer Durchschnittshöhe von 30 Metern, an einzelnen Stellen erhob sie sich auch bis zu 70 Metern. Roß hatte nirgends eine Lücke in ihr entdecken können. Borchgrevink war glücklicher. In die gefundene Öffnung dampfte er kühn hinein auf die Gefahr hin, daß dieses kristallene Tor sich hinter seinem Schiffe für immer schloß. Denn in diesem sich mit ungeheurer Gewalt vordrängenden Inlandeise arbeitet es beständig, und Hunderte von riesigen Eisbergen reißen sich von ihm los, die den Rückweg leicht verlegen können. Man erstieg sogar die Barriere und machte eine Schlittenreise über das Inlandeis, auf der die höchste südliche Breite mit 78 Grad 50 Minuten am 17. Februar 1900 erreicht wurde. Freilich wurde Borchgrevink bereits zwei Jahre darauf von der englischen Südpolar-Expedition unter Scott überholt, der noch näher bei den großen Vulkanen einen Eingang fand und dann auf einer Schlittenreise 82 Grad 17 Minuten erreichte. Dieser bisher gewonnene höchste Rekord am Südpol wird es nun wohl für einige Zeit bleiben. Diese Breite entspricht etwa der, welche im Norden die österreichisch-ungarische Expedition unter Payer und Weiprecht am nördlichsten Vorsprung von Franz Josefsland 1872 erreichte.

Das eigentliche übereiste Inland zeigte sich völlig vom Leben entblößt, dagegen fand man in den Umgebungen des Kap Adare dürftige Vegetation, meist aus Moosen und Flechten bestehend, noch bis 1000 Meter überm Meere. An der Küste aber und auf dem Meereise tummelte sich ein ungemein reges Leben in den Sommermonaten. Zwar ist es sehr artenarm: Robben und Pinguine sind die Hauptrepräsentanten der antarktischen Tierwelt. Die am Südpol vorkommenden Robbenarten unterscheiden sich von denen am Nordpol. Pinguine kommen bekanntlich nur am Südpol vor. Von diesen possierlichen aufrecht gehenden Fettgänsen, die wie kleine Herrchen mit Frack und weißer Weste aussehen, erzählen alle Südpolfahrer die lustigsten Geschichten. Sie kommen im Frühjahr in langen Prozessionen über das Eis: „Als der erste an uns herangekommen war, machte er Halt und wandte sich nach seinen Kameraden um. Da entstand dann sofort eine laute wissenschaftliche Auseinandersetzung. Sie hackten mit ihren Schnäbeln auf uns los, zogen an unsern Kleidern, untersuchten uns genau, und nachdem der erste Pinguin seine zoologische Ansicht über uns geäußert hatte, schritt er, von den andern gefolgt, in einigem Abstand um uns herum, bis die Neugierde aller scheinbar befriedigt war. In der stolzen Überzeugung, daß

sie eine neue Art von Pinguinen entdeckt hatten, setzten sie dann ihren Weg zu ihren alten Brutplätzen fort."

Der Eisbär, das spezifisch nordpolare Tier, kommt am Südpol nicht vor. Wenn andere polare Landsäugetiere, wie etwa das Renntier, am Südpol allerdings überhaupt nicht leben können, so ist dies für den Eisbären durchaus nicht der Fall, der sich von den massenhaft vorhandenen Robben und Pinguinen reichlich ernähren könnte. Andererseits könnten Pinguine neben allen den andern am Nordpol vorkommenden Fettgansarten ebenso auch dort leben. Weshalb finden sich nicht beide Tierarten auf beiden Polen? Die höchst interessante Frage der Bipolarität rollt sich auf. Borchgrevink widmet ihr in seinem Buche ein Kapitel. Wenn die lebendige Natur ausschließlich ein Produkt der physischen Lebensbedingungen der betreffenden Erdgebiete ist, so wäre es nicht merkwürdig, wenn an beiden Polen auch gleiche Tierarten angetroffen würden. Sind aber die Arten irgendwo durch andere Umstände entstanden, und ist es für diese Arten ausgeschlossen, daß sie über den Äquator von einem Pol zum andern gewandert sein können, so wird eben eine verschiedene Fauna an den beiden Polen sich entwickelt haben. Dieses letztere scheint nun wirklich der Fall zu sein, wenn man nur die auffälligen Tierformen betrachtet. Dagegen zeigen sich viele, namentlich kleinere Tierformen des Meeres fast völlig übereinstimmend an beiden Polen. Insbesondere ist das sogenannte Plankton, womit man die verschiedensten im Meere willenlos schwimmenden fast oder ganz mikroskopischen Lebewesen bezeichnet, an beiden Polen beinahe identisch, während es unterm Äquator sehr verschieden davon ist. Allerdings finden Übergänge zu beiden Seiten statt. Hier muß man nun bedenken, daß in den Tiefen der Weltmeere in allen Zonen eine gleichmäßige Temperatur herrscht, die der Oberfläche der Polarmeere entspricht. Diese kleinen Meeresbewohner können also sehr wohl von einem Pol zum andern durch die Meerestiefen hindurch gewandert sein. Es scheint nach allem diesem, daß die Verbreitung der Tierwelt weder in dem einen noch dem andern Sinne einseitig erfolgt ist. Wo es möglich war, wanderte das Leben über die ganze Erde hin, nachdem besondere Formen zunächst nur an einer Stelle entstanden waren. Aber es konnten auch an getrennten Stellen ähnliche Formen selbständig entstehen, ohne sich weiter auszubreiten. Hier sind am Südpol noch Fragen zu lösen, die von größter Wichtigkeit für die Entwicklungsgeschichte der gesamten irdischen Natur sind.

Ernst Curtius nach seinen Briefen.

Von

O. Weißenfels.

Es ist nicht der Zweck dieser Zeilen, für das, was E. Curtius als Mann der Wissenschaft geleistet hat, eine genau abwägende Wertschätzung zu suchen. Nur einige Worte der Erinnerung sollen ihm gewidmet werden, im Anschluß an die Briefe von ihm, die sein Sohn veröffentlicht hat.[1])

E. Curtius hat kein stilles deutsches Gelehrtenleben geführt. Sich, wie Fausts Famulus, in sein Museum zu bannen und, Geistesfreuden genießend, in einsamen Winternächten immer nur von Buch zu Buch zu eilen, lag durchaus nicht in seinem Wesen. Nicht bloß wie durch ein Fernglas von weitem hat er die Welt gesehen: es hat ihn immer mächtig getrieben, sich auf den Wogen des Lebens zu tummeln, ja bis ins hohe Alter ist ihm die Reiselust treu geblieben. Noch als Zweiundachtzigjähriger freute er sich der reich geschmückten Erde und wehrte sich kräftig gegen die zunehmende Schwäche. „Ein alter Professor," schreibt er, „nimmt es mit dem zähesten Droschkengaul auf." Mit dem Frühling, hofft er, wird es wieder besser werden. Aber er fühlt endlich doch, daß ein tückischer Feind ihm im Leibe sitzt und Unheil brütet, und kann sich der Einsicht nicht länger verschließen, daß die alten Mittel, die ihm so oft Erquickung gebracht haben, nun nicht mehr anwendbar sind. „Bei zunehmender Baufälligkeit des Körpers wird man nur immer mehr an die Scholle gebunden, und der frohen Wanderlust wird man entsagen müssen." Schon die herrlichen, reich ausgeführten Reiseberichte, die er während seines vierjährigen Aufenthaltes in Griechenland und auf den griechischen Inseln nach Hause geschickt hat, geben dieser Sammlung von Briefen einen dauernden Wert. Und was er später aus Rom, Neapel, Paris, Wien, Konstantinopel und aus der Schweiz geschrieben hat, atmet alles dieselbe Frische und Schönheitstrunkenheit. Dazu kommen gewissermaßen als historisch interessante Dokumente die Briefe an den Kronprinzen Friedrich Wilhelm und Kaiser Friedrich, dessen Erzieher Curtius gewesen war, mit den zahlreichen, ihnen entsprechenden Antworten, die alle von natürlicher Güte und Herzlichkeit sind und durchaus dem Bilde entsprechen, welches sich die Volksphantasie von dem vielgeliebten Fürsten geschaffen hat.

---

[1]) Ernst Curtius, Ein Lebensbild in Briefen. Herausgegeben von Fr. Curtius. Mit einem Bildnis in Kupferätzung. Berlin, 1903. Julius Springer. XII und 714 S., Lexikonformat.

Die Briefe dieser Sammlung umspannen einen Zeitraum von sechundsechzig Jahren. Den ersten hat E. Curtius als Schüler geschrieben, den letzten kurz vor seinem Tode, mit dieser Nachschrift:

Wie der Vogel auf dem Baum,
Der sich müd' am Tage sang,
Nur noch zwitschert leis' im Traum,
Daß es in die Nacht verklang —
Also werden meine Lieder
Leiser gegen meine Nacht,
Und die lauten sing' ich wieder,
Wenn mein neuer Tag erwacht.

Derartige wie von selbst entstandene Gedichte sind über die ganze Briefsammlung verstreut. Das Verlangen und das Geschick, was in seinem Innern erklang, im Liede widertönen zu lassen, gehört zu den wesentlichen Elementen seiner Begabung. In dieser Hinsicht erinnert er an D. Fr. Strauß, der, wiewohl viel kühler und kritischer als E. Curtius, doch auch die Poesie zur Dolmetscherin seines geheimen Empfindens machte und, gleichfalls schon ein Sterbender, mit matter Hand Verse niederschrieb, wie deren der Genius des Todes nie selbst großen Dichtern weihevollere eingegeben hat.

Aber diese Briefe sind zugleich auch interessant als ehrliche Selbstzeugnisse eines Mannes von feiner und vielseitiger Begabung, der gewisse echt menschliche Eigenschaften, die gleichwohl in unserer reich gewordenen Zeit im Schwinden begriffen sind, in deutlicher und glücklicher Ausprägung besitzt. Und zwar gilt das in gleich hohem Grade von dem Menschen wie von dem Gelehrten Ernst Curtius. Alles, was er hier schreibt, trägt die Farben des Glücks, der Zufriedenheit, der seligsten Harmonie. Es wird einem beim Lesen zu Mute, als sei die Menschheit infolge eines unglücklichen Zufalls durch eine Nebenpforte des Paradieses ins Freie gelangt und könne nun, fortwährend suchend und dabei tausenderlei anderes findend, doch nicht wieder hineingelangen.

E. Curtius war ein glücklicher Mensch, weil er von fester, körperlicher Gesundheit war, weil er eine Leichtigkeit des geistigen Schaffens besaß, die ihm die Arbeit auf dem Gebiete seiner Wahl zum Genuß machte, schließlich auch, weil er nichts von jener Faustischen Unersättlichkeit und Unruhe in sich fühlte. Wohl selten ist das Leben eines höher strebenden Mannes so spiegelglatt und eben gewesen. Dabei kann man nicht sagen, daß ihm das Glück seine äußeren Gaben in verschwenderischer Fülle in den Schoß geworfen habe. Innerlich reich wußte er sich aber an dem Notwendigen genügen zu lassen und verlor nicht die Geduld, wenn er selbst dieses Notwendige lange Jahre hindurch unter Beeinträchtigung seiner Lieblingsneigungen mit einiger Mühe erwerben mußte. Hier und da ist etwas von getäuschten Erwartungen zwischen den Zeilen dieser Briefe zu lesen; aber es ist kaum eine Stelle darin, die Bitterkeit oder verhaltenen Grimm zeigte. E. Curtius war eine vornehme Künstlernatur. Er sah nicht mit spähenden,

begehrlichen Blicken dorthin, wo die Güter dieser Welt verteilt wurden. Selbst hohe Ehrenbezeugungen erschienen ihm kaum je als etwas, was den Kern seines eigentlichen Wesens angehe. „Mir graut vor äußerlichen Ehren," schreibt er. „Ich habe nie nach Ehren ausgeschaut. Was ich gedacht, gesprochen, geschrieben, es ist mit innerer Notwendigkeit geboren, wie aus der Brust eines Poeten." Als man ihn, den Achtundreißigjährigen, zum Mitglied der Akademie erwählt hatte, schrieb er so an seinen Bruder: „Ich habe ein trauriges Gefühl dabei, als müßte es doch nicht besonders mit deutscher Wissenschaft bestellt sein, wenn Leute wie ich in den Ausschuß der Gelehrsamkeit eintreten sollen." Zum Intrigieren besaß er gar keine Neigung. Was er erlangt hat, ist ihm alles angeboten worden, und wenn er seinen Einfluß geltend machte, geschah es nie, um für sich Vorteile zu erreichen, sondern um wissenschaftlichen Unternehmungen eine staatliche Förderung zu verschaffen. Nur an einer Stelle dieses Briefwechsels findet sich etwas von Ungeduld und persönlicher Empfindlichkeit. Als er die Erziehung des Thronerben zur Zufriedenheit des Königlichen Hauses vollendet hatte, verharrte er geduldig sechs Jahre hindurch in seiner Stellung als außerordentlicher Professor an der Berliner Universität mit einem Gehalte von 300 Talern. Da endlich, um sich „aus der leidigen Notwendigkeit zu befreien, durch allerhand Sklavenarbeit sich seinen Unterhalt zu sichern", erinnerte er in einer Eingabe an den Minister an das ihm einst gegebene Versprechen, ihm nach Beendigung der Erziehung Friedrich Wilhelms eine ordentliche und würdige Stellung an der Universität zu verschaffen. Auch die philosophische Fakultät befürwortete eine Verbesserung seiner pekuniären Lage. Aber der Minister wies seinen Antrag ab. Zu derselben Stunde — seltsames Spiel des Zufalls — wurde ihm im Tone der wärmsten Huldigung die eben vakant gewordene Stelle eines ordentlichen Professors in Göttingen, der Lehrstuhl Heynes und K. Otfried Müllers, mit 1700 Talern Gehalt angeboten. „Mit Schmerz gehe ich aus Preußen", schreibt er an seinen früheren Zögling Friedrich Wilhelm, „und schmerzlich muß es mir sein, daß demjenigen, welcher den Sohn des Prinzen von Preußen erzogen hat, vom Auslande her die erste wissenschaftliche Anerkennung kommen muß. Mich tröstet der Gedanke, daß ich auch dort Ihnen mit unverbrüchlicher Treue verbunden bleiben darf und daß ich, wenn man in Preußen einmal meiner Dienste bedarf, gereiftere Kräfte und größere Erfahrung anbieten kann." Auf sein Leben als Achtzigjähriger zurückblickend, findet er, daß jeder Ruf immer, zur richtigen Zeit an ihn ergangen war. Alles in seinem Leben erscheint ihm in einem harmonischen Zusammenhang und gnadenvoll nach einem wohlgeordnetem Plane von Gott geführt. Er murrt weder über den Gymnasialdirektor, von dem er als Quartaner eine derbe Ohrfeige bekam, weil er für die geknechteten Griechen in der Klasse eine Sammlung veranstaltet hatte, noch über den preußischen Minister, der sich so wenig beeilte, ihm sein bescheidenes Gehalt von 300 Talern zu erhöhen. Nachträglich wurde ihm klar, daß er, um das am Grabe Otfried Müllers abgelegte Gelübde pflichtmäßiger erfüllen zu können, nach Göttingen auf den Lehrstuhl des teuren Meisters berufen werden

mußte, um dann nachher, in die Hauptstadt des Deutschen Reichs zurückgekehrt, die Aufgabe erfüllen zu helfen, welche seit Winckelmann die Sehnsucht aller Freunde des klassischen Altertums gewesen war. So weiß er alle Dissonanzen in Harmonien aufzulösen. Dem entspricht seine freundliche Auffassung der Personen und der Verhältnisse. Man wird nicht leicht wieder einen so stattlichen Band rein vertraulicher Äußerungen finden, wo der Schreibende so ganz und gar nichts Giftiges von seinem Nächsten sagt. Auch von neidischem Gelehrtengezänk findet sich darin nicht die leiseste Spur. Er freut sich innigst, wenn er bedeutenden Menschen begegnet und ist stets geneigt, die Überlegenheit anderer anzuerkennen. Von eitler Selbstbespiegelung ist selbst in Augenblicken, wo er fast mit sich allein ist, nie die Rede. Er preist Gott, daß er, durch keine Lebenssorgen geängstigt, dem täglichen Umgange mit den Werken des Altertums leben kann und daß ihn kein Ehrgeiz quält nach irdischen Dingen. Innigst beglückt durch das, was ihn beschäftigt und von anderen ihm widerfährt, ist er unfähig geworden, zu hassen und zu spotten. Die einzige maliziöse Stelle in diesen Briefen zielt auf A. v. Humboldts oft lästig werdende Vorleserei bei Hofe, die auch Bismarcks Zorn erregt hat. „Für Humboldt," schreibt E. Curtius, „ist das Lesen eine zur Natur gewordene Kinnbackenmuskelbewegung; er ist unglücklich, wenn ein anderer, z. B. der Schauspieler Schneider, liest. Er ist überhaupt ein Despot und will immer den Zirkel beherrschen. Schon das längere Sprechen eines anderen macht ihn nervös und veranlaßt ihn, sich über den Mann laut zu beschweren. Schon während des Tees griff er mehrmals zum Schrecken der umherkauernden Hofdamen nach dem verhängnisvollen Buche. Der König bittet noch um eine kurze Frist, nach kurzer Zeit ist es doch in seinen Händen und zugleich das Lesen mit solcher Geschwindigkeit begonnen, daß kein neuer Aufschub dazwischen kommen kann. Er liest sehr monoton, und da er zunächst nur den Zweck der Muskelbewegung verfolgt, oft selbst ohne zu denken, so daß er sich verliest, ohne es zu merken. Der König stößt oft laute Weherufe aus, die Hofdamen stecken zischelnd die Lockenköpfe zusammen, die Kammerherren sehen sich mit maliziösem Lächeln an, und ein summendes Geplauder übertönt oft fast die Vorlesung. Der König paßt am Ende allein noch genau auf und interpelliert den Vorleser. Jede Unterbrechung wird vom Publikum mit dankbarem Lächeln und tiefen Atemzügen begrüßt. Das Souper wird aufgetragen; man erholt sich. Doch kaum sind die letzten Teller hinaus, so ist Humboldt schon wieder beim Lesen und läßt trotz mehrfacher Aufforderungen der Majestäten nicht eher ab, als bis der von ihm bezeichnete Absatz erreicht ist."

Abgesehen von dem großen Schmerz, den ihm der jähe Tod seiner ersten Frau verursacht hat, ist so ziemlich alles andere, was ihm im Leben Unangenehmes begegnet ist, eben nur imstande gewesen, die Oberfläche seiner Seele leise zu kräuseln. Namentlich ist von schmerzlichen Krisen in seiner Gesamtauffassung des Lebens und des Menschenschicksals keine Rede gewesen. Er entstammte einer streng religiösen Familie und ist dem Glauben seiner Kindheit ohne Wanken sein ganzes Leben hindurch treu geblieben. Daß es einen lebendigen persönlichen Gott

gibt, der das Gebet seiner Kinder hört, das war für ihn ein allem Zweifel durchaus entrückter Gedanke, der ihm keinerlei Bekräftigung durch philosophisches Nachdenken nötig zu haben schien. Dem entsprach seine durchaus optimistische Lebensauffassung. Das Unglück nahm er als etwas von Gott Verhängtes mit Demut hin, und nur ganz selten verstummte er auf einen Augenblick in seinem Schmerze. Selbst sein Alter war ganz frei von allen grämlichen Anwandlungen. Dem Schönen und Guten gegenüber bewahrte er sich bis in die letzten Tage seines langen Lebens die gleiche frische und kindliche Empfänglichkeit. Immer wieder jubelt er dem Frühling zu, immer wieder treibt es ihn, durch Berg und Wald zu schweifen, immer wieder denkt er seiner Enkel, „die unter Gottes Schutz so lieblich aufblühen". Muß er sich auch sagen, daß ihm die höchste Lebensfreude, die Entwicklung der keimenden Kräfte in ihrer Seele zu belauschen, nicht mehr zu teil werden wird, so ringt sich deshalb doch keine Klage über seine Lippen. Dazu kommt sein tiefes persönliches Interesse für die Wissenschaft, die er sich erwählt hatte und die er, eigentlich unbekümmert um Anerkennung, ja gelegentlich erstaunt über die Zustimmung einer Welt, mit welcher er sich so wenig in Einklang wußte, emsig mit seinen Organen weiter pflegte. Endlich kam aber doch der Augenblick, wo er bei täglich zunehmender Schwäche sich nicht mehr zu dem Wunsche ermannen konnte, noch lange auf dieser Erde zu weilen. Er ging dem Tode mit Ruhe entgegen und blieb seinem Glauben an eine individuelle Unsterblichkeit treu, wenn er sich auch von der Stille der Ewigkeit und dem Anschauen Gottes keine Vorstellung machen konnte. „Es ist doch," so schreibt er kurz vor seinem Tode, „das geistige Leben mit allen Keimen, die in ihm enthalten sind, ein so auf Produktivität angelegtes, daß die Menge von Interessen, Gesichtspunkten, Studienkreisen, in denen wir uns bewegen, nicht etwas sein kann, was gegen Gottes Willen und mit den höchsten Interessen des Menschengeistes im Widerspruch steht."

Ernst Curtius war aber kein dem Leben abgekehrter Gelehrter. Wenn es wahr ist, daß ein Talent sich in der Stille bildet, so muß man staunen, daß ein Mann von einem so ungewöhnlich starken Geselligkeitsbedürfnis eine Zierde der Wissenschaft geworden ist. Er konnte nicht leben und schaffen, ohne Anregungen von andern zu empfangen und an andere mitzuteilen. Dazu kam die freundliche, zu wohlwollender Auffassung stets bereite Mitteilsamkeit seines Herzens. Was kleinlich, hämisch, gemein ist, fand in seiner Seele keinen passenden Nährboden. In welche Kreise er aber auch in seinem wechselreichen Leben versetzt wurde, überall sieht man gleich herzliche Sympathien und gemeinsame geistige Interessen hervorsprießen. Nirgends in diesen Briefen erinnert etwas an Reibereien mit andern oder an literarische Anfeindungen, gegen die er sich mit jener dem Schriftsteller und Gelehrten so natürlichen Empfindlichkeit gewehrt hätte. Was an Pfeilen gegen ihn geschleudert wurde, prallte ab, ohne daß er nötig gehabt hatte, den Panzer der Gleichgültigkeit anzulegen. Bewunderungswürdig aber ist die Leichtigkeit, mit welcher er aus den Zerstreuungen des geselligen Lebens den

Übergang zum künstlerischen und wissenschaftlichen Schaffen zu finden wußte. An gelegentlichen Seufzern über die etwas zu spärlich zugemessene Ruhe und Sammlung fehlt es nicht; aber ein in beschaulicher Einsamkeit zugebrachtes Denkerleben würde für ihn nicht zu ertragen gewesen sein, wie es auch seine Anlage nicht zur vollen Entfaltung gebracht haben würde. Doch nicht bloß der gesellige Verkehr mit lieben und zugleich geistig hochstehenden und ihm verwandten Menschen war ihm ein starkes Bedürfnis; es trieb ihn auch, seine Kraft in den Dienst praktischer Bildungszwecke zu stellen und um die Unterstützung des Staates für archäologische Unternehmungen zu werben. Es ist bekannt, wieviel die Altertumswissenschaft auch in dieser Hinsicht seiner Anregung und Vermittlung zu verdanken hat.

Daneben verfolgte er die politische Entwicklung Deutschlands nicht bloß mit dem Interesse des Historikers, sondern mit der wärmsten Teilnahme seines Herzens. Was Deutschland und speziell Preußen geworden ist, war längst der Traum seiner Seele gewesen. Seine späteren nahen Beziehungen zum preußischen Königshause haben zu seinen Sympathien nichts mehr hinzufügen können. Es ist alles so gekommen, wie er es vorausgesehen und gewünscht hatte. Das Jahr 1848 hatte seinem freundlichen Optimismus freilich schmerzliche Erschütterungen gebracht. Er wurde damals an den Deutschen, ja an der Menschheit irre. „Die unheimlichen, friedlosen, dummen Massen machen die Geschichte, nichts Erhebendes geschieht, wir haben keinen Staat, keine Kirche, keine Kunst, keine Literatur, es ist eine elende Wirtschaft und die Primaner und Studenten des 20. und der folgenden Jahrhunderte werden sich mit Ekel von unserer Epoche fortwenden. Alles wahre Heil und Glück wird mehr und mehr im Mikrokosmus der Familie, in den engen Kreisen der Freundschaft und Liebe zu suchen sein, welche die Religion erwärmt und Poesie und Wissenschaft erfrischen." Er klagt über die Schwäche der Regierung, deren unzweifelhaftes Recht es doch sei, staatsgefährliche Versammlungen in den Straßen der Stadt zu verbieten. Die Briefe aus jenem Jahre sind dabei voll von Revolutionsbildern. Bald versetzen sie uns in die Straßen von Berlin, bald in den intimen Kreis der königlichen Familie. Dazwischen viel freundliche Worte über seinen „jungen Prinzen", über sein warmes, liebenswürdiges Herz, über sein unbefangenes, fröhliches Wesen. „Er macht mir viel Freude durch seinen wachsenden Eifer für alles Gute. Ich habe die Überzeugung, daß er nie etwas Unedles tun wird."

Als Gelehrter ist E. Curtius in kurzen Worten nicht leicht zu charakterisieren. Er selbst prahlt ganz und gar nicht mit seinem Wissen. Im Gespräche mit anderen wurde er bisweilen zu seinem Schrecken inne, daß es ihm an der eigentlich enzyklopädischen Philologengelehrsamkeit fehle und bei seinem Naturell und seiner einem eigentlichen Bücherleben widerstrebenden Lebensführung immer fehlen werde. Von der köstlichsten Naivität sind seine dahin zielenden Selbstbekenntnisse: „Man wird ganz am Gelehrtenberufe irre," schreibt er seinem Bruder, „wenn man inne wird, mit welcher eigensinnigen Entschiedenheit die Natur uns auf das Bummeln hingewiesen hat als die eigentliche Bedingung des Wohlseins, und doch, soll man

einmal einen Lehrstuhl mit Ehren ausfüllen, wie ist das mit der dem äußeren Menschen so wohltuenden Bummelei zu vereinigen?" Demgegenüber ist zu bemerken, daß E. Curtius einer vornehmeren Klasse von Gelehrten angehörte, als z. B. K. Fr. Hermann, sein Vorgänger in Göttingen, und der von ihm bewunderte H. Sauppe, wenn er sich mit diesen auch nicht an Fülle des positiven Wissens messen konnte.

Man muß sich Gewalt antun, um von einem Buche zu scheiden, das des Interessanten und Gewinnenden eine solche Fülle bietet. So viel ist klar, daß es nicht bloß dem liberal denkenden Gelehrten, sondern allen im höheren Sinne gebildeten Deutschen eine Quelle der Erquickung sein wird.

Bücherschau.

Konstantinopel unter Sultan Suleiman dem Großen, aufgenommen im Jahre 1559 durch Melchior Lorichs aus Flensburg. Nach der Handzeichnung des Künstlers in der Universitäts-Bibliothek zu Leiden mit anderen alten Plänen herausgegeben und erläutert von Eugen Oberhummer, Professor der Geographie an der Universität München. Mit 22 Tafeln in Lichtdruck und 17 Textbildern. München, R. Oldenbourg, 1902. Preis: 30 M.; in Handkolorit 60 M.

Die Leser der Deutschen Monatsschrift werden mir's, glaub' ich, danken, wenn ich sie auf ein Werk aufmerksam mache, das seiner Kostbarkeit wegen von vornherein auf einen zwar verhältnismäßig kleinen, aber feinen Bekanntenkreis rechnen darf. Mit Unterstützung Sr. Majestät unsers Kaisers, dem es deshalb auch zugeeignet ist, bringt es in klarer Vervielfältigung die bisher nur handschriftlich wenigen Kennern zugängliche, großartige Arbeit des deutschen Kupferstechers und Holzschneiders M. Lorichs (1527—1595?), der unter dem Schutze des kaiserl. deutschen Gesandten am osmanischen Hofe (1556—1562), Ogier Ghiselins de Busbecq, seit 1557 vom Ufer des westlichen Galata aus die türkische Hauptstadt von der Einfahrt des Bosporus bis zum Ende des Goldenen Horns (vgl. das Panorama vom Galataturm in „Meyers Türkei") auf einen 11,45 m langen und 0,45 m hohen Papierstreifen ebenso künstlerisch vollkommen wie geschichtlich treu in Sepia gezeichnet hat. Die Wiedergabe, in München durch die Kunstanstalt J. B. Obernetter vorzüglich ausgeführt, ist in 1/2 natürl. Größe erfolgt; die Stellen, wo Lorichs seine Federzeichnung durch aufgesetzte Farbentöne (Mauern rot, Gärten grün) belebt hat, sind in einem kleinen, besonders schön ausgestatteten Teile der Ausgabe in Handkolorit reproduziert. Der knapp gehaltene, aber den Gegenstand durchaus erschöpfende Text Oberhummers, der Anfang Februar einen ehrenvollen Ruf nach Wien erhalten hat, behandelt zunächst das Leben und die Werke des Künstlers, erläutert dann die Aufnahme der Stadt und gibt die schwierig zu entzifferndn Legenden des Originals wieder; zur Ergänzung und bessern Verdeutlichung des Wertes der Lorichsschen Kunstleistung werden frühe Pläne und Bilder von Konstantinopel (bis zum 18. Jahrh.) besprochen und teilweise abgebildet. Die Herstellung einer Neuauflage ist schlechterdings ausgeschlossen. Wer für die interessante Geschichte jener schönen Residenz „da unten" etwas übrig hat, der sichere sich bei Zeiten ein Exemplar dieser tadellosen Veröffentlichung! Helmolt.

Herbſt.

Gedichte von Otto Haendler. Dresden 1905, Carl Reißner.

Von

W. Münch.

Der Titel deutet an, daß es ein Älterer iſt, dem dieſe Gedichte auf dem Acker ſeines Lebens gewachſen und gereift ſind und der ſie nun geſammelt darbietet. Vielleicht hat er auch mehr an die bunten Laubblätter des Spätjahres gedacht, denen wenigſtens die erſte Abteilung der Gedichte verglichen werden mag. Otto Haendler hat ſich in den letzten Jahren als Überſetzer auf Gebieten bekannt gemacht, wo es wahrlich nicht leicht war, Befriedigendes zu erzielen: von ihm liegt eine Auswahl verdeutſchter oder vielmehr nachgedichteter Verlaine'ſcher Gedichte vor, und ebenſo eine ſolche von Dichtungen Carduccis, und von beiden Sammlungen durfte die Kritik Gutes ſagen. Dies mag den Überſetzer ermutigt haben, nun auch ſein Eigenſtes darzubieten. Und wirklich darf man den Band willkommen heißen. Er wird zwar den nur noch für modern Exaltiertes und Raffiniertes empfänglichen Leſern nicht viel Wohlgefallen abgewinnen, aber für dieſe eben iſt er nicht beſtimmt. Es klingen hier abwechſelnd mancherlei Töne wieder, deren Eigenart uns aus unſeren guten Dichtern bekannt iſt, aber immer iſt doch ganz Selbſtempfundenes und Selbſtgefundenes zu fühlen, und obwohl vielleicht etliches minder Gelungene oder mehr gelegentlich Improviſierte beſſer ausgeſchaltet worden wäre, ſo kann man an dem größeren Teil der Gedichte ſeine ehrliche Freude haben. Diejenigen des zweiten Teils, unter dem beſonderen Titel Aquis Submersus vereinigt, verdanken ihre Entſtehung dem Schmerz um den jähen Verluſt eines geliebten und hoffnungsvollen Knaben, um den in immer neuen, herzbewegenden Tönen geklagt wird. Wem nichts Menſchliches fremd geblieben iſt, der wird ſich teilnahmvoll in dieſes große Leid einer Menſchenbruſt mit hineinziehen laſſen. Im ganzen iſt der Verfaſſer beſonders glücklich in ſtimmungsvollen Eingangsverſen, oft auch in refrain-artig wiederkehrenden. Man leſe „Morgenandacht im Schwarzwald“: „Ich ſtieg hinan die Wieſenhalde“ mit all den folgenden, edel gelungenen Strophen. Oder: „Da Sigrid Goldhaar noch war mein“. Oder: „Ihres Gleichen gibt es nicht“. Oder das originelle und allerliebſte Gedicht „Das Blaue vom Himmel“. Die ſtoffliche Mannigfaltigkeit iſt groß, und ebenſo die der Töne: hier eine Ballade im echten Ton, dort eine Legende, eine luſtige poetiſche Erzählung, oder auch eine ſchaurige, dann Schelmiſches, Intimes, Satiriſches, Epigrammatiſches, Keckes und Übermütiges und auch tief Wehmütiges, ſehnſüchtig Frommes. Ungeſund iſt nichts, man hat es doch immer mit einer ehrlich ernſten Natur zu tun. Nur ganz weniges zu zitieren, iſt mißlich; es kann keine wirkliche Vorſtellung geben. Und doch iſt für viel nicht Raum. Alſo nur zwei kurze Proben:

O könnt' auch ich die Bruſt entladen!

Im Strome ſpiegeln ſich die Sterne,
Mild iſt die Nacht, das Waſſer rauſcht,
Ein kleiner Vogel klagt von ferne,
Dem meine ganze Seele lauſcht.

O könnt' auch ich die Bruſt entladen
Von all der ſtummen Luſt und Qual,
In Wohllaut erdenrein mich baden,
Frau Nachtigall, ein einzig Mal!

Uns Menſchen hält das Wort gefangen,
Gefeſſelt liegt in uns Natur,
All unſer Sehnen, Hoffen, Bangen
Klirrt in der Sprache Ketten nur.

Was, wenn des Tages Lärm verklungen,
Still durch das Tor der Träume zieht ...
Ach, ungeſagt und ungeſungen
Bleibt unſer allertiefſtes Lied!

* * *

Die grüne Roſe.

In einem Roſengarten ſteht,
Die häßlichſte vom ganzen Beet,
Auch eine grüne Roſe;
Von ihrer Schweſtern buntem Schwarm
Verachtet, ſiecht ſie farbenarm
Und duftlos — daß ſich Gott erbarm'! —,
Erdrückt von ihrem Loſe.

Da kommt der junge Kritikus,
Der alles beſſer wiſſen muß,
Und ruft: Ha, welch ein Wunder!
Ein Dutzend Gaffer rennt herbei,
Flugs heben ſie ein wüſt Geſchrei,
Daß dies die ſchönſte Roſe ſei,
Die andern alle Plunder!

Juſt ſo wird heut auch in der Kunſt
Uns vorgemacht viel blauer Dunſt:
Vivat das Kurioſe!
Man preiſt, was immer häßlich war,
Als ſchön, wenn's neu nur iſt und rar,
Und wirklich jeden Reizes bar —
Wie dieſe grüne Roſe.

Die agrarische Lage Rußlands.[1]

Von

Otto Hötzsch.

Immer mehr werden der Stimmen auch in der russischen Literatur, die mit vollster Schärfe und Deutlichkeit auf das Grundübel der gegenwärtigen inneren Zustände des Zarenstaates hinweisen und ernsthaft mit dem Ausbruch einer Agrarrevolution rechnen, wenn nicht Regierung und Gesellschaft bald dieser Gefahr ernsthaft ins Auge sehen. Handelt es sich doch in dieser Krisis um die überwältigende Mehrheit des russischen Volkes. Im Jahre 1897 gehörten nicht weniger als 90 % der ganzen Bevölkerung, d. i. 117 von 130 Millionen der bäuerlichen Bevölkerung an, denen nur 2½ Millionen oder 1,9 % an Fabrikbevölkerung entgegenstehen. Und an diesem ungeheuren Teil des russischen Volkes, auf dem das ganze gewaltige Gebäude ruht, nagt der Wurm. Immer mehr beginnt sich die dörfliche Bevölkerung zu proletarisieren, und sie, die der Grundstock konservativer Tendenzen sein sollte, wird nach und nach zum gefährlichsten sozialen Element, das auf die allgemeine Anarchie lossteuert. Deshalb ist die Lage des Bauernvolkes heute wichtiger und gefährlicher als der unglückliche Verlauf des Krieges, als der Stillstand in den Geschäften, als das Wachwerden nationaler Fragen, als die Arbeiterbewegung und die Straßendemonstrationen.

Der Kern der ganzen furchtbaren Krisis ruht eben darin, daß dieses fruchtbare Land nicht genug zu essen hat für seine eignen Volksangehörigen. In Orel[2] sind von allem bebaubaren Land Bauernland: 51,6 %, in Tula[2] 50,2 %. Damit kommen auf jeden Esser (beiderlei Geschlechts) 0,88 und 0,78 Deßjatinen, also 1,7 und 1,5 Ar. Rechnet man nur das Ackerland dabei, sinken die Zahlen auf 0,57 und 0,59 Deßj., also auf 1,1 Ar. Bei einer mittleren Ernte von 45 bis 55 Pud

[1] Dieser Überblick ist nach einem in den „Peterburgskija Wjedomosti" veröffentlichten Aufsatze gegeben, der in ausgezeichneter Weise den Kern der augenblicklichen Krise erfaßt.

[2] Diese beiden Gouvernements sind im folgenden immer herangezogen als typisch für das agrarische Zentralrußland, die sogenannte „Schwarzerde".

von der Deßjatine erhält man Brotgetreide vom Bauernland ungefähr 10 Pud auf die Deßjatine. Und dabei nimmt man an, daß zur Ernährung eines Menschen 25 Pud Brot jährlich von nöten sind.

Es besteht darum unter der bäuerlichen Bevölkerung ein wahrer Landhunger. Wie sieht es mit dessen Befriedigung aus? Während des zwanzigjährigen Bestehens der „Bäuerlichen Landbank" sind von dieser rund 45 000 Darlehen gegeben worden zum Ankauf von rund $6^1/_2$ Millionen Deßj. Land. Davon sind 28 % Abschlüsse zum Zweck der Ansiedlung oder Arrondierung des Bauernlands, aber volle 72 % abgeschlossen worden durch Gesellschaften und einzelne wohlhabende Landwirte und zwar meist in der Absicht, die furchtbare Not der Mehrheit der Bauern auf dem Lande sich zu nutze zu machen, indem sie ihnen das Land für Wucher-Preise in Pacht geben. Und zu dieser in der russischen Dorfwirtschaft leider so wohlbekannten Gruppe der Kulaks kommen jetzt immer mehr intelligente Gutsbesitzer, die ihre Wirtschaft aufgeben, das Land verlassen und es für vorteilhafter halten, ihr Land in kurzfristigen Pachten, manchmal nur auf eine Aussaat, auszugeben. Auf diese Weise steigt der Preis für das Land schwindelnd hoch. Der normale Preis müßte z. B. in Tula oder Woronesch 150—250 Rubel für die Deßjatine, also etwa 6—12 Rubel für die Pacht sein, und er steigt durch dieses System je nach der Ernte auf 30 Rubel und mehr an Pacht, was einem Kapitalwerte von 500 Rubel und darüber entspricht. Und in dieser Form betreiben Millionen russischer Bauern in den ländlichen Gouvernements den Landbau, mit beständig unzureichender Nahrung, ohne Entgelt für ihre Mühe und nur von der Hoffnung auf Ernte lebend. Fällt diese gut aus, so erhalten diese bäuerlichen Pächter gerade das Brot zur täglichen Nahrung; fällt sie schlecht aus, so verlieren sie Land, Lohn und Aussaat.

Natürlich verlieren bei diesem System der Landnutzung zunächst die Pächter, dann aber auch die Eigentümer und schließlich die ganze Volkswirtschaft, da das Land auf diese Weise aufs äußerste ausgesaugt wird. Die Folgen dieser unnormalen Lage zeigen sich denn auch an charakteristischen Tatsachen, so in Prozentsätzen der überschuldeten Bauerngüter (im Orelschen 56,3, im Tulaschen 58,3 %), derer, die kein Inventar mehr hatten (17,9 und 14,2 %), derer, die über keine Pferde (28 und 21,4 %) und keine Kühe (27,6 und 21,4 %) mehr verfügen.

Diese Lage nun, die ihre Ursache nicht im Heute und Gestern hat, treibt jetzt aber sichtlich auf eine allgemeine Krisis hin, wenigstens in den ländlichen Gouvernements Zentralrußlands und tritt in gewalttätigen

Handlungen des ländlichen Proletariats, in der Beraubung der Gutsbesitzer usw. zu Tage.

Das einzige Mittel, die agrarische Krisis friedlich zu lösen, kann nur eine innere **Kolonisation** sein, die die aus der Gemeinde ausscheidenden Bauern außerhalb des aufgeteilten Bodens ansiedelt. Das Volk selbst hat es schon begriffen, daß zur Nutzung des Landes noch gar nicht unbedingt nötig ist, Eigentümer des Landes zu sein. Freilich haben weder Regierung noch Gesellschaft ihre Pflicht in dieser Richtung bisher ausreichend erfüllt. Aber im Manifest des Zaren vom 21. Februar 1903 und im Reskript vom 18. Februar 1905 ist doch wenigstens der Ausgangspunkt zu einer friedlichen Lösung angedeutet. Wieviel Platz eine innere Kolonisation sogar in den Gebieten der Gouvernements Zentralrußlands noch findet, zeigen folgende Zahlen (wieder für die Gouvernements Orel und Tula):

	Orel:		Tula:	
1. Anbaufähiges Land:	3 925 000	Deßjatinen	2 613 000	Deßjatinen
2. (Aufgeteiltes) Bauern- „	2 024 000	„	1 301 000	„
3. Kron.- u. Apanage- „	285 000	„	39 000	„
4. Privat- „	1 111 000	„	1 273 000	„

Das ergibt bei 2 290 000 und 1 690 000 Essern auf den Hof immerhin 11,1 und 10,6 Deßjatinen, oder 21 und 20 Ar.

Nach dem Bericht der Bäuerlichen Landbank von 1902 haben am Landkauf teilgenommen mit der Absicht, sich dort anzusiedeln, etwa 23 000 Landwirte mit 71 000 Seelen[3]) — eine Ziffer, in der das Bestreben der Bauern deutlich klar wird, auf neues Land auszuziehen, um unter normalen Bedingungen ihre Wirtschaft fortzuführen. Auf der anderen Seite zeigt sie aber auch, daß die Übersiedelung nach Sibirien oder gar in die noch weiter liegenden Gebiete unnötig ist. Der Landvorrat in den Stammgouvernements gewährt bei einer rationellen Bewirtschaftung eine ausreichende Existenz für Landbewohner, wenn nur die Regierung diese Pflicht erkennt, in großem Maßstab die innere Kolonisation in Angriff zu nehmen. Sie kann die Lage verständiger Landwirte erleichtern durch das Mittel einer vernünftigen Abgabe von Land, indem sie Land in Pacht gibt mit langfristigen Kontrakten. Sie kann die Zahlung der Renten für einen Teil des abgegebenen Landes hinausschieben, bis die Klasse der Pächter sich gefestigt hat und im stande ist, die Renten für das ganze Land zu zahlen.

[3]) Die Käufer erweiterten einen Durchschnittsbesitz von 4,1 Deßjatinen um 10,1 Deßjatinen.

In dieser Form einer langfristigen billigen Pacht für die verständigen bäuerlichen Wirte liegt sowohl vor allem auf den kaiserlichen Kronländern als auch auf dem Lande der Privatbesitzer die einzige und beste Kombination der Formen des Landbesitzes und der Landnutzung. Heute, beim Verkauf des Landes durch Landbanken und andere Hypothekenbanken, bestehen die bäuerlichen Zahlungen für den Bauern, außer den Nachzahlungen zu den Darlehen, in Zinsen, in der Amortisation und den Regierungsabgaben, alles in allem $5^1/_4\,\%$. Das ist zu hoch, und so wird es begreiflich, wenn die Bauern nach dem Ankauf von Land mit Hilfe der Landbank sich bald mit hoffnungslosen Rückständen herumschlagen, und daß das von ihnen gekaufte Land in die Hand der Bank zurückgeht. Wenn sich dabei die Bauern in Pächter verwandeln, gewinnen sie sogar durch den Verlust des gekauften Landes noch, weil die Pacht niedriger ist als die Prozente, die sie als Eigentümer zu zahlen hätten. Daß Rußland heute den dritten Teil des gesamten Weltverkehrs in Getreide bestreiten muß, das ist sein Fluch, und ein Umschwung ist nur möglich und die Not der Bevölkerung kann nur gehoben werden, wenn man zur Kolonisation im Innern des Reiches schreitet. Land ist auf Jahrhunderte reichlich vorhanden. Kein Staat befindet sich in gleich günstigen Bedingungen für eine solche Kolonisation wie Rußland. Nur der Entschluß, diese ungeheuren vorhandenen Landflächen für eine solche Kolonisation zu benutzen, kann Rußland eine friedliche Lösung seiner Agrarfrage bringen. Aber allerdings das Pachtsystem muß auf ein gesünderes Fundament gestellt werden.

Bücherschau.

Von den **„Gesammelten Werken" Theodor Fontanes** (F. Fontane & Co. Berlin) liegen jetzt weiter vor Band 2—5, die bringen: Vor dem Sturm (Schluß) — Grete Minde — Ellernklipp — Graf Petöfy — Cécile — Stine — Irrungen, Wirrungen. Wir können diese Neuausgabe, die trotz sehr guter Ausstattung erstaunlich billig ist (bei Subskription 3 Mk. der Band), nur abermals warm empfehlen. O. H.

Hebbels Bedeutung als Erzieher.

Von

Ludwig Gurlitt.

Friedrich Hebbel hatte wie alle großen, ihrer Zeit voranleuchtenden Geister von dem stumpfen Unverstande und der Wut seiner kurzsichtigen Zeitgenossen bis an sein Lebensende schwer zu leiden. Die Theater verhielten sich gegen ihn so ablehnend, daß er i. J. 1846 mit bitterem Spotte in sein Tagebuch schrieb: „Es muß ein Schaltjahr sein, die Theater spielen ein Stück von mir". „Bei der gründlichen Gemeinheit", schrieb er im Jahre darauf, „die gegen mich mehr und mehr Platz greift, muß ich doch endlich auf Verteidigungsmittel sinnen, da Kunstwerke allein nur für die Zukunft sind. — Da eben eine neue Ausgabe der Werke Heinrichs von Kleist erscheint, so will ich zu allernächst durch eine Kritik derselben die Ehrenschuld jedes Deutschen gegen dieses außerordentliche, zu Tode gemarterte Genie für meine Person abtragen." Hebbel hatte sich erlaubt, die „Judith" (1840), Gedichte (1842 und 1847), „Genoveva" (1843) und „Maria Magdalena" (1844) dem deutschen Volke darzubieten. Das schien unverzeihlich! Drei Jahre später, als auch „Herodes und Marianne" (1850) hinzugekommen war, konnte er wenigstens mit Genugtuung das sparsame Lob eines Gervinus aufzeichnen, der (am 16. April 1851) an Emil Kuh, Hebbels künftigen Biographen, schrieb: „Ich müßte wohl keine Sinne zum Vergleichen haben, wenn ich nicht anerkennen sollte, daß Hebbel wie ein Baum unter dem vielen Gestrüpp unserer Dramatiker hervorragte". An diesem zögernd gespendeten Beifalle des Gelehrten mußte sich lange der Mut des ihn unermeßlich überragenden Genius aufrichten. Man findet ihn jetzt in Hebbels Tagebuche abgedruckt; ich erinnere mich aber aus meiner Kindheit, daß mein Vater, der Landschaftsmaler Louis Gurlitt, der Hebbels treuer Freund war, gerade diesen Ausspruch stets wörtlich anführte, um groben Verächtern Hebbelscher Muse zu beweisen, daß dieser doch wenigstens eines namhaften Schriftgelehrten Beifall gefunden habe. Heute urteilt das denkende Deutschland über Hebbel, wenn nicht mit tiefem Verständnisse, so doch mit einem Gefühle ehrfurchtsvoller Scheu. Manche werden auch schon Adolf Bartels Urteil unterschreiben, wenn er sagt:

„Hebbel ist der größte deutsche Dichter, der seit Goethes Tode aufgetreten ist, der einzige, der ganz aus eigenen Mitteln lebte, der ausgeprägt der Dichter des deutschen Nordens ist, wie Grillparzer der des Südens. Die jetzt im Mannesalter stehende Generation von Dichtern und Künstlern überhaupt hat ein Verhältnis zu Hebbel gewonnen und tritt, seine Bedeutung für ihr eigenes Streben erkennend, für ihn ein." „Das ganze Geschlecht", führt Bartels weiter aus, „wächst nun schon mit ihm auf und sieht in Kleist, Hebbel und Otto Ludwig die drei Großen, die aus der Welt der Klassik in eine neue, aufgehende Welt führen. Nicht voll ersetzt Hebbel

ihm den Schiller, aber es weiß, was der Sohn des neunzehnten vor dem des achtzehnten Jahrhunderts voraus hat: die echte Tragik, die tiefere Charakteristik, das genauere Milieu und selbstverständlich die wahrhaft modernen Ideen, die wirklich moderne Weltanschauung". —

Wenn das wirklich das Urteil unseres jungen Geschlechtes sein sollte, so verdankt es das eigenem Nachdenken, nicht aber der Schule, die sich noch immer gegen Hebbel ablehnend verhält. Mir ist jedenfalls nicht bekannt geworden, daß irgend eine seiner Dichtungen oder Schriften in den Lehrplan einer deutschen Schule Aufnahme gefunden hätte, und tatsächlich wachsen viele junge deutsche Männer bei uns noch auf, die Hebbel kaum dem Namen nach kennen und ihn — wie ich oft erfahren habe — vom biederen Hebel nicht zu unterscheiden wissen. Das ist in hohem Grade beschämend. Was würde man wohl von einem gebildeten Griechen der Zeit Alexanders gehalten haben, der den Euripides nicht gründlich gekannt hätte! Freilich ist auch Hebbels tragische Poesie für Schulen eine nur bedingt zu empfehlende Kost: Hebbel schuf für reife Männer und kannte keine Rücksicht auf die sittlichen Bedenken gesellschaftlich korrekt empfindender Tugendwächter. Jedenfalls sollte aber die deutsche Jugend wissen, daß Hebbel der Begründer einer neuen Literatur-Epoche ist, eben der, in deren Entwicklung wir jetzt noch stehen, und sollte das begreifen und empfinden lernen.

In wie hohem Grade Hebbel unserer Zeit Vorkämpfer war, wie sehr die Wurzeln vieler die Gegenwart bewegender Fragen in seinem tiefen Geiste ruhen, das wird erst ein späterer Kulturhistoriker in vollem Umfange ermessen und darstellen können.

Hebbel fühlte sich berufen, Erzieher seines Volkes zu sein. Seine dichterische Tätigkeit war ihm heilig, gleichsam eine priesterliche. Poesie nennt er „das Gewissen der Menschheit". Hinter jedem Worte, das er niederschrieb, stand der ganze Mann, jede Überzeugung, die er aussprach, vertrat er mit seinem Kopfe; nie hat er anders als mit seinem Herzblut geschrieben. Kein Spott, kein Mißerfolg konnte ihn an seiner hohen Mission irre machen. Daß er siegen werde, siegen mußte, daran hat er niemals gezweifelt. Denn was aus ihm sprach, das war nicht er, das war Gott, der sich seiner als seines Werkzeuges bediente. Was er schuf, das mußte er schaffen, und deshalb stand es ihm auch über der Kritik, wofern diese nicht in den Kern der Dichtung einzudringen und von da aus die Entwicklung nachempfinden und als notwendig erkennen konnte.

Systematisch hat er sich über Menschenerziehung nicht ausgesprochen, aber er hat tief über alle die Fragen nachgedacht, welche auch den Berufspädagogen beschäftigen, über Aufgaben und Mittel wahrer Bildung, über Lebensziele und Menschentum überhaupt. Indem er in Briefen und Tagebüchern sein eigenes Leben beleuchtete, fielen tiefe Weisheitssprüche, die jedem wertvoll sein werden, der an seiner oder seiner Mitmenschen Bildung arbeitet. Das Tiefste liegt in seinen Dramen. Wer aber getraut sich, diesen Schatz zu heben, wer wollte das Geheimnisvolle, Rätselhafte, Visionäre, das nur der Dichter zu sagen vermag, in nüchterne Worte kleiden und dadurch vernichten? Wer Hebbels Mahnung kennt, wird zu einer solchen verstandesmäßig abstrahierenden und schematisierenden Arbeit die Hand nicht bieten. Wir halten uns deshalb hier an Hebbels Tagebücher und Briefe. Als eine leidenschaftliche, man könnte sagen pathetische Natur, die immer in einer schweren Rüstung einherschreitet und, wie sein Hagen

sagt, „nach dem Geklirr der Degen tanzt und sogar die Messe mit dem Schild am Arme hört", als stets Kampfbereiter erscheint Hebbel in diesen Tagebüchern, doch fehlen ihm keineswegs milde, rührende Züge, die dann um so ergreifender wirken.[1]) Seine Briefe, in denen er den Tod seines Söhnchens Max, zumal den seines Erstgeborenen von Elise beklagt, gehören zu dem Ergreifendsten, was man in deutscher Sprache lesen kann. Sie erinnern an Lessings Klagen am Totenbette seines Kindes. Auch sonst klingen die zartesten Herzenslaute an, so oft er in Briefen oder Tagebüchern auf seine Kinder zu sprechen kommt. Ein heiteres Lachen, ein treffendes Wort aus Kindermund, ein Blick auf das sorglose Spiel oder die kleidsame Tracht der Kleinen kann ihm den ganzen Tag vergolden, und solch kleine Züge finden sich oft als einzige Eintragungen, mithin doch als wichtigste Erlebnisse des Tages. „Auf der Höhe der Existenz stehend", schreibt er (4. Januar 1854) mit stillem Glücke die Worte nieder: „Ich habe ein treues Weib, ein lieblich aufblühendes Kind und wenigstens einen wahren, erprobten Freund ... Ich bin, dies Zeugnis darf ich mir geben, von ganzem Herzen dankbar dafür und freue mich jedes Tags". Und dieser Mann sollte hartherzig und kalt gewesen sein? Nein, weil Hebbels Geist mit den letzten Fragen des Menschenlebens, mit den Weltmysterien beschäftigt, in seinen Dramen das Erhabene und Erschütternde behandelt, weil eine gewaltige Willenskraft, leidenschaftliche Erregung, eine philosophierende, grübelnde Weltbetrachtung seine Dichtungen beherrschen, deshalb haben oberflächliche Betrachter ihm wohl die schlichte, rein menschliche Gemütstiefe abgesprochen, wie sie den berufensten Erziehern von unserem Heiland bis zu Pestalozzi eigen war. Aber sie tun ihm gewiß auch hierin unrecht; an Gemütstiefe steht der Dithmarscher vielleicht weder Reuter noch Rosegger nach, und schöner hat keiner das Elternglück besungen, als er in seinem Gedichte „Mutter und Kind". Die ganze Dichtung ist von dem zartesten Dufte echten deutschen Familiensinnes durchweht. Ihr gehören auch die schönen Worte an: „Denn was die Pendel den Uhren, das sind die Kinder den Häusern". So hatte Hebbel das Erste und Wichtigste, was den Menschen zum Erzieher befähigt — die Menschenliebe. Goethe sagt: „Man lernt nur von dem, den man liebt"; auch Hebbel fordert, daß zwischen Erzieher und Zögling das Band der Liebe geknüpft werde und sagt einmal in diesem Sinne: „Das Kunstwerk ist, wie der Mensch, verloren, wenn man ihm nicht mit Liebe entgegen kommt", und an einer anderen Stelle: „Alle Völker sind, wie alle Menschen, am sichersten danach zu messen, ob und wie sie sich gegenseitig erkennen und schätzen; das zeigt, wo nicht ihre Begabung, doch jedenfalls die erreichte Stufe ihrer Bildung."

Er hatte selber eine gar freudlose Kindheit verlebt und litt bis an sein Ende durch die Erinnerung daran; aber das hat sein Herz nicht verhärtet, seine Liebe zu der Kinderwelt nicht ertötet. Er würde uns modernen Pädagogen recht geben, wenn wir vor allem darauf aus sind, den Kindern eine sonnige Kindheit zu schaffen, denn: „Glückliche Kinder," schreibt er einmal, „geben glückliche Menschen! Alle Verstimmung des Charakters hat seinen wahrscheinlichen Grund in diesen frühen Eindrücken!" sagt Forster, und er hat sehr recht." Mit Entzücken ruht sein Blick auf dem Bilde spielender Kinder: „sie sind," sagt er, „lebendig ge-

[1]) Vgl. Richard Maria Werner, Vorwort zu den Tagebüchern, Berlin 1903, B. Behrs Verlag, II. Abteil. Bd. I der neuesten mustergültigen Ausgabe von Friedrich Hebbels sämtlichen Werken.

wordene Freuden". Im Jahre 1863 schrieb er die Worte nieder: „Daß Jean Paul doch so viel Mut behielt! Aber, er war doch als Kind im Paradiese gewesen, es galt ihm nur, das Paradies wieder zu gewinnen!" Als er schon in Wien lebte, ging er auf seinen Spaziergängen gern dahin, wo er muntere Jugend sich tummeln sah. Schon 1844 hatte er einen Lieblingsgedanken in das Wort gekleidet: „Kinder sind Charaden, die den Eltern aufgegeben werden", und ihm später die poetische Fassung gegeben:

„Kinder sind Rätsel von Gott, und schwerer als alle zu lösen,
Aber der Liebe gelingt's, wenn sie sich selber bezwingt".

Er achtete schon im Kinde die Menschenwürde und stellte als „höchstes Gebot" die Forderung an uns:

„Hab' Achtung vor dem Menschenbild
Und denke, daß, wie auch verborgen,
Darin für irgend einen Morgen
Der Keim zu allem Höchsten schwillt!"

Je sparsamer also ihm selbst die Freuden der Kindheit zugemessen waren, um so höher schätzt er dieses verlorene Paradies.

Er war in bezug auf Schulwissen nach Kräften bemüht, durch Privatfleiß nachzuholen, was nachzuholen möglich war, und begann neunzehnjährig mit dem Studium des Lateinischen (1832). Dem Sprachstudium blieb er auch in ferneren Jahren treu, freilich nicht sowohl dem fremder Sprachen, als dem der deutschen und der menschlichen Sprache im allgemeinen; ihr widmete er auch manche dichterische Betrachtung. Er sieht in dem Gebrauche der Sprachen geradezu einen Maßstab für die Bildung der Menschen (1847): „Nach dem Grade, wie ein Mensch die in der Sprache niedergelegten allgemeinen Erfahrungen zu seinen eigenen erhoben hat, soll man seine Bildung messen und diesen Grad nach dem Gebrauch, den er von den Wörtern macht". Was er an Wissen und Können erreicht hat, ist sein eigenstes Verdienst. Bitter ernst ist es ihm in jungen Jahren mit dem Bekenntnisse: Niemand dürfe sich seinen Lehrer und Meister rühmen.

Über sein Verhältnis zu den alten klassischen Autoren spricht er sich öfter aus. Obenan steht ihm Homer, von dem er so treffend sagt: „Homers Ilias. Es ist unstreitig das unvergänglichste Gedicht, unvergleichlicher wie Shakespeare und alles, denn es hängt nicht, wie alles Spätere, von dem menschlichen Gedanken über die Welt ab, nur von der Welt selbst" (1844, Bd. II S. 79). Offenbar waren es die Griechen, die es ihm besonders angetan hatten, denn, wenn er auf die einzelnen römischen Autoren zu sprechen kommt, dann fällt sein Lob mehr als bescheiden aus. Cicero ist ihm „von jeher zuwider gewesen." „Ich interessiere mich", schrieb er 1845 von Neapel aus, „mehr für Catilina, als für ihn". Glaub's gerne, daß der formenglatte, römische Advokat dem abgrundtiefen, wahrheitstreuen deutschen Denker nicht gefallen konnte, dem Manne, der von sich sagen durfte: „Wenn ich auch sonst keine einzige Tugend habe, ich bin wahr, und Wahrheit verlangt zuweilen den stärksten Ausdruck," ferner sagen durfte (1847): „Wenig Sachen sind mir etwas wert, aber von diesen wenigen ist mir jede auch meinen Kopf wert." Wie er über Roms Kultur im allgemeinen dachte, darüber klärt ein einziges Wort genügend auf: „Was will man mit dem alten Rom? Selbst seine Gesetze waren Verbrechen." Daher auch seine Mahnung, die gegen die Bücherwürmer, und zumal die lesenden Künstler gerichtet ist: „Mensch, ergründe die Welt und

nicht die Bücher!“ und damit zusammenhängend die hohe Bedeutung, die er, freilich in jungen Jahren (1836), dem Reisen zur Ausbildung aller geistigen Kräfte beimaß.

Es gibt düstere Schulmänner, die es als ihre vornehmste Aufgabe ansehen, die jungen aufstrebenden Geister durch Machtsprüche der Autorität, durch Niederhaltung ihres Selbstbewußtseins, durch möglichst langen Frondienst zu dämpfen. Das mag dann und wann nützen; in der Regel schadet es den Gefesselten auf Lebensdauer. Dafür bietet unsere Geschichte so viele Beispiele, daß es neuer Belege kaum bedarf. Hebbel hatte als Jüngling ein Schicksal zu tragen, ähnlich wie Herder; er spricht sich darüber oft mit bitteren Klagen aus, woraus dann wieder die Lehre für alle Erzieher erwächst: „Du sollst nicht töten, sondern Leben wecken und Leben fördern!“ Vor allem sollen wir die kostbaren Jugendjahre unserer Schüler nicht durch sinnlose Zeitvergeudung schädigen oder entwerten. Natürlich war Hebbel auch ein abgesagter Feind alles Hetzenden und Treibenden im Geistesleben, das heute unser Schulwesen leider in noch höherem Grade beherrscht als zu seinen Tagen.

Er machte an sich selbst die Erfahrung, die keinem ernst Strebenden erspart bleibt, daß er später auf seine Jugendleistungen mit Geringschätzung herabsah, aber er zweifelte auch, ob er damit recht tue. Zu den Klagen, die ihn durch sein ganzes Leben hindurch begleiteten, gehört auch die, daß er keines regelrechten Schulunterrichts teilhaftig wurde. Da er also den damaligen Schulbetrieb nicht am eigenen Leibe erprobt hat, so werden seine Urteile über diesen bei Pädagogen von Fach weniger Gewicht haben, und doch muß man zugeben, daß er die Schwächen des öffentlichen höheren Schulwesens seiner Zeit richtig empfunden hat. Besonders die einseitige Verstandesbildung fand in ihm schon ihren Gegner, und es verlohnt sich, einigen seiner einschlägigen Gedanken auch heute noch gründlich nachzudenken.

Er hatte eine hohe Meinung vor jeder vorurteilsfreien Wissenschaft, aber als echter Künstler lebte er mit verstandeskühlen Gelehrten doch unausgesetzt in dem scheinbar ursprünglichen Naturzustande, wie Hund und Katze. Besonders wenn ihm Schulmeister mit Kunstregeln kamen, mit Aristoteles oder mit Lessings Laokoon, dann konnte er in Verzweiflung geraten. Sein Ärger findet sich zuweilen in den Tagebüchern festgelegt.

Über den *Fleiß* sagt er auch manch nützliches Wort, nützlich für die, welche die Arbeit unter allen Umständen für einen Segen halten, und wenn es auch die verdrossene, gequälte Arbeit des Kanzlisten wäre. In der Schule erwartet man zu jeder Stunde, daß jedes Kind mit gleicher Lust seine Arbeit tue. Der Begriff der Stimmung scheint dabei völlig ausgeschaltet zu werden, und doch ist er für alle geistige Arbeit geradezu ausschlaggebend. Das weiß jeder, der jemals mit innerem Antriebe gearbeitet hat. Ich erinnere mich, daß ich in einem Briefe von Peter Cornelius gelesen habe: „Was man spart in schlimmen Stunden, bringt man doppelt ein in gesunden. Ich habe nie anders gearbeitet, als wenn ich mußte. Alles ist bei mir innerster Trieb gewesen.“ Das ist dann aber auch wahre Herrenarbeit. Ein andermal sagte er im Gespräche mit Hermann Riegel, aus dessen „Festschrift zu des großen Künstlers hundertstem Geburtstage“ ich diese Stelle anführe: „Sie glauben nicht, wie glücklich und selig ich bei meiner Arbeit bin, und die wenigen Stunden, die Gott mir noch schenken wird, will ich redlich benutzen ... Und so war es immer! Ja, was ist doch ein Künstler glücklich!“ „Ja“, erwiderte Riegel, „ich *tausche* mit keinem Könige.“ Ebenso empfand Hebbel.

So soll man auch mit Stimmung an die Betrachtung eines Kunstwerkes herangehen und von diesem alles fern halten, was üble Laune und Langeweile erzeugt. Es kommt nicht darauf an, daß wir arbeiten, sondern wie wir arbeiten. „Nicht was der Mensch ist", sagt Hebbel, „was er tut, ist sein unverlierbares Eigentum." Natürliche Voraussetzung ist also, daß wir bei unserem Tun mit ganzer Seele dabei sind. Wenn es wahr ist, was Hebbel sagt, daß „das Kunstwerk verloren ist, wenn man ihm nicht mit Liebe entgegen kommt", dann versündigen wir uns an jeder Dichtung, die wir der Jugend aufzwingen, denn wo Liebe erwachen sollte, da erzeugen wir Abscheu und Ekel. Das Auswendiglernen nun gar von Dichtungen, die der Jugend unverständlich sind und sein müssen, wie die Mehrzahl unserer Kirchenlieder, würde er gewiß als sündhafte Barbarei bezeichnen. Der darauf verwandte Fleiß stiftet nicht den erhofften Segen, sondern das Gegenteil davon, er erwärmt nicht und fesselt nicht die Herzen, sondern macht sie kalt und verstockt. Dichtungen, die sich an das Gefühl, und nur an dieses wenden, soll man nicht mit dem kühlen Verstande prüfen, nicht durch nüchterne Zergliederung um alle Wirkung bringen. Selbst das Verstandesmäßige darin soll man nicht durch Spekulation auf die Spitze treiben. Natürlich wollte er auch nichts von den Vivisektoren der Kunstwerke, den „Schuldschnüfflern, Aufbauarchitekten und Textgründlingen" wissen, die, wie jüngst zu Weimar urbi et orbi bekannt wurde, bisher die klassische Lektüre unseren Schülern durch plumpe Analysen und Schematisierungen verleidet haben. Was Hebbel vor fünfzig Jahren wünschte, das fordern heute Tausende in immer lebhafterer Sprache: „Die Schule der Zukunft soll eine Stätte werden, in der das Künstlerische ebenso gut sein Heim findet, wie das Wissenswerte, das Religiöse und Sittliche." (Wilhelm Rein, Bildende Kunst und Schule. Verlag von Erwin Haendke, Dresden.) Das Auge soll nicht mehr ein Organ bleiben, „das nur der geistigen Vermittelung von Gedrucktem diene und zur Verhütung des Anstoßens an Laternenpfähle" (Ludwig Volkmann, „Erziehung zum Sehen", Verlag von R. Voigtländer, Leipzig). Man hat endlich erkannt, daß Erziehung und Schule bisher allzuviel totes Wissen, allzu wenig lebendige Anschauung, zu viel Verstandesdrill, zu wenig ästhetisches Empfinden geboten, daß wir kalte Buchstabenmenschen, ein nüchternes, brillenbewehrtes Geschlecht großgezogen haben, das zur Kunst und zur Natur in keinem inneren Verhältnisse mehr steht. Solche Betrachtungen sind, seitdem auch der Rembrandtdeutsche zu uns gesprochen hat, ein nationales Gemeingut geworden. Wir hoffen: „Eine ästhetische Auffassung des Lebens, die den meisten Deutschen noch ganz fremd ist, soll allmählich eine ganze Revolution in den Sitten hervorrufen. Es sollte den Knaben von frühester Jugend an eingeprägt werden, daß alles, was sie tun, nicht allein gut, sondern auch schön sein müßte."

Da Hebbel selbst niemals unterrichtet hat, so lag es ihm fern, über Lehrmethoden zu sprechen. Aber wir finden bei ihm doch manchen Ausspruch, der den Bestrebungen moderner Pädagogen recht gibt, welche wie schon Comenius fordern, daß jeder Unterricht von der Anschauung ausgehe. Und wir irren wohl nicht: An der Arbeit, die wir jetzt auf den Kunsterziehungstagen machen, würde er seine helle Freude gehabt haben. Es ist auch kein Zufall, daß sein bester Freund ein Maler war, und sein lebhafter Verkehr auch mit anderen Malern in Rom und Wien (besonders mit Rahl) beweist, daß er in der bildenden Kunst die Ergänzung seiner auf ein mehr geistiges Schauen gerichteten Natur suchte. Er

hat ein Wort über die Kunst hinterlassen, das ganze Bände gelehrter Kunstbetrachtungen aufwiegt, obgleich es nur in Form einer Frage auftritt: „Ob Raphael wohl je etwas Häßliches gesehen hat?“ (1845). Damit ist die Wahrheit angedeutet, daß des Künstlers Auge jede sinnenfällige Erscheinung adelt. Das gibt den heutigen Künstlern recht, die das Schöne auch bei trübem Regenwetter und in der Hütte armer Bergleute suchen und finden. Hebbel steht an der Spitze der Bewegung, die uns von dem Klassizismus, dieser alles gesunde Leben ertötenden Verirrung, befreit hat. Er war natürlich nicht blind gegen den Zauber der alten griechischen Kultur, aber ein zu klarer Denker und zu sehr auf die Realität des Lebens gestellt, als daß er eine Renaissance aus hellenischem Geiste hätte für möglich halten können:

„O, die Antike steht nicht mehr auf,
Es liegt nicht in der Dinge Lauf,
Daß etwas erst heute geboren sei
Und tausend Jahre alt dabei.“

Er dachte zu groß von Hellas, um glauben zu können, die Blüte, die am Lebensbaume griechischer Kultur erwuchs, könnte auf deutschem Boden wieder neu entstehen, dachte aber auch zu groß vom germanischen Geistesleben, um es in innerer Abhängigkeit von irgend einem anderen Volke zu dulden. Der Verfasser des Buches „Rembrandt als Erzieher“ und H. St. Chamberlain stehen auf Hebbels Schultern, und unsere weitere nationale Entwicklung muß und wird in seinem Geiste vor sich gehen. Das ist schon jetzt mit Bestimmtheit zu sagen. In diesen nationalen Bestrebungen also dürfen wir uns auf Hebbel als Gesinnungsgenossen und geistigen Führer berufen.

Unsere Pädagogik kennt fast nur Mittel, das geistige Leben der Kinder zu beschleunigen; darauf laufen eigentlich die Stundenpläne und unsere ganze pädagogische Schriftstellerei hinaus. Unsere Erziehung greift der Entwicklung der Jugend immer vor und läßt sie deshalb verkümmern. „Es ist eben unglaublich,“ wie Hebbel ausruft, „wie viel Geist in der Welt aufgeboten wird, um Dummheiten zu beweisen.“

Hebbel erkannte, daß der sogenannte Ungebildete jedenfalls kein Verbildeter ist, daß in ihm die schlichte Natur immerhin zu einem erfreulichen Ausdruck kommt. Was er nicht ertragen konnte, das war der Dünkel der Bildungs-Philister, der Menschen, die „statt eines Gehirns eine zusammengeballte Faust im Hirnschädel zu haben scheinen; so eigensinnig sind sie in ihrer Dummheit“. Gegen sie kann er nicht genug eifern.

Es ist in Summa eine männliche, stolze, lebenbejahende, freudige, echt germanische Pädagogik, die Hebbel predigt, das Gegenpart zu der asketisch düsteren, die ihre Quelle in Rom hat und unser ganzes Mittelalter beherrschte. Hören wir auf ihn, so brauchen wir wahrlich die Engländer nicht um den etwas muckerhaften und doktrinären Carlyle und um den wackeren Ruskin, die Amerikaner nicht um ihren Emerson zu beneiden. Einige Kernworte mögen das Gesagte bestätigen, Worte, die in ihrem Herrenstolze an Friedrich Nietzsche erinnern, freilich nicht an dessen oft stark verneinenden, pessimistischen Geist. Denn „Freude“, sagt Hebbel (1840), „Freude am Dasein ist das Blut des Daseins“. „Wer an Glück glaubt, der hat Glück“ (1843). „Was bleibt übrig von einem Volk? Das,

woran das Volk selbst seine Freude hat." Wäre das, so darf ich wohl auch hier fragen, für das deutsche Volk vielleicht die altklassische Kultur?

Von vorbildlichem, erziehlichem Werte ist auch sein heiliger, rücksichtsloser Wahrheitsdrang. Seine eigene Wahrhaftigkeit schützte ihn davor, jemals im Forschen und in seiner Selbstentwicklung zu einem Stillstande zu gelangen. Wir gedenken dabei seines tiefen, stolzen Wortes: „Das Leben ist ein ewiges Werden, sich für geworden halten, heißt sich töten", womit jedem Dogmatismus, jedem angeblich „fertigen" Menschen das Urteil gesprochen ist. Von sich selber bekennt er (1846): „Die einzige Wahrheit, die das Leben mich gelehrt hat, ist die, daß der Mensch über nichts zu einer unveränderten Überzeugung kommt, und daß alle seine Urteile nichts, als Entschlüsse sind, Entschlüsse, die Sache so oder so anzusehen." Es erinnert das an einen Ausspruch von Maxim Gorki, der von einem jungen Menschen sagt: „Er war ein ehrlicher Kerl, deshalb widersprach er sich alle Tage." Das mögen sich die „charakterfesten" Grundsätzler gesagt sein lassen. Freilich machte Hebbel die schmerzliche Erfahrung, daß zu allen Zeiten, wie auch heute, jede Nichtswürdigkeit verziehen wird, nur kein wahrer Charakter. „Wer die Welt verstehen will", ruft er aus, „der merke sich das!" (20. März 1854.)

Er findet es als echter Künstler voll begreiflich, ja selbstverständlich, daß z. B. Kleist gegen die Kritik sehr empfindlich war, und „Warum? Weil er mit Notwendigkeit so und nicht anders produzierte", und bekennt den Wert seiner eigenen Schöpfungen zuweilen mit den kräftigsten Akkorden, so besonders im Tagebuche am 15. Januar 1847, wo er doch gewiß mit Recht seine Überlegenheit über Gutzkow und Laube behauptet, dann selbst aber hinzufügt: „Das klingt außerordentlich stark, aber es ist meine innerste Überzeugung, soll jedoch nicht für meine Kraft, sondern nur für die Ohnmacht jener anderen Zeugnis ablegen." Der Stolz, mit dem er oberflächliche Kritiken ablehnte, beruht außerdem in einer berechtigten Mißachtung der auf Nebensächliches gerichteten kritischen Tätigkeit überhaupt.

Über die letzten und tiefsten Fragen des Menschenlebens hat er Worte von geradezu goldenem Werte geprägt. Voran stehen wohl die beiden Aussprüche: „Im Grunde trägt jeder die ganze Welt." — „Gott ist das Gewissen der Natur." —

Hebbel hat, wie gesagt, keine Systematik der Erziehung geschrieben, und daher dürfte es auch schwer fallen, seine über viele Lebensjahre zerstreuten Aussprüche zu diesen Fragen in ein System zu bringen — zudem wäre es gewiß gegen seinen Willen gehandelt. Es ist auch nicht erschöpfend, was ich hier angeführt habe. Die Hauptlinien aber, in denen sich sein Geist bewegt, glaube ich aufgezeigt zu haben. Es geschah fast ausnahmslos mit Hebbels eigenen Worten, ist dadurch also vor dem Verdachte der Entstellung gesichert. Möchte es viele anregen, weitere Belehrung, Erhebung und Kräftigung bei Hebbel selbst zu suchen!

Monatsschau über auswärtige Politik.

Von

Theodor Schiemann.

15. Juli 1905.

Hermann von Wißmann, einer unserer kühnsten und besten Männer, ist am 15. Juni einem unglücklichen Jagdzufall zum Opfer gefallen. Wir trauern ihm nach und rufen ihm den Dank des deutschen Volkes ins Grab. Er war ein ganzer Mann, der überall wo er eingriff, dauernde Spuren eines kühnen Willens hinterlassen hat: Einer der Männer, deren Namen uns Deutschen das Recht gibt, als ebenbürtige in die Reihe der großen kolonisierenden Völker zu treten. So spät wir für eigene Rechnung und auf eigene Gefahr in die Erschließung der Welt eingreifen konnten, so ruhmvoll ist die junge Geschichte unserer Kolonialpolitik, und gewiß hat keine Nation durch bessere Männer größere Hindernisse überwunden. Das aber gibt uns das Vertrauen auf endlichen Erfolg. Noch stecken wir überall in den Kinderschuhen, aber die Kräfte wachsen mit den Aufgaben und heute ist in der Welt kein Zweifel mehr darüber, daß was einmal deutsch ist, auch deutsch bleibt. An dem Schlage, aus dem die Wißmanns erstehen, fehlt es im Deutschen Reiche nicht, und sicherer als in früheren Tagen sehen wir einer Zukunft entgegen, welche das Verständnis für die kolonialen Interessen des Reiches ebensosehr zur selbstverständlichen Voraussetzung des politischen Denkens jedes Deutschen machen wird, wie dem Engländer oder Franzosen die kolonialen Interessen seines Vaterlandes. Daß wir uns bescheiden müssen und, wenn nicht gänzlich unerwartete und heute unerwünschte Ereignisse eintreten, über die bereits gezogenen Grenzen nicht werden hinausschreiten können, ist uns wohl bewußt. Auch haben wir auf Generationen hinaus vollauf zu tun, um auszubauen, was unser ist. Dem Bedürfnis der Nation, ihre Kräfte nach außen hin zu entfalten, genügen wir in anderer Weise. Gegenüber der engherzigen Ausbeutungs- und Ausschließungspolitik früherer Zeiten und anderer Völker vertritt Deutschland in seinen Beziehungen zu den außereuropäischen Staaten das Prinzip der offenen Tür, d. h. eine Politik, die im wesentlichen dahin ausläuft, in ehrlichem Wetteifer unter gleichen Voraussetzungen dem tüchtigsten den ersten Platz zu sichern. Der jetzt in der Hauptsache wenn auch nicht erledigte, so doch in ruhige Bahnen gelenkte Marokkokonflikt ging im wesentlichen darauf zurück, daß dieser Anspruch auf Gleichberechtigung uns in verletzender Weise versperrt werden sollte. Die Bekenntnisse des nunmehr in das Dunkel des Privat-

lebens zurückgetretenen Ministers Delcassé im Gaulois stellen über allen Zweifel fest, daß allerdings die Absicht bestanden hat, wenn Deutschland sich nicht rechtzeitig seinem Programm beugte, im Verein mit England uns die Entscheidung der Waffen aufzuzwingen. Er hat es ausdrücklich erklärt, daß der jetzt in Brest stattfindende Besuch der englischen Flotte und der bevorstehende Besuch der Franzosen in Plymouth von ihm als Vorbereitungen zu einer gegen Deutschland gerichteten Allianz gedacht waren, an welche er, nach Versöhnung der russisch-englischen Gegensätze, das empire des Tsars anzuschließen dachte. Man hat die Stimmen, die in Deutschland diese Absichten erkannten und es an der notwendigen Antwort nicht fehlen ließen, in Frankreich und namentlich in England als Friedensstörer denunziert und maßlos angegriffen. Nun zeigt der Erfolg, daß sie richtig gesehen haben und daß dank der ebenso energischen wie rücksichtsvollen und entgegenkommenden Haltung unserer Regierung die französische Regierung und die französische Nation sich von der Delcasséschen Politik losgesagt haben. Die vom Sultan von Marokko angetragene und von uns befürwortete Konferenz der Unterzeichner der Madrider Konvention von 1880 wird stattfinden, und wir zweifeln nicht daran, daß sie zu allseitiger Befriedigung verlaufen wird. Allerdings wird es noch Lärm geben. Die französischen Nationalisten finden, nachdem der Sturm sich gelegt hat, die Gelegenheit günstig, um ihren Revanche-Patriotismus zu betätigen und wenn, nach der jetzt erfolgten Begnadigung der politischen Vergehungen der letzten Jahre (die freilich zumeist den Männern zugute kommt, die infolge der André-Combesschen Denunziationskampagne fielen, die aber auch den kompromittierten Nationalisten ihre Sünden erläßt), wie wahrscheinlich ist, Rochefort schließlich doch aus seiner Verbannung heimkehren sollte, haben wir noch eine Steigerung des Lärms zu erwarten. Aber wir halten es für gänzlich ausgeschlossen, daß die französische Regierung sich aufs neue in die Delcasséschen Bahnen fortreißen läßt, und ein friedfertiges Frankreich wird niemals etwas von Deutschland zu fürchten haben.

Eine gewisse Sensation hat neben diesen marokkanischen Prinzipienfragen der Versuch unserer Sozialdemokratie gemacht, durch Herrn Jaurès auf einem Berliner Sozialistenkongreß den Internationalismus der Partei und zugleich ihre politische Bedeutung in ein recht grelles Licht stellen zu lassen. Der Reichskanzler Fürst Bülow hat durch einen der Öffentlichkeit übergebenen Brief beides unmöglich gemacht. Die nachträglich publizierte Rede, die Herr Jaurès gehalten hätte, ist verpufft, ohne eine andere Wirkung zu hinterlassen, als ein Lächeln von allen Seiten her. Darüber täuscht weder der Grimm noch die unechte Begeisterung, mit der die führende sozialdemokratische Presse ihren Mißerfolg zu verdecken suchte. Wir sind aber der sehr bestimmten Meinung, daß diese Presse im Begriff steht, an Einfluß stetig zu verlieren. Die Art, wie sie für die Mordtaten und die Mörder in Rußland Partei genommen hat, entzieht ihr den Boden bei denjenigen ihrer Parteigenossen, die sich das sittliche Bewußtsein erhalten haben, und das ist bei der ungeheuren Überzahl unserer Arbeiter, auch

wenn sie sozialdemokratisch wählen, gottlob gewiß der Fall. Mit Mördern fraternisieren sie nicht und ebenso wenig mit Meuterern. Unsere Politik aber wird nicht vom Vorwärts, sondern von Kaiser und Kanzler gemacht, und solange es ein Deutsches Reich gibt, wird es auch dabei bleiben. Die Importware französischer Redekünstler brauchen wir nicht, sie findet zudem in Frankreich ein reiches Feld fruchtbarer Betätigung und würde in deutscher Verdolmetschung gewiß an Grazie und esprit verlieren. Die höfliche Ironie, mit der Fürst Bülow den Anschlag abwehrte, hat in den Ernst der politischen Lage einen Humor hineingetragen, der alle Spitzen und Schärfen der Situation wie Strohhalme zerbrechen ließ. Auch Herr Jaurès konnte schließlich nicht anders, als die Komplimente wohlgefällig einstreichen, die nebenher für ihn abfielen.

Allerlei Stürme hat es inzwischen auch in England gegeben. Da war zunächst die unbequeme Notwendigkeit, eine parlamentarische Untersuchungskommission einzusetzen, um die Unterschleife festzustellen, die während des Burenkrieges in der englischen Intendantur und im Kriegsministerium stattgefunden hatten. Danach ein neuer Anlauf zur Verstärkung der militärischen Ausrüstung Englands. Er hat nur zu halbem Erfolge geführt, denn gegen die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht sträubt sich nun einmal die Weltanschauung der Nation. Man mag das bedauern, denn die Nervosität, die sich der öffentlichen Meinung des Landes bemächtigt hat, würde gewiß abnehmen, wenn England ein stets schlagfertiges Heer zur Verteidigung des Landes zur Verfügung hätte, aber mit der Tatsache muß gerechnet werden, und so wird wohl auch die politische Nervosität fortdauern. Die englische Nation hat eben das politische Gleichgewicht verloren, indem sie den ganzen Schwerpunkt auf die Seerüstung verlegte, und das mag es erklären, wenn bei den überall zu findenden exaltierten Köpfen der Ruf immer lauter wird, daß jene unvergleichliche Waffe, über die England gebietet, zu aggressiver Politik gebraucht werden müsse. Daß dabei stets auf Deutschland, als den möglichen Gegner der Zukunft exemplifiziert wird, ist zwar ein Kompliment, das man sich gefallen lassen kann, aber wir müssen doch gestehen, daß wir des Tones herzlich satt geworden sind und uns freuen würden, wenn die englische Regierung sich stark genug fühlte, diese provozierenden Schreier einmal recht nachdrücklich in ihre Grenzen zurückzuweisen. Mr. Balfour hat sich ja vor wenigen Jahren nicht gescheut, seiner Ansicht über diese Anomalieen nicht mißverständlichen Ausdruck zu geben. Zur Zeit ist der Kampf der Parteien außerordentlich lebendig. Das von der regierenden Partei vorgebrachte Wahlgesetz, das an sich einen Fortschritt auf der Bahn größerer Gerechtigkeit bedeutete, wird trotzdem von der Opposition heftig bekämpft. Auch die alten Schlagworte der Iren werden wieder laut und ebenso regt sich die Arbeiterpartei. Offenbar wird die Hauptschlacht um die neue Wahlreform geschlagen werden; die Aussichten der Parteien müssen vorläufig noch als unentschieden gelten. Im Parlament gehört die Majorität nach wie vor trotz aller Mißerfolge der Nachwahlen dem Ministerium.

An der in den letzten vier Wochen viel ventilierten Frage der indischen Armeereformen hat Kitchener beweisen können, daß seine Position doch noch stärker ist als die des Vizekönigs Lord Curzon. Der letztere hat nachgeben müssen, und die von Kitchener gewünschten Verstärkungen und Reformen werden durchgeführt werden. Offenbar hält man in London den Zeitpunkt für günstig, um die „Glacis" von Indien in Stand zu setzen, und dieser Begriff scheint die Eigentümlichkeit zu haben, durch den Gebrauch zu wachsen; jedenfalls ist die Kitchenersche Doctrin elastisch und bestimmt, eine sehr wesentliche Rolle in den zukünftigen Wandlungen der süd- und westasiatischen Probleme zu spielen.

Was man in London zu fürchten scheint, ist, daß nach erfolgtem Friedensschluß die Russen von Turkestan aus gegen englische Interessengebiete vorgehen könnten. Nun ist es ja richtig, daß Rußland die in Turkestan lagernden Truppen nicht zur mandschurischen Armee gezogen hat, sie sind ohne Zweifel verwendbar. Auch das ist richtig, daß die Erbitterung in Rußland sich heute weit weniger gegen Japan als gegen England richtet. Dennoch halten wir diese Befürchtungen für ungerechtfertigt. Zunächst ist der Friede noch nicht geschlossen, in Rußland ist der Hauptunterhändler nicht einmal mit Sicherheit zu nennen. Der erstgenannte Murawjew ist zurückgetreten, von Witte, der jetzt ernannt ist, heißt es zwar, er habe angenommen, aber es steht nicht fest, ob es bei dieser Zusage bleiben wird. (Witte wird, wie nachträglich bekannt geworden ist, nun doch bestimmt nach Washington gehen.) Der Unterhändler bringt zweifellos ein großes patriotisches Opfer: er muß mit der Wahrscheinlichkeit rechnen, daß das Odium eines Friedensschlusses, der ohne große Zugeständnisse nicht zu haben ist, ihn treffen muß. So pflegt es bei leidenschaftlich empfindenden Nationen nun einmal zu sein. Nun ist allerdings bekannt, daß Witte nicht nur einen Frieden, sondern eine intime Annäherung an Japan sucht, und das könnte das Bild ändern. Schon die Tatsache, daß China keineswegs geneigt scheint, zu gunsten Japans politisch zu abdizieren, gibt eine Variante in den politischen Möglichkeiten, die alle Beachtung verdient. Trotzdem glauben wir weder an ein Vorgehen der Russen gegen Herat oder über die Pamire noch an eine russisch-japanische Annäherung. Es wird schon günstig sein, wenn unter dem wohlwollenden Druck der Vereinigten Staaten der Stillstand und darauf der Friede überhaupt zustande kommt. Vielmehr spricht alle Wahrscheinlichkeit für eine Vertiefung und Erweiterung der englisch-japanischen Allianz. In England ist das zur Zeit der allerpopulärste politische Gedanke. Wie man in Japan darüber denkt, wissen wir nicht, aber man wird sich sagen, daß für Japan eine Art Assekuranz in dieser Kombination liegt, da ein verbündetes England unter allen Umständen kein feindliches England ist und man in Tokio sehr wohl weiß, daß es in England Leute gibt, denen die Schlacht bei Tsuschima einen zu großen Erfolg Japans bedeutet. Jedenfalls steht heute Japan stärker da, als vor Beginn des Krieges, und nach dem Friedensschluß ist ein weiteres Anwachsen der japanischen Macht mit Sicherheit zu erwarten. Was über die Friedensbedingungen verlautet,

deutet allerdings darauf hin, daß die Japaner in ihren Ansprüchen sehr weit gehen. Wenn man den gelegentlichen Äußerungen Glauben schenken darf, die namentlich von England aus an die Öffentlichkeit gedrungen sind, verlangen sie als Kriegsentschädigung die Übernahme der japanischen Kriegsanleihen durch Rußland, Rückgabe der Mandschurei an China, Abtretung von Sachalin, Schleifung der Werke von Wladiwostok, Anerkennung der Souzeränität Japans über Korea, Übernahme der russischen Gerechtsame auf Liaotung durch Japan. Man hört sogar von der Forderung, daß sibirisches Territorium abgetreten werde. Aber das ist entschieden mehr als Japan erreichen kann. Wladiwostok kann eine Belagerung von vielen Monaten ertragen, und eine Stellung auf dem asiatischen Kontinent — abgesehen von Liaotung — läßt sich gewiß nicht auf die Dauer behaupten und würde den Keim eines neuen Krieges in sich tragen. Auch ein Teil der anderen Forderungen ist sehr diskutabel, sobald man sich auf den Standpunkt stellt, daß der Friede bestimmt ist, dauernde Verhältnisse zu schaffen.

Aber offenbar steht man in Japan noch weit mehr unter dem Eindruck des Zersetzungsprozesses, der sich im Innern Rußlands vollzieht, als unter dem Rausch der errungenen Siege. Da aber muß in der Tat zugegeben werden, daß was in Rußland vor sich geht, den äußersten Pessimismus — oder wenn man vom japanischen Standpunkte aus urteilt — den äußersten Optimismus rechtfertigt. Was sich auf dem Schwarzen Meere abgespielt hat, die Meuterei des Potemkin, Pobedonossetz und der Wecha, die Beschießung und Einäscherung eines Teils von Odessa, die Matrosenmeuten in den Ostseehäfen, die fortdauernden Arbeiterausstände und die zunehmende agrare Revolution, die Meuterei im Heere, die allgemeine Ratlosigkeit der Regierungskreise und der furchtbare Terrorismus, der von den Anarchisten und Sozialrevolutionären ausgeht, das alles scheint auf eine Katastrophe zuzuführen, die den Staat auf lange hinaus lähmen muß.

So scheint es. Wer genauer zusieht, wird aber auch die Symptome der bevorstehenden Wendung zum besseren nicht verkennen. Vor allem wird das eine allseitig erkannt, daß es mit dem mechanisch-bureaukratischen Regiment nicht mehr weitergeht und daß in Rußland früher oder später eine Volksvertretung der Regierung an die Seite treten wird, um mit ihr Arbeit und Verantwortlichkeit zu teilen. So weit sich überhaupt zukünftige Dinge im voraus erkennen ließen, erscheint es unzweifelhaft, daß, wenn erst einmal der Sturm, der heute durch Rußland zieht, sich beruhigt haben wird — und daß schließlich normale Verhältnisse, d. h. auf legaler allgemein anerkannter Grundlage ruhende, sich durchsetzen werden, das liegt in der Natur der Dinge — nicht mehr ein absolutes Rußland, sondern eine konstitutionell beschränkte Monarchie uns gegenüberstehen wird. Auf diesen Ausgang haben die übrigen Mächte ihre Politik einzurichten, und wir meinen, auch Japan täte gut, damit zu rechnen. Denn die großen Interessen und die politischen Traditionen einer Weltmacht bleiben sich im wesentlichen gleich. Ein Versuch, Rußland ganz vom stillen Ozean abzuschneiden, muß schließlich in

einen Mißerfolg ausmünden, und diese Zukunftsperspektive ist es, welche die Stärke Rußlands bei den bevorstehenden Friedensverhandlungen bedingt.

Doch wie dem auch sei, ein Ausgang wird und muß gefunden werden, und diese auswärtigen Angelegenheiten sind von geringerer Wichtigkeit als die inneren. Und da kann leider als sicher gelten, daß vor jener Entwicklung zum besseren und zum Fortschritt, die wir voraussehen, noch sehr starke Krisen zu überwinden sein werden.

Man kann die Probleme, die nach einer Lösung verlangen, ehe an andere Dinge herangetreten werden kann, deutlich erkennen. Das erste und vornehmlichste ist, der Sekte der Anarchisten und Sozialrevolutionäre, speziell der Mitglieder des jüdischen Bundes Herr zu werden. Die Ruchlosigkeit der von ihnen verübten Morde, die Frechheit, mit der sie für ihre „Ideen" Propaganda machen, und der Terrorismus, den sie auf die Massen ausüben, macht rücksichtslose Repressalien zur sittlichen Notwendigkeit. An dieser Frage hat der Staat, und das heißt hier Regierung und Gesellschaft zu beweisen, daß er nicht abgedankt hat. Das zweite ist die unerläßliche Disziplinierung der Armee und Marine. Auch da wird rücksichtlos und unerbittlich den Rädelsführern gegenüber vorgegangen werden müssen. Das dritte endlich ist die Berufung jener Volksvertretung, die der Zar mehrfach und in bestimmtester Form der Nation versprochen hat. Es läßt sich nicht erwarten, daß ohne ihre Hilfe die überall im Lande sporadisch auftretenden agraren Bewegungen und Arbeiterunruhen zum stehen gebracht werden. Auch läßt sich erst dann darauf rechnen, daß der Radikalismus der russischen Intelligenz, d. h. aller derjenigen, die ein Stück Schulbildung hinter sich liegen haben, überwunden wird.

Nebenher aber läßt sich nicht übersehen, daß eine lange Reihe anderer Schwierigkeiten erstanden ist, die noch schwere Sorgen bringen müssen. Die Verkündigung der Gewissensfreiheit, so unerläßlich sie war, hat zunächst in den Grenzgebieten der christlichen Konfessionen die alten Gegensätze eher geschärft als gemildert, und das tritt namentlich in Polen, Littauen und Kleinrußland zu Tage. Genau dasselbe läßt sich von der Wirkung sagen, die das Nachlassen des Sprachzwanges und des offiziellen Russifizierungssystems zur Folge gehabt. Auch hier wird die Wohltat vielfach mißbraucht. Die Ansprüche der Littauer, Letten, Esthen usw., nunmehr als völlig Gleichberechtigte den alten Kultursprachen an die Seite zu treten, sind unerfüllbar, weil ihnen der historische Untergrund selbständiger Kulturarbeit fehlt. Ebenso gut könnten alle anderen Fremdvölker den gleichen Anspruch erheben, und das müßte im Effekt zum Absurdum samojedischer oder tunguſischer Gymnasien neben den littauischen und lettischen führen. Endlich wird mit den nationalen Ansprüchen der Polen in irgend einer Form ein Ausgleich gefunden werden müssen, und das dürfte außerordentlich schwierig sein, weil Rußland auf das letzte Ziel der Polen, volle politische Selbständigkeit, nicht eingehen kann, ohne in seiner Weltstellung um 1½ Jahrhunderte zurückgeworfen zu werden.

So liegen die Verhältnisse. Sie werden noch dadurch kompliziert, daß es politische Parteien im abendländischen Sinn in Rußland nicht gibt und bisher auch nicht geben konnte. Zur Zeit lautet die Parole noch: für oder wider die Regierung, und da diese noch keinen für alle faßbaren Entschluß gefunden hat, gibt das ein unklares und verworrenes Bild.

Von politischen Fragen allgemeinen Interesses steht der Kampf des Ministeriums Fejervary mit dem Grafen Apponyi und den hinter ihm stehenden chauvinistisch-madjarischen Elementen zumeist im Vordergrunde. Es handelt sich dabei um nicht weniger als um die Aufrechterhaltung des politischen Zusammenhanges der beiden Reichshälften der habsburgischen Monarchie. Daß neuerdings Graf Stephan Tisza energisch für Fejervary eintritt, ist das Symptom einer Wendung, von der wir hoffen, daß sie endlich der gesunden Vernunft zum Siege verhelfen wird. Es ist dabei als merkwürdiges Charakteristikum der Lage hervorzuheben, daß die Haltung der ungarischen Opposition nirgends in dem gesamten Kreise der Kulturstaaten moralische Unterstützung findet.

Auch die mit der orientalischen Frage in Zusammenhang stehenden Probleme wollen wieder lebendig werden. Zunächst hat die Meuterei des Potemkin im Yildiz-Kiosk einen nicht geringen Schrecken hervorgerufen. Die Meuterer hätten fast unbehindert den Sultan in seinem Palais beschießen können, wenn ihnen der Sinn danach stand. Das ist nun zum Glück nicht geschehen. Aber man hat sich in Konstantinopel davon überzeugt, daß es unerläßlich ist, die Befestigungen des Bosporus in stand zu setzen, und zugleich ist der Gedanke wieder lebendig geworden, eine türkische Flotte zu schaffen. Jetzt, da sich die Flotte Rußlands im Schwarzen Meer als gelähmt und wenig aktionsfähig erwiesen hat, wäre allerdings für die Pforte eine unvergleichliche Gelegenheit, sich aufzuraffen und die verspielte Stellung auf dem Schwarzen Meer zurückzugewinnen. Aber wie gering ist die Wahrscheinlichkeit, daß die Willenskraft, die zur Durchführung eines solchen Planes unerläßlich ist, sich nachhaltig behauptet. Die Hilflosigkeit, welche die Pforte den gefährlichen arabischen Verwickelungen gegenüber zeigt, obgleich sie sich sagen muß, daß der Verlust von Mekka und Medina ihre ganze Stellung erschüttern würde, läßt es wenig glaubhaft erscheinen, daß an anderer Stelle mehr Energie gezeigt werden wird. Aber verkennen läßt sich nicht, daß eine hochgradige Erregung durch die islamische Welt zieht. Man hat die Empfindung, daß sich etwas Neues vorbereiten will.

Die Balkanfragen sind ihrer Lösung nicht näher gekommen. In Makedonien sind trotz aller Reformarbeit die alten Gegensätze nach wie vor dieselben. Nur daß die Rivalität von Griechen und Bulgaren noch stärker als bisher in den Vordergrund tritt. An dieser makedonischen Frage scheitern aber — wie bisher immer — auch die Bemühungen Cretas um einen politischen Anschluß an Griechenland. So bleibt es beim alten Lied, und es fällt schwer, daran zu glauben, daß all die Mißtöne sich schließlich in einen harmonischen Chorgesang auflösen werden.

Monatsschau über innere deutsche Politik.

Von

W. v. Massow.

15. Juli 1905.

Die eine der beiden Berggesetznovellen, das Bergarbeiterschutzgesetz, ist glücklich durch die gefährliche Brandung hindurchgesteuert worden. Das Herrenhaus hat allen kleineren Bedenken gegenüber die höheren staatsmännischen Rücksichten walten lassen und die Vorlage in der vom Abgeordnetenhause beschlossenen Fassung angenommen. Eine starke intransigente Minderheit des Herrenhauses blieb allerdings, der Haltung der Konservativen im Abgeordnetenhause entsprechend, in der Gegnerschaft. Indessen die Mehrheit folgte der Führung der erfahrenen Politiker, die genau wissen, daß die Folgen einer Ablehnung nicht nur darin bestehen, daß der schwarz auf weiß fixierte Inhalt einer Vorlage nicht Gesetz wird. Die Mehrheit zog mit Fug und Recht die Nebenwirkungen in Betracht, die eine Ablehnung haben mußte und die in nichts geringerem bestanden als einer starken Einbuße an Autorität für die Staatsregierung. Das Herrenhaus blieb also seiner Aufgabe als „konservierendes" Element in der Volksvertretung — ich sage absichtlich nicht „konservatives", um jede Parteibeziehung auszuschließen, — getreu, wenn es die Schädigung der Staatsautorität als das größere Übel ansah und seine sonstigen sozialpolitischen Bedenken opferte. Diesen Standpunkt hat vor allem sehr klar der ehemalige Ministerpräsident Graf Botho zu Eulenburg auseinandergesetzt. Bei andern Rednern kam zum Teil eine noch schärfere Gegnerschaft zum Ausdruck. Trotzdem erkannten sie die Notwendigkeit, für das Gesetz zu stimmen. Das hat eine Bedeutung, die über die zunächstliegende Reform der Berggesetzgebung weit hinausgeht. Eine solche Taktik kann von einem Parlament, das einiges Selbstbewußtsein besitzt, nur dann befolgt werden, wenn es ein großes Vertrauen zu der bestehenden Regierung und die Überzeugung von ihrer Dauer hat. Das Herrenhaus hatte das Bewußtsein, daß es sich hier um ein Vertrauensvotum für den Fürsten Bülow handelte, daß die entgegengesetzte Haltung die Bedeutung eines Mißtrauensvotums hatte, und über dessen Folgen war man sich durchaus klar. Es bleibt ein geradezu unbegreiflicher Fehler der konservativen Fraktion im Abgeordnetenhause, diese Lage nicht erkannt zu haben. Es zeigt, wie sehr die Gewöhnung, alles an wirtschaftlichen und sozialen Sonderinteressen zu messen, auf diese Partei korrumpierend gewirkt und den feineren politischen Instinkt, den

sonst auch die Gegner den preußischen Konservativen zugestehen mußten, ertötet hat.

Wir kommen auf die eigenartige Auffassung der preußischen Konservativen von dem Bergarbeiterschutzgesetz noch zurück und erwähnen zunächst, daß die andre der beiden Berggesetznovellen, das Gesetz über die Stillegung der Zechen, ein weniger glückliches Schicksal hatte. Die Frage der Stillegung bergmännischer Betriebe ist ein Prüfstein für das soziale Gewissen der Bergwerksbesitzer. Es ist früher schon erwähnt worden, daß die Praxis der Stillegungen schwere Mißstände und Mißbräuche mit sich führt. Aber diese Mißstände stehen nicht auf der gleichen Stufe wie jene andern, die sich aus dem vertragsrechtlichen Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer ergeben; sie entspringen vielmehr vermögensrechtlichen Schwierigkeiten. Ein Unternehmer kann wohl gezwungen werden, seinen Angestellten, falls er ein Unternehmen betreiben will, gewisse Rechte zu gewähren, aber er kann nicht gezwungen werden, ein Unternehmen zu betreiben, das ihn in seinem Vermögen schädigt. Die ungeheure Schwierigkeit besteht also darin, eine juristisch brauchbare Form zu finden, um die Fälle, in denen die Einstellung eines aus sozialpolitischen Gründen wünschenswerten Betriebes lediglich aus Willkür und Spekulation erfolgt, von denen zu sondern, wo sie durch eine in der Fürsorge für die Erhaltung des Vermögens begründete Notwendigkeit erfolgt. Es gereicht der Regierung zum Ruhm, daß sie sich dieser Schwierigkeit nicht entzogen, sondern sich redliche Mühe gegeben hat, die Aufgabe zu lösen. Immerhin stand sie dem Erzeugnis dieser Arbeit selbst einigermaßen skeptisch gegenüber. Die Erfahrung hatte ihr gezeigt, daß, was auf dem Wege der Gesetzgebung geleistet und vernünftigerweise gefordert werden konnte, in dem bestehenden Recht schon enthalten war. Dieses Recht blindlings verschärfen, um mehr zu erreichen, konnte für die Bergarbeiter leicht jene Wirkung haben, die man als einen „Bärendienst“ zu bezeichnen pflegt; denn durch den Ruin der Zechenbesitzer kann man nicht die Existenz der Bergarbeiter sichern. So kam es, daß in dieser Vorlage alles auf Schrauben gestellt erschien und sie im Abgeordnetenhaus bereits eine Fassung erhalten hatte, die der Regierung die Zustimmung nur eben noch ermöglichte. In der Kommission des Herrenhauses aber stellten die Herren Graf v. Tiele-Winckler und Dr. Wachler den Antrag, den Zwangsbetrieb in der Vorlage überhaupt zu streichen, und es wurde sehr bald klar, daß das Herrenhaus darauf bedacht sein werde, die Rechte der Bergwerksbesitzer in dieser Frage entschiedener wahrzunehmen, als mit dem Zweck der ganzen Vorlage vereinbar war. Schon in der Kommission erklärte die Regierung, daß der Fortfall des Zwangsbetriebes oder die Annahme einer Entschädigungspflicht des Staates — falls sich nämlich in streitigen Fällen herausstellt, daß der Betrieb in der Tat unrentabel ist, — die Vorlage unannehmbar mache. Als dann im Plenum die Beratung die gleiche Richtung nahm, zog die Regierung die ganze Vorlage zurück. Damit war dieser Teil der Berggesetzreform mißlungen. Dafür wurde aber eine vom Abgeordneten Gamp im Abgeordneten-

hause beantragte und dort auch angenommene Vorlage über ein zeitweiliges Mutungsverbot auch vom Herrenhause angenommen.

Ziehen wir die Summe dessen, was jüngst auf dem Gebiete der Berggesetzreform erreicht worden ist, so ist durch die Annahme der Bergarbeiterschutznovelle die Autorität der preußischen Regierung zunächst direkt sehr wesentlich gestärkt worden. Weiterhin ist die Gefahr vermieden worden, die das Scheitern der Aktion allen staatserhaltenden Elementen ohne Ausnahme gebracht haben würde. Nun sagen freilich die Gegner des Gesetzes: diese Gefahr hat die Regierung erst durch die Einbringung des Gesetzes geschaffen. Sie brauchte uns nicht in die Zwangslage zu bringen, daß wir über Reformen entscheiden mußten, die nicht als freiwilliges Geschenk der Staatsautorität, sondern als Forderungen kontraktbrüchiger Arbeiter erschienen. Indessen was die Regierung vorlegte, waren im Prinzip längst als berechtigt anerkannte Forderungen, und der Vorwurf, sie nicht schon früher verwirklicht zu haben, fällt lediglich auf die Personen und Verhältnisse, die das verschuldet haben. Ein politisches Verschulden muß in jedem Falle gut gemacht werden. Es geht nicht an, sich in politischen Fragen auf den Standpunkt des strengen Präzeptors zu stellen, der dem unartigen Knaben sagt: „Mein Sohn, es ist dir feierlich ein Schaukelpferd versprochen worden; es hat sich bisher nicht machen lassen. Weil du aber jetzt in ungebührlicher Form daran erinnert hast, bekommst du überhaupt keins.“ Was hätten wohl unsere industriellen Kreise gesagt, wenn seinerzeit in der Verfassungsfrage nach demselben Prinzip gehandelt worden wäre? Wenn der König von Preußen damals gesagt hätte: „Es ist euch eine Verfassung versprochen worden; das Versprechen ist bisher nicht eingelöst. Nachdem das Volk aber versucht hat, die Einlösung durch einen Aufruhr zu erzwingen, ist das Versprechen verwirkt; es bleibt deshalb bei der ständischen Monarchie“ —? Nein, wir wollen froh sein, daß die Regierung sich turmhoch über diese Erwägungen kleinlichen Mißtrauens gestellt hat. Sie hat im Streik zu vermitteln versucht und ihn auf dem Wege ordnungsmäßiger Vereinbarung zu einem vernünftigen Ende kommen lassen. Dann hat sie die Forderungen der Arbeiter untersucht und das, was daran berechtigt und möglich war, zum Gegenstande einer Vorlage gemacht, und die Vertreter der Arbeitgeberinteressen haben schließlich selbst zugestimmt. So war es gerade einer *starken* Regierung würdig. Die Versagung berechtigter Forderungen als nachträgliche Strafe für einen längst gütlich beigelegten Streik wäre unwürdig und kurzsichtig gewesen.

Es ist an dieser Stelle schon mehrfach bemerkt worden, einen wie großen Fehler die preußischen Konservativen gemacht haben, als sie für diesen Standpunkt der Staatsregierung durch die Haltung der überwältigenden Mehrheit ihrer Abgeordnetenhausfraktion so gar kein Verständnis zeigten. Wie kam es eigentlich, daß sie glaubten, mit dieser Haltung den konservativen Prinzipien treu zu bleiben? Es zeigt sich hier wieder, daß der Begriff des Konservatismus in unserem politischen Parteileben viel mehr spezialisiert worden ist, als im Interesse

der Parteien im allgemeinen und besonders der konservativen Partei selbst gut ist. Die heutige Partei steht in Gefahr, ihren Schwerpunkt zu sehr in die Negation ihrer Gegensätze zu verlegen. Sie scheint zu glauben, daß die Negation der Negation etwas Positives verbürge. Das ist aber im politischen Leben nicht so. In der ängstlichen Sorge, sich auch nur scheinbar eine kleine Strecke weit in derselben Richtung zu bewegen, wie die Sozialdemokratie, verliert sie überhaupt den Blick für den ihr gegebenen Weg und seine Ziele. Weil die heutige Arbeiterschaft sozialdemokratisch ist, glauben die Konservativen sich allen Versuchen der Arbeiter, sich zu organisieren und ihre Interessen im Staat in eigner Art zu vertreten, entgegenstemmen zu müssen. In dieser — so zu sagen — Nichtanerkennung des Arbeiterstandes glauben sie von dem Staat, den sie sich als Ideal gesetzt haben, noch zu retten, was zu retten ist. Deshalb treten sie bei allen Bemühungen, in dem Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer ein patriarchalisches Prinzip zu erhalten, auf die Seite des Arbeitgebers und bleiben dort sogar dann stehen, wenn die Arbeitgeber selbst die Unmöglichkeit, diese Stellung zu halten, erkannt haben. Denn es spielt die Sorge hinein, daß auch das Verhältnis der ländlichen Arbeiter von dem Zuge der Zeit erfaßt und so die konservative Macht in ihren Grundfesten erschüttert werden könnte. Übersehen wird nur, daß ein Staatsprinzip, das einen wirklichen Widerstand gegen die Forderungen der Zeit ermöglichte, längst nicht mehr vorhanden ist. Die moderne Entwicklung hat die Gesellschaft in ihre Atome aufgelöst; der moderne Staat kennt nur vor dem Gesetz gleiche Individuen. Und doch empört sich das natürliche Bedürfnis der wirklichen Gesellschaft gegen diese Atomisierung. Sie strebt nach neuer Schichtung und Gliederung, und es ist die wichtige Aufgabe der Sozialpolitik, neue, zeitgemäße Rechtsformen zu finden, die diesem Bedürfnis genügen, ohne die politischen Rechte des Individuums anzutasten. Eine weitblickende konservative Partei müßte ein Interesse daran haben, die Wiedergeburt der Gesellschaft aus einer formlosen, anarchischen Masse, in der der Mammon und die materiellen Interessen regieren, zu einem lebendigen Organismus zu fördern. Daß das nicht durch Festhaltung überlebter Rechtsformen geschehen kann, versteht sich von selbst; darum sollten die Bestrebungen einer aus dem wirtschaftlichen Entwicklungsprozeß auf natürlichem Wege hervorgegangenen Gesellschaftsgruppe, wie der Arbeiterstand, immer unterstützt werden, soweit sie die Möglichkeit enthalten, sich in die bestehende Staatsordnung einzufügen. Darin ist nicht das geringste Zugeständnis in dem Sinne enthalten, daß man diese Bestrebungen auch da unterstützt, wo sie aus der politischen Ordnung hinausstreben oder auf die Alleinherrschaft ohne Rücksicht auf andere Gesellschaftsklassen gerichtet sind. Die Bekämpfung der Sozialdemokratie mit allen zweckmäßigen Mitteln hat also damit gar nichts zu tun. Es ist sehr schlimm, daß die Partei, die vorzugsweise „staatserhaltend" wirken will, das Moment der Organisation des Arbeiterstandes immer nur nach den nächstliegenden Erfahrungen einer Übergangs- und Kampfzeit beurteilen will, anstatt im festen Vertrauen auf

die Gesundheit unserer Gesellschaftsgrundlagen und die Macht unserer Staatsautorität etwas weiter über das Nächste hinaus zu sehen und die einfache Notwendigkeit solcher Organisation anzuerkennen. Will man erst dann etwas für die Arbeiter tun, wenn sie schlecht behandelt werden, dann ist es viel zu spät. Nicht unter dem Gesichtspunkt des Wohlbefindens, sondern des Rechtes ist die Lage der Arbeiter zu beurteilen, und die Vergleichung dieser Lage mit den sonstigen Prinzipien der modernen Staatsordnung läßt sich auch dann vornehmen und kann auch dann zu der Überzeugung von der Notwendigkeit gewisser Reformen führen, wenn die Humanität der Arbeitgeber kein Vorwurf trifft.

Wenn an einen Staatsmann oder eine Partei eine folgenschwere Entscheidung herantritt, so erinnert der Vorgang sehr häufig an die altrömische Sage von der Erwerbung der sibyllinischen Bücher. Es wird immer etwas „verbrannt", wenn der vor die Entscheidung Gestellte den Augenblick nicht begreift, und nachher muß ein höherer Preis gezahlt werden. So ist es auch hier bereits gegangen. Auch wenn man das Unrecht, das die Bergarbeiter mit dem Kontraktbruch begangen haben, in vollem Umfange zugibt, wird man ihnen doch das Zeugnis ausstellen müssen, daß sie während des Streiks und nachher eifrig bemüht gewesen sind, aus ihren Forderungen alle besonderen sozialdemokratischen Parteivelleitäten auszuschalten und lediglich sachliche Interessen ihres Berufes wahrzunehmen. Während die Regierung das loyal anerkannte und berücksichtigte, war die Antwort der Partei, die nach der Volksanschauung in Preußen als herrschende und mit den regierenden Gewalten eng verquickte gilt, ganz davon verschieden. Sie sprach offen aus, daß die Gewährung dieser Forderungen eine Förderung der Geschäfte der Sozialdemokratie bedeute, und sie bekräftigte diese Ansicht durch ablehnende Haltung zu dem, was selbst die Regierung gut geheißen hatte. —

Mit der Entscheidung über die Bergreform hat diesmal auch die Tagung des preußischen Landtages ein Ende genommen, und somit ist in der inneren Politik auf der ganzen Linie sommerliche Stille eingetreten. Es mag hier nur noch zweier Angelegenheiten Erwähnung getan werden, die in der letzten Zeit bereits die öffentliche Meinung mehrfach beschäftigt haben und von allgemeiner Bedeutung sind. Gemeint sind die geplante Verfassungsrevision in Württemberg und die bevorstehende Änderung des Wahlrechts in Hamburg. Freilich kann es sich hier nur um einige vorläufige orientierende Bemerkungen handeln.

Die Verfassungsrevision in Württemberg bezweckt eine andere Zusammensetzung der beiden Kammern. Die zweite Kammer setzte sich bisher aus gewählten Volksvertretern und den sogenannten „Privilegierten" zusammen, die als Vertreter eines bestimmten Ranges und Standes ihren Sitz in der Kammer haben. Die künftige zweite Kammer soll nur aus Gewählten bestehen und infolgedessen von 93 auf 75 Mitglieder herabgesetzt werden. Dafür soll die erste Kammer um eine Anzahl von 18 Mitgliedern vermehrt werden, sodaß die bisherigen Privile-

gierten der zweiten Kammer zum Teil hier Aufnahme finden. Jedoch entsprechen die neuen Sitze in der ersten Kammer nicht genau denen, um die die zweite Kammer vermindert werden soll. Es handelt sich hier um ein schwieriges Werk, das im Jahre 1898 schon einmal gescheitert ist. Auch jetzt sind viele Hemmnisse zu überwinden, und es ist eine große Frage, ob das Gesetz, selbst wenn es von der zweiten Kammer angenommen wird, an der Klippe der ersten Kammer glücklich vorbeikommt.

Was in Hamburg geplant wird, erregt deshalb das Interesse der weitesten Kreise im Reich, weil hieran auf der einen Seite Befürchtungen, auf der anderen Seite Hoffnungen geknüpft werden, daß das Vorgehen des Hamburger Senats auch anderwärts vorbildlich wirken werde. Es handelt sich um das, was von der radikalen Theorie als „Verschlechterung" des Wahlrechts bezeichnet wird. Wer überall, wo gewählt wird, das allgemeine, gleiche, direkte Wahlrecht zur Geltung bringen will, der wird natürlich mit dem Hamburger Senat sehr unzufrieden sein müssen. Allein, wenn auch Hamburg ein selbständiger Staat ist, so ist es doch seinem Charakter nach eine städtische Gemeinde, und Politiker, die nicht schematisch nach Theorien, sondern nach wirklichen Erfordernissen urteilen, werden im allgemeinen nicht dafür zu haben sein, daß das allgemeine gleiche Wahlrecht auch für Kommunalwahlen das Ideal darstellt. Was will nun der Hamburger Senat tun? Er will die Volksvertretung, die sogenannte Bürgerschaft, nur zur Hälfte von allen stimmberechtigten Bürgern in drei Gruppen nach der Höhe des Einkommens wählen lassen. Die andere Hälfte soll zu gleichen Teilen von den städtischen Grundbesitzern und von den Notabeln (Beamten usw.) gewählt werden. Wie weit der Senat hier im besonderen für Hamburgische Verhältnisse das Richtige getroffen hat, interessiert hier nicht. Im Prinzip ist der Vorschlag vernünftig und für ein städtisches Gemeinwesen durchaus geeignet. Es wäre ein Unsinn, den Schwerpunkt der Verwaltung einer Stadt wie Hamburg in die ärmeren Schichten der Bevölkerung zu verlegen. Andererseits ist diesen Schichten eine angemessene Vertretung trotzdem gesichert. Ganz unerfindlich aber ist, wie von dieser Neuordnung des Wahlrechts irgend ein Einfluß etwa auf die Gestaltung des Reichstagswahlrechts oder des Wahlrechts in größeren Staaten ausgehen soll. Aber die Agitation bemächtigt sich natürlich des Hamburger Projektes, um in ganz Deutschland vor den finsteren Plänen der Reaktion zu warnen und die Gefährdung der heiligsten Güter der deutschen Nation an die Wand zu malen. Und doch könnte nichts das allgemeine gleiche Wahlrecht, das uns im Reiche unantastbar sein muß, mehr in Mißkredit bringen als seine schematische Übertragung auf kleinere Verhältnisse und die städtischen Gemeinden.

Bücher und Menſchen.

Von

Adolf Bartels.

IX.

Clara Viebig, Naturgewalten. — Heinz Tovote, Klein Inge. — A. de Nora, Senſitive Novellen. — Klaus Rittland, Leidensgefährten, Kampfmüde. — Emil Ertl, Opfer der Zeit. — Carl Hauptmann, Miniaturen.

Die Fragen der Freiheit und Sittlichkeit der Kunſt wollen nicht zur Ruhe kommen und ſind noch neuerdings, bei dem Simpliciſſimus-Prozeß in Stuttgart und bei der Tagung der Goethebünde in Mainz, wieder eingehend erörtert worden. Sie hängen natürlich eng zuſammen, und man iſt ſich deſſen auch bewußt: Während es auf der einen Seite heißt: Alle Kunſt ſoll ſittlich und ſie wird frei ſein, lautet es auf der andern: Alle Kunſt ſoll frei und ſie wird ſittlich ſein. Leider ſpielt bei der Erörterung dieſer Fragen faſt überall die Parteileidenſchaft mit, ja, die gemeine politiſche Hetze hat ſich ihrer bemächtigt, ſo daß wir, die wir ganz im äſthetiſchen Lager ſtehen, mit der Kunſt und für die Kunſt leben, wenig Freude an der ganzen Angelegenheit haben; denn wir ſehen recht wohl, daß es immer noch fromme Kreiſe gibt, die im Eifer ihres Reinigungsbeſtrebens auch vor Goethe und Hebbel nicht Halt machen würden, wir ſehen aber auch, daß die Radikalen die Kunſtfragen zur Volksverhetzung benutzen und für höchſt bedenkliche Geſellen eintreten, wenn es ihnen in ihren politiſchen Kram paßt. Als guter Deutſcher kann man ſich am Ende nicht verhehlen, daß auch in dieſer Sache rechts zuletzt für Rom und links für Judäa gearbeitet wird, und daß die Rufer im Streite von äſthetiſchen Dingen faſt alle bitter wenig verſtehen. Es wird nichts übrig bleiben, als daß wir Kunſtmenſchen uns ſelber helfen, und wir werden uns ſelber helfen, und damit dem deutſchen Volke; denn für uns liegen die Dinge gar nicht allzu ſchwierig, und wir wiſſen recht wohl in jedem Einzelfall zu beſtimmen, wo die Kunſt aufhört und — mit Verlaub — die Schweinerei beginnt. Der Grundſatz, daß, was im Leben iſt, auch in der Kunſt ſein dürfe, gilt auch für uns, aber cum grano salis: das Bedenkliche, um mit dieſem allgemeinen Ausdruck alles Anfechtbare zuſammenzufaſſen, darf niemals ſeiner ſelbſt wegen, ſondern muß aus höheren äſthetiſchen Gründen (Vollſtändigkeit des Weltbildes, Tiefe der Probleme, Gründlichkeit der Motivierung uſw.) da ſein, und es müſſen in ſeiner Darſtellung beſtimmte Grenzen (daß es nicht „reizend“ wirkt uſw.) gewahrt werden. Schon mit dieſer Feſtſtellung reicht der äſthetiſch urteilsfähige Menſch in jedem Einzelfalle aus: Er wird ſtets bald ſehen, ob für die Darſtellung des Bedenklichen eine wirkliche Notwendigkeit vorlag oder nicht.

Findet er die letztere im Werke selbst nicht, so kann er sie immer noch in der Person des Schaffenden finden, der sich als dekadente Natur zur Darstellung des Bedenklichen getrieben fühlen kann, und in diesem Falle wird er wenn auch kein wahrhaft künstlerisches, doch ein naturwissenschaftliches Interesse als vorliegend anerkennen. Jederzeit zu verdammen sind selbstverständlich die Werke, bei denen die Spekulation auf die schlechten Instinkte des Publikums deutlich wird. Es gibt natürlich manche Werke, die auf der Grenze stehen, aber im großen ganzen kommt man mit den drei Kategorien des wirklichen Kunstwerkes, das das Bedenkliche um des höheren ästhetischen Zwecks wegen verwendet, des dekadenten Kunstwerks, das es um seiner selbst willen, aber aus einer kranken Natur heraus mit Notwendigkeit bringt, und des gemeinen Machwerkes recht wohl aus. Und es wird bei Fachleuten wenig Differenzen darüber geben, welcher der drei Kategorien ein bestimmtes Werk angehöre.

Daß in unseren Tagen die unsittliche Literatur verhältnismäßig umfangreich und stark verbreitet sei, geben selbst die Goethebündler zu, die, ursprünglich zum Schutze der Freiheit der Kunst zusammengetreten, jetzt längst den Kampf gegen die schlechte Literatur auf ihre Fahne haben schreiben müssen. Freilich, ob man die wirklich gefährliche Literatur treffen wird? Auch ganz ernst zu nehmende Kunstblätter tun bisweilen so, als ob die gefährliche Literatur die sogenannte Hintertreppenliteratur sei, aber einem wirklichen Literaturkenner kann doch nicht entgehen, daß die Quelle des Übels anderswo steckt und daß, wenn heute auch in der sonst nur rohen und abenteuerlichen Hintertreppenliteratur raffinierte Unsittlichkeiten auftreten, diese von oben herab gekommen sind. Die Wahrheit über die schlechte Literatur unserer Zeit ist, daß das dekadente Kunstwerk eine weit stärkere Pflege gefunden hat, als je zuvor, und daß sich auch die Spekulation seiner bemächtigt hat, sowohl beim Verfasser selbst wie beim Verleger. Also: die kranke Natur nutzt sich selber literarisch aus und läßt sich ausnutzen, und das ergibt denn freilich ein ungemein gefährliches Literaturgift, das auch in der Tat weite Kreise unseres Volkes infiziert hat. Das Tröstliche dabei ist, daß der größere Teil der Autoren nicht deutschen Ursprungs ist, daß wir mit Recht von fremdem Gifte reden können, aber die Schuld bleibt uns freilich, daß wir ihm wenig Widerstand geleistet haben und noch heute seine Wirksamkeit kaum einschränken. Ich denke, um es ausdrücklich zu sagen, hier keineswegs an den Naturalismus als solchen mit seiner krassen, oft auch das Bedenklichste nicht verschleiernden Wirklichkeitsdarstellung, der war als Reaktionserscheinung auf eine ganz konventionelle, ja direkt heuchelnde Dichtung durchaus berechtigt; denn auch die Kunst muß nicht tun, als wisse sie nicht, daß Kinder erzeugt und geboren werden, und selbst, daß es Dirnen und Verbrecher gibt, hat sie der Menschheit nicht zu verschweigen. Was ich hier besonders im Auge habe, ist die sog. schlechte Moderne, die Kunst, die unter dem Vorgeben, Neues, Darstellungen von der früheren Kunst noch nicht berücksichtigter menschlicher Verhältnisse zu bringen, ja, selbst eine neue höhere Moral heraufzuführen, der Sensationslust und schlimmeren Neigungen des großen Publikums dient. Sie

ist so ziemlich vom Anfang der neuesten Literaturbewegung an, also seit Ende der achtziger Jahre dagewesen, und sie ist noch heute da, sie hat ihre berühmten Namen und ist im Goethebunde vortrefflich vertreten, sie beansprucht, wahre Kunst zu sein, und ist doch nur eine Mode- und Afterkunst, die der Verurteilung durch die Geschichte sicher nicht entgehen wird.

Da ist ein neuer Band Geschichten aus der Eifel von Clara Viebig, „Naturgewalten" betitelt (Egon Fleischel, Berlin). Man lese in ihm die „Ein Kriegsandenken" überschriebene: Ein junger Franzose, der 1870 mit andern durch die kalte, schneebedeckte Eifel geführt wird, bleibt im Schnee liegen und wird von einem armen Einwohner des Gebirges gefunden und in seine Hütte gebracht. Dort pflegt ihn die geistig zurückgebliebene Tochter, und als er sich leidlich erholt hat, kommt sie des Nachts zu ihm. Die Folge ist — das Kriegsandenken. „Und wenn sie auf ihren Botengängen, mit schweren Männerlasten bepackt, heimgekehrten Siegern begegnete, die stolz mit Kreuz und Medaille prahlten, dann lachte sie und zeigte die breiten Zähne. Auch sie hatte ein Andenken an den großen französischen Krieg, das Schang-Klödchen (Diminutiv von Jean Claude)." Das ist die Pointe der Erzählung, und alles was auf eine Pointe hinausläuft, ist schon ohne weiteres künstlerisch schlecht, hier aber um so eher zu verdammen, als man die beleidigende Absicht, den Simplicissimusgeist merkt; denn für so beschränkt kann man Frau Viebig-Cohn unmöglich halten, daß sie nicht begreifen sollte, wie verletzend hier die Parallelisierung von im blutigen Kampf erworbenen Ehrenzeichen und einem unehelichen Kinde auf jeden deutsch empfindenden Menschen wirken muß. Überhaupt aber ist das Zusammenbringen des fast erfrorenen Franzosen, dessen Versinken im Schnee auch noch mit der Tendenz auf Rührung geschildert wird, mit der blöden Dorfdirne, die natürlich auch einmal ziemlich ungekleidet auftritt, ein bloßes Kunststück, das man nicht mit dem Streben nach Lebenswahrheit oder hier im besonderen Fall mit der Absicht, den barocken Lauf des Zufalls oder die Macht der Naturgewalt darzustellen, entschuldigen kann — mit Trotteln hat die Kunst, wenn sie nicht etwa im Leben anderer Menschen eine Rolle spielen, soviel ich weiß, nichts zu tun. Unbedingt haben wir also in dieser Skizze der Viebig Afterkunst vor uns. Weiter lese man dann noch die Skizze „Der Wolf", in dem der nächtliche geschlechtliche Traum eines Zuchthäuslers und dann noch eine Notzüchtigung dargestellt, wirklich dargestellt wird — und man wird doch das Perorieren des Herrn Müller-Meiningen und verwandter Geister über die Notwendigkeit der Freiheit der Kunst nur mit einigem Widerwillen anzuhören vermögen. Fast alle die Skizzen, die Frau Viebig zu dem Bande „Naturgewalten" vereinigt hat, haben bedenkliche Themata: In der ersten, „Der Lebensbaum", wird u. a. eine mißlungene Fruchtabtreibung dargestellt, in der zweiten, „Maria und Joseph", schwesterliche Eifersucht, bei der man nach nicht allzudunkeln Andeutungen (S. 73, 74) auch sexuelle Motive annehmen muß; „Brennende Liebe" behandelt das Motiv des krankhaften Brandstifters, „Der Fuhrmann" und „Die Liste" führen Trinker, die erstere freilich einen noch ziemlich harmlosen, vor, „Die letzte Nummer" einen Gefangenen mit

ekelerregender Gesichtsverfassung, nur „Das Kind und das Venne“ ist rein von allem Bedenklichen und Ekelhaften. Nun bin ich weit entfernt, Frau Viebig, die Verfasserin des „Weiberdorfs“, ohne weiteres zu verdammen, ja auch nur diesen Band — im „Lebensbaum“ beispielsweise wirkt die Darstellung, wie die Mutter das uneheliche Kind lieb gewinnt und dadurch ethisch erzogen wird, sehr sympathisch —, aber ich scheue mich andrerseits auch keineswegs, die im heutigen Deutschland sehr viel gelesene und gefeierte Schriftstellerin unter die Autoren zu stellen, die, wie Hermann Sudermann, Ernst von Wolzogen, Otto Erich Hartleben, Heinz Tovote, Jakob Wassermann und viele andere, im Banne der Dekadence über die berechtigte Darstellung des Bedenklichen weit hinaus gegangen sind. Frau Viebig im besonderen ist nicht bloß die echteste Schülerin Zolas in Deutschland, sondern sie hat auch die starke sinnliche Potenz Zolas im Blute — selbstverständlich rede ich hier nur von der Schriftstellerin —, die diesen Romanen zwang, in seinem Weltbilde dem sexuellen Trieb und der Darstellung des sexuellen Lebens einen weit größeren Raum einzuräumen, als es sich nach meiner und der meisten Deutschen Ansicht mit der Würde der Kunst verträgt. Und bei Frau Viebig ist leider auch Berechnung, in ihren großen Romanen wie in ihren Skizzen merkt man sehr oft die Absicht. Das gilt nicht nur für die Darstellungen sittlicher, sondern auch für die politischer Verhältnisse, auf die sich Frau Viebig neuerdings geworfen hat. Weder ihre „Wacht am Rhein“ noch ihr „Schlafendes Heer“ sind (von dem in beiden Romanen zu konstatierenden Philosemitismus ganz abgesehen) aus wahrhaft nationalem Geiste geboren; das geht bei dem letzten Romane, dem Polenroman, beispielsweise schon daraus hervor, daß in dem ganzen Werke nicht ein wahrhaft energischer und geistig freier Vorkämpfer des Deutschtums, wie es sie doch zweifellos gibt, ja, daß dort nicht einmal ein für das Ansiedlerwerk wirklich charakteristischer Bauer — denn der sich nach den heimischen Traubenbütten zurücksehnende katholische Rheinländer kann doch dafür nicht gelten — zu finden ist. Zum Überflusse hat die „Neue freie Presse“ in Wien das starke und ausgeprägte nationale Bewußtsein der Dichterin ausdrücklich hervorgehoben, haben sich Pfarrer Naumann, der „Vorwärts“, die Wiener „Zeit“, Robert Jaffé in der „Neuen Hamburger Zeitung“, Artur Eloesser in der „Vossischen Zeitung“, Albert Träger im „Börsenkourier“ und Harry Maync in der „Deutschen Literaturzeitung“, leider auch K. v. Perfall in der „Kölnischen Zeitung“ zu ihr bekannt. Schön, Frau Viebig ist auch eine sehr begabte Schriftstellerin, aber man soll ihr hübsch auf die Finger passen: dem Ideal einer deutschen Frau — ich rede immer nur von der Schriftstellerin — entspricht sie jedenfalls sehr wenig, und es gibt unter ihren Werken manches sehr Bedenkliche, überhaupt ist der Geist ihrer Kunst nichts weniger als gesund. Da die Dame heute wirklich eine Machtstellung hat, so ist es vielleicht nicht ganz ungefährlich, dies offen auszusprechen, ich pflege ja aber aus meinem Herzen keine Mördergrube zu machen und bin auf Wunsch jederzeit bereit, die Kunst der Frau Viebig bis ins einzelnste zu beleuchten, wobei dann wohl die eigentümliche Mischung von Naturgewalt und Berechnung bei ihr noch deutlicher hervortreten würde.

Mit Heinz Tovote, der einen neuen Band „Klein Inge, Novellen“ (F. Fontane, Berlin) veröffentlicht hat, braucht man sich jetzt kaum noch eingehend zu befassen: Er gilt allgemein als ein etwas bedenklicher Erotiker und übt heute keinen besonders starken Einfluß mehr. Die nach der ersten „Inge“ betitelten Novellen sind natürlich nichts weniger als Novellen — schon vor zehn Jahren habe ich festgestellt, daß die Novelle in Deutschland im Aussterben begriffen und die Skizze an ihre Stelle getreten sei —, sind alle auf einem sensationellen oder pikanten Einfall beruhende Skizzen von meist flüchtiger, wenn auch geschickter Ausführung. Daß der Einfall sich öfter an ein wirkliches Geschehnis anschließt, hat ästhetisch natürlich nichts zu sagen. Im übrigen gibt es unter den früheren moralisch viel bedenklichere Skizzenbände von Tovote als der vorliegende, der auch bei bedenklichen Stoffen („Im Spiegel“, „Madonna mit den leeren Händen“, „Zu spät“) das Dekorum im ganzen wahrt und ziemlich viel Leichtwiegendes enthält. „Inge“ ist die beste der Skizzen, da steckt noch etwas Persönliches drin, mag man über die Art, wie Tovote die Schriftsteller der Dekadence verteidigt, auch lachen müssen. — Dem Gewicht nach dem Bande der Viebig wieder näher als der unbedeutende Band von Tovote kommen A. de Noras „Sensitive Novellen“ (Staackmann, Leipzig), die freilich richtig „Sensationelle Novellen“ heißen müßten; denn sie sind nichts weniger als Darstellungen besonders sensitiven Seelenlebens, sondern Darstellungen in unserem modernen Leben Aufsehen erregender Ereignisse. Oder ist es nicht sensationell, wenn sich ein junger Arzt erschießt, weil seine Verlobte ein intimes Verhältnis mit seinem eigenen Vater unterhält („Zwei Wege“), ist es nicht sensationell, wenn jemand ein Verhältnis mit einer jungen Russin hat, die er zuerst in Männerkleidern findet, und die später in Sibirien gehenkt wird, obwohl ein Amulett mit dem Wappen der Romanows in ihrem Besitz ist („Das Rätsel“)? In „Fin de siècle“ lernen wir ein Liebespaar kennen, das vor einer versammelten Gesellschaft „in Schönheit stirbt“ — Liebesumarmung, Revolverschuß —, in „Das rosa Korsett“ findet jemand eine Dirne, die er in einem berüchtigten Lokal kennen gelernt hat, als Gräfin wieder, in „Aus Mitleid“ tötet eine Mutter ihr Kind, weil es, wie sein Vater, an geschlechtlichem Wahnsinn leidet. Wie das sensitiv sein soll, wüßte ich nicht zu sagen, und auch die Ausführung ist nicht etwa psychologisch besonders fein, wenn auch (von dem schlechten Deutsch abgesehen, das auf eine Dame nicht deutschen Ursprungs als Verfasserin schließen läßt) nicht gerade schlecht. Ich habe an und für sich nichts gegen die hier vorliegende Gattung, habe für Edgar Poe und selbst noch für Barbey d' Aurevilly, der hier wohl das Muster abgegeben hat, etwas übrig, aber freilich müssen solche sensationelle Erzählungen mit großer Kunst (die allerdings mehr die Kunst des Zauberkünstlers und Taschenspielers als die des Dichters ist) durchgeführt sein, und da fehlt bei A. de Nora, trotzdem daß Anlage vorhanden ist, immer noch viel. Das sittlich Bedenkliche tritt bei diesem Autor, eben weil es auf Kunststücke abgesehen ist, zurück, wenn auch von sittlichem Geist nicht eben viel zu spüren ist.

Der Novelle eher zuzurechnen als der bunte Inhalt der drei bisher charakterisierten Bände sind die von der Verfasserin, Klaus Rittland (Elisabeth Heinroth), auch als solche bezeichneten zwei Geschichten „Leidensgefährten" und „Kampfmüde" (Dresden, Reißner); mit ihnen kommen wir auch auf einen Boden, wo das Bedenkliche nur noch mit Notwendigkeit auftritt. Ist die Skizze weiter nichts als ein treu dargestelltes Stück Wirklichkeit (das ja immerhin weite Perspektiven eröffnen kann), so verlangt die Novelle ein rund zur Anschauung gebrachtes, aus voll individuell dargestellten Charakteren entwickeltes Problem — sie ist eine durchaus geschlossene Form, während die Skizze mit Notwendigkeit fragmentarischen Charakter hat. Die erste Novelle Klaus Rittlands, „Leidensgefährten" (der Titel ist wenig glücklich), führt uns einen jungen Privatdozenten der Literaturgeschichte und eine schöne Berliner Jüdin vor, die durch ein wenig gefährliche Zimmernachbarschaft während der Oberammergauer Passionsspiele in ein rasch aufloderndes Verhältnis geraten, dann aber durch die Rasseverschiedenheit auch wieder rasch getrennt werden. Persona gratissima wie Clara Viebig wird Elisabeth Heinroth durch diese Novelle bei den maßgebenden literarischen Kreisen ja nicht werden, Rassenprobleme sind dort nicht sonderlich beliebt, ja, es wird die Bedeutung der Rasse ohne weiteres geleugnet; „wir andern" aber freuen uns, daß die deutsche Literatur doch endlich auch Darstellungen dieser einem im Leben so oft aufstoßenden Probleme erhält. Mit vollem Recht hat die Verfasserin die sinnliche Glut der Orientalin zur Darstellung gebracht, ist dabei aber in ziemlichen Grenzen geblieben. Überhaupt übertreibt sie nicht (die Jüdin wird keineswegs unsympathisch hingestellt) und reiht sich daher den geschmackvollen deutschen Unterhaltungsschriftstellerinnen unserer Zeit wie Frieda von Bülow und Ida Boy-Ed an. — Auch ihre zweite Novelle „Kampfesmüde" enthält eine notwendige „Bedenklichkeit", indem ihre Heldin, eine schwer um die Existenz ringende Schriftstellerin, sich einmal unter dem Einflusse genossenen Weines und in der Hoffnung, etwas für sich zu erreichen, einem jüdischen Lebemann hingibt, nicht ohne gleich darauf den tiefsten Ekel zu empfinden. Man könnte fragen, warum es denn gerade ein Jude sein muß, aber es ist durch den Umstand, daß die Juden die Beherrscher des größten Teiles der deutschen Presse sind, und auch im Einzelnen, aus der Erzählung heraus hinreichend motiviert. So geschlossen wie die erste ist die zweite Novelle nicht, kann es auch nicht sein, da ein fortlaufendes Leben dargestellt wird, aber sie ist treu aus dem Leben heraus, treu im Milieu und in der psychischen Entwicklung und kann so, obschon sie nicht gerade geniale Darstellung ist, tief ergreifen. Nebenbei können sich das Publikum und angehende Schriftstellerinnen aus ihr auch über die wirklichen Verhältnisse des Schriftstellerberufs unterrichten. Wenn auch nur wenige Schriftstellerinnen das Los der unglücklichen Marie West teilen, eine Anzahl ihrer Erfahrungen machen alle. — Eine gewisse stoffliche Verwandtschaft mit dieser Erzählung von Klaus Rittland haben die zu dem Bande „Opfer der Zeit" vereinigten Novellen von Emil Ertl (Staackmann, Leipzig), einem Österreicher, dessen Novellenbuch „Feuertaufe" bei der Kritik eine sehr günstige Aufnahme gefunden hat; auch ist

Ertl wie Klaus Rittland auf dem Wege zur wirklichen Novelle, überhaupt ein ernst zu nehmender Schriftsteller. Ein großer Gestalter steckt, glaube ich, nicht in ihm, dazu ist er mir zu sehr von der Reflexion beherrscht, das Wesentliche seiner Darstellung ist seine psychologische Reflexion, oft gar Raisonnement, aber er ist ein reifer Geist, ein guter Beobachter, und er ringt ernst mit dem wirklichen Leben. So sind die beiden Stücke „Der tote Punkt" und „Familie Martin" jedenfalls als psychologisch-soziale Darstellungen zu loben, und das dritte, „Sandoos Briefe", enthält auch feine Stimmungen. Wie mir scheint, ist Ferdinand von Saar von Einfluß auf Ertl gewesen, der Altmeister der österreichischen Novelle kann das wirklich, was Ertl möchte. Aber man freut sich jetzt immer, wenn man nach all den Talenten auch wieder einmal auf eine gebildete Persönlichkeit stößt.

Carl Hauptmanns „Miniaturen" (München, Callwey), die ich mir für diese Übersicht zurechtgelegt hatte und nun auch pflichtschuldigst mitnehmen will, sind weder Skizzen noch Novellen, sondern einfach Prosagedichte. Es wird nötig sein, über diesen Autor, der, seitdem eins seiner Dramen von der Volksschillerstiftung mit einem Preise gekrönt worden ist, dem großen Publikum bekannter wird, einmal ausführlich zu reden; heute will ich mich jedoch auf weniges beschränken. Die „Miniaturen" setzen sich aus siebzehn Stücken zusammen, die diesen Titel unzweifelhaft alle verdienen: sie sind nach Miniaturenweise außerordentlich sorgfältig gemalt, nicht bloß jeder Zug, jedes Wort scheint eigens zu seinem Zweck erdacht und genau überlegt zu sein. Carl Hauptmann ist in der Tat der Mann der Nuancen, ich glaube kaum, daß ihm einer seiner Zeitgenossen auf dem Gebiete der mit neuen Zügen wirkenden Phantasiekunst gleich kommt, es sei denn etwa Leopold Weber, der aber derber und realistischer ist. Freilich, wenn ich Carl Hauptmanns Prosa lese, dann muß ich doch immer an seines Bruders Gerhart Verse denken, die auch meist aussehen, als würde jeder einzelne heute überlegt, morgen geschrieben, übermorgen gefeilt; die Hauptmann'sche Kunst ist zuletzt doch ästhetizistisch, man wird den Eindruck des Gesuchten und Gezierten zuletzt nicht los, so sehr man auch die Feinheit des schaffenden Geistes bewundern muß. Am ersten imponieren mir noch die Stücke, die sich dem alten Gebrüder Hauptmann'schen Naturalismus annähern, der nun einmal ihre Domäne ist — ich nenne besonders das in seiner Art vorzügliche Stück „Haß". Die mehr symbolistischen Stücke (ich weiß natürlich, daß das „symbolistisch" hier nur ein Ungefähr bezeichnen kann) sind nicht ganz ohne fremde Einflüsse, Ricarda Huch taucht mir hier und da empor und mit ihr die alte Romantik und selbst Jean Paul. Doch es ist schwer, dies Buch genau zu charakterisieren. Eine Höhe unserer Kunst bezeichnet es schon, und ich mache alle, die die feinste moderne Kunst kennen lernen wollen, darauf aufmerksam; ob es aber wahrhaft lebendige und zum Fortleben berufene Kunst ist, bezweifle ich, aufrichtig gestanden.

Kolonialpolitische Rück- und Ausblicke.

Von

Generalleutnant z. D. E. v. Liebert.

IV.

Das verflossene Vierteljahr hat in den kolonialen Reihen eine Lücke gerissen, es hat uns am Grabe eines unserer Besten versammelt, dessen Name mit der Erforschung Afrikas und mit der deutschen Kolonialbewegung untrennbar verbunden ist. Hermann von Wissmann ist am 15. Juni auf der Jagd einem tückischen Zufall zum Opfer gefallen, und wir beklagen in ihm einen unserer kühnsten und erfolgreichsten Forscher, einen vortrefflichen Führer und Kommandeur in ernster Zeit und den Mann, der durch seine groß angelegte Persönlichkeit die koloniale Sache im deutschen Vaterlande volkstümlich und beliebt gemacht hat, da ihm das allgemeine Vertrauen entgegenschlug. Es soll hier nicht ein geschlossener Lebensabriß des Verstorbenen gegeben, sondern nur einzelne Momente hervorgehoben werden.

Seine Stärke waren seine Energie und Kühnheit, gepaart mit einer fein abwägenden Umsicht und Abschätzung der verfügbaren Mittel, daneben die Schlichtheit seines Wesens und die Wahrhaftigkeit seiner Berichterstattung. Die Welt war gerade voll von den Berichten Stanleys über seine verschiedenen Reisen zum Aufsuchen Livingstones und zur Entdeckung des Kongostroms. Die große journalistische Gewandtheit des Amerikaners und seine Art, nach Effekten zu haschen, hatten die Massen der Lesewelt geblendet, die Männer der Wissenschaft aber mannigfach abgeschreckt und zur Vorsicht gemahnt. Da trat im April 1883 der 30jährige Leutnant Wissmann vor der Berliner Gesellschaft für Erdkunde auf und erstaunte seine Zuhörer durch den schlichten Bericht über die großen und merkwürdigen Dinge, die er bei seiner ersten west-östlichen Durchquerung Afrikas, von Mitteln völlig entblößt, erlebt hatte. Der wahrheitsgetreue Ton der Darstellung wirkte gegenüber der bekannten Stanleyschen Art geradezu verblüffend, und Wissmanns Name ward für die Wissenschaft sofort ein Programm.

Seine zweite Durchquerung hatte abgesehen von den neuen wissenschaftlichen Erkundungen für die gesamte Kulturwelt die Bedeutung, daß er mitten durch das Gebiet der arabischen Menschenjagden und Raubzüge am oberen Kongo marschiert war. Sein diesmaliger Bericht gab allen Kulturmächten das Signal, daß es allerhöchste Zeit sei einzugreifen und jenen unerhörten Greueln der Sklavenjäger ein Ende zu machen.

Und nun fügte es das Geschick, daß er die Beobachtungen, die er soeben an jenen Unholden gemacht, sowie die Gabe, mit den eingeborenen Stämmen Afrikas freundschaftlich zu verkehren, in den Dienst seines Vaterlandes stellen

konnte. Das Deutsche Reich bedurfte seiner zur Niederwerfung des Araberaufstandes und zur Herstellung der Ordnung an der Ostafrikanischen Küste. Es mußte eine Negertruppe hierfür geschaffen werden, und dieser Aufgabe war damals — 1888 — wohl kein Deutscher außer Wissmann gewachsen. Es war sein Gedanke und seine Tat, in Kairo die aus der egyptischen Armee entlassenen Sudaner anzuwerben und aus diesem vorzüglichen Soldatenmaterial eine deutsche Truppe zusammenzuschmieden, an deren Spitze er sofort stolze Erfolge errang. Auf der anderen Seite verstand Wissmann die Natur der Farbigen stets geschickt zu benutzen, indem er nach jedem Siege Verhandlungen anknüpfte und entweder alle oder einen Teil der Rebellen für sich zu gewinnen wußte. Dies Verfahren bewährte sich besonders bei den Verhandlungen mit Bwana Heri von Saadani.

Leider entriß der Sansibar-Vertrag vom 1. Juli 1890 dem Sieger seine schönsten Erfolge. Wer unsern Wissmann nach seiner Heimkehr in Berlin in den ersten Julitagen gesehen hat, der glaubte einen gebrochenen Mann vor sich zu haben. Der Schlag war aber auch zu unerwartet und zu stark! Er war nicht nur Herr der ostafrikanischen Küste, sondern hatte sich auch im Besitz der militärischen Herrschaft über Sansibar gefühlt, dessen Handel gleichfalls vorwiegend in deutschen Händen ruhte. Carl Peters hatte ohne Kenntnis des Wechsels in der Politik das Protektorat über Uganda für Deutschland erworben, und der sagenumwobene Emin Pascha hatte alle glänzenden Anerbietungen Großbritanniens zurückgewiesen und sich dem deutschen Kaiser zur Verfügung gestellt. So lag draußen alles zu unseren Gunsten, aber in Berlin war an Stelle des großen Gönners Wissmanns, des Fürsten Bismarck, ein neuer Kanzler getreten, dem die ganze Kolonialpolitik ein Greuel war, und der Sansibar-Vertrag übergab Uganda, Witu, Sansibar, Pemba usw. für immer an England. Wissmanns persönliches Eingreifen rettete uns nur noch den Besitz des Palmeneilandes Mafia.

Ich gehöre bei allem Schmerz über jenen Vertrag nicht zu denjenigen, die dem zweiten Kanzler einen Vorwurf daraus machen, daß Sansibar damals nicht deutsch ward. Das war nicht so leicht zu erreichen. Aber bei einiger Liebe für die afrikanische Sache und bei etwas mehr Verständnis für die damalige Lage der Dinge wäre entweder die Selbständigkeit des Sultanats Sansibar oder ein Condominium (wie später auf Samoa) zu erreichen gewesen. In beiden Fällen wäre die Insel Sansibar unbedingt später in dieser oder jener Form Deutschland zugefallen, da sie mit ihren Handelsbeziehungen nach der gegenüberliegenden deutschen Küste gravitiert. Das gegenwärtige Verhältnis ist — nur in viel größerem Maßstabe — ebenso unnatürlich wie der englische Besitz Walfischbays mitten in der deutschen Kolonie. Wie schwer hat die Entwicklung Deutsch-Ostafrikas unter diesem Druck gelitten!

Es ist sehr zu beklagen, daß Wissmann in den neun Jahren seit seiner letzten Rückkehr von Daressalam nicht die Muße zu einem größeren Werke über die von ihm genau studierten Negerstämme gefunden hat. Wer ihn näher kannte und längere Zeit mit ihm afrikanische Dinge behandelt hat, weiß, welch interessante, intime Beobachtungen er gemacht hatte, und mit welch schöner, objektiver Art er

Leben und Sitten der Eingeborenen zu erforschen wußte. Die richtige Behandlung der Neger hat er seinen Untergebenen vortrefflich beizubringen gewußt, und Ostafrika hat die segensreiche Wirkung verspürt. Er aber hat sich dadurch in der Kolonie selbst das schönste Denkmal gesetzt.

* * *

Die erfreulichste Erscheinung innerhalb der Entwicklung der deutschen Kolonien ist die Tatsache, daß unsere afrikanischen Gebiete jetzt sämtlich in das Stadium des Eisenbahnbaues eingetreten sind. Nach unendlichen, mehr als zwölfjährigen Bemühungen in dieser Richtung ist endlich der passive Widerstand im Reichstage gebrochen, und eine Anzahl erleuchteter Köpfe sind zu der Einsicht gelangt, daß auch in Afrika eine wirtschaftliche Entwicklung des Landes nur mit Hilfe von Schienenwegen möglich ist. Diese Einsicht hat als Folgeerscheinung gezeitigt, daß in Ost-, Südwestafrika und Togo bereits gebaut wird, in Kamerun das dem Reichstage vorgelegte Bauprojekt nur durch äußere Umstände unverabschiedet geblieben ist.

In Ostafrika wird seit einigen Monaten an der so viel besprochenen Strecke Daressalam-Mrogoro gebaut, und bis Ende 1907 soll die Linie betriebsfähig sein. Da nicht der Fiskus, sondern eine anerkannt leistungsfähige große Firma den Bau übernommen hat, so darf man mit Bestimmtheit auf die Innehaltung der Baufrist wie der Bausumme rechnen. Außergewöhnliche Schwierigkeiten sind nicht zu überwinden, denn die Brücke über den Kingani kann als solche nicht bezeichnet werden, und an Vorarbeiten ist so viel geleistet worden, daß man allen Eventualitäten gewachsen sein sollte. Wenn die ganze Linie vorläufig auch nur 220 Kilometer mißt, so erschließt sie doch eine Anzahl von Landschaften (Usaramo, Chutu, Ukami und einen Teil Usagaras), die bisher trotz ihrer Küstennähe sich nicht nennenswert an der Landesproduktion zu beteiligen vermochten. Und gerade diese Landschaften sind von der Natur für die Baumwollkultur bestimmt, und jetzt sind bereits alle Vorbereitungen im Gange, um diese wichtige Kultur den Eingeborenen nahe zu bringen. Alles wird so eingerichtet, daß unmittelbar mit der Fertigstellung des Transportmittels auch die Ware zur Stelle sein wird und zur Küste ablaufen kann. Alle Landeskundigen sind sich darüber einig, daß der Endpunkt der Bahn schwerlich lange bei Mrogoro bleiben wird, sondern daß die Baugesellschaft in ihrem eigenen Interesse sehr schnell an die Fortsetzung bis Kilossa gehen wird. Dort erreicht sie erst den Mittelpunkt der fruchtbaren Landschaft Usagara und eines Wegenetzes, das für die Frachtversorgung der Bahn von höchster Bedeutung werden wird.

Aber auch mit dieser Aussicht ist die Ostafrikanische Kolonie nicht zufriedengestellt. Sie verlangt laut den Bau einer dritten Bahn, der bereits häufig erwähnten Südbahn, Kilwa kisiwani-Wiedhafen. Glücklicherweise sind alle Faktoren: Gouverneur, Kaufmannschaft und Techniker einig über wirtschaftlichen Wert und Trasse, so daß nur die finanzielle Ausführung des Projekts der Erörterung unterzogen wird. Da auch diese schwierige Arbeit in bewährten Händen ruht, so ist Hoffnung auf baldige Verwirklichung und zwar durch privates Kapital gegeben.

Es wäre hoch erfreulich, wenn sich deutsche Banken für ein tatsächlich aussichtsreiches Unternehmen zur Ausführung gewinnen ließen, ohne die Zinsgarantie des Reiches in Anspruch zu nehmen.

Ostafrika kann geradezu als Musterbeispiel dafür aufgeführt werden, wie man eine aufstrebende Kolonie künstlich in ihrer Entwicklung um 20 Jahre zurückzuhalten vermag, indem man ihr das wichtigste, die Herstellung moderner Transportmittel, vorenthält. Das Aufblühen des Bezirks Usambara zeigt jetzt auch dem Blinden, welchen Einfluß der Bahnbau auf die Entwicklung ausübt. Aber an den 140 Kilometern Tanga-Mombo ist 10 Jahre gebaut worden!

In Südwestafrika hat der hohe Reichstag geerntet, was er gesäet hat. Die knickerige Behandlung eines Landes hat sich wohl selten so grausam gerächt wie hier, wo die riesigen Entfernungen gar nicht anders als durch Bahnbau zu bewältigen waren. Der klägliche Bau der Regierungsbahn Swakopmund-Windhuk hat immerhin die verhältnismäßig schnelle Niederwerfung des Herero-Aufstandes ermöglicht, weil doch ein — wenn auch recht schwaches — Verbindungsglied zwischen Küste und Innerem vorhanden ist. Die traurige Tatsache aber, daß wir schon ein Jahr vergeblich gegen die immer sich erneuernden Banden der Hottentotten im äußersten südöstlichen Winkel der Kolonie ankämpfen, hat allein ihren Grund im Fehlen jeder Verbindung und damit jeder Möglichkeit von Nachschub nach jenen wasserlosen Steppenlandschaften. Nachdem man so bitterböse Erfahrungen gemacht hat, wird endlich anerkannt, daß man längst die Bahnlinie von Windhuk nach Rehoboth verlängern mußte, und daß eine zweite Linie von der Küste (Lüderitzbucht) trotz Dünengürtel nach Keetmannshoop gebaut werden muß. Wenn das Deutsche Reich die politisch und wirtschaftlich so wichtige Kolonie sich erhalten will, so darf nun nicht lange mehr gefackelt werden, sondern Taten müssen beweisen, daß Blut und Geld nicht umsonst hier geopfert wurde.

Glücklicherweise ist die Arbeit bei der vierten Strecke der Kolonie, der Privatbahn Swakopmund-Karibib-Otavi schon im Gange. Hier handelt es sich in erster Linie um die Erschließung der Otavi-Kupferminen, die dem Norden des Landes ein neues wirtschaftliches Rückgrat geben soll. In zweiter Linie aber wird die Bahn die Möglichkeit gewähren, eine militärische Basis zur Unterwerfung der Ovambostämme herzurichten und diesen aus nicht allzu großer Entfernung direkt zu Leibe zu gehen. Und erst wenn dieser kriegerische Akt siegreich abgeschlossen sein wird, kann sich das Deutsche Reich als im Besitz der Kolonie gesichert betrachten.

In Togo sind die Arbeiten an der Bahn Lome-Palime im Gange, die Baumwollkultur entwickelt sich entlang des Schienenstranges, und jede 10 Kilometer vollendeter Trasse befördern die Erzeugnisse neuer Pflanzungen schnell und billig zur Küste. Hier haben wir das Beispiel dafür, wie es gemacht werden muß.

In Kamerun bereiten sich große Dinge für die Erschließung der Kolonie durch eine Eisenbahn von der Dualaküste bis zum Tschadsee vor. Im Jahre 1902 hat das Kamerun-Eisenbahn-Syndikat von der Reichsregierung die Konzession zum Bau einer solchen durchgehenden Bahnlinie erhalten. Darauf ist eine technische Expedition unter der Führung des Reg.-Baumeister Neumann von der

Firma Lenz & Ko. und des Stationschefs Romberg ins Innere entsandt und hat eine Trasse festgelegt. Diese beginnt bei Hickory am Kamerunhaff und steigt in nordöstlicher Richtung zwischen dem Mungo- und Mabambaflusse auf Erhebungen zwischen 300 und 900 Meter zu den Manengubabergen (2400 Meter) an, die in Höhe von 900 Meter passiert werden. Dies ist als der erste Abschnitt der großen Bahnlinie gedacht, und die Herstellung dieses Abschnitts ist in eine Vorlage an den Reichstag zusammengefaßt, da das Reich einen Teil der Kilometer-Zinsgarantie übernehmen soll. Die Vorlage ist noch nicht zur Verabschiedung gelangt und wird den Reichstag im kommenden Winter nochmals beschäftigen.

Die gewählte Trasse dürfte sowohl den großen Verhältnissen der Kolonie durchaus entsprechen, als auch wirtschaftlich die richtige Linie bezeichnen. Sie wird zuerst ein mächtiges neues Pflanzungsgebiet erschließen und sich dadurch bezahlt machen, späterhin aber, nördlich der Manengubaberge, das große Konzessionsgebiet der Gesellschaft „Nordwest-Kamerun", das bislang nur vom Benue her zugänglich war, von Süden her öffnen und an die deutsche Küste anschließen. Als drittes mächtiges Glied liegt dann noch weiter nördlich das Gebiet der Adamaua- und Fullah-Staaten bis zum Tschadsee der Erschließung offen, eine schöne aussichtsreiche Zukunft.

Alle Einzelheiten über die Kamerunbahn finden sich in dem Buche von Carl René, „Kamerun und die deutsche Tschadsee-Eisenbahn", Berlin 1905. E. S. Mittler. Gerade mit Rücksicht auf das Fortschreiten des Bahnbaus aber dürfen wir sagen, daß jetzt alle deutschen Tropenkolonien sich im Stadium gesunder Fortentwicklung befinden.

* * *

Eine sehr bedeutsame literarische Erscheinung auf kolonialem Gebiete, die in der letzten Übersicht im Maiheft nur gestreift werden konnte, nötigt mich noch einmal darauf zurückzukommen. Es ist der 2. Teil II. Buch: Deutsche Kolonialreform aus dem großen Werke: Staatsstreich oder Reformen! Politisches Reformbuch für alle Deutschen, verfaßt von einem Auslandsdeutschen. Zürich 1905. Zürcher & Furrer. Dieser Auslandsdeutsche hat den Mut, uns Reichsdeutschen vorzuhalten, daß wir uns auf dem Wege des allgemeinen gleichen Wahlrechts festgefahren hätten, daß wir unter der Herrschaft der Schwarzen und Roten mit dem Reichswagen feststäßen, wie die Lage der Reichsfinanzen zeige, und wie heute schon in der Polenpolitik und der Berggesetzgebung nur noch durch die Gesetzgebung der Einzelstaaten etwas zu erreichen sei.

Seine „Kolonialreform" ist sehr weit ausgesponnen, zum Teil allzu hart und verallgemeinernd in der Kritik (wie im Maiheft angeführt), aber sie bewältigt einen ungeheuern Stoff und ist so großzügig angelegt, daß niemand, der sich mit den deutschen Kolonien beschäftigt, daran vorübergehen kann. 350 Seiten behandeln Klagen über deutsche Kolonialverwaltung in der Presse, Reformvorschläge, den gegenwärtigen Stand der deutschen Kolonien und die dortigen wirtschaftlichen Unternehmungen. Dann folgt das Kolonialprogramm des Verfassers, das sich mit Zollpolitik, Finanzwesen, Militärwesen, Justiz, Ver-

waltung, Missionen, Strafkolonisation, Bodenfrage, Bergbau, Forstwesen, Landgesellschaften, Bewässerung, Verkehrswesen, Kabel, Bank- und Geldwesen, Auswanderungsfrage usw. ausführlich beschäftigt. In allen diesen verschiedenartigen Angelegenheiten sind die Sachverständigen herangeholt und deren Ansichten zusammengestellt. Rücksichtslos wird mancher Knoten durchhauen und in der unbedingten Zuversicht auf die Persönlichkeit unseres Kaisers manch kühner Vorschlag für die Zukunft entworfen.

Das Kolonialprogramm verlangt in erster Linie einen Kolonialfond von 100 Millionen Mark, der in zehn Jahren je 10 Millionen verausgaben soll für Verkehrsanlagen, Bewässerung, Volkskulturen u. dergl. große wirtschaftliche Unternehmungen. Für den Bahnbau in den Kolonien verlangt der Autor das Eintreten des Fiskus der Einzelstaaten, speziell der preußischen Staatsbahnen, da das Reich sich als nicht leistungsfähig erwiesen habe. In den Handelskolonien, wie z. B. Kiautschou, sollen Gouvernementsbeiräte bei der Verwaltung mitwirken, so daß der Handelsstand bei der Gesetzgebung zu Worte gelangt. Für die Pflanzungskolonien wird das holländische Kulturstelsel empfohlen, das die eingeborene Bevölkerung scharf zur Arbeit für die Kolonialregierung zwingt, ebenso Heranziehung der Häuptlinge mit der Arbeit ihrer Hintersassen für das Verwaltungssystem, Einbeziehung der Kolonien in das Reichszollgebiet, Gründung von Kolonial-Konsumgenossenschaften zur Einführung deutscher Industrieerzeugnisse in die Kolonien. Für die Siedlungskolonie wird als erster Grundsatz hingestellt: „Der Grund und Boden in Deutsch-Südwestafrika ist nach Unterwerfung der aufständischen Eingeborenen grundsätzlich Eigentum des Reiches, alle bisherigen Abtretungsverträge an Gesellschaften, die mehr als 100000 Hektar betreffen, sind aufzuheben, und das darüber hinaus abgetretene Land ist zu expropriieren, ev. durch freie Vereinbarung zurückzuerwerben oder in dreißigjährige Erbpacht umzuwandeln." Was wäre aus dem Lande zu machen, wenn sich die Reichsregierung zu solch kühnem Durchgreifen verstehen würde!

Nach den weiteren sehr interessanten Forderungen bez. der Boden-, der Bewässerungsfrage, der Bevölkerung und Kultivation der Kolonien durch Deportation, im Verkehrswesen, Schaffung deutscher Kabel, deutscher Flottenstationen in Kamerun und Lüderitzbucht und vielem anderen verweilt der Verfasser noch eingehend bei der deutschen Auswanderung und den Deutschen im Auslande. Er zeigt, „daß der deutsche Michel im Vergleich zu seinen europäischen Konkurrenten geradezu ein landarmer Schlucker ist, ein armer Teufel ohne Ar und ohne Halm!" „Mehr Land", mehr Grund und Boden für das deutsche Volk, dies sollte landauf und landab das Feldgeschrei einer wirklich nationalen deutschen Politik sein... Gegenüber den großen wirtschaftlichen Weltreichen empfiehlt er Zusammenschluß des Deutschen Reiches, Österreich-Ungarns, Rumäniens, Hollands und Belgiens mit ihren Kolonien zu einem ähnlichen wirtschaftlichen Verbande, der in sich selbst volles Genügen fände. Das große Werk klingt aus in dem Wort, auf das ich an anderer Stelle schon hingewiesen habe: „Das Ausland-

deutschtum ist heute noch unsere beste, stärkste und wichtigste deutsche Kolonie: es ist eine der lohnendsten Aufgaben der deutschen Staatskunst der Gegenwart, aus diesem Auslanddeutschtum den größtmöglichen nationalen Nutzen herauszuschlagen!"

Es kann an dieser Stelle nur auf den umfassenden Inhalt und auf den kühnen Wurf dieser Arbeit hingewiesen werden. Es ist unmöglich, die einzelnen Ideen und Anregungen eingehend zu prüfen; unzählige Sachverständige werden daran zu tun haben. Im ganzen ist das Urteil über unsere bisherige Kolonialverwaltung und koloniale Arbeit zu hart. Im einzelnen ist der schöne Vorschlag, das holländische System in Afrika einzuführen, eine Utopie, weil wir in Afrika weder solche machtvollen Herrschergeschlechter haben, die ihre Stämme dauernd zu intensiver Arbeit anzuhalten vermöchten, noch über eine Bevölkerung von 38 Millionen fleißiger, gesitteter Malayen verfügen, mit der allein solch große Aufgabe zu lösen ist. Wenn bei der Zollpolitik für Deutsch-Ostafrika eine Art Vorwurf daraus erhoben wird, daß von 8,8 Millionen Einfuhr nur 2,5 Millionen aus dem deutschen Zollgebiet stammen, so ist dieser Punkt schon oft widerlegt worden. Die Einfuhr deutscher Güter ist sehr viel bedeutender, verschwindet aber unnachweisbar in dem Import von Sansibar her, da nach Lage der Dinge die deutschen Schiffe ihre Waren in Sansibar löschen und die Güter einzeln nach der Küste verfrachtet werden. Der 100 Millionenfond des Autors ist eine herrliche Idee. Leider gehört ein deutscher Reichstag von anderer Zusammensetzung wie der heutige dazu, um ihn zu bewilligen. Allerdings hofft ja der Verfasser auf eine neue deutsche Entwicklung. Quod Deus bene vertat!

Neben diesem großen (1000 Seiten) theoretischen Kolonialwerke muß noch eine kleine, aber hochbedeutsame, rein praktische Schrift Erwähnung finden: „Koloniale Eingeborenenpolitik", Vortrag von Hans Zache, Kaiserlicher Bezirksamtmann in Deutsch-Ostafrika. Herr Zache ist 10 Jahre in Deutsch-Ostafrika tätig, besitzt die juristische Bildung, beherrscht das Suahili meisterhaft und hat sich dauernd mit der Erforschung der Denk- und Anschauungsweise der Neger beschäftigt. Dieser Vortrag (ein Sonderabdruck — R. v. Deckers Verlag — 63 Seiten umfassend) ist eine Musterarbeit psychologischer Studien an der Negerseele, die den meisten Europäern ein Buch mit sieben Siegeln bleibt. Außerordentlich feine Beobachtung deckt hier den Neger als Naturmenschen in seiner gutmütigen Gleichgültigkeit und wieder seiner kaltblütigen Grausamkeit auf, beleuchtet ihn in seiner Stellung zum Islam und zum Christentum, zum Europäer und besonders zum Regierungsbeamten. Die Betrachtungen über Justizpflege, Steuererhebung, Schule und Erziehung, Arbeitermangel und hohe Löhne sind sehr langer praktischer Erfahrung entsprungen und durch ernstes Nachdenken abgeklärt.

Aus dem unendlichen Wust der Kolonialliteratur ragt diese geistig konzentrierte Studie als etwas besonderes hervor. Man sollte sie amtlich durch das Orientalische Seminar und an alle Beamte in den Kolonien verteilen lassen, damit ihr Inhalt weithin Gemeingut derjenigen werde, die unsere Kolonien verwalten.

Neuere Wagnerliteratur.

Von

Max Koch.

Das beste und unvergleichlich wichtigste Mittel, um Richard Wagners Eigenart und Ziele, sein Wesen und Wollen zu erfassen, sind gute, stilgerechte Aufführungen seiner Werke. So lange die Bayreuther Festspiele in Wagners Geist fortgeführt und nicht durch Heranziehung minderwertiger Kapellmeister wie im Jahre 1904 getrübt werden, bleibt ihr Besuch, der nun durch Vermehrung der Stipendienstiftung auch Unbemittelten ermöglicht werden soll, die wirksamste Förderung des Verständnisses. Denn nicht bloß als eine geschichtliche Größe, sondern als lebendig fortwirkende Macht empfinden wir auf dem Bayreuther Hügel den Genius, der in Schillers Sinn durch die Kunst seinem Volke eine ästhetisch-ethische Erziehung angedeihen lassen wollte. Aber wie der Künstler Wagner selbst auch als Schriftsteller durch das Wort zu wirken suchte, in der Jugend („Autobiographie" 1842) und im Alter („Lebensbericht" 1879) von seinen Schicksalen und Kämpfen erzählte, so hat auch die Forschung Recht und Pflicht, sich mit der Geschichte seines Lebens, seiner Werke, mit der Frage nach seiner Stellung in der allgemeinen Kunst- und Kulturgeschichte zu befassen. Wenn die früh einsetzende Wagnerliteratur längere Zeit ein Tummelplatz der Parteileidenschaft und eines oft recht bedenklichen Dilettantismus war und ihr Gehalt in Mißverhältnis zu ihrem schon beim Tode des Meisters kaum mehr übersehbaren Umfange stand, so ist in den letzten Jahrzehnten auch auf diesem Gebiete mit wissenschaftlicher Gründlichkeit und dem früher entbehrten geschichtlichen Sinne gearbeitet worden. Gerade französische Forscher wie Heinrich Lichtenberger, Alfred Ernst, J. G. Fresson, Moritz Kufferath haben hierin ein gutes Beispiel gegeben. Und neuerdings haben auch die deutschen Leser, welche ziemlich achtlos an den früheren Sammlungen Wagnerscher Briefe, selbst an dem Monumentalwerke des Wagner-Liszt'schen Briefwechsels vorbeigegangen waren, durch die Briefe an Mathilde Wesendonk erfahren, daß es sich recht wohl verlohnt, neben Wagners tönenden Kunstwerken auch seine Schriften und Briefe kennen zu lernen.

Briefe gehören nach Goethes oft angeführtem Ausspruche „unter die wichtigsten Denkmäler, die der einzelne Mensch hinterlassen kann", und Wagners Briefe tragen in ihrer stets aus der augenblicklichen Stimmung entspringenden Lebhaftigkeit alle jene Merkmale, die Goethe bei Herausgabe der Winckelmannschen Briefe als besonders „wünschenswert" für solche persönliche Dokumente kennzeichnete. Bereits 1885 hatte Emerich Kastner, einer der mit dem Begründer des Wagnermuseums, Nikolaus Oesterlein, eng verbundenen Vorkämpfer der

Wiener Wagnergemeinde, ein Verzeichnis der ihm erreichbaren Briefe des geliebten Meisters angelegt, das er nach zwölf Jahren von 413 auf 1470 Nummern zu steigern vermochte. Während Kastner noch mit den Vorarbeiten zu einer erweiterten Sammlung beschäftigt war, ließ nun Wilhelm Altmann seine vom 6. Oktober 1830 bis 11. Februar 1883 reichenden Briefregesten erscheinen[1]), welche nach der Zeitfolge geordnet von 3143 Briefen Ort, Datum, Empfänger und meist auch eine Skizzierung des wichtigsten Inhalts angeben. Damit ist freilich nur die Grundlage hergestellt, auf welcher in späterer Zeit einmal eine Gesamtausgabe der Briefe selbst sich aufbauen mag. Haben wir eine solche Gesamtausgabe von Schillers Briefen doch erst 1892 erhalten, während die für Goethe 1887 begonnene noch nicht zum Abschluß gelangt ist. Altmanns Zusammenstellung gewährt einen ungemein anregenden und lehrreichen Einblick in Wagners inneres und äußeres Leben. Für eine rasche Übersicht von „Richard Wagners Lebensgang" bietet dagegen Gustav Levys tabellarische Darstellung[2]) ein bequemes Hilfsmittel, und in Altmanns Briefregesten erfährt dies Schema nun eine lebensvolle Ausfüllung durch Selbstzeugnisse des Meisters.

Nach längerer Pause ist indessen erfreulicherweise auch das große biographische Monumentalwerk wieder mächtig gefördert worden. Als Karl Fr. Glasenapp sein „Leben und Wirken Richard Wagners" 1876 zu den ersten Bayreuther Spielen als würdige Festgabe darbrachte, zählten die beiden Bände 884 Seiten. Die bis jetzt vorliegenden vier Bände der „dritten gänzlich neu bearbeiteten Ausgabe" führen erst bis zum Jahre 1872, und schon ist der erste, die Jugendzeit (1813 bis 1843) behandelnde Band in vierter, wieder um hundert Seiten vermehrter Ausgabe erschienen.[3]) Nun braucht man ja nur die beiden Hauptwerke über Wagner, Glasenapps und Chamberlains Arbeiten[4]) einander entgegenzustellen, um sich von der Notwendigkeit verschiedener Betrachtungsweisen dieses nach innen und außen so reichbewegten Daseins zu überzeugen. Kein Verständiger wird diese beiden Werke kleinlich an einander abwägen, sondern ihre Verschiedenartigkeit dankbar als notwendiges sich Ergänzen empfinden. Glasenapp aber wird für alle Zeit das Verdienst bleiben, daß er zuerst die ungeheure Stoffmasse gesammelt und gesichtet, allen späteren Biographen Bahn gebrochen hat. Wenn ihm durch seine Stellung zum Hause Wahnfried Rücksichten auferlegt waren, so hat dafür auch er allein für die gleichsam offizielle Wagnerbiographie wichtigste handschriftliche Quellen benutzen können. Gerade die vorliegende Neubearbeitung der Jugendgeschichte zeigt aber zugleich, wie mit der

---

[1]) R. Wagners Briefe nach Zeitfolge und Inhalt. Ein Beitrag zur Lebensgeschichte des Meisters. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel 1905. VIII, 560 S. 8°.

[2]) Mit einem Anhang: Tabelle der hauptsächlichsten zeitgenössischen Opernwerke nach dem Jahre ihrer Erstaufführung geordnet. Berlin, Verlagsgesellschaft Harmonie 1904. 64 S. 8°.

[3]) Das Leben R. Wagners in sechs Büchern dargestellt. Dritte gänzlich neu bearbeitete Ausgabe. Dritter Band, erste Abteilung. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel 1904. XV, 460 S. gr. 8°. — Erster Band. Vierte, neu bearbeitete Ausgabe. Leipzig 1905. XXIV, 528 S., gr. 8°.

[4]) Houston Stewart Chamberlain, Richard Wagner. Dritte Auflage. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft (Fr. Bruckmann) 1904. XVI, 526 S. Lex. 8°.

zeitlichen Entfernung auch diese Rücksichten immer mehr schwinden und wie gewissenhaft umsichtig Glasenapp sein Denkmal ständig weiter auszubauen sucht, da einen bröckligen Stein im Fundament durch einen besseren ersetzt, dort die Linienführung schärfer hervortreten läßt, neue Reliefs oder Vollbilder der Ehrenhalle beifügt. Wenn Glasenapp Parteilichkeit zeigt, so ist es keine andere als die von Goethe geforderte:

„Des tät'gen Manns Behagen sei Parteilichkeit!"

Für das als echt und recht erkannte soll der Biograph auch seine ganze Person einsetzen, und überwältigender Größe gegenüber gibt es für den Betrachter nur ein Mittel der Befreiung: hingebende Liebe. Und diese zum Verständnis der großen geschichtlichen Erscheinung führende Liebe hat Glasenapp bei seiner Jahrzehnte langen Forschung geleitet, wie sie ihm die erste Anregung zu seinem Werke gegeben hat. Selbstverständlich sind auch Glasenapp einzelne Irrtümer nicht erspart geblieben, fordert sein Urteil öfters Widerspruch heraus, wie ich z. B. die heftigen Ausfälle in der Vorrede zum vierten Bande für höchst unangebracht halte. Daß aber in der Darstellung von Wagners Aufenthalt in München die Entrüstung über die gegen König Ludwig und seinen Schützling geübten Niederträchtigkeiten noch nachzittert, wird man begreifen und billigen. Völlige Klarheit über die Einzelheiten jenes Intriguenfeldzuges wird man ja schwerlich jemals erlangen, da die Schuldigen sich wohl hüten, ihr schändliches Spiel aufzudecken, andere aus des Königs damaliger Umgebung ihr Schweigen nicht brechen wollen. Jedenfalls wird durch kleine oberflächliche Irrtümer Glasenapps und Röckls noch keine „Rettung" der Schuldigen erzielt, wie sie Richard Dürck in seiner Polemik „Richard Wagner und die Münchener 1865" in rabulistischer Parteilichkeit angestrebt hat.[8]) Sowohl dieser vergeblichen Mohrenwäsche wie früheren phantastischen Darstellungen gegenüber bilden Sebastian Röckls Dokumentensammlung „Ludwig II. und Richard Wagner 1864/65"[9]) und Glasenapps vierter Band die einzig zuverlässige Grundlage für die Einsicht in jene so hoffnungsvoll beginnende und für München so schmachvoll endende Episode, in der ein König und ein Künstler es bitter erfahren sollten, wie wenig geneigt die Welt ist, Schillers Wort, es solle der Sänger mit dem König gehen, zur Wahrheit werden zu lassen. Dem Könige bleibt trotz der Schwäche des weltunerfahrenen Jünglings gegen seine Umgebung der ewige Ruhm, daß er die glückliche Schicksalswendung im Leben des schon ganz verzweifelten Wagner herbeigeführt hat. Ohne Ludwig II. wäre Bayreuth niemals entstanden. Glasenapp geleitet uns dann von dem „Münchner Hexensabbath" auch in die arbeitsreiche glückliche Stille nach Triebschen, zu jener ersten Meistersinger-Aufführung in München, die den Künstler wieder an die Seite des Königs führen sollte, um mit der „Grundsteinlegungsfeier" des Bayreuther Festspielhauses zu schließen.

Man muß die Arbeitskraft Glasenapps bewundern, der zu gleicher Zeit den Abschluß der inhaltsreichen Periode von 1864 bis 72 und die Umarbeitung der Jugendgeschichte gelang. Nicht nur äußerlich ist diese jetzt in 15 (statt der bisherigen 12) Kapitel gegliedert. Überall ist im einzelnen berichtigt und ergänzt. Wenn deutsche Kritiker Glasenapps Betrachtung zu ausgedehnt finden, so möchte

[8]) München, Druck und Verlag der Allgemeinen Zeitung 1904. 51 S. 8°.
[9]) München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung 1903. 161 S. 8°.

ich doch erinnern, daß englische Leser sogar eine noch weit eingehendere Erforschung von Wagners Leben und Wirken für angemessen erachten. Ashton Ellis hat den vierten Band seines „Life of Richard Wagner“[7]), der nicht mehr wie die vorangehenden (1900/03) eine freie Bearbeitung von Glasenapps Biographie bildet, sondern in Forschung und Darstellung selbständig fortschreitet, mit der Untersuchung über die Entstehung des Nibelungenwerkes, vor allem der verschiedenen Fassungen der Dichtung ausgefüllt,[8]) im übrigen sich auf die Schilderung des Jahres 1853 eingeschränkt. Man darf wohl ohne Übertreibung sagen, daß schon die bloße Tatsache des Fortschreitens eines Werkes, wie Ellis' Wagnerbiographie sich gibt, Zeugnis ablegt von der nur mit Goethe, Shakespeare, Dante vergleichbaren internationalen Stellung Wagners.

Der Aufenthalt des aus der Heimat verbannten Flüchtlings in der Schweiz, von dem uns Ellis bis jetzt nur die erste Hälfte vorgeführt hat, ist in letzter Zeit in zwei, allerdings dem Werte nach recht ungleichen Monographien behandelt worden. Hans Bélart, der zudem in der Darstellung einen keineswegs erfreulichen Ton anschlägt, bietet in seinen beiden Heften „Wagner in Zürich“ (Leipzig, Seemann Nachfolger 1900) nichts Neues und verliert sich in Kleinigkeiten. Dagegen verdanken wir A. Steiner eine ganz vorzügliche Darstellung von Wagners Leben und Freundeskreis in Zürich,[9]) die allen bisherigen Biographien gegenüber wichtiges neues Material beibringt und viel mehr Beachtung verdient, als sie bisher in Deutschland gefunden hat. In schlicht sachlicher Weise und in großen Zügen stellt Steiner das wirklich Bedeutungsvolle aus Wagners Züricher Leben in den drei Züricher Progammen höchst anziehend und lehrreich zusammen. Man wird auch Steiner in Einzelheiten widersprechen müssen, so z. B. wenn er I, 9 im Gegensatze zu Glasenapp an eine ehrliche Förderung Wagners in der Pariser Zeit durch Meyerbeer glaubt, oder II, 1 den Einfluß Schopenhauers auf die Tristandichtung bestreitet. In den Tatsachen aus Wagners Züricher Leben ist er ungemein sorgfältig und erscheint durchaus zuverlässig, indessen bei Bélart Wagner mit dem Züricher Bürgerrechte, das er niemals besaß, beschenkt wird und der Nibelungenring 1853 im Buchhandel erscheint, während der Meister die kleine Anzahl Exemplare doch nur zum Geschenk für Freunde drucken ließ. Je mehr man sich mit Wagner einläßt, desto mehr wird man die ununterbrochene, ja man kann sagen naturnotwendige Folgerichtigkeit, den bruchlosen Zusammenhang in seiner ganzen Entwicklung anstaunen müssen. Es ist eine ganz unsinnige Phrase Bélarts, von dem „in der Weltgeschichte beispiellosen Umschlag Wagners“, der durch die Lesung Schopenhauers herbeigeführt sein soll, zu reden. Ganz im Gegenteil fühlte sich Wagner so stark und rasch zu Schopenhauer hingezogen, weil er in der „Welt als Wille und Vorstellung“ philosophisch begründet fand, was er in seiner

[7]) London, Kegan Paul, Trench, Trübner & Co. 1904. X, 437 S. 8°.

[8]) Eine sehr gute und lehrreiche Zusammenstellung alles dessen, was Wagner selbst über Entstehung der Dichtung und Vertonung des Nibelungenrings erzählt, geben die zwei Hefte Sebastian Röckls. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel. 1903 und 1904. 38 und 31 S. 8°.

[9]) Richard Wagner in Zürich 1849—1858. Neunundachtzigstes bis einundneunzigstes Neujahrsblatt der allgemeinen Musikgesellschaft in Zürich. Zürich 1901 bis 1903. 52, 41 und 34 S. 4°.

Nibelungendichtung als Künstler empfunden und ahnend geschaut hatte. Und ebenso ist es trotz der von Bélart angeführten Klagen Nietzsches ein Irrtum, den christlich gewordenen Dichter das „Parsifal" jenem der heidnischen Wotanstragödie entgegenzusehen. Solcher Trennung widerspricht schon die rege Verwandtschaft zwischen der Tannhäuser- und Parsifaldichtung, obwohl es andrerseits natürlich ist, daß Wagner sich nicht wiederholt, sondern mit den fortschreitenden Jahren die Probleme vertieft, das Leben immer ernster auffaßt. Das Faustische „Entbehren sollst du, sollst entbehren", das dem jugendkräftig strebenden Künstler und Menschen schon als er seine Faustouverture schuf, als trüber Lebensgesang entgegentönte, mußte nach reichster Lebenserfahrung und furchtbar ernsten Lebenskämpfen zum künstlerischen Aussprechen der schwer errungenen besten Weisheit führen: „Groß ist die Kraft des Begehrens, stärker die Macht des Entsagens."

Steiner verdanken wir die Bekanntschaft eines Briefes Wagners, der mir wenigstens als das tiefste und bedeutendste Selbstbekenntnis des Menschen und Künstlers erscheint, das bis jetzt in Briefform veröffentlicht worden ist. Es ist das erste Schreiben Wagners aus London an den Züricher Staatsschreiber Jakob Sulzer, mit dem ihn innigste Freundschaft verband, zugleich aber fortwährender Widerstreit der Ansichten zu entzweien drohte. Die furchtbare, mit Todessehnsucht erfüllende Lebensqual, unter der Wagner litt, kommt in diesem Briefe zum großartig ergreifenden Ausdruck. Sein Kunstverlangen peinigt ihn, und ist doch der Kern seines Lebens. „So lange ein Funken Leben in mir ist, werden mich jene künstlerischen Illusionen wohl nicht loslassen; sie sind wirklich die Lockvögel, mit denen der Lebenstrieb meine Einsicht immer wieder zu seinem Dienste einfängt." Steiner hat sich mit wenigen Briefauszügen aus dem reichen, ihm vorliegenden handschriftlichen Material begnügt. Er würde sich neuen Dank verdienen, wenn er uns mit einem Bande „Wagners Briefe an Züricher Freunde" beschenken möchte. Für die Schnyder von Wartensee-Stiftung in Zürich wäre eine solche Sammlung eine würdige Aufgabe; durch etwas reicher ausgeführte Skizzen der Briefempfänger würde sie zugleich ein wertvoller Beitrag zu einem wichtigsten Abschnitt der Kunst- und Kulturgeschichte Zürichs im 19. Jahrhundert. Die Bilder der fünfzehn Wagner am nächsten stehenden Züricher Freunde hat Steiner dem dritten Hefte in sehr hübscher Ausführung beigegeben. Aber auch seine Auszüge aus Züricher Zeitungen über Wagners Konzerte, die Aufführungen von Holländer und Tannhäuser im Züricher Stadttheater sind geeignet, wärmere Teilnahme zu wecken, als sonst solchen Kritiken-Sammlungen gezollt wird.

Wagners bedeutsamste Züricher-Freundschaft, sein Verhältnis zur Familie Wesendonk, ist ja seit dem Erscheinen von Steiners Arbeit in den Vordergrund des allgemeinen Interesses gerückt worden. Da aber auch der Herausgeber der Briefe in seiner Vorrede ebenso wie Steiner nur an die von Wagner vertonten fünf Gedichte Frau Mathildens erinnert, möchte ich doch erwähnen, daß von ihren Dichtungen noch mehreres gedruckt vorliegt, so ein „Deutsches Kinderbuch in Wort und Bild" (1869) und ein Trauerspiel „Edith oder die Schlacht bei Hastings" (1872), in dem man nicht umsonst nach Anklängen an das eigene Verhältnis der Dichterin zu Wagner sucht. Über die Gründe von Wagners Entfernung aus Zürich war Steiner noch feinfühlig hinweggegangen. Durch die Herausgabe von Wagners Briefen an Mathilde Wesendonk ist ja der ganze seelische Konflikt offen dargelegt, wie Wagner selbst ihn schon im Briefe vom 20. August 1858 an seine

Schwester Kläre enthüllt hat. Ich kann weder mit Steiner die Veröffentlichung dieses Briefes in der „Täglichen Rundschau" (1902 Nr. 223 f.) als Indiskretion, noch Golthers Weglassung wichtiger Zwischensätze für einen Wagner geleisteten Dienst ansehen. Bei Wagners geschichtlicher Stellung wird man ja immer gezwungen sein, den Gründen der so schicksalsschweren, für den Nibelungenring unheilvollen Entfernung von Zürich nachzuforschen, wenn dies auch nicht so plump geschehen sollte, wie Bélart es getan hat. Andrerseits ist Wagners Erklärung in so hohem tragischen Stile und zugleich mit solcher überzeugenden Einfachheit und aus solcher Gefühlstiefe heraus geschrieben, daß kein Grund zur Geheimhaltung des für Wagner wie für das Ehepaar Wesendonk ehrenden Zeugnisses vorhanden ist. Fühlbar weht der Hauch der Tristantragödie gerade aus diesem Briefe uns an, Liebe und Mitleid für den sich im schweren Lebenskampf heldenhaft bezwingenden Meister weckend. Offenbar unter dem Eindrucke dieses Bekenntnisses hat Fritz Rassow noch vor dem Erscheinen der Wesendonk-Briefe seine Künstlertragödie „Von denen die das Glück suchen" gedichtet.[10]) Der Held des Rassowschen Dramas trägt den Namen Richard und für das Ehepaar Berndt und Marie-Luise dürfen wir ohne weiteres Otto und Mathilde Wesendonk einsetzen. Die Schilderung der im Drama nicht selbst auftretenden Brigitte paßt auf Minna Wagner. Die Dichtung mit ihrem schmerzvollen Siege des Pflichtgefühls und hohen Künstlertums über die Leidenschaft ist durchaus würdig gehalten. Rassows Szenen sind neben Michael Conrads tiefgefaßtem psychologischen Romane, „Majestät 1902", die einzige mir bekannte Dichtung über Wagner, die ernstgenommen zu werden verdient, denn weder Max Traufils Künstlernovelle und A. O. v. Pozsonys mit so großer Reklame angekündigten „Herzensgeschichten des Komponisten,"[11]) noch Ludwig Klingners und Ferdinand Neubürgers Dramen („Ludwig II., König von Bayern", 1887; „Der Meister in Wien" 1903) verraten eine Spur von Wagners Wesen.

Den Steinerschen drei Neujahrsblättern ist schon 1900 eine auf Wagner bezügliche Arbeit in den Schriften der Züricher Allgemeinen Musikgesellschaft vorausgegangen, O. Lünings Studie über „Wagner als Dichter und Denker",[12]) die zum besten gehört, was über dies Thema bis jetzt geschrieben worden ist. Man könnte zur Zerstreuung des törichten, aber hartnäckigen Vorurteils, das den Musiker Wagner nicht auch als vollberechtigten Dichter anerkennen will, kaum eine bessere, erste Einführung empfehlen, als die unter Chamberlains Anregung stehende, klar und einfach, mit wohltuender Wärme geschriebene Studie Lünings. Es ist wirklich schade, daß diese Züricher Vereinsschriften in Deutschland so wenig bekannt werden.

Wie gerne würde man für Steiners und Lünings Neujahrsblätter viele Erzeugnisse der reichsdeutschen Wagnerliteratur geben,[13]) z. B. Paul Sakolowskis

[10]) „Novelle in dramatischer Form in drei Bildern". Es ist das dritte der unter dem Sondertitel des ersten und schwächsten Stückes veröffentlichten Dramen Rassows „Die Sünderin ohne Schuld". Bremen, A. v. Halems Verlag 1904. S. 139—201 gr. 8°.

[11]) Der Roman Richard Wagners. Leipzig, Verlag der Frauen-Rundschau 1903. 425 S. gr. 8°.

[12]) Achtundachtzigstes Neujahrsblatt. Zürich auf das Jahr 1900. 39 S. 4°.

[13]) Nur als Beispiel widerlichster und sinnwidriger Verirrung nenne ich mit Bedauern und Entrüstung das Machwerk von Hans Fuchs „Richard Wagner und

Studie über „Parsifal“,[14]) die ja recht gut gemeint ist, aber nichts enthält, um die schwächliche Wiederholung von oftmals schon besser Gesagtem zu rechtfertigen, oder L. Müffelmanns irrtumreiche Festschrift zur Enthüllung des Berliner Wagnerdenkmals „Richard Wagner und die Entwicklung zur menschlichen Freiheit“.[15]) Daß Wagners Gründe für sein Scheiden von Zürich nicht der Verschleierung bedürfen, hat Müffelmann inzwischen aus den Wesendonk-Briefen lernen können. Die Dichtung des Nibelungenringes hätte er besser genau gelesen, ehe er darüber Behauptungen aufstellte, die das gerade Gegenteil von Wagners Wortlaut lehren. Nicht Siegfried, sondern Brünhilde trägt den Ring „als Pfand der reinsten Liebe“. Besser versteht Müffelmann den Erweis zu führen, daß Wagner gerade in seiner Ringdichtung der Dichter der inneren geistigen Freiheit geworden sei, wie er als Mensch in harten Kämpfen sich zur Freiheit und der Höhe Hans Sachsischer Weltbetrachtung und wunschloser Liebe zum Weltwirrwesen durchgerungen habe. Die Ringdichtung selbst ist — man kann hier keineswegs beifügen bekanntlich — abgeschlossen worden, noch ehe Wagner die Bekanntschaft von Schopenhauers Werken gemacht hatte.

In Rudolf Lücks fördernder Untersuchung „Richard Wagner und Ludwig Feuerbach“[16]) wird „Der Ring des Nibelungen“ geradezu als „das dichterische Ergebnis der Feuerbach-Periode“ bezeichnet. Daß Wagner in seiner Dresdner Zeit von Feuerbach eine starke Einwirkung empfangen hat, ist allerdings schon durch Hugo Dingers gelehrte und zuverlässige Forschung über „Wagners geistige Entwickelung“ (Leipzig 1892) festgestellt worden. Aber Lücks tüchtige und fördernde Studie beweist doch, daß hier noch schärfere Ergebnisse zu gewinnen waren.

Für weitere Kreise ungleich wichtiger als solche philosophische Sonderuntersuchungen erweist sich die Frage über „Richard Wagner und das Christentum“, und gerade darüber haben wir nun eine Untersuchung erhalten, die zweifellos zu den besten Büchern der deutschen Wagnerliteratur gehört. Das in den Vorlesungen des Bremer Pastors Otto Hartwich[17]) so ausgezeichnet behandelte Thema ist bereits 1882 von dem Tübinger Philosophen H. A. Köstlin („Die religiösen Anschauungen Wagners“) und 1895 von dem französischen Abbé Marcel Hébert („Le sentiment réligieux dans l'oeuvre de R. Wagner“, deutsch von A. Brunnemann, Leipzig 1895) eingehend behandelt worden. Und wenigstens in Abschriften hat sogar eine Predigt über Wagner Verbreitung gefunden, die Pastor H. Gillot am 2. Mai 1902 in der holländischen Gesandtschaftskirche zu Petersburg gehalten hat. Anknüpfend an die Paulinische Epistel an die Epheser Kap. 3 V. 14 sprach der für den germanischen Mythus begeisterte Prediger zu seiner Gemeinde von „Siegfried dem Helden, der siegend Frieden bringt“ und

---

die Homosexualität. Unter besonderer Berücksichtigung der sexuellen Anomalien seiner Gestalten.

[14]) Altenburg, S.-A., Th. Ungers Verlag 1903. 32 S. 89.

[15]) Berlin, Richard Schröders Verlagsbuchhandlung 1903.

[16]) Eine Ergänzung der bisherigen Darstellungen der inneren Entwicklung R. Wagners. Inauguraldissertation der philosophischen Fakultät zu Jena. Breslau 1905. 45 S. 8.

[17]) Das Wagnersche Erlösungsproblem. — Das Erlösungsproblem in den Musikdramen. — Zur Kritik des Erlösungsgedankens. Leipzig, Gg. Wigand 1903. VIII, 166 S. 8°.

pries Wagner dafür, daß er den tiefsinnigen Mythus zu neuem Leben geweckt habe. In Hartwichs Vorlesungen finden wir bedeutsam gleich an den Eingang des Bekenntnis gestellt, daß ihm selbst erst in Bayreuth die Erkenntnis und Wirkung der Eigenart von Wagners religiöser Entwicklung und des Bayreuther Gedankens aufgegangen sei. In jedem einzelnen der Wagnerschen Musikdramen handle es sich um „die Frage nach der menschlichen Erlösung" (S. 22). Dem inneren Lebensgang Wagners entsprechend verkörperten seine Dramen „eine stufenmäßige Entwicklung des irdischen Erlösungsgedankens Jesu". Hartwich wendet sich mit Recht gegen das beliebte Schlagwort, welches zwischen dem Wagner vor und nach dem „Lohengrin" grundsätzlich unterscheiden wolle. „Die ganze Dramenreihe vom fliegenden Holländer bis zum Parsifal ist die Schöpfung eines und desselben Genius, und durch sie geht auch ein und dasselbe Ringen, nur mit dem Unterschiede, daß die drei ersten Werke sich zu den späteren verhalten wie die Knospe zur Blüte" (S. 84). Dem harten, liebloſen Vertragsrecht setze Wagner das Naturrecht entgegen, das uns lehre: Erbarmen walten lassen. Und diese Erkenntnis habe Wagner kraft seines ausdauernden Willens in die Tat umgesetzt: „Die Regeneration der Vertragswelt ist nur möglich durch die Kraft einer hingebenden Liebe. So soll die Kunst von Bayreuth der Welt einen Spiegel vorhalten und jene neue Welt begründen, welche unabhängig von Staat und Kirche, aus sich heraus auch die Religion der Zukunft, die Religion wahrhaftiger und ungekünstelter Liebe hervorbringen wird."

Die Anerkennung von Hartwichs Vorlesungen enthält eigentlich zugleich auch schon das Eingeständnis meiner Bedenken gegen Guido Adlers so viel gerühmte und in mancher Hinsicht auch in der Tat ausgezeichnete Vorlesungen über „Richard Wagner"[18]). Wer auch nur einen Teil der Kampfzeit mitdurchlebt hat, wird es gewiß nicht gering schätzen, daß hier ein für Theorie und Geschichte der Musik von allen Seiten als zünftiger Gelehrter anerkannter Richter den Musiker Wagner rückhaltlos den Größten an die Seite stellt und alle die alten, Jahrzehnte hindurch so bösartig wirkenden Schlagworte der Hanslick und Genossen von Wagners musikalischer Formlosigkeit und ähnlichem als das, was sie sind, d. h. als Unverstand und Unredlichkeit zur Seite schiebt. Nicht minder willkommen heiße ich es, daß Adler überall danach strebt, den geschichtlichen Zusammenhang zwischen Wagners Reformen und den von Peri und Rinuccini bis Weber nie völlig aufhörenden Versuchen, die Oper dramatisch zu gestalten, im allgemeinen wie in einzelnen musikalischen Formen nachweist. Die von einigen übereifrigen Parteigängern aufgestellte Behauptung, daß man die Oper nicht als Wagners Ausgangspunkt bezeichnen dürfe, macht Adlers Beweisführung doppelt schätzbar für jeden, der Wagners reformatorische Größe eben im Zusammenhange der langen geschichtlichen Entwicklung sieht. Aber Adler will nur diese, im höchsten Sinne technische Reformation Wagners anerkennen. Stets von neuem wendet er sich gegen diejenigen, welche in Wagner einen der großen Kulturträger, den Vertreter des Regenerationsgedankens, als welcher er vor allen von Chamberlain gefeiert wird, ersehen. Man könnte in gewissem Sinne Adlers Buch als einen Markstein in der nun schon weit über ein halbes Jahrhundert dauernden Wagnerbewegung bezeichnen. Der alte Streit über Wagners musikalische Größe

[18]) Vorlesungen, gehalten an der Universität zu Wien. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel 1905. XII, 372 S. 8°.

und Bedeutung, die Berechtigung seiner musikalischen Neuerungen und Mittel ist vollständig und endgültig zugunsten Wagners, zur Beschämung seiner alten Gegner entschieden. Aber Wagner erweist sich weiter als lebendig fortwirkende, fördernden Streit hervorrufende Kraft und Persönlichkeit. Die von Chamberlain im großen, auf einem Sondergebiete von Hartwich anerkannte und gepriesene Bedeutung Wagners als eines entscheidenden Kulturfaktors will Adler heute so wenig anerkennen, wie einstens die musikalischen Autoritäten Wagners Musik gelten lassen wollten. Abgesehen von diesem Gegensatze der Auffassung wird man aber den Vorlesungen Adlers wärmste Anerkennung zollen dürfen. Wohl finden sich eine ganze Reihe von Irrtümern, so z. B. wenn S. 76 von einem Tannhäuser Volksbuch, das niemals vorhanden war, gesprochen wird, als Jakob Grimms Todesjahr 1859 statt 1863, als Schopenhauers Vorname Ludwig statt Artur angegeben wird. Die Behauptung, in Mozarts Opern verstehe man im Gegensatze zu denen Wagners jedes Wort (S. 177), wird durch jeden Theaterbesuch als irrig erwiesen. Im Gegenteil sind die Sänger erst durch Wagners Werke dazu gebracht worden, auch in den Opern deutlicher auszusprechen. Aber diese einzelnen Irrtümer und die absichtliche Vermeidung eines Eingehens auf das Verhältnis Wagners zu den Sagenstoffen fallen gegenüber den entschiedenen Vorzügen des Buches nicht allzuschwer ins Gewicht. Wenn im allgemeinen nur die musikalische Seite behandelt wird, so weiß Adler doch gelegentlich auch die Bedeutung des gewählten dichterischen Stoffes treffend zu würdigen, so z. B. wenn er (S. 195) rühmt: „Unleugbar ist es, daß der ‚Ring' eine Wiedergeburt der altgermanischen Götter- und Heldensage aus der freien Liebesverbindung von Ton- und Dichtkunst ist und daß die germanisch-nordische Vorwelt in der Auffassung und Anschauung Wagners ein Teil unseres Bildungsbesitzes geworden ist."

Die poetische Leistung, mit welcher Wagner durch seine Ringdichtung alle andern Dramatisierungen der Nibelungensage übertraf, wird von Ernst Mrink, dem wir schon eine treffliche Untersuchung über „die sagenwissenschaftlichen Grundlagen der Nibelungendichtung Wagners" (Berlin 1892) verdanken, soeben neuerdings durch eine eingehende Vergleichung von „Hebbels und Wagners Nibelungendramen"[19]) mit Berücksichtigung der ganzen neueren Nibelungendichtung charakterisiert und im einzelnen erläutert. Um Wagners dichterischen und dramatischen Vorzügen gerecht zu werden, genügt es nicht, sich bloß an Adlers vorwiegend musikgeschichtliche Ausführungen zu halten. Wohl aber würden sich aufs nützlichste ergänzen Adlers Vorlesungen und Heinrich Bulthaupts „Dramaturgie der Oper",[20]) die in ihrer erneuten Gestaltung gerade für Wagner mannigfache Besserungen gegenüber der ersten Auflage aufweist.

Eine warme Anerkennung von Wagners dichterischer Leistung begegnen wir auch bei Ferdinand Eichler, der bei seiner Übersicht von Hans Sachsens Nachleben vom 16. bis ins 19. Jahrhundert[21]) Wagners poetischer Auffassung

[19]) Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte. Fünftes Heft. Leipzig, Verlag von Max Hesse 1905.

[20]) Zwei Bände. Zweite, neu bearbeitete Auflage. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf u. Härtel 1902. (I. Gluck, Mozart, Beethoven, Weber. II. Meyerbeer, Wagner (S. 33—323). Nach Wagners Tode.)

[21]) Eine Untersuchung zur Geschichte der deutschen Literatur. Leipzig, Otto Harrassowitz 1904. 234 S. 8°.

des Meisters nur Goethes Gedicht „Hans Sachsens poetische Sendung" für gleichwertig erklärt. Einen Überblick über „Meistergesangs- und Hans Sachsdramen", deren Kenntnis jüngst durch Wiederausgrabung von Adalbert Gyrowetz vergessenem Singspiel „Hans Sachs, Im vorgerückten Alter" (1834) vermehrt wurde, hatte auch schon Kurt Mey seiner tüchtigen Arbeit „Der Meistergesang in Geschichte und Kunst"[22]) als ein eigenes Kapitel (S. 271 f.) eingefügt. Als geschichtliche Erläuterung zu Wagners „Meistersingern" ist Meys ganzes Buch zu empfehlen. Eine ganz besonders warme Empfehlung verdient aber das „Wagner-Lesebuch" von Erich Kloß[23]). In den drei Gruppen „Bayreuthiana", „Wagneriana", „Humoristika" hat der verdiente Wagnerforscher eine Auswahl seiner stets in Gehalt und Form anziehenden kleineren Aufsätze gesammelt, die Wagner als Künstler und Menschen, den Kunst und Kulturwert seines Lebenswerkes anschaulich erkennen lassen sollen. Wie wir hier Wagners Kindheit, seine Dresdner Amtszeit und die Züricher Jahre streifen, so erinnern andere Aufsätze an Wagners bedeutsame Beziehungen zu Liszt und Bülow.

Wer die Geschichte Wagners und seiner Kunst — die beiden kann man in keiner Betrachtung von einander sondern — in den fünfziger Jahren kennen lernen will, der darf nicht bloß nach Zürich blicken, sondern muß ebenso sehr seinen Blick nach Weimar richten. Ruft doch Wagner selber einmal aus: „Wunderbar! durch Liszts, dieses seltensten aller Freunde Liebe, gewann ich in dem Augenblicke, wo ich heimatlos wurde, die wirkliche langersehnte, überall am falschen Orte gesuchte, nie gefundene Heimat für meine Kunst." Wie man in Deutschland nur langsam und meist widerwillig sich entschloß, Richard Wagner den ihm gebührenden Platz in der deutschen Literaturgeschichte einzuräumen, so hat man erst ganz neuerdings angefangen, auch dem neuweimarischen Kreise, der sich um Franz Liszt gesammelt hat, nach der Wichtigkeit seiner literarischen und kulturgeschichtlichen Bedeutung gerecht zu werden. Durch die Briefwechsel von Liszt und Bülow, durch Adelheid von Schorns Erinnerungen und Briefe, nicht zum mindesten auch durch Friedrich Hebbels bewundernde Berichte über die Altenburg gewannen wir in letzter Zeit Einblick in das wunderseltsam reiche geistige Leben, das sich im Liszt'schen Weimar entfaltete, um dann freilich noch in der Blütezeit rauh geknickt zu werden. Wie die Katastrophe mit der Aufführung von Peter Cornelius „Barbier von Bagdad" verbunden war, so bilden Cornelius' „Literarische Werke", die nun, dreißig Jahre nach dem viel zu frühen Tode des Ton- und Wortdichters, zum erstenmale gesammelt wurden,[24]) die

[22]) Ausführliche Erklärung der Tabulaturen, Schulregeln, Sitten und Gebräuche der Meistersinger, sowie deren Anwendung in Wagners „Die Meistersinger von Nürnberg". Zweite auf Grund handschriftlicher Quellenforschung und anderer Studien gänzlich umgearbeitete und wesentlich vermehrte Auflage. Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger 1901. XVI, 392 S. 8°.

[23]) Volkstümliches über Wagner und Bayreuth. Leipzig, C. F. W. Siegels Musikalienhandlung. 235 S. 8°.

[24]) Erste Gesamtausgabe im Auftrage seiner Familie herausgegeben. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel 1904. 8°. Bd. I und II: Ausgewählte Briefe gesammelt und herausgegeben von Karl Maria Cornelius XXXIII, 799 und 823 S. Bd. III: Aufsätze über Musik und Kunst zum erstenmal gesammelt und herausgegeben von Edgar Istel XVI, 251 S. Bd. IV: Gedichte gesammelt und herausgegeben von Adolf Stern LI, 422 S.

vielleicht wichtigste Quelle für die vertrautere Kenntnis des Liszt'schen Kreises. Und hatte Cornelius in Weimar den siegesfrohen Sturm und Drang der jungdeutschen Musiker mitgelebt, so sollte er in der Folge in Wien an Wagners Seite dessen trübsten Lebensabschnitt mitdurchleiden, um dann, von Wagners Königlichem Gönner nach München berufen, den dortigen Kämpfen als nahbeteiligter Augenzeuge beizuwohnen, nach Wagners und Bülows Scheiden aus der bayrischen Hauptstadt in ihr bis an sein frühes Ende auszuharren.

Ob man in den Gedichten das Festspiel „Künstlerweihe" zu Wagners sechzigstem Geburtstag oder in den Aufsätzen die wirklich großzügigen Studien über die Münchner Aufführungen von Lohengrin, Tannhäuser, Meistersinger ins Auge faßt, fast überall beim Durchblättern der 693 Briefe von Cornelius, neben denen wir solche von Wagner an Cornelius zum erstenmal gedruckt finden, überall gewinnen wir in den vier Bänden den Eindruck, daß sie einen wertvollen, ja unentbehrlichen Bestandteil der besten Auslese der Wagnerliteratur bilden. Nicht als ob dem Schöpfer des „Barbier", „Cid" und der herrlichen Braut- und Weihnachtslieder, dem trefflichen lyrischen Dichter der Anspruch auf seine selbständige Bedeutung irgendwie geschmälert werden sollte. In seiner liebenswürdigen Eigenart, die Adolf Stern wie schon früher so auch jetzt bei der vervollständigten Sammlung seiner Gedichte und poetischen Übersetzungen mit Freundeswärme geschildert hat, weiß Cornelius jeden, der ihm naht, zu fesseln. Aber nicht minder, ja vielleicht um so stärker tritt uns Cornelius' Persönlichkeit anziehend entgegen, wenn wir ihn als Mitwirkenden in dem großen Drama des von Wagner und Liszt um die Erneuerung und Würde der deutschen Kunst geführten Kampfes betrachten, seine mildere Individualität von dem streitbar schroffen Bülow, dem gewandten Brendel, von Raff und Tausig, ja von Liszt und Wagner selbst sich abheben sehen. Cornelius' Aufsatz „Deutsche Kunst und Richard Wagner" aus dem Jahre 1871 gehört neben den bereits genannten über die drei einzelnen Wagnerschen Dramen zum besten, was jemals über Wagner geschrieben wurde, gewiß zum Teil auch aus dem Grunde, weil Cornelius bei aller Verehrung für den Meister doch seine eigene menschliche und künstlerische Persönlichkeit zu wahren wußte. Die Entwicklung von Cornelius' Ansichten zeigen uns deutlich die 29 Aufsätze über Musik, denen drei über bildende Kunst zur Seite stehen. In Weimar lebte und webte er in den Erinnerungen von Goethe und Schiller. Die Gedichtsammlung enthält die Strophen, mit welchen er Schillers fünfzigsten Todestag feierte. Und eben aus diesem Versenken in den Geist der Weimarischen Klassiker erwuchs ihm die Erkenntnis, daß in Wagner der „recht eigentliche Nachfolger" Schillers erstanden sei. „Schillers Dramen, Beethovens Symphonien, Wagners Opern, das sind die Grundsteine der Denksäule, als welche das Nationaldrama des freien deutschen Volkes den fernsten Zeiten die Stirne zeigen wird."

Nachdruck verboten. — Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Otto Hötzsch, Berlin.
Verlag von Alexander Duncker, Berlin W. 35. — Druck von A. Hopfer in Burg b. M.

Der Geist unserer alten sielden deutscher Kunst und Wissenschaft muß der unserige bleiben solange wir Deutsche bleiben. Der deutsche Künstler hat keinen Charakter oder den eines Albrecht Dürer, Kepler, Hans Sachs, eines Luther und Jacob Böhme. Rechtlich, treuherzig, gründlich, genau und tiefsinnig ist dieser Charakter, dabei unschuldig und etwas ungeschickt. Nur bei den Deutschen ist es eine Nationaleigenheit, die Kunst und die Wissenschaft blos um der Kunst und der Wissenschaft willen göttlich zu verehren.

Aus: „Die Fruchtschale." Eine Sammlung. Dritter Band: Friedrich Schlegels Fragmente und Ideen. Herausgegeben von Franz Deibel. München, R. Piper & Co.

Im polnischen Wind.

Erzählung

von

Carl Busse.

(Nachdruck verboten.)

Mitten über den Marktplatz von Kuchary ging an einem windigen Herbsttage des Jahres 1871 ein verwahrlost aussehender Mensch. Er war offensichtlich heute schon ein gutes Stück gewandert. Mit müden, schleppenden Bewegungen schritt er über das holperige Pflaster. Die Hände hatte er in die Hosentaschen gesteckt, die Arme dicht an den Körper gelegt und die Schultern so emporgezogen, daß der Hals beinah zwischen ihnen verschwand. Es machte den Eindruck, als ob er die dürftigen Kleider am Leibe festhalten müsse, damit sie nicht rutschten.

Der kleine Wochenmarkt hatte fast sein Ende erreicht. Nur wenige Bäuerinnen aus der Umgegend hielten noch mit dem Rest ihrer Waren aus. Breit und aufgeplustert wie große brütende Glucken hatten sie sich zusammengeduckt, daß der scharfe Wind ihnen nicht von unten her in die Röcke schlagen konnte. Da es aber nur etwa eine Stunde noch bis zum Mittagsläuten sein mochte, dachten auch sie an den Heimweg.

Der Fremde, der wegen seiner zerschlissenen Kleidung nicht weiter beachtet wurde, hatte unschlüssig schon zum zweiten Male den Platz über-

zeitlichen Entfernung auch diese Rücksichten immer mehr schwinden und wie gewissenhaft umsichtig Glasenapp sein Denkmal ständig weiter auszubauen sucht, da einen bröckligen Stein im Fundament durch einen besseren ersetzt, dort die Linienführung schärfer hervortreten läßt, neue Reliefs oder Vollbilder der Ehrenhalle beifügt. Wenn Glasenapp Parteilichkeit zeigt, so ist es keine andere als die von Goethe geforderte:

„Des tät'gen Manns Behagen sei Parteilichkeit!"

Für das als echt und recht erkannte soll der Biograph auch seine ganze Person einsetzen, und überwältigender Größe gegenüber gibt es für den Betrachter nur ein Mittel der Befreiung: hingebende Liebe. Und diese zum Verständnis der großen geschichtlichen Erscheinung führende Liebe hat Glasenapp bei seiner Jahrzehnte langen Forschung geleitet, wie sie ihm die erste Anregung zu seinem Werke gegeben hat. Selbstverständlich sind auch Glasenapp einzelne Irrtümer nicht erspart geblieben, fordert sein Urteil öfters Widerspruch heraus, wie ich z. B. die heftigen Ausfälle in der Vorrede zum vierten Bande für höchst unangebracht halte. Daß aber in der Darstellung von Wagners Aufenthalt in München die Entrüstung über die gegen König Ludwig und seinen Schützling geübten Niederträchtigkeiten noch nachzittert, wird man begreifen und billigen. Völlige Klarheit über die Einzelheiten jenes Intriguenfeldzuges wird man ja schwerlich jemals erlangen, da die Schuldigen sich wohl hüten, ihr schändliches Spiel aufzudecken, andere aus des Königs damaliger Umgebung ihr Schweigen nicht brechen wollen. Jedenfalls wird durch kleine oberflächliche Irrtümer Glasenapps und Röckls noch keine „Rettung" der Schuldigen erzielt, wie sie Richard Dürck in seiner Polemik „Richard Wagner und die Münchener 1865" in rabulistischer Parteilichkeit angestrebt hat.[5]) Sowohl dieser vergeblichen Mohrenwäsche wie früheren phantastischen Darstellungen gegenüber bilden Sebastian Röckls Dokumentensammlung „Ludwig II. und Richard Wagner 1864/65"[6]) und Glasenapps vierter Band die einzig zuverlässige Grundlage für die Einsicht in jene so hoffnungsvoll beginnende und für München so schmachvoll endende Episode, in der ein König und ein Künstler es bitter erfahren sollten, wie wenig geneigt die Welt ist, Schillers Wort, es solle der Sänger mit dem König gehen, zur Wahrheit werden zu lassen. Dem Könige bleibt trotz der Schwäche des weltunerfahrenen Jünglings gegen seine Umgebung der ewige Ruhm, daß er die glückliche Schicksalswendung im Leben des schon ganz verzweifelten Wagner herbeigeführt hat. Ohne Ludwig II. wäre Bayreuth niemals entstanden. Glasenapp geleitet uns dann von dem „Münchner Hexensabbath" auch in die arbeitsreiche glückliche Stille nach Triebschen, zu jener ersten Meistersinger-Aufführung in München, die den Künstler wieder an die Seite des Königs führen sollte, um mit der „Grundsteinlegungsfeier" des Bayreuther Festspielhauses zu schließen.

Man muß die Arbeitskraft Glasenapps bewundern, der zu gleicher Zeit den Abschluß der inhaltsreichen Periode von 1864 bis 72 und die Umarbeitung der Jugendgeschichte gelang. Nicht nur äußerlich ist diese jetzt in 15 (statt der bisherigen 12) Kapitel gegliedert. Überall ist im einzelnen berichtigt und ergänzt. Wenn deutsche Kritiker Glasenapps Betrachtung zu ausgedehnt finden, so möchte

[5]) München, Druck und Verlag der Allgemeinen Zeitung 1904. 51 S. 8°.
[6]) München, C. H. Beckſche Verlagsbuchhandlung 1903. 161 S. 8°.

ich doch erinnern, daß englische Leser sogar eine noch weit eingehendere Erforschung von Wagners Leben und Wirken für angemessen erachten. Ashton Ellis hat den vierten Band seines „Life of Richard Wagner“[7]), der nicht mehr wie die vorangehenden (1900/03) eine freie Bearbeitung von Glasenapps Biographie bildet, sondern in Forschung und Darstellung selbständig fortschreitet, mit der Untersuchung über die Entstehung des Nibelungenwerkes, vor allem der verschiedenen Fassungen der Dichtung ausgefüllt,[8]) im übrigen sich auf die Schilderung des Jahres 1853 eingeschränkt. Man darf wohl ohne Übertreibung sagen, daß schon die bloße Tatsache des Fortschreitens eines Werkes, wie Ellis' Wagnerbiographie sich gibt, Zeugnis ablegt von der nur mit Goethe, Shakespeare, Dante vergleichbaren internationalen Stellung Wagners.

Der Aufenthalt des aus der Heimat verbannten Flüchtlings in der Schweiz, von dem uns Ellis bis jetzt nur die erste Hälfte vorgeführt hat, ist in letzter Zeit in zwei, allerdings dem Werte nach recht ungleichen Monographien behandelt worden. Hans Bélart, der zudem in der Darstellung einen keineswegs erfreulichen Ton anschlägt, bietet in seinen beiden Heften „Wagner in Zürich“ (Leipzig, Seemann Nachfolger 1900) nichts Neues und verliert sich in Kleinigkeiten. Dagegen verdanken wir A. Steiner eine ganz vorzügliche Darstellung von Wagners Leben und Freundeskreis in Zürich,[9]) die allen bisherigen Biographien gegenüber wichtiges neues Material beibringt und viel mehr Beachtung verdient, als sie bisher in Deutschland gefunden hat. In schlicht sachlicher Weise und in großen Zügen stellt Steiner das wirklich Bedeutungsvolle aus Wagners Züricher Leben in den drei Züricher Progammen höchst anziehend und lehrreich zusammen. Man wird auch Steiner in Einzelheiten widersprechen müssen, so z. B. wenn er I, 9 im Gegensatze zu Glasenapp an eine ehrliche Förderung Wagners in der Pariser Zeit durch Meyerbeer glaubt, oder II, 1 den Einfluß Schopenhauers auf die Tristandichtung bestreitet. In den Tatsachen aus Wagners Züricher Leben ist er ungemein sorgfältig und erscheint durchaus zuverlässig, indessen bei Bélart Wagner mit dem Züricher Bürgerrechte, das er niemals besaß, beschenkt wird und der Nibelungenring 1853 im Buchhandel erscheint, während der Meister die kleine Anzahl Exemplare doch nur zum Geschenk für Freunde drucken ließ. Je mehr man sich mit Wagner einläßt, desto mehr wird man die ununterbrochene, ja man kann sagen naturnotwendige Folgerichtigkeit, den bruchlosen Zusammenhang in seiner ganzen Entwicklung anstaunen müssen. Es ist eine ganz unsinnige Phrase Bélarts, von dem „in der Weltgeschichte beispiellosen Umschlag Wagners“, der durch die Lesung Schopenhauers herbeigeführt sein soll, zu reden. Ganz im Gegenteil fühlte sich Wagner so stark und rasch zu Schopenhauer hingezogen, weil er in der „Welt als Wille und Vorstellung“ philosophisch begründet fand, was er in seiner

[7]) London, Kegan Paul, Trench, Trübner & Co. 1904. X, 437 S. 8°.

[8]) Eine sehr gute und lehrreiche Zusammenstellung alles dessen, was Wagner selbst über Entstehung der Dichtung und Vertonung des Nibelungenrings erzählt, geben die zwei Hefte Sebastian Röckls. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel. 1903 und 1904. 38 und 31 S. 8°.

[9]) Richard Wagner in Zürich 1849—1858. Neunundachtzigstes bis einundneunzigstes Neujahrsblatt der allgemeinen Musikgesellschaft in Zürich. Zürich 1901 bis 1903. 52, 41 und 34 S. 4°.

Nibelungendichtung als Künstler empfunden und ahnend geschaut hatte. Und ebenso ist es trotz der von Bélart angeführten Klagen Nietzsches ein Irrtum, den christlich gewordenen Dichter das „Parsifal" jenem der heidnischen Wotanstragödie entgegenzusehen. Solcher Trennung widerspricht schon die rege Verwandtschaft zwischen der Tannhäuser- und Parsifaldichtung, obwohl es andrerseits natürlich ist, daß Wagner sich nicht wiederholt, sondern mit den fortschreitenden Jahren die Probleme vertieft, das Leben immer ernster auffaßt. Das Faustische „Entbehren sollst du, sollst entbehren", das dem jugendkräftig strebenden Künstler und Menschen schon als er seine Faustouverture schuf, als trüber Lebensgesang entgegentönte, mußte nach reichster Lebenserfahrung und furchtbar ernsten Lebenskämpfen zum künstlerischen Aussprechen der schwer errungenen besten Weisheit führen: „Groß ist die Kraft des Begehrens, stärker die Macht des Entsagens."

Steiner verdanken wir die Bekanntschaft eines Briefes Wagners, der mir wenigstens als das tiefste und bedeutendste Selbstbekenntnis des Menschen und Künstlers erscheint, das bis jetzt in Briefform veröffentlicht worden ist. Es ist das erste Schreiben Wagners aus London an den Züricher Staatsschreiber Jakob Sulzer, mit dem ihn innigste Freundschaft verband, zugleich aber fortwährender Widerstreit der Ansichten zu entzweien drohte. Die furchtbare, mit Todessehnsucht erfüllende Lebensqual, unter der Wagner litt, kommt in diesem Briefe zum großartig ergreifenden Ausdruck. Sein Kunstverlangen peinigt ihn, und ist doch der Kern seines Lebens. „So lange ein Funken Leben in mir ist, werden mich jene künstlerischen Illusionen wohl nicht loslassen; sie sind wirklich die Lockvögel, mit denen der Lebenstrieb meine Einsicht immer wieder zu seinem Dienste einfängt." Steiner hat sich mit wenigen Briefauszügen aus dem reichen, ihm vorliegenden handschriftlichen Material begnügt. Er würde sich neuen Dank verdienen, wenn er uns mit einem Bande „Wagners Briefe an Züricher Freunde" beschenken möchte. Für die Schnyder von Wartensee-Stiftung in Zürich wäre eine solche Sammlung eine würdige Aufgabe; durch etwas reicher ausgeführte Skizzen der Briefempfänger würde sie zugleich ein wertvoller Beitrag zu einem wichtigsten Abschnitt der Kunst- und Kulturgeschichte Zürichs im 19. Jahrhundert. Die Bilder der fünfzehn Wagner am nächsten stehenden Züricher Freunde hat Steiner dem dritten Hefte in sehr hübscher Ausführung beigegeben. Aber auch seine Auszüge aus Züricher Zeitungen über Wagners Konzerte, die Aufführungen von Holländer und Tannhäuser im Züricher Stadttheater sind geeignet, wärmere Teilnahme zu wecken, als sonst solchen Kritiken-Sammlungen gezollt wird.

Wagners bedeutsamste Züricher-Freundschaft, sein Verhältnis zur Familie Wesendonk, ist ja seit dem Erscheinen von Steiners Arbeit in den Vordergrund des allgemeinen Interesses gerückt worden. Da aber auch der Herausgeber der Briefe in seiner Vorrede ebenso wie Steiner nur an die von Wagner vertonten fünf Gedichte Frau Mathildens erinnert, möchte ich doch erwähnen, daß von ihren Dichtungen noch mehreres gedruckt vorliegt, so ein „Deutsches Kinderbuch in Wort und Bild" (1869) und ein Trauerspiel „Edith oder die Schlacht bei Hastings" (1872), in dem man nicht umsonst nach Anklängen an das eigene Verhältnis der Dichterin zu Wagner sucht. Über die Gründe von Wagners Entfernung aus Zürich war Steiner noch feinfühlig hinweggegangen. Durch die Herausgabe von Wagners Briefen an Mathilde Wesendonk ist ja der ganze seelische Konflikt offen dargelegt, wie Wagner selbst ihn schon im Briefe vom 20. August 1858 an seine

Schwester Kläre enthüllt hat. Ich kann weder mit Steiner die Veröffentlichung dieses Briefes in der „Täglichen Rundschau" (1902 Nr. 223 f.) als Indiskretion, noch Golthers Weglassung wichtiger Zwischensätze für einen Wagner geleisteten Dienst ansehen. Bei Wagners geschichtlicher Stellung wird man ja immer gezwungen sein, den Gründen der so schicksalsschweren, für den Nibelungenring unheilvollen Entfernung von Zürich nachzuforschen, wenn dies auch nicht so plump geschehen sollte, wie Bélart es getan hat. Andrerseits ist Wagners Erklärung in so hohem tragischen Stile und zugleich mit solcher überzeugenden Einfachheit und aus solcher Gefühlstiefe heraus geschrieben, daß kein Grund zur Geheimhaltung des für Wagner wie für das Ehepaar Wesendonk ehrenden Zeugnisses vorhanden ist. Fühlbar weht der Hauch der Tristantragödie gerade aus diesem Briefe uns an, Liebe und Mitleid für den sich im schweren Lebenskampf heldenhaft bezwingenden Meister weckend. Offenbar unter dem Eindrucke dieses Bekenntnisses hat Fritz Rassow noch vor dem Erscheinen der Wesendonk-Briefe seine Künstlertragödie „Von denen die das Glück suchen" gedichtet.[10]) Der Held des Rassowschen Dramas trägt den Namen Richard und für das Ehepaar Berndt und Marie-Luise dürfen wir ohne weiteres Otto und Mathilde Wesendonk einsetzen. Die Schilderung der im Drama nicht selbst auftretenden Brigitte paßt auf Minna Wagner. Die Dichtung mit ihrem schmerzvollen Siege des Pflichtgefühls und hohen Künstlertums über die Leidenschaft ist durchaus würdig gehalten. Rassows Szenen sind neben Michael Conrads tiefgefaßtem psychologischen Romane, „Majestät 1902", die einzige mir bekannte Dichtung über Wagner, die ernstgenommen zu werden verdient, denn weder Max Trausils Künstlernovelle und A. O. v. Pozsonys mit so großer Reklame angekündigten „Herzensgeschichten des Komponisten,"[11]) noch Ludwig Klingners und Ferdinand Neubürgers Dramen („Ludwig II., König von Bayern", 1887; „Der Meister in Wien" 1903) verraten eine Spur von Wagners Wesen.

Den Steinerschen drei Neujahrsblättern ist schon 1900 eine auf Wagner bezügliche Arbeit in den Schriften der Züricher Allgemeinen Musikgesellschaft vorausgegangen, O. Lünings Studie über „Wagner als Dichter und Denker",[12]) die zum besten gehört, was über dies Thema bis jetzt geschrieben worden ist. Man könnte zur Zerstreuung des törichten, aber hartnäckigen Vorurteils, das den Musiker Wagner nicht auch als vollberechtigten Dichter anerkennen will, kaum eine bessere, erste Einführung empfehlen, als die unter Chamberlains Anregung stehende, klar und einfach, mit wohltuender Wärme geschriebene Studie Lünings. Es ist wirklich schade, daß diese Züricher Vereinsschriften in Deutschland so wenig bekannt werden.

Wie gerne würde man für Steiners und Lünings Neujahrsblätter viele Erzeugnisse der reichsdeutschen Wagnerliteratur geben,[13]) z. B. Paul Sakolowskis

---

[10]) „Novelle in dramatischer Form in drei Bildern". Es ist das dritte der unter dem Sondertitel des ersten und schwächsten Stückes veröffentlichten Dramen Rassows „Die Sünderin ohne Schuld". Bremen, A. v. Halems Verlag 1904. S. 139—201 gr. 8°.

[11]) Der Roman Richard Wagners. Leipzig, Verlag der Frauen-Rundschau 1903. 425 S. gr. 8°.

[12]) Achtundachtzigstes Neujahrsblatt. Zürich auf das Jahr 1900. 39 S. 4°.

[13]) Nur als Beispiel widerlichster und sinnwidriger Verirrung nenne ich mit Bedauern und Entrüstung das Machwerk von Hans Fuchs „Richard Wagner und

Studie über „Parsifal“,[14]) die ja recht gut gemeint ist, aber nichts enthält, um die schwächliche Wiederholung von oftmals schon besser Gesagtem zu rechtfertigen, oder L. Müffelmanns irrtumreiche Festschrift zur Enthüllung des Berliner Wagnerdenkmals „Richard Wagner und die Entwicklung zur menschlichen Freiheit“.[15]) Daß Wagners Gründe für sein Scheiden von Zürich nicht der Verschleierung bedürfen, hat Müffelmann inzwischen aus den Wesendonk-Briefen lernen können. Die Dichtung des Nibelungenringes hätte er besser genau gelesen, ehe er darüber Behauptungen aufstellte, die das gerade Gegenteil von Wagners Wortlaut lehren. Nicht Siegfried, sondern Brünhilde trägt den Ring „als Pfand der reinsten Liebe“. Besser versteht Müffelmann den Erweis zu führen, daß Wagner gerade in seiner Ringdichtung der Dichter der inneren geistigen Freiheit geworden sei, wie er als Mensch in harten Kämpfen sich zur Freiheit und der Höhe Hans Sachsischer Weltbetrachtung und wunschloser Liebe zum Weltwirrwesen durchgerungen habe. Die Ringdichtung selbst ist — man kann hier keineswegs beifügen bekanntlich — abgeschlossen worden, noch ehe Wagner die Bekanntschaft von Schopenhauers Werken gemacht hatte.

In Rudolf Lücks fördernder Untersuchung „Richard Wagner und Ludwig Feuerbach“[16]) wird „Der Ring des Nibelungen“ geradezu als „das dichterische Ergebnis der Feuerbach-Periode“ bezeichnet. Daß Wagner in seiner Dresdner Zeit von Feuerbach eine starke Einwirkung empfangen hat, ist allerdings schon durch Hugo Dingers gelehrte und zuverlässige Forschung über „Wagners geistige Entwickelung“ (Leipzig 1892) festgestellt worden. Aber Lücks tüchtige und fördernde Studie beweist doch, daß hier noch schärfere Ergebnisse zu gewinnen waren.

Für weitere Kreise ungleich wichtiger als solche philosophische Sonderuntersuchungen erweist sich die Frage über „Richard Wagner und das Christentum“, und gerade darüber haben wir nun eine Untersuchung erhalten, die zweifellos zu den besten Büchern der deutschen Wagnerliteratur gehört. Das in den Vorlesungen des Bremer Pastors Otto Hartwich[17]) so ausgezeichnet behandelte Thema ist bereits 1882 von dem Tübinger Philosophen H. A. Köstlin („Die religiösen Anschauungen Wagners“) und 1895 von dem französischen Abbé Marcel Hébert („Le sentiment réligieux dans l'oeuvre de R. Wagner“, deutsch von A. Brunnemann, Leipzig 1895) eingehend behandelt worden. Und wenigstens in Abschriften hat sogar eine Predigt über Wagner Verbreitung gefunden, die Pastor H. Gillot am 2. Mai 1902 in der holländischen Gesandtschaftskirche zu Petersburg gehalten hat. Anknüpfend an die Paulinische Epistel an die Epheser Kap. 3 V. 14 sprach der für den germanischen Mythus begeisterte Prediger zu seiner Gemeinde von „Siegfried dem Helden, der siegend Frieden bringt“ und

---

die Homosexualität. Unter besonderer Berücksichtigung der sexuellen Anomalien seiner Gestalten.

[14]) Altenburg, S.-A., Th. Ungers Verlag 1903. 32 S. 89.

[15]) Berlin, Richard Schröders Verlagsbuchhandlung 1903.

[16]) Eine Ergänzung der bisherigen Darstellungen der inneren Entwicklung R. Wagners. Inauguraldissertation der philosophischen Fakultät zu Jena. Breslau 1905. 45 S. 8.

[17]) Das Wagnersche Erlösungsproblem. — Das Erlösungsproblem in den Musikdramen. — Zur Kritik des Erlösungsgedankens. Leipzig, Gg. Wigand 1903. VIII, 166 S. 8°.

pries Wagner dafür, daß er den tiefsinnigen Mythus zu neuem Leben geweckt habe. In Hartwichs Vorlesungen finden wir bedeutsam gleich an den Eingang des Bekenntnis gestellt, daß ihm selbst erst in Bayreuth die Erkenntnis und Wirkung der Eigenart von Wagners religiöser Entwicklung und des Bayreuther Gedankens aufgegangen sei. In jedem einzelnen der Wagnerschen Musikdramen handle es sich um „die Frage nach der menschlichen Erlösung" (S. 22). Dem inneren Lebensgang Wagners entsprechend verkörperten seine Dramen „eine stufenmäßige Entwicklung des irdischen Erlösungsgedankens Jesu". Hartwich wendet sich mit Recht gegen das beliebte Schlagwort, welches zwischen dem Wagner vor und nach dem „Lohengrin" grundsätzlich unterscheiden wolle. „Die ganze Dramenreihe vom fliegenden Holländer bis zum Parsifal ist die Schöpfung eines und desselben Genius, und durch sie geht auch ein und dasselbe Ringen, nur mit dem Unterschiede, daß die drei ersten Werke sich zu den späteren verhalten wie die Knospe zur Blüte" (S. 84). Dem harten, liebloſen Vertragsrecht setze Wagner das Naturrecht entgegen, das uns lehre: Erbarmen walten lassen. Und diese Erkenntnis habe Wagner kraft seines ausdauernden Willens in die Tat umgesetzt: „Die Regeneration der Vertragswelt ist nur möglich durch die Kraft einer hingebenden Liebe. So soll die Kunst von Bayreuth der Welt einen Spiegel vorhalten und jene neue Welt begründen, welche unabhängig von Staat und Kirche, aus sich heraus auch die Religion der Zukunft, die Religion wahrhaftiger und ungekünstelter Liebe hervorbringen wird."

Die Anerkennung von Hartwichs Vorlesungen enthält eigentlich zugleich auch schon das Eingeständnis meiner Bedenken gegen Guido Adlers so viel gerühmte und in mancher Hinsicht auch in der Tat ausgezeichnete Vorlesungen über „Richard Wagner"[18]). Wer auch nur einen Teil der Kampfzeit mitdurchlebt hat, wird es gewiß nicht gering schätzen, daß hier ein für Theorie und Geschichte der Musik von allen Seiten als zünftiger Gelehrter anerkannter Richter den Musiker Wagner rückhaltlos den Größten an die Seite stellt und alle die alten, Jahrzehnte hindurch so bösartig wirkenden Schlagworte der Hanslick und Genossen von Wagners musikalischer Formlosigkeit und ähnlichem als das, was sie sind, d. h. als Unverstand und Unredlichkeit zur Seite schiebt. Nicht minder willkommen heiße ich es, daß Adler überall danach strebt, den geschichtlichen Zusammenhang zwischen Wagners Reformen und den von Peri und Rinuccini bis Weber nie völlig aufhörenden Versuchen, die Oper dramatisch zu gestalten, im allgemeinen wie in einzelnen musikalischen Formen nachweist. Die von einigen übereifrigen Parteigängern aufgestellte Behauptung, daß man die Oper nicht als Wagners Ausgangspunkt bezeichnen dürfe, macht Adlers Beweisführung doppelt schätzbar für jeden, der Wagners reformatorische Größe eben im Zusammenhange der langen geschichtlichen Entwicklung sieht. Aber Adler will nur diese, im höchsten Sinne technische Reformation Wagners anerkennen. Stets von neuem wendet er sich gegen diejenigen, welche in Wagner einen der großen Kulturträger, den Vertreter des Regenerationsgedankens, als welcher er vor allen von Chamberlain gefeiert wird, ersehen. Man könnte in gewissem Sinne Adlers Buch als einen Markstein in der nun schon weit über ein halbes Jahrhundert dauernden Wagnerbewegung bezeichnen. Der alte Streit über Wagners musikalische Größe

[18]) Vorlesungen, gehalten an der Universität zu Wien. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel 1905. XII, 372 S. 8°.

und Bedeutung, die Berechtigung seiner musikalischen Neuerungen und Mittel ist vollständig und endgültig zugunsten Wagners, zur Beschämung seiner alten Gegner entschieden. Aber Wagner erweist sich weiter als lebendig fortwirkende, fördernden Streit hervorrufende Kraft und Persönlichkeit. Die von Chamberlain im großen, auf einem Sondergebiete von Hartwich anerkannte und gepriesene Bedeutung Wagners als eines entscheidenden Kulturfaktors will Adler heute so wenig anerkennen, wie einstens die musikalischen Autoritäten Wagners Musik gelten lassen wollten. Abgesehen von diesem Gegensatze der Auffassung wird man aber den Vorlesungen Adlers wärmste Anerkennung zollen dürfen. Wohl finden sich eine ganze Reihe von Irrtümern, so z. B. wenn S. 76 von einem Tannhäuser Volksbuch, das niemals vorhanden war, gesprochen wird, als Jakob Grimms Todesjahr 1859 statt 1863, als Schopenhauers Vorname Ludwig statt Artur angegeben wird. Die Behauptung, in Mozarts Opern verstehe man im Gegensatze zu denen Wagners jedes Wort (S. 177), wird durch jeden Theaterbesuch als irrig erwiesen. Im Gegenteil sind die Sänger erst durch Wagners Werke dazu gebracht worden, auch in den Opern deutlicher auszusprechen. Aber diese einzelnen Irrtümer und die absichtliche Vermeidung eines Eingehens auf das Verhältnis Wagners zu den Sagenstoffen fallen gegenüber den entschiedenen Vorzügen des Buches nicht allzuschwer ins Gewicht. Wenn im allgemeinen nur die musikalische Seite behandelt wird, so weiß Adler doch gelegentlich auch die Bedeutung des gewählten dichterischen Stoffes treffend zu würdigen, so z. B. wenn er (S. 195) rühmt: „Unleugbar ist es, daß der ‚Ring' eine Wiedergeburt der altgermanischen Götter- und Heldensage aus der freien Liebesverbindung von Ton- und Dichtkunst ist und daß die germanisch-nordische Vorwelt in der Auffassung und Anschauung Wagners ein Teil unseres Bildungsbesitzes geworden ist."

Die poetische Leistung, mit welcher Wagner durch seine Ringdichtung alle andern Dramatisierungen der Nibelungensage übertraf, wird von Ernst Mrink, dem wir schon eine treffliche Untersuchung über „die sagenwissenschaftlichen Grundlagen der Nibelungendichtung Wagners" (Berlin 1892) verdanken, soeben neuerdings durch eine eingehende Vergleichung von „Hebbels und Wagners Nibelungendramen"[19]) mit Berücksichtigung der ganzen neueren Nibelungendichtung charakterisiert und im einzelnen erläutert. Um Wagners dichterischen und dramatischen Vorzügen gerecht zu werden, genügt es nicht, sich bloß an Adlers vorwiegend musikgeschichtliche Ausführungen zu halten. Wohl aber würden sich aufs nützlichste ergänzen Adlers Vorlesungen und Heinrich Bulthaupts „Dramaturgie der Oper",[20]) die in ihrer erneuten Gestaltung gerade für Wagner mannigfache Besserungen gegenüber der ersten Auflage aufweist.

Eine warme Anerkennung von Wagners dichterischer Leistung begegnen wir auch bei Ferdinand Eichler, der bei seiner Übersicht von Hans Sachsens Nachleben vom 16. bis ins 19. Jahrhundert[21]) Wagners poetischer Auffassung

[19]) Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte. Fünftes Heft. Leipzig, Verlag von Max Hesse 1905.

[20]) Zwei Bände. Zweite, neu bearbeitete Auflage. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf u. Härtel 1902. (I. Gluck, Mozart, Beethoven, Weber. II. Meyerbeer, Wagner (S. 33—323). Nach Wagners Tode.)

[21]) Eine Untersuchung zur Geschichte der deutschen Literatur. Leipzig, Otto Harrassowitz 1904. 234 S. 8°.

des Meisters nur Goethes Gedicht „Hans Sachsens poetische Sendung" für gleichwertig erklärt. Einen Überblick über „Meistergesangs- und Hans Sachsdramen", deren Kenntnis jüngst durch Wiederausgrabung von Adalbert Gyrowetz vergessenem Singspiel „Hans Sachs, Im vorgerückten Alter" (1834) vermehrt wurde, hatte auch schon Kurt Mey seiner tüchtigen Arbeit „Der Meistergesang in Geschichte und Kunst"[22]) als ein eigenes Kapitel (S. 271 f.) eingefügt. Als geschichtliche Erläuterung zu Wagners „Meistersingern" ist Meys ganzes Buch zu empfehlen. Eine ganz besonders warme Empfehlung verdient aber das „Wagner-Lesebuch" von Erich Kloß[23]). In den drei Gruppen „Bayreuthiana", „Wagneriana", „Humoristika" hat der verdiente Wagnerforscher eine Auswahl seiner stets in Gehalt und Form anziehenden kleineren Aufsätze gesammelt, die Wagner als Künstler und Menschen, den Kunst und Kulturwert seines Lebenswerkes anschaulich erkennen lassen sollen. Wie wir hier Wagners Kindheit, seine Dresdner Amtszeit und die Züricher Jahre streifen, so erinnern andere Aufsätze an Wagners bedeutsame Beziehungen zu Liszt und Bülow.

Wer die Geschichte Wagners und seiner Kunst — die beiden kann man in keiner Betrachtung von einander sondern — in den fünfziger Jahren kennen lernen will, der darf nicht bloß nach Zürich blicken, sondern muß ebenso sehr seinen Blick nach Weimar richten. Ruft doch Wagner selber einmal aus: „Wunderbar! durch Liszts, dieses seltensten aller Freunde Liebe, gewann ich in dem Augenblicke, wo ich heimatlos wurde, die wirkliche langersehnte, überall am falschen Orte gesuchte, nie gefundene Heimat für meine Kunst." Wie man in Deutschland nur langsam und meist widerwillig sich entschloß, Richard Wagner den ihm gebührenden Platz in der deutschen Literaturgeschichte einzuräumen, so hat man erst ganz neuerdings angefangen, auch dem neuweimarischen Kreise, der sich um Franz Liszt gesammelt hat, nach der Wichtigkeit seiner literarischen und kulturgeschichtlichen Bedeutung gerecht zu werden. Durch die Briefwechsel von Liszt und Bülow, durch Adelheid von Schorns Erinnerungen und Briefe, nicht zum mindesten auch durch Friedrich Hebbels bewundernde Berichte über die Altenburg gewannen wir in letzter Zeit Einblick in das wunderseltsam reiche geistige Leben, das sich im Liszt'schen Weimar entfaltete, um dann freilich noch in der Blütezeit rauh geknickt zu werden. Wie die Katastrophe mit der Aufführung von Peter Cornelius „Barbier von Bagdad" verbunden war, so bilden Cornelius' „Literarische Werke", die nun, dreißig Jahre nach dem viel zu frühen Tode des Ton- und Wortdichters, zum erstenmale gesammelt wurden,[24]) die

[22]) Ausführliche Erklärung der Tabulaturen, Schulregeln, Sitten und Gebräuche der Meistersinger, sowie deren Anwendung in Wagners „Die Meistersinger von Nürnberg". Zweite auf Grund handschriftlicher Quellenforschung und anderer Studien gänzlich umgearbeitete und wesentlich vermehrte Auflage. Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger 1901. XVI, 392 S. 8°.

[23]) Volkstümliches über Wagner und Bayreuth. Leipzig, C. F. W. Siegels Musikalienhandlung. 235 S. 8°.

[24]) Erste Gesamtausgabe im Auftrage seiner Familie herausgegeben. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel 1904. 8°. Bd. I und II: Ausgewählte Briefe gesammelt und herausgegeben von Karl Maria Cornelius XXXIII, 799 und 823 S. Bd. III: Aufsätze über Musik und Kunst zum erstenmal gesammelt und herausgegeben von Edgar Istel XVI, 251 S. Bd. IV: Gedichte gesammelt und herausgegeben von Adolf Stern LI, 422 S.

vielleicht wichtigste Quelle für die vertrautere Kenntnis des Liszt'schen Kreises. Und hatte Cornelius in Weimar den siegesfrohen Sturm und Drang der jungdeutschen Musiker mitgelebt, so sollte er in der Folge in Wien an Wagners Seite dessen trübsten Lebensabschnitt mitdurchleiden, um dann, von Wagners Königlichem Gönner nach München berufen, den dortigen Kämpfen als nahbeteiligter Augenzeuge beizuwohnen, nach Wagners und Bülows Scheiden aus der bayrischen Hauptstadt in ihr bis an sein frühes Ende auszuharren.

Ob man in den Gedichten das Festspiel „Künstlerweihe" zu Wagners sechzigstem Geburtstag oder in den Aufsätzen die wirklich großzügigen Studien über die Münchner Aufführungen von Lohengrin, Tannhäuser, Meistersinger ins Auge faßt, fast überall beim Durchblättern der 693 Briefe von Cornelius, neben denen wir solche von Wagner an Cornelius zum erstenmal gedruckt finden, überall gewinnen wir in den vier Bänden den Eindruck, daß sie einen wertvollen, ja unentbehrlichen Bestandteil der besten Auslese der Wagnerliteratur bilden. Nicht als ob dem Schöpfer des „Barbier", „Cid" und der herrlichen Braut- und Weihnachtslieder, dem trefflichen lyrischen Dichter der Anspruch auf seine selbständige Bedeutung irgendwie geschmälert werden sollte. In seiner liebenswürdigen Eigenart, die Adolf Stern wie schon früher so auch jetzt bei der vervollständigten Sammlung seiner Gedichte und poetischen Übersetzungen mit Freundeswärme geschildert hat, weiß Cornelius jeden, der ihm naht, zu fesseln. Aber nicht minder, ja vielleicht um so stärker tritt uns Cornelius' Persönlichkeit anziehend entgegen, wenn wir ihn als Mitwirkenden in dem großen Drama des von Wagner und Liszt um die Erneuerung und Würde der deutschen Kunst geführten Kampfes betrachten, seine mildere Individualität von dem streitbar schroffen Bülow, dem gewandten Brendel, von Raff und Tausig, ja von Liszt und Wagner selbst sich abheben sehen. Cornelius' Aufsatz „Deutsche Kunst und Richard Wagner" aus dem Jahre 1871 gehört neben den bereits genannten über die drei einzelnen Wagnerschen Dramen zum besten, was jemals über Wagner geschrieben wurde, gewiß zum Teil auch aus dem Grunde, weil Cornelius bei aller Verehrung für den Meister doch seine eigene menschliche und künstlerische Persönlichkeit zu wahren wußte. Die Entwicklung von Cornelius' Ansichten zeigen uns deutlich die 29 Aufsätze über Musik, denen drei über bildende Kunst zur Seite stehen. In Weimar lebte und webte er in den Erinnerungen von Goethe und Schiller. Die Gedichtsammlung enthält die Strophen, mit welchen er Schillers fünfzigsten Todestag feierte. Und eben aus diesem Versenken in den Geist der Weimarischen Klassiker erwuchs ihm die Erkenntnis, daß in Wagner der „recht eigentliche Nachfolger" Schillers erstanden sei. „Schillers Dramen, Beethovens Symphonien, Wagners Opern, das sind die Grundsteine der Denksäule, als welche das Nationaldrama des freien deutschen Volkes den fernsten Zeiten die Stirne zeigen wird."

Nachdruck verboten. — Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Otto Höfisch, Berlin.
Verlag von Alexander Duncker, Berlin W. 35. — Druck von A. Hopfer in Burg b. M.

Der Geist unserer alten sielden deutscher Kunst und Wissenschaft muß der unserige bleiben solange wir Deutsche bleiben. Der deutsche Künstler hat keinen Charakter oder den eines Albrecht Dürer, Kepler, Hans Sachs, eines Luther und Jacob Böhme. Rechtlich, treuherzig, gründlich, genau und tiefsinnig ist dieser Charakter, dabei unschuldig und etwas ungeschickt. Nur bei den Deutschen ist es eine Nationaleigenheit, die Kunst und die Wissenschaft blos um der Kunst und der Wissenschaft willen göttlich zu verehren.

Aus: „Die Fruchtschale." Eine Sammlung. Dritter Band: Friedrich Schlegels Fragmente und Ideen. Herausgegeben von Franz Deibel. München, R. Piper & Co.

Im polnischen Wind.

Erzählung

von

Carl Busse.

(Nachdruck verboten.)

Mitten über den Marktplatz von Kuchary ging an einem windigen Herbsttage des Jahres 1871 ein verwahrlost aussehender Mensch. Er war offensichtlich heute schon ein gutes Stück gewandert. Mit müden, schleppenden Bewegungen schritt er über das holperige Pflaster. Die Hände hatte er in die Hosentaschen gesteckt, die Arme dicht an den Körper gelegt und die Schultern so emporgezogen, daß der Hals beinah zwischen ihnen verschwand. Es machte den Eindruck, als ob er die dürftigen Kleider am Leibe festhalten müsse, damit sie nicht rutschten.

Der kleine Wochenmarkt hatte fast sein Ende erreicht. Nur wenige Bäuerinnen aus der Umgegend hielten noch mit dem Rest ihrer Waren aus. Breit und aufgeplustert wie große brütende Glucken hatten sie sich zusammengeduckt, daß der scharfe Wind ihnen nicht von unten her in die Röcke schlagen konnte. Da es aber nur etwa eine Stunde noch bis zum Mittagsläuten sein mochte, dachten auch sie an den Heimweg.

Der Fremde, der wegen seiner zerschlissenen Kleidung nicht weiter beachtet wurde, hatte unschlüssig schon zum zweiten Male den Platz über-

zeitlichen Entfernung auch diese Rücksichten immer mehr schwinden und wie gewissenhaft umsichtig Glasenapp sein Denkmal ständig weiter auszubauen sucht, da einen bröckligen Stein im Fundament durch einen besseren ersetzt, dort die Linienführung schärfer hervortreten läßt, neue Reliefs oder Vollbilder der Ehrenhalle beifügt. Wenn Glasenapp Parteilichkeit zeigt, so ist es keine andere als die von Goethe geforderte:

„Des tät'gen Manns Behagen sei Parteilichkeit!"

Für das als echt und recht erkannte soll der Biograph auch seine ganze Person einsetzen, und überwältigender Größe gegenüber gibt es für den Betrachter nur ein Mittel der Befreiung: hingebende Liebe. Und diese zum Verständnis der großen geschichtlichen Erscheinung führende Liebe hat Glasenapp bei seiner Jahrzehnte langen Forschung geleitet, wie sie ihm die erste Anregung zu seinem Werke gegeben hat. Selbstverständlich sind auch Glasenapp einzelne Irrtümer nicht erspart geblieben, fordert sein Urteil öfters Widerspruch heraus, wie ich z. B. die heftigen Ausfälle in der Vorrede zum vierten Bande für höchst unangebracht halte. Daß aber in der Darstellung von Wagners Aufenthalt in München die Entrüstung über die gegen König Ludwig und seinen Schützling geübten Niederträchtigkeiten noch nachzittert, wird man begreifen und billigen. Völlige Klarheit über die Einzelheiten jenes Intriguenfeldzuges wird man ja schwerlich jemals erlangen, da die Schuldigen sich wohl hüten, ihr schändliches Spiel aufzudecken, andere aus des Königs damaliger Umgebung ihr Schweigen nicht brechen wollen. Jedenfalls wird durch kleine oberflächliche Irrtümer Glasenapps und Röckls noch keine „Rettung" der Schuldigen erzielt, wie sie Richard Dürck in seiner Polemik „Richard Wagner und die Münchener 1865" in rabulistischer Parteilichkeit angestrebt hat.[5]) Sowohl dieser vergeblichen Mohrenwäsche wie früheren phantastischen Darstellungen gegenüber bilden Sebastian Röckls Dokumentensammlung „Ludwig II. und Richard Wagner 1864/65"[6]) und Glasenapps vierter Band die einzig zuverlässige Grundlage für die Einsicht in jene so hoffnungsvoll beginnende und für München so schmachvoll endende Episode, in der ein König und ein Künstler es bitter erfahren sollten, wie wenig geneigt die Welt ist, Schillers Wort, es solle der Sänger mit dem König gehen, zur Wahrheit werden zu lassen. Dem Könige bleibt trotz der Schwäche des weltunerfahrenen Jünglings gegen seine Umgebung der ewige Ruhm, daß er die glückliche Schicksalswendung im Leben des schon ganz verzweifelten Wagner herbeigeführt hat. Ohne Ludwig II. wäre Bayreuth niemals entstanden. Glasenapp geleitet uns dann von dem „Münchner Hexensabbath" auch in die arbeitsreiche glückliche Stille nach Triebschen, zu jener ersten Meistersinger-Aufführung in München, die den Künstler wieder an die Seite des Königs führen sollte, um mit der „Grundsteinlegungsfeier" des Bayreuther Festspielhauses zu schließen.

Man muß die Arbeitskraft Glasenapps bewundern, der zu gleicher Zeit den Abschluß der inhaltsreichen Periode von 1864 bis 72 und die Umarbeitung der Jugendgeschichte gelang. Nicht nur äußerlich ist diese jetzt in 15 (statt der bisherigen 12) Kapitel gegliedert. Überall ist im einzelnen berichtigt und ergänzt. Wenn deutsche Kritiker Glasenapps Betrachtung zu ausgedehnt finden, so möchte

[5]) München, Druck und Verlag der Allgemeinen Zeitung 1904. 51 S. 8°.
[6]) München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung 1903. 161 S. 8°.

ich doch erinnern, daß englische Leser sogar eine noch weit eingehendere Erforschung von Wagners Leben und Wirken für angemessen erachten. Ashton Ellis hat den vierten Band seines „Life of Richard Wagner“[7]), der nicht mehr wie die vorangehenden (1900/03) eine freie Bearbeitung von Glasenapps Biographie bildet, sondern in Forschung und Darstellung selbständig fortschreitet, mit der Untersuchung über die Entstehung des Nibelungenwerkes, vor allem der verschiedenen Fassungen der Dichtung ausgefüllt,[8]) im übrigen sich auf die Schilderung des Jahres 1853 eingeschränkt. Man darf wohl ohne Übertreibung sagen, daß schon die bloße Tatsache des Fortschreitens eines Werkes, wie Ellis' Wagnerbiographie sich gibt, Zeugnis ablegt von der nur mit Goethe, Shakespeare, Dante vergleichbaren internationalen Stellung Wagners.

Der Aufenthalt des aus der Heimat verbannten Flüchtlings in der Schweiz, von dem uns Ellis bis jetzt nur die erste Hälfte vorgeführt hat, ist in letzter Zeit in zwei, allerdings dem Werte nach recht ungleichen Monographien behandelt worden. Hans Bélart, der zudem in der Darstellung einen keineswegs erfreulichen Ton anschlägt, bietet in seinen beiden Heften „Wagner in Zürich“ (Leipzig, Seemann Nachfolger 1900) nichts Neues und verliert sich in Kleinigkeiten. Dagegen verdanken wir A. Steiner eine ganz vorzügliche Darstellung von Wagners Leben und Freundeskreis in Zürich,[9]) die allen bisherigen Biographien gegenüber wichtiges neues Material beibringt und viel mehr Beachtung verdient, als sie bisher in Deutschland gefunden hat. In schlicht sachlicher Weise und in großen Zügen stellt Steiner das wirklich Bedeutungsvolle aus Wagners Züricher Leben in den drei Züricher Progammen höchst anziehend und lehrreich zusammen. Man wird auch Steiner in Einzelheiten widersprechen müssen, so z. B. wenn er I, 9 im Gegensatze zu Glasenapp an eine ehrliche Förderung Wagners in der Pariser Zeit durch Meyerbeer glaubt, oder II, 1 den Einfluß Schopenhauers auf die Tristandichtung bestreitet. In den Tatsachen aus Wagners Züricher Leben ist er ungemein sorgfältig und erscheint durchaus zuverlässig, indessen bei Bélart Wagner mit dem Züricher Bürgerrechte, das er niemals besaß, beschenkt wird und der Nibelungenring 1853 im Buchhandel erscheint, während der Meister die kleine Anzahl Exemplare doch nur zum Geschenk für Freunde drucken ließ. Je mehr man sich mit Wagner einläßt, desto mehr wird man die ununterbrochene, ja man kann sagen naturnotwendige Folgerichtigkeit, den bruchlosen Zusammenhang in seiner ganzen Entwicklung anstaunen müssen. Es ist eine ganz unsinnige Phrase Bélarts, von dem „in der Weltgeschichte beispiellosen Umschlag Wagners“, der durch die Lesung Schopenhauers herbeigeführt sein soll, zu reden. Ganz im Gegenteil fühlte sich Wagner so stark und rasch zu Schopenhauer hingezogen, weil er in der „Welt als Wille und Vorstellung“ philosophisch begründet fand, was er in seiner

[7]) London, Kegan Paul, Trench, Trübner & Co. 1904. X, 437 S. 8°.

[8]) Eine sehr gute und lehrreiche Zusammenstellung alles dessen, was Wagner selbst über Entstehung der Dichtung und Vertonung des Nibelungenrings erzählt, geben die zwei Hefte Sebastian Röckls. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel. 1903 und 1904. 38 und 31 S. 8°.

[9]) Richard Wagner in Zürich 1849—1858. Neunundachtzigstes bis einundneunzigstes Neujahrsblatt der allgemeinen Musikgesellschaft in Zürich. Zürich 1901 bis 1903. 52, 41 und 34 S. 4°.

Nibelungendichtung als Künstler empfunden und ahnend geschaut hatte. Und ebenso ist es trotz der von Bélart angeführten Klagen Nietzsches ein Irrtum, den christlich gewordenen Dichter das „Parsifal" jenem der heidnischen Wotanstragödie entgegenzusehen. Solcher Trennung widerspricht schon die rege Verwandtschaft zwischen der Tannhäuser- und Parsifaldichtung, obwohl es andrerseits natürlich ist, daß Wagner sich nicht wiederholt, sondern mit den fortschreitenden Jahren die Probleme vertieft, das Leben immer ernster auffaßt. Das Faustische „Entbehren sollst du, sollst entbehren", das dem jugendkräftig strebenden Künstler und Menschen schon als er seine Faustouverture schuf, als trüber Lebensgesang entgegentönte, mußte nach reichster Lebenserfahrung und furchtbar ernsten Lebenskämpfen zum künstlerischen Aussprechen der schwer errungenen besten Weisheit führen: „Groß ist die Kraft des Begehrens, stärker die Macht des Entsagens."

Steiner verdanken wir die Bekanntschaft eines Briefes Wagners, der mir wenigstens als das tiefste und bedeutendste Selbstbekenntnis des Menschen und Künstlers erscheint, das bis jetzt in Briefform veröffentlicht worden ist. Es ist das erste Schreiben Wagners aus London an den Züricher Staatsschreiber Jakob Sulzer, mit dem ihn innigste Freundschaft verband, zugleich aber fortwährender Widerstreit der Ansichten zu entzweien drohte. Die furchtbare, mit Todessehnsucht erfüllende Lebensqual, unter der Wagner litt, kommt in diesem Briefe zum großartig ergreifenden Ausdruck. Sein Kunstverlangen peinigt ihn, und ist doch der Kern seines Lebens. „So lange ein Funken Leben in mir ist, werden mich jene künstlerischen Illusionen wohl nicht loslassen; sie sind wirklich die Lockvögel, mit denen der Lebenstrieb meine Einsicht immer wieder zu seinem Dienste einfängt." Steiner hat sich mit wenigen Briefauszügen aus dem reichen, ihm vorliegenden handschriftlichen Material begnügt. Er würde sich neuen Dank verdienen, wenn er uns mit einem Bande „Wagners Briefe an Züricher Freunde" beschenken möchte. Für die Schnyder von Wartensee-Stiftung in Zürich wäre eine solche Sammlung eine würdige Aufgabe; durch etwas reicher ausgeführte Skizzen der Briefempfänger würde sie zugleich ein wertvoller Beitrag zu einem wichtigsten Abschnitt der Kunst- und Kulturgeschichte Zürichs im 19. Jahrhundert. Die Bilder der fünfzehn Wagner am nächsten stehenden Züricher Freunde hat Steiner dem dritten Hefte in sehr hübscher Ausführung beigegeben. Aber auch seine Auszüge aus Züricher Zeitungen über Wagners Konzerte, die Aufführungen von Holländer und Tannhäuser im Züricher Stadttheater sind geeignet, wärmere Teilnahme zu wecken, als sonst solchen Kritiken-Sammlungen gezollt wird.

Wagners bedeutsamste Züricher-Freundschaft, sein Verhältnis zur Familie Wesendonk, ist ja seit dem Erscheinen von Steiners Arbeit in den Vordergrund des allgemeinen Interesses gerückt worden. Da aber auch der Herausgeber der Briefe in seiner Vorrede ebenso wie Steiner nur an die von Wagner vertonten fünf Gedichte Frau Mathildens erinnert, möchte ich doch erwähnen, daß von ihren Dichtungen noch mehreres gedruckt vorliegt, so ein „Deutsches Kinderbuch in Wort und Bild" (1869) und ein Trauerspiel „Edith oder die Schlacht bei Hastings" (1872), in dem man nicht umsonst nach Anklängen an das eigene Verhältnis der Dichterin zu Wagner sucht. Über die Gründe von Wagners Entfernung aus Zürich war Steiner noch feinfühlig hinweggegangen. Durch die Herausgabe von Wagners Briefen an Mathilde Wesendonk ist ja der ganze seelische Konflikt offen dargelegt, wie Wagner selbst ihn schon im Briefe vom 20. August 1858 an seine

Schwester Kläre enthüllt hat. Ich kann weder mit Steiner die Veröffentlichung dieses Briefes in der „Täglichen Rundschau“ (1902 Nr. 223 f.) als Indiskretion, noch Golthers Weglassung wichtiger Zwischensätze für einen Wagner geleisteten Dienst ansehen. Bei Wagners geschichtlicher Stellung wird man ja immer gezwungen sein, den Gründen der so schicksalsschweren, für den Nibelungenring unheilvollen Entfernung von Zürich nachzuforschen, wenn dies auch nicht so plump geschehen sollte, wie Bélart es getan hat. Andrerseits ist Wagners Erklärung in so hohem tragischen Stile und zugleich mit solcher überzeugenden Einfachheit und aus solcher Gefühlstiefe heraus geschrieben, daß kein Grund zur Geheimhaltung des für Wagner wie für das Ehepaar Wesendonk ehrenden Zeugnisses vorhanden ist. Fühlbar weht der Hauch der Tristantragödie gerade aus diesem Briefe uns an, Liebe und Mitleid für den sich im schweren Lebenskampf heldenhaft bezwingenden Meister weckend. Offenbar unter dem Eindrucke dieses Bekenntnisses hat Fritz Rassow noch vor dem Erscheinen der Wesendonk-Briefe seine Künstlertragödie „Von denen die das Glück suchen“ gedichtet.[10]) Der Held des Rassowschen Dramas trägt den Namen Richard und für das Ehepaar Berndt und Marie-Luise dürfen wir ohne weiteres Otto und Mathilde Wesendonk einsetzen. Die Schilderung der im Drama nicht selbst auftretenden Brigitte paßt auf Minna Wagner. Die Dichtung mit ihrem schmerzvollen Siege des Pflichtgefühls und hohen Künstlertums über die Leidenschaft ist durchaus würdig gehalten. Rassows Szenen sind neben Michael Conrads tiefgefaßtem psychologischen Romane, „Majestät 1902“, die einzige mir bekannte Dichtung über Wagner, die ernstgenommen zu werden verdient, denn weder Max Trausils Künstlernovelle und A. O. v. Pozsonys mit so großer Reklame angekündigten „Herzensgeschichten des Komponisten,“[11]) noch Ludwig Klingners und Ferdinand Neubürgers Dramen („Ludwig II., König von Bayern“, 1887; „Der Meister in Wien“ 1903) verraten eine Spur von Wagners Wesen.

Den Steinerschen drei Neujahrsblättern ist schon 1900 eine auf Wagner bezügliche Arbeit in den Schriften der Züricher Allgemeinen Musikgesellschaft vorausgegangen, O. Lünings Studie über „Wagner als Dichter und Denker“,[12]) die zum besten gehört, was über dies Thema bis jetzt geschrieben worden ist. Man könnte zur Zerstreuung des törichten, aber hartnäckigen Vorurteils, das den Musiker Wagner nicht auch als vollberechtigten Dichter anerkennen will, kaum eine bessere, erste Einführung empfehlen, als die unter Chamberlains Anregung stehende, klar und einfach, mit wohltuender Wärme geschriebene Studie Lünings. Es ist wirklich schade, daß diese Züricher Vereinsschriften in Deutschland so wenig bekannt werden.

Wie gerne würde man für Steiners und Lünings Neujahrsblätter viele Erzeugnisse der reichsdeutschen Wagnerliteratur geben,[13]) z. B. Paul Sakolowskis

[10]) „Novelle in dramatischer Form in drei Bildern“. Es ist das dritte der unter dem Sondertitel des ersten und schwächsten Stückes veröffentlichten Dramen Rassows „Die Sünderin ohne Schuld“. Bremen, A. v. Halems Verlag 1904. S. 139—201 gr. 8°.

[11]) Der Roman Richard Wagners. Leipzig, Verlag der Frauen-Rundschau 1903. 425 S. gr. 8°.

[12]) Achtundachtzigstes Neujahrsblatt. Zürich auf das Jahr 1900. 39 S. 4°.

[13]) Nur als Beispiel widerlichster und sinnwidriger Verirrung nenne ich mit Bedauern und Entrüstung das Machwerk von Hans Fuchs „Richard Wagner und

Studie über „Parsifal“,[14]) die ja recht gut gemeint ist, aber nichts enthält, um die schwächliche Wiederholung von oftmals schon besser Gesagtem zu rechtfertigen, oder L. Müffelmanns irrtumreiche Festschrift zur Enthüllung des Berliner Wagnerdenkmals „Richard Wagner und die Entwicklung zur menschlichen Freiheit“.[15]) Daß Wagners Gründe für sein Scheiden von Zürich nicht der Verschleierung bedürfen, hat Müffelmann inzwischen aus den Wesendonk-Briefen lernen können. Die Dichtung des Nibelungenringes hätte er besser genau gelesen, ehe er darüber Behauptungen aufstellte, die das gerade Gegenteil von Wagners Wortlaut lehren. Nicht Siegfried, sondern Brünhilde trägt den Ring „als Pfand der reinsten Liebe“. Besser versteht Müffelmann den Erweis zu führen, daß Wagner gerade in seiner Ringdichtung der Dichter der inneren geistigen Freiheit geworden sei, wie er als Mensch in harten Kämpfen sich zur Freiheit und der Höhe Hans Sachsischer Weltbetrachtung und wunschloser Liebe zum Weltwirrwesen durchgerungen habe. Die Ringdichtung selbst ist — man kann hier keineswegs beifügen bekanntlich — abgeschlossen worden, noch ehe Wagner die Bekanntschaft von Schopenhauers Werken gemacht hatte.

In Rudolf Lücks fördernder Untersuchung „Richard Wagner und Ludwig Feuerbach“[16]) wird „Der Ring des Nibelungen“ geradezu als „das dichterische Ergebnis der Feuerbach-Periode“ bezeichnet. Daß Wagner in seiner Dresdner Zeit von Feuerbach eine starke Einwirkung empfangen hat, ist allerdings schon durch Hugo Dingers gelehrte und zuverlässige Forschung über „Wagners geistige Entwickelung“ (Leipzig 1892) festgestellt worden. Aber Lücks tüchtige und fördernde Studie beweist doch, daß hier noch schärfere Ergebnisse zu gewinnen waren.

Für weitere Kreise ungleich wichtiger als solche philosophische Sonderuntersuchungen erweist sich die Frage über „Richard Wagner und das Christentum“, und gerade darüber haben wir nun eine Untersuchung erhalten, die zweifellos zu den besten Büchern der deutschen Wagnerliteratur gehört. Das in den Vorlesungen des Bremer Pastors Otto Hartwich[17]) so ausgezeichnet behandelte Thema ist bereits 1882 von dem Tübinger Philosophen H. A. Köstlin („Die religiösen Anschauungen Wagners“) und 1895 von dem französischen Abbé Marcel Hébert („Le sentiment réligieux dans l'oeuvre de R. Wagner“, deutsch von A. Brunnemann, Leipzig 1895) eingehend behandelt worden. Und wenigstens in Abschriften hat sogar eine Predigt über Wagner Verbreitung gefunden, die Pastor H. Gillot am 2. Mai 1902 in der holländischen Gesandtschaftskirche zu Petersburg gehalten hat. Anknüpfend an die Paulinische Epistel an die Epheser Kap. 3 V. 14 sprach der für den germanischen Mythus begeisterte Prediger zu seiner Gemeinde von „Siegfried dem Helden, der siegend Frieden bringt“ und

---

die Homosexualität. Unter besonderer Berücksichtigung der sexuellen Anomalien seiner Gestalten.

[14]) Altenburg, S.-A., Th. Ungers Verlag 1903. 32 S. 89.

[15]) Berlin, Richard Schröders Verlagsbuchhandlung 1903.

[16]) Eine Ergänzung der bisherigen Darstellungen der inneren Entwicklung R. Wagners. Inauguraldissertation der philosophischen Fakultät zu Jena. Breslau 1905. 45 S. 8.

[17]) Das Wagnersche Erlösungsproblem. — Das Erlösungsproblem in den Musikdramen. — Zur Kritik des Erlösungsgedankens. Leipzig, Gg. Wigand 1903. VIII, 166 S. 8°.

pries Wagner dafür, daß er den tiefsinnigen Mythus zu neuem Leben geweckt habe. In Hartwichs Vorlesungen finden wir bedeutsam gleich an den Eingang des Bekenntnis gestellt, daß ihm selbst erst in Bayreuth die Erkenntnis und Wirkung der Eigenart von Wagners religiöser Entwicklung und des Bayreuther Gedankens aufgegangen sei. In jedem einzelnen der Wagnerschen Musikdramen handle es sich um „die Frage nach der menschlichen Erlösung" (S. 22). Dem inneren Lebensgang Wagners entsprechend verkörperten seine Dramen „eine stufenmäßige Entwicklung des irdischen Erlösungsgedankens Jesu". Hartwich wendet sich mit Recht gegen das beliebte Schlagwort, welches zwischen dem Wagner vor und nach dem „Lohengrin" grundsätzlich unterscheiden wolle. „Die ganze Dramenreihe vom fliegenden Holländer bis zum Parsifal ist die Schöpfung eines und desselben Genius, und durch sie geht auch ein und dasselbe Ringen, nur mit dem Unterschiede, daß die drei ersten Werke sich zu den späteren verhalten wie die Knospe zur Blüte" (S. 84). Dem harten, liebloſen Vertragsrecht setze Wagner das Naturrecht entgegen, das uns lehre: Erbarmen walten lassen. Und diese Erkenntnis habe Wagner kraft seines ausdauernden Willens in die Tat umgesetzt: „Die Regeneration der Vertragswelt ist nur möglich durch die Kraft einer hingebenden Liebe. So soll die Kunst von Bayreuth der Welt einen Spiegel vorhalten und jene neue Welt begründen, welche unabhängig von Staat und Kirche, aus sich heraus auch die Religion der Zukunft, die Religion wahrhaftiger und ungekünstelter Liebe hervorbringen wird."

Die Anerkennung von Hartwichs Vorlesungen enthält eigentlich zugleich auch schon das Eingeständnis meiner Bedenken gegen Guido Adlers so viel gerühmte und in mancher Hinsicht auch in der Tat ausgezeichnete Vorlesungen über „Richard Wagner"[18]). Wer auch nur einen Teil der Kampfzeit mitdurchlebt hat, wird es gewiß nicht gering schätzen, daß hier ein für Theorie und Geschichte der Musik von allen Seiten als zünftiger Gelehrter anerkannter Richter den Musiker Wagner rückhaltlos den Größten an die Seite stellt und alle die alten, Jahrzehnte hindurch so bösartig wirkenden Schlagworte der Hanslick und Genossen von Wagners musikalischer Formlosigkeit und ähnlichem als das, was sie sind, d. h. als Unverstand und Unredlichkeit zur Seite schiebt. Nicht minder willkommen heiße ich es, daß Adler überall danach strebt, den geschichtlichen Zusammenhang zwischen Wagners Reformen und den von Peri und Rinuccini bis Weber nie völlig aufhörenden Versuchen, die Oper dramatisch zu gestalten, im allgemeinen wie in einzelnen musikalischen Formen nachweist. Die von einigen übereifrigen Parteigängern aufgestellte Behauptung, daß man die Oper nicht als Wagners Ausgangspunkt bezeichnen dürfe, macht Adlers Beweisführung doppelt schätzbar für jeden, der Wagners reformatorische Größe eben im Zusammenhange der langen geschichtlichen Entwicklung sieht. Aber Adler will nur diese, im höchsten Sinne technische Reformation Wagners anerkennen. Stets von neuem wendet er sich gegen diejenigen, welche in Wagner einen der großen Kulturträger, den Vertreter des Regenerationsgedankens, als welcher er vor allen von Chamberlain gefeiert wird, ersehen. Man könnte in gewissem Sinne Adlers Buch als einen Markstein in der nun schon weit über ein halbes Jahrhundert dauernden Wagnerbewegung bezeichnen. Der alte Streit über Wagners musikalische Größe

[18]) Vorlesungen, gehalten an der Universität zu Wien. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel 1905. XII, 372 S. 8°.

und Bedeutung, die Berechtigung seiner musikalischen Neuerungen und Mittel ist vollständig und endgültig zugunsten Wagners, zur Beschämung seiner alten Gegner entschieden. Aber Wagner erweist sich weiter als lebendig fortwirkende, fördernden Streit hervorrufende Kraft und Persönlichkeit. Die von Chamberlain im großen, auf einem Sondergebiete von Hartwich anerkannte und gepriesene Bedeutung Wagners als eines entscheidenden Kulturfaktors will Adler heute so wenig anerkennen, wie einstens die musikalischen Autoritäten Wagners Musik gelten lassen wollten. Abgesehen von diesem Gegensatze der Auffassung wird man aber den Vorlesungen Adlers wärmste Anerkennung zollen dürfen. Wohl finden sich eine ganze Reihe von Irrtümern, so z. B. wenn S. 76 von einem Tannhäuser Volksbuch, das niemals vorhanden war, gesprochen wird, als Jakob Grimms Todesjahr 1859 statt 1863, als Schopenhauers Vorname Ludwig statt Artur angegeben wird. Die Behauptung, in Mozarts Opern verstehe man im Gegensatze zu denen Wagners jedes Wort (S. 177), wird durch jeden Theaterbesuch als irrig erwiesen. Im Gegenteil sind die Sänger erst durch Wagners Werke dazu gebracht worden, auch in den Opern deutlicher auszusprechen. Aber diese einzelnen Irrtümer und die absichtliche Vermeidung eines Eingehens auf das Verhältnis Wagners zu den Sagenstoffen fallen gegenüber den entschiedenen Vorzügen des Buches nicht allzuschwer ins Gewicht. Wenn im allgemeinen nur die musikalische Seite behandelt wird, so weiß Adler doch gelegentlich auch die Bedeutung des gewählten dichterischen Stoffes treffend zu würdigen, so z. B. wenn er (S. 195) rühmt: „Unleugbar ist es, daß der ‚Ring' eine Wiedergeburt der altgermanischen Götter- und Heldensage aus der freien Liebesverbindung von Ton- und Dichtkunst ist und daß die germanisch-nordische Vorwelt in der Auffassung und Anschauung Wagners ein Teil unseres Bildungsbesitzes geworden ist."

Die poetische Leistung, mit welcher Wagner durch seine Ringdichtung alle andern Dramatisierungen der Nibelungensage übertraf, wird von Ernst Mrink, dem wir schon eine treffliche Untersuchung über „die sagenwissenschaftlichen Grundlagen der Nibelungendichtung Wagners" (Berlin 1892) verdanken, soeben neuerdings durch eine eingehende Vergleichung von „Hebbels und Wagners Nibelungendramen"[19]) mit Berücksichtigung der ganzen neueren Nibelungendichtung charakterisiert und im einzelnen erläutert. Um Wagners dichterischen und dramatischen Vorzügen gerecht zu werden, genügt es nicht, sich bloß an Adlers vorwiegend musikgeschichtliche Ausführungen zu halten. Wohl aber würden sich aufs nützlichste ergänzen Adlers Vorlesungen und Heinrich Bulthaupts „Dramaturgie der Oper",[20]) die in ihrer erneuten Gestaltung gerade für Wagner mannigfache Besserungen gegenüber der ersten Auflage aufweist.

Eine warme Anerkennung von Wagners dichterischer Leistung begegnen wir auch bei Ferdinand Eichler, der bei seiner Übersicht von Hans Sachsens Nachleben vom 16. bis ins 19. Jahrhundert[21]) Wagners poetischer Auffassung

[19]) Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte. Fünftes Heft. Leipzig, Verlag von Max Hesse 1905.

[20]) Zwei Bände. Zweite, neu bearbeitete Auflage. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf u. Härtel 1902. (I. Gluck, Mozart, Beethoven, Weber. II. Meyerbeer, Wagner (S. 33—323). Nach Wagners Tode.)

[21]) Eine Untersuchung zur Geschichte der deutschen Literatur. Leipzig, Otto Harrassowitz 1904. 234 S. 8°.

des Meisters nur Goethes Gedicht „Hans Sachsens poetische Sendung" für gleichwertig erklärt. Einen Überblick über „Meistergesangs- und Hans Sachsdramen", deren Kenntnis jüngst durch Wiederausgrabung von Adalbert Gyrowetz vergessenem Singspiel „Hans Sachs, Im vorgerückten Alter" (1834) vermehrt wurde, hatte auch schon Kurt Mey seiner tüchtigen Arbeit „Der Meistergesang in Geschichte und Kunst"[22]) als ein eigenes Kapitel (S. 271 f.) eingefügt. Als geschichtliche Erläuterung zu Wagners „Meistersingern" ist Meys ganzes Buch zu empfehlen. Eine ganz besonders warme Empfehlung verdient aber das „Wagner-Lesebuch" von Erich Kloß[23]). In den drei Gruppen „Bayreuthiana", „Wagneriana", „Humoristika" hat der verdiente Wagnerforscher eine Auswahl seiner stets in Gehalt und Form anziehenden kleineren Aufsätze gesammelt, die Wagner als Künstler und Menschen, den Kunst und Kulturwert seines Lebenswerkes anschaulich erkennen lassen sollen. Wie wir hier Wagners Kindheit, seine Dresdner Amtszeit und die Züricher Jahre streifen, so erinnern andere Aufsätze an Wagners bedeutsame Beziehungen zu Liszt und Bülow.

Wer die Geschichte Wagners und seiner Kunst — die beiden kann man in keiner Betrachtung von einander sondern — in den fünfziger Jahren kennen lernen will, der darf nicht bloß nach Zürich blicken, sondern muß ebenso sehr seinen Blick nach Weimar richten. Ruft doch Wagner selber einmal aus: „Wunderbar! durch Liszts, dieses seltensten aller Freunde Liebe, gewann ich in dem Augenblicke, wo ich heimatlos wurde, die wirkliche langersehnte, überall am falschen Orte gesuchte, nie gefundene Heimat für meine Kunst." Wie man in Deutschland nur langsam und meist widerwillig sich entschloß, Richard Wagner den ihm gebührenden Platz in der deutschen Literaturgeschichte einzuräumen, so hat man erst ganz neuerdings angefangen, auch dem neuweimarischen Kreise, der sich um Franz Liszt gesammelt hat, nach der Wichtigkeit seiner literarischen und kulturgeschichtlichen Bedeutung gerecht zu werden. Durch die Briefwechsel von Liszt und Bülow, durch Adelheid von Schorns Erinnerungen und Briefe, nicht zum mindesten auch durch Friedrich Hebbels bewundernde Berichte über die Altenburg gewannen wir in letzter Zeit Einblick in das wunderseltsam reiche geistige Leben, das sich im Liszt'schen Weimar entfaltete, um dann freilich noch in der Blütezeit rauh geknickt zu werden. Wie die Katastrophe mit der Aufführung von Peter Cornelius „Barbier von Bagdad" verbunden war, so bilden Cornelius' „Literarische Werke", die nun, dreißig Jahre nach dem viel zu frühen Tode des Ton- und Wortdichters, zum erstenmale gesammelt wurden,[24]) die

[22]) Ausführliche Erklärung der Tabulaturen, Schulregeln, Sitten und Gebräuche der Meistersinger, sowie deren Anwendung in Wagners „Die Meistersinger von Nürnberg". Zweite auf Grund handschriftlicher Quellenforschung und anderer Studien gänzlich umgearbeitete und wesentlich vermehrte Auflage. Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger 1901. XVI, 392 S. 8°.

[23]) Volkstümliches über Wagner und Bayreuth. Leipzig, C. F. W. Siegels Musikalienhandlung. 235 S. 8°.

[24]) Erste Gesamtausgabe im Auftrage seiner Familie herausgegeben. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel 1904. 8°. Bd. I und II: Ausgewählte Briefe gesammelt und herausgegeben von Karl Maria Cornelius XXXIII, 799 und 823 S. Bd. III: Aufsätze über Musik und Kunst zum erstenmal gesammelt und herausgegeben von Edgar Istel XVI, 251 S. Bd. IV: Gedichte gesammelt und herausgegeben von Adolf Stern LI, 422 S.

vielleicht wichtigste Quelle für die vertrautere Kenntnis des Liszt'schen Kreises. Und hatte Cornelius in Weimar den siegesfrohen Sturm und Drang der jungdeutschen Musiker mitgelebt, so sollte er in der Folge in Wien an Wagners Seite dessen trübsten Lebensabschnitt mitdurchleiden, um dann, von Wagners Königlichem Gönner nach München berufen, den dortigen Kämpfen als nahbeteiligter Augenzeuge beizuwohnen, nach Wagners und Bülows Scheiden aus der bayrischen Hauptstadt in ihr bis an sein frühes Ende auszuharren.

Ob man in den Gedichten das Festspiel „Künstlerweihe" zu Wagners sechzigstem Geburtstag oder in den Aufsätzen die wirklich großzügigen Studien über die Münchner Aufführungen von Lohengrin, Tannhäuser, Meistersinger ins Auge faßt, fast überall beim Durchblättern der 693 Briefe von Cornelius, neben denen wir solche von Wagner an Cornelius zum erstenmal gedruckt finden, überall gewinnen wir in den vier Bänden den Eindruck, daß sie einen wertvollen, ja unentbehrlichen Bestandteil der besten Auslese der Wagnerliteratur bilden. Nicht als ob dem Schöpfer des „Barbier", „Cid" und der herrlichen Braut- und Weihnachtslieder, dem trefflichen lyrischen Dichter der Anspruch auf seine selbständige Bedeutung irgendwie geschmälert werden sollte. In seiner liebenswürdigen Eigenart, die Adolf Stern wie schon früher so auch jetzt bei der vervollständigten Sammlung seiner Gedichte und poetischen Übersetzungen mit Freundeswärme geschildert hat, weiß Cornelius jeden, der ihm naht, zu fesseln. Aber nicht minder, ja vielleicht um so stärker tritt uns Cornelius' Persönlichkeit anziehend entgegen, wenn wir ihn als Mitwirkenden in dem großen Drama des von Wagner und Liszt um die Erneuerung und Würde der deutschen Kunst geführten Kampfes betrachten, seine mildere Individualität von dem streitbar schroffen Bülow, dem gewandten Brendel, von Raff und Tausig, ja von Liszt und Wagner selbst sich abheben sehen. Cornelius' Aufsatz „Deutsche Kunst und Richard Wagner" aus dem Jahre 1871 gehört neben den bereits genannten über die drei einzelnen Wagnerschen Dramen zum besten, was jemals über Wagner geschrieben wurde, gewiß zum Teil auch aus dem Grunde, weil Cornelius bei aller Verehrung für den Meister doch seine eigene menschliche und künstlerische Persönlichkeit zu wahren wußte. Die Entwicklung von Cornelius' Ansichten zeigen uns deutlich die 29 Aufsätze über Musik, denen drei über bildende Kunst zur Seite stehen. In Weimar lebte und webte er in den Erinnerungen von Goethe und Schiller. Die Gedichtsammlung enthält die Strophen, mit welchen er Schillers fünfzigsten Todestag feierte. Und eben aus diesem Versenken in den Geist der Weimarischen Klassiker erwuchs ihm die Erkenntnis, daß in Wagner der „recht eigentliche Nachfolger" Schillers erstanden sei. „Schillers Dramen, Beethovens Symphonien, Wagners Opern, das sind die Grundsteine der Denksäule, als welche das Nationaldrama des freien deutschen Volkes den fernsten Zeiten die Stirne zeigen wird."

Nachdruck verboten. — Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Otto Höpfner, Berlin.
Verlag von Alexander Duncker, Berlin W. 35. — Druck von A. Hopfer in Burg b. M.

Der Geist unserer alten Helden deutscher Kunst und Wissenschaft muß der unserige bleiben solange wir Deutsche bleiben. Der deutsche Künstler hat keinen Charakter oder den eines Albrecht Dürer, Kepler, Hans Sachs, eines Luther und Jacob Böhme. Rechtlich, treuherzig, gründlich, genau und tiefsinnig ist dieser Charakter, dabei unschuldig und etwas ungeschickt. Nur bei den Deutschen ist es eine Nationaleigenheit, die Kunst und die Wissenschaft blos um der Kunst und der Wissenschaft willen göttlich zu verehren.

Aus: „Die Fruchtschale." Eine Sammlung. Dritter Band: Friedrich Schlegels Fragmente und Ideen. Herausgegeben von Franz Deibel. München, R. Piper & Co.

Im polnischen Wind.

Erzählung

von

Carl Busse.

(Nachdruck verboten.)

Mitten über den Marktplatz von Kuchary ging an einem windigen Herbsttage des Jahres 1871 ein verwahrlost aussehender Mensch. Er war offensichtlich heute schon ein gutes Stück gewandert. Mit müden, schleppenden Bewegungen schritt er über das holperige Pflaster. Die Hände hatte er in die Hosentaschen gesteckt, die Arme dicht an den Körper gelegt und die Schultern so emporgezogen, daß der Hals beinah zwischen ihnen verschwand. Es machte den Eindruck, als ob er die dürftigen Kleider am Leibe festhalten müsse, damit sie nicht rutschten.

Der kleine Wochenmarkt hatte fast sein Ende erreicht. Nur wenige Bäuerinnen aus der Umgegend hielten noch mit dem Rest ihrer Waren aus. Breit und aufgeplustert wie große brütende Glucken hatten sie sich zusammengeduckt, daß der scharfe Wind ihnen nicht von unten her in die Röcke schlagen konnte. Da es aber nur etwa eine Stunde noch bis zum Mittagsläuten sein mochte, dachten auch sie an den Heimweg.

Der Fremde, der wegen seiner zerschlissenen Kleidung nicht weiter beachtet wurde, hatte unschlüssig schon zum zweiten Male den Platz über-

quert. Sein elendes, etwas gedunsenes Gesicht trug er meist gesenkt; das Kinn, von dem aus schwarze Bartstoppeln sich bis zu den Ohren zogen, hatte er fest nach unten gegen den schmierigen Kragen gedrückt. In größeren Zwischenräumen blieb er stehen und hustete. Dabei bog sich sein Rücken noch krummer, und die Brust kroch gleichsam in sich selbst zusammen, als wollte sie dem Schmerze nur ein ganz geringes Plätzchen überlassen — gerade so viel, wie unbedingt nötig war.

Als nun der kranke Landstreicher wiederum stehen blieb, unsicher, was er tun und lassen solle, lief mit einem Male ein flüchtiger Glanz über die Steine und die Mauern der alten Häuser. Und bald gaben die schnell vorüberfahrenden Wolken die Sonne droben ganz frei, so daß ihr wärmendes Licht ungehemmt alles überströmen konnte. Da war es, als ob der müde Mensch auflebte. Ohne zu zögern, so schnell er konnte, ging er auf einen Prellstein zu, der sich schräg gegen den Torweg eines Hauses lehnte. Dort setzte er sich nieder, in die grelle Sonne hinein, grad' als wollt' er sich Glied für Glied durchleuchten lassen. Wohlig streckte er die Beine aus, lehnte sich mit dem Rücken gegen den harten Balken und zwinkerte durch die Lider nach dem goldnen Licht empor.

Er erschrak auch nicht, als in seiner Nähe die Helmspitze des Gendarms funkelte. Halb aus Pflicht, halb aus Neugier kam der Beamte heran. Viele Jahre schon war er im Dienst; er kannte die „Kunden", und die Kunden ihn. Sie wußten auch alle, daß der kleine Gendarm Hähnel mit dem schönen roten Bart, den er sorgsam pflegte, kein Unmensch war. Selbst die gewohnheitsmäßige strenge Amtsmiene hatte die natürliche Gutmütigkeit seines Gesichtes nicht ganz unterdrücken können.

Langsam näherte er sich jetzt dem Prellstein, fast in einer gewissen Neugier. Wenn er guter Laune war, pflegte er die Sonnenbrüder nur mit „Euer Herrlichkeit" anzureden. Und dieser hier hatte etwas eigenes ... ohne Zweifel! Es war gleichsam eine bessere Art von Landstreicher. Schon daß er einen Kragen trug ...! Und nicht nur das: er erhob sich jetzt auch, er wußte, was sich schickte. Ja, er zerrte sogar noch eine Manschette vor ... eine zerfranste und schmutzige, doch eine Manschette.

„Nun, Euer Herrlichkeit, — woher und wohin? Papiere in Ordnung?"

Ja, es wäre alles richtig. Wenn er sie zeigen solle — —.

Aber der Rotbart verließ sich auf seinen Scharfblick. Es sei schon gut. Nur dies eine wolle er noch sagen: gebettelt dürfe hier nicht werden. In Kuchary dulde man dergleichen durchaus nicht.

„Ich bettle ja nicht," erwiderte der Landstreicher. Er hatte eine ruhige, gleichmäßige Stimme. „Nur die Beine ausruhn — das ist doch erlaubt."

„Kenn' ich schon, kenn' ich alles," wehrte der Gendarm ab und begann weiterzugehen. „Aber kaum ist man um die Ecke, fängt die Fechterei an. Das beste ist, Euer Herrlichkeit, man macht schleunigst, daß man weiterkommt."

Der andere nickte. Er hielt die Papiere, die er vorzeigen wollte, noch in der Hand und blickte dem Rotbart nach. Erst nach einer kleinen Weile setzte er sich wieder, lachte kurz und fing an zu murmeln und zu reden, obwohl niemand ihn mehr hören konnte.

„Hier in Kuchary duldet man es nicht ... es ist eine ordnungsliebende Stadt, dieses Kuchary. Wo aber, Pan Wachtmeister, duldet man es überhaupt? Viele Städte hab' ich gesehen, und immer hieß es: geh weiter! Durch das ganze Deutsche Reich kann man so kommen. Immer jagen sie einen in den nächsten Ort."

Achselzuckend starrte er vor sich hin. Dann machte er eine Bewegung, als wäre es gleichgültig. Das beste war doch, daß er sich hier in die Sonne huschen konnte. Die Sonne war das größte Geschenk Gottes .., nur müßte sie ohne Unterbrechung scheinen.

Aber wie lange noch, dann war auch sie weg. Heute noch, morgen vielleicht — und dann? Dann würde der Nebel kommen, der graue ... in die dünnen Kleider würde er sich setzen, bis sie ganz vollgesogen wären von Feuchtigkeit. Schwer würden sie am Leibe hängen — schon jetzt fühlte er es. Und die Beine würden gar nicht mehr vorwärts wollen.

Er hob den einen Fuß, hob den andern. Er sah drauf nieder und horchte, als ob sie sprechen könnten, als ob sie gar nicht zu ihm gehörten, sondern etwas Selbständiges wären, das ihn Tag und Nacht Meile und Meile getragen hätte. Nun wurden sie schwer. Nun schienen sie zu bitten: Genug, Waclaw Kurras ... hab Erbarmen! Wir wollen nicht mehr, wir können nicht mehr. Wir sind schwach und verbraucht, wir zittern. Hinlegen wollen wir uns und nicht wieder aufstehen ... ruhn, ruhn, ruhn!

Der Landstreicher wollt' etwas erwidern, da kam ihm der Husten dazwischen. Er brauchte immer eine gewisse Zeit, ehe er die zusammengekrümmte Brust wieder atmend zu dehnen wagte. Wie ein feines, ganz feines Sägen darin — unbedeutend, aber er fühlte es, vernahm es. Und auch die Brust schien zu bitten: „Genug, Waclaw Kurras ... hab' Erbarmen! Hast mich durch Wind geschleppt und durch Regen, durch Schnee und Hagel, durch Hitze und Kälte — immer unter dem Röckchen hier. Nun kann ich nicht mehr! Gönn' auch mir, daß ich ruhe ... warm, warm, warm!"

Es war alles richtig. Die Füße hatten recht, die Brust hatte recht. Man mußte es einsehen.

Und er sah es auch ein. —

Als der Gendarm ein paar Stunden später den Marktplatz von neuem betrat, wollt' er seinen Augen kaum trauen: dort, auf dem Prellstein, saß der Vagabund noch immer ... ohne sich zu rühren, vor sich hinstarrend auf die Steine, als ob er sie zählen wolle. Aber als hätte er trotz seiner Versunkenheit den Blick der auf ihn gerichteten Augen gefühlt, hob er den Kopf, sah den Rotbart an und nickte. Es war gleichsam die Bekräftigung eines Entschlusses, der langsam in ihm gereift war.

Ja, er war müde, er wollte ein Ende machen. Allem entgehen: der Wanderschaft, den feuchten Nebeln, den kalten Nächten, der ganzen Ziel- und Zwecklosigkeit dieses Daseins. Eigentlich hatte er sich noch durchschlagen wollen bis nach Gnesen. Aber es war zu weit; er kam heut doch nicht mehr hin. Und wo schlafen? Hier im Torweg?

Vor ihm lag ein lockerer Stein. Er brauchte damit nur die glänzende Scheibe des benachbarten Schlächterladens zu zertrümmern, und alles war erledigt. Der Gendarm stand drüben schon bereit — nichts konnte einfacher sein. Nur dies war widerlich, wenn die Leute herausstürzen, ihn verfluchen, ihn vielleicht schlagen würden! Und außerdem: er, der Waclaw Kurras, war doch ein gebildeter Mann. Keine Gewalttätigkeiten gegen Nebenmenschen ... Wozu? Es ging doch auch anders.

Er lächelte halb höhnisch, halb verächtlich. Ja, es ging auch anders ... ohne Gewalt. Und es lag mehr in der Linie seines Lebens. Der Schluß paßte dann besser.

Ohne zu zögern, noch immer das seltsame Lächeln um die Lippen, erhob er sich und schritt auf den Rotbart zu, der ihn ruhig erwartete. Als er vor ihm stand, faßte er an die Mütze und sprach ein paar polnische Worte.

Unwillkürlich fuhr der Gendarm zurück, als hätte er nicht recht gehört. Er konnte natürlich polnisch, aber während ihm das Blut ins Gesicht schoß, schrie er: „Scher' dich zum Teufel, pśia krew! Denkst du, Kerl verdammter, ich verstehe dein verfluchtes Popolsko?"

Und als ob er Furcht hätte, mehr zu hören, drehte er sich wütend und unwirsch ab, wobei er dem Landstreicher nur noch zurief, gefälligst Beine zu machen und aus der Stadt zu verschwinden. Er selber ging mit langen Schritten gleichfalls davon.

Waclaw Kurras lächelte. Es war ein gutmütig-erstauntes Lächeln. Also der Gendarm wollte nichts hören, wollt' ihn nicht einsperren! Selbst in der Uniform gab es noch solche lieben Menschen!

Er zögerte wirklich einen Augenblick. Aber dann dachte er an die Nacht, dachte daran, daß lieber dieser Menschenfreund ihn nach Gnesen bringen solle als ein andrer, und lief dem Rotbart nach.

„Pan Wachtmeister," sagte er wie entschuldigend, „wenn Sie nicht polnisch verstehen, so kann ich ja deutsch reden. Verzeihen Sie mir und hören Sie gut zu: Euer König Wilhelm, der ja nun gar Kaiser ist — —"

„Kerl!" schrie der Gendarm und griff ihn vorn am Rock. Doch der Landstreicher ließ sich nicht beirren. Ruhig, gleichmütig und lächelnd vollendete er den Satz, der eine grobe Majestätsbeleidigung enthielt.

Das war dem Rotbart noch nicht vorgekommen. Sprachlos starrte er den Kerl an: offenbar ein Verrückter. Aber nun konnte er nicht anders: er verhaftete ihn also und führte ihn dem Bürgermeister vor, einem Herrn von Breest, der gleichzeitig auch Distriktskommissarius war und also die höchste kommunale und staatliche Macht in dem wenig über tausend Seelen zählenden Kuchary ausübte.

Der Gewaltige schlürfte gerade seinen Nachmittagskaffee. Aber er sprang entsetzt vom Stuhl auf, als Hähnel ihm ein wenig zögernd Bericht erstattete. In Kuchary, in seinem Kuchary passierte dergleichen! Das war ja nicht möglich! Der Gendarm mußte sich entschieden verhört haben. Und Herr von Breest fragte selber.

Aber ruhig, fast gleichmütig wiederholte Waclaw Kurras jedes Wort.

Die Sache mußte protokolliert werden, der Verhaftete seine Papiere vorzeigen.

„Sie heißen also ... also Waclaw Kurras und sind am 7. August 1838 in Trzemeszno geboren."

„Jawohl."

„Ihr Beruf," fuhr Herr von Breest fort und blickte von neuem in die Papiere — aber als wär' ihm jedes weitere Wort abgeschnitten, starrte er plötzlich den Landstreicher an. Er las noch einmal, wurde rot vor Wut und schlug mit der Faust so heftig auf den Tisch, daß die mächtigen Tintenfässer zitterten und die Kaffeetasse klirrte.

„Kerl, wie kommst du zu diesen Papieren?"

„Es sind meine."

„Gestohlen sind sie," schrie der Kommissarius. „Diese unerhörte Frechheit. ... Dr. phil. ... haha! Hähnel, was sagen Sie dazu? Doktor der Philosophie will der Kerl sein!"

Der Landstreicher machte kaum eine Bewegung. Aber als jetzt alles auf Antwort zu warten schien, sprach er: „Nun ja — Dr. phil." Wieder mit der gleichgültigen, ruhigen Stimme.

Die beiden Schreiber schrieben nicht mehr. Ganz plötzlich hatte das Rasseln der Federn aufgehört. Herr von Breest schüttelte nur den Kopf und lachte dazwischen kurz, wie belustigt, auf, während der Gendarm halb scheu seinen Gefangenen ansah.

„Also schön," sprach der Kommissarius dann, — „Dr. phil. Altphilologe — wie? Sozusagen klassische Sache. Werden wir gleich haben."

Und während er das linke Auge zukniff und mit den Fingerspitzen das Kinn knetete:

„Dann erzählen Sie mir doch, Herr Doktor der Philosophie, wie Homers Odyssee anfängt."

Ein höhnisches Lächeln flog über das Antlitz des Landstreichers. Er begann: „Andra moi ennepe, Musa, polytropon ..." Eintönig sagte er die Hexameter her. Allmählich jedoch schienen ihn die Verse zu ergreifen, die Stimme hob sich, sie ward freier und voller, seine Backen fingen an sich zu röten ... vielleicht war es auch nur, weil es hier im Zimmer wärmer war, als draußen.

Keiner unterbrach ihn. Mit offenem Munde starrten die Schreiber ihn an. Herr von Breest schien verwirrt und klopfte schließlich mit dem weißen Hornknöpfchen seines Bleistiftes taktmäßig die Hebungen der Hexameter mit. Der Gendarm hielt den Helm so vorsichtig, daß die Schuppenketten nicht klirrten.

Erst ein jäher Hustenreiz, gegen den es keinen Widerstand gab, unterbrach die Deklamation. Waclaw Kurras krümmte sich zusammen, und als der Anfall vorüber war, sagte er: „Es ist wohl genug. Sonst — —"

„Natürlich, natürlich," fiel der Kommissarius ein. Er lachte nicht mehr und brachte ein paar Akten, die er eilfertig ordnen wollte, in Verwirrung.

„Geben Sie dem Manne mal einen Stuhl, Hähnel. Scheinen überhaupt nicht ganz kapitelfest zu sein — wie?"

Erst allmählich fand er sich aus seiner Verlegenheit zurück. Noch niemals wäre ihm ein solcher Fall vorgekommen, und daß gerade ein alter Akademiker so dastünde, wäre doppelt bedauerlich. Er sprach von der abschüssigen Bahn, die schon so viele ins Unglück gebracht habe, gab seiner Entrüstung über die Majestätsbeleidigung Ausdruck und fragte den merkwürdigen Menschen, aus welchem Grunde er denn eigentlich den allverehrten Monarchen so beschimpft habe.

Mit der Antwort zögerte Waclaw Kurras. „Es ist eben," erwiderte er endlich, „wie es ist. Und so ist es am besten."

Auf ähnliche Weise wich er auch allen weiteren Fragen nach seinem Vorleben aus.

Bevor er abgeführt wurde, rief Herr von Breest den Gendarm noch einmal ins Nebenzimmer. Der „Dr. phil.“ war ihm doch in die Knochen gefahren. Außerdem war der Mensch entschieden krank und wahrscheinlich übergeschnappt. Man mußte ihn anders behandeln, als das übrige Gesindel. Und so bekam der Rotbart Befehl, für eine genügende Beköstigung und ein leidlich warmes Nachtlager zu sorgen. Gleich am nächsten Tage sollte dann das wunderliche Individuum zur Vermeidung weiterer Unkosten nach Gnesen abgeschoben werden. Mochten dann die Gnesener sehen, wie sie mit ihm fertig wurden!

Das alte Spritzenhaus war das wenig benutzte Haftlokal. Gendarm Hähnel brachte ein paar Decken für die Pritsche, überzeugte sich, daß der Gefangene die bestellte warme Suppe bekam und fragte ihn dann, ob er noch einen weiteren Wunsch hätte.

Waclaw Kurras wollte erst nicht recht mit der Sprache heraus. Dann gestand er es: wenn er vielleicht um einen reinen Kragen bitten dürfte ... Es sei für morgen, wenn er nach Gnesen komme ...

* * *

Feine Nebel brauten in der Frühe des nächsten Tages über den Gründen. Aber sie zerteilten sich bald vor der aufsteigenden Sonne. Und nun wurden, wohin man auch blicken mochte, alle Fernen deutlicher und näher, und was auf dem Wege zu ihnen lag, stand klarer und schöner als je in der weißen durchsichtigen Luft.

Es war Wanderwetter, und schon früh kam der kleine Gendarm Hähnel zum Spritzenhaus. „Munter, munter, Euer Herrlichkeit — immer den Schlaf aus den Augen gerieben!“

Doch Waclaw Kurras saß bereits fertig angekleidet auf der Pritsche und blickte zu dem hochgelegenen Fenster empor, durch das ein Lichtstrom brach und in schrägen Streifen durch den engen Raum zog.

Wie einem Freunde nickte der Gefangene dem Rotbart zu. Und der, als er ihn sah, vergaß fürs nächste wiederum seine lustige Anrede. Er stellte ihm die dampfende Suppe hin und legte einen tüchtigen Kanten Brot dazu.

„Der Weg ist weit, Freundchen ... fünf Stunden zu laufen. Und der Stärkste, meiner Treu, seid Ihr nicht.“

— „Fehlt Euch was?“ fügte er hinzu, denn ihm schien, ein leiser Flackerschein wie von heimlichem Fieber stünde in den Augen des Landstreichers. Der jedoch schüttelte den Kopf.

Er wolle nur, daß es ihm immer so gut ginge. Tief hätte er geschlafen. Und nun wäre die Sonne da.

Seine Suppe verzehrte er auch bis auf den letzten Tropfen.

„Und hier ist noch etwas," sagte der Gendarm dann. Er wickelte es aus: es war der Kragen, der reine Kragen. Nur oben am Rande ein wenig abgestoßen und ausgefasert. Das beste konnt' man doch nicht weggeben.

Waclaw Kurras sah ihn scheu an. Er drehte sich um und sagte: „Vielen Dank, Herr!" Lange bastelte er sodann, eh' der Kragen saß. Für seinen mageren Hals war er lächerlich weit. Aber schon das Gefühl, daß es ein sauberer war!

Auch auf der Brust fühlte er sich heut viel freier.

„Gestern," sprach er, „im Wind auf dem Markte hab ich gedacht: das Frühjahr, Freundchen, wirst du nicht mehr erleben. Und heut — Pan Wachtmeister, ich könnt' vielleicht noch mal gesund werden ... und alles wieder gut ... wieder anständig."

Er schluckte, ward kleinlaut: „Die Sonne macht es," murmelte er entschuldigend, — „jedem macht die Sonne Hoffnung."

Sie gingen schon durch die Frühe und durch die stillen Gassen Kucharys. Bald waren sie auf der Chaussee, die nach Gnesen führte.

Windstill und ruhig war die Luft, weißer Klarheit voll. Vogelschwärme strebten in der Höhe südwärts; verlorene Stimmen der ziehenden Völker klangen durch die große Stille hernieder. Über den Stoppeln und Wiesen spielte Mariengarn, häkelte sich an jeden Busch fest oder flog, von nicht fühlbaren Luftströmungen getragen, weiter. Trotz der leuchtenden Sonne war es noch nicht warm. Die Telegraphenstangen standen noch beschlagen vom Reif der kühlen Nacht. Auch auf den gespannten Drähten blitzte er funkelnd im Morgenlicht. Vor den Wanderern her, immer wieder von ihren Schritten aufgescheucht und immer wieder in einiger Entfernung in die Wipfel fallend, tummelten sich Scharen von Sperlingen. Es war das einzige Leben ringsum, seit droben die Wanderschwärme vorübergezogen waren. Groß und leer stand die Glocke des Himmels, blaßblau, nur versprengte weiße Federwölkchen darin, die gleichfalls zu wandern schienen. Und fern verlaufend Wälder und Wälder mit den deutlich sichtbaren Abstufungen ihrer Farben.

Fast eine Stunde lang waren der Gendarm und sein Gefangener durch diese herbstliche Frühe und Schönheit marschiert, ohne mehr als einige nebensächliche Worte zu reden. Der Rotbart fand den Ton nicht recht; Waclaw Kurras wiederum fror noch ein wenig und hielt die Blicke stets in die entschleierte Ferne gerichtet. In seinen Augen lag auch jetzt ein flackriges Glänzen. Es war gerade, als hätte er keine Zeit mehr

und wollte sich doch die Nähe und die Weite, Erde und Himmel, alles, was hell war und sich um ihn dehnte, noch zu eigen machen.

Da hörte er ein feines Klirren. Sein Begleiter hatte die Feldflasche vorgeholt und schraubte sie auf. Er nahm einen guten Schluck, zögerte und füllte dann langsam den kleinen Becher, der den Verschluß bildete, noch einmal. Um nichts zu vergießen, mußt' er dabei stehen bleiben. Stehen blieb auch Waclaw Kurras.

Aber er erschrak fast, als der Gendarm, ohne ihn anzusehen, noch immer die Flasche schräg in der Hand, sagte:

„Nun, Euer Herrlichkeit, wie wär's? Mit jedem teilt man ja nicht ..."

Der Landstreicher murmelte etwas Unverständliches, bückte sich nach einem Stein und warf ihn zwecklos nach einem Baumstamm. Dann ergriff er das Becherchen, verschüttete sogar ein paar Tropfen und trank es mit einem Zuge leer.

Es wurde ihm warm und wohlig danach. Leichter ging er dahin, mehr und mehr erhielt auch die Sonne wärmende Kraft. Und immer enger rückte er an den Rotbart heran, dem er noch nicht einmal deutlich gedankt hatte. Es zuckte um seine Lippen, als wollt' er reden. Noch hafteten die Augen hartnäckig in der Ferne, aber das Flackrige verglomm darin, und sie wurden still und hell wie die Luft und die Landschaft.

Und plötzlich begann er wirklich zu sprechen.

„Gott," sagte er, „ist gnädig zu mir. Bevor ich sterbe, soll ich noch einmal alles sehen. Wie die Sonne groß am Himmel leuchtet und wie das Mariengarn fliegt. Wie die Vögel wandern und die Wolken und wir selber. Vielleicht auch kommen wir noch an Wasser, und wieder hör' ich das Rohr. Hell, hell der ganze letzte Tag. Auch einen guten Menschen hab' ich noch getroffen. Sagen Sie selbst: wie viele würden mich höhnen und verfluchen, mich vielleicht schlagen, weil sie so neben mir laufen müssen. Sie jedoch geben mir zu trinken ... aus Ihrem eigenen Becher."

Er nickte vor sich hin, und wieder verlor sich sein Blick in die Ferne.

„So weit," sprach er stammelnd und hob den Arm in einer Bewegung, als wär' alles sein, — „Felder und Wiesen. Es wachsen darauf Korn und Gräser und rauschen. Und es geht hin und wächst wieder neues, und immer ist der Himmel darüber, und Menschen gehen vorbei, heute wir, morgen andere. Manche, Pan Wachtmeister, sind unter ihnen, die können das sagen und aussprechen, wie groß und schön dies alles ist: die, welche jene Bücher schreiben, in denen immer unvergänglich bleibt, was hier vergeht.

Auch ich, Freundchen, wollt' so einer werden."

Der Gendarm wunderte sich darüber auch gar nicht.

„Und warum nicht, Pan Doktor?“ fragte er nur.

Er bekam lange keine Antwort. Schweigend schritt der Landstreicher neben ihm. Sein Haupt senkte sich. Und als ob er damit erwidern könne, sprach er: „Ich bin ein Unkraut. Gott wird mich rupfen und wegwerfen.“

Nachdem sie einige Zeit von neuem wortlos gewandert waren, gelangten sie an ein Christusbild, vor dem eine Bank stand. Waclaw Kurras bat, sich ein wenig ausruhen zu dürfen. Sie setzten sich beide. Die große Ebene lag klar und weit vor ihnen.

„Selten nur,“ sagte der Landstreicher, „hat man solch eine Fernsicht. Und immer nur spät im Jahr, wenn der Tod nahe ist. Da ist die Mühle ... ganz hinten am Horizont ... und wie scharf gezogen, Flügel um Flügel. Nur heut wird man sie noch so sehen. Morgen schon fallen die Schleier.“

Und plötzlich: „Erlauben Sie, Pan Wachtmeister, daß ich Ihnen erzähle. Aus allem kann man lernen. Auch das Unkraut wächst wie das Kraut ... nach denselben Gesetzen. Nichts anderes könnte ich Ihnen geben. Bleiben Sie ein wenig, lassen Sie uns sitzen. Nach Gnesen kommen wir früh genug. Der letzte Tag, der letzte gute Mensch ... zu keinem anderen werde ich mehr sprechen. Auch ich sehe heut wie durch Glas ... durch alle Jahre bis in die ferne Jugend.“

Seine Backen röteten sich, seine Augen wurden lebendig, seine Stimme war nicht mehr gleichmütig, ergeben, ruhig, sie zitterte ein wenig und brannte vor Begier, einmal alles auszusprechen.

Da nickte der kleine Gendarm Hähnel ermunternd. Nicht nur aus Neugierde. Er fühlte wohl, daß ein armer Sünder hier beichten wolle und daß es unmenschlich gewesen wäre, ihm die Erlaubnis zu verweigern.

Und Waclaw Kurras erzählte.

I.

Mein Vater war Advokat in Trzemeszno. Er steht mir als schöner und schlanker Mann im Gedächtnis, der mit peinlicher Sorgfalt auf sein Äußeres hielt und gewiß niemals ohne Handschuh die Straße betreten hätte. Die teuersten Weine und besten Zigaretten waren ihm gerade recht. Er verschwendete unsinnig viel Geld damit, aber da seine Praxis ausgezeichnet war, konnt' er es sich am Ende leisten. Besonders der polnische Adel ringsum gehörte zu seiner Klientel und war fest auf ihn eingeschworen. Denn mein Vater war unter den Anwälten der Stadt nicht nur der einzige Pole, konnte nicht nur leidlich gut reden — seine Frau entstammte auch selber der Slachta.

So gab es stets sehr viel zu tun. Vielleicht hat der Alte deshalb nie für mich Zeit gehabt. Zuerst hab' ich wohl manchmal Tränen geschluckt, denn mir schien, in den früheren Jahren sei es anders gewesen. Dann jedoch hab' ich mich so abgefunden. Hin und wieder strich er mir eilig übers Haar: „Na, mein Junge?" Aber eh' ich antworten konnte, war er schon wieder weg.

Trotzdem hatte er in seiner Art mich wohl lieber als die Mutter. Sehr schön muß sie früher gewesen sein, heißblütig und heftig. Sie war immer in irgend einer Aufregung. Alle drei Wochen bekam sie ganz plötzlich, aus heiterer Luft heraus, einen Anfall von mütterlicher Zärtlichkeit. Dann stürzte sie mir um den Hals: „Waclaw . . . mein Einzigster," und küßt mich, drückt mich, liebkost mich. Aber ebenso schnell und mit ebensolcher Heftigkeit stürzte sie sich bald auf etwas anderes, ein Kleid, eine neue Freundin, eine Gesellschaft, ein Buch. Immer dampfte sie . . . es lag in ihrer Natur.

Sie führte im Hause auch durchaus das Regiment. Alles ließ sich der Vater von ihr bieten. Sie weinte und schrie, warum sie, die von altem Adel wäre, ihn eigentlich geheiratet hätte; sie verlangte Geld und kostbare Kleider; sie wollt' heut ins Bad reisen, morgen sich ein Haus bauen und übermorgen Pferd und Wagen haben. Und Väterchen gab, gab, gab, duckte sich seufzend, schmeichelte ihr, beruhigte sie. Denn so stattlich er aussah, so feige war er. Er zuckte immer zurück. Selbst ich hatte das bemerkt, und die Mutter wußt' es natürlich noch besser. Sie verhöhnte ihn zwar deshalb, aber sie rechnete auch damit. Manchmal jedoch, wie alle Menschen dieser Art, konnt' er in eine rasende Wut kommen. Dann fühlte und hielt er sich selbst nicht mehr, zerschlug Spiegel und Möbelstücke, tobte durch die Zimmer und wäre blindlings auch gegen Kanonen losmarschiert — gleichgültig, ob sie ihn zerrissen hätten. In solchen Fällen schloß sich die Mutter einen ganzen Tag ein, aß nichts, lag auf den Knieen und betete. War die Wut des Vaters vorüber, so schämte er sich, duckte sich noch ärger und war feiger als je.

Ich war das einzige Kind, doch je älter und größer ich wurde, desto weniger kümmerten sich die Eltern um mich. Vielleicht war ich der Mutter zu schnell in die Höhe geschossen, denn sie wollte noch immer die junge und schöne Frau spielen. Der Vater wiederum ging dazumal schon in sein Verderben. Es hatte damit angefangen, daß von Posen her in unser Nebenhaus die Dudeks gezogen waren.

Was der alte Dudek eigentlich war, weiß ich nicht. Er machte jedenfalls ein Restaurant auf, in dem tagsüber keine Katze sich blicken

ließ. Gegen Abend jedoch erschienen ein paar Gutsbesitzer aus der Umgegend, und wie das einmal so geht — die ganze Nacht Ungar und Jeu und eine Riesenzeche! Als der Alte starb, übernahm der Sohn das Geschäft. Ein wüster Kerl, aber elegant, mit stets gewichstem Schnurrbart ... gleich ließ er aus Posen eine „Wirtschafterin" kommen ... Sie verstehen. Ein Weib, nicht die allerjüngste mehr, aber voll und saftig, eine von den gefährlichen, die einem den Speck ganz dicht vor die Nase halten und ihn zuletzt doch immer wieder wegziehen. Und nun dauerte es gar nicht lange, da fuhr der gesamte Adel abends vor, oft vierspännig ... und das Dienstmädchen der Dudeks klopfte bei uns an, ob der Vater nicht auch auf einen Sprung einmal hinüberkommen möchte.

Er wollte erst durchaus nicht. Aber schließlich: es war die Kundschaft, der Adel. Um die Klientel zu pflegen, folgte er der Bitte. Später jedoch brauchte man ihn nicht erst holen zu lassen. Er ging von selber ... kaum daß er erwarten konnte, daß es dunkel ward.

Ich selbst hab' mich wenig darum gekümmert. Viel Liebe zu den Eltern hatt' ich nicht. Wo sollt' sie herkommen? Einmal, erinnere ich mich, fuhr ich des Nachts in die Höhe: auf der Treppe hatte es einen schweren Fall gegeben. Da mußt' ich lachen. Väterchen war wohl betrunken ... natürlich ... von den Dudeks kam er zurück und war gestolpert. Hör' auch gleich darauf, wie die Mutter kräftig zu geigen beginnt, wie der Vater sie beruhigen will. Als alles nichts hilft, lacht er, und dazwischen klirren viele Goldstücke. Er hatte sie wohl gewonnen und mochte sich nun damit die Verzeihung seiner Frau erkaufen. Denn es ward ganz plötzlich ruhig.

Von mir zu reden: gut — schlecht, was war ich? Äußerlich war ich groß, aber nur dünn. Mager wie die Ziege der Cisielska, die zwischen lauter fetter Weide nicht rund werden wollte. Und sonst ... äh, von seinem Erbteil kommt man schlecht los. Ich war wie der Vater: feige, und wie die Mutter: von heftiger Begehrlichkeit. Mit Allgewalt konnt' ich mich auf etwas stürzen, aber bald, Freundchen, war es aus. Nichts hielt ich durch ... ganz ohne Energie war ich. Und eitel, eitel! Wenn alle auf mich sahen, dann konnt' ich wild werden wie der Vater, doch wie bei ihm war es nicht Tapferkeit, sondern höchstens Tollheit ... ohne Sinn und Zweck. Am liebsten lag ich in der Sonne, stundenlang, auf Wiesen, und hörte auf alle Geräusche. Gern las ich auch die Dichter ... Slowacki ... und hab geweint. Hier drin, in der Brust, wurde es dann so weit: so wollt' ich auch werden, ein guter Mensch, ein Dichter. Und immer, wenn sich das Herz mir so gut und rein gedehnt hat, hört' ich

ein Rauschen ... ein seltsames und schönes, wie es durch die Welt und durch mein ganzes Leben geht, dem ich nicht genug zuhören kann, das auch jetzt noch mir treu blieb.

Wer erklärt das und sagt mir seine Bedeutung? Viele Nächte, Pan Wachtmeister, werf' ich mich hin, her. Müde bin ich und kann nicht schlafen. Und wenn man so liegt, liegt, liegt, und der Schweiß kommt, hört man immer rauschen. Manchmal, im Sommer, nach der Wanderschaft hab' ich im Heu geruht. Und alles war still, kein Zweigchen wehte, kein Gräschen, fortwährend jedoch das heimliche Rauschen. Was ist das, denk ich. Das Fieber, das Blut, die Nacht? Gott allein weiß es. Es hat mich begleitet von Jugend an; in der Jugend war es am stärksten. Da rauschte das Schilf, das Rohr, das Wasser. Als Knabe horcht' ich darauf und konnt es nicht auseinanderhalten, wußte auch niemals, ob nicht zutiefst noch etwas andres dahinter wäre, was mir verborgen bliebe. Und sehen Sie, während ich alles dieses hier erzähle, hab' ich es wieder im Ohr, und mir ist, als käme es weither und hätte seine besondere Art wie jenes, das einst durch unseren Garten ging.

Dieser Garten war langgestreckt, doch ohne größere Breite. Vorn Blumen und Büsche, dann die Obstbäume, zuletzt die Wiese zum Bleichen. Dahinter kam das Schilf, kam der Graben. Und seltsam ist dies: ich hab' doch wie jeder Mensch gegessen und geschlafen, bin in die Schule gegangen und auf die Straße, es ist Winter gewesen, und Schnee hat den Garten gedeckt. Aber immer ist mir, ich hätte meine ganze Jugendzeit nur da unten gesessen, und immer wäre heiße Sonne gewesen, und Schmetterlinge und Vögel hätten mir Gesellschaft geleistet ... noch häufiger als sie jedoch Nastia Dudek. Wie mir das deutlich wird: die Luft glüht ... leise, leise hört man sie kochen. Von den Wiesen und Gärten schwimmt ab und zu eine heiße Welle herüber, süßlich ... das ist vom Klee, an dem die Bienen hängen, oder schwer und matt ... von den Stockrosen drüben. Lauwarm riecht das Wasser. Ein Graben nur, aber es plätschert so hin, klar und immer durch die Wiesen. Auch Fische sind drinnen ... wie Silber schießt es durch: das sind die Ukleis, frech, glitzernd, ständig hoch oben. Mehr in der Mitte die Plötze, die Rotfedern mit den roten Augen und Flossen, viel vornehmer schon, und feine Schwimmer. Unten jedoch, als lägen sie auf dem Boden, stehen die Gründlinge, fett, unbeweglich, vor sich hinsinnend wie Philosophen.

Und hui, alles weg! Mit einem Male! Aber Nastia Dudek lacht. Sie hat die Strümpfe ausgezogen, und ihre Füße fegen durchs Wasser, schaukeln sich, plätschern, dann werden sie ruhig. Nicht ein Fischchen ist

mehr zu sehen, aber das Wasser rinnt weiter wie vorhin und drängt sich um die weißen, kleinen, kühlen Füße. Neben der Schöpfbank, auf der die Nastia sitzt, steh' ich selber und blick' in die sonnigen Wellen. Einmal kommt aus einem Uferloch ein Krebs ... ich muß noch jetzt lachen. Oder eine Spinne mit langen Beinen läuft geschwind über die blanke Flut, gerade als ging' sie über Sand spazieren. Dann schreit die Nastia auf und zieht erschrocken die Füße hoch, daß die Tropfen davon abrieseln und den klaren Spiegel unruhig machen. Doch bald ist alles wieder ruhig und nichts hört man mehr, als das Rauschen. Das Rohr, das Schilf ... schön! Man sagt so: es rauscht. Aber *wie* rauscht es? Wer weiß das, wer hört das? Kommt ein Rohrspatz ... pst, ganz still ... auch Nastia regt sich nicht. Nur der kleine Vogel, geschwind, geschwind und eifrig, klammert sich an einen Schaft und äugt. Erlauben Sie, sagt der Schaft und nickt, fortwährend verbeugt er sich, weil er Besuch hat. Und jedesmal streift er die andern, die Brüder. Die verneigen sich auch, schwächer natürlich, aber aus Höflichkeit für den Gast. Niemand ist so höflich wie das Rohr. Es ist ein Kriecher, ein Diplomat. Doch dann wird es Nastia langweilig. Vorsichtig hebt sie einen Fuß und klatscht damit auf's Wasser. Hui, spritzen die Tropfen, und im Nu, halbtot vor Angst, ist der Sperling verschwunden. Da, zum Abschied, schaukelt sich das Rohr noch einmal stärker, ganz krumm biegt es sich, zittert hin und her, leiser stets, und kommt zur Ruhe. Ganz wie ein Mensch, den Schweres betroffen hat und der sich nach und nach zurechtfindet.

Viel wilder jedoch als der kleine Vogel ist der Wind, der Zigeuner. Der bläst in die braunen Fahnen des Rohrs, daß sie flattern, der erschreckt und zerrt und peitscht das grüne Schilf, ob es seitwärts auch seine spitzen Blätter wie Schwerter vorstreckt, und alles berührt sich, läutet zusammen, summt, rauscht — ein großer Chor ist es, dem man niemals genug zuhören kann.

Wir beide, die Nastia Dubek und ich, wissen ihn auswendig, aber wir lauschen immer von neuem. Ich kann nicht sagen, ob sie dasselbe fühlte wie ich, denn sie sprach nicht darüber und blickte lieber auf ihre schimmernden Füße, als auf das wehende Rohr. Auch sonst war sie viel tätiger und lebendiger als ich. Gern nahm sie ihre schwarzen Zöpfe über die Schulter, um sie aufzubinden. Aber gewöhnlich war die Schleife unten zu fest gezogen und arg verknotet. Da rief sie mich wohl heran, daß ich mein Heil versuchte. Doch während ich mich ihr zu Gefallen bemühte, sah ich mehr ihr Haar an, in dem Sonnenfünkchen tanzten, als den Knoten, den

ich lösen sollte, und mir fiel ein, daß, wenn man die Hand bei diesen schwarzen Flechten gegen den Strich führte, sie elektrische Fünkchen sprühen und seltsam knistern sollten. So hab' ich den Zopf eben losgelassen und ihr übers Haar gestrichen. Aber sie sagte ärgerlich: „Du bist ein Esel," und versuchte nun selber mit den Zähnen den Knoten auseinanderzuziehen. Seltsam stachen die Farben von einander ab: ihre Lippen waren blutrot, als wären sie gefärbt, und die weißen Zähne, wie die eines kleinen Raubtiers, standen gegen das schwarze Haar, als sie an dem Bande zerrten.

Noch eine andere Szene steht mir aus dieser Zeit deutlich vor Augen. Es war Frühjahr, der Bach ging hoch in seinen Ufern, breiter und tiefer als je, und die Wiesen standen feucht und voller Lachen. Da suchte sich Nastia unter den Bohnenstangen die kräftigste aus, maß mit ihr die Tiefe des Wassers, probierte hin und her und hob dann den Kopf.

„Kommst Du mit, Waclaw?"

„Wohin?" frag' ich.

„Rüber," sagt sie und schlenkert die Hand vorneweg, — „über den Graben. Mein Bruder meint, Kiebitz und Becassinen haben schon Eier. Für jedes, das ich bring', krieg' ich bezahlt."

Nun war es wohl richtig, daß wir schon seit langem die beiden Vögel gehört hatten, besonders den Kiebitz — aber wie sollten wir über den angeschwollenen Bach? Und eben wollt' ich meine Bedenken äußern, als Nastia, wie ein Seiltänzer die Stange in der Hand, einen Anlauf nimmt, das Ende gegen den Grund des Baches stemmt und, sich kräftig abstoßend, über die ganze Breite des Wassers hinwegsetzt. Ihre Röcke flattern, die Zöpfe heben sich im Schwung. Lachend und triumphierend dreht sie sich drüben um und fragt noch einmal: Kommst Du mit?

Ich zögerte, denn ich war innerlich feige und mißtraute meiner Geschicklichkeit. Aber da schürzten sich Nastias Lippen drüben zu einem spöttischen Lächeln, und mit ganz kalten Augen sah sie mich unverwandt an. Ich kannte ihre Art wohl und wußte, sie würde im nächsten Augenblick kurz und heftig auflachen und sich rasch abwenden. Das aber konnt' ich durchaus nicht ertragen, und sie brauchte nur so den Mund zu verziehen, um alles zu erreichen, was sie wollte. Größer noch als meine Furcht vor einem kalten Bade war meine Eitelkeit. „Ich komme ja schon," sagt' ich also rasch und machte mich bereit. Am Zaun lehnten ein paar Wäschestützen. Von ihnen wählt' ich mir die tauglichste (denn die leichteren Bohnenstangen hätten mich schwerlich tragen können) und sprang. Und weil es mir über Erwarten gut gelang, hatt' ich eine stolze

Freude daran, es noch mehrmals zu wiederholen. Es war schön, sich so frei durch die entgegenwehende Luft zu schwingen, unter sich das Wasser und vor sich das jenseitige Ufer. Als ich das Spiel einige Male getrieben, legten wir die Stangen ins Gras und gingen über die Wiesen.

Sie waren leicht sumpfig, mit unansehnlichem, kurzem Gras bedeckt. Bei jedem Schritte gab der Boden ein wenig nach, und oft quietschte, von unserer Last hochgedrängt, das Wasser empor und näßte unsere Schuhe. Noch war kein Vogel zu sehen, so sehr wir auch suchten. Aber plötzlich ging fern in Zickzacklinien, denen das Auge kaum zu folgen vermochte, eine Becassine hoch, zog dann schräg und pfeilgeschwind empor und kreiste, ließ sich fallen und stieg von neuem, wobei wir das Ziegengemecker, das wie Spott klang, deutlich hörten.

„Dorthin also," sagte Nastia und wies die Richtung. Wir gingen darauf zu, und weil wir die Augen mehr in der Höhe hatten, als am Boden, liefen die Schuhe uns bald voll Wasser. Plötzlich sahen wir, wie die Becassine schräg, als wäre sie getroffen, niederstürzte. Im Grase war sie verschwunden. Trotz allen Suchens konnten wir weder sie noch das Nest entdecken. Doch scheuchten wir einen Kiebitz auf, der mit wildem Kiwitt uns umkreiste, fast unsere Gesichter mit seinen Schwingen berührte, sich wie toll gebärdete und im Fluge die sonderbarsten Verrenkungen ausführte. Wir suchten vorsichtig die Gegend ab, denn das Benehmen des Vogels verriet uns, daß wir in der Nähe seines Nestes waren. Und richtig: Nastia stieß einen Ruf aus, bückte sich, schrak zurück: denn ein zweiter Kiebitz, wohl das Weibchen, kreischte sie mit ausgebreiteten Flügeln an. Sie schlug mit den Armen um sich, daß der geängstete Vogel sich jammervoll schreiend erhob, und kniete schon nieder.

„Vier!" rief sie lachend. In einer kleinen Mulde lagen die Eier, schwarze Pünktchen auf den grünlichen Schalen. Sie wollte sie alle nehmen; mir jedoch tat die vor Wut, Schmerz und Angst kreischende Alte leid, und ich machte den Vorschlag, wenigstens eins der Eier im Neste zurückzulassen.

Aber erstaunt drehte Nastia Dudek mir das Gesicht zu. Sie hatte die kalten, klaren Augen. „Warum? Zbigniew bezahlt mir doch jedes Stück!"

Zbigniew war ihr Bruder.

Da sagt' ich nichts mehr. Doch lange noch haben die Kiebitze unsern Rückweg verfolgt, ja es stießen noch andere zu ihnen, und wie Furcht überlief es mich, als ihre Schwingen uns so nahe kamen, daß wir den Luftzug, den sie machten, an unseren Gesichtern spürten. (Fortsetzung folgt.)

Die Aussichten eines Feldzuges in Marokko.[1])

Von

v. Pelet-Narbonne.

I.

Wenn es gleich zutrifft, daß das Sultanat Marokko seine Selbständigkeit nur der Eifersucht der Mächte verdankt, so würde einem Eroberer des Landes bei aller Armseligkeit der Heeresverfassung doch eine sehr schwere Aufgabe erwachsen, die große Opfer an Geld und Blut fordern möchte. Daher scheut sich auch Frankreich vor einem offenen Konflikt und wollte es, angeblich als Beauftragter Europas, wie die stolze Wendung lautete, mit der pénetration pacifique versuchen. Daß, wenn die Marokkaner sich dies friedliche Eindringen nicht gefallen lassen, Frankreich gezwungen werden kann, die Waffen entscheiden zu lassen, darüber ist man sich doch wohl nicht ganz klar gewesen, als man bei dem Abkommen mit England wieder einmal der dupe war. In der France militaire haben allerdings gelegentlich verständige Offiziere, die das Land kannten, vor einem Abenteuer gewarnt.

Es ist von Interesse, sich die Schwierigkeiten zu vergegenwärtigen, die einem Eroberer des Landes bei dessen Unterwerfung entgegentreten. Diese sind in erster Linie in der Eigenart dieses Stückes Afrika, in zweiter in dem Wesen der Bevölkerung begründet. Wir betrachten zu dem Zweck zunächst das Land und seine Bewohner, um dann zu prüfen, wie sich bei den im vorigen Jahrhundert geführten Kriegen der Einfluß beider Faktoren geltend gemacht hat.

Die See bildet in einer Ausdehnung von etwa 1500 Kilometern die Grenze des Landes im Norden und Westen. Davon kommen von dem Flüßchen Kisch, das die Grenze gegen Algier bildet, bis zum Kap Spartel auf das Mittelländische Meer 400 Kilometer, der Rest auf den Atlantischen Ozean. Die Küste bis zum Kap Spartel wird in kurzer Entfernung von der Grenze bis zur Spitze von Ceuta von den Bergen des Rif (er Rif) begleitet, von dort an von den Höhen von Andschir. Dies Gebirge, dessen Höhe von 1000 Meter im Westen bis zu 2500 Meter im Rif an-

[1]) Mit einer Kartenskizze im Text.

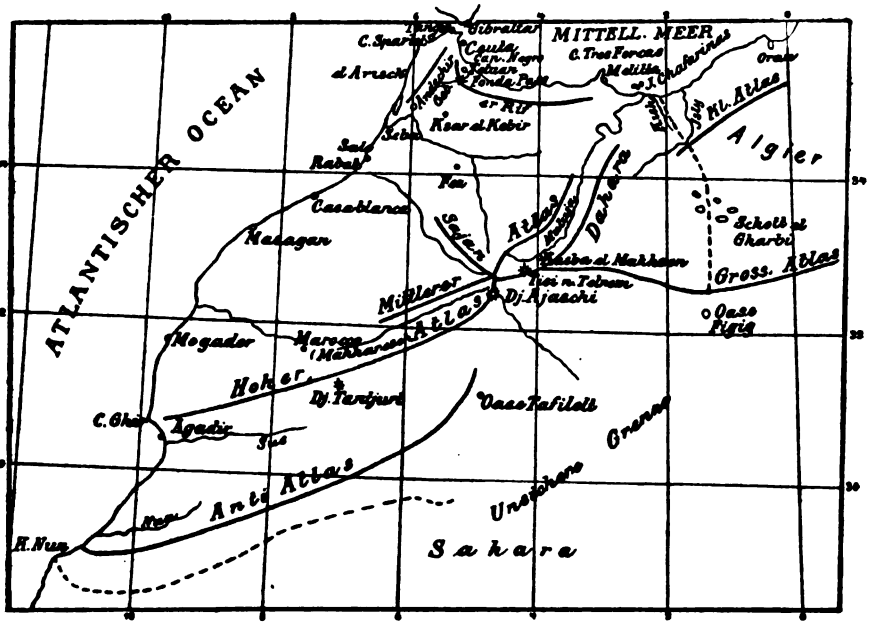
steigt, hat einen Durchmesser von 120 Kilometern nördlich Fez, der sich bei Ksar el Kebir im Westen auf 60 Kilometer vermindert. Der Abfall ist im Norden und im Osten gegen den Muluja fast senkrecht, im Westen und Süden allmählicher. — Es bleibt ein nur schmaler, sandiger Strand, der, so bei Vorgebirgen, oft völlig fehlt und den kleinen felsigen Inseln, wie die zu Spanien zählenden Chafarinas-Inseln, bei dem Vorgebirge Tres Forcas (Drei Zinken), dem Schauplatz des bekannten Seegefechts unter dem Prinzen Adalbert von Preußen im August 1856. Einige Gebirgsbäche durchbrechen die Felsengebirge und häufen vor ihrer Mündung Sandbänke. An dieser langen Küstenlinie befinden sich nur zwei Häfen, Tanger, dessen Hafen klein, wenig tief und den Nordostwinden ausgesetzt ist, während die geräumige Reede gegen Süden immer mehr versandet. Ferner das spanische Ceuta, dessen Hafen brauchbarer ist und den Spaniern in dem Kriege von 1860 als Operationsbasis gedient hat. Die atlantische Küste ist hügelig, wird von Sand und Felsen gebildet und zeigt wenig Einbuchtungen. Die Berge treten mehr zurück, den Ufern sind teils Felsen, teils Dünen vorgelagert. In keinem Hafen finden die Schiffe auf dieser langen Strecke Schutz, die Reeden sind meist völlig offen, so daß bei starken Westwinden den Dampfern das Landen unmöglich wird, und sie nicht selten gezwungen sind, ihre Fahrt fortzusetzen, ohne die Ladung gelöscht zu haben. Erst bei Mogador im Süden findet sich eine Reede, die trotz ihres felsigen Untergrundes und großer Vernachlässigung, dank einer Insel, die sie nach Westen schließt, einige Sicherheit bietet. Die Reede von Agadir, noch südlicher jenseits des Hohen Atlas gelegen, und deshalb für Operationen in das Herz des Landes nicht in Frage kommend, gilt als die größte und sicherste der ganzen Küste.

Diese Ausführungen lassen erkennen, daß durch die Beschaffenheit der Seeküste Marokko an seiner Nord- und Westgrenze vor feindlichen Einfällen einen starken Schutz genießt. Im Norden wird dieser Schutz erhöht durch die Berge des Rif, die unabhängig von dem System des Atlas sind, der im übrigen dem Lande den Charakter gibt. Das Rif-Gebirge besteht aus verschiedenen Ketten und einzelnen Erhebungen, die völlig abgeschlossene, sehr schwer zugängliche Täler einschließen, die ohne alle Verbindungswege untereinander sind.

Nach Süd, Südost und Ost stellt sich dem Eindringen eines feindlichen Heeres das Atlasgebirge, für das im Lande ein gemeinsamer Name nicht besteht, in seinen verschiedenen Zügen und Benennungen entgegen. Während es nach Norden allmählich abfällt und im Nordwesten in eine fruchtbare gut bewässerte Ebene übergeht, ist der Abfall

nach Süden zur Marokkanischen Sahara teilweise senkrecht in steilen Felswänden.

Man kann drei Parallelketten unterscheiden, die in der allgemeinen Richtung von Südwest nach Nordost streichen, mit einer konkaven Einbuchtung nach Südost. Die mittlere oder Hauptkette, der Hohe Atlas, beginnt am Kap Ghir an der atlantischen Küste und zieht in einer Kammhöhe, die im Westen auf 1000 Meter, in der Mitte etwa bis 2500 Meter, im Osten auf 2000 Meter steigt, ungeteilt bis 32° 30′ nördlicher Breite. Hier trennt sich von dem Hohen Atlas der nordöstlich



streichende Mittlere Atlas, der das linke Ufer des Muluja begleitet, bis gegen das Rif hinzieht und seine Fortsetzung in Algier im Kleinen Atlas findet. Nicht fern von dem Punkt, wo der Mittlere Atlas sich von der Hauptkette trennt, findet sich im Djebel Ajaschi mit 4500 Meter deren höchste Erhebung.[2]) An diesem Alpenstock, der gleich dem St. Gotthard zahlreiche Quellbäche nach allen Richtungen entsendet, hat auch der Muluja, der größte Fluß des Landes, seinen Ursprung. Ein Gebirgszug, der Sajan, trennt sich von ihm in nord-nordöstlicher Richtung ab. Die

[2]) Nach anderen Messungen soll der südwestlicher gelegene 4700 Meter hohe Djebel Tantjurt der höchste Punkt sein, der fast an die Höhe des Montblanc — 4810 Meter — heranreichen würde.

Hauptkette setzt sich unter dem Namen Dahara etwas niedriger aber kahler, zerrissener auf dem rechten Ufer des Muluja fort. In östlicher Richtung ziehend, löst sich, etwa von der Stelle, wo der Muluja bei Kasba el Makhsen sich durch das Gebirge drängt, ein schmaler Gebirgszug ab, der in seinen Klippen die Nordgrenze der Sahara bildet und an den Großen Atlas in Algier heranreicht. Zwischen ihm und der Hauptstelle finden sich in einer steppenartigen Hochebene, teils auf marokkanischem, teils auf algerischem Gebiet gelegen, große Salzsümpfe, Schotts genannt.

Der der Hauptkette nach Süden vorgelagerte Anti-Atlas, ein wenig bekanntes steppenartiges Gebirge, beginnt in der äußersten Südwestecke des Landes am Kap Nun und soll sich bis zu Gipfeln von 3500 Meter erheben.

Während die Landschaften um den Hohen und Mittleren Atlas einen alpenartigen Charakter tragen und reichlich bewässerte Täler umschließen, finden die dem Anti-Atlas entquellenden Bäche ein rasches Ende im Wüstensande der Sahara.

Es gibt eine Anzahl von Pässen über den Hohen Atlas in einer Seehöhe von 1350 bis 3500 Meter, doch sind sie meist schwer zu überwinden und gefährlich. Der wichtigste Karawanenpfad geht über den Tisi n Telrem 2182 Meter von Tanger über Fez, bei Kasbah el Makhsen, den oberen Muluja überschreitend, nach der Oase Tafilelt. Der Verkehr auf diesen Pässen ist nur möglich mittels Lasttieren. Ihre Benutzung durch eine europäische Armee ist daher sehr eingeschränkt.

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß das Land durch den Atlas gegen Süden und Südosten festungsartig gesichert ist. Von Osten, also aus Algier erscheint der Zugang noch am günstigsten, wenngleich auch hier die Gebirge dem Vormarsch eines Heeres große Schwierigkeiten entgegensetzen, und wobei zu bedenken ist, daß es im Sultanat nicht eine fahrbare Straße gibt. Französische Stimmen erachten trotz der Schwierigkeiten der Landung ein Eindringen in Marokko von der atlantischen Küste aus noch immer für leichter.

Die Flüsse des Landes haben für dessen Verteidigung keine Bedeutung, sie tragen durchweg, auch der größte, der Muluja, den Charakter von Gebirgsströmen, die zur Zeit der Schneeschmelze große Wassermassen führen, im Sommer aber zum größeren Teil trocken liegen oder doch durchfurtbar sind.

Die Bevölkerung, die sich einer Zählung nie zu unterziehen hatte, wird sehr verschieden zu $6^1/_2$ Millionen bis 12 Millionen geschätzt. Nach dem Afrikareisenden Lenz, der mit der Annahme von 8 Millionen der

Wahrheit wohl am nächsten kommt, besteht sie etwa zu gleichen Teilen aus Berbern, den Ureinwohnern (3 750 000), und Arabern, der erobernden herschenden Rasse (3 500 000). Dazu treten noch $^1/_2$ Million Neger, $^1/_4$ Million Juden und 3500 Europäer. Die meisten Berberstämme, von denen die Kabylen im Rif und im Osten die unruhigsten sind, sind zu großem Teile nur dem Namen nach dem Sultan unterworfen, zahlen ihre Steuern als Geschenk oder erst auf gewaltsame Eintreibung hin und regieren sich durch Stammesfürsten oder leben in kleinen republikanischen Gemeinwesen. Nur die Schilluh — Schelluh — im Atlas und im Süden, etwa 1 450 000 Köpfe, können als ganz dem Sultan untertan gelten. Bei alledem ist aber zu bedenken, daß der Sultan als Nachfolger des Kalifen das unbestrittene geistige Oberhaupt der ganzen den Islam bekennenden Bevölkerung ist und als solcher naturgemäß auch einen großen politischen Einfluß übt, besonders wenn es den Kampf gegen die allgemein gehaßten Ungläubigen gilt, die nie unter den marokkanischen Stämmen Verbündete finden werden. Diese Macht könnte allerdings erschüttert werden, wenn der Sultan durch die Fremden zu Zugeständnissen gezwungen werden sollte, die dem Wesen des strengen Islam entgegen sind. Die Berber haben sich vielfach mit den von Süden her als Sklaven in das Land gebrachten Negern vermischt und zeigen alle möglichen Schattierungen der Hautfarbe. Sie sind eine Ackerbau treibende, kräftige, ausdauernde, tapfere Rasse, freiheitsliebend, räuberisch und geübt im Gebrauch ihrer Feuergewehre.

Die Araber sind, soweit sie nicht zu den aus Spanien vertriebenen Mauren gehören, meist Nomaden, die Mauren, der intelligenteste Teil der mohammedanischen Bevölkerung, Städtebewohner. Die Araber, die Eroberer des Landes, halten sich von der übrigen Bevölkerung in stolzer Vornehmheit zurück, sind im allgemeinen dem Sultan ergeben und haben die kriegerischen Eigenschaften ihrer Rasse geerbt. Die übrigen Volksstämme sind für die Verteidigung des Landes nicht von Bedeutung.

Der Sultan herrscht absolut, aber wie wir schon sahen, ist seine Macht in vielen Teilen des Landes nur eine nominelle, Stammesfürsten, Häuptlinge, einzelne Klans sind ganz oder teilweise unabhängig; kann der Sultan ihnen seinen Willen nicht aufzwingen, so verhandelt er mit ihnen. Aufstände, Bürgerkriege einzelner Stämme untereinander sind etwas Alltägliches. Kenner der inneren Zustände Marokkos glauben diese mit denen im Deutschen Reiche in den schlimmsten Zeiten des Mittelalters vergleichen zu können, die Beraubung von Fremden, von Karawanen, die Piraterie durch die Bewohner des Rif wird selbst von den Vornehmsten

geübt und gilt ganz wie seinerzeit bei uns das Raubrittertum nicht als schimpflich. Etwa seit dem 18. Jahrhundert scheinen die Zustände im Lande stationär geblieben zu sein.

Aus alledem geht hervor, daß in Marokko von einem geordneten Staatswesen keine Rede sein kann, und damit fehlt die Vorbedingung zum Aufbau eines Heereswesens im europäischen Sinn.

Die Machtmittel des Sultans können nicht nach europäischen Verhältnissen beurteilt werden und sind zahlenmäßig überhaupt schwer einzuschätzen. Das stehende Heer ergänzt sich aus einer Art Kriegerkaste, den Magazias, in der der militärische Dienst nach altem Recht heimisch ist. Gegen gewisse Vorteile zum Dienst verpflichtet, stellen sie die Leibwache des Sultans, die Polizei, die Gendarmerie und die reguläre Kavallerie. Die Zahl dieser Truppen wird im Frieden auf 10 000, im Kriege auf 20 000 Mann veranschlagt. Es gehören ferner zum stehenden Heere die Askars, zwangsweise ausgehobene Söldner, die die reguläre Infanterie bilden. Sie besteht aus 30 Bataillonen (Tabor), von denen jede Stadt eins in der Stärke von durchschnittlich 400 Mann stellt. Die Tabor werden in Kompagnien eingeteilt, größere Verbände fehlen. Die Bewaffnung besteht aus Gewehren aller Art. An Artillerie gibt es eine schwere und eine Feldartillerie. Die erstere ist mit ihren zum großen Teil unbrauchbaren Geschützen auf die Küstenplätze verteilt, wo sie im wesentlichen dem Salutschießen und Paradezwecken dient. Sie soll 900 Mann zählen. Die Feldartillerie ist 1500 Mann stark. Zehn Batterien sollen Hinterladergeschütze aller Systeme führen, die aber bis auf die Geschütze, die den Sultan begleiten, verwahrlosen.

Die aufgeführten Truppen bilden das reguläre Heer. Neben diesem gibt es noch einen Landsturm, bestehend aus den unregelmäßigen Aufgeboten der Berberstämme. Diese geborenen Krieger sind auch bei ihrer ungenügenden Bewaffnung und Ausbildung keineswegs zu verachtende Gegner. Sie stellen Infanterie und Kavallerie.

Bei den eigentümlichen Verhältnissen in Marokko, das ein vortreffliches Pferd züchtet, nimmt die Reiterei die wichtigste Stelle im Heere ein. Von einer Ausbildung und gleichmäßigen Ausrüstung kann man nur bei den Truppen sprechen, die die Leibwache des Sultans bilden und diesen auf seinen Zügen durch das Land zur Eintreibung von Steuern oder Stillung von Aufruhr begleiten.

Die Stärke des Landsturms ist allerdings bedeutend und wird auf 375 000 Mann veranschlagt, sodaß die Gesamtmacht des Sultanats auf rund 400 000 Mann anzunehmen ist. Dem Landsturm fehlt aber jede

Organisation, ein Verlaß auf pünktliches Erscheinen besteht nicht. Tatsächlich hat aber der Sultan in einem Kriege mit einer europäischen Macht bisher auch nicht mehr als 40 000 bis 50 000 Mann aufzubringen vermocht, eine Zahl, die sich unzweifelhaft bei größerer Gefahr für die Selbständigkeit des Landes erhöhen würde. Eine Betrachtung über die von Marokko geführten Kriege wird uns lehren, wie hoch der Wert dieser Streitmittel in Verbindung mit der geschilderten Eigenart des Landes zu schätzen ist.

II.

Die zahlreichen Kämpfe, die die Marokkaner im 16., 17. und 18. Jahrhundert gegen die Portugiesen und die Spanier bestanden haben, bieten nichts Bemerkenswertes für unsere Zwecke. Schlußfolgerungen für die Kriegführung in jenem Lande können nur aus den Feldzügen der Franzosen 1844 und besonders der Spanier 1859/60 gezogen werden, wo organisierte europäische Heere mit den Truppen des Sultans sich gemessen haben.

Der Feldzug der Franzosen von 1844 würde bei seinem kurzen Verlauf, da er schon nach der einzigen Schlacht am Isly seinen Abschluß fand, zu Betrachtungen ebenfalls kaum besonderen Anlaß geben, wenn wir nicht auf französischer Seite einen so ausgezeichneten Offizier, wie Marschall Bugeaud es war, fänden, dessen Führung und Taktik auf einer richtigen Beobachtung der Kampfweise der Marokkaner beruhte und der in seinen Berichten sich darüber verbreitet.[3]) Es ist ferner bei der Beurteilung der Ereignisse von 1844 nicht außer Acht zu lassen, daß Marokko diesen Feldzug nicht besonders ernst führte, eigentlich nur als Demonstration zu Gunsten Abd-El-Kaders, des berühmten algerischen Scheik, dessen Aufruf zum heiligen Krieg gegen die Franzosen der Sultan als Nachfolger des Propheten nicht ungehört verhallen lassen durfte. Dem entsprachen die geringen Rüstungen des Sultans, dessen Heer fast nur aus Kavallerie bestand. Die Franzosen kamen auch nicht dazu, das Eindringen in das Sultanat versuchen zu müssen, da die Entscheidung dicht an der algerischen Grenze fiel. Andererseits bietet der kurze Feldzug insofern ein Interesse, als nur in der vollen Ebene gekämpft wurde,

[3]) Die Berichte und Korrespondenzen des Marschalls in den Jahren 1843—1844, im französischen Kriegsarchiv befindlich, sind in der Schrift des Kapitän Mordacq „La guerre au Maroc", Paris bei Lavauzelle, der wir die Angaben über die kurzen Operationen von 1844 entnehmen, benutzt worden.

während die viel bedeutenderen Kämpfe der Spanier 1859 sich meist in den Bergen abspielten.

Über die Taktik der Marokkaner in dem Kriege von 1844 wird berichtet, daß diese, ohne zu manövrieren, bei dem Angriff ein ganz bestimmtes Schema befolgten, eine Schlachtordnung in der Gestalt des zunehmenden Mondes, in dessen Mitte sich die Infanterie, 1000 bis 1500 Mann, und die Artillerie mit 11 Geschützen befanden; die vorwärts gebogenen Flügel dagegen, aus 25 000 Mann Reiterei bestehend, hatten die Aufgabe, den Feind in ausgedehnter Front zu umfassen. Der Angriff der Reiter geschah derart, daß diese, auf 500 Schritt herangekommen, bis auf 200 Schritt an die feindlichen Linien heranjagten, ihre Gewehre abfeuerten, kehrt machten, wieder luden und das gleiche Spiel wiederholten. Die Infanterie im Zentrum oder auch teilweise nach den Flügeln entsendet, wartete inzwischen die günstige Gelegenheit zum Eingreifen in das Gefecht ab. Die Rolle der beiden Waffen war also die genau entgegengesetzte, wie in der europäischen Taktik. Der Sicherheitsdienst war gut, auch klärte die Kavallerie in Abteilungen zu 200—300 Reitern ziemlich weit auf.

2 Uhr morgens den 14. August schritt Bugeaud mit 8500 Mann Infanterie, 1400 Reitern, 16 Geschützen und 400 eingeborenen Gums zum Angriff auf das feindliche Lager auf den Höhen am rechten Ufer des Islybaches. — Die Marokkaner rückten dem Feinde sofort entgegen, indem sie ihn in der geschilderten Formation zu umfassen suchten. — Wir verfolgen nicht die Einzelheiten des Gefechts, in dem das Feuer der französischen Infanterie und das Kartätschfeuer der Artillerie naturgemäß die Entscheidung zugunsten der Franzosen gab. — Die elf französischen Eskadrons hatten dagegen einen schweren Stand gegen die Marokkaner und wurden nur durch das Eingreifen der Infanterie aus einer üblen Lage befreit. — Der Bericht Bugeauds rühmt die Tapferkeit der Marokkaner, die lange Zeit unerschüttert dem Feuer der Franzosen Stand hielten, bis sie sich schließlich zur Flucht wandten. — Ihr Verlust betrug 11 Geschütze, 16 Fahnen, 800 Gefallene, während die Franzosen nur 27 Tote und 96 Verwundete eingebüßt hatten.

Der Kampfweise der Araber angepaßt, bildeten die Truppen beim Angriff oder wenn der Angriff des Feindes zu erwarten war, ein aus einzelnen Karrees zusammengesetztes großes Karree, in dessen Mitte der Troß sich befand. — Marschall Bugeaud veränderte diese in den Algerischen Kämpfen mit Vorteil angewendete Formation derart, daß er nicht wie dort mit der breiten Seite gegen den Feind rückte, sondern

mit einer Spitze, die ein Richtungsbataillon bildete, gefolgt von dem Kommandostab, von zwei Reservebataillonen rechts und links in halber Höhe und dem größten Teil der Feldartillerie, dahinter der Troß. — Das Bataillon der Spitze war rechts und links echelloniert von andern Bataillonen, die mit einigen Berggeschützen zwei Seiten des großen Karrees bildeten. Die Kavallerie an beiden Seiten hinter ihnen war bereit, durch die Zwischenräume durchzubrechen; die beiden folgenden Seiten des Karrees verbanden sich nach rückwärts zu einer Spitze, die die Bataillone der Nachhut mit Gebirgsartillerie bildeten. — Natürlich kann das Vorrücken in einer solchen Formation nur sehr langsam erfolgen, da der Troß für die Geschwindigkeit des Vorrückens bestimmend ist. — Auf dem Marsch, wo die Bataillone sich folgten, der Troß aber in der Mitte blieb, die Kavallerie in allen Flanken aufklärte, war das gleiche der Fall. — Nach 1881 bei den Kämpfen an der Grenze haben die Franzosen eine ähnliche Bildung angenommen, die sie noch jetzt für zweckmäßig halten, doch den Troß gedeckt durch ein besonderes Karree für sich marschieren lassen, was dem Manövriertreffen mehr Beweglichkeit gibt.

Bei der geschilderten Formation ist die gegenseitige Unterstützung der drei Waffen natürlich in idealer Weise gesichert, sie würde aber völlig hinfällig werden, wenn die Marokkaner eine wirksame Artillerie oder tüchtige Infanterie organisieren sollten.

Die Erfahrungen des Spanisch-Marokkanischen Krieges von 1859—1860 sind, wie schon angedeutet, bei weitem wertvoller und deren Studien für uns von besonderem Interesse, weil wir die Ereignisse nach den Berichten eines so außerordentlich urteilsfähigen Mannes wie General von Goeben kennen, der als der älteste Offizier der preußischen Mission dem Kriege beigewohnt hat.[4])

Die Ursache zu diesem Kriege gaben die Marokkaner des Rif, die im August 1859 angefangene Befestigungswerke von Ceuta zerstörten und wiederholt Angriffe auf die Besatzung unternahmen. — Die Verhandlungen über die von Marokko zu leistende Genugtuung führten zu nichts, da die Spanier, obgleich der Sultan zu jeder Genugtuung sich bereit erklärte, den Krieg suchten, um sich aus inneren politischen Verlegenheiten herauszuhelfen.

Mit großen Schwierigkeiten und Verzögerungen organisierten die Spanier ihre Operationsarmee, die schließlich in drei Korps, einer

[4]) Reise- und Lagerbriefe aus Spanien und vom Spanischen Heere in Marokko von A. von Goeben, Königl. Preuß. Generalmajor, Hannover 1864.

Reservedivision und einer Kavalleriedivision die Stärke von 54 000 Mann und 3000 Pferden erreichte, darunter an Artillerie drei reitende, acht Batterien Feld- und fünf Gebirgsartillerie, sowie $2^1/_2$ Batterie schwere Geschütze. Erst am 18. November schiffte sich das I. Korps nach Ceuta ein, das am folgenden Morgen erreicht wurde.

Die bei der Eigenart des Landes so außerordentlich schwierige Frage des Transportwesens war beim Beginn des Feldzuges zum Teil dadurch gelöst, daß, wie wir sehen werden, die Flotte das Heer die Küste entlang auf dem Marsch begleitete, außerdem verwendeten die Spanier in großer Zahl Maultiere als Tragtiere, die sich sehr bewährten, was nach Goebens Angabe bezüglich der großen Zahl von Kamelen, die man für den zweiten Teil des Feldzuges beschafft hatte, nicht der Fall war, da diese Tiere sich nicht für Leistungen in stark gebirgigen Gegenden eignen. — Maultiere kann man in Marokko selbst als Zugtiere vor jenen ganz leichten, Araba genannten Wagen, benutzen, die mit einem Gewicht bis zu 400 Kilogramm beladen werden können.

Nach der Landung der ersten Truppen bei Ceuta, das eine solide Operationsbasis bot, verging eine längere Zeit, bevor das Expeditionskorps versammelt und organisiert war, um den Vormarsch anzutreten.[5]) In dieser Zeit waren die Spanier ganz auf die Defensive angewiesen, fast täglich wütenden Angriffen der Marokkaner ausgesetzt und in einer keineswegs beneidenswerten Lage. Sie befestigten sich in einer so weit vorgeschobenen Linie, daß den nachfolgenden Korps das Landen gesichert war.

Die Marokkaner griffen nicht nur die Vorposten an, die die Spanier nur 400 Meter vorgeschoben hatten, sondern auch die Truppen, die an den Befestigungen arbeiteten, ja gelangten bis in die Batterien und konnten nur nach heftigen Kämpfen mit dem Bajonett, welche Waffe sie fürchteten, vertrieben werden. Die Marokkaner, die diese Waffe nicht führten, griffen im Nahkampf zum Dolch. An einigen Tagen waren die Verluste der Spanier sehr erheblich, so wurden bei den Kämpfen des 25. November von zwei Spanischen Bataillonen 250 Mann außer Gefecht

[5]) Der Umstand, daß die Spanier von Ceuta aus den mühseligen Marsch zu Land nach ihrem Objekt Tetuan ausführten, anstatt ihre Truppen mittels Seetransport in die Höhe von Tetuan zu führen und dort zu landen, ist vielfach, auch von Goeben, kritisiert worden. Der Entschluß scheint nach anderen Quellen darin seine Begründung zu finden, daß der spanischen Flotte das Material fehlte, in gegebener Zeit eine solche Truppenmasse dorthin zu schaffen, ging doch schon die Überführung nach Ceuta nur mit großem Zeitaufwand vor sich, und daß die See nicht jederzeit ein Landen vor Tetuan gestattete.

gesetzt. Die höchsten Führer der Spanier kämpften oft in den ersten Reihen, um den Mut ihrer Leute den Marokkanern gegenüber zu erhöhen, die ihre Angriffe mit 8000 bis 15000 Mann zu Fuß und einigen hundert bis tausend Reitern ausführten. O'Donnel, der spanische Feldherr, mußte, wenn er länger zur Defensive gezwungen war, eine Katastrophe voraussehen und suchte die Ausschiffung des Expeditionskorps, die durch die geringe Zahl der Transportschiffe sehr verzögert war, deshalb tunlichst zu betreiben. Aber noch am Schluß des Jahres lagen die Spanier vor Ceuta und hatten ernste Kämpfe zu bestehen, bevor am 1. Januar zwei Korps und die Reservedivision den Vormarsch auf Tetuan antraten, während ein Korps im Lager, das nunmehr die Operationsbasis bildete, zurückblieb, um es zu hüten.

Wenn in den Kämpfen vor Ceuta die Marokkaner auch stets abgewiesen worden waren und beträchtliche Verluste erlitten hatten, so sahen sie doch schließlich stets die Spanier in das Lager zurückweichen, hielten sich deshalb nicht für besiegt und fielen gewohnheitsmäßig wütend deren Arrieregarde an. Nach spanischen Quellen haben die Marokkaner vielfach einen wahrhaft fanatischen Mut entwickelt, so bei dem Kampfe vom 30. November, der den Spaniern 350 Mann kostete und während dessen eine Abteilung von 200—300 der Feinde in einen Hohlweg geworfen wurden, der nur einen Ausgang nach dem Meere zu hatte. Obgleich sie sich verschossen hatten, verweigerten sie die Übergabe, der größte Teil stürzte sich in die See und kam um, der Rest verteidigte sich, selbst die Zähne gebrauchend, bis sie sämtlich niedergemacht waren. Jedenfalls hatten jene wochenlangen, vergeblichen Kämpfe den Mut dieser fanatischen Bekenner des Islam keineswegs gebrochen.

Das Gelände zwischen Ceuta und Tetuan ist nicht so schwierig, wie das in der Umgebung der ersteren Stadt, immerhin teilweise rauh und bergig, auch hatten die Spanier darin scharf eingeschnittene Paralleltäler zu überschreiten, die nach dem Meere mündeten, bevor sie auf dem 40 Kilometer langen Weg das weite fruchtbare Tal von Tetuan erreichten. Die das Heer an der Küste begleitende Flotte sollte die Verpflegung sichern.

Gleich am ersten Marschtage wurden die Spanier in der Schlacht bei Castillejos von ihren Gegnern in Masse in der rechten Flanke angefallen und verloren 700 Mann tot und verwundet, während der marokkanische Verlust auf 2000 angenommen wird. Nach Mordacq focht die marokkanische Infanterie sehr gewandt, indem die Leute wie aus der Erde gestampft plötzlich aus einer Geländefalte auftauchten und nach Abfeuern ihres Gewehres wieder verschwanden.

Vom 7. zum 14. Januar blieb das Heer, nachdem bis dahin erst 16 Kilometer zurückgelegt waren, im Lager von Azmir — das Hungerlager genannt —, da die Flotte infolge widriger Winde drei Tage lang Lebensmittel nicht landen konnte und man versäumt hatte, die Truppen für einen solchen Fall mit eisernen Portionen zu versehen. Die Lage war sehr bedenklich und man dachte schon daran, General Prim mit dem II. Armeekorps nach Ceuta zurückzusenden — eine so starke Bedeckung schien erforderlich, da die Etappenstraße sich ganz in der Gewalt der Marokkaner befand —, als infolge Änderung der Windrichtung die Flotte wieder Lebensmittel zu landen vermochte.

Dennoch nahmen die Spanier unbegreiflicherweise den Vormarsch gegen ihr nächstes Objekt, das nur 24 Kilometer entfernte Tetuan, erst am 14. wieder auf. Während der ganzen Zeit hatte man angestrengt an der Befestigung des Lagers gearbeitet, die Marokkaner in ihrem Lager befestigten sich ebenfalls, griffen aber am 10. und 12. Januar die unbeweglichen Spanier heftig an und fielen mit doppelter Wut am Kap Negro über sie her, als sie am 14. ihren Vormarsch fortsetzten, wobei die Spanier einen Verlust von 420 Mann hatten. Am 16. neuer Aufenthalt an der Mündung des Rio Martin,*) wo O'Donnel sechs Tage verblieb, um ein befestigtes Lager als Operationsbasis für eine Belagerung von Tetuan zu errichten. Fortgesetzte Angriffe der Marokkaner folgten, die gegenüber den das Lager haltenden 28 000 Spaniern sich auf 20 000 bis 25 000 Mann verstärkt hatten. Besonders heftig war der Kampf am 31. Es gelang zwar den Spaniern wiederum, die Angriffe der Marokkaner zurückzuweisen und sie sogar bis an ihr Lager zu verfolgen, doch als sie hier umkehrten, ihr eigenes Lager zu erreichen, fielen die Marokkaner wiederum mit Übermacht über die Nachhut her, deren Heil lediglich in der ihr zugeteilten Artillerie lag. Zwei attakierende Eskadrons Küraſſiere erlitten eine Niederlage. Bis zum 3. Februar arbeiteten die Spanier noch an ihrem Lager, am folgenden Tage schritten sie zum Angriff, der zur Schlacht von Tetuan führte. Das feindliche Lager flußaufwärts hemmte den Weg nach der zu besetzenden Stadt.

Der Angriff geschah, indem die spanischen Korps, die diesen auszuführen hatten — II. und III. —, sich ähnlich in großen Karrees formierten, wie solches auch durch Marschall Bugeaud in der Schlacht am Isly geschehen war, während ein Reservekorps, an eine Sternschanze am rechten Flügel gelehnt, die rechte Flanke jener Korps sicherte. Der Angriff

*) An dem Bach liegt Tetuan.

richtete sich gegen den rechten Flügel der feindlichen Stellung, die von dem II. Korps in der Front, von dem den äußersten linken Flügel der Spanier bildenden III. Korps, das seinerseits eine Flankendeckung gegen erscheinende feindliche Reiter ausschied, in der Flanke bezw. im Rücken gefaßt werden sollte. Es ist eine bekannte Erfahrung, daß bei der fehlenden Manövrierfähigkeit von Heeren unzivilisierter Völker eine Bedrohung der Rückzugslinie fast stets zum Erfolge führt. Man wählte die Ebene am Fluß, den die Stellung des Feindes nicht beherrschte, als vorteilhafter bei der Kampfesart der Gegner zum Vormarsch und beschränkte sich auf eine Beobachtung von dessen im Gebirge stehenden linken Flügel durch das Reservekorps. Dem auf dem äußeren linken Flügel angreifenden III. Korps folgte die gesamte Kavallerie. Den einzelnen Phasen der Schlacht zu folgen, liegt nicht in unserer Aufgabe. Sie wurde beiderseits durch Geschützfeuer eröffnet, die marokkanischen sehr unbedeutenden Befestigungen am linken Flügel wurden gestürmt, es kam zum heftigen Handgemenge, das sich aber zur vollen Flucht des Gegners gestaltete, als dieser das III. Korps in seinem Rücken vordringen sah. Nun ging eine Division auch zum Angriff gegen die besetzten Höhen am linken Flügel des Gegners vor, die dieser unter dem Einfluß der Flucht seines rechten Flügels nur matt verteidigte und gleichfalls floh. Das Reservekorps hatte 8000 bis 4000 marokkanische Reiter in Schach gehalten und so seine Aufgabe der Flankensicherung für die angreifenden Korps erfüllt. Nach Goeben hatte ein fast fünfstündiges Geschützfeuer der Spanier in Vorbereitung des Angriffs wesentlich zu dem Siege, den diese mit einem Verlust von 850 Mann leicht erkämpft hatten, beigetragen. Der Verlust des Gegners ist kaum bedeutender gewesen, doch büßte er 2 Fahnen, 8 Geschütze und viel Material ein. Die marokkanische Kavallerie kämpfte bald zu Pferde, bald zu Fuß.

An dem Verlauf dieses Kampfes wird uns die schwache Seite der marokkanischen Organisation und Kriegführung recht klar. Eine Verfolgung fand nicht statt, ja O'Donnel besetzte nicht einmal das nur 3 Kilometer entfernte Tetuan. Erst am 6. Februar rückte er in die unverteidigte Stadt, in der sich inzwischen gräßliche Szenen von Mord und Verwüstung abgespielt hatten.

Mit der Einnahme dieser wichtigen Stadt war nichts für den von den Spaniern erhofften Frieden erreicht, die Widerstandsfähigkeit der Marokkaner war keineswegs gebrochen, ihr Heer hatte den Fonda-Paß auf dem Wege nach Tanger besetzt. Es ist die Ansicht der Kenner des Landes, daß selbst die Besetzung der Hauptstadt Fez die Marokkaner

nicht zum Frieden zwingen würde, eine Unterwerfung des Landes nur durch eine systematische militärische Besetzung desselben zu erreichen sei.

O'Donnel verfiel wieder in völlige Untätigkeit, sein Gegner, der Sultan Muley-Abbas aber nutzte die Zeit aus, um im Lande den heiligen Krieg zu predigen, Verstärkungen heranzuziehen und die Stellung am Fonda zu befestigen. Die Friedensverhandlungen scheiterten. Die Marokkaner, die am 9. Februar den Spaniern auch vor Melilla eine ernste Schlappe beigebracht hatten, gingen am 11. März zum Angriff vor, der zum Gefecht von Samsa führte. Wie gewöhnlich wurden sie schließlich zurückgeschlagen, aber O'Donnel erkannte nun doch, daß der Mut der Gegner ungebrochen und ein weiterer Feldzug geboten sei. Dieser mußte unter ganz anderen Umständen unternommen werden, als die bisherigen Operationen, es fehlte die Flotte, die die Lebensmittel mitführte, und man gelangte aus einem teils ebenen, teils mäßig bergigen Lande, das der europäischen Taktik alle Vorteile bot, in die Berge des Rif. Eine andere Organisation wurde eingeleitet; die Mannschaften trugen für sechs Tage Lebensmittel, reichlich Munition und neben dem sonstigen Gepäck ein Schutzzelt. Die Feld- und schwere Artillerie blieb in dem besetzt gehaltenen Tetuan zurück, nur die Gebirgsartillerie folgte der etwa 20 000 Mann starken Kolonne, deren Train von 5200 Maultieren und 800 Kamelen ihr für neun Tage Lebensmittel nachführte.

Die Straße, die die Armee ziehen mußte, war ein Saumpfad, der auf dem Fonda-Paß [7]) sich mit anderen Karawanenstraßen kreuzt. In dem entbrennenden Kampfe verteidigten die Marokkaner den von ihnen besetzten Gebirgskamm hartnäckig, ja stürzten sich auch angreifend in die spanische Schützenlinie, „tötend, bis sie im Handgemenge getötet waren" (Goeben). Die Formation in großen Karrees wie in der Schlacht von Tetuan anzunehmen, gestattete das Gebirge den Spaniern nicht. Den größten Erfolg hatten die Gebirgsbatterien, deren Feuer, wenn die Wirkung auch mehr eine moralische als eine materielle war, viel Eindruck machten. Immer wieder versuchten die Marokkaner ihre alte Taktik, die Flügel der spanischen Kolonne zu umfassen, dabei oft Reiter und Fußgänger gemischt. Die Schlacht, die schließlich zu Gunsten der Spanier endete, wütete den ganzen Tag. Übereinstimmend bezeugen die Quellen, daß die Marokkaner mit einem Mute kämpften, der den Spaniern aufs höchste imponierte, sodaß diese die Stärke der Gegner, die Goeben etwa der der Spanier gleich schätzt, um das Doppelte überschätzten. Die Verluste der Spanier waren auch recht ernste und betrugen 1311 Mann.

[7]) So genannt nach dem Gebäude zur Aufnahme von Karawanen.

Die Schlacht vom Vad-Ras, wie die Spanier das Treffen nannten, führte zum Frieden, da die Spanier, die, wie dies Goeben sehr lebhaft schildert, nach den vorangegangenen Entbehrungen sehr kriegsmüde waren und bei der augenscheinlichen Aussichtslosigkeit, entscheidende Erfolge zu erzielen, ihre ursprünglichen Forderungen, die auch die Abtretung von Tetuan umfaßten, auf die Zahlung einer Kriegsentschädigung und einer kleinen Grenzberichtigung vor Ceuta ermäßigt hatten, ein geringer Preis für solche Anstrengungen.

Die vorstehenden Ausführungen haben gewiß erkennen lassen, welchen Schwierigkeiten ein Feldzug in Marokko begegnet, und dabei ist zu beachten, daß die Ereignisse der Jahre 1844 und 1860 sich nahe den Grenzen des Landes abspielten, daß ein tiefer in das Land eindringendes Heer bei weitem größere Schwierigkeiten zu überwinden haben wird, besonders da die Etappenstraßen durch sehr starke Truppenmassen gesichert werden müßten, indem sie — wie wir dies bezüglich der kurzen Strecke Ceuta-Tetuan gesehen haben — sonst sofort von den Eingeborenen durchbrochen werden, auch liegt auf der Hand, daß, wenn auch das zögernde Verhalten O'Donnels nicht überall erklärt ist, die ganzen Umstände doch nur ein sehr langsames, schrittweises Vordringen gestatten würden.

Bücherschau.

Eduard Mörikes sämtliche Werke in sechs Bänden. Herausgegeben von Rudolf Krauß. Leipzig, Max Hesses Verlag. In zwei Leinenbänden 5 Mk.

Nun ist denn auch Mörike frei geworden, und wir werden zweifellos eine gute Anzahl neuer Ausgaben seiner Werke hervortreten sehen, denn der schwäbische Lyriker ist heute dank vor allem dem Kunstwart und seiner Gemeinde Mode — er hat sich's schwerlich träumen lassen! Liegt nun auch die Gefahr nahe, daß mit dem Dichter, der nur für verhältnismäßig wenige ist, ein bißchen Kunstheuchelei getrieben werden wird, so wollen wir doch die billigen Ausgaben dankbar begrüßen, vor allem die vorliegende, die Mörikes Landsmann Rudolf Krauß herausgegeben hat, der bereits früher die Sammlung „E. Mörike als Gelegenheitsdichter" veröffentlichte. Krauß gibt alles Dichterische, was Mörike geschrieben hat, auch die eben genannte Sammlung, dann die dramatischen Fragmente, er gibt es in der natürlichen Anordnung: Gedichte 1. Sammlung, Gedichte 2. und 3. Sammlung, Idylle vom Bodensee, Dramatisches, Maler Nolten, Novellen und Märchen; er fügt außer Einleitungen zu den einzelnen Werken eine große eigene Arbeit: „Mörikes Leben und Schaffen nebst Auswahl seiner Briefe" hinzu, die neben den Biographien von Maync und Fischer selbständigen Wert beanspruchen darf, da sie, von neuen und berichtigenden Einzelheiten abgesehen, eine überaus schlichte, den Leser in das Leben des Dichters auf natürliche Weise einführende biographische Darstellung ist, wie sie in unserer kolorit-verleihenden und stimmungmachenden Zeit selten, gerade darum aber um so wünschenswerter sind. So darf man wohl sagen: Wer diese Ausgabe erwirbt und sich zu eigen macht, der hat Mörike und braucht sich um die sonstige Mörike-Literatur nicht viel mehr zu kümmern. B.

Neuere Polarforschungen.

Von

M. Wilhelm Meyer.

(Schluß.)

Mit einem ähnlichen Operationsplane wie die Expedition der „Southern Croß“ ging die „Antarctic“ unter Otto Nordenskjöld am 16. Oktober 1901 von Göteborg nach dem hohen Süden ab. Es war auch hier von vornherein geplant, daß das Schiff einige Expeditionsmitglieder an einem geeigneten Orte absetzen und dann wieder in die zivilisierte Welt zurückkehren sollte. Die Expedition bestand aus 29 Mann und wieder einer größeren Anzahl von Hunden, die immer bei einer Polarreise zugleich mit den Menschen als die nach ihnen wichtigsten Mitwirkenden zu nennen sind. Eine böse Erfahrung mag hier in dieser Hinsicht erwähnt werden. Man hatte vom Norden grönländische Hunde mitgenommen, die sich auf Polarreisen immer noch als die besten erwiesen hatten, und später noch Feuerlandshunde dazu genommen, die ja auch an Kälte gewöhnt sind. Aber die beiden Rassen vertrugen sich nicht, es waren beständige Kämpfe auf Leben und Tod zwischen ihnen, bis die Grönländer allein übrig blieben.

In zwei stattlichen, mit vielen vortrefflichen Aufnahmen gezierten Bänden hat Nordenskjöld mit vier seiner Reisegefährten die Forschungen und die teils sich hoch dramatisch gestaltenden Abenteuer der denkwürdigen Reise geschildert. Der Titel des Werkes lautet: „Antarctic, zwei Jahre in Schnee und Eis am Südpol“. 373 und 407 Seiten. Berlin 1904; Dietrich Reimer.

Das Schiff der schwedischen Südpol-Expedition war wie auch die „Southern Croß“ ein älteres, im Polareise erprobtes Fahrzeug, das für die besonderen Zwecke umgebaut wurde.

Von Göteborg fuhr man zunächst nach Buenos Aires, wo man von der Regierung auf das freundlichste empfangen wurde und einen jungen argentinischen Offizier als Teilnehmer an der Expedition mitnahm. Diesem Anschluß sollte später die Rettung der kühnen Pioniere aus größter Gefahr verdankt werden.

Von Buenos Aires ging es über die Falklands-Inseln und die am Feuerlande liegende Staaten-Insel dem unbekannten Süden zu. Am 8. Januar kreuzte man bei schönstem Sommerwetter die Drakestraße und schon am 10. erreichte man die Süd-Shetlands Inseln, als die ersten Vorposten der West-Antarktis, die das Arbeitsgebiet der Expedition sein sollte. Nachdem man vier Tage vorher ein Land verlassen hatte, „das eine Wohnstätte grüner Papageien und kleiner schimmernder Kolibris ist, mit einem Klima, das den Ureinwohnern gestattet, fast ohne Bekleidung zu leben", war man nun plötzlich von starrendem Eis umgeben. „Es gibt wohl in der ganzen Welt keinen krasseren Übergang zwischen zwei benachbarten Ufern, als zwischen jenem Lande und der Einöde, die vor uns liegt; einer Eiswüste, in der jedes Tier- oder Pflanzenleben ausgeschlossen scheint."

Die Süd-Shetland Inseln erstrecken sich zwischen 61 und 63° Breite. Unter einer gleichen nördlichen Breite liegen in Schweden blühende Städte.

Auch südlich von dieser Inselgruppe fand man noch offenes Meer und man konnte deshalb die hier liegenden Inselgruppen oder vielmehr die östliche Fortsetzung des Grahamlandes näher erforschen, die zum Teil schon die belgische Expedition unter de Gerlache befahren hatte. Die Schweden vervollständigten die Landkarte dieses Gebietes, des Ludwig Philipp-, Palmer- und König Oskar II.-Landes wesentlich. Man machte dann noch wieder südlich von diesen Landgebieten einen Vorstoß zum Packeisgürtel einerseits bis gegen 66 Grad Breite, wo er nach Süden hin Halt gebot, und andererseits 45 Grad Ostlänge im Weddelmeere. Auf dem ganzen Wege fand man keine Spur von Land. Am 2. Februar kehrte man um und richtete das Winterquartier auf Snow Hill ein, einer kleinen Insel im Süden des vorerwähnten Ludwig Philipp-Landes, unter etwa 64 1/8 Grad Südbreite. Sechs Personen blieben hier, während die „Antarctic" nun wieder nach Port Stanley auf den Falklandinseln zurückkehrte. Von dort aus wurde während des Südherbstes eine Studienreise nach Süd-Georgien unternommen. Im November 1902 trat dann die „Antarctic" ihre Reise nach dem hohen Süden zum Entsatze der Zurückgebliebenen wieder an.

Letztere hatten inzwischen manche interessanten Schlittenreisen zu Lande und auf dem nunmehr vereisten Meere gemacht, wobei es natürlich zu manchem aufregenden Abenteuer kam. Ich muß aber hier deswegen auf das Werk selbst verweisen, dessen lebhafte Schilderungen in einem glänzenden Stile geschrieben sind, so daß die Lektüre an sich ein immer wieder fesselnder Genuß ist.

Es wird hier auch wieder von ungeheuren Stürmen berichtet. Einmal wurde in 24 Stunden eine Durchschnittsgeschwindigkeit von 27½ Meter in der Sekunde beobachtet bei einem Temperatursturz von 37 Grad. Dennoch verstand man es, sich recht behaglich in der Hütte einzurichten, und es klingt kaum glaublich, wenn man eine hier geschriebene Tagebuchstelle liest: „Ich habe ein Gefühl, als könne man sich im Notfall so an diese Lebensart gewöhnen, daß man sich nach keiner andern sehnt."

Auf einer Schlittenreise erreichte man den südlichsten Punkt, zu welchem die Expedition überhaupt kam, bei 65 Grad 48 Minuten. Sie hat also den Polarkreis nicht überschritten. Einmal legte man in drei aufeinander folgenden Tagen je 35 Kilometer auf dem Meereise zurück, eine auch bei uns recht anständige Marschleistung, die bezeugt, wie man hier am Südpol stellenweise wenigstens in dieser Hinsicht wesentlich günstigere Verhältnisse antrifft wie am Nordpol.

Inzwischen kam das Frühjahr, und man begann immer sehnlicher die Rückkehr der „Antarctic" zu erwarten. Aber man wartete bis in den Hochsommer, man sah schließlich das Eis sich wieder schließen, ohne daß der Entsatz gekommen war. Man mußte sich zu einer zweiten Überwinterung vorbereiten. Proviant war wohl genug vorhanden, außerdem liefert die Tierwelt, namentlich die Pinguine, Nahrung genug, die man als Wintervorrat rechtzeitig verarbeiten konnte. Denn im Herbst wandert die Tierwelt über das zugefrorene Meer aus den Unbilden der Winterstürme vom Pol hinweg gegen Norden hin.

Der Winter wurde in immer bedenklicherer Stimmung verbracht. Das neue Frühjahr begann, und immer noch änderte sich die Situation nicht. Da, auf einer Schlittenexpedition, die nach Norden hin über das Meereis unternommen wurde, fand eine wunderbare Begegnung statt. Drei der Gefährten, die mit der „Antarctic" seinerzeit wieder zurückgefahren waren, erschienen als unheimlich schwarze Gestalten auf dem Eise, die man selbst in der Nähe zunächst nicht als Freunde erkannte. Sie erzählten, daß „sich bei der Wiederankunft der „Antarctic" in den Eisregionen im vergangenen Sommer die Eisverhältnisse als so schwierig erwiesen, daß man befürchten mußte, das Schiff würde unsere Winterstation nicht erreichen; deshalb waren die drei Kameraden am 29. Dezember von der „Antarctic" aufgebrochen, um mit einem Schlitten über das Eis Verbindung mit uns zu erlangen. Selbst auf diese Weise erwies sich ein Vordringen als unmöglich, weswegen sie nach ihrem Ausgangspunkte zurückkehren mußten, wo sie vergeblich auf die Rückkehr der „Antarctic" warteten. Anfang März waren sie in eine aus Steinen errichtete Winter-

hütte gezogen. ... Glücklicherweise hatten sie keinen Mangel an Nahrung gelitten, im übrigen aber unter solchen Verhältnissen gelebt, daß wir, die wir wahrhaftig nicht verwöhnt waren oder es zu sein glaubten, uns mit Staunen fragten, wie so etwas möglich sei. Auf lange, lange Zeit war das einzige Gefühl, das sich in meinem Innern regte, Mitleid mit diesen Männern, die um unsertwillen so viel hatten erdulden müssen."

Die drei Kameraden quartierten sich nun zu den sechs übrigen in der Hütte auf Snow Hill ein, und es folgte weiter ein banges Warten auf Entsatz. Da ereignet sich abermals für die in der Eiseinöde verlassenen Menschen am 8. November 1903, also schon im beginnenden Sommer, ein noch viel wunderbareres und den Zurückgebliebenen noch unmöglicher erscheinendes Zusammentreffen. Es erscheinen wieder neue Gestalten auf dem Eise in der Nähe der Hütte. Diesmal glaubte man natürlich an die übrigen, auf der „Antarctic" zurückgebliebenen Gefährten und das Schiff also in der Nähe. Aber sie erwiesen sich als fremde Menschen, Argentinier. Dort war man besorgt um das Schicksal des Schiffes geworden, und die Regierung hatte ein anderes entsendet, eingedenk der freundschaftlichen Beziehungen, die sich mit den Mitgliedern der Expedition entwickelt hatten. Durch die im ersten Sommer zurückgekehrte „Antarctic" wußte man, wo jene sechs Mitglieder überwinterten, und das Entsatzschiff „Uruguay" gelangte auch ohne Schwierigkeiten nach Snow Hill. Das war gewiß eine hohe Freude für die neun Mitglieder der Expedition, die sich jetzt hier befanden. Aber vom Schicksal der „Antarctic" selbst und damit der andern Kameraden war auch den neuen Ankömmlingen nichts bekannt geworden. Das gab neue schwere Sorgen. Sollte man gleich nach ihnen das Land absuchen oder lieber zunächst wieder in die zivilisierte Welt zurückfahren, um dort vielleicht von ihrem Schicksal zu hören? Da, noch am Nachmittage desselben Tages, an welchem die argentinischen Offiziere auf Snow Hill erschienen waren, ereignet sich das wunderbarste Zusammentreffen, das man sich kaum ausdenken konnte: Die noch vermißten sechs Kameraden von der „Antarctic" erscheinen gleichfalls an diesem für die Südpolarforschung für immer denkwürdigen einsamen Rendez-vousorte. Sie erzählen, daß ihr geliebtes Schiff, bald nachdem jene drei Mitglieder es verlassen hatten, um ihre Kameraden unabhängig von dem bedenklichen Schicksal des im Eise eingeschlossenen Fahrzeuges aufzusuchen, von gewaltigen Eispressungen erdrückt, vor ihren Augen untergegangen war. Sie mußten deshalb ihrerseits einen dritten Ort als Winterquartier aufsuchen, ohne zu ihren Kameraden gelangen zu können. So waren alle, die vor zwei Jahren in diese unerforschten

Eiswüsten eindrangen, auf wunderbare Weise wieder hier vereinigt zugleich mit einem genau rechtzeitig eingetroffenen Entsatzschiffe, auf dem sie nun wohlbehalten der bekannten Welt wieder zugeführt wurden.

Ganz ergreifend werden diese Ereignisse und namentlich der Untergang der „Antarctic" in dem Werke geschildert. „Jetzt reichte das Wasser bis an die Reeling, und mit Gerassel stürzten die Eisstücke und die Wassermassen auf das Deck herein. Den Ton vergesse ich nie, so lange ich lebe. Es war unheimlich, es erschütterte mich bis in mein Innerstes."

Dieses Schicksal der „Antarctic" zeigte, daß jenes von Borchgrevink zuerst gewagte und so glücklich durchgeführte Experiment, das Expeditionsschiff während des Winters in niederen Breiten in Sicherheit zu bringen und es erst im folgenden Sommer zum Entsatz der zurückgebliebenen Forscher wieder in die Eiswüste eindringen zu lassen, doch ein recht gefährliches ist. Vor dem Roßmeere am Viktorialande sind eben die Eisverhältnisse bei weitem am günstigsten im ganzen Südpolargebiete. Ferner lehrt dieses Schicksal der „Antarctic", daß die Eisverhältnisse von einem zum andern Jahre vollkommen andere werden können. Dieselbe Stelle, auf welcher das Schiff 1903 in den übergewaltigen Umarmungen der Eisschollen zerdrückt wurde, hatte es ein Jahr vorher in glatter Fahrt durchlaufen.

Die schwedische Expedition brachte trotz aller Fährnisse die interessantesten Forschungsresultate heim. Die Grundzüge der meteorologischen Verhältnisse waren in der Westantarktis durchaus die gleichen wie im Viktorialande, so daß wir hier nicht darauf zurückkommen brauchen.

Von fundamentaler Bedeutung aber sind die geologischen Funde auf jenen Inselgruppen der Westantarktis geworden. Anders wie im Viktorialande traf man hier auf geschichtete Gesteine aus dem Jura und Tertiär und fand darin eine Menge von Versteinerungen, die ein ganz neues Licht in die dunkelsten Fragen der Erdentwicklungsgeschichte zu tragen berufen sind. Hier unter einer Breite von 63 bis 64 Grad, wo heute auf dem Lande nur noch geringe Reste vegetabilischen Lebens anzutreffen sind, entdeckte man im verhärteten Meeresschlamm längst vergangener Erdgeschichtsepochen wohlerhaltene Farnkrautwedel, Araucarien von einer ähnlichen Art, wie sie heute in Australien als Bäume bis zu 60 Metern Höhe auftreten, Cycadeen, das sind palmenartige Nadelhölzer, und viele andere subtropische Gewächse. Zur Jurazeit, als noch die mächtigen, bis zu 20 Meter langen Dinosaurier dröhnenden Schrittes sich durch die Riesenschachtelhalme drängten, herrschte also auch hier am Südpol, ganz ebenso wie am Nordpol, wo man ähnliche Funde machte,

eine Temperatur, wie wir sie heute etwa in Italien oder den äquatornäheren Küstengebieten Neuseelands antreffen.

Auf die Jurazeit folgte das Tertiär, wo dann zuerst Laub- und Blüten tragende Gewächse auf der Erde erschienen. Auch aus dieser Periode fand man Ablagerungen unter dem Eispanzer des Südpols und darin „zahlreiche, große, ganz deutliche, wenn auch im allgemeinen keineswegs wohl erhaltene und leicht bestimmbare Blätter, die von einer Menge verschiedener Formen von Laubbäumen, Nadelbäumen und Farnen herrühren. Es wird mir schwer, setzt Nordenskjöld hinzu, die Freude zu schildern, die ich in diesem Augenblick (bei der Auffindung dieser fossilen Reste) empfand . . . So sind denn auch diese Gegenden des äußersten Südens, die jetzt in Eis begraben liegen, von ewigen Stürmen umbraust und in ewige Kälte gehüllt, einstmals mit üppigen Wäldern bedeckt gewesen, in denen wahrscheinlich große Säugetiere umhergestreift sind." Man fand nämlich auch Knochen von Wirbeltieren und namentlich die eines Pinguins, der weit größer war als die größte, jetzt hier vorkommende Art.

Wir können hier nicht näher auf die große Frage der vorzeitlichen Klimate eingehen, für welche diese Funde von der denkbar größten Tragweite werden. Daß an beiden Polen zugleich eine subtropische Temperatur geherrscht habe, ist eine physische Unmöglichkeit. Man wird die Tatsachen nicht anders deuten können, als durch sehr bedeutende Polschwankungen, die innerhalb ein und derselben Erdgeschichtsperiode die bisherigen Polargegenden im Norden und Süden abwechselnd beträchtlich gegen den Äquator hin verschoben. Bekanntlich nimmt man auch heute durch direkte Beobachtung solche Polschwankungen wahr, aber sie bewegen sich in sehr engen Grenzen von wenigen Zehnern von Metern, auf der Erdoberfläche selbst gemessen. Es bleibt jedoch noch zweifelhaft, ob die bisher beobachteten Schwankungen nicht nur die kleinen Kräuselungen auf viel größeren Wellenbewegungen sind, die sich wegen ihrer Langsamkeit heute noch unserer direkten Wahrnehmung entziehen. Die strenge Theorie zwar erklärte solche größeren Schwankungen von zehn und mehr Breitengraden für eine Unmöglichkeit. Aber die Theorie kann immer nur die Dinge berücksichtigen, die sie kennt. Die Tatsachen widersprechen ihr immer unbezwinglicher. Es müssen unbekannte Dinge damals in die Schicksale der Erde eingegriffen haben. Ich habe an anderer Stelle in dieser Hinsicht die Vermutung aufgestellt, ein ehemals vorhanden gewesener zweiter Mond sei auf die Erde herabgestürzt und habe, wahrscheinlich vorher schon in viele Trümmer zerbröckelt, diese Schwankungen hervorgerufen, namentlich auch den großen Einbruch des pazifischen

Beckens bewirkt. (Entstehung der Erde und des Irdischen; V. Auflage 1904, oder auch „Weltschöpfung", Kosmos-Verlag, Stuttgart.)

* * *

Die dritte Südpolar-Expedition, mit der wir uns hier beschäftigen wollen, ist die deutsche. Das ihr gewidmete Werk trägt den Titel: „Zum Kontinent des eisigen Südens. Von Erich von Drygalski. Deutsche Südpolarexpedition, Fahrten und Forschungen des „Gauß" 1901—1903. Berlin, Georg Reimer." 668 Seiten.

Diese Expedition war das Werk jahrzehntelanger Propaganda, die namentlich von G. v. Neumayer, dem jetzt emeritierten Direktor der deutschen Seewarte in Hamburg, ins Werk gesetzt wurde. Nach langem Suchen und Kämpfen gelang es schließlich, die deutsche Regierung für das Unternehmen zu gewinnen, die die Summe von anderthalb Millionen Mark zur Verfügung stellte. Es wurde in Kiel ein neues Schiff gebaut, „Gauß" genannt, nach jenem großen Forscher, dem man fundamentale theoretische Untersuchungen über den Erdmagnetismus verdankt. Durch diese Namensgebung des Expeditionsschiffes wurde ein wichtiger Forschungszweig für die Unternehmung angedeutet. Als Hauptaufgabe der Expedition galt die Erforschung des Südpolargebietes auf der indisch-atlantischen Seite, also zunächst von da, wo das Wilkesland aufhört bis zu den Vorsprüngen der Antarktis, die man Kemp- und Enderbyland nennt, und schließlich, wenn möglich, noch darüber hinaus bis gegen das Weddelmeer hin. Es sollte hier irgendwo am Lande eine Station errichtet werden, gleichzeitig auch eine auf den jenem Gebiet gerade gegenüberliegenden Kerguelen-Inseln, um dort Parallelbeobachtungen machen zu können. Alle Arten wissenschaftlicher Beobachtungen sollten angestellt werden, meteorologische, magnetische, geodätische und auf dem Wege auch Tiefseeforschungen. Der „Gauß" wurde dazu mit den vorzüglichsten Instrumenten ausgestattet. An der Expedition nahmen fünf Gelehrte, fünf Offiziere und 22 Mann teil. Als Leiter war Professor Erich von Drygalski ausersehen, der bereits auf einer Expedition nach Grönland sich mit den meisten Aufgaben einer solchen Expedition vertraut und namentlich durch seine Gletscher-Forschungen sich einen hervorragenden Namen gemacht hatte.

Die Ausfahrt der Expedition hätte Anfang September 1901 stattfinden sollen, damit man nach zwei Monaten Fahrt Anfang Dezember auf den Kerguelen ankommen konnte, um Ende dieses Monats, der als Mittsommerszeit die meisten Chancen für ein gutes Eindringen in den Packeisgürtel gewährte, dem äußersten Süden entgegen zu steuern. In

Wirklichkeit fuhr man schon am 11. August von Kiel ab und hatte nun zunächst den Atlantischen Ozean zu durchqueren. Gleich auf diesem ersten Teile der Fahrt hatte man mit verschiedenen unerwarteten Schwierigkeiten zu kämpfen. Eine ganze Reihe von wissenschaftlichen Instrumenten für die Meeresforschung versagten, und man bemerkte, daß das ganz neue Schiff ein Leck hatte, welches „an sich nicht schlimm war, doch Aufmerksamkeit erforderte". Das Leck selbst wurde erst im Hafen von Kapstadt entdeckt und ausgebessert, machte aber auf der ganzen Reise zu schaffen.

Das Schiff war ein Dreimaster und zugleich Schraubendampfer. Seine Bewegung war recht langsam; es machte unter Dampf selten mehr als 4 bis 5 Knoten, zeitweilig wurden gegen Dünungen nur 1 bis 2 Knoten erreicht und gegen Wind kam man überhaupt nicht an. Dieser Übelstand ist wahrscheinlich für spätere Ungunst der Verhältnisse verantwortlich zu machen.

Im atlantischen Ozean und seinen Inseln hielt man sich ziemlich lange mit Forschungen auf, die gewiß zu interessanten Resultaten führen werden, sobald sie genauer bearbeitet sein werden. Am 23. November kam man in Kapstadt an, wo man mancherlei Arbeiten zu erledigen hatte, bis man am 7. Dezember weiter zunächst nach den Kerguelen abfahren konnte, also um eine Zeit, zu der man eigentlich schon dort sein wollte. Man kam am 2. Januar an. Die Mitglieder, welche hier auf der Beobachtungsstation bleiben sollten, waren schon früher durch ein besonderes Schiff herbefördert worden und längst an der Arbeit, als sie die verspäteten Gefährten mit großer Freude eintreffen sahen. Erst am 31. Januar, also einen Monat später als beabsichtigt war, wandte man sich nun dem eigentlichen Ziele, dem hohen Süden zu. Am 14. Februar erreichte man die Eiskante, bei etwa 63 Grad Südbreite. Nun begann der Kampf mit dem Eise. Am 21. endlich kam das ersehnte Land in Sicht, ganz nahe diesseits des Polarkreises. Aber es gelang nicht mehr, es mit dem Schiffe zu erreichen, denn letzteres wurde sofort vom Eise definitiv eingeschlossen. Zwischen mächtigen, auf dem Grunde festsitzenden Eisbergen und eingekeilten Schollen blieb das Schiff nun fest liegen während des ganzen bald anbrechenden Winters. Auch das Eis blieb glücklicherweise ganz unbeweglich, sodaß man auf demselben die Observatorien mit ebensoviel Sicherheit errichten und die mannigfachen, wissenschaftlichen Beobachtungsarbeiten mit ebenso großer Genauigkeit ausführen konnte, als wenn man sich auf dem nahen Lande selbst befunden hätte. Man machte nun, wenn auch nicht sehr ausgedehnte, Schlittenreisen auf dem Lande und fand dabei als hauptsächliches

geographisches Objekt der Expedition einen 866 Meter hohen Basalthügel, den man Gaußberg nannte. Alles Land, was man zu untersuchen vermochte, war vulkanisch. Sehr interessant und wertvoll sind die Untersuchungen über die hier angetroffenen Eisbildungen, namentlich die Eisberge. Das prächtig ausgestattete Werk der Expedition ist erfüllt von schönen und instruktiven Abbildungen aller jener verschiedenen Eisbildungen. Es konnte gezeigt werden, daß viele große Eisberge lange Jahre oder vielleicht Jahrzehnte an ungefähr derselben Stelle in der Nähe des Landes geblieben sein mußten. Wenn also ein Schiff zwischen ihnen eingeschlossen wurde, so wäre es wohl möglich, daß es so lange Jahre nicht wieder von ihnen losgelassen würde.

Mit besonderer Sorgfalt wurden auch die erdmagnetischen Beobachtungen ausgeführt. Bekanntlich fallen die magnetischen Pole nicht mit den geographischen zusammen. Die ersteren sind außerdem beständigen periodischen Bewegungen unterworfen, deren Erforschung für die noch immer geheimnisvolle Natur der erdmagnetischen Kraft sowohl wie für die praktischen Zwecke der Schiffahrt von größter Wichtigkeit ist. Nach der Theorie sollte der magnetische Südpol 1885 auf 73 Grad 39 Minuten Breite und 146 Grad 15 Minuten Ostlänge gelegen haben, das ist ein Punkt ziemlich weit im Osten des mittleren Küstengebietes des Viktorialandes. Nach den Beobachtungen Borchgrevinks, der die normale Richtung nach dem Magnetpol passierte, mußte sich derselbe in der Tat nahezu an jenem Punkte befinden. Die deutsche Expedition stationierte ziemlich weit von jenem Fundamentalpunkte. Die von ihr angestellten regelmäßigen Beobachtungen der Richtung und Intensität der magnetischen Kraft in diesem bisher noch unerforschten Gebiete werden jedenfalls eine sehr wichtige Ergänzung unserer Kenntnisse werden.

Ziemlich genau nach einem Jahre kam das Schiff wieder vom Eise los. Es wurde nun im Kampfe mit den Schollen versucht, nach Westen gegen das Kemp- und Enderby Land vorzudringen, um der der Expedition gestellten geographischen Hauptaufgabe, die Küste der Antarktis nach Möglichkeit in dieser Richtung weiter zu verfolgen, zu genügen. Es glückte aber nicht, hier weiteres Land zu erblicken. Man hätte es damals gern gesehen, wenn das Schiff noch einmal im Eise eingeschlossen würde, damit man noch einen zweiten Winter hier im hohen Süden bleiben und vielleicht zu noch interessanteren Forschungsresultaten gelangen konnte. Aber, entsprechend den schon weiter oben erwähnten für den Südpol eigentümlichen Verhältnissen, wurde der „Gauß“ unerbittlich aus dem Packeisgürtel hinaus nach dem freien Meere im Norden getrieben.

Man konnte nun nicht anders, als die Heimreise nach Afrika wieder über die Kerguelen antreten. Am 30. Mai 1902 kam man dort an. Die Bitte, die Regierung möge einen nochmaligen Vorstoß nach dem hohen Süden für den nächsten Südsommer gestatten, wurde abgelehnt, und so kehrte denn der „Gauß" am 25. November 1902 nach Kiel wieder zurück, von wo er $2^1/_4$ Jahre vorher ausgefahren war.

So war leider diese erste große Expedition, die Deutschland für betreffende Forschungszwecke ausrüstete, von keinem besonders in die Augen springenden Erfolge gekrönt oder doch von den andern nahezu gleichzeitig ausgesandten Südpolar-Expeditionen in dieser Hinsicht wesentlich überflügelt worden. Daß an gediegenen wissenschaftlichen Arbeiten das bedeutendste geleistet worden ist, wird niemand bezweifeln. Aber es ist doch schade, daß nicht auch noch andere, allgemeiner interessierende, also in der Hauptsache geographische Entdeckungen geglückt sind, die die Lust zur Fortsetzung ähnlicher Unternehmungen deutscherseits gefördert hätten. Es ist anzunehmen, daß die Expedition in dieser Hinsicht mehr Erfolg gehabt hätte, wenn sie früher auf dem Kampfplatze eingetroffen wäre. Mitte Februar bedeutet schon das Ende des südpolaren Sommers. Die sechs Wochen, welche die andern Expeditionen, Erfahrungen vorangegangener Reisen ausnützend, früher eintrafen, bedeuteten einen ganz wesentlichen Vorsprung für das tiefere Vordringen zum Südkontinente. Die Langsamkeit des neuen Schiffes trug hauptsächlich die Schuld an dieser Verspätung. Da taten die andern Expeditionen besser, daß sie erprobte Schiffe für ihre Zwecke nur herrichteten, statt ein neues zu bauen.

Das Werk, in welchem die Reise dargestellt wird, ist in mehr berichtender, weniger anregend und populär schildernder Weise geschrieben als die anderen, hier herangezogenen Werke. Der Verfasser hat, wie für seine Expedition so auch für sein Werk darüber den wissenschaftlichen Ernst in die erste Linie stellen wollen; es erweist sich dadurch als eine ernste deutsche Arbeit.

Überblicken wir die Resultate der Südpolarforschungen der letzten Jahre, so erkennen wir, daß zwar unsere geographischen Kenntnisse der Antarktis nicht eben sehr wesentlich gefördert wurden, daß aber ein zuverlässiger Grund gelegt worden ist, der späteren Forschungsreisen die Wege ebnet. Eine ganze Reihe interessantester Fragen ist nun erst angeschnitten worden, die es gilt, ihrer Lösung näher zu bringen.

Jedenfalls ist unendlich viel mehr noch auf jener anderen Seite der Erdachse für die Wissenschaft zu tun, als auf der unsrigen.

Der Mönch.

Novelle

von

Georg von der Gabelentz.

(Schluß.)

Während sich die Bauern auf dem Heimweg nach ihren Höfen und Dörfern begaben, ward ihr Mut immer geringer, ihre Hoffnung verblaßte immer mehr. Hatte das unerwartete Erscheinen des wälschen Grafen mit seiner bewaffneten Macht, die überlegene Ruhe und Kaltblütigkeit dieses großen Herrn einschüchternd und verwirrend auf sie gewirkt? Ein jeder meinte, er hätte leicht mit einem Faustschlage dieses hagere und graue Männlein erschlagen können, und doch hatte niemand gewagt die Hand gegen ihn, den Abgesandten, den vertrauten Rat des Herzogs zu erheben.

Die Bauern knirschten innerlich, aber gar zu tief saß ihnen die Ehrfurcht vor der Macht des Staates und der Kirche, die jener Italiener zu verkörpern schien, im Blute. Und dann, hatte der Kluge nicht recht? Wollten sie alles aufs Spiel setzen, um dem Bruder zu folgen, alles daran wagen, Gut und Leib, um die hochstrebenden Pläne des Mönches zu vollführen? Wenn nun seine Feinde recht hatten, wenn er, ein Welsberg, die Bauern opferte um sich selbst an Stelle der alten Herrn zu setzen? Mißtrauen und Zweifel ließen sie nicht ruhen. Ja, wenn jetzt, in diesem Augenblicke, wo in der Ferne des Tales noch der Staub der abziehenden Reiterschar zu sehen war, Bruder Sebald unter ihnen erschienen wäre, ja, dann wären sie vielleicht mit ihm gegangen, hätten die Wälschen laufend eingeholt, hätten sie mit blutigen Köpfen heimgesandt, und dem herzoglichen Abgesandten laut ins hochmütige Angesicht gerufen:

„Nimm dein gleißnerisches Gold fort, mit dem du unsere Seelen erkaufen willst! Zerbrich die Waffen, die nach unserm Blute lechzen, und bring uns statt Gold oder Eisen vom Herzog die Freiheit, sonst holen sie unsere Fäuste und schicken ihm zum Entgelt die Leichen seiner Söldner zu!"

Nun aber, wer wollte ohne Führer den Kampf beginnen? Nein, es war schon besser und klüger abzuwarten. Der Bauer muß eben Bauer bleiben, es hilft nichts, die Feinde sind zu stark!

Wer wird mit der Stirn gegen einen Felsen rennen wollen, mag's der Mönch alleine tun, wenn ihm danach gelüstet! Vielleicht ist's zu spät heute, vielleicht auch zu früh, wir müssen Geduld haben!

So schwankten die Bauern hin und her und kamen zu keiner Einigung, zu keinem Entschlusse. Manch einer nahm das schwerfällige Feuerrohr aus der Ecke, blies sorgfältig und sinnend den Staub herab, prüfte den Hahn und zielte durchs Fenster, um die Waffe endlich doch wieder in den alten Winkel zurückzustellen.

„Was soll ich damit? Der Bruder ist stark und klug, er braucht mich nicht, er wird sich andere Helfer suchen. Auch muß er uns das Zeichen geben."

Das Erscheinen der Fremden wurde mit der Schnelle des Windes überall bekannt. Die Männer versteckten rasch ihre Waffen sorgfältiger als früher, sie mieden jedes unvorsichtige Wort, und die Frauen hatten viel unter ihrer mürrischen, niedergeschlagenen Stimmung zu leiden.

Wo blieb er, der ersehnte Führer im Streite?

Hatte er selbst seine Sache verlassen?

* * *

Bruder Sebald lag unterdessen in seiner Zelle von irren Phantasien geplagt, in denen das reine Bild Barbara Pauers, die heißblütige Dirne vom Fausterhofe, der finstere Jürg Sandhofer auf und nieder stiegen, wie ein tolles, aberwitziges Gaukelspiel.

Oftmals wälzte er sich schlaflos auf seinem Lager, seine Pulse hämmerten, sein Blut stürmte ihm zum Herzen, und er streckte die Arme verlangend aus, als könne er Barbara von neuem an seine Brust drücken, ihren bebenden Leib umfangen, ihre Lippen mit glühenden Küssen an die seinigen zwingen. Barbara! In ihr war er zum Leben erwacht, in ihr hatte er alle geheimnisvolle Wonne des Menschentums gekostet, und an ihren Lippen hatte er sich selbst vergessend den Tod getrunken!

Verräter! riefen ihm Stimmen zu aus allen Ecken der Zelle, aus allen Ritzen der Mauern, aus allen Fugen des steinernen Fußbodens. Ihm war, als müßte das lastende Gewölbe herniederstürzen und ihn zermalmen, ihn, den eidbrüchigen, der des Klosters heiligstes Gesetz mit frevlen Füßen zertrat, der sein eigenes, im Namen des dreimal heiligen Gottes begonnenes Werk durch menschliche Schwäche entweiht und gebrochen hatte.

In Bruder Sebalds Herzen lagen höchste Lust und tiefstes Leid nur um eines Messers Schärfe auseinander.

Dem Prior kam die Erkrankung des Mönches sehr zu statten. Sie erlaubte ihm, den Leidenden streng zu bewachen, und er wußte es durch ernstes Gebot zu verhüten, daß von den Ereignissen der Außenwelt irgend

etwas zu dessen Ohren kam. Nur nebenbei, als sei es etwas unwichtiges, teilte er ihm eines Abends mit, der herzogliche Rat Graf Grivelli sei zu einer Visitation und zur Abhaltung einiger Gerichtstage in Brueck erschienen und habe mit geringem Gefolge im bischöflichen Schlosse Wohnung genommen.

„Grivelli?" fragte der Mönch sich aufrichtend und krampfhaft nach der Hand des Priors greifend. „Grivelli? Ist er nur deshalb da? Sagt mir die Wahrheit. Ich kenne den falschen Schleicher! Wenn ich ihn auch niemals sah, ich durchschaue seine Pläne! Er ist der stillste, aber darum gefährlichste meiner Feinde. — Gott schütze mein armes Land vor diesem wälschen Gift, vor diesem — —"

Der Prior drückte den Kranken sanft in die Kissen zurück.

„Seid ruhig, Bruder Sebald, und ereifert Euch nicht! Auch er ist nur ein Spielwerk in Gottes Hand!"

„Ein Spielwerk? besser vielleicht ein Werkzeug in Gottes Hand!" sagte nachdenklich, wie zu sich selbst der Mönch. „Hochwürdigster Herr, ich vermag es manchmal nicht zu glauben, daß Gott sich solch schlimmer, vom Schmutze der Verräterei hundertmal befleckter Werkzeuge bedienen sollte. Nein, nein, solche sind des Teufels!"

Während die beiden Männer so in der Zelle miteinander redeten, kam plötzlich ein undeutlicher Klang zum Fenster hereingeflogen. Es war die ungeübte Stimme eines augenscheinlich trunkenen Mannes, der etwas zur Melodie irgend eines groben Soldatenliedes nach den Mauern des Klosters hinaufrief. Keiner der beiden achtete darauf, und der Sänger schien sich auch bald wieder zu entfernen, wie er schon am Tage vorher gröhlend weitergewandert war. —

Während der Mönch von seinen Träumen gepeinigt und von den Anklagen seines Gewissens gequält nur langsam der Genesung entgegenging, lief seit einigen Tagen, von ihm ungeahnt, im Orte Brueck ein Gerücht durch die Gassen, unheimlich, wie eine schwarze Katze in der Nacht mit funkelnden Augen über die Dächer rennt.

Wer davon sprach, dämpfte seine Stimme, blickte sich scheu um und machte danach das Zeichen des Kreuzes.

Seit einigen Tagen, so raunten sich die Leute zu, sitzt eine Hexe gefangen hinter den grauen Mauern des Turmes auf der Burg.

Eine Hexe? Es war wirklich so, wie die Leute sagten. Eines Abends flüsterten die Rangen des Gerichtsknechtes mit wichtigen Mienen ihren Gespielen zu, der Vater werde auf Befehl des Grafen der Gefangenen am nächsten Morgen mit der peinlichen Frage zusetzen. Ein Bube sagte es flink dem anderen, keiner schlief in der Nacht vor Erwartung, und

am anderen Morgen rannten sie schnell, den Schulmeister vergessend, unter das schmale, vergitterte Fenster des Turmes. Auch einige Erwachsene standen drunten, nach den dicken Eisenstäben starrend.

Lange mußten sie warten, dann aber klang plötzlich menschliches Schreien, das Schreien eines Weibes zu ihnen, kurz und gellend. Eine längere Pause, noch einmal jenes entsetzliche, verzweifelte Kreischen. Ein Gruseln überlief bei jedem Aufschrei der Gepeinigten die Hörer. „Die glühenden Zangen fressen ihr ins Fleisch," flüsterte einer dem Nachbarn zu. Ein altes Mütterchen aber meinte, den knochigen Finger nach dem Turm streckend, sie möchten fein zuschauen, ob die Hexe nicht aus dem Fenster über ihnen jäh durch die Luft fahre und mit des Satans Hilfe den Händen der Knechte und der Gerichtsherren entrinne.

Erst lange nachdem das letzte Jammern verstummt war und der dicke Turm wieder still und trotzig, mit festgeschlossenen Lippen und Augen dastand, zerstreute sich die Menge.

Wer ist's, wen halten sie da drinnen im Schlosse? so fragten alle.

Endlich erfuhren sie, die Hexe sei niemand anderes als die junge, vor etlichen Tagen gefangene Bauerntochter aus Inmichen, Barbara Pauer geheißen. Sie sei argen Zaubers geständig. Morgen um die Mittagsstunde werde man ihr nach wohlerwogenem Beschlusse des hochlöblichen Gerichtes über Hals und Hand auf dem Anger vor der Stadt den Scheiterhaufen anzünden.

Freiwillige Boten eilten von Ort zu Ort, die Neuigkeit zu verbreiten. „Kommt nach Bruneck, eine Hexe wird gebrannt!"

Der irrsinnige Taumel des Hexenwahnes hatte wieder mit einmal die Menschen ergriffen. Niemand wußte, wie diese Seuche jetzt so plötzlich auch in Bruneck aufgetaucht war, aber sie war da, sie packte alle wie eine fürchterliche Trunkenheit. Männer, Frauen und Kinder waren von ihr angesteckt worden, man sprach erst leise, dann immer lauter von nichts anderem als von dem mit heimlichem Grausen erwarteten Schauspiele des Scheiterhaufens. Ein toller Wahnsinn bemächtigte sich aller, eine irre Angst vor dem verruchten unheimlichen Treiben der Hexen, ein ungeduldiger Eifer die Verurteilte brennen zu sehen. Das Schrecklichste, Widernatürlichste im Menschen war erwacht, die Freude an Grausamkeit und Zerstörung.

Einigen bangte davor, man könne die Hexe im letzten Augenblick doch noch zu Gefängnis begnadigen, und man werde sie nicht brennen sehen. Aber der rotwangige Viehhändler beruhigte eifrig die Leute, die sich um die Steinbank vor seinem Hause versammelt hatten, wo sie abends die Neuigkeiten auszutauschen pflegten.

„Nein, nein, geduldet euch nur! Ich weiß es sicher, morgen brennt sie. Das Gericht ist ihr gar spinnefeind, denn ihr Vater hat — — —"

„Ist's wahr, was sie sagen?" fragte die Nachbarin, die, ihren Säugling auf dem Arme, sich mit neugierigen Augen an den Viehhändler heandrängte. „Die Barbara hätt' einen Pakt mit dem Bösen?"

„Gewiß ist's wahr! Der Bauer und einer der Knechte haben obendrein Streit bekommen, als man das Mädel fortgeführt hat. In der Sonne in Niederdorf ist's gewesen, die Pauers sind dem Wälschen just zum Markttag in die Hände gelaufen. Scheint ein arges Getümmel entstanden zu sein, und dabei hat der Thomas Pauer dem bischöflichen Knechte, dem langen Toni flugs das Messer in die Rippen gerannt. Nun liegt der Arme halt im Spital zu Innichen noch immer zwischen Leben und Sterben."

„'s ist allzu schrecklich," jammerte eine Frau, „daß das arge Unwesen nun auch zu uns gekommen ist! Seit sie damals die alte Berghofbäuerin eingezogen hatten, meint' ich, wär's vorüber. Man hatte nichts mehr gehört."

„Die Berghofbäuerin selbst ist frei, sie bettelt im Tal umher, aber sie hat vor Gericht andere angeklagt," warf einer dazwischen. „Fängt man erst eine, so kommen immer mehr nach, 's ist eine alte Erfahrung!"

Da trippelte quer über die Gasse ein eisgraues Weib mit spitzen Ellbogen an die schwatzende Gruppe heran und mit ihren runzeligen und von der Gicht gekrümmten Händen die Nebenstehenden am Ärmel zupfend rief sie:

„'s ist schon recht so, 's ist schon recht so! Warum soll 's immer die Alten treffen, die Jungen braten nicht schlechter!"

„Jesses! Die Berghofbäuerin hier!" fuhren erschrocken die von der Alten berührten auf. „Was treibt Euch her? Wollt wieder Handel mit Wurzeln und Pilzen treiben?"

„Mich?" die Alte sah sich triumphierend um, und ein häßliches Lachen verzerrte ihren zahnlosen Mund. „Nein, nein, kein Handel heute! kein Handel! Mich freut's halt auch, einmal in Ruh ein solch selten Schauspiel anzuschauen. Hab' mir's schon lang gewünscht, wär' doch mal mit eigenem Leibe fast dabei gewesen!"

Selbst dem roten, lustigen Viehhändler ward's kalt bei diesen Worten. Die anderen aber hüteten sich der Berghofbäuerin in die Nähe zu kommen. Wer mochte wissen, wie sie mit dem Teufel stand?

Bis in die sinkende Nacht hinein wurde unter allen Türen, in allen Zimmern und vor den Schanktischen von nichts anderem gesprochen als von dem bevorstehenden Ende Barbara Pauers.

Als die Gerichtsknechte am anderen Morgen einen mächtigen Holzstoß auf einem wüsten Platze unterhalb der Burg, dem sogenannten

Anger, errichteten, schleppte mancher unter den kleinen Buben des Ortes ein den Eltern gestohlenes Scheit, einen zerbrochenen Besenstiel oder irgend ein hölzernes, altes Gerät herbei, den Stoß zu vergrößern.

Sie taten's mit komischem Eifer und lachten und neckten sich dabei.

Hunderte umstanden erwartungsvoll, der heißen Sonne nicht achtend, das düstere Gerüst. Außer ehrsamen Bürgern und Bauern hatte sich auch vieles Gesindel der Gegend zusammen gefunden, das durch den großen Krieg verroht und verarmt allerlei zweifelhaften Beschäftigungen den Unterhalt verdankte und bei solchen und ähnlichen Anläßen stets aus seinen Schlupfwinkeln wie Ungeziefer aus dem Boden hervorkroch.

Ein Hexengericht, welch' aufregendes, furchtbares Schauspiel! —

Nun war die festgesetzte Stunde gekommen. Auf einem Karren hatten die Knechte aus dem weitgeöffneten Burgtore die Verurteilte hinausgefahren, dann hatte man sie mit gebundenen Händen auf den Scheiterhaufen gehoben und ihren Leib mit in Wasser getauchten Stricken an einen starken Pfahl gefesselt. Sie vermochte sich nicht mehr zu rühren. Die italienischen Söldner und deutsche Hellebardiere trieben mit Flüchen und Lanzenstößen das neugierige Volk zurück. In dem von ihnen gebildeten Kreise saß auf seinem Schimmel Grivelli. Unbeweglich war sein Antlitz, nur sein rechtes Augenlid zuckte.

Dumpfes Schweigen herrschte unter der Menge. Alle reckten die Hälse um das Opfer besser zu sehen. Die verschiedensten Leidenschaften spiegelten sich auf den Gesichtern der Männer und Frauen wieder, Mitleid und Grausamkeit, Furcht und Abscheu, Zorn und Ungeduld, aber die gemeine Neugier, ein grausames Schauspiel zu sehen, überwog sie alle. Blut ist ein eigener Saft, der Gedanke Blut fließen zu sehen, seinen Dunst zu riechen, weckte das Raubtier im Menschen.

Dohlen krächzten laut um den Turm des Schlosses.

Barbara Pauer war bleich wie ein weißes Tuch. Plötzlich ein Trommelwirbel, über ihrem Haupte, das die gelösten Haare umrahmten, brach der Richter mit feierlichen Worten einen schwachen Stab in zwei Hälften. Es war das Zeichen, daß sie fortan allein dem Henker gehöre. Die Beamten des Gerichts trugen schwarze, lange Röcke und steife Halskrausen. Sie machten wichtige, würdevolle Mienen und sahen nach rechts und links, unter dem Schutze Grivellis stehend, mit Stolz und Hochmut auf die Volksmenge. Ein leiser Spott flog über das gelbe Gesicht des Italieners, als er den Eifer bemerkte, mit dem die gestrengen Mitglieder des Gerichtes seine Nähe und die seiner Soldaten aufsuchten.

Vom Kirchturm hob eine kleine Glocke an, klägliche, wimmernde Töne durch die warme Sommerluft zu senden. Es war die Armsünderglocke.

Welcher Zauberei hatte man Barbara überführt? Niemand ahnte es. Die einen wollten dies wissen, die anderen das. Eine gewichtige Anzeige war gegen sie eingelaufen, man wußte nicht genau von wem. Es war ja auch gleichgültig, hatte sie doch, wie rasch bekannt geworden war, im Turme dem schwarzen Wälschen alles gestanden. Nun spielte dieser an seinem stutzerhaft gepflegten, dunklen Knebelbart, es schien ihn heimlich zu freuen, daß die Umstehenden ihn über die Köpfe seiner Leute weg mit scheuen, fast ängstlichen Blicken musterten. Man zuckte die Achseln, die Bauerin war eine Hexe, sie hatte ihre Strafe verdient, Grivelli tat also kein Unrecht, als er für strenge Sühne eiferte, nur so konnte er ihre verlorene Seele retten. Er war ja in solchen Dingen ein erfahrener Mann und sollte schon manche haben brennen lassen. Die Richter hatten zu seinem Urteile mit den weisen Köpfen genickt und gemeint: irdisches Feuer schütze die Seele vor den ewigen Flammen.

Ein alter Brunecker Geistlicher hielt nach einigen leisen Trostworten der Verurteilten ein kleines Holzkreuz zum Kusse an die in namenloser Angst und Aufregung zitternden Lippen. Dann kletterte der dicke Mann schwerfällig und eilig vom Holzstoße herab, als fürchte er, der Blick und die Nähe der Hexe könne ihm die Gicht in die Glieder zaubern.

Jetzt stieß einer der Gerichtsknechte eine lodernde Fackel, die er einer eisernen, mit glühenden Kohlen gefüllten Pfanne entnommen hatte, mehrmals tief in das rings um den Pfahl geschichtete trockene Reisig. Es fing knatternd und prasselnd Feuer. Funken flogen empor.

Die Augen der beim Knistern der Funken wie aus tiefer Erstarrung aufschreckenden Verurteilten irrten suchend über die gaffende, lautlos stehende Menge hinweg. Sie rief einen Namen, doch das Lärmen der Flammen übertönte ihre schwache Stimme. Ihr zusammengeschnürter Leib wand sich in der Umklammerung der nassen Stricke. Dann hüllte dichter aus dem Holzwerk aufsteigender Qualm ihre Gestalt ein. Der Rauch umschlang sie wie ein um seine Beute sich ringelndes, schwarzes Ungetüm. Näher krochen die Flammen, näher, noch eines Armes Länge, dann mußte die aufzuckende Lohe die nackten Füße erreichen und den Saum des Hemdes aufflammen lassen.

Noch eines Armes Länge!

„Wo mag Bruder Sebald sein, daß solches hier geschehen kann?“ fragte finster einer der Bauern. „Er war allen solchen Gerichten feind. Warum duldet er das? Sollte das arme Ding wirklich und wahrhaftig eine Hexe gewesen sein?“

„Die Furcht mag ihn wohl im Kloster zurückhalten,“ flüsterte ein anderer, mit dem Kopfe auf Grivelli und seine Gewappneten weisend.

„Unsinn, die Furcht! Das sicher nicht!“ sagte der erste wieder. „Aber was anderes! — Vielleicht ist auch er gefangen?“

„Dann ist's aus mit uns!“ entgegnete leise einer der Nachbarn.

Ein leichter Wind fachte das Feuer an. Schon glühte fast der ganze Holzstoß, Funken säend, sodaß sich der Kreis um ihn erweiterte. — „Ob die Hexe noch lebt?“ — Immer neue Scheite warfen die Knechte mit fiebernder Hast in die Flammen, als hätten sie Eile, den jungen, blühenden Leib zu Asche zu brennen.

Plötzlich, welch wilde Bewegung, welch Lärmen unter den hintersten Haufen? Ein Fluchen und Stoßen und entsetzte Rufe.

Ein Mann bahnte sich den Weg durch das Gedränge und sprang, die vor ihm Stehenden zur Seite schleudernd und den bewaffneten Ring der Söldner durchbrechend, gegen den Scheiterhaufen vor.

„Wer ist der Tolle? Wer erdreistet sich?! Haltet ihn!“

Der Mönch war's aus dem Brunecker Kloster, Bruder Sebald selbst! Niemand erkannte ihn im ersten Augenblick, so schrecklich sah er aus.

Wie im Wahnsinn glühten seine dunklen, tief in den Höhlen liegenden Augen, sein Gesicht war abgezehrt und bleich, seine Kutte zerrissen, seine Hand schwang ein elfenbeinernes Kruzifix über dem Haupte.

„Haltet den Tollen!“

Gerade auf die lodernde Glut rannte er zu, einige der Wälschen sprangen ihm nach. Graf Grivellis Augenlid zuckte nervös, aber er blieb ruhig halten.

Als der Bruder dicht vor dem Scheiterhaufen angelangt war, wehte ein stärkerer Windstoß für einen Augenblick den dichten, roten Qualm zur Seite. Die Flammen zehrten schon am nackten Körper der Gerichteten und versengten ihre Haare. Aber das Mädchen regte sich nicht mehr, ihre Gestalt war zusammengesunken und wurde nur durch die Stricke gehalten, die den Leib, ihre Arme und Beine umschnürten. Das Haupt hing leblos auf die Brust herab.

Der Mönch blieb, Barbara erkennend, jäh stehen und faßte sich an den Kopf, als müsse er an dem Gesehenen zweifeln, dann aber stürzte er mit einem wilden Schrei vorwärts, die Arme ausgebreitet, als wolle er das brennende Weib an sein Herz reißen und in Feuersflammen umarmen.

Starke Arme packten ihn jedoch und hielten ihn zurück. Er setzte sich krampfhaft zur Wehr, er stöhnte, er bat, umsonst. Die Italiener drängten ihn gewaltsam zurück, faßten seine Handgelenke, umschlangen seine keuchende Brust.

„Der Bruder!“ schrie die Menge.

„Bruder Sebald!“

Grivelli gab seinem Schimmel die Sporen und ritt einige Schritte an den Mönch heran. Sein Gesicht blieb lauernd und undurchdringlich, nur für eine Sekunde glitt etwas wie heimlich erwarteter Triumph um die schmalen, festgeschlossenen Lippen seines Mundes.

Da brach Bruder Sebald plötzlich wie von einem jähen Gedanken gepackt das kunstvoll geschnitzte Kreuz in zwei Teile und schleuderte die Stücke zu Füßen der Gerichteten ins Feuer mit dem verzweifelten Ausruf:

„Ich darf nicht!“

Nun stand er mitten im freien Raume zwischen Scheiterhaufen und Volk, fast versengt von der Glut, die den prasselnden Flammen entströmte. Die Italiener brauchten ihn nicht mehr zu halten, er ließ sich widerstandslos zurückdrängen, er griff nicht einmal in die Piken, die sie drohend vor ihn streckten.

Er warf einen langen, langen Blick auf die Tote.

Das Volk sah halb mit Staunen, halb mit Entsetzen zu, wie der Mönch irren Auges das Auffliegen der feurigen Lohe und das Emporstieben der Funken betrachtete, regungslos, als sei er durch den Anblick zu Erz geworden. Keiner nahte sich ihm, keiner störte ihn. Alle aber hatten das Gefühl, daß jetzt etwas Schreckliches und Unerwartetes geschehen werde. Mancher schlich sich heimlich ein wenig zur Seite. Mancher fühlte nach dem Messer in der Tasche.

„Graf Grivelli, hütet Euch, wenn jener erwacht!“

Als der Holzstoß wenige Augenblicke später mit dumpfem Krachen in sich zusammenbrach, die Überreste des unglücklichen Mädchens unter glühenden Massen begrabend, wandte sich der Mönch um. Seine Hände ballten sich in bohrendem Schmerze, daß ihm die Nägel ins Fleisch drangen, und seine Lippen flüsterten, unhörbar für die Menge:

„Warum ließest du mir nicht einmal dies Leben retten, grausamer Gott!“

Dann schritt er, sich stolz aufrichtend wie ein Herrscher, der Gericht halten wird, gegen das Volk, das vor ihm zurückweichend eine Gasse zu bilden begann. Plötzlich aber blieb er stehen, er bemerkte die schwarzen Gestalten der betroffen dreinschauenden Richter, und vor diesen auf dem Schimmel das finstere und höhnisch lächelnde Gesicht Grivellis.

Dieser ritt, mit kurzem Gruße an seinen Hut fassend, rasch zwei Schrite vor, beugte sich auf den Hals seines Pferdes herab und sagte halblaut, mit kalter Stimme, indem er mit der Hand hinter sich auf die Menge wies:

„Eure Rolle ist aus. Seid Ihr nun überzeugt, daß Euer Wirken Torheit war, armer Freund? Kennt Ihr heute das Volk, für das Ihr Euch opfern wollt? Seht Euch nur um! — Panem et circenses, Brot und Spiele! Mehr verlangt es nicht!"

Ein Geistlicher löste sich jetzt aus der Menge, es war der Pfarrer von Niederdorf, und berührte des Mönches Arm. Der Bruder erkannte in ihm einen seiner ärgsten Feinde.

„Kehrt um, kehrt ins Kloster, Bruder," raunte er ihm mit falscher Freundlichkeit zu, „seid Ihr ein Knecht des Satans, daß Ihr das Kreuz ins Feuer warfet?"

„Kehrt um, Bruder!" drängten andere in ihm.

Tiefe Falten durchfurchten die hohe Stirn des Mönches, ohne die Sprecher eines Blickes zu würdigen, ruhten seine Augen durchbohrend auf die nächsten vor ihm Stehenden, es waren die Herren des Brunecker Gerichts.

„Heute lehrt ihr mich etwas Feines!" rief er, halb den Warnern antwortend, halb der Menge, „daß christlicher Haß größer ist als christliche Liebe! Hört, was ich sage, vergeßt es nicht! Gebt mir Antwort, kurz und frei!

Hat euch der Wahnsinn erfaßt, daß ihr den Tod dieser Unschuldigen auf euch nehmen wollt? Tragt ihr zu leicht an eurer eigenen Schuld, daß ihr wieder und wieder neue aufhäuft? Unselige, auf ewig Verfluchte seid ihr, so euch keiner erlösen kann! — Auf ewig Verfluchte!"

Niemand antwortete ihm, doch unwilliges Gemurmel durchlief die Reihen der Gescholtenen. Die ehrbaren Leute traten verlegen zur Seite, sie fühlten das Gewissen erwachen und wollten einem bösen Streit aus dem Wege gehen, dessen Ausgang man nicht absehen konnte. Die bewaffneten Gerichtsknechte und Söldner nahmen drohende Mienen an. Das herzugelaufene Gesindel drängte sich lärmend und frech nach vorn.

Grivelli hielt, die in schwarzem Stulphandschuh steckende Hand in die Seite gestemmt, regungslos auf seinem Schimmel und blickte kalt auf das Schauspiel, als habe er herumziehende Gaukler vor sich.

„Was geht uns der Bruder an, ist er wahnsinnig? Hat er die Hexe geliebt, daß er zu ihr ins Feuer wollte?" so riefen mehrere.

„Will er sich gar der Hexen und Zauberer annehmen?"

Andere brüllten nach Waffen und wußten selbst nicht warum. Der scharfe Geruch des verbrannten Frauenleibes packte ihr Hirn, rote Flammen zuckten noch immer vor ihren Augen.

Da erhob sich der Mönch zu seiner ganzen Größe und schrie mit lauter, weithinschallender Stimme, jeden Satz betonend, daß der Klang seiner Worte mit einmal wieder wie früher die Herzen seiner Hörer aufrüttelte:

„Graf Grivelli und ihr anderen, jetzt halte ich Gericht im Namen des Höchsten, des barmherzigen Gottes:

Wo sind die Elenden, die es vermochten, diese Reine zu verdammen? Mit welchem Rechte wagtet ihr solchen feigen Mord?"

Alle sahen auf ihn wie auf einen wahnsinnig Gewordenen. Er aber wandte sich jäh um, sprang ans Feuer und riß ein brennendes Holzscheit mitten aus dem Haufen. Wie eine rote Fahne schwang er's über dem Haupte. Plötzliche, wilde Leidenschaft zuckte über sein bleiches Antlitz. Seine Augen überflogen im Kreise die Menge.

„Wollt ihr, Männer und Frauen, ewig die Willkür feiger Henker über euch dulden? Reißt mit mir Brände aus diesem Scheiterhaufen und tragt sie vor die falschen Herren, daß sie ihnen ins Gesicht leuchtend ihre Sünde erhellen! Tragt sie durchs ganze Land, talauf und talab, daß sie endlich mit ihrem Scheine die furchtbare Nacht vertreiben, in der ihr lebt! Werft sie aufs Dach der Burg, daß ihr Brand eine Freiheitsfackel werde, wie sie noch keinem Volke geleuchtet! Ins Feuer mit euren Feinden!"

Der Mönch schwang noch immer hoch den glühenden Stock, Funken entstiebten ihm, und trat drohend auf Grivelli und die Richter zu, daß diese vor dem Rasenden scheu zurückwichen. Wollte ihnen der Tolle mit dem Brande die Schädel einschlagen? Der Schimmel des Wälschen sprang sich bäumend zur Seite.

Alles schrie und lärmte durcheinander, viele ballten drohend die Fäuste gegen die Burg, andere wieder riefen im Hintergrunde zur Ruhe und Ordnung und ermahnten, ängstlich auf die Bewaffneten blickend, der Obrigkeit nicht den Respekt zu versagen. Kein einziger wagte dem Mönche zu folgen und gleich ihm einen Feuerbrand zu ergreifen.

„Soll euch diese Fackel nicht endlich zur Befreiung leuchten?" rief der Mönch noch einmal, das Zaudern und Schwanken der Leute bemerkend. „Jetzt ist's an uns Gericht zu halten!" Er schien allen wie verwandelt ein echter Welsberg, so zornig und hart funkelten seine Augen.

Da aber sprangen Bewaffnete heran, mit starken Fäusten ihre blanken Spieße gegen ihn senkend, andere rissen ihre Klingen aus den Scheiden und sammelten sich um Grivelli. Auch einzelne Bauern drängten sich vor, in ihrer Mitte Fauster, so daß die wenigen Anhänger des Bruders sich beeilten, die drohend erhobenen Arme wieder sinken zu lassen.

„Folgt mir keiner?" fragte der Mönch noch einmal, ohne der auf ihn gerichteten Waffen zu achten.

„Schweigt!" schrien ihm mehrere zu, „was wollt Ihr von uns! Blut hab Ihr über uns gebracht statt Segen!"

„Ihr seid von Sinnen! Das heilige Kruzifix warft Ihr ins Feuer! Wie dürft Ihr den Namen des barmherzigen Gottes anrufen und Euch zum Richter machen?“ zeterte der Niederdorfer Pfarrer mit zornrotem Gesichte.

„Zu Recht ward das Weib verbrannt! Wollt Ihr Euch einer Hexe annehmen und mit ihr uns alle verderben?“ so scholl es von anderer Seite. „Genug Unheil ist geschehen!“

„Ja, helfen wolltet Ihr, aber Blut ging aus Eurer Saat auf!“ rief Fauster. „Ein Zauberer seid Ihr, jetzt glaub' ich's dem Pfarrer! Euere Augen haben's meiner Tochter angetan, daß sie eine andere geworden ist, ich erkenne sie nicht mehr. Sie hat ihren Vater im Alter verlassen! Sie denkt nur an Euch, sie ißt und trinkt nicht. Der Thomas Pauer hat einen der Knechte erstochen, nun wird er selbst dafür sterben müssen. Ihr seid schuld an dem Tode der Barbara, Ihr allein, sie war wie ein Kind vor Euch! Eure Künste haben ihren Sinn verwirrt, daß sie Euch liebte. Blut! Überall seh' ich nur Blut, wohin Ihr tretet! Und Ihr wollt richten, Ihr uns helfen?“

„Blutsaat! Kein Wunder, er ist ja ein Welsberg!“ heulte die Menge.

„Ein törichter Narr ist er!“ rief Grivelli jetzt mit durchdringender Stimme und streckte den Arm gegen den Mönch aus. „Ein Verführer, der die Gebote der heiligen Kirche verachtet! Das Bild des Gekreuzigten wirft er ins Feuer. Auch über ihn hat der Satan Macht gewonnen!“

„Ein Aufwiegler und Empörer ist er!“ wetterte der Pfarrer eifrig.

Bruder Sebald sah um sich, je heftiger und zorniger im gelben Antlitze des Wälschen die Muskeln arbeiteten, je schärfer dessen stählerne Blicke schossen, um so mehr glätteten sich seine Mienen. Der Ausdruck der Empörung verschwand, ruhig, wie er es hundertmal getan, schaute er auf die Menge, ihr Toben, ihre Drohungen schreckten ihn nicht. Waren sie nicht wie die launenhaften, unbeständigen Kinder? Er erkannte in diesem Augenblicke das menschliche Herz und seine Schwäche. Nun wußte er, sein Wirken war zu Ende. Die Kraft des Volkes versagte, im Augenblick, wo er ihrer bedurfte. Arme Toren!

Immer dichter umdrängten die Aufgeregten den Mönch, schon erhoben einzelne gegen ihn die Fäuste. Die Frauen und Kinder waren allmählich fluchend von den Männern zurückgeschoben worden, die Buben liefen rasch davon und suchten nach Stöcken und Stangen, in der unklaren Erwartung, es werde zu einem allgemeinen Kampfe kommen.

Rufe erschallten: „Wer hieß Euch, um fremde Dinge Euch zu kümmern? Warum trugt Ihr Unfrieden, warum Streit und Haß unter uns? Wir müssen's büßen!“

„Aha, darum schmäht Ihr, weil die Hexe Euch geliebt hat? Seid Ihr am Ende nicht ein ärgerer Sünder als alle und wagt Gottes Majestät anzurufen?“ fragte der Pfarrer von Niederdorf, so laut, daß man es weithin hören konnte.

Ein ärgerer Sünder als alle?

Die stille Waldwiese an der Klamm! Trat sie nicht plötzlich dem Mönche vor die Augen? Er gedachte der sündigen Küsse, die er dort auf Barbaras rote Lippen gedrückt hatte, und der Stunde, da er Mensch gewesen war, da das wilde Blut der Welsbergs alles überwindend in ihm aufgelodert, und er dadurch der Verräter des eigenen Werkes geworden war. Ein ärgerer Sünder als alle!

Langsam senkte sein kraftloser Arm die brennende Fackel und stieß sie auf den Boden, daß ihre Flamme erlosch. Dann ließ er den verkohlten Stumpf verächtlich fallen.

Sein Antlitz hatte jede Spur des leidenschaftlichen Zornes verloren, seine Stirne glättete sich, ein Gefühl unendlicher Sehnsucht und Trauer kam über ihn. Er meinte wieder die ragenden Waldbäume über seinem Haupte rauschen zu hören, eintönig und mild, wie fernes Glockenläuten.

„Wer hat Euch gerufen?“ brüllte einer aus dem Haufen.

„Wollt Ihr noch Richter sein?“ fragte laut Grivelli, den Kopf emporwerfend. „Kehrt büßend ins Kloster zurück, mir scheint, Ihr selbst seid ein Gerichteter!“

Damit wandte er stolz seinen Schimmel und verließ von seinen Leuten gefolgt den Platz. Langsam ritt er der Burg wieder zu. Noch immer krächzten droben die Dohlen laut und zänkisch um den Turm.

Bruder Sebald würdigte die Zurufe keiner Antwort. Es schien, als blicke er über die Köpfe der Tobenden hinweg in eine weite Ferne.

Seine Feinde hetzten mit giftigen Worten die erregte Menge. Sie waren um so kühner, je mehr sie die Überzeugung gewannen, der Mönch gebe jetzt selbst seine Sache verloren.

Rings ein Geschrei für und wider, erhobene Fäuste, fluchende Männer und kreischende Weiber, in deren Mitte die alte Berghofbäuerin eifrig Partei für ihren einstigen Retter nahm, ohne daß man auf ihre kreischenden Worte hören mochte.

Da drängte sich ein zerlumpter, russiger Mensch, der bisher lauernd im Hintergrunde gestanden, durch die Männer. Vor dem Mönche angekommen, hielt er ihm die rechte verkrüppelte Hand unter die Augen und schwang zugleich einen großen Schmiedehammer in der nervigen Linken.

„He, Junker Balthasar, träumt Ihr? Wacht auf! Der Jürg Sandhofer ist da! Wollt Ihr denen da sagen, wer ihm die Hand zerbrach, wer ihn von Haus und Heim verjagte, wer Schuld trägt, daß sein Weib im Felde elend krepieren mußte?"

Die Augen des Mönches trafen den Schmied mit einem mitleidigen Blicke.

„Nun, werdet Ihr reden, Balthasar von Welsberg, wer trägt die Schuld, daß der Pichler-Hans und der Zwiggel-Lois vor Welsberg erschossen wurden, daß der Pauer den Knecht erstochen hat, daß die da verbrannt wurde, deren Vater Euch zum Toblacher Fest das Leben rettete?"

„Warum habt Ihr Euer Werk nicht vollendet, warum ließt Ihr das zu? Verspracht Ihr uns nicht zu helfen?" fragten andere.

Der Mönch schwieg. Sah er die Gefahr nicht? Erwartete er ein Wunder? Hoch schwang Jürg Sandhofer den Hammer und drang auf ihn ein, der Bruder aber hob nicht einmal die Hand zur Abwehr. Da, ein weiblicher Arm hielt jäh die Waffe auf, und Maria Fauster warf sich schreckensbleich, mit fliegendem Atem zwischen den Schmied und den Bedrohten.

Die noch zurückgebliebenen bewaffneten Knechte beobachteten den Auftritt, ohne einzuschreiten, sie waren entschlossen, das unterhaltende Schauspiel noch eine Weile anzusehen und zum Schlusse den Mönch und den Schmied gefangen zu setzen.

Dieser ließ den emporgehobenen Arm fallen, erstaunt über das sonderbare, leidenschaftliche Wesen des von ihm anfangs nicht erkannten jungen Weibes.

„Balthasar!" schrie das Mädchen auf und umschlang zu Boden sinkend die Kniee des Mönches, „Ihr dürft nicht sterben! Rettet Euch, nehmt! Hier, nehmt die Waffe!"

Damit zog sie rasch einen langen Dolch aus ihrem Mieder und drückte dem Mönche die scharfe Klinge in die Hand. Dieser faßte zusammenfahrend nach dem kalten, blitzenden Stahl und ließ einen Augenblick dankbar seine Blicke über ihn hingleiten.

Welch sonderbare, unheimliche Blicke? Wen wird er töten?

Als Jürg Sandhofer das Messer in der Faust des Bruders sah, trat er unschlüssig, zögernd einen Schritt zurück, er kannte ja die Kraft dieses Mannes und erschrak vor dessen seltsamen entschlossenen Ausdruck.

„Rettet Euch!" flehte noch einmal die Fausterin.

Der Mönch faßte sanft nach dem Arme des Mädchens und wehrte sie von sich ab. Sie stand vor ihm, ihn mit ihrem Körper deckend.

„Ich danke Euch für diesen Dienst, Fausterin! Nun bin ich stärker als sie alle! Geht heim, mögt Ihr vergessen, daß Ihr meinen Weg kreuztet! — Geht!“

Er wollte von ihr zur Seite treten, sie aber klammerte sich angstvoll an seine zerrissene, staubbedeckte Kutte. Da sprang ihr Vater zu, und riß sie, mit harter Faust ihre Schultern packend, zurück.

„Laßt mich!“ schrie das Mädchen verzweifelt auf, „er soll mir verzeihen! Verzeihen, denn — — —“

Ihr Vater verschloß ihr gewaltsam mit der Hand den Mund.

„Schweig! Unselige!“

Wieder standen sich inmitten des durch die aufgeregte Menge gebildeten Ringes der Mönch und Jürg Sandhofer neben dem schwelenden Holzstoße gegenüber. Der Schmied hob zum zweitenmale den Hammer, ruhig und stolz sah ihm der Bruder ins Auge, und sagte laut, daß seine Worte wie ein Urteilsspruch die Menge trafen:

„Sandhofer, Ihr sollt nicht um mich zum Mörder werden! Bleibt frei von Blut! Ich selbst sühne, was die Meinen taten.“

Damit faßte er den Dolch fester, streckte den Arm und stieß sich die funkelnde Schärfe in die Brust. Er taumelte noch einige Schritte nach dem Scheiterhaufen zu, die Arme ausstreckend, als erblicke er im emporwirbelnden Rauche eine den anderen unsichtbare Gestalt, dann brach er jählings zusammen und stürzte lautlos zu Boden.

Jürg Sandhofer ließ den Hammer aus der kraftlosen Hand fallen, daß dieser mit dumpfem Laut zur Erde schlug und starrte mit weitaufgerissenen Augen nach dem Gefallenen.

„Was tat er?“

Dumpfes Entsetzen lähmte die noch eben tobende Menge.

Ihrem Vater sich entwindend warf sich die Fausterin mit einem gellenden Schrei über den regungslosen Körper, daß das Blut des Toten über ihre Kleider rann und ihre Hände benetzte.

Einen Augenblick stand alles wie erstarrt von dem Geschehnis, dann aber kam neues Leben in die Menge. Die Weiber und Kinder schrieen auf, man rief nach einem Wundarzt, nach dem Gerichte, man verlangte die Festnahme des Schmiedes, der sich mit Mühe der Stöße und Schläge erwehrte, die auf ihn niederhagelten.

„Schlagt ihn tot!“

Endlich gelang es den Gerichtsdienern, ihn der Wut der Bauern zu entreißen und nach der Burg in Sicherheit zu bringen. Auch die Richter und Schöffen, soweit sie aus der Ferne den Ausgang mit angesehen hatten, verschwanden eilig, denn das Volk begann zu toben.

Jetzt, da der Mönch bleich und starr unter ihnen lag, packte die Bauern ein seltsames Gefühl. Keiner wagte frei auf das bleiche Antlitz des Toten zu blicken. Ihnen war, als hätten sie feige in jenem ihren einzigen Retter ermorden lassen. Aller von seinen Feinden künstlich genährte Groll und Haß schien verschwunden.

„Warum ließen wir das geschehen?"

Die im Todeskampf geschlossenen Lippen des Mönches sprachen lauter, als sie je im Leben geredet, und was sie sprachen, war bittere Klage, war böses Gericht.

Das Gesindel, das ihn eben noch geschmäht hatte, drückte sich, diese Wandlung in den Herzen der Bauern bemerkend, davon. Auch der Fauster lief seinem Hofe zu ohne sich um seine Tochter zu kümmern. Der Pfarrer von Niederdorf eilte fluchtartig in ein befreundetes Haus und wagte sich nicht am Fenster zu zeigen. In aufgeregten Gruppen zerstreuten sich allmählich auch die letzten, nachdem Mönche des rasch benachrichtigten Klosters auf Befehl des Priors den Leichnam des Bruders aufgehoben hatten.

Die Nachricht von der unerwarteten Tat flog auf raschen Fittichen in die entlegensten Gebirgshütten und in die fernsten Waldtäler. Fast zu gleicher Zeit trugen andere die befreiende Botschaft des Bischofs zu den Bauern, man hatte den Brief in der Zelle des Brudes gefunden, daß auf Fürsprache des Mönches die Abgaben an den bischöflichen Stuhl erlassen sein sollten.

Da stützte mancher Bauer den harten Kopf in schweren und anklagenden Gedanken auf die Faust, und manchem schmeckte das Wasser an jenem Tage bitter, und Brot und Käse wollten nicht munden wie sonst.

Eine Rede und ein Ruf gingen aus und kamen zurück aus allen Höfen und Dörfern, erst leise, vereinzelt, dann immer lauter: „Für uns ward der Mönch in den Tod getrieben, warum hörten wir nicht auf ihn? Warum schützte ihn keiner?"

Zog ein Wetter am Himmel auf?

Wie fernes Grollen klangen die Worte an die Mauern von Burg und Kloster und bis in die fernen Schlösser des Herzogs von Tirol und des Brixener Bischofs. Hier und da klirrten ungeduldig Waffen. Laut verlangte die Menge, daß man Thomas Pauer sogleich aus seinem Gefängnisse frei geben solle um des für seine Volksgenossen gefallenen Mönches willen.

Da ließ Graf Grivelli auf das flehentliche Drängen der eingeschüchterten Gerichtsherren rasch den Gefangenen los.

Welcher Zauberei hatte man Barbara überführt? Niemand ahnte es. Die einen wollten dies wissen, die anderen das. Eine gewichtige Anzeige war gegen sie eingelaufen, man wußte nicht genau von wem. Es war ja auch gleichgültig, hatte sie doch, wie rasch bekannt geworden war, im Turme dem schwarzen Wälschen alles gestanden. Nun spielte dieser an seinem stutzerhaft gepflegten, dunklen Knebelbart, es schien ihn heimlich zu freuen, daß die Umstehenden ihn über die Köpfe seiner Leute weg mit scheuen, fast ängstlichen Blicken musterten. Man zuckte die Achseln, die Bauerin war eine Hexe, sie hatte ihre Strafe verdient, Grivelli tat also kein Unrecht, als er für strenge Sühne eiferte, nur so konnte er ihre verlorene Seele retten. Er war ja in solchen Dingen ein erfahrener Mann und sollte schon manche haben brennen lassen. Die Richter hatten zu seinem Urteile mit den weisen Köpfen genickt und gemeint: irdisches Feuer schütze die Seele vor den ewigen Flammen.

Ein alter Brunecker Geistlicher hielt nach einigen leisen Trostworten der Verurteilten ein kleines Holzkreuz zum Kusse an die in namenloser Angst und Aufregung zitternden Lippen. Dann kletterte der dicke Mann schwerfällig und eilig vom Holzstoße herab, als fürchte er, der Blick und die Nähe der Hexe könne ihm die Gicht in die Glieder zaubern.

Jetzt stieß einer der Gerichtsknechte eine lodernde Fackel, die er einer eisernen, mit glühenden Kohlen gefüllten Pfanne entnommen hatte, mehrmals tief in das rings um den Pfahl geschichtete trockene Reisig. Es fing knatternd und prasselnd Feuer. Funken flogen empor.

Die Augen der beim Knistern der Funken wie aus tiefer Erstarrung aufschreckenden Verurteilten irrten suchend über die gaffende, lautlos stehende Menge hinweg. Sie rief einen Namen, doch das Lärmen der Flammen übertönte ihre schwache Stimme. Ihr zusammengeschnürter Leib wand sich in der Umklammerung der nassen Stricke. Dann hüllte dichter aus dem Holzwerk aufsteigender Qualm ihre Gestalt ein. Der Rauch umschlang sie wie ein um seine Beute sich ringelndes, schwarzes Ungetüm. Näher krochen die Flammen, näher, noch eines Armes Länge, dann mußte die aufzückende Lohe die nackten Füße erreichen und den Saum des Hemdes aufflammen lassen.

Noch eines Armes Länge!

„Wo mag Bruder Sebald sein, daß solches hier geschehen kann?“ fragte finster einer der Bauern. „Er war allen solchen Gerichten feind. Warum duldet er das? Sollte das arme Ding wirklich und wahrhaftig eine Hexe gewesen sein?“

„Die Furcht mag ihn wohl im Kloster zurückhalten,“ flüsterte ein anderer, mit dem Kopfe auf Grivelli und seine Gewappneten weisend.

„Unsinn, die Furcht! Das sicher nicht!“ sagte der erste wieder. „Aber was anderes! — Vielleicht ist auch er gefangen?“

„Dann ist's aus mit uns!“ entgegnete leise einer der Nachbarn.

Ein leichter Wind fachte das Feuer an. Schon glühte fast der ganze Holzstoß, Funken säend, sodaß sich der Kreis um ihn erweiterte. — „Ob die Hexe noch lebt?“ — Immer neue Scheite warfen die Knechte mit fiebernder Hast in die Flammen, als hätten sie Eile, den jungen, blühenden Leib zu Asche zu brennen.

Plötzlich, welch wilde Bewegung, welch Lärmen unter den hintersten Haufen? Ein Fluchen und Stoßen und entsetzte Rufe.

Ein Mann bahnte sich den Weg durch das Gedränge und sprang, die vor ihm Stehenden zur Seite schleudernd und den bewaffneten Ring der Söldner durchbrechend, gegen den Scheiterhaufen vor.

„Wer ist der Tolle? Wer erdreistet sich?! Haltet ihn!“

Der Mönch war's aus dem Brunecker Kloster, Bruder Sebald selbst! Niemand erkannte ihn im ersten Augenblick, so schrecklich sah er aus.

Wie im Wahnsinn glühten seine dunklen, tief in den Höhlen liegenden Augen, sein Gesicht war abgezehrt und bleich, seine Kutte zerrissen, seine Hand schwang ein elfenbeinernes Kruzifix über dem Haupte.

„Haltet den Tollen!“

Gerade auf die lodernde Glut rannte er zu, einige der Wälschen sprangen ihm nach. Graf Grivellis Augenlid zuckte nervös, aber er blieb ruhig halten.

Als der Bruder dicht vor dem Scheiterhaufen angelangt war, wehte ein stärkerer Windstoß für einen Augenblick den dichten, roten Qualm zur Seite. Die Flammen zehrten schon am nackten Körper der Gerichteten und versengten ihre Haare. Aber das Mädchen regte sich nicht mehr, ihre Gestalt war zusammengesunken und wurde nur durch die Stricke gehalten, die den Leib, ihre Arme und Beine umschnürten. Das Haupt hing leblos auf die Brust herab.

Der Mönch blieb, Barbara erkennend, jäh stehen und faßte sich an den Kopf, als müsse er an dem Gesehenen zweifeln, dann aber stürzte er mit einem wilden Schrei vorwärts, die Arme ausgebreitet, als wolle er das brennende Weib an sein Herz reißen und in Feuersflammen umarmen.

Starke Arme packten ihn jedoch und hielten ihn zurück. Er setzte sich krampfhaft zur Wehr, er stöhnte, er bat, umsonst. Die Italiener drängten ihn gewaltsam zurück, faßten seine Handgelenke, umschlangen seine keuchende Brust.

„Der Bruder!“ schrie die Menge.

„Bruder Sebald!“

Grivelli gab seinem Schimmel die Sporen und ritt einige Schritte an den Mönch heran. Sein Gesicht blieb lauernd und undurchdringlich, nur für eine Sekunde glitt etwas wie heimlich erwarteter Triumph um die schmalen, festgeschlossenen Lippen seines Mundes.

Da brach Bruder Sebald plötzlich wie von einem jähen Gedanken gepackt das kunstvoll geschnitzte Kreuz in zwei Teile und schleuderte die Stücke zu Füßen der Gerichteten ins Feuer mit dem verzweifelten Ausruf:

„Ich darf nicht!“

Nun stand er mitten im freien Raume zwischen Scheiterhaufen und Volk, fast versengt von der Glut, die den prasselnden Flammen entströmte. Die Italiener brauchten ihn nicht mehr zu halten, er ließ sich widerstandslos zurückdrängen, er griff nicht einmal in die Piken, die sie drohend vor ihn streckten.

Er warf einen langen, langen Blick auf die Tote.

Das Volk sah halb mit Staunen, halb mit Entsetzen zu, wie der Mönch irren Auges das Auffliegen der feurigen Lohe und das Emporstieben der Funken betrachtete, regungslos, als sei er durch den Anblick zu Erz geworden. Keiner nahte sich ihm, keiner störte ihn. Alle aber hatten das Gefühl, daß jetzt etwas Schreckliches und Unerwartetes geschehen werde. Mancher schlich sich heimlich ein wenig zur Seite. Mancher fühlte nach dem Messer in der Tasche.

„Graf Grivelli, hütet Euch, wenn jener erwacht!“

Als der Holzstoß wenige Augenblicke später mit dumpfem Krachen in sich zusammenbrach, die Überreste des unglücklichen Mädchens unter glühenden Massen begrabend, wandte sich der Mönch um. Seine Hände ballten sich in bohrendem Schmerze, daß ihm die Nägel ins Fleisch drangen, und seine Lippen flüsterten, unhörbar für die Menge:

„Warum ließest du mir nicht einmal dies Leben retten, grausamer Gott!“

Dann schritt er, sich stolz aufrichtend wie ein Herrscher, der Gericht halten wird, gegen das Volk, das vor ihm zurückweichend eine Gasse zu bilden begann. Plötzlich aber blieb er stehen, er bemerkte die schwarzen Gestalten der betroffen dreinschauenden Richter, und vor diesen auf dem Schimmel das finstere und höhnisch lächelnde Gesicht Grivellis.

Dieser ritt, mit kurzem Gruße an seinen Hut fassend, rasch zwei Schrite vor, beugte sich auf den Hals seines Pferdes herab und sagte halblaut, mit kalter Stimme, indem er mit der Hand hinter sich auf die Menge wies:

„Eure Rolle ist aus. Seid Ihr nun überzeugt, daß Euer Wirken Torheit war, armer Freund? Kennt Ihr heute das Volk, für das Ihr Euch opfern wollt? Seht Euch nur um! — Panem et circenses, Brot und Spiele! Mehr verlangt es nicht!"

Ein Geistlicher löste sich jetzt aus der Menge, es war der Pfarrer von Niederdorf, und berührte des Mönches Arm. Der Bruder erkannte in ihm einen seiner ärgsten Feinde.

„Kehrt um, kehrt ins Kloster, Bruder," raunte er ihm mit falscher Freundlichkeit zu, „seid Ihr ein Knecht des Satans, daß Ihr das Kreuz ins Feuer warfet?"

„Kehrt um, Bruder!" drängten andere in ihm.

Tiefe Falten durchfurchten die hohe Stirn des Mönches, ohne die Sprecher eines Blickes zu würdigen, ruhten seine Augen durchbohrend auf die nächsten vor ihm Stehenden, es waren die Herren des Brunecker Gerichts.

„Heute lehrt ihr mich etwas Feines!" rief er, halb den Warnern antwortend, halb der Menge, „daß christlicher Haß größer ist als christliche Liebe! Hört, was ich sage, vergeßt es nicht! Gebt mir Antwort, kurz und frei!

Hat euch der Wahnsinn erfaßt, daß ihr den Tod dieser Unschuldigen auf euch nehmen wollt? Tragt ihr zu leicht an eurer eigenen Schuld, daß ihr wieder und wieder neue aufhäuft? Unselige, auf ewig Verfluchte seid ihr, so euch keiner erlösen kann! — Auf ewig Verfluchte!"

Niemand antwortete ihm, doch unwilliges Gemurmel durchlief die Reihen der Gescholtenen. Die ehrbaren Leute traten verlegen zur Seite, sie fühlten das Gewissen erwachen und wollten einem bösen Streit aus dem Wege gehen, dessen Ausgang man nicht absehen konnte. Die bewaffneten Gerichtsknechte und Söldner nahmen drohende Mienen an. Das herzugelaufene Gesindel drängte sich lärmend und frech nach vorn.

Grivelli hielt, die in schwarzem Stulphandschuh steckende Hand in die Seite gestemmt, regungslos auf seinem Schimmel und blickte kalt auf das Schauspiel, als habe er herumziehende Gaukler vor sich.

„Was geht uns der Bruder an, ist er wahnsinnig? Hat er die Hexe geliebt, daß er zu ihr ins Feuer wollte?" so riefen mehrere.

„Will er sich gar der Hexen und Zauberer annehmen?"

Andere brüllten nach Waffen und wußten selbst nicht warum. Der scharfe Geruch des verbrannten Frauenleibes packte ihr Hirn, rote Flammen zuckten noch immer vor ihren Augen.

Da erhob sich der Mönch zu seiner ganzen Größe und schrie mit lauter, weithinschallender Stimme, jeden Satz betonend, daß der Klang seiner Worte mit einmal wieder wie früher die Herzen seiner Hörer aufrüttelte:

„Graf Grivelli und ihr anderen, jetzt halte ich Gericht im Namen des Höchsten, des barmherzigen Gottes:

Wo sind die Elenden, die es vermochten, diese Reine zu verdammen? Mit welchem Rechte wagtet ihr solchen feigen Mord?"

Alle sahen auf ihn wie auf einen wahnsinnig Gewordenen. Er aber wandte sich jäh um, sprang ans Feuer und riß ein brennendes Holzscheit mitten aus dem Haufen. Wie eine rote Fahne schwang er's über dem Haupte. Plötzliche, wilde Leidenschaft zuckte über sein bleiches Antlitz. Seine Augen überflogen im Kreise die Menge.

„Wollt ihr, Männer und Frauen, ewig die Willkür feiger Henker über euch dulden? Reißt mit mir Brände aus diesem Scheiterhaufen und tragt sie vor die falschen Herren, daß sie ihnen ins Gesicht leuchtend ihre Sünde erhellen! Tragt sie durchs ganze Land, talauf und talab, daß sie endlich mit ihrem Scheine die furchtbare Nacht vertreiben, in der ihr lebt! Werft sie aufs Dach der Burg, daß ihr Brand eine Freiheitsfackel werde, wie sie noch keinem Volke geleuchtet! Ins Feuer mit euren Feinden!"

Der Mönch schwang noch immer hoch den glühenden Stock, Funken entstiebten ihm, und trat drohend auf Grivelli und die Richter zu, daß diese vor dem Rasenden scheu zurückwichen. Wollte ihnen der Tolle mit dem Brande die Schädel einschlagen? Der Schimmel des Wälschen sprang sich bäumend zur Seite.

Alles schrie und lärmte durcheinander, viele ballten drohend die Fäuste gegen die Burg, andere wieder riefen im Hintergrunde zur Ruhe und Ordnung und ermahnten, ängstlich auf die Bewaffneten blickend, der Obrigkeit nicht den Respekt zu versagen. Kein einziger wagte dem Mönche zu folgen und gleich ihm einen Feuerbrand zu ergreifen.

„Soll euch diese Fackel nicht endlich zur Befreiung leuchten?" rief der Mönch noch einmal, das Zaudern und Schwanken der Leute bemerkend. „Jetzt ist's an uns Gericht zu halten!" Er schien allen wie verwandelt ein echter Welsberg, so zornig und hart funkelten seine Augen.

Da aber sprangen Bewaffnete heran, mit starken Fäusten ihre blanken Spieße gegen ihn senkend, andere rissen ihre Klingen aus den Scheiden und sammelten sich um Grivelli. Auch einzelne Bauern drängten sich vor, in ihrer Mitte Fauster, so daß die wenigen Anhänger des Bruders sich beeilten, die drohend erhobenen Arme wieder sinken zu lassen.

„Folgt mir keiner?" fragte der Mönch noch einmal, ohne der auf ihn gerichteten Waffen zu achten.

„Schweigt!" schrien ihm mehrere zu, „was wollt Ihr von uns! Blut habt Ihr über uns gebracht statt Segen!"

„Ihr seid von Sinnen! Das heilige Kruzifix warft Ihr ins Feuer! Wie dürft Ihr den Namen des barmherzigen Gottes anrufen und Euch zum Richter machen?“ zeterte der Niederdorfer Pfarrer mit zornrotem Gesichte.

„Zu Recht ward das Weib verbrannt! Wollt Ihr Euch einer Hexe annehmen und mit ihr uns alle verderben?“ so scholl es von anderer Seite. „Genug Unheil ist geschehen!“

„Ja, helfen wolltet Ihr, aber Blut ging aus Eurer Saat auf!“ rief Fauster. „Ein Zauberer seid Ihr, jetzt glaub' ich's dem Pfarrer! Euere Augen haben's meiner Tochter angetan, daß sie eine andere geworden ist, ich erkenne sie nicht mehr. Sie hat ihren Vater im Alter verlassen! Sie denkt nur an Euch, sie ißt und trinkt nicht. Der Thomas Pauer hat einen der Knechte erstochen, nun wird er selbst dafür sterben müssen. Ihr seid schuld an dem Tode der Barbara, Ihr allein, sie war wie ein Kind vor Euch! Eure Künste haben ihren Sinn verwirrt, daß sie Euch liebte. Blut! Überall seh' ich nur Blut, wohin Ihr tretet! Und Ihr wollt richten, Ihr uns helfen?“

„Blutsaat! Kein Wunder, er ist ja ein Welsberg!“ heulte die Menge.

„Ein törichter Narr ist er!“ rief Grivelli jetzt mit durchdringender Stimme und streckte den Arm gegen den Mönch aus. „Ein Verführer, der die Gebote der heiligen Kirche verachtet! Das Bild des Gekreuzigten wirft er ins Feuer. Auch über ihn hat der Satan Macht gewonnen!“

„Ein Aufwiegler und Empörer ist er!“ wetterte der Pfarrer eifrig.

Bruder Sebald sah um sich, je heftiger und zorniger im gelben Antlitze des Wälschen die Muskeln arbeiteten, je schärfer dessen stählerne Blicke schossen, um so mehr glätteten sich seine Mienen. Der Ausdruck der Empörung verschwand, ruhig, wie er es hundertmal getan, schaute er auf die Menge, ihr Toben, ihre Drohungen schreckten ihn nicht. Waren sie nicht wie die launenhaften, unbeständigen Kinder? Er erkannte in diesem Augenblicke das menschliche Herz und seine Schwäche. Nun wußte er, sein Wirken war zu Ende. Die Kraft des Volkes versagte, im Augenblick, wo er ihrer bedurfte. Arme Toren!

Immer dichter umdrängten die Aufgeregten den Mönch, schon erhoben einzelne gegen ihn die Fäuste. Die Frauen und Kinder waren allmählich fluchend von den Männern zurückgeschoben worden, die Buben liefen rasch davon und suchten nach Stöcken und Stangen, in der unklaren Erwartung, es werde zu einem allgemeinen Kampfe kommen.

Rufe erschallten: „Wer hieß Euch, um fremde Dinge Euch zu kümmern? Warum trugt Ihr Unfrieden, warum Streit und Haß unter uns? Wir müssen's büßen!“

„Aha, darum schmäht Ihr, weil die Hexe Euch geliebt hat? Seid Ihr am Ende nicht ein ärgerer Sünder als alle und wagt Gottes Majestät anzurufen?“ fragte der Pfarrer von Niederdorf, so laut, daß man es weithin hören konnte.

Ein ärgerer Sünder als alle?

Die stille Waldwiese an der Klamm! Trat sie nicht plötzlich dem Mönche vor die Augen? Er gedachte der sündigen Küsse, die er dort auf Barbaras rote Lippen gedrückt hatte, und der Stunde, da er Mensch gewesen war, da das wilde Blut der Welsbergs alles überwindend in ihm aufgelodert, und er dadurch der Verräter des eigenen Werkes geworden war. Ein ärgerer Sünder als alle!

Langsam senkte sein kraftloser Arm die brennende Fackel und stieß sie auf den Boden, daß ihre Flamme erlosch. Dann ließ er den verkohlten Stumpf verächtlich fallen.

Sein Antlitz hatte jede Spur des leidenschaftlichen Zornes verloren, seine Stirne glättete sich, ein Gefühl unendlicher Sehnsucht und Trauer kam über ihn. Er meinte wieder die ragenden Waldbäume über seinem Haupte rauschen zu hören, eintönig und mild, wie fernes Glockenläuten.

„Wer hat Euch gerufen?“ brüllte einer aus dem Haufen.

„Wollt Ihr noch Richter sein?“ fragte laut Grivelli, den Kopf emporwerfend. „Kehrt büßend ins Kloster zurück, mir scheint, Ihr selbst seid ein Gerichteter!“

Damit wandte er stolz seinen Schimmel und verließ von seinen Leuten gefolgt den Platz. Langsam ritt er der Burg wieder zu. Noch immer krächzten droben die Dohlen laut und zänkisch um den Turm.

Bruder Sebald würdigte die Zurufe keiner Antwort. Es schien, als blicke er über die Köpfe der Tobenden hinweg in eine weite Ferne.

Seine Feinde hetzten mit giftigen Worten die erregte Menge. Sie waren um so kühner, je mehr sie die Überzeugung gewannen, der Mönch gebe jetzt selbst seine Sache verloren.

Rings ein Geschrei für und wider, erhobene Fäuste, fluchende Männer und kreischende Weiber, in deren Mitte die alte Berghofbäuerin eifrig Partei für ihren einstigen Retter nahm, ohne daß man auf ihre kreischenden Worte hören mochte.

Da drängte sich ein zerlumpter, russiger Mensch, der bisher lauernd im Hintergrunde gestanden, durch die Männer. Vor dem Mönche angekommen, hielt er ihm die rechte verkrüppelte Hand unter die Augen und schwang zugleich einen großen Schmiedehammer in der nervigen Linken.

„He, Junker Balthasar, träumt Ihr? Wacht auf! Der Jürg Sandhofer ist da! Wollt Ihr denen da sagen, wer ihm die Hand zerbrach, wer ihn von Haus und Heim verjagte, wer Schuld trägt, daß sein Weib im Felde elend krepieren mußte?"

Die Augen des Mönches trafen den Schmied mit einem mitleidigen Blicke.

„Nun, werdet Ihr reden, Balthasar von Welsberg, wer trägt die Schuld, daß der Pichler-Hans und der Zwiggel-Lois vor Welsberg erschossen wurden, daß der Bauer den Knecht erstochen hat, daß die da verbrannt wurde, deren Vater Euch zum Toblacher Fest das Leben rettete?"

„Warum habt Ihr Euer Werk nicht vollendet, warum ließt Ihr das zu? Verspracht Ihr uns nicht zu helfen?" fragten andere.

Der Mönch schwieg. Sah er die Gefahr nicht? Erwartete er ein Wunder? Hoch schwang Jürg Sandhofer den Hammer und drang auf ihn ein, der Bruder aber hob nicht einmal die Hand zur Abwehr. Da, ein weiblicher Arm hielt jäh die Waffe auf, und Maria Fauster warf sich schreckensbleich, mit fliegendem Atem zwischen den Schmied und den Bedrohten.

Die noch zurückgebliebenen bewaffneten Knechte beobachteten den Auftritt, ohne einzuschreiten, sie waren entschlossen, das unterhaltende Schauspiel noch eine Weile anzusehen und zum Schlusse den Mönch und den Schmied gefangen zu setzen.

Dieser ließ den emporgehobenen Arm fallen, erstaunt über das sonderbare, leidenschaftliche Wesen des von ihm anfangs nicht erkannten jungen Weibes.

„Balthasar!" schrie das Mädchen auf und umschlang zu Boden sinkend die Kniee des Mönches, „Ihr dürft nicht sterben! Rettet Euch, nehmt! Hier, nehmt die Waffe!"

Damit zog sie rasch einen langen Dolch aus ihrem Mieder und drückte dem Mönche die scharfe Klinge in die Hand. Dieser faßte zusammenfahrend nach dem kalten, blitzenden Stahl und ließ einen Augenblick dankbar seine Blicke über ihn hingleiten.

Welch sonderbare, unheimliche Blicke? Wen wird er töten?

Als Jürg Sandhofer das Messer in der Faust des Bruders sah, trat er unschlüssig, zögernd einen Schritt zurück, er kannte ja die Kraft dieses Mannes und erschrak vor dessen seltsamen entschlossenen Ausdruck.

„Rettet Euch!" flehte noch einmal die Fausterin.

Der Mönch faßte sanft nach dem Arme des Mädchens und wehrte sie von sich ab. Sie stand vor ihm, ihn mit ihrem Körper deckend.

„Ich danke Euch für diesen Dienst, Faustin! Nun bin ich stärker als sie alle! Geht heim, mögt Ihr vergessen, daß Ihr meinen Weg kreuztet! — Geht!"

Er wollte von ihr zur Seite treten, sie aber klammerte sich angstvoll an seine zerrissene, staubbedeckte Kutte. Da sprang ihr Vater zu, und riß sie, mit harter Faust ihre Schultern packend, zurück.

„Laßt mich!" schrie das Mädchen verzweifelt auf, „er soll mir verzeihen! Verzeihen, denn — — —"

Ihr Vater verschloß ihr gewaltsam mit der Hand den Mund.

„Schweig! Unselige!"

Wieder standen sich inmitten des durch die aufgeregte Menge gebildeten Ringes der Mönch und Jürg Sandhofer neben dem schwelenden Holzstoße gegenüber. Der Schmied hob zum zweitenmale den Hammer, ruhig und stolz sah ihm der Bruder ins Auge, und sagte laut, daß seine Worte wie ein Urteilsspruch die Menge trafen:

„Sandhofer, Ihr sollt nicht um mich zum Mörder werden! Bleibt frei von Blut! Ich selbst sühne, was die Meinen taten."

Damit faßte er den Dolch fester, streckte den Arm und stieß sich die funkelnde Schärfe in die Brust. Er taumelte noch einige Schritte nach dem Scheiterhaufen zu, die Arme ausstreckend, als erblicke er im emporwirbelnden Rauche eine den anderen unsichtbare Gestalt, dann brach er jählings zusammen und stürzte lautlos zu Boden.

Jürg Sandhofer ließ den Hammer aus der kraftlosen Hand fallen, daß dieser mit dumpfem Laut zur Erde schlug und starrte mit weitaufgerissenen Augen nach dem Gefallenen.

„Was tat er?"

Dumpfes Entsetzen lähmte die noch eben tobende Menge.

Ihrem Vater sich entwindend warf sich die Faustin mit einem gellenden Schrei über den regungslosen Körper, daß das Blut des Toten über ihre Kleider rann und ihre Hände benetzte.

Einen Augenblick stand alles wie erstarrt von dem Geschehnis, dann aber kam neues Leben in die Menge. Die Weiber und Kinder schrieen auf, man rief nach einem Wundarzt, nach dem Gerichte, man verlangte die Festnahme des Schmiedes, der sich mit Mühe der Stöße und Schläge erwehrte, die auf ihn niederhagelten.

„Schlagt ihn tot!"

Endlich gelang es den Gerichtsdienern, ihn der Wut der Bauern zu entreißen und nach der Burg in Sicherheit zu bringen. Auch die Richter und Schöffen, soweit sie aus der Ferne den Ausgang mit angesehen hatten, verschwanden eilig, denn das Volk begann zu toben.

Jetzt, da der Mönch bleich und starr unter ihnen lag, packte die Bauern ein seltsames Gefühl. Keiner wagte frei auf das bleiche Antlitz des Toten zu blicken. Ihnen war, als hätten sie feige in jenem ihren einzigen Retter ermorden lassen. Aller von seinen Feinden künstlich genährte Groll und Haß schien verschwunden.

„Warum ließen wir das geschehen?"

Die im Todeskampf geschlossenen Lippen des Mönches sprachen lauter, als sie je im Leben geredet, und was sie sprachen, war bittere Klage, war böses Gericht.

Das Gesindel, das ihn eben noch geschmäht hatte, drückte sich, diese Wandlung in den Herzen der Bauern bemerkend, davon. Auch der Fauster lief seinem Hofe zu ohne sich um seine Tochter zu kümmern. Der Pfarrer von Niederdorf eilte fluchtartig in ein befreundetes Haus und wagte sich nicht am Fenster zu zeigen. In aufgeregten Gruppen zerstreuten sich allmählich auch die letzten, nachdem Mönche des rasch benachrichtigten Klosters auf Befehl des Priors den Leichnam des Bruders aufgehoben hatten.

Die Nachricht von der unerwarteten Tat flog auf raschen Fittichen in die entlegensten Gebirgshütten und in die fernsten Waldtäler. Fast zu gleicher Zeit trugen andere die befreiende Botschaft des Bischofs zu den Bauern, man hatte den Brief in der Zelle des Brudes gefunden, daß auf Fürsprache des Mönches die Abgaben an den bischöflichen Stuhl erlassen sein sollten.

Da stützte mancher Bauer den harten Kopf in schweren und anklagenden Gedanken auf die Faust, und manchem schmeckte das Wasser an jenem Tage bitter, und Brot und Käse wollten nicht munden wie sonst.

Eine Rede und ein Ruf gingen aus und kamen zurück aus allen Höfen und Dörfern, erst leise, vereinzelt, dann immer lauter: „Für uns ward der Mönch in den Tod getrieben, warum hörten wir nicht auf ihn? Warum schützte ihn keiner?"

Zog ein Wetter am Himmel auf?

Wie fernes Grollen klangen die Worte an die Mauern von Burg und Kloster und bis in die fernen Schlösser des Herzogs von Tirol und des Brixener Bischofs. Hier und da klirrten ungeduldig Waffen. Laut verlangte die Menge, daß man Thomas Pauer sogleich aus seinem Gefängnisse frei geben solle um des für seine Volksgenossen gefallenen Mönches willen.

Da ließ Graf Grivelli auf das flehentliche Drängen der eingeschüchterten Gerichtsherren rasch den Gefangenen los.

So rettete der Tote den Lebenden und verhalf ihm wieder zur Freiheit. Thomas Pauer zog, ein alter, ergrauter Mann, zu seinem Knaben in den einsamen Bachhof zurück.

Nie wieder wurde ein Holzstoß geschichtet, und kein Hexengericht ward nach diesem mehr in Bruneck gehalten. Bei Nacht und Nebel mußten Grivelli und seine Wälschen das Land verlassen, sie hatten eines Morgens einen Brief mit vier rostigen Nägeln an das Burgtor geheftet vorgefunden, auf dem hatte gestanden: „So die Wälschen nit gehn, sollen die Bergraben ihre Knochen davontragen.“ —

Das Grab des Mönches in einer Ecke des stillen Friedhofes der Abtei wurde stets von fleißigen und frommen Händen überreich mit frischen Blumen und Kränzen geschmückt, sobald nur der Frühling die ersten Gräser und Blüten aus erwärmtem Boden lockte und die grünen Wiesen sich putzten.

Im ganzen Gau aber sprach man wie von einem Helden von Bruder Sebald, dem Brunecker Mönche, seinem heiligen Wesen, seiner Weisheit und seinem seltsamen Ende. —

Maria Fauster warf tot und entstellt der Sextenbach bei Innichen ans Ufer, wenige Tage nachdem man den Bruder zu Grabe getragen hatte. Der Pfarrer und Küster des Ortes wollten ihr ein christliches Begräbnis verweigern, aber die Bauern rotteten sich zusammen und zwangen sie mit Hacken und Gabeln dazu, laut rufend: „Wir wollen's im Namen unseres Bruders, den sie geliebt hat.“

Da wagte niemand mehr zu widersprechen, die Glocken läuteten, und die heilige Messe ward gelesen. Es war allen, als sei der Mönch im Augenblicke noch unter ihnen, ihr Führer und Retter.

Sein Andenken ward auch dieser Unseligen zum Segen. —

* * *

Selbst heute noch, wenn der Sturm über die Felsen fliegt, und der Donner in den Schluchten Kegel spielt, sagen die alten Leute, in deren Köpfen sich die halbvergessene Geschichte allmählich mit allerlei spukhaftem Beiwerk verwoben hat:

„Der Mönch geht draußen herum, lehrend und predigend. Kein Hund bellt, wenn er einen Hof betritt, kein Tor knarrt, das er öffnet, kein Stein klingt unter seinem Fuße. Aber seine Worte sind stark und wahr. Und seine Augen, niemand kann es vergessen, wer sie einmal gesehen hat. Sie sind so dunkel und seltsam, so traurig und so unergründlich wie die Nacht.“

Die Besteuerung der Aktiengesellschaften und der Gesellschaften mit beschränkter Haftpflicht.

Von

v. Dewitz.

Bei Beratung verschiedener Anträge, welche im Abgeordnetenhause zur Abänderung des Einkommensteuergesetzes gestellt waren, hat der Finanzminister in der Kommissionssitzung vom 23. Februar dieses Jahres die Erklärung abgegeben, daß eine Abänderung der Besteuerung der Aktiengesellschaften und die Einführung einer Steuerpflicht für die Gesellschaften mit beschränkter Haftpflicht von ihm erstrebt werde.

Nach den betreffenden Ausführungen wird durch die künftig zulässige Berechtigung, die Realsteuern bis zur Höhe der staatlich veranlagten Sätze, sowie Hypotheken, Amortisationsbeträge bis zur Höhe von 600 Mark von dem Einkommen des Steuerpflichtigen abzuziehen, und durch die Ausdehnung der Vergünstigung des § 13 des Einkommensteuergesetzes (Ermäßigung der Steuer wegen Unterhaltung von Kindern) auf die Pflichtigen mit einem Einkommen bis zu 6500 Mark ein Steuerausfall von rund 6 400 000 Mark entstehen.

Dieser Steuerausfall soll teilweise durch eine andere Besteuerung der nicht physischen Personen (§ 1 Nr. 4 und 5 des Gesetzes) und durch eine Besteuerung der Gesellschaften mit beschränkter Haftpflicht gedeckt werden.

Für erstere liegt es in der Absicht, einerseits die Besteuerung der zur Tilgung von Schulden, zur Verbesserung und zur Bildung von Reservefonds verwandten Beträge zu beseitigen, andererseits den Abzug von $3^1/_2$ % des Grundkapitals in Wegfall zu bringen.

Nach der Statistik der preußischen Einkommensteuerveranlagung für das Jahr 1904 betrug der für die nicht physischen Personen in Abzug zu bringende Betrag von $3^1/_2$ % 243 778 840 Mark, der von den nicht physischen Personen zur Tilgung von Schulden, zu Verbesserungen usw. verwendete Betrag 144 864 815 Mark.

Die nicht physischen Personen würden demnach im Jahre 1904 rund 3 Millionen Mark mehr Einkommensteuer aufzubringen gehabt haben, wenn die angekündigte Besteuerung in Kraft gewesen wäre.

Im allgemeinen ist es wichtig, zu betonen, daß ein Steuerausfall von 6½ Millionen Mark, der zu Gunsten der minder steuerkräftigen Volksteile geschaffen wird, durch eine Steuererhöhung oder -vermehrung auf der anderen Seite ausgeglichen werden muß.

Bei der heutigen Finanzlage des preußischen Staates könnte man ja den Fehlbetrag an sich verschmerzen; aber das hieße nichts anderes, als immer weiter den Staatshaushalt auf die unzuverlässigen Einnahmen der Betriebsverwaltungen anstatt auf die Staatssteuer zu stützen. Will man aber den Ausfall durch Erhöhung letzterer decken, so ist nur die Bahn frei, die Steuerprogression auszudehnen oder die nicht physischen Personen anderweitig stärker zu belasten.

Sowohl aus sozialpolitischen Rücksichten wie aus Rücksichten des Erfolges empfiehlt sich der zweite Weg. Der Erfolg ist um so sicherer, wenn die Gesellschaften mit beschränkter Haftpflicht in den Kreis der Steuerpflichtigen hineingezogen werden, wodurch zugleich eine große bestehende Ungerechtigkeit gegenüber den bisher steuerpflichtigen Gesellschaften verschwindet.

Es unterliegt wohl kaum einem Zweifel, daß, wenn die Gesellschaften mit beschränkter Haftpflicht schon im Jahre 1891 bestanden hätten, sie den Aktiengesellschaften steuerlich gleichgestellt worden wären; denn ihrem inneren Wesen nach stehen sie hinsichtlich der Merkmale, die zu einer erhöhten Besteuerung des Einkommens der Aktiengesellschaften geführt haben, im wesentlichen den letzteren gleich.

Es steht ja zu erwarten, daß der Meinungskampf, der seinerzeit aus Anlaß der sogenannten Doppelbesteuerung der Aktiengesellschaften entstand und auch heute noch nicht als beendet gelten kann, in aller Schärfe bei Vorlage der Novelle zum Einkommensteuergesetz sich erneuert. Jenachdem der Standpunkt vertreten wird, daß die Aktiengesellschaft eine juristische, selbständige Persönlichkeit, oder daß diese juristische Persönlichkeit nur eine Fiktion ist, und nicht diese, sondern die Teilhaber der Aktiengesellschaften die Träger der Erwerbsgesellschaften sind, jenachdem wird hier Besteuerung der Aktiengesellschaft, dort Besteuerung der Aktionäre mit Ausschluß der Aktiengesellschaft gefordert werden.

Die Gesetzgebung sämtlicher deutschen Staaten, die eine Einkommensteuer haben, ist über die theoretische Frage hinweggegangen und hat sich praktisch auf den Boden gestellt, daß vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus die Aktiengesellschaft ein zweifellos selbständiges Wirtschaftssubjekt ist, wie das Individuum. An der Steuerpflicht der Aktiengesellschaft zweifelt kein praktischer Politiker mehr, wenn auch ihre Steuerfähigkeit im Sinne

des Einkommensbegriffes manchem fraglich sein mag. Die Einkommensteuergesetzgebung der deutschen Staaten leuchtet hinsichtlich der Besteuerung der Aktiengesellschaften freilich in den verschiedensten Farben: die einen besteuern Gesellschaften und Aktionäre voll, die anderen lassen bei einem oder bei beiden Teilen die verschiedenartigsten Abzüge zur Erleichterung der Gesellschaften oder Aktionäre zu; ein klar erkennbares Prinzip ist nirgends durchgeführt, mit Ausnahme von Bremen, das die Dividende der dort steuerpflichtigen Aktiengesellschaften freiläßt, und von Hessen, das einen Abzug der inländischen Dividenden nach dem Verhältnis gestattet, nach welchem dieselben bereits der Einkommensteuer bei der Aktiengesellschaft unterliegen.

Die anderen deutschen Staaten mit einer Einkommensteuer haben sich dieses Prinzip offenbar aus dem Grunde nicht zu eigen gemacht, weil mit ihm eine steuerliche Entlastung des Einkommens aus Gesellschaftserwerb verbunden ist. Sie besteuern sowohl die Gesellschaften wie die Aktionäre und statuieren nur mehr oder weniger willkürliche Abzüge.

Der Gesichtspunkt, daß das Gesellschaftseinkommen unter erheblich leichteren Bedingungen erzielt wird, hat siegreich alle theoretischen Einwendungen überlaufen, die gegen eine höhere bezw. mehrfache Besteuerung dieses Einkommens erhoben wurden. Mit der wirtschaftlichen Entwicklung nehmen die hierfür bestehenden Gründe an Kraft zu und neue Gründe vorzugsweise sozialpolitischer Natur stellen sich ein, die den Anspruch in sich tragen, wenigstens steuerlich einem Zustande entgegenzutreten, der mehr als Ausnahme gedacht war und auch da zur Regel zu werden droht, wo es nicht erforderlich ist. Alle Rechte und Bevorzugungen vor dem Individuum, die den künstlichen Kapitalassoziationen durch die neue Gesetzgebung eingeräumt sind, potenzieren sich mit ihrer qualitativen und quantitativen Ausdehnung. Der Einzelbetrieb wird mehr und mehr ausgeschaltet. Hier ein Anspruch an das Vermögen des Unternehmers über das Unternehmen hinaus, dort ein Erlöschen jedes Forderungsrechtes mit der Liquidation des Unternehmens. Aus letzterem Umstande ergibt sich die Zunahme einer wirtschaftlichen Unsicherheit forderungsberechtigter Dritter. Mit jeder Erweiterung oder Begründung einer künstlich großgezogenen Erwerbsgesellschaft scheidet eine Anzahl selbständiger Existenzen aus und wird zu abhängigen Lohndienern. Man hat sich gewöhnt, lediglich nach der Summe des Volkseinkommens und an den möglichst hohen Einzeleinkommen die Wohlfahrt des Staates zu bemessen, ohne zu bewerten, daß der Ursprung des Einkommens, ob aus gewinnbringender Tätigkeit oder aus Dividendenbezug ohne Arbeitsleistung, für die innere

Kraft eines Volkes von weit mehr entscheidender Bedeutung ist. Ehre, Ruf, soziale Stellung, die mehr oder weniger leitende Faktoren für die Einzelunternehmer und sittliche Kräfte des Staates sind von fruchttragender Bedeutung, verschwinden hinter dem Gewölk der namenlosen Direktion einer Erwerbsgesellschaft.

Wenn es irgendwo geraten ist, heute bei allen gesetzlichen Maßnahmen die Frage aufzuwerfen, wie ihre sozialpolitischen Wirkungen sein werden, so ist das sicher der Fall bei der Frage der Besteuerung der Aktiengesellschaften. Der Gedanke läßt sich nicht verleugnen, daß viele Staaten bei der Frage der Steuergesetzgebung nicht mehr die Kraft gehabt haben, den Widerstand des assoziierten Kapitals zu überwinden. Sie haben sich von dem einseitigen Einwand abfinden lassen, daß gerade die Erwerbsgesellschaften dem Arbeiterstand ein erhöhtes Einkommen verschaffen. Übersehen aber wurde dabei, daß der Mittelstand insofern leidtragend ist, als ihm die Gelegenheit nicht so zum Verdienst wie zum Vermögenserwerb aus selbständiger Unternehmung mehr und mehr entzogen wurde. Die Mittelstandsbewegungen, die heute erst im Entstehen sind und sich noch gewaltig entwickeln, womöglich gemeinsame Bahn mit den Bewegungen des besitzlosen Arbeiterstandes laufen werden, haben vorzugsweise in dieser Entwicklung der Erwerbsgesellschaften ihren berechtigten Grund. Es unterliegt keinem Zweifel, daß das Gebiet des vermögenschaffenden Individuums durch jede Neugründung einer Gesellschaft mit Rechtsfähigkeit beengt wird, und daß das elementare Recht des Staatsbürgers zum Gewerbebetrieb unter dem abgeleiteten Recht der Erwerbsgesellschaft Not erleidet. Die Gefahr eines wirtschaftlichen Niederganges birgt mit der Zahl der gesellschaftlichen Unternehmungen eine verstärkte Gefahr für die in ihnen beschäftigten Personen, denen kein Kredit wie den selbständigen Wirtschaftssubjekten zur Seite steht, um sie über Wasser zu halten.

Der sittliche Antrieb der Erwerbsgesellschaft zur Hilfe und Berücksichtigung der Angestellten findet in solchen Fällen seine Grenze nicht an dem Pflichtgefühl des Unternehmers, sondern an dem Selbsterhaltungstrieb der dividendenpflichtigen Direktion; je weiter die Kollektivierung der Produktionsmittel und die Interessengemeinschaftsbildung ungezählter Millionen fortschreitet, desto allgemeiner wird der volkswirtschaftliche Schaden im Falle des Fehlschlages.

So notwendig einerseits für das heutige wirtschaftliche Leben die Assoziation des Kapitals erscheint, so dringend scheint es andererseits geboten, einer in der Wirtschaftsluft liegenden Strömung entgegenzutreten,

die jedes erhebliche Wirtschaftsfeld zu vergesellschaften sucht. Soll, diese Strömung zu verzögern, nicht der Weg der Spezialgesetzgebung betreten werden, oder erachtet man dazu die Zeit noch nicht gekommen, so bleibt doch möglich, durch eine geeignete Besteuerung die Auswüchse eines an sich gesunden Prozesses hintanzuhalten. Daß dieses Ziel sich nicht durch eine gleiche steuerliche Behandlung mit den physischen Personen erreichen läßt, liegt auf der Hand. Wenn irgendwo, so erscheint hier die Finanzverwaltung berechtigt, Bedenken gegen die Höhe des Steuerfußes, namentlich gegenüber Gesellschaften, die mit einem Aktienkapital von vielen Millionen rechnen, zurücktreten zu lassen. Die Steuer hat hier eine ethische Seite, die noch wichtiger ist, als die Steuer selbst. Der Staat hat bis zu einem gewissen Grade die Güterverteilung zu regulieren.

Von diesem wie von dem rechtlichen Gesichtspunkt aus kann der Heranziehung der Gesellschaft mit beschränkter Haftpflicht in den steuerlichen Kreis der in § 1 Nr. 4 des Gesetzes bezeichneten Personen nur das Wort geredet werden, da gerade diese Gesellschaftsform teils wegen ihrer leichteren Handhabung teils als Mittel, um sich der Besteuerung zu entziehen, mehr und mehr in Aufnahme gekommen ist, während die Aktiengesellschaften wenigstens an Zahl zurückgegangen sind.

Bis zum Jahre 1900 haben sich in Preußen allein 2400 steuerfreie Gesellschaften mit beschränkter Haftpflicht etabliert (Deutschland zählt heute 7426 Gesellschaften mit beschränkter Haftpflicht), von denen 1159 mit einem 100 000 Mark übersteigenden Anlage- und mit einem Gesamtkapital von 733 Millionen ausgestattet sind.

So weit diese Gesellschaften von Ausländern betrieben werden, sind sie gänzlich steuerfrei. Denn als Gesellschaften sind sie bisher nicht der Steuerpflicht unterworfen, und als Gesellschafter sind sie steuerfrei, da diese nach einer Entscheidung des Oberverwaltungsgerichts nur Einkommen aus Kapital beziehen, das ebenso wie das Einkommen der Ausländer aus Aktienzinsen nicht versteuert wird.

Dieser Zustand ist an sich unhaltbar und rechtlich in keiner Weise zu begründen, denn die Gesellschaft mit beschränkter Haftung ist nichts anderes als ein genau wie in der Form der Aktiengesellschaft verselbständigtes Kapital, dem der gleiche wirtschaftliche Erfolg in Aussicht steht. Sie hat nahezu die gleichen Rechte und Pflichten wie die Aktiengesellschaft; sie kann Eigentum und andere dingliche Rechte an Grundstücken erwerben, kann klagen und verklagt werden und haftet im allgemeinen nur mit dem Gesellschaftsvermögen. Ihr Geschäftsbetrieb vollzieht sich wie bei der Aktiengesellschaft durch gewählte Organe. Der Einwand, daß die

Gesellschaft mit beschränkter Haftpflicht weit stabiler als die Aktiengesellschaft mit ihrem mobilen Kapital sei, und daß durch die Höhe der Einzahlung der Konnex der Mitglieder mit der Gesellschaft weit enger zu sein pflege, trifft nicht zu, denn die Aktiengesellschaft mit Inhaberpapieren, die doch heute steuerpflichtig sind, zeigen dieselbe Stabilität, soweit man von einer solchen überhaupt bei Gesellschaften sprechen kann, deren Anteilscheine zu jeder Zeit veräußerlich und vererblich sind.

Daß ferner der Konnex der Mitglieder mit einer Gesellschaft mit beschränkter Haftpflicht enger sein sollte, als wie zum Beispiel das Verhältnis zwischen einer steuerpflichtigen Kommanditgesellschaft auf Aktien und den Kommanditären, ist zu bestreiten. Aber selbst zutreffenden Falles läßt sich daraus eine Steuerfreiheit dieser Gesellschaften wohl kaum herleiten.

Die Betonung des spekulativen Moments, das den Aktiengesellschaften gegenüber den Gesellschaften mit beschränkter Haftpflicht eigen sein soll, hat keine durchschlagende Bedeutung, da es auch anderen juristischen Personen fern liegt, die trotzdem steuerpflichtig sind.

Die Absicht der Finanzverwaltung, außer den sogenannten Familiengesellschaften auch die Gesellschaften, deren Grundkapital bis zu 100000 Mark beträgt, von der Besteuerung freizulassen, macht das Projekt nur annehmbarer, denn es werden dadurch die kleinen Unternehmer, die sich aus Mangel an Widerstandskraft gegen das Großkapital mit anderen Unternehmern zusammenschließen, gekräftigt. Aus diesem Grunde lassen sich vielleicht die steuerfreien Grenzen noch weiter ausdehnen.

Ist somit gegen den erweiterten Kreis der Steuerpflichtigen kein Bedenken zu erheben, so fragt es sich, ob die Absicht zu befürworten ist, den Abzug von $3\,^1/_2\,\%$ des Grundkapitals von dem Dividendeneinkommen zu beseitigen und dagegen die bisherige Anrechnung der zur Tilgung von Schulden, von Verbesserungen und zur Bildung von Reservefonds verwandten Beträge in Wegfall kommen zu lassen.

Das System, nach dem die Mehrzahl der deutschen Staaten die Einkommensteuer der nichtphysischen Personen mit Rechtsfähigkeit geregelt haben, geht von der Theorie aus, daß die Gesellschaften selbständiges Einkommen und daß sie daher ihr Einkommen zu versteuern haben, wie die physischen Personen. Die Anschauung, daß die Gesellschaften dieses ihr Einkommen nur zum Teil in der Form von Verbesserungen, Geschäftserweiterungen usw. selbst verbrauchen, daß ein anderer Teil aber zum Verbrauch in die Hände der Aktionäre übergehe, und daß dieser Teil daher nicht Einkommen der Gesellschaften, sondern der Aktionäre bilde,

hat nirgends dazu geführt, die Gesellschaften gänzlich von der Besteuerung ihrer verteilten Überschüsse freizulassen.

Der Zustand einer Doppelbesteuerung wird bestritten; dagegen wird in einzelnen Staaten anerkannt und mehr oder weniger durch die Gesetzgebung berücksichtigt, daß dasselbe Einkommen mehrfach belastet sei. Hieraus ergeben sich die mannigfachen Abweichungen in der Besteuerungsart.

Während Sachsen-Weimar, Sachsen-Meiningen, Sachsen-Altenburg, Anhalt, Schwarzburg-Rudolstadt, Waldeck, Lübeck, Hamburg Gesellschaften und Aktionäre voll, Hessen und Bremen nur die Aktiengesellschaften allein besteuern, beziehungsweise den Abzug des schon versteuerten Dividendenbetrages aus inländischem Gesellschaftserwerb bei dem Einkommen der Aktionäre gestatten, und Oldenburg die Höhe dieses Abzugs auf 3 % des eingezahlten Betrages der Aktien normiert, lassen Preußen, Sachsen, Baden, Braunschweig, Lippe-Detmold, Reuß ältere Linie, Reuß jüngere Linie, Sachsen-Coburg, Schwarzburg-Sondershausen in verschiedener Art Abzüge bei dem Einkommen der Aktiengesellschaften zu.

Nach § 16 des Einkommensteuergesetzes besteht dieser Abzug in Preußen in $3\frac{1}{2}$ % des eingezahlten Aktienkapitals, bei Bergwerken des Grundkapitals. Einen gleichen Abzug statuieren nur noch Braunschweig und Lippe-Detmold, einen Abzug von 3 % Baden.

Aus dem Umstande, daß nur noch drei andere Staaten sich diesem gesetzgeberischen Vorgang Preußens angeschlossen haben, läßt sich die Abneigung erkennen, den prinzipiellen Standpunkt bei der Beurteilung der Steuerpflicht der Aktiengesellschaften in so einschneidendem Maße zu verlassen, wie dies von seiten Preußens geschehen ist. Der Abzug von $3\frac{1}{2}$ % ist um so willkürlicher, als er nach dem einstmals eingezahlten Grundkapital bemessen ist, während es doch für die Gesellschaft nur darauf ankommen kann, wie hoch sich heute das Grundkapital beläuft.

Aber nicht nur das Bestreben nach einer festen und gesunden Theorie, sondern auch die oben bezeichneten sozial- und wirtschaftspolitischen Prinzipien lassen es durchaus wünschenswert erscheinen, die bestehende Einkommensteuerpflicht der Aktiengesellschaften möglichst rein und scharf auszugestalten. Zu Modifikationen und Abweichungen von der Steuerpflicht, wie sie für die physischen Personen bestehen, liegt nicht die geringste Veranlassung vor. Der ängstliche Volkswirt, der aus einer Belastung des gesellschaftlichen Kapitals die Befürchtung einer Einengung des Unternehmungsgeistes herleitet, wird darauf hingewiesen werden können, daß in deutschen und außerdeutschen Staaten mit einem höheren Besteuerungs-

system, als es für Preußen besteht, von einer Depression des gewerblichen Unternehmungsgeistes nicht die Rede sein kann.

Diametral diesem von allen nicht speziell finanziellen Kreisen wohl geteilten Standpunkt scheint es entgegenzulaufen, wenn gleichsam als Ersatz für die volle Steuerpflicht der Dividendenüberschüsse die Besteuerung der zur Tilgung von Schulden, zu Verbesserungen und zur Bildung von Reservefonds verwandten Beträge aufgegeben werden soll.

Diese Absicht systematisch oder theoretisch zu begründen, ist von dem Finanzminister in keiner Weise versucht worden. Er gibt nur an, daß die Bestimmung des § 16 des Gesetzes sich insofern nicht bewährt habe, als sie bei der praktischen Anwendung alljährlich zu einer Fülle von Streitpunkten, von langwierigen Verhandlungen und von Rechtsmittelentscheidungen geführt habe.

Um diese Übelstände mehr formaler Natur zu beseitigen, scheint weniger eine materielle Änderung des Rechts, als eine schärfere Definition des § 16 in Frage zu kommen. Jedenfalls können sie kaum die Bedeutung haben, den Einkommensbegriff für die nicht physischen Persönlichkeiten von neuem zu deformieren, nachdem eben ein wesentlicher Schritt zu seiner reineren Gestaltung in Vorschlag gebracht wird. Preußen würde sich hier der Gesetzgebung von Reuß älterer und jüngerer Linie und Sachsen nähern, die die Überschüsse der Aktiengesellschaft besteuern, welche verteilt oder zur Bildung von Reservefonds oder zur Schuldentilgung verwendet werden. In diesen Staaten bleibt demnach nur der Gewinn, der zur Verbesserung und Erweiterung des Betriebes verausgabt wird, steuerfrei. Preußen will außer dieser Ausnahme auch jede Erhöhung der Reservefonds und jede Schuldenabtragung steuerlich unberücksichtigt lassen. Der bisherige Abzug von $3^1/_2$ % des Grundkapitals war ein willkürlicher; er erfolgte aus Gründen, die mit dem Einkommensbegriff nicht in Zusammenhang stehen. Der neue Abzug dagegen löst das Prinzip des Einkommensbegriffs vollständig auf. Die Willkür wird auch auf das Prinzip ausgedehnt. Ob Teile eines Reinertrages zum Kapitalreservefonds oder zum Schuldentilgungsreservefonds oder zur Verteilung als Dividende verwendet werden, ist für den Charakter dieser Teile als Einkommen ganz gleichgültig; sie bilden zweifellos eine Vermehrung des Vermögens; eine Ausnahme wäre nur für solche Fonds zulässig, die für charitative Zwecke Verwendung finden.

Es ist behauptet worden, daß die Reservefonds unter allen Umständen in die steuerliche Erscheinung treten müßten, sei es, daß aus ihnen die Dividenden gespeist würden, sei es, daß sie im Betriebe Ver-

wendung fänden, und somit zu einer unverkürzten Dividendenverteilung Anlaß wären. Das ist nur richtig für die Reservefonds der Dividenden, während im übrigen sehr leicht die fraglichen Fonds an Stelle von neu aufzunehmenden Kapitalien zu Erweiterungen und Verbesserungen des Betriebes Verwendung finden können und finden.

Mit Durchführung des vorliegenden Planes erhält die Einkommensteuer der nicht physischen Personen die Eigenschaft einer Bruttoertragssteuer; sie verliert ihren subjektiven Charakter, da sie die Schulden des Subjekts nicht berücksichtigt. Das feste Gefüge eines ausgebauten Systems wird erschüttert, und jeder weiteren willkürlichen Durchlöcherung wird — anscheinend nur aus technischen Gründen — Tür und Tor geöffnet. Dazu wird eine Disparität mit der Einkommenfeststellung der physischen Personen zu Ungunsten der letzteren geschaffen, die sich wirtschaftspolitisch schwer rechtfertigen läßt. Das gilt namentlich hinsichtlich der Schuldentilgung und der Bildung der Reservefonds — die Schonung der letzteren könnte man höchstens bis zur gesetzlich vorgeschriebenen Höhe gelten lassen, wie dies Schwarzburg-Sondershausen tut. Es sind dies so durchsichtige Operationen, daß sie verwaltungstechnische Komplikationen von wesentlichem Umfang kaum herbeiführen möchten. Für die Verbesserungen und die Erweiterungen des Betriebes mag die ministerielle Begründung eher zutreffen, daß ihre Feststellung zu Streitfragen Veranlassung geben würde, deren Austrag die aufgewendeten Kosten und Mühen oft nicht lohnt. Aber auch hier dürfte aus prinzipiellen Gründen daran festzuhalten sein, daß nur solche Aufwendungen für Verbesserungen und Erweiterungen unberücksichtigt bleiben, die das zur Erhaltung des Betriebes notwendige Maß nicht überschreiten. Dagegen wäre zum Beispiel unbedingt abzulehnen, daß ein Betrag, den ein Hüttenwerk zum Ankauf von Zechen aus seinen Überschüssen aufwendet, steuerfrei bleibt.

Unwillkürlich tritt bei der Erwägung der für die Steuerbefreiung der Schuldentilgungen usw. angeführten Gründe der Gedanke auf, daß die Absicht nicht allzu ernst gemeint sei und daß ein Widerstreben nicht erfolgen werde, wenn das Abgeordnetenhaus den Wert der Begründung nicht anerkennen sollte. Die Unzulänglichkeit der Begründung eröffnet den Ausblick, die Abzüge wenigstens teilweise fallen zu lassen. In der Tat ist es kaum anzunehmen, daß der Finanzminister ernstlich gewillt sein sollte, aus formalen und verwaltungstechnischen Gründen auf die Besteuerung von 144 864 815 Mark (1904) zu verzichten. Ein solches Beginnen widerläuft dem ausgesprochenen Bestreben, den Staat steuerlich von den Einnahmen der Betriebsverwaltungen unabhängiger zu machen,

doch zu stark; denn es handelt sich um ein Mehr der Jahressteuer von rund 3 300 000 Mark. Was aber die Befürchtung, daß den Gesellschaften mit der ersatzlosen Aufhebung des bisherigen Abzuges von 3 ½ % zu hart an den Wagen gefahren werde, anlangt, so muß diese als eine Konzession an die Gegner der mehrfachen Belastung desselben Einkommens (doppelte Besteuerung) gelten. Mit dieser Auffassung ist aus sozialpolitischen Gründen, denen solche wirtschaftlicher Natur nicht entgegenstehen, endlich zu brechen. Will man dieser aber einen zeitlichen Wert zuerkennen, so fragt es sich, ob dann nicht der bessere Weg ist, die Besteuerung der Gesellschaften einschließlich der Überschüsse, die an die Aktionäre verteilt werden, gesondert nach einem eigens angepaßten Steuerfuß zu bewirken. In Österreich geschieht dies; der Ertrag wird dort als Ganzes wie bei der Einkommensteuer aufgefaßt. Die Steuer beträgt 10 % des steuerbaren Reinertrages, jedoch nicht weniger als 1 pro Mille des in dem Unternehmen steckenden Anlagekapitals. Werden mehr als 10 % Dividende verteilt, so steigt die Steuer bei einer Dividende von 11—15 % um 2 %, bei einer noch höheren Dividende um 4 %. Dabei ist zu bemerken, daß die Progression bei der Besteuerung der physischen Personen mit 5 % ihr Ende erreicht.

Ohne daß man sich die Steuersätze anzueignen braucht, hat das System den großen Vorzug der Durchbildung. Es kommt zum klaren Ausdruck, daß der Gesetzgeber einen in die Augen fallenden Unterschied zwischen gesellschaftlichem und individuellem Einkommen macht, und es ist nicht nötig, gesetzgeberische Ausflüchte anzuwenden, um ein angenommenes Prinzip aus Furcht vor dem Schaden, den es bei seiner notwendig starren Auslegung anrichten könnte, zu durchbrechen. Anomalien, wie sie in Preußen hinsichtlich der prozentualen Besteuerung der Gesellschaften mit einem Einkommen von 100 000 Mark bestehen, sind ausgeschlossen. Man hat hier den für die physischen Personen aufgestellten Grundsatz, daß Steuerpflichtige mit geringerer Leistungsfähigkeit mit einem niederen Prozentsatz wie solche mit hohem Einkommen zu besteuern sind, einfach auf die nicht physischen Personen übertragen. Daß für eine Gesellschaft eine Rücksichtnahme auf persönliche Verhältnisse unbegründet ist, liegt auf der Hand. Soweit solche Verhältnisse bei Gesellschaften in Betracht kommen, beziehen sie sich auf die Gesellschafter; bei letzteren wird die Leistungsfähigkeit schon individuell im ganzen behandelt, darf also hier nicht teilweise nochmals vorweg genommen werden. Für ein Einkommen aus Gesellschaftsvermögen ist nur ein einheitlicher Steuersatz angemessen. Eine Gesellschaft mit 6 Millionen Anlagekapital, das sich mit 5 % ver-

zinst, soll in Zukunft 4 %, eine solche mit 60 000 Mark Anlagekapital bei gleicher Verzinsung 2 % versteuern. Dies hat zur Voraussetzung, daß eine Gesellschaft mit 100 mal größerem Kapital 200 mal leistungsfähiger ist.

Nur für die ungewöhnlich hohen Dividenden wird ein die Norm überschreitender Steuersatz berechtigt sein. Der Grund hierfür liegt aber nicht auf steuerlichem, sondern auf wirtschaftspolitischem Boden.

Jedenfalls würde bei einer einheitlichen Besteuerung der Gesellschaften ohne Abzüge mit Ausschluß der Besteuerung der Aktionäre der immer wieder mit vermeintlichem Recht erhobene Einwand der Ungerechtigkeit, wie sie durch eine Doppelbesteuerung veranlaßt sei, hinfällig werden. Zweifellos würde sich auch die Einführung der Besteuerung der Gesellschaften mit beschränkter Haftpflicht viel leichter vollziehen. Ebenso würde der wiederholt mit Recht aufgestellten steuertechnischen Anforderung, das aus einer gesellschaftlichen Erwerbsquelle stammende Einkommen, also auch das der Gesellschafter, an einer Stelle und zwar bei der Gesellschaft zu erheben, auf diesem Wege Genüge geschehen. Von durchschlagender Bedeutung ist hierbei die Möglichkeit, auch has Einkommen des ausländischen Gesellschafters, der heute steuerfrei ist, in demselben Umfange wie das des Inländers zu erfassen. Die Tatsache, daß sich gerade an Gesellschaften mit beschränkter Haftpflicht und an den Bergwerksunternehmungen viele Ausländer beteiligt haben, spricht in zunehmendem Maße für die Maßregel. Bezüglich der Aktiengesellschaften ist das naturgemäß im einzelnen nicht so bekannt, unterliegt aber einer gleichen Vermutung.

Die Erhebung der Steuer an einer Stelle macht aber eine Ermäßigung der Steuer, wenn sie für angemessen erachtet werden sollte, noch nicht zulässig; es würde dies nur möglich sein, wenn man, wie es bisher geschehen ist, das Prinzip der Einkommensteuer bei einem der beteiligten Steuerpflichtigen, sei es bei der Gesellschaft oder bei den Gesellschaftern, durchbricht und den unentbehrlichen Wert eines festen Systems der Zweckmäßigkeit opfert. Dagegen kann man bei einer Gesetzgebung, die die Steuer der Gesellschafter gleich mit der Steuer der Gesellschaften veranlagt, jedem wirtschaftlichen Moment ohne das Bedenken Rechnung tragen, daß willkürliche Verschiedenheiten in der steuerlichen Behandlung der physischen und nichtphysischen Personen entstehen.

Wie bisher in Preußen der staatlich genehmigte Abzug von 3½ % des Grundkapitals für die Gemeindebesteuerung nicht in Betracht kam, so erscheint es selbstverständlich, daß die von den Gesellschaften verteilten Überschüsse von den Gesellschaftern nach wie vor zu deklarieren und der Kommunalsteuer zu unterwerfen wären, sei es daß die Veranlagung

der Steuer der Aktionäre zugleich mit in die Besteuerung der Gesellschaften hineinbezogen würde, sei es daß die Erhebung der Steuer der Aktionäre zugleich mit der der Gesellschaften erfolgte. Denn es besteht eine dauernde Wechselbeziehung zwischen der Leistungsfähigkeit des Einzelnen und dem Aufwand der Gesamtheit, der von der letzteren, vertreten durch die Gemeinde, zu Gunsten des Einzelnen veranstaltet wird.

Zu erörtern wird noch die Frage sein, in welcher Weise der Abzug des Dividendeneinkommens des Gesellschafters von seinem Gesamteinkommen zu bewerkstelligen ist.

Hessen zieht, wie erwähnt, die verteilten Überschüsse in jenem Verhältnis ab, nach welchem sie bereits der Einkommensteuer unterworfen sind. Dieser Modus ist jedenfalls richtiger als der Bremens, daß das Aktieneinkommen der Steuerpflichtigen vom Gesamteinkommen desselben vor der Veranlagung ausscheidet. Bei diesem Verfahren würde die Berücksichtigung der prozentualen Besteuerung außer Acht gelassen werden. Es wäre nicht zu rechtfertigen, daß jemand, der einen Abzug von seinem Gesamteinkommen erhält, auch noch eine Ermäßigung des Steuerfußes erfährt. Vielmehr wird das Gesamteinkommen eines Steuerpflichtigen zu veranlagen und von der sich ergebenden Steuer der auf das Dividendeneinkommen entfallende Teil abzuziehen sein.

Um komplizierte Berechnungen zu vermeiden, lassen sich die Einkommen bis zu 100000 Mark in Abzugsgruppen von 1, 2 oder 3 % einteilen.

Das finanzielle Ergebnis würde bei einem gleichmäßigen Steuerfuß von 4 % für das Gesellschaftseinkommen und bei Ablehnung der vorgeschlagenen Abzüge der zu Reservefonds usw. verwandten Beträge erheblich höher sein, als es von der Finanzverwaltung in Anspruch genommen wird. Das wäre an sich bei der großen Anzahl berechtigter Forderungen, die an den Staat gestellt werden und wegen angeblich ungenügender Mittel nicht erfüllt werden konnten, kein Fehler. Er läßt sich aber, wenn er als ein solcher angesehen werden sollte, wie ausgeführt worden ist, vermeiden, sobald das Einkommen der Gesellschafter aus inländischen Betrieben zugleich mit dem Einkommen der Gesellschaften unter Anwendung eines angemessenen Steuerfußes veranlagt wird.

Damit könnte man sich äußersten Falles zufrieden geben, sofern wenigstens die durch Veränderung des Einkommensteuergesetzes entstandenen Ausfälle voll und ganz gedeckt werden.

Lienhards „Wieland der Schmied".

Von

Karl Ernst Knodt.

Wieland der Schmied. Dramatische Dichtung von Fritz Lienhard. Mit einer Einleitung über Bergtheater und Wielandsage. Stuttgart 1905. Verlag von Greiner & Pfeiffer.

„Um große Flammen geht ein Zug mitzuverlodern" — d. h. alles das mitverlodern zu lassen, was schlackenhaft und schlecht, was schwarz und schwer an und in uns haftet, und uns mitläutern zu lassen zu den höheren Menschen, welche der Gott und Geist, der Feuer ist, aus uns allen schaffen möchte!

Dies Wort des deutschen Dichters (Prinz Emil von Schoenaich-Carolath) lief mir selbst wie ein Feuer durchs Herz, als ich Lienhards neueste dramatische Dichtung, seinen soeben ins Licht und Leben getretenen „Wieland der Schmied", gelesen!

Hei! was ist das für eine deutscheste Dichtung! Welch großer Zug geht durch sie, selber zündend wie Feuer! Möchte nicht nur da und dort ein Einzelner, nur literarisch Interessierter, nein! möchte doch unser ganzes deutsches Volk auf diesen hellen Hornruf hören, der zu den Höhen wahrer Freiheit emporruft!

Ich stehe nicht an, dieses neueste Drama Lienhards, als Ganzes, nicht nur für sein persönlich-reifstes Werk, sondern als eine wirkliche Bereicherung des literarischen Schatzes unserer Nation zu halten. Und wenn ich auch in Lienhard nicht den literarischen Messias unserer Zeit erkenne, so erachte ich ihn doch als einen berufensten Poeten und Propheten an unser lebendes Geschlecht und als einen lauteren Vorläufer. Aus dem Schmerz und der tiefsten Sehnsucht der Gegenwart hat dieser Künstler selbst goldene Schwingen seinem deutschen Volke geschmiedet.

Denn man möchte, ja man muß in die neuerstandene Schmiede des Altmeisters „Wieland" und in deren lodernde läuternde Flamme auch alle neue Not und Schuld der Zeit werfen, damit darin und daraus jener heilige und heiligende Schmerz gehämmert werde, der allein erlöst, und damit unser Volk und die unsterbliche deutsche Volksseele

endlich, endlich ihren „ver sacrum“ erlebe, der seit dem großen äußeren Ereignis von 1870/71 noch immer auf sich warten läßt.

Wo aber und wer der nicht bloß zünftige, sondern zukünftige „Wieland der Schmied“ sein mag, und welcher Art er sein muß, der diese Schmiedekunst neu ausübt, daß er unserem erlahmenden Geschlechte (und nicht nur dem einzelnen Gottsuchenden) wieder Flügel gibt, die goldenen Flügel der inneren Freiheit, die da emportragen zu den Höhen der wahren Erlösung — das sagt uns allerdings Keines und auch dieses Sängers und Sehers Kunst nicht.

„In Schwärmen — so sagt und klagt die Waldfrau (in „Wieland der Schmied“) — flogen die Seelen herab aus den Sonnen . . . Doch vereinzelt nur steigen sie lichtwärts, mühsam getragen vom Schmerz, — Helden!“ . . . Wird einem Volke, und auch unserem Volke, als Ganzes, nie zu helfen sein? Werden immer nur Einzelne Flügel tragen? Und wird dieser Weg der Einzelläuterung und Einzelerlösung immer so weiter gehen? Oder ist er uns nahe, der Held und neue Heiland, der da wiederkommen soll, nicht nur zu richten und zu reinigen, sondern auch neu zu retten und „das Reich Gottes“ endlich aufzurichten?

Lienhards „Wieland der Schmied“ — auch „ein Mann der Schmerzen“ — spricht zunächst nur von Flügeln, die jeder sich selbst schmieden muß, um aus Not und Nacht, aus der Not des eigenen Herzens und des persönlichsten Leidens, und ebenso aus der Not und Nacht seiner Zeit zur rechten Stunde auffsteigen zu können in das Sonnenland vollkommener Freiheit von Weib und Welt, von all den Dingen, die da gemein machen! „Nur nicht gemein — nur nicht Wurm sein“! . . . „Wieland sitzt schaffend vor lebendigen Feuern“ . . . Denn er weiß, was seines Amtes ist: „ein Werk zu schaffen, damit er fliegen kann“ — dem Weib aus Walhall nach . . . Nicht Künstlertand! Nein, Königstat! . . .

Und wenn so die Einzelnen sich läutern lassen und ihr persönliches Leben und Leid erweitern und erhöhen zum liebenden Mitleiden mit dem Weh der ganzen Welt —: dann wird, dann muß auch, wenn die Not am höchsten, der Held und Heiland kommen, immer wiederkommen, der aus der jeweiligen Unfreiheit der Zeit die Zeitgenossen neu heraus- und heraufführt auf die Höhen der wahren, der inneren Freiheit. Denn immer neu muß jeder Siegfried sein Schwert Notung schmieden, und immer neue Flügel muß jeder neue Schmied Wieland aus dem Weh seiner Zeit heraushämmern, auf daß jede neue Sehnsucht der Zeit auch ihre besondere Erfüllung finden kann. „In Kindergestalt — so tröstet die Waldfrau den verzweifelten Wieland — wird Er (der „Wanderer“, der als der

wehende Atem der Welt jede Zeit in eigener Gestalt besucht) Einkehr halten!" Ist das nicht dasselbe, was ein anderer Seher unseres deutschen Volkes, Paul de Lagarde, als Ideal uns vorgezeichnet und vorgelebt hat: Kinder zu sein im Gemüt und Männer in der Tat? Ja, dasselbe ist's, was auch ein Ludwig Richter, dem Natur-Propheten Goethe nach, sich besonders erbittet: „Große Gedanken und ein reines Herz!" — — — und was des Menschen Sohn selbst als ewiges Vorbild allen Männern und Frauen aller Zeiten vorgelebt hat: „Werdet wie die Kinder." —

Gerade diese Wendung in Lienhards Werk, wo Wieland der Schmied, durch den Besuch und die Worte der Königskinder, sich aus einem wilden Hasser oder hassenden Wilden in einen Mann mit liebendem versöhnten Kindergemüt wandelt, bildet das neu- oder umschaffende Moment, das diesen neuen „Wieland der Schmied" hoch über den alten germanischen Heiden erhebt und ihn zu einem von aller Zeit erlösten Menschen der Ewigkeit emporhebt.

— — — „Der Zeit Kampf ist ein Zanken" — heißt eins der geläuterten Wielandsworte (S. 83). „Unser Kampf aber sei ein Suchen Walhalls!"

Wohlan! du heilige Flamme der Sehnsucht, die du zu dieser Zeit wieder deutlich wahrnehmbar aus den Herzen vieler Sucher aufgelodert bist, — „suche die Gottheit"; so wird sich alle persönliche Schuld und alles Leiden der Welt letzlich doch läutern zu jenem heiligen Mitleiden, das keine Schwäche, sondern die einzige Macht ist, durch welche jedes Herz und jede Zeit sich erlöst zur seligen Ewigkeit und ewigen Seligkeit . . .

Und in diesem Sinne sei und werde auch dieser neueste Lienhardsche „Wieland" ein Schmiedemeister neuer goldener Flügel für die besondere Sehnsucht unserer Zeit!

Technisches aus Südwest-Afrika.[1])

Von

Boethke.

Seit anderthalb Jahren tobt in Südwest-Afrika der Kampf um die Herrschaft; denn mag man noch so viele mehr oder weniger stichhaltige Gründe für den Ausbruch des Herero- und Hottentotten-Aufstandes anführen, der wahre Grund ist doch einzig der, daß nur die Waffen entscheiden konnten, wer dort Herr sein soll, wir oder die selbstbewußten, wehrhaften, eingeborenen Stämme. Lange Zeit, vielleicht noch Jahre, wird es dauern, bis wirkliche Ruhe in dem schwergeprüften Lande wieder einkehrt, entschieden ist der Kampf jedoch schon mit dem Entsatz von Okahandja und der Einnahme von Rietmont. Wir sind und bleiben die Herren, und unsere Aufgabe ist es, der endgültigen, kriegerischen Eroberung eine ebenso gründliche, friedliche folgen zu lassen. Nur dadurch sind dereinst dem Deutschtum die Lande östlich der Elbe gewonnen worden, daß dem Krieger der Farmer, der Kaufmann, der Handwerker folgte. An Farmern wird es trotz der Wut, mit der Hereros und Hottentotten gehaust haben, nicht mangeln, denn so mancher Krieger ist mit der ausgesprochenen Absicht hinausgegangen, Südwest-Afrika zu seiner dauernden Heimat zu machen. An Kaufleuten fehlt es schon heute nicht, und der Handwerker kommt auch von selbst, sobald Aussicht auf lohnenden Verdienst vorhanden ist. Der Techniker aber kommt nicht ungerufen, noch sind von seiner Tätigkeit in Südwest-Afrika so geringe Spuren zu entdecken, daß ich wohl hundertmal die Frage gehört habe: „Was ist in den zwanzig Jahren, die das Land uns gehört, hier eigentlich geschehen?“ Es ist an der Zeit, daß die Technik in ihren verschiedenen Zweigen dort ihren Eroberungszug beginnt; ihr eröffnet sich dort ein weites, lohnendes Arbeitsfeld.

Bisher besitzt das riesige Land nur etwa 600 km Eisenbahn (die Regierungsbahn Swakopmund—Windhuk beträgt 381 km, die Otawi-Bahn wird jetzt kaum über 200 km lang sein), und es klingt wie ein Scherz, daß bisher die beiden bestehenden Bahnlinien neben einander herlaufen. Von Swakopmund aus kann man auf beiden die Wüste Namib durchqueren, auf beiden gelangt man nach Karibib. So kann es unmöglich bleiben. Erzählt wurde, daß die Strecke der Regierung von Swakopmund nach Karibib eingehen sollte, sodaß Karibib nur noch auf der Otawi-Bahn zu erreichen wäre, der Regierungsbahn aber nur noch der Verkehr von hier nach Windhuk obläge. Die Bahnhofsanlagen in Swakopmund mit der Werkstätte würden von der Otawi-Bahn übernommen werden.

[1]) Geschrieben im Juli.

Ob dieser Plan wirklich besteht, weiß ich nicht, es scheint mir aber das einzig Verständige zu sein, und daß die Otawi-Bahngesellschaft von Anfang an damit gerechnet hat, beweist der provisorische Charakter ihrer Anlagen in Swakopmund. Vielleicht würde es sich empfehlen, die Linie Karibib—Jakalswater als Sackbahn bestehen zu lassen, um das Stück Swakopmund—Jakalswater wäre es nicht schade.

Es ist in Südwest-Afrika Mode, über die Regierungsbahn zu klagen, sie als nicht gut traciert, als zu langsam fahrend, als unzulänglich hinzustellen. Ich kann diese Vorwürfe nicht als berechtigt anerkennen. Man bedenke, daß die ganzen 381 km im gebirgigen Gelände liegen, daß der Bahnhof Windhuk 1700 m höher liegt wie der Bahnhof Swakopmund, gar nicht zu rechnen die unvermeidlichen verlorenen Steigungen, und dabei kommt die Linie ohne jeden Tunnel, ohne erhebliche Dämme und Einschnitte aus, dabei ist sie von einem sehr geringen Personal in kurzer Zeit und mit verhältnismäßig unbedeutenden Kosten hergestellt worden. Natürlich hätte die Bahn, wenn man Zeit und Kosten nicht gescheut hätte, günstiger angelegt werden können; tiefere Einschnitte, höhere Dämme, Tunnel, ausgiebigere Längenentwicklungen würden die Trace geschickter gestalten, aber gerade das Feldmäßige war einst Vorbedingung für den Bau. Sonst wäre sie vielleicht gar nicht bewilligt worden oder jedenfalls nicht bei Beginn des Aufstandes fertig gewesen. Was wäre aber dann geworden? Unendlich mühevoller, nur mit einem ungeheuern Aufwande von Mitteln, besonders auf dem Gebiete des Fuhrparkes, würden wir Herr der Aufstände werden, und von diesem Ziele würden wir heute noch sehr weit entfernt sein.

Der wundeste Punkt der Bahn ist das tief eingeschnittene Bett des Khanflusses, wo die Trace vom westlichen Ufer steil hinabsteigt bis auf die Sohle, um dort bei jedem tropischen Regenguße in die äußerste Gefahr zu geraten, und um in einer ununterbrochenen Steigung von 5 km, zum größten Teil 1 m auf 22, das östliche Ufer zu gewinnen. Wunderbar schön, besonders bei untergehender Sonne, ist die Fahrt durch das wilde Felstal, aber diese Gebirgspartie erschwert und verteuert den Betrieb derartig, daß schon ihretwegen die Aufgabe dieser Linie berechtigt erscheint. Die Erbauer der Bahn trifft kein Vorwurf, denn ihnen war nur die Aufgabe erteilt worden, Jakalswater am Rande der Wüste zu erreichen, sie mußten durch das Khantal hindurch. Der Plan, die Bahn bis Windhuk zu verlängern, reifte erst später oder zu spät.

Interessant wäre später eine genaue Statistik, was während des Aufstandes diese kleine Bahn hat leisten müssen und trotz des Khantales geleistet hat. Zwei stattliche Lastzüge gehen täglich hinauf nach Okahandja und Windhuk, leer kehren sie wieder zurück. Wann wird sich die Kolonie soweit entwickelt haben, daß zwei solche Lastzüge dem Friedensbedarf nicht mehr genügen? Ich fürchte, die Zeit liegt noch recht fern, und deshalb halte ich die vielfach ausgesprochene Forderung für verfrüht, die 60 cm-Spur durch die Kapspur zu ersetzen. Wenn man auch von den Kosten des Umbaues absieht, da derselbe später vielleicht doch einmal notwendig wird, so gestaltet sich der Betrieb auf der größeren Spurweite

teurer,*) und diese Mehrausgabe ist überflüssig, solange die größere Leistungsfähigkeit derselben nicht ausgenutzt werden kann. Mit den augenblicklichen Kriegsleistungen ist nämlich die Leistungsfähigkeit der 60 cm-Spur noch längst nicht erschöpft. Es ist an und für sich gar kein Grund vorhanden, weshalb von Swakopmund nach Windhuk nicht eine ebenso rege Zugfolge eintreten sollte, wie auf mancher eingleisigen Bahn Deutschlands. Wenn das unmöglich ist, so liegt es an etwas ganz anderem, den Wasserverhältnissen. Das Wasser ist eben knapp, schon bei dem heutigen Verkehr gehen täglich lange, nur aus gefüllten Tendern bestehende Züge von Karibib aus bis an den Rand der Namib, um die wasserlosen Stationen zu versorgen. Der Wassermangel würde eine Ausnutzung der Kapspur verbieten, nur ein Vorteil würde erreicht werden, eine größere Fahrgeschwindigkeit. Diese beträgt jetzt 15 km pro Stunde, man braucht 3 volle Tage für die kurze Strecke, und wenn in Friedenszeiten wieder besondere Personenzüge eingelegt werden, so wird es unter 2 Tagen auch nicht zu machen sein. Das ist für das Publikum nicht angenehm, aber für die Güter genügt die augenblickliche Fahrgeschwindigkeit vollkommen, und für den unbedeutenden Personenverkehr, mit dem in den nächsten Jahren zu rechnen ist, können unmöglich große Aufwendungen gemacht werden.

Auch die Südwest-Afrikanische Zeitung vertritt mit Nachdruck die Einführung der Kapspur, scheint mir aber nicht auf dem Boden der Tatsachen zu stehen. Ja, wenn Deutschland ein sehr reiches Land wäre, und wenn anzunehmen wäre, daß der Reichstag gesonnen ist, mit vollen Händen den goldenen Segen über seinem Schmerzenskinde Südwest-Afrika auszuschütten, dann könnte ja neben anderen Wünschen auch dieser erfüllt werden. So aber müssen wir sorgfältig prüfen, was zunächst nottut, und da ergibt sich, daß sich der zu erhoffenden Freigebigkeit des Reichstages auf lange Jahre hinaus näher liegende Gelegenheiten zur Betätigung bieten.

In einem Punkte will ich übrigens den Unzufriedenen entgegenkommen. Die Bahn Swakopmund-Windhuk hat von ihrer militärischen Kindheit her genau das Material unserer militärischen Feldbahn. Bei dieser ist das Gestänge so schwach und so leicht wie möglich, und um es nicht zu überlasten, muß auch der Achsdruck der Lokomotiven gering sein. Man hat deshalb immer statt einer Lokomotive zwei aneinander gekuppelte kleine Lokomotiven, deren Achsdruck genügend klein ist (2,6 t). Diese Vorteile spielen bei einer permanenten Friedensbahn keine Rolle, dagegen macht sich der Nachteil sehr fühlbar, daß der Dampfraum der winzigen Kessel entsprechend eng ist, daß sie sich in den Steigungen leicht verpuffen. Auch gehen sie mit Wasser und Feuerung nicht sparsam um. Man soll deshalb auch auf der Regierungsbahn die stärkere Einzellokomotive der Otawi-Bahn einführen und dafür das stärkere Gestänge dieser Bahn verlegen.

*) Es ist natürlich gemeint, absolut teuerer. Es soll nicht bestritten werden, daß sich der Betrieb auf einer größeren Spurweite verhältnismäßig billiger stellt, vorausgesetzt, daß der Verkehr die erforderliche Höhe erreicht. Das ist dort aber vorläufig ausgeschlossen.

Zur Not erreicht man auch bei dem jetzt liegenden Gestänge die erforderliche Tragfähigkeit, indem man auf je 5 m eine Schwelle mehr unterzieht, eine freilich recht erhebliche Arbeit. Dann kann unbedenklich die Fahrgeschwindigkeit bis auf 25 km gesteigert werden, die Güterwagen dürfen auch auf stärkeren Achsdruck konstruiert sein, also mehr Fassungsvermögen erhalten, kurz, es läßt sich die Leistungsfähigkeit der Bahn erhöhen, ohne daß zu einer höheren Spurweite übergegangen wird.

Eine Erweiterung des Bahnnetzes ist gewiß die erste technische Forderung in der Kolonie. Die sorgfältig tracierte Bahn Windhuk—Rehoboth ist ja vorläufig ins Wasser gefallen, aber der Reichstag wird schon noch mit sich reden lassen. Daß die Linie bis Rehoboth aber nur ein Torso, ein Anfang ist, darüber sind sich alle Kenner der Verhältnisse klar; sie muß über Gibeon Keetmannshoop erreichen, und ebenso muß die jetzt geplante Bahn Lüderitzbucht—Kubub bis Keetmannshoop durchgeführt werden. Das verlangt, nebenbei, schon das militärische Interesse. Eine kleine Truppe, die mit Hilfe eines weitverzweigten Bahnnetzes schnell vom Norden nach dem Süden, vom Westen nach dem Osten geworfen werden kann, kann Aufstandsgelüsten der Eingeborenen wirksamer begegnen, wie eine größere Truppenmacht, die lediglich auf den Fußmarsch angewiesen ist, ganz abgesehen von der Verpflegungsfrage. Hätten wir bei Beginn des Herero-Aufstandes die Otawi-Bahn, bei Beginn des Hottentotten-Aufstandes eine Bahn Windhuk—Keetmannshoop—Lüderitzbucht gehabt! Eine Weiterführung des Netzes von Okahandja hinauf zum Sandfeld, von Windhuk nach Gobabis, von Keetmannshoop nach der englischen Grenze, um bei Ramansdrift an das Netz der Kapkolonie anzuschließen, wird sich als weitere Folge ergeben.

Die Linie Lüderitzbucht-Kubub (120 km) wird vielleicht sehr bald gebaut werden, wahrscheinlich kriegsmäßig. Ihr stellt sich eine ernste Schwierigkeit entgegen in Gestalt der Wanderdünen an der Küste. Ich habe die Verhältnisse leider nicht mit eigenen Augen gesehen, um sie beurteilen zu können, aber man wird zunächst vielleicht die Gleise flüchtig durch die Dünen hindurch verlegen müssen, und sobald sie in Gefahr kommen verschüttet zu werden, sie einfach an einer anderen Stelle neu verlegen. Für einen späteren Friedensbetrieb ist selbstverständlich ein solches feldmäßiges, viele Arbeitskräfte erforderndes Verfahren nicht geeignet; da wird die Trace in einem langen Tunnel geführt werden müssen, soweit die Herrschaft des fliegenden Sandes reicht, vielleicht vorteilhaft in Gestalt einer langen Wellblechbaracke mit leichtem Gerippe. Ein wahres Wunder, daß die von Swakopmund ausgehenden Bahnen nicht mit diesem Feinde zu kämpfen haben; eine halbe Stunde vom Bahnhof türmen sich die grotesken, ewig sich wandelnden Sandgebirge auf, aber sie bleiben drüben im englischen Gebiet, jenseits des Swakop. Ein anderer Gegner aber wird jeder Bahn in Südwest-Afrika das Leben sauer machen, der schon erwähnte Mangel an Wasser und leider auch die Beschaffenheit desselben. Wenn das Wasser des Swakop und des Khan vermöge seines Salzgehalts bei Menschen mit Sicherheit einen ganz

greulichen Brechdurchfall erzeugt, so kann es unmöglich den Lokomotivkesseln gut bekommen. Nur kurze Zeit kann der Kessel Dienst tun, dann ist er durch die sich niederschlagenden Salze so angegriffen, daß wenigstens Feuerkiste und Siederohre der Erneuerung bedürfen. Und wie teuer wird jedes Stück auf der weiten Reise von der heimischen Fabrik bis zum afrikanischen Busch!

Und noch auf andere Weise bekämpft das Wasser das Werk der Technik. Wenn die Regenzeit einsetzt, also meist im Januar, dann strömen Wassermassen vom Himmel herab, von denen wir zu Hause kaum eine Vorstellung haben. Kein verwurzelter Waldboden hemmt den eiligen Lauf der Fluten, rasend schießen sie in den sonst trockenen Flußbetten oder auch außerhalb derselben zu Tal, und wehe dem Stück des Bahndammes, was sie fassen. Weggerissene Bahndämme kann man ja auch in unsern zivilisierten Gegenden erleben, aber daß der Bahndamm verschwunden ist wie weggeblasen und daß genau an der Stelle, wo er sich erhob, die Fluten sich ein tiefes Bett gerissen haben, das sieht man doch wohl nur in den Tropen.[3]) Dagegen gibt es kein anderes Mittel, als eine schleunige Verlegung der Bahn an eine andere Stelle.

Günstiger wie mit den Eisenbahnen sieht es mit den Telegraphenlinien aus. Während der Bahnbau Windhuk-Rehoboth abgelehnt wurde, wurde gerade hier die Telegraphenleitung der Reichspost fertig;[4]) ihre Verlängerung bis Keetmannshoop wird nicht lange auf sich warten lassen, ebenso der Bau der Linie Lüderitzbucht-Keetmannshop. Die Wichtigkeit dieser permanenten Leitungen auch im militärischen Interesse ist klar, denn nach Niederwerfung des Aufstandes ist an ein Inbetriebhalten der Feldleitungen nicht zu denken, wenigstens nicht auf länger hinaus. Die permanenten Leitungen sind wesentlich besser gestellt wie die Feldleitungen und auch wie die Eisenbahnen; ihnen tut kein Regenguß Schaden, sie fragen nicht nach dem Wassermangel, und ihre Eisenstangen sind sogar für die gefräßigen Termiten ungenießbar. Ein störendes Moment tritt aber beim Telephonverkehr auf. Gerade zwischen Windhuk und Swakopmund ist eine Verständigung wegen der fortwährenden lauten Nebengeräusche oft kaum möglich. Ein Mittel wird es dagegen nicht geben, denn die Ursache liegt sicher in der Luftelektrizität. Der Draht durchschneidet die verschieden geladenen Luftschichten von der Höhe 0 bis zur Höhe 1700, und es ist ganz erklärlich, daß diese verschiedenen Ladungen den Draht als Weg benutzen, um sich auszugleichen. Ganz schlimm wird es in der Regenzeit, wo im Innern dauernd Gewitter am Himmel stehen, da ist es der normale Zustand, daß die Leitung der Blitzgefahr wegen abgelegt ist.

Seit Beginn der kriegerischen Operationen haben sich die Stationen der Signalabteilung wesentliche Verdienste erworben. Von einem weit ins Land

[3]) Linie Okahandja-Windhuk im Februar 1905.

[4]) Das kriegsmäßige, mit Feldkabel hergestellte Netz erstreckt sich von Okahandja hinauf zum Sandfeld, von Windhuk über Gibeon nach Keetmannshoop und von hier nach Lüderitzbucht.

schauenden Berge zum andern senden sie ihre Depeschen am Tage mittels Spiegeln, also als Heliographen, bei Nacht mittels künstlichen Lichts. Die mit Ausnahme der Regenzeit unausgesetzt vom Himmel herabglühende Sonne, die dünne, trockene Luft und die Bodenbeschaffenheit begünstigen diese Art der Zeichengebung ganz außerordentlich. In Windhuk z. B. befand sich eine Station in der Feste, eine weitere etwa 12 km entfernt auf einem Gipfel des Auas-Gebirges, eine dritte auf einer Höhe südlich Rehoboth. Somit wurde mit Hilfe nur einer Zwischenstation 100 km weit telegraphiert. Der Nachteil dieser Depeschenübermittelung ist nur der, daß ein glattes Hindurchtelegraphieren über eine Anzahl Stationen ausgeschlossen ist. Jede Station muß die Depesche für sich aufnehmen und weitergeben. So kann es Stunden dauern, bis sie am Bestimmungsort ankommt, und jede einzelne Station bildet eine Fehlerquelle.

Auch der neueste Zweig des Nachrichtenwesens, die Funkentelegraphie, ist hier durchaus am Platze. Ihr schwacher Punkt, die vielumstrittene, noch recht zweifelhafte Abstimmung, kommt hier nicht in Frage, denn seitens der Eingeborenen hat man ein Abfangen der Morsezeichen nicht zu besorgen. Beides, Heliographie wie Funkentelegraphie, werden aber lediglich im Dienste der Truppe bleiben und in Friedenszeiten für den Ansiedler keine Rolle spielen.

Das Meiste lassen die Landstraßen zu wünschen übrig; an ihnen ist bisher fast nichts gethan worden. Sie sind einfach lange Lücken im Busch, die sich die Ochsenwagen selbst gefahren haben. An dem Planum, wenn man von einem solchen sprechen will, hat noch keine Hand gearbeitet, es besteht aus tiefem Sand oder unebenem Felsboden, bedeckt mit Geröll oder aus einer angenehmen Verschmelzung von Beidem.

Manchmal wäre es wirklich nicht schwer, eine für Räder und Tierbeine gefährliche Stelle durch Hinwegräumen von einigem Geröll wesentlich zu verbessern, aber wer soll das machen? Jeder Ochsenwagen ist froh, wenn er selbst ohne Unfall einen solchen Punkt passiert hat und denkt nicht daran, sich aufzuhalten, um dem Nachfolger den Weg zu ebnen. Es sind solcher Stellen auch zu viele, manche „Pad“ sieht von Anfang bis zu Ende nicht anders aus, der treckende Ochsenwagen oder die Kolonne müssen vorwärts, um die nächste Wasserstelle zu gewinnen. Von ihnen ist keine Wegebesserung zu verlangen. Die Forderung aber, daß die Verwaltung brauchbare Wege herstellen soll, ist leichter ausgesprochen, wie erfüllt. Handelt es sich doch um ein Gebiet, das wesentlich größer ist, wie Deutschland, und, wie schon gesagt, der Boden vereinigt alle Nachteile der sandigen Mark und der Gebirgsgegenden, um den Wegebau zu erschweren. Wenn man sich auch auf die primitivste Nachhilfe beschränken wollte, also Aufräumungsarbeiten, Wegsprengen von einzelnen Felsstücken, Festlegen von besonders tiefen Sandstrecken durch Knüppeldämme, so wären doch auf den endlosen Weglängen riesige Arbeiterkolonnen erforderlich, und woher sollten die kommen? An weiße Arbeiter ist nicht zu denken, man muß wohl oder übel auf die kräftigen, an das Klima gewöhnten Hereros zurück-

greifen, und es wird noch ein Weilchen dauern, bis die für eine Verwendung im großen Stil in Betracht kommen. Während des Krieges werden die Gefangenen den Bezirksämtern zur Arbeit überwiesen, ihre Zahl steht aber in schreiendem Mißverhältnis zu den sich darbietenden Aufgaben; in Windhuk selbst, der Landeshauptstadt, konnte es nicht verhindert werden, daß durch die Wolkenbrüche des Januar ein Teil der Hauptstraße fortgerissen wurde und fortgerissen blieb.

Eine flüchtige Wegebesserung, wie oben skizziert, würde in jeder Regenzeit wieder zunichte gemacht werden; die wilden Wassermassen würden das mühsam Geschaffene mit sich reißen oder unter Schutt und Sand begraben. Am meisten natürlich in den Revieren, den trockenen Flußbetten, die die Pad einfach auf der sandigen Sohle passiert, wenn sie nicht gar kilometerweit ihrem Laufe folgt. Hier würde jede bessernde Hand nur Kurzlebiges schaffen. Diese Art des Flußüberganges kann sogar verhängnisvoll werden. Wenn in der Regenzeit eine Kolonne gerade ein Revier durchquert, so ist vielleicht, ohne daß sie es ahnt, oben in den Bergen ein Wolkenbruch niedergegangen, und plötzlich braust eine mächtige Wasserwand daher, alles vor sich niederwerfend, mit solcher Eile, daß die Menschen oft ihre Fahrzeuge im Stich lassen müssen, um nur das bloße Leben zu retten, und manchmal gelingt ihnen auch das nicht. Oder eine Kolonne trifft auf ein „abkommendes" Revier und sieht sich zu tagelangem Abwarten verurteilt, bis sich die Wasser verlaufen haben. Das Einzige, was hier helfen kann, sind Brücken, aber wieviel Brücken müssen das sein! Südwest-Afrika ist eben das Land der Wenn und der Aber. Die Pad pflegt notgedrungen den Lauf eines der größeren (trockenen) Ströme zu begleiten, z. B. des Swakop, des Kuiseb, des Fischflusses, hat also sämtliche Nebenflüsse auf der betreffenden Seite zu durchqueren, und auch der Hauptstrom muß bei seinen vielen Windungen bisweilen überschritten werden. So werden auf einer wenige Kilometer langen Strecke mehrere Brücken nötig, darunter hin und wieder eine von mehreren 100 Metern Länge. Die Brücken sind glücklicherweise leicht herzustellen, brauchen nicht hoch zu sein, keine größeren, freitragenden Spannungen zu haben, so daß meist eine einfache Holzkonstruktion genügt. Auch die längeren Viadukte der Eisenbahn bestehen aus hölzernen oder eisernen Längsträgern auf hölzernen Unterstützungen. Bauholz liefert das Land leider nicht, trotzdem sind Brückenbauten das erste, was den Straßen nottut.

Südlich Windhuks führt eine Kunststraße durch das wilde Auas-Gebirge, die sogar ein tiefeingeschnittenes Flußbett auf einem gewölbten Bogen überspannt. Diese Straße ist lehrreich. Sie trägt der Terraingestaltung so gut wie gar keine Rechnung, steigt bis zu den tiefsten Punkten der Täler hinab, um von hier mit Steigungen wieder emporzuklimmen, die nur mittels echt afrikanischer Tierschinderei überwunden werden. Gelände-Aufnahmen liegen dieser Straßenführung schwerlich zu Grunde, von einem Straßenbau-Ingenieur kann sie nicht angelegt worden sein. Auf diesen Punkt möchte ich besonders hinweisen. Wenn eine koloniale Ver-

waltung sparsam wirtschaftet, so kann der Steuerzahler nur dankbar sein, an einem Punkte darf aber nicht gespart werden, an Gehältern für vollständig ausgebildete Beamte, für sachkundige Bauleiter, für Fachmänner jeder Art. Wenn ein Werk ohne einen kundigen Leiter ausgeführt wird, so wird das Gehalt allerdings gespart, das Werk wird aber auch danach. Die großen, in den Kolonien tätigen Firmen wissen das genau. Wird ihnen ein Auftrag erteilt, so senden sie als Leiter Kräfte, deren Fähigkeit und Erfahrung über jeden Zweifel erhaben ist, denn sie sagen sich, daß ein richtig angegriffener Bau, welcher Art er auch sei, sich noch immer am billigsten stellt.

Daß die geschilderten Straßen für Fahrräder völlig unpassierbar sind, ist kaum zu erwähnen; ich glaube, in der ganzen Kolonie existiert kein Fahrrad. Aber auch der Automobilsport wird hier niemals blühen. Zu Kriegszwecken sind jetzt schwere Kraftfahrzeuge mit großem Fassungsvermögen tätig, meines Wissens sämtlich von der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft geliefert, aber der Erfolg kann bisher nicht groß genannt werden. Daß sie auf derartigen Straßen überhaupt ans Ziel kommen, verdient alle Anerkennung. Möglich ist es nur dadurch, daß die Räder auf etwa einen Meter verbreitert werden können. Die Hauptschwäche liegt aber in der Benzinversorgung. Wenn diese Kraftfahrzeuge eine bestimmte Linie fahren sollen, z. B. Okahandja-Waterberg, so müssen sie den Weg erst einmal machen, um Benzin auszufahren und an geeigneten Stellen zu deponieren. Erst bei der zweiten Fahrt können sie Last befördern, und auch weiterhin wird ihre Tätigkeit immer wieder durch eine Benzinfahrt unterbrochen. Geeignete Stellen als Benzindepots sind vielleicht nicht immer ganz leicht gefunden, an die einmal gewählte Route sind die Fahrzeuge aber zunächst gebunden, während die wechselnden, kriegerischen Verhältnisse ihnen eine andere vorschreiben. So hat der altbewährte Ochsenwagen doch noch seine Überlegenheit behauptet.

Das größte Verdienst kann sich die Technik erwerben, wenn sie die Wasserverhältnisse zu verbessern sucht, denn um das Wasser dreht sich in Afrika alles. Der Versuch wird seitens der Verwaltung gemacht werden, ob nicht ein Anforsten in gewissem Maße möglich ist; im Kapland gibt es Bäume, die unter ganz ähnlichen klimatischen Verhältnissen gedeihen. Wälder würden wenigstens einen Teil des in den Regenmonaten herabprasselnden Wassers einige Zeit festhalten, zum Vorteil der in der Trockenzeit langsam aber sicher austrocknenden Wasserstellen. Sache des Wasserbauers aber wird es sein, das in den Revieren dem Meere zubrausende Wasser durch ein ausgedehntes System von Stauanlagen festzuhalten. Auch mit diesen hat es seinen Haken. Zunächst einmal hat der Lauf der Flüsse ein sehr starkes Gefälle, so daß auch eine hohe Talsperre nur ein kurzes Staubecken erzeugen kann. Mit einfachen Sperrmauern, wie sie in Schlesien und in der Rheinprovinz ausgeführt werden, ist es ferner nicht getan. Das abkommende Revier schleppt Sand und Geröll in großen Massen mit sich, und das beabsichtigte Staubecken ist binnen kurzem ein trockener Sandabladeplatz. Ich sah einmal eine derartige, in kleinem Maßstabe ausgeführte Stauanlage. Oberstrom hatte

sich der Sand bis zur Mauerkrone aufgehäuft, kein Tropfen Wasser war zurückgeblieben, unterstrom aber hatte der Wasserfall ein tiefes Loch gewühlt, in dem sich noch genug Wasser befand, um den Durst eines Hundes zu löschen. Die Stauanlagen müssen also so konstruiert sein, daß sie einen Teil des Wassers ohne feste Bestandteile zurückhalten, diese aber mit dem Rest des Wassers von dannen ziehen lassen. Möglich ist das z. B. vielleicht in der Weise, daß im Flußbett ein langes gemauertes Bassin hergestellt wird. Eine schmale Rinne, die neben diesem Bassin dem abkommenden Flusse verbleibt, erlaubt ihm, mit allen seinen unerwünschten Begleitern seinen Weg fortzusetzen, Überfälle aber, durch Gitter und Siebe geschützt, lassen einen Teil des Wassers in das Bassin fallen, ohne auch dem Sand und Geröll den Eingang zu gestatten. Die Beurteilung, ob und wo solche Anlagen ausführbar sind, erfordert erfahrene Fachmänner, die Ausführung auch einen Beutel voll Geld.

Allzugroß darf man sich endlich den Wert der Stauanlagen auch nicht vorstellen, vor allem darf man nicht erwarten, daß sie das Weideland in ein Ackerbau treibendes umwandeln werden. Als geeignetste Stellen werden sich für die Sperren meist Verengungen des Bettes zwischen hohen Felswänden ergeben, d. h. das Staubecken wird unten liegen, die zu berieselnde Fläche oben. Das Wasser ist erst zu heben, um auf sie zu gelangen. Oder man geht auf ein höher gelegenes Stauwerk zurück; dann kommt das Wasser von selbst geflossen, aber eine Leitung von gewisser Länge ist erforderlich. Schließlich ist der Wasservorrat eines Stausees nicht unerschöpflich, zumal bei einer so trockenen, durstigen Atmosphäre.

In Klein-Windhuk hat man das Glück, ebenso wie in Windhuk selbst, daß oben am Berghange ein starker, heißer Quell hervorbricht, aus den tiefsten Tiefen kommend. Das heiße Wasser braucht nur in Bassins gesammelt zu werden, um sich abzukühlen, und dann auf die Felder und Beete verteilt zu werden. Es fließt von selber dahin. Was auf afrikanischem Boden unter der afrikanischen Sonne geleistet werden kann, wenn nur Wasser da ist, das zeigen hier die Obst- und Gemüsegärten der Farm Ludwig und der katholischen Mission. Dabei aber steht frisches Gemüse aus Klein-Windhuk etwa so im Preise, wie bei uns der Kaviar.

Wenn somit die nutzbare Verteilung des Wassers der Regenzeit dem Techniker eine harte Nuß zu knacken aufgibt, so tut es erst recht die Ausbeutung der unzähligen Pferdekräfte, die von den Fluten in den Ozean getragen werden. Von ihnen einen wesentlichen Teil zum Segen des Landes zurückzuhalten, wie es ja ein Hauptzweck unserer heimischen Talsperren ist, wird vielleicht nie möglich sein. Sollte auch dereinst ein ausgedehntes System von Stauanlagen über das ganze Gebiet verbreitet sein, so wird doch die Verwertung der Stauwasser eher Arbeit kosten, als Arbeit leisten. In dieser Beziehung ist Afrika erheblich schlechter gestellt, als unsere Gebirgsgegenden. Diese können die Stauwasser uneingeschränkt technischen Zwecken dienstbar machen, dort aber ist jeder Tropfen kostbar für Mensch und Vieh, nur ausnahmsweise günstige Verhältnisse werden es möglich machen, als Nebenaufgabe eine Turbine in Drehung zu erhalten. Man wird nur den einen oder den andern Zweck erfüllen können. Ganz unrecht hat das

Wort leider nicht, welches Südwest-Afrika als das Land der unbegrenzten Unmöglichkeiten bezeichnet. Glänzend sind mithin die Aussichten der Elektrotechnik ebensowenig, wie irgend einer andern Industrie, es wird ihnen schwer werden, gegen Wasser- und Kohlenmangel aufzukommen. Vielleicht gelingt es aber, die Kräfte des Windes und der Sonnenstrahlung zur Arbeitsleistung heranzuziehen; in diesem Lande lohnt dieser Versuch wirklich.

Es gibt ja unter der Sonne gesegnete Länder, die dem glücklichen Besitzer von selbst in reicher Fülle spenden, was sein Herz begehrt: zu diesen gehört unser Südwest-Afrika nicht. Ohne emsige, zielbewußte Arbeit ist hier nichts zu erreichen, ohne Saat wird es keine Ernte geben. Es ist aber unser Land, die schweren Opfer des Krieges machen es uns zur Pflicht, mit allen Kräften seine unterbrochene Entwicklung zu förden. Wenn nur die Heimat ohne engherzige Sparsamkeit die erforderlichen Mittel gewährt, so wird es an unternehmenden Männern nie fehlen, die mit Freuden ihr Können einsetzen, um unsere Kolonie der Zivilisation zuzuführen.

Glück.

Irgendwo in einem Tale
An dem Bache unterm Busche
Sitzt das Glück und wartet dein.

Hingelehnt im Ufergrase,
Leicht und kaum die Halme knickend,
Eine Hand ins Wasser tauchend,
Das ihr durch die ros'gen Finger
Freudig rieselt, mit der andern
Leicht ihr goldbraun Haar befreiend,
Das sich im Gezweig verfangen —
In den Augen stilles Leuchten,
Auf der Lippe schon Verheißung —
Irgendwo in einem Tale
Sitzt das Glück und wartet dein.

Und du jagst noch durch die Forsten,
Und du kletterst noch auf Klippen,
Und du klimmst mit Grubenlichtern
In die Schachten, und dein Sehnen
Schickst du jedem Adler, jeder
Schwalbe nach, die leicht sich aufschwingt.

Wenn du's wüßtest! Wenn du's wüßtest!

Irgendwo in einem Tale
An dem Bache unterm Busche
Sitzt das Glück und wartet dein.

Br. Baumgarten.

Hans von Bülow in seinen Briefen.

Von

Gustav Manz.

Briefe von H. v. Bülow, herausgegeben von Marie v. Bülow. Erster bis fünfter Band. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Das unendlich reiche, vielgestaltige und vielbewegte Künstlerdasein Hans von Bülows hat keinen schriftlichen Nachhall in „Erinnerungen" oder „Tagebüchern" hinterlassen. Seine Tätigkeit war vom ersten öffentlichen Auftreten an so rastlos, sein Beruf am Klavier, hinter dem Dirigentenpult und im Unterricht so aufreibend, der dadurch veranlaßte Ortswechsel so häufig, daß zu Äußerungen kontemplativer Art keine Minute übrig blieb. Sie hätten auch seiner Natur im Innersten widersprochen. „Das Leben ist zu kurz zu Betrachtungen; il ne faut pas remuer le passé; es ist besser, die Zeit zu neuer Arbeit zu nützen." Das war sein Grundsatz, und wer die ganze Fülle der von ihm geleisteten Arbeit überblickt, der weiß, daß H. v. Bülow seinem Wahlspruch treulichst nachgelebt hat.

So sind und bleiben seine Briefe, dieser wundervolle Augenblicksspiegel seiner Stimmungen und Erlebnisse, das einzige literarische Dokument, das er uns hinterlassen hat, allerdings ein Dokument von gewaltigem Umfang und von unschätzbarem Wert. Sie sind der vollgültige Ersatz einer Selbstbiographie und zeichnen das geistige Konterfei des großen Künstlers ohne jede täuschende Retusche. Ihre seit dem Jahre 1899 von seiner Witwe, Frau Marie von Bülow, besorgte Herausgabe, die, jetzt bis zum 5. Band gediehen, die Jahre 1853—1880 umfaßt, ist ein Geschenk an die Kunstfreunde deutscher Nation, für das man ihr nicht genug Dank aussprechen kann. Denn diese Briefe steuern nicht nur bedeutsames Material bei zur Kenntnis der für und gegen die Liszt-Wagnersche Bewegung entfachten Geisteskämpfe, sondern sie sind eben, wie gesagt, vor allem ein unvergleichlicher Beitrag zur Würdigung seines persönlichen Wesens. Die ihn gekannt, sehen ihn wieder aufleben, den „Onkel Quecksilber", — die ihn geliebt, bewundern ihn mit neuer Liebe, diesen unerschöpflichen Geisteskrater, der gleicherweise verzehrende Lava wie funkelnde Raketen auswerfen konnte, — und die nie das Glück gehabt, mit ihm in Fühlung zu treten, die lernen ihn verstehen. Die Arabesken seines Empfindungslebens, die Absonderlichkeiten seines Zorns, die Kapriolen seines Witzes, — alles wird aus seinen Briefen verständlich. Man lernt den Boden kennen, auf dem er gewachsen, die Luft, die ihn umgeben; man sieht, was er

war und was er wurde; man begreift vor allem die physiologischen Vorbedingungen seiner „Reizsamkeit". Man staunt über den Kampf dieses Feuergeistes gegen die Tücken und hinterlistigen Anfälle eines schwachgerüsteten Körpers; man bewundert die Schnellkraft, mit der er, dank dem kategorischen Imperativ seines Betätigungsdranges, immer wieder aus seelischen und körperlichen Tiefständen sich zu hinreißenden Siegen eines souveränen Künstlertums emporrafft. Wie wird er uns lieb, der Mann anscheinender Inkonsequenzen, barocker Sprünge, seltsamer Widersprüche! Der Mann, der Bismarck glühend verehrt und gleichzeitig ein „Faible" für Napoleon III. hat; der Aristokrat, der die Masse ob ihrer Plumpheit und Filzigkeit verabscheut, und doch so sozial denkt wie nur einer; der ungestüme Polterer, der Zornmutige, der doch Opfer des Edelmuts und der Selbstverleugnung bringt, die ihresgleichen suchen. Schließlich ist es aber die absolute, schrankenlose Wahrhaftigkeit, seine strengste Gebieterin, die ihn in so merkwürdigen Kontrasten als einen großen Schwärmer und als großen Hasser erscheinen läßt. Diese deutsche Ehrlichkeit bildet den Grundkern seines Wesens und gibt ihm, für den fernstehenden Betrachter, etwas von jener Harmonie, die seine Lebensgenossen vergeblich an ihm gesucht haben. Darum erscheint es dem sinnenden Betrachter seiner klaren, regelmäßigen Schriftzüge gar nicht so auffallend, daß seine Briefe, oft so kaleidoskopisch im Inhalt, Beispiele einer zierlichen Schönheit sind. In ihnen prägt sich das Edelmännische der Bülows aus, das rassenhafte Festhalten am alten Familienwahlspruch: „Alle Bülow'n ehrlich!"

Sehr fein bemerkt die Herausgeberin an einer Stelle des Vorworts zum 1. Band: „So befriedigt (ein Bülowscher Brief in seiner äußeren Erscheinung) das Auge wie den Geist — ohne jenem Rätsel aufzugeben, vor welchen dieser hie und da befremdet stille steht. Wer immer an der Hand des Schriftlichen, das wir von ihm besitzen, sein Leben an sich vorüberziehen lassen will, wird solchen Rätseln begegnen und mehr als einmal die gehobenste Seelenstimmung durch sie plötzlich unterbrochen finden. Doch hieße es, das Recht auf Wahrheit verkennen, es hieße, die geschichtliche Gestalt Hans von Bülows unvollkommen würdigen, wollte man ihnen etwa ängstlich aus dem Wege gehen. Diese Gestalt kann durch ein rasch auflohendes Wort hier, durch einen Widerspruch dort, nichts von ihrer Leuchtkraft einbüßen — die wenigen dunkleren Striche lassen sie nur an Körperlichkeit gewinnen und bringen sie dadurch dem Herzen näher. Denn gerade sie hängen mit dem Verehrungswürdigsten in ihm zusammen."

Und dieses Verehrungswürdigste ist auch ihr, der Gattin, sein tiefer „Wahrheits- und Gerechtigkeitsdrang", die Wurzel seines Wesens, der Leitfaden für jeden Betrachter seines Lebenslaufs.

* * *

Wie ein großes Drama, das von Akt zu Akt an Spannung wächst, rollt sich dies Leben in Briefen vor uns ab. Der erste Band umfaßt die Kindes-, Knaben- und Jünglingszeit bis zum Jahr 1853: aus dem unlustigen Juristen

Hans von Bülow in seinen Briefen.

Von

Gustav Manz.

Briefe von H. v. Bülow, herausgegeben von Marie v. Bülow. Erster bis fünfter Band. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Das unendlich reiche, vielgestaltige und vielbewegte Künstlerdasein Hans von Bülows hat keinen schriftlichen Nachhall in „Erinnerungen" oder „Tagebüchern" hinterlassen. Seine Tätigkeit war vom ersten öffentlichen Auftreten an so rastlos, sein Beruf am Klavier, hinter dem Dirigentenpult und im Unterricht so aufreibend, der dadurch veranlaßte Ortswechsel so häufig, daß zu Äußerungen kontemplativer Art keine Minute übrig blieb. Sie hätten auch seiner Natur im Innersten widersprochen. „Das Leben ist zu kurz zu Betrachtungen; il ne faut pas remuer le passé; es ist besser, die Zeit zu neuer Arbeit zu nützen." Das war sein Grundsatz, und wer die ganze Fülle der von ihm geleisteten Arbeit überblickt, der weiß, daß H. v. Bülow seinem Wahlspruch treulichst nachgelebt hat.

So sind und bleiben seine Briefe, dieser wundervolle Augenblicksspiegel seiner Stimmungen und Erlebnisse, das einzige literarische Dokument, das er uns hinterlassen hat, allerdings ein Dokument von gewaltigem Umfang und von unschätzbarem Wert. Sie sind der vollgültige Ersatz einer Selbstbiographie und zeichnen das geistige Konterfei des großen Künstlers ohne jede täuschende Retusche. Ihre seit dem Jahre 1899 von seiner Witwe, Frau Marie von Bülow, besorgte Herausgabe, die, jetzt bis zum 5. Band gediehen, die Jahre 1853—1880 umfaßt, ist ein Geschenk an die Kunstfreunde deutscher Nation, für das man ihr nicht genug Dank aussprechen kann. Denn diese Briefe steuern nicht nur bedeutsames Material bei zur Kenntnis der für und gegen die Liszt-Wagnersche Bewegung entfachten Geisteskämpfe, sondern sie sind eben, wie gesagt, vor allem ein unvergleichlicher Beitrag zur Würdigung seines persönlichen Wesens. Die ihn gekannt, sehen ihn wieder aufleben, den „Onkel Quecksilber", — die ihn geliebt, bewundern ihn mit neuer Liebe, diesen unerschöpflichen Geisteskrater, der gleicherweise verzehrende Lava wie funkelnde Raketen auswerfen konnte, — und die nie das Glück gehabt, mit ihm in Fühlung zu treten, die lernen ihn verstehen. Die Arabesken seines Empfindungslebens, die Absonderlichkeiten seines Zorns, die Kapriolen seines Witzes, — alles wird aus seinen Briefen verständlich. Man lernt den Boden kennen, auf dem er gewachsen, die Luft, die ihn umgeben; man sieht, was er

war und was er wurde; man begreift vor allem die physiologischen Vorbedingungen seiner „Reizsamkeit". Man staunt über den Kampf dieses Feuergeistes gegen die Tücken und hinterlistigen Anfälle eines schwachgerüsteten Körpers; man bewundert die Schnellkraft, mit der er, dank dem kategorischen Imperativ seines Betätigungsdranges, immer wieder aus seelischen und körperlichen Tiefständen sich zu hinreißenden Siegen eines souveränen Künstlertums emporrafft. Wie wird er uns lieb, der Mann anscheinender Inkonsequenzen, barocker Sprünge, seltsamer Widersprüche! Der Mann, der Bismarck glühend verehrt und gleichzeitig ein „Faible" für Napoleon III. hat; der Aristokrat, der die Masse ob ihrer Plumpheit und Filzigkeit verabscheut, und doch so sozial denkt wie nur einer; der ungestüme Polterer, der Zornmutige, der doch Opfer des Edelmuts und der Selbstverleugnung bringt, die ihresgleichen suchen. Schließlich ist es aber die absolute, schrankenlose Wahrhaftigkeit, seine strengste Gebieterin, die ihn in so merkwürdigen Kontrasten als einen großen Schwärmer und als großen Hasser erscheinen läßt. Diese deutsche Ehrlichkeit bildet den Grundkern seines Wesens und gibt ihm, für den fernstehenden Betrachter, etwas von jener Harmonie, die seine Lebensgenossen vergeblich an ihm gesucht haben. Darum erscheint es dem sinnenden Betrachter seiner klaren, regelmäßigen Schriftzüge gar nicht so auffallend, daß seine Briefe, oft so kaleidoskopisch im Inhalt, Beispiele einer zierlichen Schönheit sind. In ihnen prägt sich das Edelmännische der Bülows aus, das rassenhafte Festhalten am alten Familienwahlspruch: „Alle Bülow'n ehrlich!"

Sehr fein bemerkt die Herausgeberin an einer Stelle des Vorworts zum 1. Band: „So befriedigt (ein Bülowscher Brief in seiner äußeren Erscheinung) das Auge wie den Geist — ohne jenem Rätsel aufzugeben, vor welchen dieser hie und da befremdet stille steht. Wer immer an der Hand des Schriftlichen, das wir von ihm besitzen, sein Leben an sich vorüberziehen lassen will, wird solchen Rätseln begegnen und mehr als einmal die gehobenste Seelenstimmung durch sie plötzlich unterbrochen finden. Doch hieße es, das Recht auf Wahrheit verkennen, es hieße, die geschichtliche Gestalt Hans von Bülows unvollkommen würdigen, wollte man ihnen etwa ängstlich aus dem Wege gehen. Diese Gestalt kann durch ein rasch auflodernde Wort hier, durch einen Widerspruch dort, nichts von ihrer Leuchtkraft einbüßen — die wenigen dunkleren Striche lassen sie nur an Körperlichkeit gewinnen und bringen sie dadurch dem Herzen näher. Denn gerade sie hängen mit dem Verehrungswürdigsten in ihm zusammen."

Und dieses Verehrungswürdigste ist auch ihr, der Gattin, sein tiefer „Wahrheits- und Gerechtigkeitsdrang", die Wurzel seines Wesens, der Leitfaden für jeden Betrachter seines Lebenslaufs.

* * *

Wie ein großes Drama, das von Akt zu Akt an Spannung wächst, rollt sich dies Leben in Briefen vor uns ab. Der erste Band umfaßt die Kindes-, Knaben- und Jünglingszeit bis zum Jahr 1853: aus dem unlustigen Juristen

wird unter Wagners und Liszts persönlicher Leitung (Zürich und Weimar) ein genialer Musiker. Nachdem die Würfel gefallen sind, lernt der junge Künstler zum ersten Mal die Triumphe und Enttäuschungen des reisenden Virtuosentums kennen und sieht ein, daß er neben den unsicheren Konzerteinnahmen die festen Bezüge eines Brotberufs haben muß: Pegasus läßt sich ins Joch spannen, Bülow wird musikalischer Hauslehrer bei einer polnischen Aristokratenfamilie und nimmt dann als Nachfolger Kullaks seine Tätigkeit als Lehrer des Klavierspiels am Sternschen Konservatorium in Berlin auf (zweiter Band, die Jahre 1853—1855 umfassend). Die „Knechtschaft in der Sandmetropole" (1855—1864), das Jahrzehnt, das Bülow als Klavierpädagoge in der Reichshauptstadt verlebte, schildert der dritte Band in lebendigster Anschaulichkeit: wir werden Zeuge der Kämpfe, die der streitbare Herold der neuen Kunst mit der konservativen Berliner Kritik ausficht und nehmen Teil an den häufigen Konflikten, die sich aus Bülows Lehrverpflichtungen einerseits und seinem Drang nach künstlerischer Betätigung anderseits ergeben. Da winkt der Ruf nach München als „Vorspieler des Königs" wie eine Erlösung.

Es ist ein echt dramatisches Moment in Bülows Leben, daß nach diesem kurzen Sonnenblick der Sturm mit erneuter Wucht einsetzt: der vierte Band, dem man den Titel „König und Künstler" geben könnte, enthüllt die atemberaubende Hetze seiner Münchener Tätigkeit. Sein dreifacher Beruf als Kapellmeister, Lehrer und Konzertgeber, die Keulenschläge und Nadelstiche einer feindseligen Presse, tragische Erfahrungen des persönlichsten Lebens untergraben sein Nervensystem. Die Entlassung aus den Hofdiensten befreit ihn von äußerem Druck, ein mehrjähriger Aufenthalt in Italien läßt ihn aus tiefer seelischer Depression allmählich wieder zu sich selbst kommen. Sein Humor bricht wieder durch; die Kräfte sind gesammelt zu einem neuen Kampf. Der Rastlose sollte keinen Frieden finden: nach der verhältnismäßig kurzen Ruhepause tritt wieder ein Wanderleben ein. Diese böse „dritte Periode" (fünfter Band der Briefe) mit den fortgesetzten Aufregungen eines fieberhaft bewegten Lebens, ist äußerlich bestimmt durch die europäischen Kreuz- und Querzüge (1872—1875), durch die Amerikafahrt mit ihrem Abschluß in der Godesberger Kaltwasserheilanstalt (1875—1876), durch die jäh abgebrochene Hannoversche Hofkapellmeister-Episode (1877—1879). Die Lebensumstände Bülows haben damit ein kaum übersteigbares Maß der Widrigkeit erreicht: das symbolische Fortschleudern des Dirigentenstabs beendet diesen Lebensabschnitt wie ein wirkungsvoller Aktschluß, wie die in einen wilden Wirrwarr hineingeschleuderte Bombe.

Damit brechen die bisher veröffentlichten Bände ab. Schon alles, was bis jetzt vorliegt, ist ein Quellenmaterial, vor dessen Überfülle man zuerst zurückschrickt, zu dessen Studium man aber immer wieder zurückkehrt. Denn aus all dem Wust der Tatsachen erhebt sich stets erneut die unendlich fesselnde Gestalt des Menschen Bülow mit ihren zahlreichen Ausstrahlungen: die Unerschöpflichkeit der Lebenskraft dieses Mannes hat etwas von der ewig sich ergänzenden

elektrischen Energie. Er ist einer der größten Agitatoren, Anreizer, Schlafwecker, die je die deutsche Kunst besessen hat. Er ist das verblüffendste Gegenbeispiel gegen das, was man als „Schablonenmensch" bezeichnet. Er verkörpert eine köstlich erheiternde Anormalität der Anschauungen, einen schrankenlosen Subjektivismus, der mit mephistophelischem Behagen über die Sperrwände des Landläufigen, Hergebrachten, Konventionellen hinüberturnt. Er macht im Frack Dummejungenstreiche und wird da bitter ernst, unheimlich sachlich, wo andere im Schlendrian gleichgültig geworden sind. Seine Kunst, dem angemaßt Erhabenen den mitleidlosen Stoß ins Lächerliche zu geben, ist unvergleichlich, die Unberechenbarkeit seiner genialsprunghaften Persönlichkeit in Taten ebenso verblüffend wie seine witzige Jonglierkunst in Worten. Welche Fülle geistreichen Witzes, welche Schöpferkraft der Sprache, die sich in selbstherrlichem Behagen oft bis ins Manierierte verliert, enthalten allein diese 5 Bände Briefe!

Welche Freude aber bereitet es, dieser Natur, die von einem Raketenfeuer sprühenden Geistes gefahrvoll umzückt ist, auf den Grund zu gehen, ihr Innerstes zu erforschen, — Bülow, den Helfer und Freund, in seiner ganzen edlen Größe auf sich wirken zu lassen. Wie sachlich konnte dieser subjektivste Künstler bleiben, wenn es sich um Heiliges handelte, was seinem Herzen nahe stand! Wie ist er für Bayreuth eingetreten, in einer Zeit, als das Schicksal seine und des verehrten Meisters Wege auf immer geschieden hatte! Was hat er für Liszt, Berlioz, Cornelius, Raff, Brahms, Draeseke u. v. a. m. in praktischer Propaganda geleistet! Wie vorurteilslos war er großen Rivalen gegenüber, so Anton Rubinstein! Wie konnte er loben, der große Unerbittliche, wenn er einmal bei seinen Schülerinnen oder Schülern Fleiß und Begabung gepaart fand!

Genug der Worte! Möge jeder, der in unserm Zeitalter der Nivellierung Sehnsucht verspürt, einem Manne eigener Art nahe zu treten, nach diesen Briefen greifen! Er wird das von der Herausgeberin angeführte Lieblingswort Bülows, die Verse Longfellows bestätigt finden:

Lives of great men all remind us,
We can make our lives sublime,
And departing, leave behind us
Footprints on the sands of time. —

Footprints, that perhaps another,
Sailing o'er life's solemn main,
A forlorn and shipwrecked brother,
Seeing, shall take heart again.

Bilder aus dem Arbeiterleben.

Von

H. v. Frankenberg.

Wer den Arbeiterfragen der heutigen Zeit Verständnis entgegenbringen will, der muß in das Denken und Fühlen der gesamten arbeitenden Bevölkerung, und nicht nur in die Anschauungen ihrer mittleren Schichten, einzudringen suchen; er darf auch die Mühen und Beschwerden nicht scheuen, die häufig mit diesem Studium verbunden sind.

Schon einmal hat Paul Göhre die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf sich gezogen, als er kurz entschlossen selbst Fabrikarbeiter und Handwerksbursche wurde, um die denkwürdigen „drei Monate", die er auf diese Weise verlebte, in seinem bekannten Buche zu schildern. Damals war er erfüllt von evangelisch-sozialen Ideen und weit entfernt von dem entscheidenden Schritte, der ihn später mitten in das sozialdemokratische Parteigetriebe hineinführte. Als er im Frühling 1903, wenige Monate vor der ihm verhängnisvollen Dresdener Redeschlacht, abermals ein Werk[1]) veröffentlichte, das in der anschaulichsten Weise Erlebnisse und Empfindungen innerhalb des vierten Standes uns vergegenwärtigt, da wählte er ein ganz anderes Mittel. Nicht seine eigenen Gedanken und Schicksale gab er wieder, sondern er griff aus den ihm vorliegenden, von 1841—1885 reichenden Aufzeichnungen eines jetzt über 60 Jahre alten Halbinvaliden, der im Anhaltischen bei Verwandten unverheiratet lebt und vom Bäckersohn und -Lehrling zum Arbeitsburschen, Erdarbeiter, Ziegelbrenner und Steinformer mancherlei Wandlungen durchgemacht hat, das ihm geeignet Scheinende heraus, reihte es mit geringfügigen, den Inhalt unberührt lassenden Änderungen geordnet aneinander und gab dem Werke ein Geleitwort mit auf den Weg, das uns wie eine Ouverture in das Drama einzuführen bestimmt ist.

Und welch ein Drama! Nicht das Leben des einzelnen Menschen allein ist es, das sich in der urwüchsigen, oft rührend unbeholfenen Sprache des wirklichen Verfassers vor unsern Augen abspielt: wir können uns der Empfindung nicht erwehren, daß hier ein typisches Bild entrollt wird, daß viele Tausende in den letzten Jahrzehnten eine ähnliche Entwicklung aufzuweisen hatten, wenn-

[1]) „Denkwürdigkeiten und Erinnerungen eines Arbeiters"; herausgegeben von Paul Göhre, Leipzig 1903 bei Eugen Diederichs (Leben und Wissen, Band 2), XII und 390 Seiten. — Der Aufsatz ist schon längere Zeit in unserer Hand, und wir bedauern sehr, daß uns Raummangel erst jetzt gestattet, ihn zu bringen.

gleich in der Darstellung des Schreibers und wohl auch in der Auswahl der Abschnitte seitens des Herausgebers gewisse Einseitigkeiten untergelaufen sind, die zur Vorsicht bei der Beurteilung und Verwertung des Buches mahnen. Wer sicher ist, dadurch weder bewußt noch unbewußt beeinflußt zu werden, für den sind diese Blätter der Erinnerung eine Fundgrube der Beobachtung, zumal wenn ihm die Anlegung eines vergleichenden Maßstabes mit jetzigen Zuständen auf Grund genügender Erfahrungen möglich ist, sie geben einen noch unmittelbareren Einblick in die Gefühls- und Gedankenwelt unserer deutschen Arbeiter, als dies in dem ersterwähnten Buche Göhres geschehen konnte, und sie bieten zugleich Gelegenheit, sich über die Lohn- und Arbeitsverhältnisse der Handwerker, der gewöhnlichen Hand- und der Fabrikarbeiter, insbesondere aber über die Ursachen und Erscheinungsformen manches wirtschaftlich in absteigender Linie verlaufenden Menschenlebens aus den Kreisen des Mittelstandes an der Hand ungekünstelter Schilderungen zu unterrichten.

In ergreifender Weise kommt es uns zum Bewußtsein, eine wie harte Jugend der nachdenkliche, gutbegabte Knabe in dem Hause des strengen, äußerlich frommen und dabei so leichtsinnig spielenden und spekulierenden Vaters durchlebt, dessen Mißhandlungen und Geldausgeben die sanfte, treue Mutter geduldig erträgt. Ohne daß irgendwie auf Anlagen und Neigungen des stillen, verschüchterten Jungen Rücksicht genommen wird, der gern Gärtner geworden wäre, aber auch zu höheren Berufsarten ganz gut getaugt hätte, wird er zur Hilfe des Vaters, der auf „solche Dummheiten" nichts gibt, in der Bäckerei zu Hause behalten, weil dies am billigsten ist. Irgend welche Unterweisung findet dabei nicht statt: „von Ursache und Wirkung war nie die Rede, die Handgriffe mußte man sich absehen; was man sich absehen und begreifen konnte, das konnte man, und weiter nichts, ... gerade als ob man solche Arbeiten vom Zusehen lernen könnte." Freilich wird nach anderthalb Jahren, als der Vater bemerkt, daß der Sohn kurzsichtig ist und beim Backen in der schlechten Beleuchtung nicht ordentlich sehen kann, ein Versuch gemacht, ihn als Arbeitsburschen in der Wagenfettfabrik eines in der Umgegend wohnenden Onkels unterzubringen; hier aber ist er aus dem Regen in die Traufe gekommen, wird gegen geringen Lohn ausgenutzt und muß sich noch Verleumdungen durch den Oheim bei seinen Quartiergebern, den Mitarbeitern und den Eltern gefallen lassen, so daß er zufrieden ist, als ihn der Vater von der schlechten Stelle fort und in die Lehre zurücknimmt. Zu seinem eigenen Erstaunen besteht er die ergötzlich ausgemalte Gesellenprüfung, obwohl er vom Brotbacken herzlich wenig Ahnung bekommen hat, und erhält den als Ausweis für die spätere Wanderzeit wichtigen Gesellenbrief: „das war der einzige Vorteil, den ich von meiner schrecklichen Lehrzeit erhalten hatte."

Auf die Enge und Strenge des elterlichen Hauses folgen nun Zeiten freien, ungebundenen Lebens auf der Wanderschaft und sodann bei Bahnanlagen in der zweiten Hälfte der sechsziger Jahre, als für die großen Bahnbauten von Halle nach Kassel und in den westlicheren Gebieten Deutschlands umfangreiche Erd-

arbeiten auszuführen sind, an denen er sich beteiligt. Vorher hat er noch einen Schmerz zu überstehen: er wird bei der Generalmusterung für dauernd untauglich zum Militärdienst erklärt. Da ist ihm zu Mute, als wäre ihm der allergrößte Schimpf widerfahren, sein ganzes Elend kommt ihm recht zum Bewußtsein, das Essen will ihm nicht munden, er geht hinaus ins Holz und legt sich in eine Schlackenhöhle: „da habe ich geheult, bis die Sonne unterging“. Bei dem Ziegeunerdasein, das jetzt beginnt, entschwindet nach und nach die sinnige, kindliche Auffassung, mit der er in die Fremde gezogen ist; das Bild der Mutter, die Erinnerung an den Unterricht in der Christenlehre verblaßt, er gewöhnt sich an die rohen Späße, das Schnapstrinken, die Tierquälereien und den Religionsspott der Mitarbeiter, wenn auch bisweilen der Widerwille gegen diejenigen, die es am ärgsten treiben, hervorbricht. Er lernt mit Leuten aus den verschiedensten Gauen des Vaterlandes, die alle schon etwas durchgemacht haben, in deren bunt zusammengewürfelter Schar aber damals das fremdländische Element (Italiener, Kroaten, Galizier usw.) noch fehlte, an den Wochentagen sich mühen und Sonntags lustig sein. Zweierlei kommt ihm dabei immer deutlicher zum Bewußtsein. Das eine ist der Wert einer gewissen Kameradschaft, eines guten Zusammenhaltens unter den Mitarbeitern, den Bundesgenossen, deren Ehrlichkeit und Reinlichkeit freilich nicht über jeden Zweifel erhaben ist, deren Kraft, Geschick und Fleiß indes bei der gemeinsamen Akkordtätigkeit des Karrenfüllens und Abladens besonders geschätzt wird; das andere ist die Abhängigkeit des Akkordarbeiters von den besseren oder schlechteren Boden- und Witterungsverhältnissen, die es selbst dem Fleißigsten bei aller Treiberei und Anfeuerung des Unternehmers nicht ermöglichen, genug zu verdienen, um dem Budiker oder Quartiergeber die aufgelaufenen Schulden zu bezahlen und dabei das nötigste Zeug anzuschaffen. Und wie er von seiner Umgebung allmählich gewisse Eigenschaften des rücksichtslosen Stromertums in sich aufnimmt, so verwischt sich für ihn auch in schwachen Stunden das Bewußtsein für Recht und Unrecht, mehrmals brennt er seinen Quartierwirten nach empfangener Löhnung mit der Zeche durch und erschwindelt sich — allerdings von einem mit allen Hunden gehetzten Genossen verleitet — mit diesem auf angebliche, aber nie geleistete Abzahlung einen Sonntagsanzug, mit dem ihm alsbald der gute Freund ausrückt: wie gewonnen, so zerronnen! Ihm und seinem anfänglich stark ausgeprägten Ehrgefühl hat es einen argen Stoß gegeben, daß er in Hanau beim Fechten abgefaßt, mit Haft bestraft und mit einem entsprechenden Vermerk im Paß bedacht ist: „ich dachte nicht mehr an die andere Welt, von der ich in der Schule gehört, und von der Jesus Christus so viel gesprochen hat“; er ist nicht mehr das Muttersöhnchen, wie zur Zeit des Beginns seiner Wanderfahrten — „das war vorbei, solche Dummheiten hatte man mir in Hanau gründlich abgewöhnt“.

Durch das unstäte Leben und durch die Ansprüche, die der Beruf an seinen Körper stellt, wird er wiederholt krank, und muß sich in Krankenhäusern aufnehmen lassen. Hierbei tritt recht anschaulich zu tage, welch ein feines und

richtiges Gefühl für anderer Leute milden oder harten, gerechten oder ungerechten Sinn allenthalben, und nicht am wenigsten in den wirtschaftlich ungünstig gestellten Klassen unseres Volkes wohnt, ohne daß das Maß der genossenen Bildung dabei eine Rolle spielt. Wie er die einzelnen Ärzte, die Krankenwärter und Schwestern, die Schutzleute, Gendarmen und Gemeindebeamten schildert, wie er sich dankbar empfangener Freundlichkeiten erinnert und mit Bitterkeit die schroffen Abweisungen erwähnt, das taugt für manchen zum Nachlesen und zum Nachdenken — es ist ein Warnruf für diejenigen, die es zu leicht mit einer ihnen gegenüber der Arbeiterbevölkerung gestellten Aufgabe nehmen und sich etwa gar rühmen, frei von „sentimentalen" Anwandlungen zu sein. Man mag von den Anschauungen Göhres, dem die rauhen Dresdener Septembertage eine herbe Lehre gegeben haben, noch so sehr abweichen — es bleibt ein Verdienst dieses Buches, daß es dazu geholfen hat, in der schlichten Redeweise des Verfassers uns den Eindruck vorzuführen, den der Arbeiter bei harter, unbilliger Behandlung empfängt und in sich wirken läßt.

Unvermittelt führen uns dann die letzten Abschnitte in das große Osnabrücker Stahlwerk, in welchem der Verfasser als Hilfsarbeiter, am Brennofen und in der für die Gießerei eingerichteten Steinfabrik 16 Jahre zubringt. Gerade durch den Gegensatz der vorangegangenen Vagabundenzeit treten die Schattenseiten einer endlos gleichförmigen, kraftverzehrenden Fabrikbeschäftigung um so schärfer hervor, und es vollzieht sich in dem Erzähler der Übergang von dem selbständig, mit einer gewissen Freiheit arbeitenden Handwerker zum maschinenmäßig seinen Dienst verrichtenden Industriemenschen mit unerbittlicher Notwendigkeit. Wer die Meinung verficht, die Akkordlöhnung sei die gerechteste, beiden Teilen vorteilhafteste Art der Vergütung, der möge diese graue Theorie beim Lesen der dortigen Schilderungen prüfen und berichtigen; die Logik der Tatsachen zwingt dazu. Fort und fort schwebt über den in der Steinformerei Tätigen das Damoklesschwert der Herabsetzung ihrer Akkordsätze; je fleißiger und geschickter sie sich zeigen, je größer die Zahl der täglich geformten Steine und damit ihr Wochenverdienst wird, desto sicherer droht ihnen die Kürzung des ihnen zugebilligten Einheitssatzes, und in natürlicher Verteidigung gegen diese Gefahr liefern sie absichtlich eine viel geringere Anzahl von Steinen ab, als sie nach ihren Kräften und Fertigkeiten hätten herstellen können. Gute und schlechte Meister, tüchtige und unfähige Ingenieure wechseln in der Fabrik miteinander ab, die eintönige Massenarbeit aber bleibt, nur steigern sich die Anforderungen an den einzelnen, wenn er einen erträglichen Verdienst erzielen will, fast ununterbrochen. Der Stolz, fehlerfreie Stücke zu liefern, schwindet dahin, nachdem die Kollegen ihm gesagt haben, er als Junggeselle möge sich vielleicht sorgfältige Arbeit gestatten, die Verheirateten aber könnten sich mit so gut ausgeputzten Steinen nicht aufhalten, und nachdem er sich trotz dieses Spottes über seinen Ehrgeiz vor Eifer krank gearbeitet hat.

Der Einfluß der Mitarbeiter macht sich an vielen Stellen geltend. Ingrimmig beschreibt er die eigennützige Art eines andern Formers, der sich zwar durch große

Gewandtheit im Arbeiten, aber auch durch eine grausame Freude am Herunterdrücken der Akkordsätze der Kollegen auszeichnet, ein „Leisesprecher", der sich nichts daraus macht, einen oder zwei Tage zu bummeln, um dann durch fabelhaft fixe, anhaltende Tätigkeit das Versäumte nachzuholen und den üblichen Durchschnittsverdienst einer Woche in 4—5 Tagen zu erzielen. Die unausbleibliche Folge ist jedesmal, daß der Buchhalter den allgemeinen Akkordsatz aufs neue herabsetzt.

Von politischen Einwirkungen der Mitarbeiter und der Außenwelt auf den Verfasser ist wenig oder gar nichts zu merken. Die Reichstagswahlen gehen ziemlich spurlos an ihm vorüber, zweimal in den siebziger Jahren wählt er überhaupt nicht mit und zieht einen Spaziergang vor, das erste Mal, weil er dem damaligen Osnabrücker Bürgermeister und Kandidaten Miquel nach den schlechten, auf der Wanderschaft mit andern Bürgermeistern gemachten Erfahrungen nicht traut, das andere Mal, weil es ihn verdrießt, daß die gesamte Arbeiterschaft des Stahlwerkes mit Fahnen und Musik zur Wahl geführt werden soll und er „mit dem ganzen gräulichen Spektakel nicht das Geringste zu tun haben" will. Die Politik wird im übrigen kaum erwähnt, wenn man nicht ein paar abfällige Redensarten über die Adligen und dasjenige dazu rechnen will, was von den Geistlichen gesagt wird. Diese haben es mit ihm gründlich verdorben, nachdem ihm in der Schulzeit ein junger, übereifriger Geistlicher streng und unfreundlich erschienen ist; ein alter, gemütlicher Pastor in Eisleben hat nachher diesen Eindruck nicht auszulöschen vermocht: „es ist ihm nicht gelungen, mir die Pastorenangst wieder auszutreiben, es war schon zu spät dazu". Die Hauptsache hat offenbar kein Angehöriger des Predigerstandes, sondern die unvernünftige Erziehung des scheinheiligen Vaters verschuldet, und sowohl in dem Nomadenleben der Erdarbeiterjahre als in der Monotonie der Formerarbeit hat es an religiösen Anregungen gefehlt, die bei so ungünstigen Vorbedingungen gewiß nur schwer bei ihm Eingang gefunden hätten. Was vollständig mangelt, ist die Organisation der Arbeiter, die damals, wie der Herausgeber zutreffend hervorhebt, in diesem Berufszweige noch keine nennenswerte Rolle spielte.

Nicht dieser Umstand allein ist es, der vielen Lesern Anlaß geben wird, in dem Buche etwas zu vermissen: es mangelt ebenso sehr auch dasjenige, was als Gegengewicht zu der einseitigen Verkörperung der Arbeiterinteressen in Fachvereinen und gewerkschaftlichen Verbänden gelten darf — der von zielbewußten Unternehmern getragene, durch die Gesetzgebung inzwischen fortschreitend geförderte Gedanke einer gemeinschaftlichen, dem Gedeihen des Ganzen gewidmeten Tätigkeit von Arbeitgebern und -nehmern, und damit zusammenhängend die Erwähnung von Einrichtungen sozialer Fürsorge, abgesehen von dem Bestehen der Krankenkassen. Damals waren Gewerbegerichte, Einigungsämter, Arbeiterausschüsse und Schiedsgerichte noch fast allenthalben unbekannte, nur hier und da von weit ausschauenden Behörden und Unternehmern geschaffene Gebilde, und der gewaltige Aufschwung, den die Wissenschaft des gewerblichen Arbeitsvertrages seitdem genommen hat, wurde wohl von wenigen geahnt. Die Möglichkeit, durch ruhige

Erörterung des Für und Wider einen Ausgleich der Interessen anzustreben und häufig herbeizuführen, kam nicht in Betracht. Es würde von großem Werte sein, die vorliegenden Denkwürdigkeiten durch die eines modernen Arbeiters, der in dieser Beziehung Beobachtungen gemacht und sie mit ähnlicher Plastik beschrieben hat, entsprechend ergänzt zu sehen; vielleicht regt der Erfolg des Göhreschen Buchs dazu an.

Ein fernerer Gesichtspunkt, der aus historischen Gründen wegbleiben mußte, ist die Würdigung von Maßregeln, die auf gewerbe-hygienische Einrichtungen und auf Beaufsichtigung der Fabriken abzielen. Immerhin ist die einzige Stelle, die hiervon handelt, ganz lehrreich: dem Kassenarzte sind die vielen Erkrankungen von Leuten aus der Steinfabrik aufgefallen, als er aber bei einem flüchtigen Besuche es zufällig so trifft, daß ein Fenster offen steht und von dem sonst herrschenden argen Staub nichts zu merken ist, da geht er schleunigst befriedigt von dannen und läßt sich nicht wieder blicken. — Im Laufe der beiden Jahrzehnte bis heute ist mittlerweile manches besser geworden, für Ziegeleien hat beispielsweise eine Bundesratsverordnung eingehende Bestimmungen über die Beschäftigung jugendlicher Arbeiter getroffen, wonach ein Meister nicht mehr wie dort im stande sein würde, einen mißliebigen Lehrling aus Schikane im Aschenkanal arbeiten zu lassen; die Sonntagsruhe, die Arbeitsordnungen, die Zulässigkeit von Strafen und die Fabrikinspektion haben eine feste, der Ausbeutung entgegenarbeitende Regelung erfahren, das Recht auf den Bezug des verdienten Lohnes ist in weitgehender Weise sichergestellt, und die freiwilligen Veranstaltungen zur Hebung der Arbeiterwohlfahrt sind, gespornt durch die allgemeiner werdende Anteilnahme, erfreulich vorwärts gekommen.

Doch es wäre verfehlt, angesichts der Schilderungen, die das Buch von dem äußeren und inneren Leben eines deutschen Arbeiters vor 20 und mehr Jahren gibt, sich mit der Feststellung der heutigen Fortschritte zu begnügen und zufrieden darüber zu sein, wie „herrlich weit" wir's gebracht haben. Die Nutzanwendung, die wir daraus entnehmen sollen, ist freilich eine andere, als die von Göhre selbst im Geleitworte erwähnte: gewiß ist ihm zuzugeben, daß „die gesellschaftlichen und ökonomischen Zustände, in denen sich ein Mensch der einfachen und Durchschnittsarbeit befindet, auf das stärkste mitbestimmend für die ganze Entwicklung und den Inhalt seiner Persönlichkeit sind". Gerade weil aber dieser Einfluß ein so bedeutender, ja oft unheilvoller ist, muß alles aufgeboten werden, um in wirksamer Weise der ausschließlichen Abhängigkeit des Arbeiters von der harten wirtschaftlichen Notwendigkeit vorzubeugen, welche sich aus dem fesselosen Spiel der Kräfte für die Arbeitsverhältnisse ergibt. Was insbesondere die Möglichkeit, den Mittelstand vor weiterem Versinken in die alles aufsaugende Großindustrie zu schützen, und die hiermit zusammenhängenden Bestrebungen zur Hebung des Handwerks betrifft, so ist die wichtigste Forderung, deren Erfüllung hoffentlich bald wenigstens in den Städten zugestanden werden wird, soweit dies nicht schon geschehen ist, eine tüchtige, im Wege des Zwanges

durchgeführte Unterrichtserteilung in Fortbildungs- und Fachschulen für Lehrlinge und junge Leute bis zu 18 Jahren. In erster Reihe wird die obligatorische Unterweisung den Handwerkslehrlingen zu statten kommen, und es bedarf kaum des Hinweises darauf, wie geeignet sie im vorliegenden Falle gewesen wäre, den Anlagen und Kenntnissen des Verfassers emporzuhelfen, während es bei der dürftigen Belehrung, die ihm in Wirklichkeit zu teil wurde, kein Wunder ist, daß er bald in dem großen Meer der Fabrikarbeiter aufging. Der Fortbildungsschulzwang darf aber beim Handwerk nicht stehen bleiben: der Lehrling, der bei einem Meister beschäftigt wird, hat immerhin an diesem oder an seinen Eltern in sittlicher Beziehung häufig einen gewissen Halt. Wer dagegen in jungen Jahren zur Fabrikbeschäftigung greift, dem geht alles, was ihm neben äußeren Kenntnissen durch Schule und Kirche auf den Lebensweg gegeben ist, gar zu leicht im Drängen und Haften des Getriebes verloren. Hier ist der Punkt, wo der Fortbildungsunterricht einsetzen muß, und von demselben ausgehend läßt sich dann die Brücke zu anderen Einrichtungen schlagen, die den Arbeiter vor der trostlosen Stimmung bewahren, wie sie das Schlußkapitel des Buches uns ausmalt. Der tiefe Groll, den der Entlassene gegen Meister und Ingenieure, gegen die ihm fast unbekannten Direktoren und gegen das ganze Werk, dem er seine Jahre und seine Kraft geopfert hat, beim Abschied mitnimmt, — er würde sich nicht bis zu diesem verzweifelnden Aufschrei haben ausbilden können, wenn ein anderes Verhältnis, eine engere, persönliche Beziehung zwischen der Leitung der großen Fabrik und ihrem Personal bestanden hätte. Es ist hier nicht der Ort, um so schwerwiegende Fragen, wie die der gerechtesten und zweckmäßigsten Art der Entlohnung, ausführlicher zu besprechen, so viel aber steht fest: für das in Arbeiterkreisen gebräuchliche Sprichwort: „Akkordarbeit ist Mordarbeit" liefert die Darstellung der Verhältnisse in der Steinfabrik, bei denen es an jeder verständigen Rücksichtnahme auf das Wohl des Personals fehlt, eine treffende Illustration. Man vergleiche damit einen Zustand, wie er uns aus manchen Werkstätten Frankreichs oder aus der Freeseschen Fabrik in Berlin, aus der optischen Anstalt von Carl Zeiß in Jena und anderen Werken berichtet wird,[5]) die es unternommen haben, die Gewinnbeteiligung der Arbeiter einzuführen! Gewiß sind die Erfahrungen, die auf diesem Gebiete gesammelt sind, noch nicht ausreichend, um in der heutigen Zeit des kaum überwundenen Rückgangs zahlreicher Industriezweige zu endgültigen Urteilen und zu allgemeiner Nachahmung Anlaß zu geben. Das Hauptbedenken besteht darin, daß der Arbeitgeber durch eine derartige Einrichtung, wie Schmoller bei aller Anerkennung für die Vorzüge der Gewinnbeteiligung zugibt, sich nicht mehr recht als Herr im eigenen Hause fühlt. Für absehbare Zukunft wird deshalb

[5]) Post und Albrecht, Musterstätten persönlicher Fürsorge von Arbeitgebern für ihre Geschäftsangehörigen, Bd. II Teil 1 S. 58ff.; Dammer, Handbuch der Arbeiterwohlfahrt Bd. II S. 373; Albrecht, Handbuch der sozialen Wohlfahrtspflege Teil I S. 166.

schwerlich darauf zu rechnen sein, daß das System in weiten Kreisen Eingang findet. Unabhängig davon aber muß die Förderung der Arbeiterwohlfahrt durch geeignete Maßregeln der Hygiene, der Volksbildung und -Unterhaltung als eine Angelegenheit bezeichnet werden, der sich Staat und Gemeinde, Unternehmer und Private nicht entziehen dürfen. Wie wohltuend würde die traurige Öde des halben Menschenalters, das der Verfasser auf den verschiedenen Abteilungen des Stahlwerks hingebracht hat, durch die Benutzung von Veranstaltungen unterbrochen sein, deren wir jetzt in volkstümlichen Lehrkursen, Volkslesehallen und -Bibliotheken schon eine große Zahl in Industrieorten antreffen!

Es ist nicht zu bezweifeln, daß auf das Buch fortan häufig zurückgegriffen werden wird, wenn es sich um Stimmungsschilderungen aus Arbeiterkreisen handelt. Dem Verfasser hat das Schicksal wenig Freude beschert, von den trüben Tagen der Kindheit durch den Sumpf der Arbeiterzeit bis in die aufreibenden Fabrikjahre. Das Familienglück, das manchem andern neben erhöhter Sorge doch auch heitere Stunden der Erholung bietet, ist ihm völlig versagt geblieben, und Verbitterung hat er in das bescheidene Asyl, das er jetzt bei Verwandten gefunden, mit hinüber genommen. So ist es kein vollständiges Bild, das wir empfangen, und es erscheint begreiflich, wenn der Sinn für ausgleichende soziale Gerechtigkeit uns wünschen läßt, daß eine andere, nicht weniger berufene Feder uns bald eine Ergänzung dieser Darstellung bringt. Jeder von uns kann zu seinem Teile daran mitwirken, daß dem Kampfe ums Dasein, den der Mittelstand ebenso wie der vierte Stand auszufechten hat, von seiner Härte und Schärfe einiges genommen werde. Möge deshalb dem Bilde, das uns dann die heutigen Handwerker- und Arbeiterverhältnisse vor Augen führt, der Sonnenschein nicht fehlen!

Wie Schön! . . .

Aus dem russischen der G. Gálina (geb. 1873).

Wie schön! . . . der ferne Fluß, o schau:
Er brennt in goldnem Licht;
In bunten Farben glänzt die Au,
Die Wolken weiß und licht.
Und Blumenduft . . . und selige Ruh,
Es rauscht der alte Baum.
Hier sind nur Gott und ich . . . und du,
Und du mein stiller Traum.

Hans von Guenther.

Hermann von Helmholtz.

Von

Willibald Nagel.

Hermann von Helmholtz von Leo Königsberger. 3 Bde. Mit 9 Bildnissen und einem Brieffaksimile. Braunschweig 1902—1903. Fr. Vieweg u. Sohn. Preis geheftet 20 Mk., in Leinwand gebunden 25 Mk.

Zu der Zeit, da die gesamte Heilkunde zum erstenmal ein festes Fundament erhielt, indem sie sich auf die zwei naturwissenschaftlichen Disziplinen Physik und Chemie stützte, und da in der Physiologie eine eigene Wissenschaft erstand, die es sich zur Aufgabe stellte, die Geschehnisse im menschlichen und tierischen Körper physikalisch und chemisch zu erklären, — zu der Zeit hatte Deutschland das Glück, eine Reihe von Männern als Vertreter und Lehrer der Physiologie zu besitzen, deren Namen bald in der ganzen Welt berühmt waren und allezeit mit der Geschichte der wichtigsten Entdeckungen auf dem Gebiete der Physiologie auf's engste verknüpft sein werden. Brücke, du Bois-Reymond, Heidenhain, Helmholtz, Ludwig sind unter diesen Namen wohl die bekanntesten und größten. Müßig wäre es, abwägen zu wollen, wer von diesen Männern das höchste geleistet habe; unzweifelhaft aber zieht einer von ihnen mehr als alle seine Fachgenossen die Aufmerksamkeit auf sich, Hermann von Helmholtz. Er war gleichzeitig in zwei Wissenschaften, Physiologie und Physik, der größten einer, er vermochte bei dem Überreichtum seines durchdringenden Geistes noch klärendes Licht auf jedes andere Wissensgebiet zu werfen, auf das ihn sein vielseitiges Interesse gleichsam im Vorübergehen hinführte.

Den Lebensgang und das Lebenswerk von Hermann v. Helmholtz in einer Biographie zu schildern, hat der bekannte Heidelberger Mathematiker Königsberger unternommen. Die deutsche Wissenschaft wird es ihm Dank wissen. Freilich wie ihm das Werk gelungen ist, darüber werden die Meinungen recht sehr auseinander gehen; wie sollte man die Biographie eines Mannes, dessen ganzes Leben so ruhig dahinfloß, spezialwissenschaftlichen Arbeiten gewidmet, so schreiben, daß sie einem großen Publikum genehm wäre? Spezialwissenschaftlich sind die wichtigsten Arbeiten von Helmholtz, mögen sie auch noch so tief in die Entwicklung breitester Wissensgebiete eingegriffen haben, wie seine Untersuchung über die Erhaltung der Kraft. Helmholtz's Lebensbild zu schreiben, ohne ernstes Eingehen auf den Inhalt seines Schaffens, war unmöglich. Die sich hieraus ergebende Aufgabe hat Königsberger in einer Weise gelöst, wie sie

sich meines Erachtens besser kaum denken läßt. Allerdings die Zahl derer, die das ganze Werk mit Interesse und Verständnis lesen, wird nicht groß sein, dazu gehört zu viel Vertrautheit mit dem Arbeitsgebiet des Forschers, oder richtiger gesagt: mit den Arbeitsgebieten, denn der Physiker wird bei der Besprechung von Helmholtz' Arbeiten manchem begegnen, was ihm ferne liegt, anatomischem und physiologischem, und auch mancher Physiologe und Arzt wird den Problemen der Physik und der Philosophie fremd gegenüberstehen, die Helmholtz' scharfes Denken fesselten und die er zu klären verstand.

Königsberger geht chronologisch vor, indem er bei Besprechung der einzelnen Epochen in Helmholtz' Leben, seiner Lehrtätigkeit an den verschiedenen Hochschulen, gleich die Entstehung der Werke aus der betreffenden Zeit behandelt und in meisterhafter Kürze deren wesentlichen Inhalt skizziert. Es ist von außerordentlichem Interesse und im höchsten Grade dankenswert, die Entstehungsgeschichte der Helmholtz'schen Werke, die Geschichte seiner Entdeckungen, Erfindungen und genialen Konzeptionen in sachlicher ruhiger Weise verständnisvoll dargestellt zu erhalten. Es ist mit der Stellung Helmholtz's in der wissenschaftlichen Welt eigentümlich gegangen: eine rasche, glänzende Karrière stand in gutem Einklang mit der hohen Achtung und Bewunderung, die sich Helmholtz rasch bei den Fachgenossen des In- und Auslandes erwarb. An Ehrungen aller Art fehlte es ihm nicht. Aber schon zu seinen Lebzeiten meldete sich herbe Kritik; es wurde und wird hervorgehoben, daß manche seiner bedeutendsten Entdeckungen (wie das Gesetz von der Erhaltung der Kraft, die Theorie der Akkommodation und des Farbensinnes usw.) nicht ganz neu waren, wenn auch selten jemand soweit ging, zu behaupten, er habe wissentlich Prioritäten verletzt. Was Helmholtz über das Farbensehen lehrte, wird in dieser Form kaum noch aufrecht erhalten, seine Lehre von den Tonempfindungen und von der Akkommodation sind mannigfachen ernsten Angriffen ausgesetzt. So möchte es leicht kommen, daß eine jüngere Generation den großen Potsdamer Gelehrten im wesentlichen als den Schöpfer schon überwundener Ideen und stark angefochtener Lehren auffassen lernte, und in dem Ton, in dem manch einer von den Forschern des letzten Jahrzehnts beispielsweise über Probleme der physiologischen Optik und über Helmholtz's Beteiligung an ihrer Lösung sich geäußert, klingt etwas von jener verminderten Wertschätzung schon durch; habe ich doch in Arbeiten, in denen der Name Helmholtz als erster hätte genannt werden müssen, ihn vergeblich gesucht. Einer solchen Unterschätzung und schiefen Auffassung von der Bedeutung Helmholtz's konnte nicht wirksamer entgegengetreten werden, als durch ein Bild seines Schaffens, wie es Königsberger uns geschenkt hat. Wer im Lesen dieses Buches erfahren hat, wie Helmholtz seine Werke schuf, wie er Schlag auf Schlag die Welt mit wissenschaftlichen Großtaten überraschte, der wird sich sagen, daß an seiner Wertschätzung dieses Mannes auch nicht ein Jota abgehen wird, wenn er erfährt, daß der Gelehrte in diesem oder jenem Punkte geirrt hat, oder daß ihm bei mancherlei Entdeckungen ein anderer oft nur eine ganz kurze Frist zuvorgekommen ist.

überaus reizvoll sind die Bilder, die sich in den zahlreichen Briefen von und an Helmholtz uns entrollen, die uns das feine Gemüt und das vornehme Denken des jungen Anfängers, wie des reifen Gelehrten zeigen, und uns einen Einblick in seine herzlichen Beziehungen zu seinen Eltern, späterhin zu seiner Frau und seinen Freunden und Fachgenossen gewähren. Ich sagte oben, es werde nicht jedermanns Sache sein, die wissenschaftlichen Exkurse des Biographen und seine oft langen Zitate aus Abhandlungen von Helmholtz zu lesen; so indessen, wie das Buch geschrieben ist, mag jeder daraus überschlagen, was ihm zu ferne liegt, er wird des anziehenden genug finden und an der geschickten anspruchslosen Art der Darstellung seine reine Freude haben können. Daß die Ausbeute für den Fachgenossen eine noch größere ist, versteht sich von selbst.

Die äußere Ausstattung des Werkes ist vornehm; eine Anzahl vortrefflich ausgeführter Bildnisse schmücken jeden Band. Die Verlagshandlung hat sich mit der Herausgabe dieser Biographie kein geringes Verdienst erworben und der Verfasser darf der Dankbarkeit aller derer gewiß sein, die wissen, was die deutsche Wissenschaft an Hermann v. Helmholtz besaß.

Abend im Walde.

Wie von vergangenen Tagen
Flüstert es leis und lind,
Bang verhaltenes Klagen
Klingt im Abendwind.

Scheues Flügelstreifen
Flattert um dein Gesicht,
Du willst es mit Händen greifen
Und faßt es nicht.

Und ferner fühlst dus wehen
Und wieder nah,
Du kannst es nicht verstehen,
Und ist doch da.

Als ob eine müde Seele,
Die längst versank,
Noch ein Geheimnis hehle,
Glückes- und sterbensbang,

Und wollte dirs heimlich künden
Mit raunendem Flüsterlaut,
Und könnte das Wort nicht finden
Und schluchzte laut.

Albert Sergel, Aus „Sehnen und Suchen", III. Aufl. (Rostock, Volckmann).

Boden, Raum und Staat.[1])

Gedanken aus Friedrich Ratzels „Politischer Geographie".

Von

R. Reinhard.

Unter den fast zahllosen Werken Friedrich Ratzels, die zu sammeln einem künftigen Biographen nicht geringe Mühe verursachen wird, ragen zwei als die herrlichsten Gebäude seines Geistes hervor, die „Anthropogeographie" und die „Politische Geographie", deshalb besonders wichtig, weil sie mehr als alle anderen seiner Werke, mehr auch als solche, die diesen an Umfang gleichkommen, seine Eigenart zum Ausdruck bringen und weil sie die beiden wichtigsten Etappen bedeuten in dem Fortschritte der modernen Geographie nach der Richtung hin, die Ratzel als der Erbe Karl Ritters zur Geltung gebracht und die immer mit seinem Namen verbunden sein wird, nach der Richtung der Anthropogeographie hin.

Während die zweibändige „Anthropogeographie" die Erdoberfläche betrachtet unter dem Gesichtspunkt der Wechselbeziehungen, die zwischen ihr und der sie bewohnenden Menschheit stattfinden, geht die „Politische Geographie" den Gesetzen dieser Wechselbeziehung nach, sofern sie sich innerhalb einer bestimmten Form, innerhalb der des Staates vollzieht, des Staates, der in seinem innersten Wesen ein Resultat dieser Beziehung zwischen Boden und Mensch darstellt. Deshalb ist auch von beiden Werken die „Politische Geographie" dasjenige, das vor allem das Interesse auch des nichtzünftigen Geographen und des Laien auf dem Gebiete der Erdkunde in hohem Maße verdient. Greift das Werk doch mehr noch als die „Anthropogeographie" unmittelbar in das praktische Leben ein, indem es auf die politischen Vorgänge der Vergangenheit und Gegenwart, auf das Werden und Wachsen der Völker und Staaten, auf den Kampf der Klassen und Nationen, auf die Tatsachen der Kolonisation und des Weltverkehrs, kurz auf alle jene unzähligen Vorgänge und Veränderungen, die Gegenstand der Staatslehre sind, von einer ganz anderen Seite als diese ein helles Licht wirft und ihren inneren Gesetzen und Ursachen nachgeht. Allerdings ist die Lektüre dieses wie der meisten Ratzelschen Werke infolge des eigenartigen Stiles des Verfassers keineswegs leicht und bequem, sondern fordert ein aufmerksames, sich vertiefendes Lesen, aber reichlicher Gewinn wird diese Mühe einem jeden lohnen. Und wenn im folgenden versucht wird, einige der grundlegenden Gedanken der P. G., die für das tiefere Verständnis politischen Lebens besonders wichtig erscheinen, in Kürze darzustellen, so geschieht dies in der Hoffnung, daß der oder jener der Leser dadurch veranlaßt wird, das interessante Werk selbst in die Hand zu nehmen

[1]) Vgl. auch den Nachruf auf Friedrich Ratzel von Prof. K. Hassert im Novemberheft.

und sich über seinen Inhalt genauer zu unterrichten, als es durch Erörterungen auf dem knappen Raum innerhalb einer Zeitschrift möglich ist.

Im Jahre 1897 erschienen, ist die „Politische Geographie" nicht ohne Widerspruch aufgenommen worden, sondern hat entsprechend der Größe ihrer Bedeutung eine lebhafte Diskussion der hervorragendsten Geographen, Historiker und Staatswissenschaftslehrer hervorgerufen. Daß sich im Verlaufe dieser Diskussion die Stimmen zu Gunsten Ratzels immer mehr mehrten und daß Wert und Wichtigkeit seines Werkes immer allgemeiner anerkannt wurden, beweist am besten der Umstand, daß sich im vorigen Jahre eine Neuauflage desselben nötig machte. Ratzel besorgte sie mit allenthalben bessernder und bereichernder Hand unmittelbar nach dem Erscheinen seines Buches „Die Erde und das Leben", dem nach Umfang und Inhalt bedeutendsten seiner letzten Lebensjahre, das ein Rezensent mit einem glücklichen Ausdruck den „modernen Kosmos" nannte.

Die Ausführungen der P. G. gehen aus von der Auffassung des Staates als eines bodenständigen Organismus. Der Staat ist ein Organismus, d. h. zunächst, er ist eine Form der Verbreitung des Lebens auf der Erde, er trägt alle Merkmale eines beweglichen Körpers an sich, der im Vorschreiten und Zurückweichen sich zusammenzieht und ausstreckt, er steht unter denselben Einflüssen, wie alles Leben. Insbesondere sind es die Gesetze der Verbreitung des menschlichen Lebens, die auch seine Verbreitung bestimmen. Man hat weder Staaten in den Polargebieten sich bilden sehen, noch in den Wüsten; und sie sind klein geblieben in den dünn bevölkerten Gebieten der Tropen, Urwälder und höchsten Gebirge. Wie sollte es auch anders sein, eines von den beiden Elementen, aus denen sich der staatliche Organismus zusammensetzt, wird ja gebildet durch die Menschen oder vielmehr durch gesellschaftliche Gruppen derselben, denn Einzelmenschen haben nur in Ausnahmefällen unmittelbare Bedeutung für den Staat, die Besitzer und Benützer des Bodens des Staates sind in den meisten Fällen Familien und größere Verwandtschaftsgruppen, Dorfgemeinschaften, militärische Organisationen, Gesellschaften von Handelsleuten usw. Am wichtigsten von allen ist die Familie, die — ob ein- oder mehrweibig, nach Vater- oder Mutterrecht organisiert — in allen Abwandlungen dem Staat die erste Möglichkeit gibt, seine Träger nicht nur zu erneuern, sondern auch zu vermehren, die Erwerbungen und Erfahrungen der aufeinanderfolgenden Geschlechter anzusammeln. Die Sicherstellung der Familie im Hausstand ist deshalb Lebensfrage eines jeden Staates. Aber bei der Auffassung des Staates als einer nach bestimmten Gesetzen geregelten Zusammenfassung zahlreicher Gesellschaftsgruppen, mit der sich manche Historiker und Staatswissenschaftslehrer begnügen, kann der Geograph nicht stehen bleiben. Seinen eigentlichen organischen Charakter erhält der Staat erst, wie wir unten sehen werden, durch die Eigenschaft der Bodenständigkeit. Der Mensch ist nicht ohne Erdboden denkbar, so auch nicht das größte Werk des Menschen auf der Erde, der Staat. Er wird, gerade wie eine Stadt, immer gebildet von einem Stück Menschheit und zugleich einem Stück Erdboden. Der Staat lebt vom Boden: Größe, Lage, Grenzen, dann die Art und Form des Bodens samt seiner Bewachsung und Bewässerung und sein Verhältnis zu anderen Teilen der Erdoberfläche, besonders zu den angrenzenden Meeren bedingen den größeren oder geringeren Grad der Macht und Dauerhaftigkeit eines Staates. Je mehr die Volkszahl eines Staates wächst, desto mehr

werden die Bewohner von dem Boden abhängig, desto mehr müssen die natürlichen Hilfsquellen desselben ausgenützt und entwickelt werden, desto zahlreicher werden die Verbindungsfäden zwischen Volk und Boden, desto stärker bei dem ersteren das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit dem letzteren. Können wir uns so die Bewohner eines Staates nicht vorstellen ohne die natürliche Grundlage ihres Bodens, so können wir uns anderseits auch diesen nicht denken ohne das, was der Mensch alles darauf und daran geschaffen und von Erinnerungen gleichsam hineingegraben hat. So stellt sich uns der Staat dar als ein Organismus, dessen Eigenschaften sich aus denen des Volkes und des Bodens zusammensetzen. Boden und Volk werden eins im Staat und können nicht mehr auseinandergelöst gedacht werden, ohne daß das Leben entflieht. Je älter dieser Zusammenhang ist, je mehr Geschlechter derselben Bewohnerschaft ihn durchlebt und durchfühlt haben, desto fester ist er natürlich, desto untrennbarer Volk und Boden. Die Holländer ohne Holland, die Schweizer ohne die Alpen, die Montenegriner ohne die Schwarzen Berge, die Friesen ohne ihre Küste, die Franzosen ohne Frankreich, wie ist das denkbar?

Wie der Boden in seiner die Geschlechter der Menschen ewig überdauernden Kontinuität das stofflich Zusammenhängende am Staate bildet, so liegt in der ererbten Gewohnheit des Zusammenlebens, in der gemeinsamen Arbeit auf demselben Boden, von dessen Güte und Ausdehnung die Früchte dieser Arbeit wesentlich abhängen, die geistige Ursache für den Zusammenhang der Volksglieder untereinander und mit dem Boden. In dem Bewußtsein dieses doppelten Zusammenhanges, das Ratzel die politische Idee nennt, liegt ein großer Teil der Lebenskraft des Staates. In der politischen Idee ist also immer nicht bloß ein Volk, sondern auch sein Land inbegriffen. Auf einem Boden kann daher auch immer nur eine politische Macht so aufwachsen, daß sie den ganzen Wert dieses Bodens in sich aufnimmt, und deshalb ohne Schwächung ihrer selbst keinen zweiten oder dritten Staat auf seinem Boden dulden. Daher im alten deutschen Reich der Zerfall von dem Augenblick an, wo die Reichsbeamten ihre Güter zu besonderen Staaten im Rahmen des Reiches ausbildeten.

In dem Zusammenhang zwischen Boden und Volk liegt schließlich auch die Möglichkeit beschränkter organischer Funktionen innerhalb des Staates. Der Organismus unterscheidet sich vom Aggregat dadurch, daß in ihm gewisse Teile zu bestimmten Verrichtungen umgebildet, zu Organen herabgedrückt sind. Bei einem Organismus aber, wie dem Staate, dessen Elemente die in ihrer Wesenheit immer gleichen Menschen und der auf weite Ausdehnung hin dauernd gleichartige Boden sind, ist die Möglichkeit der Organbildung natürlich eine viel beschränktere. Die wichtigsten Ursachen desselben liegen bei ihm in den Unterschieden des Bodens und der räumlichen Verteilung der Bevölkerung über diesen. Infolgedessen sind es besonders die wirtschaftlichen Gebiete, die sich dem Organhaften nähern. Wenn ein Staat eine Provinz wegen ihres Getreides, die andere wegen ihres Holzes, die dritte wegen ihres Metallreichtums nötig hat und sie seinem Gebiete angliedert, so stehen sie zu dem ganzen Wirtschaftsorganismus tatsächlich wie Organe. Aber auch in den Gegensätzen von peripherischen und zentralen Provinzen, Seeküsten und Binnenländern, Gebirgs- und Flachlandprovinzen, Stadt und Land, dicht und dünn bevölkerten Gebieten können wir solche organhafte Unterschiede erblicken. Wo aber eine solche organhafte

Sonderstellung einer Provinz nicht in ihrer natürlichen Beschaffenheit oder Lage gegeben ist, da ist eine künstliche Herabdrückung dazu, etwa die Niederhaltung der Gewerbtätigkeit in Kolonien, die das Mutterland zu einseitiger Erzeugung von landwirtschaftlichen Produkten zwingen will oder die Abschließung von Handelswegen zugunsten derer des Mutterlandes, ein ebenso schwieriges als gefährliches Beginnen. Spanien hat über solchen Versuchen sein Kolonialreich in Amerika eingebüßt, Dänemark sich Island entfremdet. England wird es nicht gelingen, die ihm Abbruch tuende Entwicklung Indiens auf Industrie und Handel hin dauernd zu hemmen.

Von dieser geistvollen und erschöpfenden Erklärung des Wesens des Staates geht nun Ratzel weiter zu einer genaueren Untersuchung über den Zusammenhang zwischen Boden und Staat, über die geschichtliche Bewegung und das Wachstum der Staaten, über den Raum, die Lage und die Grenzen derselben, über ihr Verhältnis zur Welt des Wassers und zu der der Gebirge und Ebenen. Überall tritt uns geistreiche Durchdringung des Stoffes und originale Forscherarbeit entgegen, aus allen Gebieten der Geographie und Geschichte stehen dem Verfasser Beispiele für die entwickelten Grundideen in verschwenderischer Fülle zu Gebote. Das ganze herrliche Gebäude aber ist aufgebaut auf dem mächtigen Grundstein der Wechselbeziehung zwischen Boden und Staat.

Für die Entwicklung des Staates ist nichts von so einschneidender Bedeutung wie der Boden: Jede Beziehung eines Volkes oder Völkchens zum Boden sucht politische Formen anzunehmen und umgekehrt: jedes politische Gebilde sucht Verbindung mit dem Boden. Die Entwicklung des Staates stellt sich dar in einer immer engeren Verwachsung mit dem Boden. Der Boden bleibt an Ausdehnung immer derselbe, die Zahl seiner Bewohner nimmt stetig zu. Die natürliche Folge ist eine immer weiter gehende Ausnützung des verfügbaren Landes. Diese vollzieht sich sowohl durch Ausbreitung über neue Räume als auch durch innigeres Verwachsen mit dem Boden. Die „Niemandsländer" — der Ausdruck stammt aus der Zeit, da Nordamerika in seinem Zentrum noch unbewohnte Gebiete hatte — sind verschwunden, die Erde ist vielmehr heute bereits im Zustande der „Allbesetzung". Wir finden politische Besitzungen an den äußersten Rändern der bewohnbaren Erde (Oekumene), in Ländern, wo nur ein kleiner Bruchteil des Bodens einer Bewohnerschaft auf anspruchslosester Stufe genügt. Selbst die Wüsten können heute nicht mehr als leere Räume aufgefaßt, d. h. politisch unbeachtet gelassen werden. Zahlreiche unbewohnte, weit im Ozean liegende Inseln haben heute politischen Wert. Frankreich sehen wir die menschenarme Sahara in Besitz nehmen, die Engländer in das unwirtliche Hochland Tibets eindringen Das Dazwischenkommen der Vereinigten Staaten verhinderte seinerzeit die Erwerbung einer Felsenklippe im Hawaischen Archipel durch England, das dort sein Kabel Vancouver—Australien landen wollte.

Hand in Hand mit der räumlichen Verbreitung geht ein Wachstum des Staates in die Tiefe. Dichtere Besiedelung bedingt eine gesteigerte Ausnützung und Entwicklung der Kräfte des Bodens. Dieser wird also vom Staate auf eine höhere Wertstufe gehoben und bildet dann seinerseits wieder eine dauerhaftere Sicherstellung des staatlichen Organismus. Die in den spanischen Zerteilungen Südamerikas wie ein Meer als gemeinsamer Besitz der angrenzenden Provinzen betrachtete Wüste Atacama ist sorgsam geteilt worden, seitdem sie sich

als salpeter- und silberreich erwiesen hat. — So möchte man heute von keinem einzigen Teile des Erdbodens zu behaupten wagen, daß er wertlos sei, sondern vielmehr annehmen, daß er unentwickelte politische oder wirtschaftliche Möglichkeiten in sich fasse. Und diese Annahme muß mit um so größerer Bereitwilligkeit gemacht werden, als die Notwendigkeit, Boden für kommende Geschlechter zu sichern, also die Politik immer territorialer werden zu lassen, für den modernen Staat immer zwingender hervortritt. Unter solchen Gesichtspunkten erscheinen die bekannten Erörterungen, ob Deutsch-Ost- und Südwestafrika überhaupt wert seien, von der deutschen Flagge gedeckt zu werden, unglaublich kurzsichtig und jeder Erkenntnis des politischen Bodenwertes bar.

Zweifacher Natur ist das Verhältnis, das der Staat zum Boden einnimmt: Ratzel bezeichnet diese doppelte Beziehung als Besitz und Herrschaft. Der erstere beruht auf der stillen wirtschaftlichen Bearbeitung des Bodens durch den einzelnen Siedler, die letztere auf politischer Machtentfaltung. Besitz und Herrschaft müssen in einem lebenskräftigen Staate immer Hand in Hand gehen. In einem neu entstehenden Staate kann, allerdings nur auf ganz kurze Zeit, die Herrschaft allein dem Besitz vorangehen, in einem zerfallenden wird sich die Beherrschung wieder in einen bloßen Besitz auflösen, indem die Dorfgemarkung und der Einzelbesitz als das Ursprünglichste, als kleinste Zelle des zerfallenen Organismus übrigbleibt. Sofort aber wird dieser Rest, wie wir oben schon erwähnten, von neuem eine politische Form suchen und so neben den Besitz wieder die Herrschaft stellen. Sehr mit Recht betont Ratzel, wie die stille wirtschaftliche Besitznahme neue Gebiete dem Mutterlande ungleich fester und dauernder gewinnt als alle stoßweise Machtentfaltung, wenn diese sich auch in glänzendsten Großtaten der Eroberer darstellt. Die staatserhaltende Kraft des Besitzes beruht in der immer festeren Verwachsung der Elemente des Staates, der Familien mit dem Boden. Deshalb nimmt auch der Grundbesitzer an der Festigung des Staates weit innigeren Anteil als der Kaufmann, als selbst der Handwerker, die ihren Handel, ihre Hantierung auch an anderen Orten ausüben, ihre ganze Habe über die Grenze tragen können. Das ist auch der tiefe Sinn des Lehen, daß der Staat seinen Boden in Besitze verteilt, deren Eigentümer durch das Bedürfnis des Schutzes und der Erhaltung dieses ihres Eigentums bewogen werden, dem ganzen mit politischen Leistungen zu zahlen. Selbst die Königswürde verdankt ihre größere Festigkeit der Einwurzlung in den Boden, indem das vorher vom Boden losgelöste Königtum in die Vorstellung eines großen Landbesitzes überging. Vom Führer des Volkes wurde der König der Herr des Landes. Damit änderten sich auch die alten Fürstentitel: Aus dem König der Meder und Perser, König der Westgoten wurde ein König von Frankreich, von England, in und von Preußen. Es ist bezeichnend, daß der „Herrscher aller Reußen" das Oberhaupt eines Staates ist, der infolge seiner weiten Räume und seiner dünnen Bevölkerung unter allen Staaten Europas noch am wenigsten mit seinem Boden verwachsen ist. Mit der Idee des Besitzes drang auch eine seiner Haupteigenschaften, die Erblichkeit in die Königswürde ein. — Den Beschluß des Abschnittes über Besitz und Herrschaft bilden bei Ratzel einige interessante Kapitel, die den Nomadismus behandeln, jene Form staatlichen Lebens, die nur in einem sehr losen Zusammenhang mit dem Boden steht, mit der deshalb die höchste Kultur nicht verbunden sein kann und die so eine durch die Weite noch unerfüllter Räume bedingte Durch-

gangsstufe der Kultur darstellt. Steppen und Wüstengelände sind dieser Kulturform besonders günstig, da sie keine Verdichtung der Bewohnerschaft zulassen.

In dem nun folgenden Abschnitt über die geschichtliche Bewegung und das Wachstum der Staaten sind die für die Praxis wichtigsten Kapitel zweifellos diejenigen, die die allzeit aktuelle Frage der Eroberung und Kolonisation zum Gegenstand haben. Eroberung ist nach Ratzel das Vordringen eines Staates auf das Gebiet eines anderen, getragen von seiner kriegerischen Bevölkerung, in raschen Stößen Gebietsteile losreißend. Man kann sie nicht als Wachstumserscheinung bezeichnen, wenn sie von kulturlich tiefstehenden Völkern ausgeht, sie ist dann nichts als eine vorübergehende Kraftäußerung, deren Mittel Überraschung und Massendruck sind. So sind die Überschwemmungen nomadischer Horden, die keine andere Spuren als Zerstörung zurücklassen. Sie sinken zum einfachen Raub herab, wo ihnen auch nur die Absicht fehlt, Land zu gewinnen. Die durch den Sklavenhandel entstandenen Erobererstaaten, deren einziger Zweck Menschenraub war, sind typisch dafür. Wachstumserscheinung wird die Eroberung erst dann, wenn ihr Expansionen wirtschaftlicher und kulturlicher Art vorangehen und nachfolgen, d. h. wenn sie Boden zu gewinnen und festzuhalten sucht oder mit anderen Worten, wenn sie sich mit Kolonisation verbindet. Denn das Streben nach Gewinnung verwertbaren Landes ist das wesentlichste Merkmal aller Kolonisation. Zuerst sucht ein wachsendes Volk das neue Land, dessen es bedarf, im innern zu gewinnen — es treibt innere Kolonisation. Deutschland hat auch heute noch 25 Prozent Wald und über 5 Prozent Moorboden, aus denen noch manches Tausend Heimstätten ohne Schädigung des Gemeinwohls geschaffen werden kann; auch die Landgewinnung an der Nordseeküste ist hier zu nennen. Wenn aber diese innere Kolonisation nicht mehr Schritt halten kann mit dem rasch wachsenden Bevölkerungsüberschuß oder überhaupt nicht mehr möglich ist, dann muß der Staat übergehen zur äußeren Kolonisation. Für das äußere koloniale Wachstum der Staaten gilt als Hauptgesetz, daß es sich unter gesunden Verhältnissen vollzieht in einem steten Wechsel von Perioden der Zusammenfassung und inneren Entwicklung und solchen der Verausgabung der gesammelten nationalen Kräfte, der vorwiegenden Expansion. Diese Perioden werden bei einem Volke auf weitem Raume andere sein als bei einem solchen auf engem. Dieses wird früher seine Wohnsitze erfüllen und über sie hinausgehen müssen. Jenes kann eine viel größere Summe von staatenbildenden Kräften: Menschen, Kenntnisse, Kapital, sammeln und dann gleich auf viel weitere Räume diese wirken lassen. Geschieht die Expansion zu früh oder zu einem ungünstigen Zeitpunkt, so hat das für das Mutterland und den neu erworbenen Boden gleich schädliche Folgen. Die Geschichte der Phönizier und Griechen beginnt für uns gleich mit Zügen in die Ferne, Eroberungen und Siedelungen an fernen Küsten und endigt bald mit innerem Zerfall. Das mittelalterliche Deutschland griff nach Italien über, während es sein Wachstum nach Norden und Osten noch nicht vollendet hatte — zum großen Schaden seiner nationalen Einheit. Spanien war der Aufgabe, zwei Drittel der neuen Welt mit Kolonisten zu besetzen, nicht gewachsen in einer Zeit, da es seine Männer gleichzeitig in europäischen Kriegen brauchte. England dagegen begann seine mächtige Expansion am Ende des 16. Jahrhunderts mit den seit Abschluß des französischen Krieges auf dem engen Inselraum gesammelten Kräften.

— Nicht immer ist jenes Wechselspiel von Ausbreitung und Zusammenziehung freiwillig. Aber auch die gewaltsame Eindämmung ist häufig der Grund für innere Erstarkung und spätere kräftige Ausbreitung. So erscheint z. B. die Ausbreitung Preußens 1815 als eine Folge der gewaltsamen Zusammendrängung von 1807.

Ein großer Unterschied in dem kolonialen Wachstum verschiedener Zeitalter ergibt sich aus dem Umstand, daß von den drei Grundbedingungen der Kolonisation: verfügbares Land, besiedelndes Volk und Bewegung oder Anstoß zur Kolonisation das erstere in seiner ganzen Gesamtheit immer dasselbe bleibt, während die Menschen sich fortwährend vermehren und dadurch den Antrieb zur Expansion immer mehr verstärken. Es war eine Zeit, in der es auf der Erde noch eine Menge von Menschen noch nicht bewohntes Land gab. Diese Zeit liegt für uns fast durchaus im Dunkel einer uralten Vorgeschichte. Nur wenige Inseln des Atlantischen und Indischen Ozeans und einige Polarländer sind in geschichtlicher Zeit als Neuland kolonisiert worden: die Azoren, Kapverden, Maskarenen, Bermudas, Falklandsinseln. Dagegen fand man schon im Stillen Ozean fast jede kleine Insel bewohnt oder bereits wieder verlassen: Kolonisation ist seitdem längst Verdrängung geworden.

Die Ergebnisse der Kolonisation sind die Kolonien. Wie jene ihr Hauptmerkmal in der Gewinnung von Land besitzt, so unterscheiden sich diese je nach der verschiedenen Beziehung, die sie zum Boden einnehmen. Daraus ergibt sich eine geographische Klassifikation der Kolonien. Ratzel unterscheidet:

1. Eigentliche Kolonien, deren Landanspruch vorwiegend wirtschaftlich ist. Diese sind als Ackerbau- und Viehzuchtkolonien, daneben auch als Bergbaukolonien die Grundform aller Kolonisation, da alle übrigen Arten von Kolonien bei zunehmender Volkszahl auf Besetzung und Ausnützung des Bodens angewiesen sind und gewissermassen in jene einmünden.

2. Kolonien, die von vorwiegend politischem Landanspruch ausgehen. Unter diesen dienen die Pflanzungskolonien einer in großem Stil und Umfang betriebenen Landwirtschaft. Der Boden ist für die Pflanzungskolonie nur Mittel zum Gewinn, daher läßt man ihn gern den bisherigen Besitzern und beansprucht nur einen Teil seiner Erzeugnisse. Die politische Selbständigkeit solcher Kolonien ist deshalb sehr groß. Die einheimischen Besitzenden werden in das Interesse der europäischen Ausbeuter hineingezogen und so absichtlich der Gegensatz von Unternehmern und arbeitender Masse verschärft, der die Grundvoraussetzung für derartige Kolonien bildet. Englisch- und Niederländisch-Indien gehören mit ihren Tributärstaaten zu den lockersten politischen Aggregaten, ihre wirtschaftliche Abhängigkeit wird dagegen mit Strenge festgehalten. — Die Handels- und Verkehrskolonien beanspruchen nur ein Minimum von Land, aber in einer für den Verkehr günstigen Lage, da sie der Sicherung von Schiffen und Waren dienen sollen. Freilich sind solche Punkte meist auch politisch so wertvoll, daß sie von selbst zu weiterem Landerwerb führen und schließlich in Pflanzungs- oder Ackerbaukolonien übergehen. Die Kolonisation der niederländischen und englischen Ostindischen Kompagnie hat diese Entwicklung genommen. Aus Neu-Amsterdam, Zwanendahl und Pavonia sind in wenigen Jahrzehnten die Keime der Staaten New York, Jersey und Delaware hervorgewachsen.

3. Die echte Handelskolonie ist endlich verwandt mit der dritten Hauptart, mit den Kolonien mit rein politischem Landanspruch, Kolonien also, die

als Eroberungskolonien oder sogenannte „feste Plätze" im Grunde nur die Herrschaft anstreben, Bodenbesitz nur, insoweit er für jene Bedingung ist. An den Reichtum, den England an solchen Plätzen besitzt, braucht nur erinnert zu werden.

Von den drei Arten der Kolonien ist natürlich die erste die bei weitem wichtigste, sie stellt die Abflußgebiete dar für die überschüssige Bevölkerung Europas, deren Unterbringung für viele europäischen Staaten heute eine Lebensfrage ist, und durch die Europa seit dem 16. Jahrhundert, wie einst Griechenland in den Mittelmeerländern, in allen anderen Teilen der Erde europäisierend gewirkt. Die völkererzeugende Kraft Europas hat es zu einem kulturkräftigen Stammland für die ganze Erde gemacht, in ihr liegt der wichtigste Grund seiner hervorragenden Stellung in der Geschichte der Menschheit. Die Staaten der Erde lassen sich nach dem Maße der von Europa empfangenen Einflüsse anordnen, und man erkennt als die kulturkräftigsten die ersten in dieser Reihenfolge, diejenigen also, welche die meisten europäischen Einwirkungen empfangen haben: die Vereinigten Staaten, Kanada, das südliche Australien und Afrika, das südliche Südamerika, Algier, Japan, Cuba, Neuseeland, Indien, die Sundainseln.

Für die Größe der Einwirkung des europäischen Mutterlandes auf die Kolonien sind unter anderem die Entfernung und die größere oder geringere Leichtigkeit des Verkehrs zwischen beiden besonders wichtig. Der leichtere Seeverkehr hat z. B. bewirkt, daß Australien von England aus früher und rascher kolonisiert wurde, als Sibirien von Rußland aus. Die Lage über dem Meere ist aber anderseits ungünstig, weil sie niemals eine so innige Verbindung entstehen läßt, wie der Landzusammenhang. Selbst die engen Beziehungen Nordafrikas zum nahen Frankreich sind nicht unslösbar wie diejenigen Sibiriens zu Rußland.

Noch eine große Anzahl anderer interessanter Fragen, wie die Wettbewerbung der europäischen Staaten in der Kolonisation, die verjüngende Rückwirkung der Kolonien auf das Mutterland, die Selbständigwerdung der Kolonien u. a. m. bespricht Ratzel in dem betreffenden Abschnitt. Im Kapitel über die Entwicklungsgeschichte der Kolonisation geht er auch ein auf die sonst kaum berücksichtigte Kolonisation halbzivilisierter Völker. Wir vernehmen hier mit Staunen von der uralten Kolonialbildung der Neger, von der Kolonisation der Malayen, die schon alle drei Hauptformen der Kolonien kannten, nur daß ihre Ackerbaukolonien den weiten Raum, ihre Handelskolonien die städtische Organisation entbehrten.

Zum Schluß seien noch einige Gedanken wiedergegeben aus dem interessanten fünften Abschnitt der P. G., der den Raum behandelt und in dem wieder die Untersuchungen über die verschiedenen politischen Wirkungen weiter und enger Räume besondere Aufmerksamkeit beanspruchen. — Der weite Raum regt tätige Völker zu raschem Vorwärtsschreiten an, damit verbindet sich aber häufig eine oberflächliche und ungleichmäßige Bewirtschaftung des Bodens. Neben den Anpflanzungen der hohen Kultur steht das Unbewältigte im Boden und in der Volksseele. Rußland mit seiner politischen und militärischen Organisation neben seinen überfeinerten Städten und barbarischen Dörfern bietet das beste Beispiel dafür. Diesem Nachteile steht aber eine große Anzahl von vorteilhaften Wirkungen weiter Räume gegenüber: Von der Kraft, die zur Bewältigung großer Räume gehört, geht etwas auch über in die Politik, die dadurch eine gewisse Großzügigkeit erhält. Die inneren Reibereien und Kämpfe verringern sich mit der wachsenden Größe äußerer Aufgaben. So hat z. B. auch die deutsche Kolonialpolitik in

diesem Sinne nationale Bedeutung, und daß die etwas geräuschvolle äußere Politik der Vereinigten Staaten auch nur den Zweck hat, die inneren unheilvollen Zersetzungskräfte abzulenken, ist zum mindesten möglich. Große Räume umfassen ferner zahlreichere und mannigfaltigere Naturerscheinungen und machen dadurch ein Volk zu besseren praktischen Geographen, als es beispielsweise wir Deutschen sind. Im weiten Raume nehmen Völkerunterschiede und Vorurteile ab, Deutsche und Franzosen stehen einander in Afrika nicht so schroff gegenüber wie in Europa. Je größer ein Staatsgebiet ist, desto größere Widerstandsfähigkeit besitzt es, desto leichter kann es Schädigungen an der Peripherie verwinden, und desto schwerer ist sein Kern zu verletzen. Ein für Rußland unglücklicher Ausgang des gegenwärtigen Krieges würde für die Existenz Rußlands weit geringere Folgen haben, als etwa der umgekehrte Fall für die Japans. Der Zug Napoleons nach Moskau hat gezeigt, wie schwer das Herz eines großen Staates zu treffen ist.

Unter den segensreichen Wirkungen enger Räume steht die der frühen politischen Reife ihrer Völker oben an. Der enge Raum wird leicht bewältigt, die wirtschaftlichen und politischen Eigenschaften seines Bodens werden bald gründlich entwickelt, früher und schärfer bildet sich hier die historische Individualität eines Volkes. Die durch enge Räume veranlaßte Konzentration und Kräftesammlung führt im geeigneten Zeitpunkt zu kräftiger Expansion auf die angrenzenden weiten Räume. Indem aber die räumliche Enge zu politischer Ausbreitung treibt, beweist diese Entwicklung doch wieder das allgemeine Gesetz, daß der politische Fortschritt der Menschheit von den kleinen zu den vorteilhafteren großen Räumen geht. Auf Griechenland folgt Italien, auf Dänemark die deutsche Küste mit der Hansa und dem Ordensland, auf Brandenburg Preußen, auf Norddeutschland Alldeutschland, auf Westindien Nordamerika, auf die Neuenglandstaaten die Vereinigten Staaten. Wo aber die Möglichkeit räumlicher Ausbreitung fehlt, da zeigen sich nur schwerwiegende Nachteile enger Räume. Die frühzeitige Erfüllung des Bodens erzeugt einen gewaltigen Trieb zur Auswanderung und Kolonisation und führt, wenn dieser nicht befriedigt werden kann, zu starken inneren Reibungen, die die Kräfte abnützen und auf eine frühe Reife einen raschen Verfall folgen lassen. Wenn aber die Vorteile des weiten Raumes mit denen des engen sich verbinden, wie es besonders bei den scharf umgrenzten und doch im weiten Raum des Meeres liegenden Inselländern der Fall ist, dann sind die Bedingungen für eine glänzende Entwicklung gegeben. Die Vereinigung von geschlossener Individualität mit einer allseitigen Empfänglichkeit, hervorgerufen durch die Möglichkeit der Wirkung auf weite Räume, führt von selbst zu großartiger politischer Entfaltung und hat in der Weltmachtstellung Englands noch heute ihr klassisches Beispiel.

Einige wenige Gedanken nur konnten in knapper Darstellung aus der reichen Fülle des Ratzelschen Werkes hervorgehoben werden; um so weniger nur, als eine bloße Wiedergabe der betreffenden theoretischen Erörterungen ohne eine Anzahl der zugehörigen Beispiele an dieser Stelle nicht tunlich schien. Gerade diese letzteren sind ja geeignet, deutlich zu zeigen, wie das ganze Werk auf der Basis empirischer Erkenntnis aufgebaut ist und wie es mit dem Vorzug der geistvollen und originellen Durcharbeitung des Stoffes auch den großer Lebendigkeit und Anschaulichkeit verbindet.

Überaus reizvoll sind die Bilder, die sich in den zahlreichen Briefen von und an Helmholtz uns entrollen, die uns das feine Gemüt und das vornehme Denken des jungen Anfängers, wie des reifen Gelehrten zeigen, und uns einen Einblick in seine herzlichen Beziehungen zu seinen Eltern, späterhin zu seiner Frau und seinen Freunden und Fachgenossen gewähren. Ich sagte oben, es werde nicht jedermanns Sache sein, die wissenschaftlichen Exkurse des Biographen und seine oft langen Zitate aus Abhandlungen von Helmholtz zu lesen; so indessen, wie das Buch geschrieben ist, mag jeder daraus überschlagen, was ihm zu ferne liegt, er wird des anziehenden genug finden und an der geschickten anspruchslosen Art der Darstellung seine reine Freude haben können. Daß die Ausbeute für den Fachgenossen eine noch größere ist, versteht sich von selbst.

Die äußere Ausstattung des Werkes ist vornehm; eine Anzahl vortrefflich ausgeführter Bildnisse schmücken jeden Band. Die Verlagshandlung hat sich mit der Herausgabe dieser Biographie kein geringes Verdienst erworben und der Verfasser darf der Dankbarkeit aller derer gewiß sein, die wissen, was die deutsche Wissenschaft an Hermann v. Helmholtz besaß.

Abend im Walde.

Wie von vergangenen Tagen
Flüstert es leis und lind,
Bang verhaltenes Klagen
Klingt im Abendwind.

Scheues Flügelstreifen
Flattert um dein Gesicht,
Du willst es mit Händen greifen
Und faßt es nicht.

Und ferner fühlst dus wehen
Und wieder nah,
Du kannst es nicht verstehen,
Und ist doch da.

Als ob eine müde Seele,
Die längst versank,
Noch ein Geheimnis hehle,
Glückes- und sterbensbang,

Und wollte dirs heimlich künden
Mit raunendem Flüsterlaut,
Und könnte das Wort nicht finden
Und schluchzte laut.

Albert Sergel, Aus „Sehnen und Suchen“, III. Aufl. (Rostock, Volckmann).

Boden, Raum und Staat.[1])

Gedanken aus Friedrich Ratzels „Politischer Geographie".

Von

R. Reinhard.

Unter den fast zahllosen Werken Friedrich Ratzels, die zu sammeln einem künftigen Biographen nicht geringe Mühe verursachen wird, ragen zwei als die herrlichsten Gebäude seines Geistes hervor, die „Anthropogeographie" und die „Politische Geographie", deshalb besonders wichtig, weil sie mehr als alle anderen seiner Werke, mehr auch als solche, die diesen an Umfang gleichkommen, seine Eigenart zum Ausdruck bringen und weil sie die beiden wichtigsten Etappen bedeuten in dem Fortschritte der modernen Geographie nach der Richtung hin, die Ratzel als der Erbe Karl Ritters zur Geltung gebracht und die immer mit seinem Namen verbunden sein wird, nach der Richtung der Anthropogeographie hin.

Während die zweibändige „Anthropogeographie" die Erdoberfläche betrachtet unter dem Gesichtspunkt der Wechselbeziehungen, die zwischen ihr und der sie bewohnenden Menschheit stattfinden, geht die „Politische Geographie" den Gesetzen dieser Wechselbeziehung nach, sofern sie sich innerhalb einer bestimmten Form, innerhalb der des Staates vollzieht, des Staates, der in seinem innersten Wesen ein Resultat dieser Beziehung zwischen Boden und Mensch darstellt. Deshalb ist auch von beiden Werken die „Politische Geographie" dasjenige, das vor allem das Interesse auch des nichtzünftigen Geographen und des Laien auf dem Gebiete der Erdkunde in hohem Maße verdient. Greift das Werk doch mehr noch als die „Anthropogeographie" unmittelbar in das praktische Leben ein, indem es auf die politischen Vorgänge der Vergangenheit und Gegenwart, auf das Werden und Wachsen der Völker und Staaten, auf den Kampf der Klassen und Nationen, auf die Tatsachen der Kolonisation und des Weltverkehrs, kurz auf alle jene unzähligen Vorgänge und Veränderungen, die Gegenstand der Staatslehre sind, von einer ganz anderen Seite als diese ein helles Licht wirft und ihren inneren Gesetzen und Ursachen nachgeht. Allerdings ist die Lektüre dieses wie der meisten Ratzelschen Werke infolge des eigenartigen Stiles des Verfassers keineswegs leicht und bequem, sondern fordert ein aufmerksames, sich vertiefendes Lesen, aber reichlicher Gewinn wird diese Mühe einem jeden lohnen. Und wenn im folgenden versucht wird, einige der grundlegenden Gedanken der P. G., die für das tiefere Verständnis politischen Lebens besonders wichtig erscheinen, in Kürze darzustellen, so geschieht dies in der Hoffnung, daß der oder jener der Leser dadurch veranlaßt wird, das interessante Werk selbst in die Hand zu nehmen

[1]) Vgl. auch den Nachruf auf Friedrich Ratzel von Prof. K. Hassert im Novemberheft.

und sich über seinen Inhalt genauer zu unterrichten, als es durch Erörterungen auf dem knappen Raum innerhalb einer Zeitschrift möglich ist.

Im Jahre 1897 erschienen, ist die „Politische Geographie" nicht ohne Widerspruch aufgenommen worden, sondern hat entsprechend der Größe ihrer Bedeutung eine lebhafte Diskussion der hervorragendsten Geographen, Historiker und Staatswissenschaftslehrer hervorgerufen. Daß sich im Verlaufe dieser Diskussion die Stimmen zu Gunsten Ratzels immer mehr mehrten und daß Wert und Wichtigkeit seines Werkes immer allgemeiner anerkannt wurden, beweist am besten der Umstand, daß sich im vorigen Jahre eine Neuauflage desselben nötig machte. Ratzel besorgte sie mit allenthalben bessernder und bereichernder Hand unmittelbar nach dem Erscheinen seines Buches „Die Erde und das Leben", dem nach Umfang und Inhalt bedeutendsten seiner letzten Lebensjahre, das ein Rezensent mit einem glücklichen Ausdruck den „modernen Kosmos" nannte.

Die Ausführungen der P. G. gehen aus von der Auffassung des Staates als eines bodenständigen Organismus. Der Staat ist ein Organismus, d. h. zunächst, er ist eine Form der Verbreitung des Lebens auf der Erde, er trägt alle Merkmale eines beweglichen Körpers an sich, der im Vorschreiten und Zurückweichen sich zusammenzieht und ausstreckt, er steht unter denselben Einflüssen, wie alles Leben. Insbesondere sind es die Gesetze der Verbreitung des menschlichen Lebens, die auch seine Verbreitung bestimmen. Man hat weder Staaten in den Polargebieten sich bilden sehen, noch in den Wüsten; und sie sind klein geblieben in den dünn bevölkerten Gebieten der Tropen, Urwälder und höchsten Gebirge. Wie sollte es auch anders sein, eines von den beiden Elementen, aus denen sich der staatliche Organismus zusammensetzt, wird ja gebildet durch die Menschen oder vielmehr durch gesellschaftliche Gruppen derselben, denn Einzelmenschen haben nur in Ausnahmefällen unmittelbare Bedeutung für den Staat, die Besitzer und Benützer des Bodens des Staates sind in den meisten Fällen Familien und größere Verwandtschaftsgruppen, Dorfgemeinschaften, militärische Organisationen, Gesellschaften von Handelsleuten usw. Am wichtigsten von allen ist die Familie, die — ob ein- oder mehrweibig, nach Vater- oder Mutterrecht organisiert — in allen Abwandlungen dem Staat die erste Möglichkeit gibt, seine Träger nicht nur zu erneuern, sondern auch zu vermehren, die Erwerbungen und Erfahrungen der aufeinanderfolgenden Geschlechter anzusammeln. Die Sicherstellung der Familie im Hausstand ist deshalb Lebensfrage eines jeden Staates. Aber bei der Auffassung des Staates als einer nach bestimmten Gesetzen geregelten Zusammenfassung zahlreicher Gesellschaftsgruppen, mit der sich manche Historiker und Staatswissenschaftslehrer begnügen, kann der Geograph nicht stehen bleiben. Seinen eigentlichen organischen Charakter erhält der Staat erst, wie wir unten sehen werden, durch die Eigenschaft der Bodenständigkeit. Der Mensch ist nicht ohne Erdboden denkbar, so auch nicht das größte Werk des Menschen auf der Erde, der Staat. Er wird, gerade wie eine Stadt, immer gebildet von einem Stück Menschheit und zugleich einem Stück Erdboden. Der Staat lebt vom Boden: Größe, Lage, Grenzen, dann die Art und Form des Bodens samt seiner Bewachsung und Bewässerung und sein Verhältnis zu anderen Teilen der Erdoberfläche, besonders zu den angrenzenden Meeren bedingen den größeren oder geringeren Grad der Macht und Dauerhaftigkeit eines Staates. Je mehr die Volkszahl eines Staates wächst, desto mehr

werden die Bewohner von dem Boden abhängig, desto mehr müssen die natürlichen Hilfsquellen desselben ausgenützt und entwickelt werden, desto zahlreicher werden die Verbindungsfäden zwischen Volk und Boden, desto stärker bei dem ersteren das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit dem letzteren. Können wir uns so die Bewohner eines Staates nicht vorstellen ohne die natürliche Grundlage ihres Bodens, so können wir uns anderseits auch diesen nicht denken ohne das, was der Mensch alles darauf und daran geschaffen und von Erinnerungen gleichsam hineingegraben hat. So stellt sich uns der Staat dar als ein Organismus, dessen Eigenschaften sich aus denen des Volkes und des Bodens zusammensetzen. Boden und Volk werden eins im Staat und können nicht mehr auseinandergelöst gedacht werden, ohne daß das Leben entflieht. Je älter dieser Zusammenhang ist, je mehr Geschlechter derselben Bewohnerschaft ihn durchlebt und durchfühlt haben, desto fester ist er natürlich, desto untrennbarer Volk und Boden. Die Holländer ohne Holland, die Schweizer ohne die Alpen, die Montenegriner ohne die Schwarzen Berge, die Friesen ohne ihre Küste, die Franzosen ohne Frankreich, wie ist das denkbar?

Wie der Boden in seiner die Geschlechter der Menschen ewig überdauernden Kontinuität das stofflich Zusammenhängende am Staate bildet, so liegt in der ererbten Gewohnheit des Zusammenlebens, in der gemeinsamen Arbeit auf demselben Boden, von dessen Güte und Ausdehnung die Früchte dieser Arbeit wesentlich abhängen, die geistige Ursache für den Zusammenhang der Volksglieder untereinander und mit dem Boden. In dem Bewußtsein dieses doppelten Zusammenhanges, das Ratzel die politische Idee nennt, liegt ein großer Teil der Lebenskraft des Staates. In der politischen Idee ist also immer nicht bloß ein Volk, sondern auch sein Land inbegriffen. Auf einem Boden kann daher auch immer nur eine politische Macht so aufwachsen, daß sie den ganzen Wert dieses Bodens in sich aufnimmt, und deshalb ohne Schwächung ihrer selbst keinen zweiten oder dritten Staat auf seinem Boden dulden. Daher im alten deutschen Reich der Zerfall von dem Augenblick an, wo die Reichsbeamten ihre Güter zu besonderen Staaten im Rahmen des Reiches ausbildeten.

In dem Zusammenhang zwischen Boden und Volk liegt schließlich auch die Möglichkeit beschränkter organischer Funktionen innerhalb des Staates. Der Organismus unterscheidet sich vom Aggregat dadurch, daß in ihm gewisse Teile zu bestimmten Verrichtungen umgebildet, zu Organen herabgedrückt sind. Bei einem Organismus aber, wie dem Staate, dessen Elemente die in ihrer Wesenheit immer gleichen Menschen und der auf weite Ausdehnung hin dauernd gleichartige Boden sind, ist die Möglichkeit der Organbildung natürlich eine viel beschränktere. Die wichtigsten Ursachen desselben liegen bei ihm in den Unterschieden des Bodens und der räumlichen Verteilung der Bevölkerung über diesen. Infolgedessen sind es besonders die wirtschaftlichen Gebiete, die sich dem Organhaften nähern. Wenn ein Staat eine Provinz wegen ihres Getreides, die andere wegen ihres Holzes, die dritte wegen ihres Metallreichtums nötig hat und sie seinem Gebiete angliedert, so stehen sie zu dem ganzen Wirtschaftsorganismus tatsächlich wie Organe. Aber auch in den Gegensätzen von peripherischen und zentralen Provinzen, Seeküsten und Binnenländern, Gebirgs- und Flachlandprovinzen, Stadt und Land, dicht und dünn bevölkerten Gebieten können wir solche organhafte Unterschiede erblicken. Wo aber eine solche organhafte

Sonderstellung einer Provinz nicht in ihrer natürlichen Beschaffenheit oder Lage gegeben ist, da ist eine künstliche Herabdrückung dazu, etwa die Niederhaltung der Gewerbtätigkeit in Kolonien, die das Mutterland zu einseitiger Erzeugung von landwirtschaftlichen Produkten zwingen will oder die Abschließung von Handelswegen zugunsten derer des Mutterlandes, ein ebenso schwieriges als gefährliches Beginnen. Spanien hat über solchen Versuchen sein Kolonialreich in Amerika eingebüßt, Dänemark sich Island entfremdet. England wird es nicht gelingen, die ihm Abbruch tuende Entwicklung Indiens auf Industrie und Handel hin dauernd zu hemmen.

Von dieser geistvollen und erschöpfenden Erklärung des Wesens des Staates geht nun Ratzel weiter zu einer genaueren Untersuchung über den Zusammenhang zwischen Boden und Staat, über die geschichtliche Bewegung und das Wachstum der Staaten, über den Raum, die Lage und die Grenzen derselben, über ihr Verhältnis zur Welt des Wassers und zu der der Gebirge und Ebenen. Überall tritt uns geistreiche Durchdringung des Stoffes und originale Forscherarbeit entgegen, aus allen Gebieten der Geographie und Geschichte stehen dem Verfasser Beispiele für die entwickelten Grundideen in verschwenderischer Fülle zu Gebote. Das ganze herrliche Gebäude aber ist aufgebaut auf dem mächtigen Grundstein der Wechselbeziehung zwischen Boden und Staat.

Für die Entwicklung des Staates ist nichts von so einschneidender Bedeutung wie der Boden: Jede Beziehung eines Volkes oder Völkchens zum Boden sucht politische Formen anzunehmen und umgekehrt: jedes politische Gebilde sucht Verbindung mit dem Boden. Die Entwicklung des Staates stellt sich dar in einer immer engeren Verwachsung mit dem Boden. Der Boden bleibt an Ausdehnung immer derselbe, die Zahl seiner Bewohner nimmt stetig zu. Die natürliche Folge ist eine immer weiter gehende Ausnützung des verfügbaren Landes. Diese vollzieht sich sowohl durch Ausbreitung über neue Räume als auch durch innigeres Verwachsen mit dem Boden. Die „Niemandsländer" — der Ausdruck stammt aus der Zeit, da Nordamerika in seinem Zentrum noch unbewohnte Gebiete hatte — sind verschwunden, die Erde ist vielmehr heute bereits im Zustande der „Allbesetzung". Wir finden politische Besitzungen an den äußersten Rändern der bewohnbaren Erde (Oekumene), in Ländern, wo nur ein kleiner Bruchteil des Bodens einer Bewohnerschaft auf anspruchslosester Stufe genügt. Selbst die Wüsten können heute nicht mehr als leere Räume aufgefaßt, d. h. politisch unbeachtet gelassen werden. Zahlreiche unbewohnte, weit im Ozean liegende Inseln haben heute politischen Wert. Frankreich sehen wir die menschenarme Sahara in Besitz nehmen, die Engländer in das unwirtliche Hochland Tibets eindringen Das Dazwischenkommen der Vereinigten Staaten verhinderte seinerzeit die Erwerbung einer Felsenklippe im Hawaischen Archipel durch England, das dort sein Kabel Vancouver—Australien landen wollte.

Hand in Hand mit der räumlichen Verbreitung geht ein Wachstum des Staates in die Tiefe. Dichtere Besiedelung bedingt eine gesteigerte Ausnützung und Entwicklung der Kräfte des Bodens. Dieser wird also vom Staate auf eine höhere Wertstufe gehoben und bildet dann seinerseits wieder eine dauerhaftere Sicherstellung des staatlichen Organismus. Die in den spanischen Zerteilungen Südamerikas wie ein Meer als gemeinsamer Besitz der angrenzenden Provinzen betrachtete Wüste Atacama ist sorgsam geteilt worden, seitdem sie sich

als salpeter- und silberreich erwiesen hat. — So möchte man heute von keinem einzigen Teile des Erdbodens zu behaupten wagen, daß er wertlos sei, sondern vielmehr annehmen, daß er unentwickelte politische oder wirtschaftliche Möglichkeiten in sich fasse. Und diese Annahme muß mit um so größerer Bereitwilligkeit gemacht werden, als die Notwendigkeit, Boden für kommende Geschlechter zu sichern, also die Politik immer territorialer werden zu lassen, für den modernen Staat immer zwingender hervortritt. Unter solchen Gesichtspunkten erscheinen die bekannten Erörterungen, ob Deutsch-Ost- und Südwestafrika überhaupt wert seien, von der deutschen Flagge gedeckt zu werden, unglaublich kurzsichtig und jeder Erkenntnis des politischen Bodenwertes bar.

Zweifacher Natur ist das Verhältnis, das der Staat zum Boden einnimmt: Ratzel bezeichnet diese doppelte Beziehung als Besitz und Herrschaft. Der erstere beruht auf der stillen wirtschaftlichen Bearbeitung des Bodens durch den einzelnen Siedler, die letztere auf politischer Machtentfaltung. Besitz und Herrschaft müssen in einem lebenskräftigen Staate immer Hand in Hand gehen. In einem neu entstehenden Staate kann, allerdings nur auf ganz kurze Zeit, die Herrschaft allein dem Besitz vorangehen, in einem zerfallenden wird sich die Beherrschung wieder in einen bloßen Besitz auflösen, indem die Dorfgemarkung und der Einzelbesitz als das Ursprünglichste, als kleinste Zelle des zerfallenen Organismus übrigbleibt. Sofort aber wird dieser Rest, wie wir oben schon erwähnten, von neuem eine politische Form suchen und so neben den Besitz wieder die Herrschaft stellen. Sehr mit Recht betont Ratzel, wie die stille wirtschaftliche Besitznahme neue Gebiete dem Mutterlande ungleich fester und dauernder gewinnt als alle stoßweise Machtentfaltung, wenn diese sich auch in glänzendsten Großtaten der Eroberer darstellt. Die staatserhaltende Kraft des Besitzes beruht in der immer festeren Verwachsung der Elemente des Staates, der Familien mit dem Boden. Deshalb nimmt auch der Grundbesitzer an der Festigung des Staates weit innigeren Anteil als der Kaufmann, als selbst der Handwerker, die ihren Handel, ihre Hantierung auch an anderen Orten ausüben, ihre ganze Habe über die Grenze tragen können. Das ist auch der tiefe Sinn des Lehen, daß der Staat seinen Boden in Besitze verteilt, deren Eigentümer durch das Bedürfnis des Schutzes und der Erhaltung dieses ihres Eigentums bewogen werden, dem ganzen mit politischen Leistungen zu zahlen. Selbst die Königswürde verdankt ihre größere Festigkeit der Einwurzlung in den Boden, indem das vorher vom Boden losgelöste Königtum in die Vorstellung eines großen Landbesitzes überging. Vom Führer des Volkes wurde der König der Herr des Landes. Damit änderten sich auch die alten Fürstentitel: Aus dem König der Meder und Perser, König der Westgoten wurde ein König von Frankreich, von England, in und von Preußen. Es ist bezeichnend, daß der „Herrscher aller Reußen" das Oberhaupt eines Staates ist, der infolge seiner weiten Räume und seiner dünnen Bevölkerung unter allen Staaten Europas noch am wenigsten mit seinem Boden verwachsen ist. Mit der Idee des Besitzes drang auch eine seiner Haupteigenschaften, die Erblichkeit in die Königswürde ein. — Den Beschluß des Abschnittes über Besitz und Herrschaft bilden bei Ratzel einige interessante Kapitel, die den Nomadismus behandeln, jene Form staatlichen Lebens, die nur in einem sehr losen Zusammenhang mit dem Boden steht, mit der deshalb die höchste Kultur nicht verbunden sein kann und die so eine durch die Weite noch unerfüllter Räume bedingte Durch-

gangsstufe der Kultur darstellt. Steppen und Wüstengelände sind dieser Kulturform besonders günstig, da sie keine Verdichtung der Bewohnerschaft zulassen.

In dem nun folgenden Abschnitt über die geschichtliche Bewegung und das Wachstum der Staaten sind die für die Praxis wichtigsten Kapitel zweifellos diejenigen, die die allzeit aktuelle Frage der Eroberung und Kolonisation zum Gegenstand haben. Eroberung ist nach Ratzel das Vordringen eines Staates auf das Gebiet eines anderen, getragen von seiner kriegerischen Bevölkerung, in raschen Stößen Gebietsteile losreißend. Man kann sie nicht als Wachstumserscheinung bezeichnen, wenn sie von kulturlich tiefstehenden Völkern ausgeht, sie ist dann nichts als eine vorübergehende Kraftäußerung, deren Mittel Überraschung und Massendruck sind. So sind die Überschwemmungen nomadischer Horden, die keine andere Spuren als Zerstörung zurücklassen. Sie sinken zum einfachen Raub herab, wo ihnen auch nur die Absicht fehlt, Land zu gewinnen. Die durch den Sklavenhandel entstandenen Eroberstaaten, deren einziger Zweck Menschenraub war, sind typisch dafür. Wachstumserscheinung wird die Eroberung erst dann, wenn ihr Expansionen wirtschaftlicher und kulturlicher Art vorangehen und nachfolgen, d. h. wenn sie Boden zu gewinnen und festzuhalten sucht oder mit anderen Worten, wenn sie sich mit Kolonisation verbindet. Denn das Streben nach Gewinnung verwertbaren Landes ist das wesentlichste Merkmal aller Kolonisation. Zuerst sucht ein wachsendes Volk das neue Land, dessen es bedarf, im innern zu gewinnen — es treibt innere Kolonisation. Deutschland hat auch heute noch 25 Prozent Wald und über 5 Prozent Moorboden, aus denen noch manches Tausend Heimstätten ohne Schädigung des Gemeinwohls geschaffen werden kann; auch die Landgewinnung an der Nordseeküste ist hier zu nennen. Wenn aber diese innere Kolonisation nicht mehr Schritt halten kann mit dem rasch wachsenden Bevölkerungsüberschuß oder überhaupt nicht mehr möglich ist, dann muß der Staat übergehen zur äußeren Kolonisation. Für das äußere koloniale Wachstum der Staaten gilt als Hauptgesetz, daß es sich unter gesunden Verhältnissen vollzieht in einem steten Wechsel von Perioden der Zusammenfassung und inneren Entwicklung und solchen der Verausgabung der gesammelten nationalen Kräfte, der vorwiegenden Expansion. Diese Perioden werden bei einem Volke auf weitem Raume andere sein als bei einem solchen auf engem. Dieses wird früher seine Wohnsitze erfüllen und über sie hinausgehen müssen. Jenes kann eine viel größere Summe von staatenbildenden Kräften: Menschen, Kenntnisse, Kapital, sammeln und dann gleich auf viel weitere Räume diese wirken lassen. Geschieht die Expansion zu früh oder zu einem ungünstigen Zeitpunkt, so hat das für das Mutterland und den neu erworbenen Boden gleich schädliche Folgen. Die Geschichte der Phönizier und Griechen beginnt für uns gleich mit Zügen in die Ferne, Eroberungen und Siedelungen an fernen Küsten und endigt bald mit innerem Zerfall. Das mittelalterliche Deutschland griff nach Italien über, während es sein Wachstum nach Norden und Osten noch nicht vollendet hatte — zum großen Schaden seiner nationalen Einheit. Spanien war der Aufgabe, zwei Drittel der neuen Welt mit Kolonisten zu besetzen, nicht gewachsen in einer Zeit, da es seine Männer gleichzeitig in europäischen Kriegen brauchte. England dagegen begann seine mächtige Expansion am Ende des 16. Jahrhunderts mit den seit Abschluß des französischen Krieges auf dem engen Inselraum gesammelten Kräften.

— Nicht immer ist jenes Wechselspiel von Ausbreitung und Zusammenziehung freiwillig. Aber auch die gewaltsame Eindämmung ist häufig der Grund für innere Erstarkung und spätere kräftige Ausbreitung. So erscheint z. B. die Ausbreitung Preußens 1815 als eine Folge der gewaltsamen Zusammendrängung von 1807.

Ein großer Unterschied in dem kolonialen Wachstum verschiedener Zeitalter ergibt sich aus dem Umstand, daß von den drei Grundbedingungen der Kolonisation: verfügbares Land, besiedelndes Volk und Bewegung oder Anstoß zur Kolonisation das erstere in seiner ganzen Gesamtheit immer dasselbe bleibt, während die Menschen sich fortwährend vermehren und dadurch den Antrieb zur Expansion immer mehr verstärken. Es war eine Zeit, in der es auf der Erde noch eine Menge von Menschen noch nicht bewohntes Land gab. Diese Zeit liegt für uns fast durchaus im Dunkel einer uralten Vorgeschichte. Nur wenige Inseln des Atlantischen und Indischen Ozeans und einige Polarländer sind in geschichtlicher Zeit als Neuland kolonisiert worden: die Azoren, Kapverden, Maskarenen, Bermudas, Falklandsinseln. Dagegen fand man schon im Stillen Ozean fast jede kleine Insel bewohnt oder bereits wieder verlassen: Kolonisation ist seitdem längst Verdrängung geworden.

Die Ergebnisse der Kolonisation sind die Kolonien. Wie jene ihr Hauptmerkmal in der Gewinnung von Land besitzt, so unterscheiden sich diese je nach der verschiedenen Beziehung, die sie zum Boden einnehmen. Daraus ergibt sich eine geographische Klassifikation der Kolonien. Ratzel unterscheidet:

1. Eigentliche Kolonien, deren Landanspruch vorwiegend wirtschaftlich ist. Diese sind als Ackerbau- und Viehzuchtkolonien, daneben auch als Bergbaukolonien die Grundform aller Kolonisation, da alle übrigen Arten von Kolonien bei zunehmender Volkszahl auf Besetzung und Ausnützung des Bodens angewiesen sind und gewissermassen in jene einmünden.

2. Kolonien, die von vorwiegend politischem Landanspruch ausgehen. Unter diesen dienen die Pflanzungskolonien einer in großem Stil und Umfang betriebenen Landwirtschaft. Der Boden ist für die Pflanzungskolonie nur Mittel zum Gewinn, daher läßt man ihn gern den bisherigen Besitzern und beansprucht nur einen Teil seiner Erzeugnisse. Die politische Selbständigkeit solcher Kolonien ist deshalb sehr groß. Die einheimischen Besitzenden werden in das Interesse der europäischen Ausbeuter hineingezogen und so absichtlich der Gegensatz von Unternehmern und arbeitender Masse verschärft, der die Grundvoraussetzung für derartige Kolonien bildet. Englisch- und Niederländisch-Indien gehören mit ihren Tributärstaaten zu den lockersten politischen Aggregaten, ihre wirtschaftliche Abhängigkeit wird dagegen mit Strenge festgehalten. — Die Handels- und Verkehrskolonien beanspruchen nur ein Minimum von Land, aber in einer für den Verkehr günstigen Lage, da sie der Sicherung von Schiffen und Waren dienen sollen. Freilich sind solche Punkte meist auch politisch so wertvoll, daß sie von selbst zu weiterem Landerwerb führen und schließlich in Pflanzungs- oder Ackerbaukolonien übergehen. Die Kolonisation der niederländischen und englischen Ostindischen Kompagnie hat diese Entwicklung genommen. Aus Neu-Amsterdam, Zwanendahl und Pavonia sind in wenigen Jahrzehnten die Keime der Staaten New York, Jersey und Delaware hervorgewachsen.

3. Die echte Handelskolonie ist endlich verwandt mit der dritten Hauptart, mit den Kolonien mit rein politischem Landanspruch, Kolonien also, die

als Eroberungskolonien oder sogenannte „feste Plätze" im Grunde nur die Herrschaft anstreben, Bodenbesitz nur, insoweit er für jene Bedingung ist. An den Reichtum, den England an solchen Plätzen besitzt, braucht nur erinnert zu werden.

Von den drei Arten der Kolonien ist natürlich die erste die bei weitem wichtigste, sie stellt die Abflußgebiete dar für die überschüssige Bevölkerung Europas, deren Unterbringung für viele europäischen Staaten heute eine Lebensfrage ist, und durch die Europa seit dem 16. Jahrhundert, wie einst Griechenland in den Mittelmeerländern, in allen anderen Teilen der Erde europäisierend gewirkt. Die völkererzeugende Kraft Europas hat es zu einem kulturkräftigen Stammland für die ganze Erde gemacht, in ihr liegt der wichtigste Grund seiner hervorragenden Stellung in der Geschichte der Menschheit. Die Staaten der Erde lassen sich nach dem Maße der von Europa empfangenen Einflüsse anordnen, und man erkennt als die kulturkräftigsten die ersten in dieser Reihenfolge, diejenigen also, welche die meisten europäischen Einwirkungen empfangen haben: die Vereinigten Staaten, Kanada, das südliche Australien und Afrika, das südliche Südamerika, Algier, Japan, Cuba, Neuseeland, Indien, die Sundainseln.

Für die Größe der Einwirkung des europäischen Mutterlandes auf die Kolonien sind unter anderem die Entfernung und die größere oder geringere Leichtigkeit des Verkehrs zwischen beiden besonders wichtig. Der leichtere Seeverkehr hat z. B. bewirkt, daß Australien von England aus früher und rascher kolonisiert wurde, als Sibirien von Rußland aus. Die Lage über dem Meere ist aber anderseits ungünstig, weil sie niemals eine so innige Verbindung entstehen läßt, wie der Landzusammenhang. Selbst die engen Beziehungen Nordafrikas zum nahen Frankreich sind nicht unlösbar wie diejenigen Sibiriens zu Rußland.

Noch eine große Anzahl anderer interessanter Fragen, wie die Wettbewerbung der europäischen Staaten in der Kolonisation, die verjüngende Rückwirkung der Kolonien auf das Mutterland, die Selbständigwerdung der Kolonien u. a. m. bespricht Ratzel in dem betreffenden Abschnitt. Im Kapitel über die Entwicklungsgeschichte der Kolonisation geht er auch ein auf die sonst kaum berücksichtigte Kolonisation halbzivilisierter Völker. Wir vernehmen hier mit Staunen von der uralten Kolonialbildung der Neger, von der Kolonisation der Malayen, die schon alle drei Hauptformen der Kolonien kannten, nur daß ihre Ackerbaukolonien den weiten Raum, ihre Handelskolonien die städtische Organisation entbehrten.

Zum Schluß seien noch einige Gedanken wiedergegeben aus dem interessanten fünften Abschnitt der P. G., der den Raum behandelt und in dem wieder die Untersuchungen über die verschiedenen politischen Wirkungen weiter und enger Räume besondere Aufmerksamkeit beanspruchen. — Der weite Raum regt tätige Völker zu raschem Vorwärtsschreiten an, damit verbindet sich aber häufig eine oberflächliche und ungleichmäßige Bewirtschaftung des Bodens. Neben den Anpflanzungen der hohen Kultur steht das Unbewältigte im Boden und in der Volksseele. Rußland mit seiner politischen und militärischen Organisation neben seinen überfeinerten Städten und barbarischen Dörfern bietet das beste Beispiel dafür. Diesem Nachteile steht aber eine große Anzahl von vorteilhaften Wirkungen weiter Räume gegenüber: Von der Kraft, die zur Bewältigung großer Räume gehört, geht etwas auch über in die Politik, die dadurch eine gewisse Großzügigkeit erhält. Die inneren Reibereien und Kämpfe verringern sich mit der wachsenden Größe äußerer Aufgaben. So hat z. B. auch die deutsche Kolonialpolitik in

diesem Sinne nationale Bedeutung, und daß die etwas geräuschvolle äußere Politik der Vereinigten Staaten auch nur den Zweck hat, die inneren unheilvollen Zersetzungskräfte abzulenken, ist zum mindesten möglich. Große Räume umfassen ferner zahlreichere und mannigfaltigere Naturerscheinungen und machen dadurch ein Volk zu besseren praktischen Geographen, als es beispielsweise wir Deutschen sind. Im weiten Raume nehmen Völkerunterschiede und Vorurteile ab, Deutsche und Franzosen stehen einander in Afrika nicht so schroff gegenüber wie in Europa. Je größer ein Staatsgebiet ist, desto größere Widerstandsfähigkeit besitzt es, desto leichter kann es Schädigungen an der Peripherie verwinden, und desto schwerer ist sein Kern zu verletzen. Ein für Rußland unglücklicher Ausgang des gegenwärtigen Krieges würde für die Existenz Rußlands weit geringere Folgen haben, als etwa der umgekehrte Fall für die Japans. Der Zug Napoleons nach Moskau hat gezeigt, wie schwer das Herz eines großen Staates zu treffen ist.

Unter den segensreichen Wirkungen enger Räume steht die der frühen politischen Reife ihrer Völker oben an. Der enge Raum wird leicht bewältigt, die wirtschaftlichen und politischen Eigenschaften seines Bodens werden bald gründlich entwickelt, früher und schärfer bildet sich hier die historische Individualität eines Volkes. Die durch enge Räume veranlaßte Konzentration und Kräftesammlung führt im geeigneten Zeitpunkt zu kräftiger Expansion auf die angrenzenden weiten Räume. Indem aber die räumliche Enge zu politischer Ausbreitung treibt, beweist diese Entwicklung doch wieder das allgemeine Gesetz, daß der politische Fortschritt der Menschheit von den kleinen zu den vorteilhafteren großen Räumen geht. Auf Griechenland folgt Italien, auf Dänemark die deutsche Küste mit der Hansa und dem Ordensland, auf Brandenburg Preußen, auf Norddeutschland Alldeutschland, auf Westindien Nordamerika, auf die Neuenglandstaaten die Vereinigten Staaten. Wo aber die Möglichkeit räumlicher Ausbreitung fehlt, da zeigen sich nur schwerwiegende Nachteile enger Räume. Die frühzeitige Erfüllung des Bodens erzeugt einen gewaltigen Trieb zur Auswanderung und Kolonisation und führt, wenn dieser nicht befriedigt werden kann, zu starken inneren Reibungen, die die Kräfte abnützen und auf eine frühe Reife einen raschen Verfall folgen lassen. Wenn aber die Vorteile des weiten Raumes mit denen des engen sich verbinden, wie es besonders bei den scharf umgrenzten und doch im weiten Raum des Meeres liegenden Inselländern der Fall ist, dann sind die Bedingungen für eine glänzende Entwicklung gegeben. Die Vereinigung von geschlossener Individualität mit einer allseitigen Empfänglichkeit, hervorgerufen durch die Möglichkeit der Wirkung auf weite Räume, führt von selbst zu großartiger politischer Entfaltung und hat in der Weltmachtstellung Englands noch heute ihr klassisches Beispiel.

Einige wenige Gedanken nur konnten in knapper Darstellung aus der reichen Fülle des Ratzelschen Werkes hervorgehoben werden; um so weniger nur, als eine bloße Wiedergabe der betreffenden theoretischen Erörterungen ohne eine Anzahl der zugehörigen Beispiele an dieser Stelle nicht tunlich schien. Gerade diese letzteren sind ja geeignet, deutlich zu zeigen, wie das ganze Werk auf der Basis empirischer Erkenntnis aufgebaut ist und wie es mit dem Vorzug der geistvollen und originellen Durcharbeitung des Stoffes auch den großer Lebendigkeit und Anschaulichkeit verbindet.

Die wirtschaftlichen und die geistigen Triebkräfte in der Frauenbewegung.

Eine Studie zur jüngsten Frauenfrage-Literatur

von

Dr. Gertrud Bäumer.

Die literarische Jahresernte vom Felde der Frauenfrage und Frauenbewegung liegt vor mir. Ein etwas buntes Gemisch von Leichtem und Gewichtigem, flüchtigen Meinungsäußerungen, gewappneten Kampfrufen, Betrachtungen ruhig rückschauender Forschung. Man muß bedenken, daß der Boden dieser Literatur eine soziale Erscheinung ist, die viele trifft, aber den einen von dieser, den anderen von jener Seite, und daß auch das Bedürfnis, aus dem diese Literatur geschaffen wird, ein so vielfaches ist, wie die Interessen von Freunden und Gegnern, Zuschauern und Führern in einem weitgreifenden sozialen Kampf.

So wird diese Literatur zum Zeugnis des Kampfes selbst, und wie draußen im wirtschaftlichen und sozialen Leben, so offenbaren sich auch hier seine zweierlei Triebkräfte, die wirtschaftlichen und die geistigen. Ja, man kann sagen, daß die bunte Fülle all der großen und kleinen Bücher und Broschüren sich nach diesem Grundmoment ihrer Gesichtspunkte und ihrer Auffassung in zwei große Gruppen sondert.

Eine Frauenbewegung gibt es, ehe man von einer wirtschaftlichen Frauenfrage im modernen Sinn sprechen kann. Wir verstehen dann darunter eine kritische Betrachtung des Spielraums, den die Gesellschaft der Frau einräumt von bestimmten allgemeinen ethisch-politischen oder staatsrechtlichen Überzeugungen aus. Die theoretischen Grundlagen für eine solche Kritik waren erst in dem Augenblick moderner Geistesentwicklung gegeben, als sich das Individuum, von religiös-philosophischer Seite her zum Selbstbewußtsein geweckt, auch dem Staat kritisch gegenüber stellt mit der Frage: was muß ich als Mensch, als sittliche Persönlichkeit, als Träger der göttlichen Vernunft von der Gesellschaft verlangen, und was gibt sie mir?

Elisabeth Gnauck-Kühne zeigt in dem ausgezeichnet zusammenfassenden historischen Teil ihres Buches: „Die deutsche Frau um die Jahrhundertwende" (Berlin 1904), wie die Frauenbewegung um die Wende des 18. Jahrhunderts aus den naturrechtlichen Theorien hervorwächst, die das historische Verhältnis des Einzelnen zum Staat einer Kritik und einer Umordnung unterwarfen. Diese Theorien schufen einen abstrakten Begriff vom Menschen, statteten ihn mit bestimmten Qualitäten aus und leiteten daraus gewisse unveräußerliche sittliche Ansprüche ab. Die Gesellschaft hat den Zweck, diese Ansprüche zu befriedigen; sofern sie das tut, erfüllt sie ihre ideale Aufgabe, daß

sie es in immer vollkommnerem Grade tue, ist deshalb das Ziel der historischen Entwicklung, die eben trotz aller Schwankungen und Abwege im letzten Grunde sittlichen Triebkräften folgt.

Diese Gedankenreihen mußten, von einem weiblichen Denken nachgebildet, zu der Forderung der Menschenrechte für die Frauen führen. Die Frauen fühlten sich diesem sittlichen Begriff vom Menschen auch untergeordnet und zogen daraus die Konsequenzen. Sie forderten Erwerbsfreiheit, privatrechtliche und politische Selbständigkeit. Nicht, weil sie unter der durch Sitte und Gesetz gebotenen Einschränkung ihrer wirtschaftlichen Sphäre tatsächlich Not litten, nicht, weil sich schon eine wirtschaftliche Frauenfrage fühlbar machte, sondern ganz einfach, weil die neuerrungenen sittlich-sozialen Anschauungen diese Rechte als von der Würde des Menschen untrennbare Besitztümer aufgestellt hatten. Die wirtschaftliche Lage der Frau wird von diesen Enthusiastinnen der Menschenrechte, Olympe de Gouges, Mary Wolstonecraft, nur gelegentlich berührt, um zu zeigen, in welch unwürdige Lage die Fran kommen kann, weil sie das Menschenrecht auf Arbeit nicht besitzt; aber es hätte diesen Frauen als eine Herabwürdigung ihrer hohen sittlichen Ziele gegolten, wenn durch sie nur wirtschaftliche Vorteile erreicht werden sollten, oder wenn man ihre Verwirklichung von wirtschaftlichen Verhältnissen abhängig machen wollte. Deshalb steht im Mittelpunkt ihrer Ansprüche das Stimmrecht, zugleich als Schlüssel und Summe aller sozialen Ansprüche, die sie auf Grund der Menschenwürde erhoben.

In Staaten, in deren Leben das konstituonelle staatsbürgerliche Bewußtsein einen rascheren und energischeren Pulsschlag zeigt, haben die Frauen auf dieser theoretischen Grundlage der „Menschenrechte" tatsächlich eine soziale Bewegung zu entfesseln und praktische Erfolge zu erringen vermocht. Blättert man die vier gewaltige Bände umfassende Geschichte des Frauenstimmrechts in den Vereinigten Staaten durch — ein Werk freilich, bei dessen kritikloser Materialhäufung ein an deutsche Wissenschaft gewöhnter Leser leicht die Geduld verliert — so ist man erstaunt, wie unentwegt von 1840 bis heute mit den alten Argumenten gearbeitet wird, und wie wenig die ganze Folge wirtschaftlicher Probleme, die das 19. Jahrhundert für die Frauen aufgeworfen hat, hier in Betracht kommt oder gar eine Rolle spielt. So wie sich die Frauen 1848 — bei der Begründung der Frauenstimmrechtsbewegung in den Vereinigten Staaten — nannten: „Töchter der Revolution", d. h. Bekenner einer naturrechtlich begründeten Verfassung, so könnten sie noch heute heißen, denn noch heute fühlt sich die Frauenbewegung unter dem Banner der stars and stripes als Kämpferin für Freiheit und Gleichheit in einer Frage, die für die Farmersfrau des wilden Westens dieselbe Bedeutung hat wie für die Arbeiterin der östlichen Millionenstädte, und an der Fräulein Roosevelt ebenso interessiert ist wie irgend eine Sacknäherin der Docks oder eine Scheuerfrau im Weißen Hause. Auch der internationale Frauenstimmrechtsbund, der unter amerikanischer Führung kürzlich begründet wurde, kennzeichnet den Geist seiner künftigen Unternehmungen durch sein Insignium, eine emporgestreckte Hand, die eine Wage hält — er vertraut auf die Wirkung des Wortes „Gerechtigkeit".

Auch bei uns in Deutschland ist diese absolut ideale Auffassung der Frauenemanzipation, der es nur darauf ankommt, ganz abgesehen von praktischen Vor-

teilen oder Nachteilen, eine sozialsittliche Idee zur Geltung zu bringen, noch vielfach populär. Jene Auffassung auch, die nur die sittliche Persönlichkeit als Material oder Objekt oder Inhalt — wie man es ausdrücken will — der sozialen Ordnung betrachtet und deshalb die Unterschiede der Geschlechter, die in diesem ethischen Begriff naturgemäß nicht enthalten sein können, gar nicht oder erst in zweiter Linie in Betracht zieht. Sie bildet z. B. die Grundlage einer kleinen populären Darstellung der Frauenbewegung von Dr. Kaethe Schirmacher „Die moderne Frauenbewegung" (Verlag v. B. G. Teubner, Leipzig 1905). — Die Popularität ist, nebenbei gesagt, vielfach auf Kosten der Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit der Darstellung erstrebt worden. —

Daneben ist aber eine andere Betrachtung der Frauenfrage immer stärker geworden. Das ist die, die in ihr lediglich ein wirtschaftliches Problem sieht, dessen Lösung ganz unabhängig von irgend welchen sittlichen und politischen Überzeugungen nur nach Maßgabe und auf Grund der wirtschaftlichen Verhältnisse zu erfolgen hat. Ihre Grundlegung hat diese Auffassung der Frauenbewegung durch Bebels Buch über die Frau erhalten. Bei ihm handelt es sich im letzten Grunde nur um eine wirtschaftliche Befreiung der Frau, der dann die intellektuelle, sittliche und politische Befreiung ohne weiteres folgen müsse. Alle Gedanken der Frauenemanzipation stellen sich ihm nur als Reflexe einer bestimmten wirtschaftlichen Konstellation dar. Die Lösung der Frauenfrage besteht darin, an dieser wirtschaftlichen Konstellation etwas zu ändern. Dann muß die Lösung aller übrigen Wünsche sich von selbst ergeben. Die Aufgabe ist ganz einfach die, daß die Frau, die in der Hauswirtschaft mehr und mehr überflüssig wird, an der wirtschaftlichen Arbeitsteilung in der nationalen Produktion als selbständiges Individuum beteiligt werde, daß sie bei der Sozialisierung aller Verhältnisse in dieselben wirtschaftlichen Beziehungen zur Gesellschaft tritt, wie der Mann. Denn mit ihrer wirtschaftlichen Stellung ist ihre Rechtsstellung ganz unlösbar verbunden; aus dem wirtschaftlichen Werte, den sie besitzt, ergibt sich im letzten Grunde die moralische Einschätzung ihrer Persönlichkeit. In etwas veränderter Form, aber im Grunde unter ähnlichen Gesichtspunkten, hat auch Friedrich Naumann in seinem Vortrag „die Frau im Maschinenzeitalter" die Frauenbewegung dargestellt. (Freistatt-Verlag München 1904). Schon der Titel zeigt, worin er das Schwergewicht des Problems sieht, und in welcher Richtung er die Lösung sucht. Seiner Auffassung der Frauenbewegung scheint der Gedanke zugrunde zu liegen, daß sich die Wertbildungen im Volksleben da vollziehen, wo die höchste wirtschaftliche Macht liegt. Ausschlaggebend, so folgert er, für die Zukunft unseres Volkes sind die Industriearbeiter und unter diesen die Metallarbeiter, und das ist eigentlich das ganze Unglück für die Frauen, daß in diesen für unsere volkswirtschaftliche und damit politische Zukunft maßgebenden Industrien, „die die ausschlaggebende Stelle in der Gesinnung der unteren Schichten des Volkes sein werden", gar keine Frauen beschäftigt sind. Es ist infolgedessen natürlich, daß die Frauen auch keinen sozialen Einfluß haben und zu keiner politischen Stellung gelangen können. Um im sozialen Leben irgendwie gewichtig zu werden, gibt es für sie gar keinen andern Weg, als mit zäher Energie zu versuchen, in die volkswirtschaftliche Produktion hineinzukommen. Nur in dem Maße, als ihnen das gelingen wird, werden sie sozialen Einfluß haben und öffentliche Rechte erkämpfen können. Über die ganze Argumentation für Menschenrechte geht Naumann

mit ironischem Lächeln hinweg. Die Frauen sollen sich nur klar darüber sein, daß diese alten Forderungen der politischen Seele unserer modernen Volkswirtschaft gar nichts mehr sagen, daß man mit ihnen nichts mehr ausrichtet. Die Zukunftsprognose, die sich aus Naumanns Auffassung der Frauenfrage ergibt, wäre eine für die Frauenbewegung ziemlich deprimierende. Die bisherige Entwicklung zeigt deutlich genug, daß die Frauen als Mitarbeiterinnen in der volkswirtschaftlichen Produktion immer an zweiter Stelle stehen werden, daß schon allein durch die Mutterschaft ihre Rolle hier immer nur eine sekundäre sein kann. Dies mag sich bis zu einem gewissen Grade noch zugunsten der Frauen verändern; im ganzen wird doch das Verhältnis immer dasselbe bleiben. Um ihrer Gebundenheit durch die Mutterschaft willen würde also die Frau niemals eine Vollbürgerin des Staates werden können. Lily Braun hat in ihrem großen Buch „die Frauenfrage" aus der gleichen Überzeugung heraus die Lösung des Problems vorgeschlagen. Auch ihr scheint die Emanzipation der Frau in rechtlicher Hinsicht durchaus abhängig zu sein davon, daß sie wirtschaftlich in ein unmittelbares Verhältnis zur Gesellschaft tritt, daß sie ihre Kraft direkt im Dienste der volkswirtschaftlichen Produktion verwertet. Es komme eben darauf an, die Hindernisse, die ihr durch Mutterschaft und Hauswirtschaft gesetzt sind, möglichst fortzuschaffen. Das wichtigste und einschneidendste Mittel ist daher die Auflösung der privatwirtschaftlichen Haushaltsführung zugunsten von Hausgenossenschaften, in denen auch die Hauswirtschaft der Arbeitsteilung anheim fällt und von berufsmäßigen Kräften besorgt wird, während die Frau frei ist, ihre Arbeitskraft außerhalb des Hauses, wo und wie sie will, in Geld umzusetzen.

Es ist keine Frage, daß diese Auffassungen bis zu einem gewissen Grade recht haben. Der Verwirklichung theoretischer Ideale ist in wirtschaftlichen Verhältnissen eine ganz bestimmte Grenze gezogen, in Verhältnissen, deren mechanische Wucht sich ganz und gar gewollter Beeinflussung entzieht. Aber diese Ideale selbst könnten etwas für sich sein, nicht auf wirtschaftliche Zustände rückführbar und in ihrer Verwirklichung nicht an eine bestimmte wirtschaftliche Konstellation gebunden. Inbezug auf Frauenfrage und Frauenbewegung heißt das: wir könnten uns denken, daß nicht nur ihr rein volkswirtschaftlicher Wert die soziale Stellung der Frau bestimmte, daß nicht nur ihre wirtschaftliche Lage im Maschinenzeitalter, d. h. im Industriestaat, diesen mächtigen Drang nach geistiger und sozialer, innerer und äußerer Selbstbehauptung in der Frau wach rief, und daß der Weg dazu nicht unausweichlich in die volkswirtschaftliche Produktion führen müsse.

Die Geschichte scheint diese Vermutung zu bestätigen. Freilich auch Naumann zieht die Geschichte heran, um seine Gedanken vom Zusammenhang der wirtschaftlichen und geistigen Momente in der Frauenbewegung zu stützen. Er verweist auf die Meisterin der alten Zeit oder auf die Bäuerin. Das war die Frau, die sich ihre soziale Stellung schaffen konnte, weil sie im Betrieb notwendig war. Sie konnte, wenn die alte Trauformel über sie gesprochen wurde „Und er soll dein Herr sein", bei sich denken: „Das wird sich zeigen", denn von ihrem guten Willen war auch der Mann mit seinem wirtschaftlichen Fortkommen abhängig. — Ja, dachte sie das wirklich? Vielleicht einmal, wenn sie über gute Körperkräfte verfügte oder sonst Vorteile über ihn hatte. Sonst aber war das Mittel, durch das der Mann sich ihren guten Willen sicherte, ganz gewiß im allgemeinen nicht Ehrfurcht und rücksichtsvolle Achtung für ihre Wünsche, sondern gerade Be-

tonung seiner eheherrlichen Gewalt mit allen Mitteln, die ihm sein Temperament nahe legte und das Gesetz freigebig gestattete — oder die ganze Tradition, die im Sprichwörterschatz und andren Dokumenten der Volksweisheit alte Auffassungen über die Frau zu uns hinüberträgt, müßte lügen. Natürlich hatte diese Frau als Leiterin eines großen privatwirtschaftlichen Betriebs größere Autoritäten, als die Frau, die in der Großstadt eine halbe Etage bewohnt, und das gab ihr sicher höheres Selbstbewußtsein. Aber dieses Selbstbewußtsein tastete doch in keiner Weise die rechtliche und soziale Abhängigkeit an, in der sie sich als Frau befand. Dem Manne gegenüber wird die Mehrzahl nicht denken, wie jene Idealbäuerin mit ihrem „das wird sich finden" — sondern wie eine andere, die dem Pfarrer versichert: „Hauen tut er, dafor is er Mann." — Damit soll nicht gesagt werden, daß die Frauen jener Zeit oder besser jener primitiveren Zustände unter dieser Abhängigkeit litten; sie nahmen sie als gegeben, wie Dürre und Hagelschlag. So lange nicht mit steigender Kultur etwas in ihnen aufwuchs, das sich auflehnte gegen das Gegebene — eben etwas Geistiges, ein Instinkt, eine vielleicht uneingestandene Überzeugung, die Maßstäbe gibt, aufmerksam macht. Etwas, das diesen Instinkt weckte und nährte, hat erst die moderne Kultur gebracht für alle Frauen, die von ihr berührt werden konnten.

Noch ein andrer Gedankengang führt auf einen solchen geistigen Faktor, der dazu kommen muß, damit aus der Frauenfrage eine emanzipatorische Frauenbewegung entsteht. Es ist der Gedankengang, den Helene Lange in ihrer soziologisch tiefen kleinen Schrift „Das Endziel der Frauenbewegung" (W. Moeser Verlag Berlin) darlegt: auch das Mittelalter kannte eine Frauenfrage, die sich aus einem in den Städten geradezu enormen Frauenüberschuß ergab; es versuchte mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln diese überzähligen Frauen zu versorgen; aber niemals entstand aus der Einsicht in diese Verhältnisse auch nur bei einer einzelnen Frau oder einem einzelnen Mann der Gedanke an eine emanzipatorische Lösung des Problems.

Und was diese angenommene Abhängigkeit der sozialen Einschätzung der Frau von ihrer volkswirtschaftlichen Leistung betrifft, so scheint sie nicht so durchaus und mit Notwendigkeit gegeben. Es gibt schließlich noch andere soziale Werte als wirtschaftliche. Warum sollte gerade eine kulturell verfeinerte Gesellschaft nicht z. B. die Bedeutung der ganzen mit der Mutterschaft zusammenhängenden Leistungen der Frau immer höher schätzen lernen, und tiefere Ansprüche, die an diese Leistungen gestellt werden, als Grundlage einer Erhöhung des sozialen Wertes der Frau empfinden? Vielleicht wird man in der Zukunft nicht mehr so wie gerade jetzt von den „Gesinnungen der Maschinenarbeiter" sprechen können, denn in dem Maße, als sich die Arbeit mechanisiert — und sie wird sich ja noch viel viel mehr mechanisieren — trennt sie sich von der Persönlichkeit und Innerlichkeit des Menschen, verliert sie als Grundlage für Gesinnungen und Werturteile an Bedeutung. Vielleicht wird es der sozialen Bewegung der Zukunft gelingen, den Menschen außerhalb der Arbeit immer mehr Raum zur Befriedigung ihrer Kulturbedürfnisse zu verschaffen und damit Quellen zur Bildung von inneren Werten, die heute für die große Mehrzahl noch kein Gewicht haben können.

Ziehen wir aus dieser Kritik die Konsequenz: Wir haben in der modernen Frauenbewegung eine zwiefache Entwicklung zu unterscheiden, die wirtschaftliche, die den Stoff, das Material gibt, und die geistige, aus der die Gesichtspunkte

hervorgehen, unter denen man das Material des wirtschaftlichen Lebens betrachtet. Erst aus dem Zusammentreffen beider entsteht das, was wir heute als Frauenbewegung bezeichnen.

Tatsächlich ergibt sich der Gedanke der Frauenemanzipation zunächst aus einer geistigen Entwicklung. Diese geistige Entwicklung zeigt im Grunde zwei Strömungen, eine ethisch-politische und eine mehr ästhetisch-individualistische. Die erste hat, wie eingangs in anderem Zusammenhange schon ausgeführt worden ist, ihren Ursprung in den philosophischen Systemen, in denen das Naturrecht begründet ist. Danach ist es die Aufgabe des Staates, der sittlichen Persönlichkeit Freiheit und Entfaltung, Schutz und Betätigung auf allen Gebieten zu sichern. Mit einer Art innerer Notwendigkeit, die in jedem solchen neuen Menschheitsideale liegt, hat sich dieser Gedanke in dem sittlichen Empfinden und in dem Gewissen der Menschheit eingegraben und drängt auf Erfüllung. Es ist schlechthin unerträglich, in seiner persönlichen Entfaltung gehindert zu sein, wenn in der allgemeinen Überzeugung diese persönliche Entfaltung als ein sittliches Recht und gewissermaßen als Zeichen sittlicher Würde überhaupt gilt.

Die andere geistige Strömung wurzelt in jenem ästhetischen Individualismus, den die Geschichte der Menschheit der Ära Goethes verdankt. Unter dem Einfluß der von ihm entfesselten und beherrschten Geistesbewegung haben die Menschen ein empfindliches Gefühl bekommen für organische Entfaltung ihrer eigenen Kräfte. Man hat sich gewöhnt, die Persönlichkeit als Wert zu betrachten, ja, als den Wert schlechthin. Frei und ungehindert muß aus ihr emporblühen, was keimkräftig in ihr sich regt. Sie kann ihr Höchstes nicht anders erreichen, als indem sie sich die Möglichkeit verschafft, die „geprägte Form" ihrer Eigenart „lebend zu entwickeln". Wo dieser Entwicklung durch Sitten und Gesetze des sozialen Lebens Schranken gesetzt sind, geht Wertvolles unrettbar und unwiederbringlich verloren.

Den Einfluß dieses ästhetischen Individualismus hat die Frauenbewegung eigentlich bewußt erst im letzten Jahrzehnt auf sich wirken lassen. Er hat das Gefühl dafür geweckt und erzogen, daß es sich nicht um Gleichberechtigung als eigentliches und letztes Ziel handelt, sondern um Gleichberechtigung, weil und sofern sie dazu hilft, das Weibliche in der Frau, den Sonderwert, den sie als Frau einzusetzen hat, zu entfalten und in der Kultur zur Geltung zu bringen. Auf dieser Grundlage steht ja eigentlich die ganze moderne Literatur zur Frauenfrage, von Helene Lange und Elisabeth Gnauck-Kühne bis zu Ellen Key. Die Gefahr dieses Standpunktes liegt darin, daß die Bedeutung der sozialen und politischen Faktoren für die Entwicklung des einzelnen Individuums unterschätzt wird — wie man ja alle Bedenken gegen Ellen Key in dem Einwand zusammenfassen könnte, daß sie die Frauenfrage zu sehr als innere Angelegenheit erlesener Individuen und zu wenig als wirtschaftlich-politische Massenerscheinung betrachtet —, seine Stärke in der Klarheit, mit der hier die innere Seite der Frauenfrage geschaut, mit der die Frauenbewegung an die positiven und negativen Bedingungen der weiblichen Natur selbst geknüpft wird. Auch die Literatur von 1904 hat ein Buch gebracht, das die Vorzüge dieses Standpunktes teilt, ohne allerdings seine Gefahren zu vermeiden, das eine feine Anschauung von den inneren, den seelischen Grundlagen der Frauenfrage mit einer gewissen Gleichgültigkeit gegen ihre sozialpolitische Außenseite verbindet. Es ist das Buch von

Marie Diers: „Die Mutter des Menschen" (Verlag Alexander Duncker, Berlin 1904, 2. verb. Aufl. 1905), das seine Lösungen etwa auf der gleichen Linie sucht wie Johannes Müller in seinem bereits schon länger und neuerdings in zweiter Auflage veröffentlichten Buch: „Der Beruf der Frau". Auch ein in Broschürenform veröffentlichter Vortrag von Marie Martin: „Die Psychologie der Frau" (Verlag von B. G. Teubner, Leipzig 1904) versucht, — in Anlehnung an wissenschaftliche Forschungen, die freilich für diese Frage noch nicht viel Sicheres hergeben, — seelische Tatsachen als Richtschnur der äußeren sozialen Bewegung zu gewinnen.

Theoretisch verflacht und materialistisch vergröbert finden wir den bei aller soziologischen Verschwommenheit doch feinfühligen Individualismus von Ellen Key in einer Reihe meist sehr minderwertiger Erzeugnisse der jüngsten Broschürenliteratur, für die ein als Flugschrift erschienener Vortrag von Dr. Helene Stöcker: „Bund für Mutterschutz" (Pan-Verlag, Berlin SW.) als Beispiel genannt sein mag. Hier wird die Forderung des Sichauslebens der weiblichen Persönlichkeit vom geistigen Gebiet auf das sinnliche hinübergeschoben und auf dieser Forderung eine „Reform der sexuellen Ethik" im Sinn einer freieren Gestaltung der Ehe begründet — die in ihrer Durchführung wohl gerade für die Frau alles andere eher als eine Reform sein dürfte. Es ist vielleicht nicht überflüssig hier zu erwähnen, daß nur eine kleine, mit wenigen Namen zu deckende Gruppe der deutschen Frauenbewegung diese Theorie vertritt. — Aber kehren wir von diesen letzten und unerfreulichen Auswüchsen zu dem Prinzip selbst und seiner ursprünglichen Bedeutung in der Auffassung der Frauenfrage zurück.

Also auf der einen Seite ein neues Gefühl für den Wert des Individuums, das seinen eigenen Gesetzen gemäß sich entwickelt, auf der andern Seite die Vorstellung, daß dieses Recht auf Entwicklung aus sittlichen Gründen allen gleichmäßig gegeben werden müsse. Das sind die beiden großen Resultate, die wir aus der Gesamtheit unserer modernen Geisteskultur für unsere Weltanschauung und für unser Lebensgefühl gewonnen haben.

Auch die Frauen haben sie gewonnen. Man konnte sie ja doch, wenn man sie auch von den wohlgefaßten Quellen des Wissens ausschloß, nicht von jeder Berührung mit der geistigen Bewegung ganz und gar fern halten. Auch ihre Seele entfaltete sich in dem neuen geistigen Leben, das das 19. Jahrhundert geboren hatte; auch für die Frau ergaben sich persönliche Ansprüche aus den Werten, die von der Weltanschauung der Zeit in Kurs gesetzt waren. Die geistige Entwicklung hatte in den Frauen mit unausweichlicher Naturnotwendigkeit die Forderung der freien Persönlichkeit groß werden lassen; sie konnten sich, sofern sie überhaupt zum geistigen Leben ihrer Zeit in ein klares und konsequentes Verhältnis traten, diesen Forderungen nicht entziehen. Jeder Atemzug im Dunstkreis dieses geistigen Lebens stärkte, ihnen unbewußt, diese Ansprüche in ihnen. Was als Wertidee in allem Schaffen und Fortschreiten der Zeit lebendig war, wurde auch ihnen zum Maßstab für ihr eigenes Schicksal. Das wäre geschehen, auch wenn keine wirtschaftliche Frauenfrage dazu gekommen wäre. Auch wenn das Haus nach wie vor Raum gehabt hätte für alle, die heute dem Lebenskampfe Auge in Auge gegenüber stehen, würden wir eine Frauenbewegung gehabt haben, so gut wie z. B. die Vereinigten Staaten mit ihrem nicht Frauen- sondern Männerüberschuß eine Frauenbewegung gehabt haben, so gut wie ein Agrarland wie Finnland eine Frauenbewegung hat.

Und umgekehrt: aus dieser geistigen Entwicklung, die vorangegangen war, ergab sich die Art der Betrachtung der wirtschaftlichen Frauenfrage, die wir heute als Frauenbewegung bezeichnen. Es hätte sich ja denken lassen, daß man für die wirtschaftliche Frauenfrage auch andere Lösungen gesucht hätte, als gerade die emanzipatorische, die sich in allen Kulturstaaten einheitlich durchgesetzt hat. Man könnte sich damit begnügt haben, wirtschaftliche Veranstaltungen, also etwa eine Junggesellensteuer oder dergl., als die Lösung der wirtschaftlichen Frauenfrage anzusehen. Tatsächlich aber will man eben *mehr*, als nur die Lösung einer wirtschaftlichen Frage; die wirtschaftliche Frauenfrage ist im Programm der Frauenbewegung nur *eine* von einer ganzen Reihe von Aufgaben, nur eines von einer ganzen Anzahl von Lebensgebieten, auf denen die alten Zustände dem neuen Denken der Frau nicht mehr entsprechen. Jener ideelle Faktor, der zwar nicht mehr in der alten Form als abstrakte Forderung von Menschenrechten auftritt, sondern der in der modernen Frau zu Blut und Temperament geworden ist, spricht bei der Betrachtung aller wirtschaftlichen Fragen mit, und er würde sein energisches Veto einlegen bei allen Lösungen der Frauenfrage, die diesem neuen Denken nicht entsprechen. An dieser Tatsache scheitert die Lösung, die Elisabeth Gnauck-Kühne in ihrem schon erwähnten Buch für die Frauenfrage des Mittelstandes in erster Linie angibt. Sie beleuchtet in sorgfältigen statistischen Studien den volkswirtschaftlichen Charakter der bürgerlichen Frauenfrage. Aber die Lösung, die sie gibt, läßt eben jene starken geistigen Faktoren außer acht: das Mittelalter *löste* seine Frauenfrage tatsächlich durch die weiblichen Klöster, für die Frauenfrage der Neuzeit *diese* Lösung vorschlagen, heißt die Entwicklung zurückschrauben wollen, heißt bestenfalls nur einer kleinen Minderheit der Frauen helfen, für die sich das Bedürfnis nach einer Versorgung auftut.

Natürlich hat die Entstehung der wirtschaftlichen Frauenfrage in den Industriestaaten auf die Entfaltung der innern Kräfte der Frauenbewegung ihren Einfluß gehabt, so wie der Lauf eines Stromes durch das Terrain bestimmt ist, das, ihn einengend, seine Wucht und Geschwindigkeit erhöht. Die geistige Entwicklung drängte die Frau auf Ausweitung, Vervielfältigung ihrer Möglichkeiten der Lebenserfüllung — die wirtschaftlichen Verhältnisse brachten statt dessen eine Einengung; ihr inneres Bedürfnis war größere Freiheit — das Leben brachte ihr neue Beschränkungen; ihr sozialethisches Ideal war Selbstverantwortlichkeit — die Verhältnisse nahmen ihr ihre Verantwortungen mehr und mehr ab und zwangen sie zu hilfloser Untätigkeit. So wird aus einer rein innerlichen, auf ideelle Werte gerichteten Gedankenströmung eine soziale Bewegung, in der das vom einzelnen innerlich Errungene zu einem Programm für die Masse umgeprägt wird, in der zeitweise auch die wirtschaftlichen Dinge als die praktisch naheliegenden und akut besserungsbedürftigen einen beherrschenden Raum einnehmen.

Aber darum ist die Frauenbewegung doch nicht in den Rahmen der wirtschaftlichen Frauenfrage gebunden. Das, was sie will, greift, wie schon gesagt, weit über augenblickliche wirtschaftliche Notstände hinaus und ist mit der Beseitigung dieser Notstände nicht ohne weiteres erledigt. Ihre Forderungen sind durch den Individualismus emporgetrieben und im Grunde nichts anderes als die dem modernen Bewußtsein allgemein eigentümliche Steigerung der Ansprüche des *Einzelnen* an die Allgemeinheit. Es liegt in der Natur dieser Ansprüche, daß sie in der *einen* Hälfte der Menschheit nicht zum Schweigen kommen, so

Marie Diers: „Die Mutter des Menschen" (Verlag Alexander Duncker, Berlin 1904, 2. verb. Aufl. 1905), das seine Lösungen etwa auf der gleichen Linie sucht wie Johannes Müller in seinem bereits schon länger und neuerdings in zweiter Auflage veröffentlichten Buch: „Der Beruf der Frau". Auch ein in Broschürenform veröffentlichter Vortrag von Marie Martin: „Die Psychologie der Frau" (Verlag von B. G. Teubner, Leipzig 1904) versucht, — in Anlehnung an wissenschaftliche Forschungen, die freilich für diese Frage noch nicht viel Sicheres hergeben, — seelische Tatsachen als Richtschnur der äußeren sozialen Bewegung zu gewinnen.

Theoretisch verflacht und materialistisch vergröbert finden wir den bei aller soziologischen Verschwommenheit doch feinfühligen Individualismus von Ellen Key in einer Reihe meist sehr minderwertiger Erzeugnisse der jüngsten Broschürenliteratur, für die ein als Flugschrift erschienener Vortrag von Dr. Helene Stöcker: „Bund für Mutterschutz" (Pan-Verlag, Berlin SW.) als Beispiel genannt sein mag. Hier wird die Forderung des Sichauslebens der weiblichen Persönlichkeit vom geistigen Gebiet auf das sinnliche hinübergeschoben und auf dieser Forderung eine „Reform der sexuellen Ethik" im Sinn einer freieren Gestaltung der Ehe begründet — die in ihrer Durchführung wohl gerade für die Frau alles andere eher als eine Reform sein dürfte. Es ist vielleicht nicht überflüssig hier zu erwähnen, daß nur eine kleine, mit wenigen Namen zu deckende Gruppe der deutschen Frauenbewegung diese Theorie vertritt. — Aber kehren wir von diesen letzten und unerfreulichen Auswüchsen zu dem Prinzip selbst und seiner ursprünglichen Bedeutung in der Auffassung der Frauenfrage zurück.

Also auf der einen Seite ein neues Gefühl für den Wert des Individuums, das seinen eigenen Gesetzen gemäß sich entwickelt, auf der andern Seite die Vorstellung, daß dieses Recht auf Entwicklung aus sittlichen Gründen allen gleichmäßig gegeben werden müsse. Das sind die beiden großen Resultate, die wir aus der Gesamtheit unserer modernen Geisteskultur für unsere Weltanschauung und für unser Lebensgefühl gewonnen haben.

Auch die Frauen haben sie gewonnen. Man konnte sie ja doch, wenn man sie auch von den wohlgefaßten Quellen des Wissens ausschloß, nicht von jeder Berührung mit der geistigen Bewegung ganz und gar fern halten. Auch ihre Seele entfaltete sich in dem neuen geistigen Leben, das das 19. Jahrhundert geboren hatte; auch für die Frau ergaben sich persönliche Ansprüche aus den Werten, die von der Weltanschauung der Zeit in Kurs gesetzt waren. Die geistige Entwicklung hatte in den Frauen mit unausweichlicher Naturnotwendigkeit die Forderung der freien Persönlichkeit groß werden lassen; sie konnten sich, sofern sie überhaupt zum geistigen Leben ihrer Zeit in ein klares und konsequentes Verhältnis traten, diesen Forderungen nicht entziehen. Jeder Atemzug im Dunstkreis dieses geistigen Lebens stärkte, ihnen unbewußt, diese Ansprüche in ihnen. Was als Wertidee in allem Schaffen und Fortschreiten der Zeit lebendig war, wurde auch ihnen zum Maßstab für ihr eigenes Schicksal. Das wäre geschehen, auch wenn keine wirtschaftliche Frauenfrage dazu gekommen wäre. Auch wenn das Haus nach wie vor Raum gehabt hätte für alle, die heute dem Lebenskampfe Auge in Auge gegenüber stehen, würden wir eine Frauenbewegung gehabt haben, so gut wie z. B. die Vereinigten Staaten mit ihrem nicht Frauen- sondern Männerüberschuß eine Frauenbewegung gehabt haben, so gut wie ein Agrarland wie Finnland eine Frauenbewegung hat.

Und umgekehrt: aus dieser geistigen Entwicklung, die vorangegangen war, ergab sich die Art der Betrachtung der wirtschaftlichen Frauenfrage, die wir heute als Frauenbewegung bezeichnen. Es hätte sich ja denken lassen, daß man für die wirtschaftliche Frauenfrage auch andere Lösungen gesucht hätte, als gerade die emanzipatorische, die sich in allen Kulturstaaten einheitlich durchgesetzt hat. Man könnte sich damit begnügt haben, wirtschaftliche Veranstaltungen, also etwa eine Junggesellensteuer oder dergl., als die Lösung der wirtschaftlichen Frauenfrage anzusehen. Tatsächlich aber will man eben *mehr*, als nur die Lösung einer wirtschaftlichen Frage; die wirtschaftliche Frauenfrage ist im Programm der Frauenbewegung nur *eine* von einer ganzen Reihe von Aufgaben, nur eines von einer ganzen Anzahl von Lebensgebieten, auf denen die alten Zustände dem neuen Denken der Frau nicht mehr entsprechen. Jener ideelle Faktor, der zwar nicht mehr in der alten Form als abstrakte Forderung von Menschenrechten auftritt, sondern der in der modernen Frau zu Blut und Temperament geworden ist, spricht bei der Betrachtung aller wirtschaftlichen Fragen mit, und er würde sein energisches Veto einlegen bei allen Lösungen der Frauenfrage, die diesem neuen Denken nicht entsprechen. An dieser Tatsache scheitert die Lösung, die Elisabeth Gnauck-Kühne in ihrem schon erwähnten Buch für die Frauenfrage des Mittelstandes in erster Linie angibt. Sie beleuchtet in sorgfältigen statistischen Studien den volkswirtschaftlichen Charakter der bürgerlichen Frauenfrage. Aber die Lösung, die sie gibt, läßt eben jene starken geistigen Faktoren außer acht: das Mittelalter *löste* seine Frauenfrage tatsächlich durch die weiblichen Klöster, für die Frauenfrage der Neuzeit *diese* Lösung vorschlagen, heißt die Entwicklung zurückschrauben wollen, heißt bestenfalls nur einer kleinen Minderheit der Frauen helfen, für die sich das Bedürfnis nach einer Versorgung auftut.

Natürlich hat die Entstehung der wirtschaftlichen Frauenfrage in den Industriestaaten auf die Entfaltung der innern Kräfte der Frauenbewegung ihren Einfluß gehabt, so wie der Lauf eines Stromes durch das Terrain bestimmt ist, das, ihn einengend, seine Wucht und Geschwindigkeit erhöht. Die geistige Entwicklung drängte die Frau auf Ausweitung, Vervielfältigung ihrer Möglichkeiten der Lebenserfüllung — die wirtschaftlichen Verhältnisse brachten statt dessen eine Einengung; ihr inneres Bedürfnis war größere Freiheit — das Leben brachte ihr neue Beschränkungen; ihr sozialethisches Ideal war Selbstverantwortlichkeit — die Verhältnisse nahmen ihr ihre Verantwortungen mehr und mehr ab und zwangen sie zu hilfloser Untätigkeit. So wird aus einer rein innerlichen, auf ideelle Werte gerichteten Gedankenströmung eine soziale Bewegung, in der das vom einzelnen innerlich Errungene zu einem Programm für die Masse umgeprägt wird, in der zeitweise auch die wirtschaftlichen Dinge als die praktisch naheliegenden und akut besserungsbedürftigen einen beherrschenden Raum einnehmen.

Aber darum ist die Frauenbewegung doch nicht in den Rahmen der wirtschaftlichen Frauenfrage gebunden. Das, was sie will, greift, wie schon gesagt, weit über augenblickliche wirtschaftliche Notstände hinaus und ist mit der Beseitigung dieser Notstände nicht ohne weiteres erledigt. Ihre Forderungen sind durch den Individualismus emporgetrieben und im Grunde nichts anderes als die dem modernen Bewußtsein allgemein eigentümliche Steigerung der Ansprüche des *Einzelnen* an die Allgemeinheit. Es liegt in der Natur dieser Ansprüche, daß sie in der *einen* Hälfte der Menschheit nicht zum Schweigen kommen, so

lange der anderen Hälfte augenscheinlich weitere und mannigfaltigere Möglichkeiten individueller Lebensgestaltung gegeben sind. Alle Einzelnen streben, die Grenzen ihres Lebensspielraumes gegen die Rechte der Gesamtheit hin so weit wie möglich hinauszuschieben; zum Maßstab des Erreichbaren wird der Vergleich mit den Anderen. Die Frauen werden ganz sicher, durchaus abgesehen von der wirtschaftlichen Frauenfrage, nicht aufhören, diesen Vergleich für sich zu ziehen, und sich bemühen, der Gesamtheit die gleiche Bewegungsfreiheit für die Einzelnen abzuringen, die sich der Mann gesichert hat. Die gleich *individuelle* Bewegungsfreiheit — d. h. natürlich nicht wörtlich abgeschrieben die *gleichen* Gesetzesparagraphen. Denn es könnte sein, daß der Frau in anderer Form wie dem Manne diese individuelle Bewegungsfreiheit gesichert werden muß. Ein Beispiel dafür ist der Arbeiterinnenschutz. Scheinbare Beschränkungen, die der *Frau* auferlegt werden, dienen tatsächlich dazu, ihr das Muttersein neben der Industriearbeit zu ermöglichen.

Die Anerkennung der geistigen Triebkräfte in der Frauenbewegung *neben* den wirtschaftlichen, ja als Maßstäbe für die Beurteilung und Behandlung der wirtschaftlichen Frauenfrage, die Auffassung der Frauenbewegung als einer Doppelbewegung von — man möchte sagen geistigen Formprinzipien und wirtschaftlichen Inhalten hat, vor allem von *Helene Lange* theoretisch begründet, die bürgerliche Frauenbewegung in all ihren Kundgebungen beherrscht. Sie findet sich auch in einer Darstellung der Frauenbewegung, die kürzlich in der von Weinel herausgegebenen Sammlung „Lebensfragen" erschienen ist: „Die Frauenbewegung, ihre Ziele und ihre Bedeutung" von *Elsbeth Krukenberg*. Es ist eine für die breitere Masse der Gebildeten gedachte populäre Behandlung der Frauenfrage, in der historische Rückblicke und theoretische Erläuterungen eine Skizze des gegenwärtigen Standes der Frauenbewegung beleuchten. Als eine „Einführung" dürfte sie, abgesehen von der guten Auswahl und Zusammenfassung der Tatsachen, die sie gibt, auch deshalb geeignet sein, weil sie den Fragen gerade von dem Standpunkt aus nahe tritt, der einer im Leben stehenden, warmherzigen Frau der gebildeten Gesellschaft natürlich ist.

Nach dieser Auffassung ist der Fortschritt der Frauenemanzipation durchaus nicht abhängig davon, ob es der Frau tatsächlich gelingt, in der volkswirtschaftlichen Produktion mit dem Manne gleiche Werte zu schaffen. Natürlich wird sie sich ein voll ausgefülltes, ihren Neigungen und Fähigkeiten entsprechendes Arbeitsfeld suchen, irgend ein Feld, wo sie, ob im Hause oder im Berufe oder auch in der sozialen Fürsorge, eine volle menschliche Arbeitsleistung für das Ganze einsetzt. Und auf Grund dieser Leistung wird sie — ob sie damit wirtschaftliche oder nur ideelle Werte schafft — beanspruchen, als vollwertiges Glied des sozialen Körpers eingeschätzt zu werden, und versuchen, die Allgemeinheit für diesen Anspruch zu erwärmen. Das tut sie damit, daß sie den Werten der Männer *ihre* Werte gegenübergestellt und dafür Verständnis zu wecken sucht — durch Worte und vor allem durch *Leistungen*.

Monatsschau über auswärtige Politik.

Von

Theodor Schiemann.

20. August 1905.

Der letzte Monat hat uns in der Frage, welche die große Politik seit 18 Monaten meist beschäftigte, der Entscheidung erheblich näher geführt. Der russisch-japanische Krieg ist in der Mandschurei zum stehen gekommen. Dank den Bemühungen Roosevelts ist in Portsmouth auf halbem Wege zwischen New York und Washington die Friedenskonferenz zusammengetreten, die bestimmt ist, die russisch-japanischen Rechnungen zum Abschluß zu bringen. Seit Witte am 27. Juli von Cherbourg aus seine Fahrt über den Ozean antrat sind kaum vier Wochen, seit dem Beginn der Verhandlungen kaum 14 Tage hingegangen und schon läßt sich ein baldiges Ende vorhersehen. Mit außerordentlicher Energie ist von beiden Seiten das Werk betrieben worden, und wenn das Ergebnis kein Friedensschluß sein sollte, werden wenigstens die Konzessionen des einen und die Ansprüche des andern Teiles sich in voller Deutlichkeit übersehen lassen. Wir urteilen aber entschieden optimistisch und hoffen sogar, daß die nächste Zukunft den Abschluß der Friedenspräliminarien und danach den Waffenstillstand bringen wird. Es läßt sich schon jetzt erkennen, daß Japan den Hauptnachdruck darauf legt, daß seine Stellung auf Korea endgültig gesichert wird, und daß Rußland auf die Angriffsstellung verzichtet, die es in der Mandschurei und auf der Halbinsel Liatung einnahm. Da in diesen Hauptfragen eine Einigung, wie mit Sicherheit bekannt geworden ist, bereits erzielt wurde, können wir uns nicht vorstellen, daß an mehr nebensächlichen Streitpunkten die Verständigung scheitern könnte. Es handelt sich dabei namentlich um Sachalin, das die Japaner mittlerweile okkupiert haben, denn von einer Eroberung kann kaum die Rede sein, da Rußland so gut wie gar keine Truppen auf der Insel hatte. Schon aus diesem Umstande läßt sich schließen, daß für das Petersburger Kabinett der Besitz der Insel mehr einen ideellen, von der Zukunft zu erwartenden, als einen realen und aktuellen Wert hat. Die begonnene Umstellung Wladiwostoks aber bedeutet nur wenig, da dieser Ort stärker ist als Port Arthur und wie es scheint auch besser für einen hartnäckigen Widerstand vorbereitet werden konnte. Ganz gleichgültig aber ist die eben beginnende Okkupierung der Küsten von Kamtschatka. Der nahende Winter kann schon bald jede Operation unmöglich machen. Was aber die Kriegsentschädigung betrifft, so scheint es, daß sich ein Modus des Verrechnens finden läßt, mit dem der russische Stolz sich zufrieden geben kann. Endlich läßt sich nicht übersehen, daß in der Tat seit den Tagen des Rückzugs von Mukden und Tienlin der Bestand der russisch-mandschurischen Armee sich wesentlich gebessert hat. Man hat jetzt lauter Kerntruppen beisammen und die Mannschaften

blicken — ob mit Recht oder mit Unrecht bleibe dahingestellt — voller Vertrauen auf den neuen Oberkommandierenden Linewitsch und auf den möglichen Ausgang eines erneuten Kampfes. Das ist sehr nachdrücklich in Proklamationen und Adressen an den Zaren zum Ausdruck gekommen. Die Japaner haben es dann an korrespondierenden Erklärungen nicht fehlen lassen, und der nüchtern urteilende Beobachter wird sich sagen müssen, daß beides natürlich ist und im Grund herzlich wenig zu bedeuten hat. Auch das ist eine Form der Reklame und der ungeheuren Zeitungsschlacht, die den blutigen Kämpfen in der Mandschurei und in den Gewässern von Tsuschima parallel gegangen ist. Eine pessimistische Beurteilung der Friedensaussichten finden wir fast nur in der englischen Presse, und das kann nicht wunder nehmen, da man jetzt in London von der Überlegenheit Japans ganz durchdrungen ist und es gewiß gern sehen würde, wenn die Armee Linewitschs ein Sedan erleben sollte. Man darf eben nicht vergessen, daß Rußland noch niemals auch nur annähernd eine gleich starke Heeresmacht auf asiatischem Boden beisammen gehabt hat. Kommt es zum Frieden, so ist nichts wahrscheinlicher, als daß ein Teil dieser noch intakten Armee in Turkestan, an den persisch-afghanischen Grenzen zurückbleibt, um die dort stehenden Truppen zu verstärken. Es ist fast als selbstverständlich zu betrachten, daß Rußland sein arg erschüttertes Ansehen in diesen Gebieten russisch-englischer Rivalität mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln wieder herzustellen bemüht sein wird. Das aber fürchtet England nicht mit Unrecht. Die jüngsten Verhandlungen im englischen Parlament, die Reden von Lord Roberts, die heftige Fehde, die zwischen Kitchener und Curzon ausgefochten worden ist und mit dem Rücktritt des letzteren von seiner Stellung als Vizekönig von Indien und seiner Ersetzung durch Lord Minto, den früheren Generalgouverneur von Kanada, geendet hat, das alles weist darauf hin, daß man diesen Möglichkeiten mit Sorgen entgegensieht und an der Leistungsfähigkeit der englischen Armee ernste Zweifel hegt. Wollten wir hier wiederholen, was alles in der englischen Presse und in den Meetings gesagt worden ist, die diese Frage behandelten, man würde uns böswilligster Anschwärzung der englischen Armee anschuldigen. Und im Grunde wäre das begreiflich, denn dergleichen sagt man wohl selbst, aber man erlaubt nicht andern es zu sagen.

Immerhin verdient es in diesem Zusammenhang beachtet zu werden, daß England mit Japan um eine Erneuerung und Erweiterung des 1902 abgeschlossenen Bündnisses verhandelt. Wird das Bündnis perfekt, wie wir wohl mit Recht annehmen, so wird aller Wahrscheinlichkeit nach Japan seine Armee der eventuellen Verteidigung der englischen Interessen in Indien und Zentralasien zu Dienst stellen müssen und damit wäre man allerdings in London aller Sorgen ledig, die von dieser Seite her drohen können. Ob freilich die Rechnung klug genannt werden kann, wenn man von Erfolgen des Augenblicks absieht und weitere Zeiträume ins Auge faßt, das ist eine ganz andere Frage. Die Siege Japans haben nicht nur die Hoffnungen, sondern auch das Selbstgefühl der ganzen und halben Vasallen oder Untertanen europäischer Mächte in Asien erstaunlich gehoben. Eine Bundesgenossenschaft Japans, die zum Einrücken japanischer Truppen in Indien oder gar in Afghanistan und Persien führt, muß dem Prestige Englands eine schwer heilbare Wunde schlagen, auch wenn diese Kombination zunächst die englische Stellung kräftigen sollte. Denn Bündnisse werden auf bestimmte Zeiträume abgeschlossen und finden früher oder später

ihr Ende. Was dann als Niederschlag früher errungener Vorteile nachbleibt, führt zu neuen Möglichkeiten, unter denen auch die zählt, daß einmal die Parole „Asien für die Asiaten" zu einem allgemein aufgenommenen Losungswort wird. Doch das sind heute schattenhafte Zukunftsbilder und die Gegenwart hat jedenfalls mit dem engeren Zusammenrücken der großen Seemacht des Abendlandes mit der neuen See- und Landmacht Ostasiens zu rechnen, sowie mit der weiteren Tatsache, daß England immer mehr seinen Schwerpunkt außerhalb Europas zu suchen beginnt. Darin liegt vielleicht eine der Ursachen, aus denen die gegenwärtige Spannung der Weltlage zu erklären ist.

Inzwischen ist das englische Parlament vertagt worden, nachdem die Opposition noch einmal den vergeblichen Versuch gemacht hat, das Ministerium Balfour zu Fall zu bringen. Einen Augenblick konnte Campbell-Bannerman glauben, den Sieg bereits in Händen zu haben. Aber an der kühlen Entschlossenheit Balfours, seinen Posten zu behaupten, solange der Buchstabe der englischen Verfassung es gestattete, ging diese Hoffnung zuschanden und zunächst spricht nichts dafür, daß er vor 1907 die heiß ersehnten Neuwahlen ausschreiben wird. Auch konnte er der englischen Nation noch die Genugtuung bieten, ihr die französische Flotte als englischen Gast im Hafen von Portsmouth vorzuführen und die Freundschaft beider Nationen und den durch diese Freundschaft gesicherten Weltfrieden in hohen Tönen zu feiern. Der vorausgegangene Besuch der Engländer in Brest und die nachfolgende Entsendung des englischen Geschwaders in die Ostsee, sind von der öffentlichen Meinung des Landes mit gleicher Befriedigung aufgenommen worden. Man sah darin gleichsam eine Genugtuung nach dem schwer empfundenen Sturz von Delcassé! Es war wenigstens ein Teil des mit ihm vereinbarten Programms, wenn auch nicht jenes englisch-französische Bündnis, dessen Abschluß man vorbereitet hatte.

Bei uns hat man diese Dinge ohne alle Aufregung angesehen. Nachdem durch die im Prinzip bereits gesicherte Marokkokonferenz den bösen Differenzen, die sich zwischen uns und Frankreich zuzuspitzen drohten, alle Schärfe genommen ist und über die friedliche Tendenz der französischen Politik kein Zweifel mehr aufkommen kann, kann es uns nur lieb sein, wenn Frankreich auch nach der englischen Seite sich völlig gesichert weiß. Das Fortbestehen der französisch-russischen Allianz, die durch die Annäherung die zwischen uns und Rußland sich dank den persönlichen Beziehungen zwischen Kaiser Wilhelm und dem Zaren vorzubereiten scheint, doch einen neuen Charakter gewonnen hat, muß allen Teilen zu gute kommen und die Nervosität beseitigen helfen, deren zeitweiliges Bestehen abzuleugnen Torheit wäre. Auch hört man jetzt in allen Sprachen und von allen Seiten Proteste, die sich gegen die Alarmisten richten, die bald hier, bald dort, eine Kriegsgefahr auftauchen sahen und tatsächlich ein Gefühl der Unsicherheit in aller Welt aufkommen ließen. Jetzt beginnt es langsam zu schwinden, obgleich von einem völligen Aufhören der unheilvollen Tätigkeiten jener Kriegswetter-Propheten noch immer nicht die Rede sein kann. Aber der Widerhall beginnt zu versagen und das ist ein günstiges Omen für die Zukunft.

Das Manifest des Zaren vom 19. August, durch welches Rußland in die Reihe der konstitutionellen Staaten eingeführt wird, läßt sich wohl als ein welthistorisch-bedeutsames Ereignis bezeichnen. Die Ironie der Wirklichkeit hat gewollt, daß die schließliche Redaktion der russischen Verfassung aus der Feder des Mannes hervorgegangen ist, der seit bald 25 Jahren der Vertreter des Absolutismus

quand même in Rußland gewesen ist. Der Oberprokurator des heiligen Synod, der 80jährige Geheimrat Pobjedonoszew, hat schon ein Fundament seiner Lebensanschauung zusammenbrechen sehen, als der Zar sich entschloß, der Gewissensfreiheit ihr Recht zu gewähren, jetzt ist das zweite zusammengebrochen, das Dogma von der nicht zu beschränkenden Machtvollkommenheit des Zaren, die Ssamodershawije, das dritte: der Verzicht auf die gewaltsame Nationalisierung muß folgen. Und damit sind wir an die Schwellen eines neuen Rußland getreten, das, in einer Zeit äußerer Gefahren und innerer Wirren ins Leben gerufen, wie wir wünschen und hoffen die Kraft zeigen wird, sich selbst zu beherrschen, und das Reich zu neuem besseren Leben zu verjüngen.

Was Rußland erhalten hat, ist ein wirkliches Parlament mit dem aus den höchsten russischen Würdenträgern bestehendem Reichsrat als Oberhaus. Das Unterhaus heißt Gossudarstwennaja Duma, was am besten mit „Reichstag" zu übersetzen ist. Dieser Reichstag entsteht aus indirekten allgemeinen geheimen Wahlen, wobei ein nicht hochgegriffener Zensus Voraussetzung ist. Vom aktiven Wahlrecht ausgeschlossen sind nur Frauen und Männer unter 25 Jahren, das passive Wahlrecht ist im wesentlichen dasselbe, das für die Semstwos und Stadtvertretungen gilt, nur etwas weiter ausgedehnt, und mit dem wichtigen Unterschied, daß auch die Bauern eine entsprechende Vertretung finden. Der Wunsch der russischen Liberalen nach einer allständischen Versammlung ist also erfüllt, der nach direkten gleichen Wahlen und nach einem Wahlrecht der Frauen nicht erfüllt worden. Beschränkungen des aktiven oder passiven Wahlrechts wegen der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Konfession oder Religion treten nicht ein, wohl aber wird für alle Mitglieder des Reichstages die Beherrschung der russischen Sprache gefordert. Sehr merkwürdig ist es, daß allen Beamten, wenn sie nicht auf ihre Stellung verzichten, das passive Wahlrecht entzogen wird, eine Bestimmung, die nicht unbedenklich erscheint, wenn man erwägt, daß fast alle höher Gebildeten in Rußland Beamte sind. Aber in Anbetracht des Hasses, der heut in Rußland gegen den Tschinownik herrscht, wird wahrscheinlich gerade diese Bestimmung Beifall finden. Die Wahlen finden auf 5 Jahre statt, und die Dauer der jährlichen Sitzungsperioden wird durch kaiserlichen Ukas festgesetzt. Was die Kompetenzen des Reichstages betrifft, so finden wir nicht, daß sie denen des deutschen Reichstages nachstehen, sobald man den Bundesrat in Parallele mit dem russischen Reichsrat stellt. Ein Gesetz kommt zu stande, nachdem der Reichsrat sich den Beschlüssen des Reichstages angeschlossen und der Zar seine Zustimmung erteilt hat. Auf die Detailbestimmungen, an welchen manches noch nicht genügend geklärt erscheint, da bisher nur ein Auszug, nicht der volle Wortlaut des Ukases vorliegt, können wir nicht eingehen. Es genügt zu erwähnen, daß auf Grund der dem Reichstag zugewiesenen Kompetenzen, alle Staatsangelegenheiten, die mit dem Finanzwesen in Zusammenhang stehen, herangezogen werden können, daß der Reichstag das Recht der Gesetzesinitiative und der Interpellation hat, daß seinen Mitgliedern volle Meinungs- und Redefreiheit zugesichert wird, die stenographischen Berichte — unter gewissen Voraussetzungen auch der geheimen Sitzungen — veröffentlicht werden dürfen, der Presse der Zutritt gestattet wird, und daß den Reichsboten 10 Rubel Diäten und Reisegelder gesichert werden. Gegen Obstruktion und Absentismus ist eine Reihe von recht vernünftigen Kautelen vorgesehen, die Feststellung der Geschäftsordnung und die

Wahl des Präsidenten der Versammlung dem Reichstage selbst überlassen. Kurz das alles erscheint wohlerwogen und einer gesunden Entwicklung fähig, zumal das zarische Manifest noch die ausdrückliche Versicherung bringt: „Wir wollen dafür sorgen, daß die Organisation der Gossudarstwennaja Duma vervollkommnet werde und wenn im Laufe ihres Bestehens sich die Notwendigkeit zeigen sollte, Abänderungen vorzunehmen, wie sie den Anforderungen der Zeit und dem Wohle des Reiches entsprechen, so werden wir nicht verfehlen, zu gegebener Zeit die nötigen Anweisungen zu erteilen." So läßt sich hoffen, daß in der Tat damit für Rußland eine neue bessere Zeit anbricht. Aber allerdings, die Ordnung im Reiche muß vorher wieder hergestellt und den unerträglichen gesetzlosen Zuständen ein Ende gesetzt werden, die jede Sicherheit für Leben und Ordnung in Frage gestellt haben. Aus dieser unumgänglichen Notwendigkeit ist es wohl auch zu erklären, daß die Regierung es unterlassen hat, mit der Verleihung der Verfassung auch die Verkündigung von Grundrechten zu verbinden, die jedem Einzelnen Schutz vor regelloser Willkür sichere.

Das Manifest kündigt an, daß die Gossudarstwennaja Duma spätestens Mitte Januar 1906 zusammentreten soll. Bis dahin ist nur noch kurze, und doch eine entsetzlich lange Zeit, wenn man bedenkt, wieviel Unheil inzwischen geschehen kann, wenn nicht schnell und energisch der steigenden Verwilderung der Massen entgegengetreten wird. Am schlimmsten sieht es jetzt in den deutschen Ostseeprovinzen Rußlands aus, in denen teils aus Anarchisten, teils aus Räubern und Dieben bestehende Banden mordend und plündernd durchs Land streifen. Bisher haben die Gouverneure von Livland und Kurland, Paschkow und Swerbejew, nichts getan, um dem Unheil zu steuern. An die Stelle des ersteren ist inzwischen ein neuer Gouverneur, Sweginzow, gesetzt und in Kurland das Kriegsrecht verkündet worden. Ob damit ein Wandel eintreten wird, bleibt abzuwarten. Im Süden und Osten Rußlands dauert eine agrare Bewegung fort, die auch einen gewalttätigen Charakter zeigt, wenn sie gleich nicht an die Greuel heranreicht, unter denen die Ostseeprovinzen zu leiden haben, im Zentrum aber droht eine Hungersnot. Endlich gärt es noch immer in der Marine und wie es heißt, auch in der von der revolutionären Propaganda unterwühlten Armee.

So fällt es schwer, sehr zuversichtlich in die Zukunft zu blicken; aber wenn die russische Intelligenz nach Erlaß des Verfassungsmanifestes einmütig zusammenhält, und die Spitzen der Verwaltung sich endlich auf ihre Pflicht besinnen, kann noch sich alles zum Besseren wenden. Je früher jetzt die Nachricht vom geschlossenen Frieden eintrifft, um so größer ist die Aussicht auf eine Pacificierung im Innern des Reiches. Wir möchten dabei auf die ungeheuere Verantwortlichkeit hinweisen, die der außerhalb der russischen Grenzen erscheinenden radikalen und revolutionären russischen Presse zufällt. Von ihr empfängt die russische Intelligenz die Parole. Lautet das Losungswort auf Fortführung der Opposition, so können die Folgen die allerschlimmsten sein. Die Reformära Alexanders II. ist infolge eines sehr ähnlichen Treibens in die Reaktionsperiode Alexanders III. und das Regime Plehwe übergegangen — das sollte als ernste Warnung nicht vergessen werden!

Die Trennung Norwegens von Schweden ist nunmehr eine vollzogene Tatsache geworden. Rund 90 Jahre sind hingegangen, seit der Wiener Kongreß beide nahe verwandte Nationen aneinander gekoppelt hat, aber drei Menschenalter haben nicht genügt, die inneren Gegensätze, die fortbestanden, auszugleichen.

König Oskar, dem dieser Bruch besonders schmerzlich sein mußte, hat, indem er am 7. August die Regierung zeitweilig dem Kronprinzen übertrug, es abgelehnt, weiter an der Erledigung der unheilbar gewordenen Differenzen mitzuarbeiten. Die Abstimmung der Norweger am 13. August läßt keinen Zweifel mehr übrig, daß die Trennung eine dauernde bleiben wird. Und doch ist ein versöhnender Ausgang noch möglich. Die Norweger sind monarchisch, nicht republikanisch gesinnt, und es ist nicht undenkbar, daß sie schließlich den Prinzen Karl von Schweden zu ihrem König wählen und daß der Prinz mit der Zustimmung von Vater und Bruder die Wahl annimmt. Was dagegen spricht, ist die Erbitterung des schwedischen Volkes über die Norweger. Aber man sollte annehmen, daß ruhige Überlegung über diese Stimmungen hinweghelfen muß. Sollte das Haus Bernadotte sich versagen, so wird die Wahl eines dänischen Prinzen wahrscheinlich; erst in dritter Linie wird an eine Republik gedacht. Welches immer der Ausgang sei, es läßt sich mit Bestimmtheit darauf rechnen, daß unsere Beziehungen zu Norwegen unter der bevorstehenden Entscheidung nicht zu leiden haben werden.

Auf der Balkanhalbinsel dauert die Gärung fort. Die makedonische Frage ist trotz aller Bemühungen der Reformmächte nicht um einen Schritt der Lösung näher gekommen. Bulgaren, Griechen, Serben, Kuzo-Walachen, Patriarchat und Exarchat bekämpfen sich mit stets gleicher Erbitterung, und das demoralisierende Treiben der konkurrierenden Agitation der Nationalitäten und Konfessionen hat Zustände gezeitigt, die in der Tat unerträglich geworden sind.

Ganz ähnlich aber liegen die Verhältnisse in Kreta. Die erhitzten politischen Leidenschaften lassen sich trotz der fremden Kriegschiffe in den kretensischen Häfen nicht niederhalten und alle Ermahnungen zur Geduld verhallen wirkungslos. Die Vereinigung mit Griechenland bleibt die nicht zu unterdrückende Losung.

Das Attentat gegen den Sultan am letzten Selamlik scheint anarchistischen Ursprungs zu sein. Es ist aber Aussicht vorhanden, den Zusammenhängen des Komplotts auf die Spur zu kommen, und das wäre um so wichtiger, als in Konstantinopel stets die Neigung vorhanden ist, die Schuld bei einer der christlichen Bevölkerungen des Reichs, Armenier oder Bulgaren zu suchen; der Anarchismus aber ist international und sucht seine Opfer überall da, wo er durch seine Ruchlosigkeit große Erschütterungen hervorzurufen hofft. In der Tat, es sind Feinde der Menschheit und sie verdienen als solche behandelt zu werden.

Der großen arabischen Revolte gegenüber zeigt die Pforte wirklich Energie. Schakir Pascha ist im Begriff, Yemen zum Gehorsam zurückzuführen, und das ist von der allergrößten Wichtigkeit, da der Verlust gerade dieser Provinz, die die heiligen Stätten des Islam, Mekka und Medina zu hüten hat, nicht nur eine Erschütterung der Stellung des Sultans, sondern der gesamten islamischen Welt bedeuten würde.

In Südwestafrika stehen wir immer noch ernsten Sorgen gegenüber. Die Art und Weise, wie die englischen Autoritäten im Kaplande ihre nachbarlichen Freundschaftspflichten erfüllen, hat es den einmal über das andere geschlagenen und auseinandergesprengten Haufen der Herero ermöglicht, sich immer aufs neue zu sammeln und in frischer Ausrüstung ihr Räuberhandwerk wieder aufzunehmen. Diese Politik ist nicht nur wenig freundlich, sondern auch kurzsichtig. Sie müßte früher oder später einmal ihren Rückschlag auf englisch-afrikanischem Boden finden.

Es scheint aber, daß neuerdings eine andere, den Interessen aller Beteiligten mehr entsprechende Haltung von der Regierung des Kaplandes eingeschlagen wird. Samuel Maharero mit seinen Leuten ist auf kapländischem Boden entwaffnet worden und die Rückkehr nach Südwestafrika soll ihm verwehrt werden. Damit sind gesunde nachbarliche Beziehungen eingeleitet, und es soll gewiß nicht an uns liegen, wenn sie nicht stetig im guten Sinne sich weiter ausbauen.

Auch in Ostafrika ist es vor kurzem zu einer Erhebung der Eingeborenen gekommen, deren Tragweite sich noch nicht absehen läßt. Aber wir können darauf rechnen, daß die Reichsregierung und der Gouverneur Graf von Götzen nichts versäumen werden, um energisch und rechtzeitig zu tun, was unerläßlich ist.

Kaiser Franz Josef hat seinen 75jährigen Geburtstag unter Verhältnissen gefeiert, die dem ehrwürdigen Herrscher den Tag gewiß nicht zu einem Freudentag gemacht haben werden. Die Dekomposition in Ungarn schreitet stetig weiter, und bis zur Stunde ist wenig Aussicht vorhanden, daß endlich einmal die gesunde Vernunft und der wohlverstandene Vorteil der Ungarn selbst über den in völlige Verblendung geratenen Chauvinismus der Nation den Sieg davonträgt. Aber Kaiser Franz Josef hat noch weit schwerere Zeiten erlebt und überwunden. Wir wünschen ihm und der österreichisch-ungarischen Monarchie, daß er auch dieser Krisis recht bald als einer überwundenen mit dem Bewußtsein denken mag, daß seine Weisheit und Geduld schließlich auch das scheinbar unlösbare Problem glücklich zu lösen vermochte.

Äußerlicher Enthusiasmus.

„Die endlosen Ausdrücke des Entzückens über die Schönheit der Kunstwerke oder der Natur, wie man sie aus so manchem Munde vernimmt, bedeuten ganz und gar nicht eine gesteigerte Empfänglichkeit der Seele für das Schöne, sondern im günstigeren Falle eine Gewöhnung, die ein Stück des guten Tons, eine Seite der allgemeinen Bildung darstellen soll, im ungünstigeren Falle (oder bei minder nachsichtiger Auffassung) ein Zeichen der Zerfahrenheit und Maßlosigkeit des Wesens, das nicht feste Eindrücke ruhig aufzunehmen und nach ihrer Eigenart klärend zu verarbeiten sich gewöhnt hat, sondern statt dessen nur flüchtigen Reizen einen oberflächlichen — wenn auch lebhaften — Ausdruck gibt, und damit denn eigentlich gar nicht als durchgebildet sich bezeugt.“

Aus: W. Münch, Anmerkungen zum Text des Lebens. 3. Auflage. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1904.

Monatsschau über innere deutsche Politik.

Von

W. v. Massow.

20. August 1905.

In Bayern haben im Juli die Neuwahlen zum Landtag stattgefunden. Das Ergebnis war vorauszusehen: ein erheblicher Machtzuwachs der klerikalen Partei, die eine weitere Stufe auf dem Wege zur unumschränkten Macht über den Staat erklommen hat, ein kleiner Gewinn auch für die Sozialdemokratie, weniger in Mandaten als in der Stimmenzahl, und ein entsprechender Verlust für die vereinigten Liberalen. Das Kennzeichen der Lage bei diesen Wahlen war das „schwarz-rote Kartell", das Bündnis der Klerikalen mit den Sozialdemokraten, um den gemeinsamen Feind, die verhaßten Liberalen, an die Wand zu drücken. Es ist das erste Mal, daß die beiden in ihrem innersten Wesen staatsfeindlichen Mächte sich so offen und ungeniert zusammengefunden haben. Es spricht sich darin ein politischer Zynismus aus, der für die Zukunft die merkwürdigsten Aussichten eröffnet. Was die Sozialdemokratie betrifft, so kann man sich über das Bündnis in einer gewissen Beziehung nicht allzusehr wundern. In der süddeutschen und besonders in der bayerischen Sozialdemokratie hat stets mehr ein unbestimmt gefärbter politischer und sozialer Radikalismus, als die von den norddeutschen und mitteldeutschen Führern vertretene marxistische Parteiorthodoxie geherrscht. Darum verschlägt ihr ein offizielles Bündnis mit einer bürgerlichen, sogar bestimmte kirchliche Anschauungen vertretenden Partei, das nach der Parteitheorie eine arge Ketzerei ist und in Norddeutschland nur von Fall zu Fall aus besondern örtlichen und persönlichen Gründen gestattet werden würde, nicht allzuviel. Immerhin war es auch für die bayerischen Sozialdemokraten eine harte Nuß, den Klerikalen Mandate erringen zu helfen, aber sie fürchteten den Sieg des vorwärtsschreitenden, wirtschaftlich lebenskräftigen Bürgertums noch mehr als die Herrschaft des Ultramontanismus, der doch im Grunde die Geschäfte der Revolution besorgt, und in diesem Sinne konnten sie es wagen, ohne allzusehr aus der Rolle zu fallen. Der Ultramontanismus aber hat noch niemals so sehr die Maske fallen lassen, wie bei diesem Wahlbündnis. Sonst hat sich der politische Katholizismus immer nach Möglichkeit hinter den religiösen Katholizismus versteckt, denn seine Machtstellung beruhte darauf, daß er sich äußerlich auf eine sittliche Potenz stützen konnte und damit nicht nur seine Gegner täuschte, sondern auch seine Anhänger und Freunde. Die Zentrumspartei wäre nicht das, was sie ist, wenn sie nicht durch den guten Glauben, daß in ihr der Hort der katholischen Religion und Weltanschauung zu finden sei, unzählige nationale und staatstreue Elemente um sich versammelte, die eben nicht wissen,

welchen letzten weltlichen Zielen sie in der Tat ihre Unterstützung bieten. Außerdem zwingt gerade die ausschlaggebende Stellung, die sich das Zentrum allmählich in unserm parlamentarischen Leben dank der Eigentümlichkeit unserer Parteiverhältnisse erworben hat, diese Partei dazu, die äußere Opposition soweit zu vermeiden, wie es mit ihren Grundsätzen und Interessen irgend vereinbar ist. Sie muß grundsätzlich staatstreu und loyal erscheinen. Über alles das hat sich das bayerische Zentrum hinweggesetzt und offen das Bündnis mit einer Partei gesucht, die Staat und Kirche grundsätzlich feindselig gegenübersteht. Das erklärt sich nur aus einem Machtbewußtsein, das sich für unerschütterlich hält und sich von jeder Rücksichtnahme entbunden glaubt. Vielleicht liegt es in der süddeutschen Volksart, daß man dort allgemein die Feindschaft der Sozialdemokratie gegen den Staat und die Kirche nicht so stark empfindet und nicht so bitter ernst nimmt wie im Norden. Man sucht hinter leidenschaftlichen Gegensätzen in den Meinungen nicht gleich das Ärgste, während der Norddeutsche, zumal der Preuße, mit seinem angeborenen und noch mehr anerzogenen stärkeren Gefühl für Staatsdisziplin und Autorität die Verneinung der bestehenden Ordnung als eine viel größere Gefahr empfindet. Und das übrigens mit Recht, da hier auch die größere Gefahr wirklich vorhanden ist. Aber abgesehen davon muß das bayerische Zentrum seiner Machtstellung auch besonders sicher sein, wenn es ein Bündnis mit den Roten eingehen darf, ohne etwas fürchten zu müssen. Diese Stellung beruht auf seiner rücksichtslos geübten Herrschaft über die Massen, die mit allen Machtmitteln der Kirche in Urteilslosigkeit und politischer Abhängigkeit erhalten werden. Der Art dieser Herrschaft entspricht der demagogische Charakter der Parteiführung, gegen den sich die gemäßigten und politisch gewissenhaften Mitglieder der Partei vergeblich zu wehren suchen. Als vor nicht langer Zeit der Freiherr v. Hertling einmal seinem Unwillen freien Lauf gelassen und in einer auf das maßlose Treiben des Abg. Dr. Heim gemünzten Äußerung von dem „Hausknecht" der Partei gesprochen hatte, da gab es einen gewaltigen Sturm gegen den fürwitzigen Gelehrten, der in allerlei Beschwichtigungsreden auf seine Rettung Bedacht nehmen mußte.

Das Charakteristische der Stellung des Zentrums in Bayern besteht aber auch weiter darin, daß für die Partei jede Rücksichtnahme auf die Staatsidee und die Staatsautorität wegfällt. Ihre Taktik ist die einfache, nackte Brüskierung der staatlichen Gewalten; sie stützt sich auf die naiv-brutale Anschauung der echten Demagogie, daß das parlamentarische Recht der Mehrheit alle öffentlichen Gewalten verpflichtet, sich unter den Terrorismus der einen Partei zu beugen. Darum verbündet man sich direkt mit den ausgesprochenen Feinden des Staates, nur um die Parteien zu bekämpfen, die eine selbständige Autorität des Staates, wie sie nach der Verfassung zu Recht besteht und überdies auch aus praktischen Billigkeitsgründen notwendig ist, aufrechterhalten wollen. Vielleicht wird mancher, dem die Idee eines rein parlamentarischen Systems vorschwebt, meinen, der Anspruch der Mehrheitspartei sei doch im Grunde so unberechtigt nicht; in einem modernen Staat sei dies doch eigentlich das Normale, wenn es auch den Minderheitsparteien natürlich recht unangenehm sei. Doch ist dabei folgendes zu bedenken: Wenn die Regierungsweise eines Staats rein parlamentarisch, also darauf zugeschnitten ist, daß die Leitung aller öffentlichen Angelegenheiten in die Hände der die Mehrheit besitzenden Partei gelegt wird, so muß genügende Sicherheit

vorhanden sein, daß eine Partei die Zeit ihrer Herrschaft nicht benutzt, um die verfassungsmäßigen Rechte der Gegenpartei grundsätzlich zu verletzen und dauernd zurückzudrängen. Dazu gehört vor allem eine breite gemeinsame Basis der sich gegenüberstehenden Parteien, eine gemeinsame Anschauung über Ziel und Inhalt der nationalen Entwicklung, eine Beschränkung der Gegensätze auf die Ansichten über die Wege zum Ziel und die rein politischen Prinzipien, eine unerschütterliche Achtung vor der zu Recht bestehenden Verfassung als der festen Gewähr für jeden gesetzlichen Ausgleich der Gegensätze und jede gesunde Weiterentwicklung. Alle diese Bedingungen, ohne die eine Parlamentsregierung einem Lande nur zum Unsegen werden kann, sind in dem Verhältnis zwischen Klerikalen und Liberalen in Bayern nicht erfüllt. Deshalb ist es ein Glück, daß die Verfassung keinen Anhaltspunkt und keine Unterlage für ein parlamentarisches System gibt. Der bayerische Staat ist paritätisch; über den Parteien steht als selbständiger Wächter des Staatswohls die Krone; die Minister sind ihre Organe, nicht die des Parlaments. Das alles kümmert die Klerikalen wenig. Sie wollen die Staatsautorität vollständig unter ihr Joch zwingen, und leider hat das Verhalten der Staatsregierung unter dem jetzigen Ministerpräsidenten ihnen einen gewissen Anreiz gegeben, sich so zu geberden, als hätten sie bereits den Fuß auf den Nacken der Regierung gesetzt.

Wenn sich übrigens das alte Sprichwort bewährt, daß Hochmut vor dem Fall kommt, so liegt vielleicht in dem Übermut, den das Zentrum, auf seine Macht und seine Erfolge pochend, auch der Staatsgewalt gegenüber zur Schau trägt, die erste Aussicht auf einen Rückschlag. Mit dem schwarz-roten Kartell wird sich, so bequem es dem Ministerium Podewils jetzt auch erscheinen mag, auf die Dauer nicht regieren lassen. Selbst die Geschmeidigkeit der Regierung wird die Schwierigkeiten nicht beseitigen können, die sich für die Durchführung gesetzgeberischer Aufgaben unter solchem Parteiregiment aus dem Zweikammersystem ergeben. Die erste Kammer, der Reichsrat, wird sich diesen Verhältnissen voraussichtlich nicht ohne weiteres beugen; nicht der klerikale, wohl aber der demagogische Charakter des bayerischen Zentrums steht dem entgegen. Und die Dringlichkeit der Gefahr, die Unerträglichkeit einer Parteiherrschaft von so rüdem Charakter und so demoralisierendem Einfluß führt vielleicht einen Aufschwung, ein Sichzusammenraffen und eine neue Kraftentfaltung des Liberalismus herbei. Ein Zusammenschluß der Liberalen aller Schattierungen bei den Wahlen ist bereits erfolgt, und damit ist schon viel gewonnen. Denn was für das gesamte Reich wohl noch auf lange hinaus ein Hirngespinnst bleiben wird, der Traum von der großen liberalen Partei, das ist bei der Lage der Parteien in Bayern eine sehr reale Notwendigkeit. Wenn es auch vorerst nur ein Mittel zur Organisierung des Widerstandes gegen den herrschenden Geist und zur Wiedererweckung der Tatkraft des Bürgertums ist. So kann es doch noch geschehen, daß die schwarzen Gedanken, die man sich vieler Orten über die politischen Verhältnisse in Bayern macht, nicht gerechtfertigt werden. Aber das muß abgewartet werden. Manche werfen auch die Frage auf, ob die Lage nach diesen Wahlen eine Erschwerung der Reichspolitik zur Folge haben wird. Ausgeschlossen ist das leider nicht. Sollte es aber der Fall sein, so ist doch glücklicherweise anzunehmen, daß das vielleicht noch am schnellsten zu einer Änderung der Lage führen könnte. Denn so gern man in Bayern theoretisch und privatim den

Partikularismus pflegt und den Gegensatz gegen das Reich und den Norden hervorkehrt, so sind doch die Realitäten des Reichsgedankens bereits viel zu fest eingewurzelt und durch praktische Vorteile gesichert, als daß eine frivole Gefährdung dieser Einheit, sobald die Gefahr einigermaßen ernst wird, noch ruhig ertragen werden würde. Insofern darf man, so bedenklich das Ergebnis der bayerischen Wahlen auch stimmen mag, nicht einem übermäßigen Pessimismus nachgeben.

Wie in Bayern durch die Wahlen, so war in anderen Teilen Deutschlands die politische Stille des Hochsommers durch Lohnkämpfe unterbrochen, die zum Teil einen recht bedrohlichen Charakter annahmen, schließlich aber doch innerhalb gewisser Grenzen blieben. Wie vor anderthalb Jahren in Crimmitschau, so kam es auch jetzt in der sächsisch-thüringischen Industrie zu einem schweren Konflikt, in dem aber die gefährlichste Krisis glücklich vermieden wurde. Es ist noch rechtzeitig eine Einigung herbeigeführt worden. Schwieriger und verwickelter liegen die Verhältnisse in dem rheinisch-westfälischen Industriegebiet, wo insbesondere nach der durch den Bergarbeiterstreik und die anschließende politische Bewegung geschaffenen Aufregung der Zündstoff nicht so leicht zu beseitigen ist. Dort stehen jetzt die Arbeiter des Baugewerbes im Kampfe gegen die Unternehmer. Die Entscheidung ist bis zu diesem Augenblick noch nicht gefallen. Die Arbeit ruht, und die Arbeitgeber schließen sich zusammen und treffen ihre Gegenmaßregeln. Lange wird wohl freilich das Ende des Kampfes nicht auf sich warten lassen.

Auch die Bergarbeiterschaft steht noch unter den Nachwirkungen ihres großen Streiks wie bei einem nachgrollenden Gewitter. Die Ausführung der neuen Berggesetznovelle steht bevor, vor allem die Wahl der Arbeiterausschüsse. Und schon erhebt sich ein Zweifel, der geeignet ist, unter den Arbeitern die größte Aufregung hervorzurufen. Das Gesetz bestimmt nämlich als Voraussetzung der Ausübung des aktiven und passiven Wahlrechts für die Arbeiterausschüsse eine ununterbrochene Arbeitszeit von bestimmter Dauer. Nun entsteht die Frage: Soll der letzte Streik als Unterbrechung der Arbeitszeit im Sinne des Gesetzes gelten? Wird diese Frage bejaht, wie es dem Buchstaben nach geschehen kann und von eifrigen Parteigängern der Arbeitgeber befürwortet wird, dann bedeutet das die Ausschließung des größten Teils der Arbeiter vom Wahlrecht; es bedeutet für die Arbeiter zum mindesten die Unmöglichkeit, gerade ihre Führer und Vertrauensmänner in die Ausschüsse zu bringen. Fällt die Entscheidung der Frage wirklich in diesem Sinne, wofür die Möglichkeit vorliegt, so würde das auf das tiefste zu bedauern sein, da es als eine hinterlistige Übertölpelung der Arbeiter und als Täuschung ihres Vertrauens angesehen werden müßte. Weitblickende Arbeitgeber werden daher ihren ganzen Einfluß aufbieten müssen, um eine so verhängnisvolle Deutung des Gesetzes zu verhindern.

Auch in diesem Jahre hat der Kaiser seine übliche Sommerfahrt in die nordischen Gewässer — diesmal in die Ostsee und an die schwedische Küste — unternommen und nach seiner Rückkehr einige Zeit militärischen Besichtigungen gewidmet. Diese Zwecke führten ihn nach der Provinz Posen, und hier hat er am 10. August in der alten Bischofsstadt Gnesen Gelegenheit genommen, in einer bedeutungsvollen Rede die Lage in unserer Ostmark zu beleuchten.

Die Gnesener Kaiserrede hat besonders zwei Punkte hervorgehoben, die in der Polenpolitik eine bedeutungsvolle Rolle spielen, die Ansiedlungspolitik und die Stellung des polnischen Klerus. Wenn ich es vermeide, diese beiden Punkte

direkt als die wichtigsten zu bezeichnen, so geschieht das, weil ich nach meiner Auffassung der Polenfrage gern die Aufmerksamkeit darauf hinlenke, daß die Aufgabe, dem Deutschtum in unserer Ostmark die entscheidende Stellung und den völligen Sieg zu erkämpfen, nicht durch besondere Mittel und Maßregeln allein zu lösen ist, sondern daß auf allen Gebieten im nationalen Sinne gearbeitet werden muß und nur im Zusammenwirken aller Berufszweige für das Deutschtum der Erfolg gesichert werden kann. Aber soweit diese Bewegung auch von Staats wegen durch besondere Maßregeln unterstützt werden muß, ist die Ansiedlungspolitik unzweifelhaft das wirksamste, vornehmste und grundlegende Mittel zum Erfolg. Darum gilt es hier beständig unsern Landsleuten im Osten den Mut zu stärken und sie des Gefühls der Verantwortlichkeit für ihren nationalen Vorposten- und Grenzwachdienst bewußt werden zu lassen. Es bedarf solcher Mahnungen recht sehr, und mancher, der es immer wieder versucht, solche Gedanken im öffentlichen Bewußtsein wach zu halten, kommt sich selbst oft vor wie die Stimme eines Predigers in der Wüste. Ein Kaiserwort aber, so weithin schallend und mit so ernstem Nachdruck gesprochen, dringt doch noch an manche Herzen, die sich sonst dem unbequemen Erinnern an nationale Pflichten verschließen. Darum begrüßen wir die Gnesener Rede besonders als einen starken Appell an dieses Pflichtgefühl. Die Gefahr liegt ja bei diesem Kampfe viel weniger in der Möglichkeit des Unterliegens — denn wo der Deutsche bisher den Kampf wirklich aufgenommen hat, ist er dem Polen noch immer überlegen gewesen — als in der einstweilen noch überwiegenden Neigung, dem Kampf aus dem Wege zu gehen. Nun sorgen ja die Polen mit stets wachsender Leidenschaft selbst dafür, daß die früher bestehende Neigung der Deutschen, bei unmittelbarer Berührung mit den Polen alles über sich ergehen zu lassen und so gleichgültig wie möglich zu bleiben, überhaupt nicht mehr durchführbar ist. Aber es bleibt immer noch die schlimmere und leider zugleich die einfachste Lösung übrig, sich dem Kampf zu entziehen, indem man ihn durch räumliche Trennung unmöglich macht und dem Lande den Rücken kehrt. Gegen diese nationale Fahnenflucht hat der Kaiser sein gewichtiges Wort in die Wagschale gelegt.

Hat der Kaiser damit das gefährlichste Hindernis für den Fortschritt des Deutschtums in den Reihen unserer Landsleute warnend gekennzeichnet, so hat er zugleich auch auf den tatkräftigsten Helfer des Polentums hingewiesen, den polnischen Klerus, dem es immer noch gelingt, seine rein nationale Kampftätigkeit, bei der die Interessen der Kirche rücksichtslos in den Dienst der polnischen Zukunftshoffnungen gestellt werden, als eine Pflicht gegen die angeblich gefährdete katholische Religion hinzustellen. Indem der Kaiser gegen dieses Treiben ernste Worte richtete und eine feierliche Versicherung des verstorbenen Papstes Leos XIII. als Bürgschaft für die Pflichterfüllung aller seiner katholischen Untertanen anführen konnte, gab er Zeugnis von seiner unbeirrten Absicht, an der begonnenen Politik festzuhalten. Das muß uns mit Freude und Vertrauen erfüllen, andererseits aber dürfen wir uns nicht der trügerischen Erwartung hingeben, als ob die polnische Geistlichkeit nun ihre Haltung ändern werde. Haben doch sogar deutsche klerikale Blätter ziemlich unverblümt in ihren Besprechungen der Kaiserrede erklärt, daß der polnische Klerus zu seinem Tun durch das den Polen geschehene Unrecht ganz berechtigt sei und daß die Berufung auf Papst Leo XIII. gar nichts zur Sache tue. Ein Blatt erlaubte sich sogar einen direkten Zweifel an der Richtig-

keit der ausdrücklichen Mitteilungen des Kaisers über sein Gespräch mit Leo XIII. Ein Teil unserer deutschen Klerikalen wird also in seiner Polenfreundlichkeit ebenso unbelehrbar bleiben wie die Polen selbst. Aber für die ehrlichen, deutsch empfindenden Katholiken in der Ostmark selbst, die die Wahrheit kennen, wird das Kaiserwort in Verbindung mit der bedeutungsvollen Mitteilung über eine Äußerung des Oberhauptes der katholischen Kirche eine Stärkung und eine Stütze sein gegenüber jener gewissenlosen Agitation, die die vorbehaltlose Treue gegen Kaiser und Reich und den Gehorsam gegen das Gesetz ebenso für eine Sünde erklärt wie das Gebet in deutscher Sprache. Das allerwichtigste aber ist: mit dem entschiedenen und gewichtigen Kaiserwort ist eine weitere Bürgschaft gegeben für die endliche Stetigkeit und Unbeirrbarkeit unserer Polenpolitik, und das ist mehr als alles andere zu wünschen.

Jugendzeit.

Der Frühling wandelt
Vom südlichen Meer
Und streut eine Fülle
Des Glücks umher,
Die Täler schimmern
Im Blütenkleid —
O goldene herrliche
Jugendzeit!

Wie rauschen die Wälder
So freudig ins Tal
Und netzen die Wipfel
Im Morgenstrahl!
Wir schwenken die Hüte
Und jauchzen weit:
O goldene herrliche
Jugendzeit!

Die Sterne am Himmel,
Die Blumen im Feld,
Die Vögel im Walde,
Die Wogen im Belt,
Sie alle sind mit uns
Zu singen bereit
Von goldener herrlicher
Jugendzeit.

Wir lassen der Tiefe
Die Nacht und den Staub
Und kränzen die Stirnen
Mit Rebenlaub!
Von finstrer Sorge
Der Lenz befreit
In der goldenen herrlichen
Jugendzeit.

O Frühling, o Lieder
O Sonnenschein!
Wie strahlt ihr beglückend
Ins Herz hinein!
Ach, würde die Stunde
Zur Ewigkeit
In der goldenen herrlichen
Jugendzeit!

Aus: Heinrich Vierordt, Ausgewählte Dichtungen. Mit einem Vorwort von Ludwig Fulda. Heidelberg, Karl Winter, 1905.

Bücher und Menschen.

Von

Adolf Bartels.

X.

Schleswig-Holsteins Anteil an deutscher Literatur. — Timm Kröger, Novellen: Eine stille Welt, Der Schulmeister von Handewitt, Hein Wieck, Um den Wegzoll.

Man sollte einmal gründlicher darüber nachdenken, woher es kommt, daß das kleine Schleswig-Holstein dem deutschen Volke im neunzehnten Jahrhundert die größte (und nicht bloß relativ größte) Anzahl hervorragender Dichter geschenkt hat. Nachdem es bereits im siebzehnten Jahrhundert mit Rist, Rachel und Jakob Schwieger nicht ganz übel debutiert und im achtzehnten in Brockes, Hagedorn — die Hamburger gehören eben auch dazu — Gerstenberg, Boie, Claudius, den Stolbergs schon größere, richtunggebende und Dauerndes hinterlassende Talente hervorgebracht hatte, gab es im neunzehnten in Friedrich Hebbel den überhaupt größten Dichter der nachgoethischen Periode und in Klaus Groth und Theodor Storm noch zwei Dichter, die das Maß für die Zugehörigkeit zu den Ersten ihrer Zeit hatten, in ihrer Art einzig und unübertrefflich waren. Damit nicht genug, steuerte Schleswig-Holstein aber auch noch für die zweite Dichter-Generation des Jahrhunderts in Wilhelm Jensen und Detlev von Liliencron zwei bedeutsame Erscheinungen bei, Dichter, von denen der eine ja heute als der größte der lebenden Deutschen gepriesen wird, während der andere zwar neuerdings stark zurückgetreten ist, aber im Hinblick auf sein Gesamtschaffen doch unbedingt unter die eigentümlichsten Talente des Jahrhunderts gerechnet werden muß. Endlich tauchen aus der dritten Generation noch so erfolgreiche Schriftsteller wie Otto Ernst und Gustav Frenssen auf. Das ist aber noch nicht alles: Wer die schleswig-holsteinische Literatur näher kennt, der schreitet auch an den frommen Erzählern J. C. Biernatzki und Nikolaus Fries nicht ohne eine Achtungsbezeugung vorüber, der weiß, daß J. H. Fehrs und Timm Kröger neben ihren Altersgenossen Jensen und Liliencron nicht zu vergessen sind, der läßt die plattdeutschen Dichter Johann Meyer, Paul Trede und Joachim Mähl jeden nach seiner Art gelten, der liest das Beste von Hermann Heiberg und Friedrich Jakobsen auch immer einmal wieder, der stellt Charlotte Niese und Luise Schenck, auch Ottomar Enking, jedenfalls aber Helene Voigt und den plattdeutschen Hamburger Fritz Stavenhagen wohl sogar über die Erfolgreichen der jüngsten Zeit. Geibel, der dem Blut nach freilich nicht dem Norden angehört, und Gustav Falke könnten, als geborene Lübecker, auch noch herangezogen werden; in ihrer Nähe ist dann noch Julius Stinde zuhause, der ja doch auch als Spezialität in mancher Hinsicht schätzbar war. Selbstverständlich denke ich zum Schluß auch noch an mich selber, der ich am Ende, wenn ich einmal

aus der Parteien Gunst und Haß heraus bin, als Dichter gar nicht allzuschlecht abschneiden werde — ich habe leider weder Bescheidenheit noch Geschmack genug, mich selbst einem verehrungswürdigen Publiko gebührenderweise zu unterschlagen, — und die nötige Zahl jüngster Lyriker triebe ich aus Schleswig-Holstein sicherlich auch auf. Doch Claudius, Hebbel, Klaus Groth, Theodor Storm, Wilhelm Jensen, J. H. Fehrs, Liliencron, Timm Kröger, Charlotte Niese, Helene Voigt, Fritz Stavenhagen, um die hervorragendsten Erscheinungen noch einmal zu rekapitulieren, genügen am Ende. Zöge man noch das übrige Niedersachsen heran, und man könnte es recht wohl, dann würde das Übergewicht der Nordwestecke des Deutschen Reiches wahrhaft imponierend. Aber ich weiß recht gut, was Schwaben und die Schweiz geleistet, und ich schreibe hier nicht aus Lokalpatriotismus.

Die Sache ist die: Das reine und ungebrochene Volkstum erweist sich auch künstlerisch-literarisch am ergiebigsten, alle Segnungen der sogenannten Kultur, deren sich andere Gegenden Deutschlands in weit höherem Maße erfreuen als das meerumschlungene Land, kommen gegen die unerschöpfte Bodenkraft nicht auf. Ich sage „sogenannte" Kultur; denn natürlich, ohne Kultur ist auch das abgelegenste Land nicht, reine Natur gibt es nirgends, überall existieren Lebensformen jeder Art — das entscheidende aber ist, ob diese Lebensformen dem Volkstum entsprechen, von ihm selbst hervorgebracht oder doch nach seinem eigensten Wesen modifiziert oder einfach übertragen, als Moden angenommen sind. Von den letzteren fand man in dem entlegenen Schleswig-Holstein, das immer wesentlich Bauernland war und es noch ist, niemals allzuviele, und auch die Schweiz und Schwaben in ihrer konservativen Art hielten sich verhältnismäßig frei von ihnen, so daß sich denn der Dichterreichtum dieser Landschaften und die Stärke ihrer Dichter zuletzt ziemlich einfach erklärt. Ja aber Goethe! Nun, man lese, wie sein Frankfurt gegen Leipzig-Kleinparis zurück war, und die Wurzeln der goethischen Dichterkraft stecken am Ende doch in der Landschaft zwischen Harz und Thüringer Wald, wo sich niedersächsisches und thüringisches Wesen mischen. Wohlverstanden, Dichter können überall geboren werden und werden überall geboren, auch in der modernen Großstadt, aber die größere Fruchtbarkeit ungebrochenen Volkstums ist darum doch nicht zu bestreiten, und neben der diesem entstammenden Mitgabe an schöpferischer Kraft soll man auch die Mitgabe an dichterischem Ur- und Grundstoff, wie sich Keller einmal ausdrückt, nicht unterschätzen. Diesen dichterischen Ur- und Grundstoff, „wie er dem Menschengeschlecht angeboren und nicht angeschustert ist", empfängt der geborene Schleswig-Holsteiner oder der Schweizer jedenfalls eher und in höherem Maße als der Berliner oder der Leipziger, empfängt mit ihm einen unerschöpflichen Lebensschatz, der ihm, selbst wenn er ihn nicht direkt ausnutzt, doch festen Halt in der Produktion verleiht. Friedrich Hebbel war gewiß kein Heimatdichter, aber er hatte den Schatz, wie „Mutter und Kind" und manche Züge seiner Novellen zeigen, doch, und dieser kam auch dem großen Dramatiker zuletzt zu gute. Hier eben ist der Punkt, wo alle Kunst als Heimatkunst erscheint, und wo der Tieferverstehende das greuliche Gerede, das man Jahre lang über diese zu Markte getragen hat, am unleidlichsten empfindet. Denn, meine Herrn, woher zuletzt nehmen und nicht stehlen? Die den Schatz nicht mitbekommen haben, stehlen strenggenommen zuletzt in der Tat, sie arbeiten mit entlehntem Gut, in anständiger oder unanständiger

Weise, je nachdem. Um die Sache nicht auf die Spitze zu treiben: Auch wo kein ursprüngliches Volkstum und kein eigentümliches Leben mehr ist, wird ja der geborene Dichter immer noch etwas mitbekommen, aber er wird später viel mehr auf die Beobachtung angewiesen sein als der, der aus ungebrochenem Volkstum aufwächst. Und die Beobachtung tötet in gewissem Betracht die Poesie. Doch, wir wollen hier Halt machen und diese Gedanken künftig einmal weiter denken.

Timm Kröger, und bei dem bin ich in Gedanken doch immer geblieben, hat einen reichen Schatz von dichterischem Ur- und Grundstoff, „wie er dem Menschengeschlecht angeboren und nicht angeschustert ist", und darauf beruht auch seine Bedeutung. Er ist ja ganz leidlich bekannt, drei von den Büchern, die ich in der Überschrift genannt habe, erscheinen nicht zum erstenmal, aber zu den Dichtern, von denen man in ganz Deutschland genau weiß, was sie sind, gehört er doch noch nicht. Man hat aber einige Ursache, ihm näher zu treten, schon um einen anderen, jüngeren schleswig-holsteinischen Dichter, der viel bekannter, ja, in den Augen des großen Publikums eine Größe ist, richtig würdigen zu lernen. Wer zweifelt, daß ich hier von Gustav Frenssen rede! Ungern komme ich auf diesen Schriftsteller, der mir nicht sympathisch ist, aber es läßt sich bei der Besprechung neuerer schleswig-holsteinischer Dichtung doch schwer vermeiden. Die beste Darstellung schleswig-holsteinischer Volksnatur findet man, um die Sache gleich gründlich klar zu stellen, bei Klaus Groth, in seinem „Quickborn" und den ihn ergänzenden epischen Dichtungen und plattdeutschen „Vertelln", die fast kein Mensch außerhalb Schleswig-Holstein kennt, obschon kein geringerer als Henrik Ibsen einst ihre Meisterschaft gerühmt. „Klaus Groth dichtet über seine eigenen Leute," schrieb der Norweger, dessen geistige Bedeutung ich voll anerkenne, wenn ich auch von ihm als Dichter-Gestalter nicht so hoch denke wie die meisten meiner Zeitgenossen; „er steht mitten unter ihnen als ihresgleichen, und man empfängt von seinem Buch nahezu denselben Eindruck wie von unseren alten Volksweisen — daß diese Erzählungen aus sich selbst entstanden sind. Es sind mehr Seelenmalereien, mehr Schilderungen von den Schwingungen im menschlichen Innern als epische Berichte über dies oder jenes Ereignis. Die eigenartige Stärke des Autors besteht darin, so zu malen, als ob nicht etwa schon Geschehenes nur wiedererzählt würde, vielmehr als ob die Begebenheit sich entwickle, während der Leser Schritt für Schritt mit jedem Blatte vorwärts geht. Meisterhaft ist auch die plastische Kraft, womit Groth uns in den Naturumgebungen heimisch macht und seine charakteristischen Personen uns vor Augen stellt." Ich glaube nicht, daß Klaus Groth diese Ibsensche Kritik noch kennen gelernt hat — schade, schade! Es wäre ihm, dem als Erzähler immer so weit unter Reuter gestellten, zu gönnen gewesen. Aber vielleicht lesen einige strebsame Leute Klaus Groths Vertelln auf diese Ibsensche Kritik hin und suchen, „hinter sie" zu kommen. Nicht in dem Maße Heimaterzähler wie Klaus Groth ist Theodor Storm, er hat andere Aufgaben, er ist in erster Linie Künstler, der frei mit seinem Stoffe schaltet. Aber den angeborenen und nicht angeschusterten schleswig-holsteinischen Ur- und Grundstoff hat er doch auch, irgend eine Fälschung oder auch nur Verdrehung schleswig-holsteinischen Lebens und Wesens wird man ihm nicht nachweisen, nur vielleicht eine seiner dichterischen Natur angemessene Verfeinerung oder Poetisierung. So etwas ähnliches findet man auch bei Liliencron, der als starke lyrische Natur das schleswig-holsteinische Ding an sich auch oft nicht mächtig und rein genug

hervortreten läßt, eine so unbeirrbare „Witterung“ er dafür auch hat. Ja, das Ding an sich, das künstlerische Objekt — wir werden ja heute wieder einmal belehrt, daß es darauf auch nicht ankomme, daß der Poet und sein großes, edles Wollen, siehe Schiller, alles sei. Aber der wahrhaft bedeutende Poet, behaupte ich, hat das Ding an sich, soweit es ein Mensch haben kann, und er gestaltet es, nicht durch sein großes und edles Wollen, sondern aus der angeborenen Dichternatur heraus, aus der Fülle ihm verliehener Schöpferkraft, zu der das bißchen menschliches Wollen, so wertvoll es auch für die Vollendung der sittlichen Persönlichkeit ist, zuletzt bitter wenig hinzutun kann. Das so nebenbei! Die Schleswig-Holsteiner nun, die nach dem Klassiker Klaus Groth das meiste von dem schleswig-holsteinischen Objekt und der dichterischen Treue ihm gegenüber haben, sind Johann Heinrich Fehrs, den man außerhalb Schleswig-Holsteins gar nicht kennt, und eben unser Timm Kröger, und an ihnen muß man denn auch die Jüngeren messen, wenn man nicht selbst Schleswig-Holsteiner ist und den volkstümlichen Ur- und Grundstoff oder doch die Lebenserfahrungen, die jeder in der Jugend und der Heimat macht, selbst mit bekommen hat. Ich kann es nicht verhehlen, daß Gustav Frenssen, was die Treue dem Objekt gegenüber anlangt, recht schlecht fährt, er ist — und ich stehe mit diesem Urteil unter meinen Landsleuten nicht allein — kein Dichter, der die Erbschaft seines Volkstums mit bekommen hat und in dessen eigenstem Geiste verwaltet, er ist ein Unterhalter, der alles mögliche übernommen und es zu seinen Werken benutzt hat, die eben nur auf die möglichst starke momentane Wirkung abzielen. Nichts bei Frenssen ist und wirkt für den Kenner organisch, jeder einzelne Zug, und sei er noch so echt, ist nicht an und für sich und mit Notwendigkeit da, sondern als Einfall, der der Wirkung halber in Szene gesetzt wird, und wie im Kleinen, so ist es auch im Großen: die Charaktere sind nach dem Augenblicksbedürfnis geformt und die Geschichten selber auch. Ich will euch schon festhalten, sagt der Autor oder vielleicht nur seine Natur; denn vollbewußt wird ihm selber sein Wesen nicht sein. Und so macht es Frenssen gar nichts aus, wenn er nun auch fremde Stile und Manieren in die Darstellung seines Volkstums hineinträgt, wenn er z. B. einen Dithmarscher Geestbauern in der Großstadt auf die entflohene Nichte harren läßt, völlig unglaubwürdig und ganz zwecklos, denn er könnte es ja auf seinem Hofe ebenso gut, nur weil ähnliches bei Charles Dickens vorkommt und dort wirkt, oder wenn er die sittliche Herbheit der Dithmarsischen Bauerntochter durch das Erblicken eines nackten Manneskörpers korrigiert, wie es etwa Gottfried Keller mit seinen Heiden und Renaissancemenschen macht — es wird schon wirken, der Stil ist ja gut getroffen. Darum aber, weil das bei Frenssen leider so ist, verweisen wir immer wieder auf seine treueren schleswig-holsteinischen Landsleute und bitten, von ihnen den Maßstab zu nehmen. Denn am Ende ist es doch auch um die Treue in der Kunst eine große Sache — wer ist der Mensch, daß er dem lieben Gott vordichte, umgekehrt wird's wohl in der Ordnung sein. Gewiß, das Maß der Erkenntnis entscheidet, der eine sieht so, der andere so, aber doch gibt es Dinge, die sich gar nicht umsehen lassen. Und wenn's der Dichter auch könnte, er würde es gar nicht wollen; denn dazu liebt er sie viel zu sehr.

Die tiefe Liebe zu den Dingen ist besonders stark in Timm Kröger, und darum hat er sie auch und kann sie für uns heraufbeschwören und lebendig machen. Frenssen liebt sein Dithmarscher Volkstum im Grunde nicht — wie

hätte er sonst den Bauern, den Herren dort an der Nordsee, mit so offenbarer Abneigung darstellen können! Ich weiß recht gut, daß er böse Beispiele vor Augen gehabt und selbst trübe Erfahrungen gemacht haben kann, aber wenn man ein wahrer Dichter ist, dann sucht man die letzteren zu überwinden und verallgemeinert die ersteren nicht. Wenn heute in den Köpfen fast aller Deutschen eine Karikatur des Dithmarscher Bauern und nebenbei auch noch vom Lande herumspukt — man vergleiche einmal, wie ein so tüchtiger Schriftsteller und Dichter wie Th. H. Pantenius s. Z. im „Daheim" auf Grund des „Jörn Uhl" über Dithmarschen schrieb! —, so ist das Frenssens „Verdienst". Dagegen halte man Timm Kröger, halte man Fehrs, halte man auch Charlotte Niese und Helene Voigt! Auch sie idealisieren nicht, das verlangt kein Mensch, aber sie lieben ihre Menschen mit allen ihren Schwächen, das Gefühl der Zugehörigkeit überwiegt bei ihnen alles. Und eben deshalb können sie auch aus dem Vollen geben und lauter Echtes, obschon die persönliche Note gewiß nicht fehlt. Timm Kröger ist nichts weniger als ein reiner Gestalter, wie man so sagt, er ist eine Art Humorist — auch nicht reiner Humorist —, der außerordentlich gern lange bei ihm lieben Dingen verweilt, über sie redet, sie gar breit tritt. Aber dem Totaleindrucke seiner Darstellung schadet das durchaus nicht, man hat immer die großen und echten Linien vor Augen, spürt immer den richtigen Stimmungsduft. Frenssen, um ein ganz bestimmtes Beispiel zu wählen, läßt seinen Großbauern zu seiner Frau „Mudder" sagen; Grund: weil er in ihr nur noch die Mutter seiner Kinder, nicht mehr das erotische Wesen, um mich so auszudrücken, sieht. Wie falsch ist das, wie hat er da eine schöne schleswig-holsteinische Sitte in ihrem Motiv verdreht! So etwas wäre bei Timm Kröger ganz unmöglich. Auch er läßt den modernen Bildungs-Menschen nicht immer zu Hause, er stört gelegentlich den Frieden seiner stillen Welt darstellerisch durch heterogene Vorstellungen, aber er trägt diese doch nur an sie heran, nicht in sie hinein. Der letzte Eindruck, um es zu wiederholen, ist bei ihm stets echt und harmonisch.

Die engere Heimat Timm Krögers ist ein Dithmarschen angrenzender Distrikt, alter Holstenboden südwestlich von Rendsburg, und eben für das echte Holstentum ist Timm Kröger der charakteristische Dichter. Er selber hat auch über dieses Holstentum nachgedacht, nicht bloß es instinktiv herausgebracht, und es in einem seiner Bücher, in „Die Wohnung des Glücks" in scharfem Gegensatz zum Dithmarschertum geschildert. Doch ich darf meinen Lesern am Ende nicht mit allzu speziellen Dingen kommen, obwohl die Unterschiede zweier benachbarter Volksstämme wohl genau so viel oder vielleicht noch einiges Interesse mehr beanspruchen können als die — nun, sagen wir zweier Parteien des deutschen Reichstags. Wer literarisch die Heimatgeschmäcker heraus hat, der weiß Bescheid, wenn ich ihm sage, daß Timm Kröger dem überelbischen Niedersachsen Wilhelm Raabe vielleicht etwas näher steht, als dem Dithmarscher Klaus Groth oder gar dem Nordfriesen Storm. Doch ist selbstverständlich bei all diesen Dichtern außerordentlich viel gemeinsames, und ich, der ich auch Dithmarscher bin, finde bei Timm Kröger eine Menge von kleinen charakteristischen Zügen, bei denen mein Herz geradezu aufjubelt! So hatte ich, beispielsweise, lange nicht an die Form des Grüßens gedacht, die wir Kinder sympathischen Gespielen und Gespielinnen gegenüber anwandten — wir nannten nämlich nur unsern Vornamen in fragender — nicht ganz fragender — Betonung —, und man kann sich denken,

was alles aufwacht, wenn man eine solche Jugenderinnerung irgendwo findet. Doch, so groß Timm Kröger in der Verwendung solcher Züge ist, die große Linie fehlt ihm darum doch nicht. Wie plastisch stellt er z. B. ganze Gegenden dar, etwas, wobei Frenssens vielgerühmte Schilderungskunst ganz versagt! Wie anschaulich genau sind seine Schilderungen von Häusern und Gärten! Was noch viel wichtiger ist, wie rund sind seine Menschen! Und er legts eigentlich gar nicht darauf an, es wird ihm einfach, eben weil er den Ur- und Grundstoff hat. Nein, ich vergleiche ihn nicht mit Klaus Groth, Theodor Storm und Wilhelm Raabe, das sind, er wirds auch selber wissen, Vordermänner von ihm; aber auf der Talentstufe, die dann kommt, füllt er seinen Platz vortrefflich aus.

Zuerst, 1891, ließ er die Bilder und Geschichten aus Moor und Heide „Eine stille Welt" erscheinen — ich habe diese jetzt erst in der dritten Auflage (bei Alfred Janssen, Hamburg) kennen gelernt und finde schon den ganzen Timm Kröger, der damals allerdings schon 47 Jahre alt und wohlbestallter Rechtsanwalt war, darin. Die Heide- und Moorstimmung, die in dem Heimatwinkel Krögers freilich aus erster Hand und erster Güte zu haben ist, durchzieht das ganze Büchlein, in dem außerdem die große Fähigkeit, das Liebesleben der ungeschickten holsteinischen Menschen ernst und heiter darzustellen, auffällt. Auch die Portraitierungskunst ist schon groß, ein Bild wie das des Hexenmeisters Kaspar zu beschwören vermag nur starke, tief wurzelnde Kunst. Eine Probe gleich der Krögerschen Stimmungskunst aus eben dieser „Kaspar"-Skizze: „Ich suchte ihn erst im Garten und trat durch die offene Pforte in den von seidenen Herbstfäden übersponnenen Frieden ein. Es roch nach Brombeeren, die an Sträuchern hingen, nach würzigem Öl der Nüsse, die an breitblätterigen Haseln in zierlichen Schalen bräunten. Von Obstsorten reiften nur noch wenige der Sonne entgegen. Die Südwand des Hauses war mit Wein bedeckt, schwere Trauben kochten in der Herbstsonne in sattem Grün. Lustige Ranken kletterten auf moosigem Strohdach kühn zur First hinan. — Bei dem Nachbar wurde Flachs aus der Sonne gebrochen. Eifriges, fleißiges Knattern; im Garten selbst aber war es ruhig und still. Nur ab und zu flog ein leises, hackendes Geräusch durch die Laubgänge. Der Buntspecht suchte die Bäume im Garten ab. Der Bienen schläfriges Gesumme quoll über die Umzäunung ihres Geheges, und ein irgendwo gemurmeltes Gespräch schlug leise, gleichmäßige Wellen." Noch besser gelingt Kröger vielleicht die Herbststimmung mit dem in Schleswig-Holstein sehr viel bedeutenden Windrauschen. Ich will keineswegs alles loben, oft auch mißlingt ihm etwas, das z. B., was absolut Humor sein soll (die Roßtrappe von Neudorf z. B.), aber den unzweifelhaften Reichtum an Eigenem, die Stimmungsgewalt kann zuletzt niemand verkennen.

Kröger hat sich dann auch an die größere Erzählung — meinetwegen mag er's Novelle nennen — herangemacht und zuerst den „Schulmeister von Handewitt" geschrieben. Das ist, glaube ich, sein Schmerzenskind, er hat viel an ihm herumgedoktert, und erst jetzt in der dritten Auflage hat er wohl die endgültige Fassung erlangt. Er erinnert von Krögers Werken noch am ersten an Storms Novellen, auch Wilhelm Jensen kommt einem in Erinnerung, doch aber ist er wieder anders, scheinbar unbestimmt und zerfließend in seiner ganzen Haltung und doch zuletzt ganz wahr und echt, eine Leidenschaftsgeschichte, die gleichsam durch Nebel vor uns auftaucht. Der Boden, das Volkstum, freilich ist auch

hier fest und bestimmt. Der Gesamtstimmung nach am höchsten stelle ich von Krögers Geschichten „Wo liegt das Glück?“, die aber in der neuen Janssenschen Ausgabe noch nicht vorliegt. Das meiste Glück beim großen Publikum dürfte die Stall- und Scheunengeschichte „Hein Wieck“ machen, die ein Stück ländliches Lebens entrollt, das einen modernen Stadtmenschen unglaublich fremd anmuten muß. Hier und da findet sich eine kleine Übertreibung, das ganze aber erscheint wundervoll echt. Das Letzte, was wir von Timm Kröger haben, ganz neu ist die Geschichte „Um den Wegzoll“ — sie ist als Ganzes, in der Komposition und in der Menschengestaltung auch sein Bestes, eine Dorfgeschichte, wie sie sein soll, nicht zur flüchtigen Unterhaltung der Stadtmenschen hingeschrieben, sondern aus dem eigenen Volkstum herauskristallisiert zur Freude aller, die das Besondere schauen können und doch überall den Menschen finden wollen. Dieser beschränkte, etwas herrschsüchtige und nicht eben gutmütige Zollwirt, der aber zuletzt doch viel von dem besseren Wesen seines Stammes hat, dieser tüchtige, gerade, aber leider auch jähzornige Bauer Hans Rohwer, die gar nicht ideale, aber doch echt weibliche Anna, der ganz köstliche Volksanwalt, der prahlerische Roßtäuscher — das alles sind Gestalten „erster Güte“, und das Milieu ist so eindringlich wie möglich, auch läuft die Geschichte ihren natürlichen Fluß. Allen Respekt vor solchem Können!

Wie gesagt, es ist nicht immer reine Darstellung bei Timm Kröger, er nimmt sich alle Freiheit des Humoristen, er plaudert viel. Aber dennoch, welche Fülle wirklich geschauten und tief mitempfundenen Lebens! Hier sind die „echten“ Züge nicht Aufputz, nicht Getue, hier ist alles aus Notwendigkeit geboren, erlebt — und darum regt sich auch das Heimweh, wenn mans in der Fremde liest, wie es vielleicht auch das Heimweh des Verfassers, das Heimweh nach der Jugend hat entstehen lassen. Gewiß, es ist auch bei Kröger Manier da, aber er hat seine eigene und eine natürliche Manier, und zuletzt stört sie einen nicht weiter, da eben etwas, sehr viel dahinter steckt. Kurz, hier ist Heimatkunst im besten Sinne, die Heimatkunst, die wir immer gemeint haben, wenn wir das Wort gebrauchten: die, die das Eigenste eines Volkstums und einer Landschaft gibt, das, was man nur aus tiefstem Verstehen, durch tüchtigstes Können, mit Liebe und Treue geben kann. Timm Kröger hat seinen Platz und wird ihn behalten.

Das Deutschtum im Auslande.

Von

Johannes Zemmrich.

IV.

Österreich-Ungarn: Ungarische Krisis, Reichsrat, wirtschaftliche Macht des Deutschtums, Böhmen, Ämtervertschechung, Alpenländer, slowenische und italienische Rechtsfakultät. — Rußland. — Auswanderung, Kolonialschule.

Österreich steht andauernd unter dem Zeichen der ungarischen Verfassungskrisis, die sich immer mehr zur Frage um die Fortdauer des Dualismus und damit der Großmachtstellung der Donaumonarchie zuspitzt. Das Übergangsministerium Fejervary hat zwar den Reichstag in Ofenpest bis zum Herbst vertagt, aber dieses Hinausschieben der Lösung der Krisis ist doch nur eins der kleinen Mittel, die man in Österreich-Ungarn so gern anwendet, nur um ein paar Monate Zeit zu gewinnen, um der doch unvermeidlichen endgültigen Entscheidung so lange als möglich auszuweichen. Es wird eben fortgewurstelt, diesseits wie jenseits der Leitha. Die Krone ist den Madjaren entgegengekommen, soweit sie nur konnte. Sie hat ihnen Gewährung aller ihrer wirtschaftlichen Wünsche, also auch die Zolltrennung, angeboten, ferner ausgedehnte Anwendung des Madjarischen als Regimentssprache in allen ungarischen Regimentern, auch in denen, die aus deutschen, rumänischen und slawischen Gegenden sich rekrutieren, wenn nur die Madjaren ihrerseits in die deutsche Kommandosprache einwilligen, ohne die eine einheitliche Führung des Heeres unmöglich ist. Aber die Madjaren rechnen darauf, daß die Krone noch immer schließlich nachgegeben hat, daß die verhaßte deutsche Sprache und damit das gemeinsame Heerwesen ganz zu Fall gebracht wird. Es handelt sich hierbei um eine grundsätzliche Entscheidung, daher die Hartnäckigkeit der Madjaren in dem Kampf um 92 deutsche Wörter. Denn nur soviele hat der nichtdeutsche Soldat zu lernen, um die deutschen Kommandos zu verstehen. Im übrigen verkehrt er mit seinen Vorgesetzten in der Regimentssprache, die zumeist seine Muttersprache ist oder die er doch von Jugend auf neben dieser spricht, da die Rekrutierungsbezirke der Regimenter möglichst einsprachig abgegrenzt sind, die Truppenteile aus sprachlich stark gemischten Gebieten auch mehrere Regimentssprachen besitzen.

Die Deutschen Ungarns können aktiv in die Krisis nicht eingreifen; es bleibt ihnen notgedrungen nichts anderes übrig, als die weitere Entwicklung abzuwarten. Im Reichstag sind sie nur durch die 16 Abgeordneten der Siebenbürger Sachsen vertreten, die aus Opportunitätsgründen bisher in der liberalen Partei verblieben sind. Solange diese die regierende Partei war, hofften die deutschen Abgeordneten durch ihre Zugehörigkeit zu ihr deutschfeindliche Maßnahmen verhindern oder doch möglichst abschwächen zu können. Das konnte

nur durch Verhandlungen hinter den Kulissen erstrebt werden; in den öffentlichen Reichstagssitzungen waren in nationalen Angelegenheiten die Deutschen zu Stillschweigen verurteilt. Erfolg hat diese Politik nicht gehabt, ein weiteres Verbleiben in der unterlegenen liberalen Partei ist zwecklos, ein Anschluß an die Unabhängigkeitspartei ausgeschlossen. Die sächsischen Abgeordneten sollten deshalb, sobald ein Ministerium aus der jetzigen Mehrheit zustande kommt, eine selbständige parlamentarische Gruppe bilden. Ihre nationale Ehre hätte das schon längst erfordert.

Da ein Nachgeben der madjarischen Koalition ganz unwahrscheinlich ist und der jetzige Zustand nicht lange mehr aufrecht erhalten werden kann, muß das Deutschtum Ungarns mit einer baldigen Veränderung seiner Lage rechnen. Gibt die Krone nach und kommt dann ein ultramadjarisches Ministerium ans Ruder, so wird die nationale Bedrückung der Nichtmadjaren erheblich verschärft werden. Den Deutschen bleibt dann nichts anderes übrig, wenn sie nicht widerstandslos sich madjarisieren lassen wollen, als mit Rumänen und Slawen sich zu verbinden und durch hartnäckigen passiven Widerstand ihr Volkstum zu verteidigen, bis der madjarische Chauvinismus abgewirtschaftet hat. Wenig wahrscheinlich erscheint es, daß die Krone, auf das Heer und die Nichtmadjaren gestützt, den offenen Kampf gegen die Madjaren aufnimmt und durch eine militärische Diktatur oder eine Wahlrechtsänderung die chauvinistische Reichstagsmehrheit kalt stellt. Die Beseitigung der madjarischen Wahlkreisgeometrie, der öffentlichen, mündlichen Stimmenabgabe und der damit verbundenen unerhörten Wahlbeeinflussungen, sowie eine bedeutende Erweiterung des Wahlrechts würden allein genügen, um die jetzige Mehrheit zu stürzen. Dann würden die Nichtmadjaren zahlreiche Sitze im Reichstag erhalten und in den madjarischen Wahlkreisen viele Sozialdemokraten gewählt werden, eine ultramadjarische Mehrheit unmöglich sein. Denn die ganze politische Macht der heutigen Reichstagsparteien beruht einzig auf dem geltenden Wahlsystem, das dem madjarischen Grundbesitz und Bürgertum alle Macht im Staate gibt. Aber energische, durchgreifende Maßregeln liebt man in Wien nicht. Deshalb müssen sich die Deutschen Ungarns auf noch schlimmere Zeiten gefaßt machen.

* * *

Der österreichische Reichsrat ist im Juli gleichfalls bis zum Herbst vertagt worden. Er hat seit langer Zeit zum ersten Male kein vorzeitiges Ende gefunden. Ein Versuch der wenigen tschechisch-radikalen Abgeordneten, noch im letzten Augenblick Obstruktion zu treiben, scheiterte kläglich, da die übrigen Tschechen sich nicht beteiligten. Eine klare Stellungnahme zu Ungarn wurde nicht erzielt. Der Ministerpräsident wie die slawischen und klerikalen Parteien sind ängstlich einem energischen Auftreten gegen Ungarn ausgewichen. Es zeigte sich deutlich, daß die Regierung und die Parteien des ehemaligen „eisernen Ringes" sich geeinigt haben, die Entwicklung der Dinge in Ungarn abzuwarten. Noch im Frühjahr hörte man auch von dieser Seite andere Töne gegen den madjarischen Übermut anschlagen. Jetzt hat wohl Einwirkung von höherer Stelle eine sanftere Tonart bewirkt. Offenbar hat man in der Hofburg immer noch Hoffnung, den Dualismus in seiner jetzigen Form aufrecht erhalten zu können. Deshalb durfte der Reichsrat nichts tun, was den von den Madjaren gewünschten Trennungsprozeß beschleunigen könnte. Die österreichische Quote wird weiter bezahlt, damit sind für die nächste Zeit die Geldmittel zur Bestreitung der Ausgaben für

das gemeinsame Heer usw. gesichert. Hierbei ereignete sich der ungewöhnliche Fall, daß der Ministerpräsident ein besonderes Ermächtigungsgesetz zur Weiterzahlung der Quote, das ihm von den Deutschen angeboten wurde und gleichzeitig ein Vertrauensvotum für ihn gewesen wäre, hartnäckig ablehnte. Daß ihm die Polen hierbei am eifrigsten sekundierten, erregt ein gewisses Mißtrauen. Denn die Polen folgen zwar gehorsam jedem Wink von oben, wissen aber auch vorher genau, was sie als Lohn dafür zu erwarten haben.

Mit dem Schluß der Reichsratssession hat sich der sogenannte Derschatta-Ausschuß aufgelöst. Auf Antrag des Abgeordneten Derschatta, des Führers der Deutschen Volkspartei, war er im Frühjahr eingesetzt worden, um Vorschläge für die zukünftige Gestaltung der wirtschaftlichen Beziehungen zu Ungarn auszuarbeiten und alle Ausgleichsfragen zu erörtern, damit Österreich jeden Augenblick gegenüber Ungarn auf alle Eventualitäten gerüstet sei. Österreich wäre in eine äußerst vorteilhafte Lage gekommen, wenn der Ausschuß nicht im letzten Augenblick versagt hätte. Die deutsch-nationalen Parteien hatten im Ausschuß die Führung, das genügte, um Slawen und Klerikale zunächst zum passiven Widerstand zu einen. Die Arbeiten wurden möglichst verzögert, für einzelne Fragen Unterausschüsse gebildet, die zum Teil gar nichts taten. Schließlich kam es zur entscheidenden Abstimmung, bei der die deutschen Parteien mit ihren positiven Vorschlägen in knapper Minderheit blieben, am Ende kam nur eine belanglose Resolution zustande. Damit ist die oben geschilderte Lage eingetreten. Bei der wichtigsten Abstimmung wären die deutschen Parteien durchgedrungen, wenn nicht einige ihrer Ausschußmitglieder gefehlt und der eine der beiden Christlichsozialen mit den antideutschen Parteien gestimmt hätte. Die Partei Luegers hat auch bei dieser Gelegenheit ihre Unzuverlässigkeit in nationalen Fragen bewiesen. Vor wenigen Jahren noch gebärdete sie sich als die entschiedenste Gegnerin der Madjaren, jetzt hat sie versagt, als es galt, dem madjarischen Übermut durch die Tat Schranken zu setzen.

Die wirtschaftliche Macht des Deutschtums in Österreich hat eine eingehende Darstellung seitens des ungenannten Verfassers gefunden, der schon früher die überlegene Wirtschaftsmacht der Deutschen Böhmens ausführlich erörtert hat. Ein ungemein reiches Material ist in dem Buche „Das Deutschtum im Wirtschaftshaushalte Österreichs (Teil 1: Der Besitzstand der Deutschen in Österreich, Reichenberg, R. Gerzabek & Co., 1905, 543 S. u. 11 Tabellen, 5 Kronen) aufgespeichert; es ist eine unentbehrliche Quellenschrift für jeden, der sich mit der volkswirtschaftlichen Seite der deutsch-österreichischen Frage beschäftigt. Wir können hier nur einige der wichtigsten Ergebnisse anführen und verweisen für alle Einzelheiten auf das sehr preiswerte Buch selbst. Die Deutschen bilden 35,7 v. H. der Gesamtbevölkerung, besitzen aber 44,3 v. H. des Bodens mit 54,1 v. H. des Katastralreinertrags und bezahlen 54,8 v. H. aller Grundsteuern. Von den Wohnhäusern sind 34,7 v. H. in deutschem Besitze, diese bringen aber 73,1 v. H. der Gebäudesteuer und stellen 72,4 v. H. des Kapitalwertes aller österreichischen Häuser dar. Die Bergwerke werden auf 539 Millionen Wert geschätzt, davon besitzen die Deutschen 465 Millionen oder 87,7 v. H. Die Straßenbahnen stellen einen Wert von 208,5 Millionen dar, davon sind 174 Millionen deutscher Besitz. Bei den Banken und Aktiengesellschaften sind die Deutschen mit 80—95 v. H. beteiligt. Von den Glashütten sind 96 v. H., von den Werken der Hütten- und Metall-

industrie 93, von den Papier- und Lederwarenfabriken je 94, von den Großbetrieben der Textilindustrie 90, der Bekleidungsindustrie 94,5, der Mühlenindustrie 82, von den Brauereien 73, den chemischen Fabriken 83,5 v. H. in deutschem Besitz. Besonders interessant ist die eingehende Berechnung der Arbeitskräfte in den Groß- und Mittelbetrieben der Industrie, im Handel und bei den privaten Verkehrsunternehmen. Diese beschäftigen insgesamt 1929000 Personen, davon kommen auf die deutschen Betriebe 1783124. 697208 Nichtdeutsche werden in den Betrieben deutscher Besitzer beschäftigt, von denen sie über 545 Millionen Kronen Jahresverdienst erhalten.

* * *

Der böhmische Landtag hat eine kurze Session gehabt. Die Deutschen hatten ihre Obstruktion eingestellt, waren aber entschlossen, diese sofort wieder aufzunehmen, sobald die Tschechen den Deutschen nachteilige Gesetzentwürfe einbringen würden. So konnten die Notstandsvorlagen erledigt werden, ohne daß die Tschechen einen neuen Versuch machten, politische Vorteile aus ihrer Erledigung herauszuschlagen. Die national-politischen Vorlagen sollen den Landtag erst im Herbst beschäftigen. Dann wird es sich zeigen, wie sich die Tschechen zu dem in Aussicht gestellten Regierungsentwurf zur Schaffung nationaler Kurien stellen werden, der die deutsche Minderheit im Landtag in nationalen Fragen vor dem Niederstimmen durch die tschechische Mehrheit schützen soll. Eine erfreuliche Erscheinung hat die Landtagssession gezeigt, die deutschen Parteien haben sich ohne Ausnahme in nationalen Angelegenheiten fest zusammengeschlossen und einen gemeinsamen Vollzugsausschuß gebildet. Die neu gebildete Deutsche Agrarpartei hat ihr politisches Programm veröffentlicht, sie stimmt in allen Hauptpunkten der nationalen Forderungen mit der Deutschen Volkspartei und den beiden alldeutschen Parteien überein. Die Rücksicht auf die Stimmung der bäuerlichen Wähler hat verschiedene Abgeordnete der anderen deutschen Parteien veranlaßt, im Landtag zur Agrarpartei überzutreten, die nunmehr mit 18 Abgeordneten die zweitstärkste deutsche Partei ist. Die zu ihr übergetretenen Abgeordneten, die auch Mitglieder des Reichsrats sind, verbleiben in diesem in ihrem bisherigen Parteiverband, sodaß in der Agrarpartei Fortschrittliche, Volksparteiler, Freialldeutsche und Schönerianer vertreten sind.

Die Amtervertschechung ist vom Abg. Dr. Herold im Reichsrat beleuchtet worden. Er führte aus, daß in den Zentralstellen in Wien 26 v. H. der Beamten Tschechen sind. In Böhmen sind in einer Reihe von Bezirken mit zusammen 225000 Deutschen im politischen Dienst nur tschechische Beamte angestellt. Bei der Statthalterei müßten nach dem Bevölkerungsverhältnis 70 deutsche Juristen angestellt sein, es sind aber nur 42 vorhanden. Von den Beamten der Bauverwaltung sind statt 77 nur 25 Deutsche. Noch viel schlimmer steht es in den Landesämtern, deren Beamte von dem überwiegend tschechischen Landesausschuß ernannt werden. Hier sind 1065 Tschechen und nur 23 Deutsche angestellt. Wiederum ein glänzender Beweis, wie die „Gleichberechtigung" von den Tschechen gehandhabt wird, sobald sie das Heft in Händen haben! In Mähren sind 227 Tschechen allein als politische Beamte in deutschen Orten angestellt. 690 Stellen bei deutschen Gerichten, darunter allein 127 in Wien, sind mit Tschechen besetzt. In Böhmen haben Gerichtsbezirke mit zusammen 126500 Deutschen keinen einzigen deutschen Richter!

Von den Tschechen wird mit Vorliebe behauptet, in gemischtsprachigen Bezirken könnten keine deutschen Beamten angestellt werden, weil sie des Tschechischen nicht mächtig seien. In einer Versammlung deutscher Studenten in Prag ist nunmehr ein Beschluß gefaßt worden, die Anstellung eines Lektors der tschechischen Sprache zu verlangen. Doch soll dieser deutscher Nationalität sein, da es genügend Deutsche gibt, die das Tschechische völlig beherrschen, und erfahrungsgemäß tschechische Examinatoren bei der sprachlichen Prüfung den Deutschen alle möglichen Hindernisse in den Weg legen.

In die Reichenberger Handelskammer sind bei einer Ersatzwahl zwei Tschechen gelangt. Sowohl in der Handels- wie der Gewerbeabteilung ergab sich bei der Wahl Stimmengleichheit zwischen dem deutschen und tschechischen Kandidaten. Das Los entschied in beiden Fällen für den Tschechen. Bei regerer Wahlbeteiligung der Deutschen wäre dieses Ergebnis vermieden worden. Dagegen errangen die Deutschen in Pilsen seit langem wieder den ersten Wahlsieg, indem sie bei den Wahlen zur Erwerbssteuerkommission den 3. Wahlkörper den Tschechen abnahmen, die sich ihres Erfolges ganz sicher glaubten. Wenn auch die praktische Bedeutung dieser Wahl nicht allzu groß ist, so bedeutet dieser Sieg doch einen erheblichen moralischen Gewinn, da er gerade in Pilsen erfochten wurde, der angeblich schon ganz tschechischen größten Provinzialstadt Böhmens.

Recht bezeichnend ist ein Vorfall, der sich bei dem Sokolfest in Budweis zugetragen hat. An der Spitze des tschechischen Umzuges, der vor der Wohnung des deutschen Bürgermeisters auf diesen Schmähruse ausbrachte, marschierte die Kapelle der Staatsbahnbeamten aus der niederösterreichischen, deutschen Stadt Gmünd. Deutsche Beamte werden dagegen gemaßregelt, sobald sie sich an der alldeutschen oder evangelischen Bewegung beteiligen.

Die tschechischen Parallelklassen an der deutschen Lehrerbildungsanstalt in Troppau (vgl. Heft 3 dieses Jahrgangs S. 462) werden bereits zu Beginn des neuen Schuljahres in eine tschechische Stadt, nach Polnisch-Ostrau, verlegt werden. Die slawische Solidarität hat in Troppau einen bedenklichen Stoß erlitten. In einer Versammlung der Slawen kam es zu einer regelrechten Rauferei zwischen Polen und Tschechen, sodaß die Polizei einschreiten und das Lokal räumen mußte.

Die Errichtung der neuen tschechischen Lehrerbildungsanstalt ist allerdings auch nicht ohne eine gewisse Gefahr für die Deutschen, da die Grenzstadt Polnisch-Ostrau unmittelbar an die deutsche Stadt Mährisch-Ostrau sich anschließt und von der neuen Schule eine Kräftigung des tschechischen Elementes in dieser zweitgrößten mährischen Stadt befürchtet wird, die wie Troppau eine Sprachinsel im tschechischen Gebiet bildet.

* * *

In Steiermark hat die deutsche Volkspartei abermals eine Wahlniederlage erlitten, diesmal jedoch nicht gegen Klerikale und Sozialdemokraten, sondern im Wahlkampf mit den Deutschradikalen. Der Marburger Städtebezirk hatte eine Ersatzwahl für den Reichsrat vorzunehmen. Die Städte dieses Wahlkreises sind fast alle deutsche Sprachinseln im slowenischen Gebiet. Das Mandat war bisher im Besitz der Volkspartei, diesmal siegte der Grazer nationale Schriftsteller Wastian, welcher der Alldeutschen Vereinigung nahe steht, aber als nationaler Wilder kandidierte. Klerikale und Slowenen blieben mit ihrer Stimmenzahl weit hinter den beiden deutschnationalen Parteien zurück, erzielten aber doch durch ihre Kandidaturen eine Stichwahl. Bei dieser hätten sie den Ausschlag für die Volkspartei

geben können; der Kandidat derselben trat jedoch vor der Stichwahl zurück, da er nicht mit klerikaler oder gar slowenischer Hilfe gewählt sein wollte, ohne diese aber keine Aussicht auf Erfolg hatte.

Den Slowenen ist von der Regierung eine eigene Rechtsfakultät in Laibach in Aussicht gestellt worden, als Anfang einer slowenischen Universität. Das Schönste dabei ist, daß die Slowenen selbst wünschen, gewisse Fächer sollen in deutscher Sprache von deutschen Professoren gelehrt werden. Drastischer kann die Notwendigkeit einer solchen Hochschule und die eigene slowenische Wissenschaft nicht nachgewiesen werden. Die slowenische Kultur wird auch durch den Überfall deutscher Festgäste in Domschale bei Laibach illustriert. Mit einem Hagel von Steinen wurde der Garten bombardiert, in dem die Deutschen sich niedergelassen hatten. Die Militärkapelle mußte flüchten, Frauen und Kinder trugen blutende Verletzungen davon, mit Mühe gelang es einigen Gendarmen, die Deutschen bis zum Bahnhof zu bringen. Das ist der Erfolg der slowenischen Aufklärung, die nach einer eigenen Hochschule verlangt. Denn nur da, wo die „gebildeten" Elemente die slowenische Bevölkerung bearbeiten, kommen diese Ausschreitungen vor. Der slowenische Bauer ist sonst kein Deutschenfresser, er wird es nur da, wo die Laibacher „Intelligenz" oder der Geistliche ihn aufhetzen.

Als Sitz der italienischen Rechtsfakultät, die in Innsbruck unmöglich geworden ist, hat die Regierung Rovereto in Südtirol bestimmt. Der Budgetausschuß hat noch am Tage vor dem Schluß der Reichsratssession dem zugestimmt. Die Italiener beantragten die Verlegung nach Triest, fanden aber im Ausschuß nur bei dem deutschen Vertreter der Sozialdemokratie Unterstützung. Es bleibt sehr zweifelhaft, ob die Fakultät in Rovereto wirklich zustande kommt, da die Italiener selbst sie durch einen Boykott unmöglich machen und die Verlegung nach Triest erzwingen wollen.

* * *

Die Deutschen Rußlands werden von der russischen Regierung jetzt nicht mehr bedrückt. Die Haltung der Deutschen gegenüber der revolutionären Bewegung scheint den regierenden Kreisen endlich zum Bewußtsein gebracht zu haben, daß die Deutschen zu den besten Elementen der Bevölkerung gehören und gar nicht daran denken, gegen den russischen Staat Verschwörungen anzuzetteln. Die Deutschen der Ostseeprovinzen sollen ein deutsches Gymnasium erhalten. Am schwierigsten ist gegenwärtig die Lage der Deutschen in den Bezirken, die von der Aufstandsbewegung ergriffen sind. In Polen und Südrußland sind viele Deutsche durch Plünderungen und Aufstände schwer geschädigt worden. In den Ostseeprovinzen wird die lettische Bevölkerung von revolutionären Agenten gegen die deutschen Gutsherren und Geistlichen aufgehetzt. Tätliche Angriffe auf die deutschen Pastoren sind während des Gottesdienstes mehrfach erfolgt, die Geistlichen wurden von der Kanzel gerissen, an ihrer Stelle hielten die fremden Eindringlinge revolutionäre Ansprachen und ließen nach Kirchenmelodien revolutionäre Lieder singen. Die Gemeinsamkeit des Bekenntnisses zwischen Deutschen und Letten genügt nicht mehr zur Aufrechterhaltung freundlicher Beziehungen. Sobald der Lette nicht mehr auf den deutschen Seelsorger hört, wird er durch seine geschlossene Masse ein gefährlicherer Feind als der Russe.

Endlich sind auch die amtlichen Ergebnisse über die Zahl der Deutschen nach der Volkszählung von 1897 veröffentlicht worden. Die vorläufigen

summarischen Mitteilungen (vgl. Heft 6, S. 903) bedürfen danach einiger Richtigstellungen, vor allem für Polen, das 1267072 Juden zählt, die ja zum großen Teil deutsch sprechen, aber nur 404846 wirkliche Deutsche, zu denen noch 21762 im Gouvernement Kowno kommen. Auch bei den folgenden Zahlen sind die deutsch sprechenden Juden nicht mit eingerechnet, sie beziehen sich nur auf die christliche Bevölkerung deutscher Nationalität. Von den Gouvernements der Ostseeprovinzen hat Kurland 51017 Deutsche, Livland 98573, St. Petersburg 63457. An Juden wohnen über 60000 in den baltischen Provinzen. In Südrußland wohnen in den Gouvernements Wolhynien 171331, Cherson 123453, Jekaterinoslaw 80979, Taurien 78305, Bessarabien 60206, im Donschen Gebiet 34855, zusammen 549129 Deutsche, an die sich weiter südöstlich noch 39051 im diesseitigen Kaukasien anschließen. Die Wolga-Deutschen zählen 390864 Köpfe, und zwar 224336 im Gouvernement Samara, 166528 in Saratow. Im ganzen sind also 1618799 Deutsche in den Gouvernements mit größeren deutschen Siedlungen wohnhaft. Dazu kommen noch die in der Zerstreuung lebenden Deutschen, deren Anzahl für die übrigen Gouvernements noch nicht bekannt ist.

* * *

Die überseeische Auswanderung aus dem Deutschen Reiche ist im Jahre 1904 auf 27984 Personen zurückgegangen gegen 36310 im Jahre 1903, ein Zeichen, daß die wirtschaftliche Lage im Reiche sich gehoben hat. Am stärksten ist die Provinz Posen mit 3033 Köpfen beteiligt. Fast alle Auswanderer (26085) gingen nach den Vereinigten Staaten.

Wenn auch gegenwärtig die deutsche Auswanderung recht gering ist, so kann sie doch wie vor zwei Jahrzehnten in Zeiten wirtschaftlichen Rückgangs wieder auf hunderttausende jährlich anschwellen. Wohin dann mit diesen Massen, wenn sie nicht wiederum dem deutschen Volkstum verloren gehen sollen? Diese Frage ist eingehend in dem soeben erschienenen Buch „Deutsche Kolonial-Reform, von einem Auslanddeutschen" (Zürich, Zürcher und Furrer 1905) erörtert. Der Verfasser behauptet auf Grund eigner Erfahrung, daß die deutsche Ausfuhrindustrie mit der Existenz des Deutschtums im Auslande steht und fällt und der Handel in erster Linie der Sprache und dem Volkstum folgt, darin bestehe zum Teil das Geheimnis der Erfolge der Deutschen und Angelsachsen. Wie dies der Verfasser im einzelnen ausführt und belegt, wie er auch besonders die deutschen Kolonien auf ihre Besiedlungsfähigkeit prüft, lese man in dem reichhaltigen Buche selbst nach, das von echt nationalem Geiste getragen ist, sehr umfangreiches Material gibt und in den eigenen Ausführungen des Verfassers immer anregend wirkt, auch wenn man in Einzelheiten anderer Ansicht ist. Zur Erhaltung des Deutschtums im Auslande verlangt der Verfasser vor allem Unterstützung der deutschen Auslandsschulen und Kirchen. Er befürwortet, Schulkonventionen mit den fremden Staaten abzuschließen und das deutsche Schulwesen im Auslande dadurch völkerrechtlich sicherzustellen. Das Reich müßte natürlich viel ausgiebiger mit Geldmitteln und Lehrkräften die Auslandsschulen unterstützen, als dies bisher geschehen ist und durch ein besonderes Gesetz Auslandsschulgemeinden begründen. Auch durch Vorträge deutscher Gelehrter und Schriftsteller, Theater und Büchereien läßt sich das geistige Band mit dem Mutterland fester knüpfen. Die Auswanderung ist in Gebiete zu lenken, wo das deutsche Volkstum sich erhalten und entwickeln kann, vor allem wird hierbei

auf Südbrasilien hingewiesen. „Das Ausland-Deutschtum ist heute noch unsere beste, stärkste und wichtigste deutsche Kolonie.“ In diesem Schlußwort des Buches wird die Bedeutung des Deutschtums im Auslande recht treffend gekennzeichnet.

* * *

Um das Deutschtum im Ausland hat sich in jüngster Zeit auch die deutsche Kolonialschule in Witzenhausen a. d. Werra verdient gemacht, die im Juni ihren neuen, großen Erweiterungsbau einweihen konnte. Sie bildet ihre Schüler zu praktischer Kolonialarbeit, namentlich in den tropischen Ländern aus, vermittelt ihnen die Fachkenntnisse und Fertigkeiten aller Art, die ein Kolonist oder Pflanzer in fernen Landen braucht und pflegt das deutsche Bewußtsein ihrer Schüler auch im Ausland. „Der deutsche Kulturpionier“ (jährlich 3,50 Mark) gibt in zwanglosen Heften ständige Nachrichten über die Schule und die ehemaligen Schüler, die in ihren Briefen aus allen Weltteilen ihre Erfahrungen und Erlebnisse mitteilen und so in beständiger Verbindung mit dem Mutterland und der Stätte ihrer Ausbildung bleiben. Wir wünschen der trefflichen Schule das beste für die Zukunft zum Segen für das Deutschtum!

Bücherschau.

A. Meller, Hermann Schiller als Pädagog. Gießen, 1902. Ricker. 16 S. gr. 8°. 0,60 M.

Auf seine sehr empfehlenswerte Schrift über die Reformbewegung auf dem Gebiete des preußischen Gymnasialwesens von 1882 bis 1901 hat der Verf. jetzt diese Monographie über Hermann Schiller folgen lassen. Es ist eine unparteiische Würdigung eines ungemein tätigen und tüchtigen und zu hohem Ansehen gelangten Mannes, der aber trotz seines unermüdlichen Weiterschaffens schon bei Lebzeiten aufgehört hatte, als ein pädagogischer Stern ersten Ranges zu gelten. Sein Handbuch der praktischen Pädagogik war eine Zeitlang das Vademekum aller angehenden Pädagogen. Vor allem sein Verdienst ist, daß es jetzt mit der pädagogischen Vorbildung zum höheren Lehramte so ernst genommen wird. Sein pädagogisches Seminar in Gießen und das von O. Frick in Halle geleitete galten als vorbildlich. Er wurde aufgefordert, an der Berliner Schulkonferenz vom Dezember 1890 teilzunehmen, wie er auch an den Vorarbeiten für die Lehrpläne von 1892 beteiligt gewesen ist. Ja, es soll die Absicht bestanden haben, ihn für eine hohe Stelle in den preußischen Schuldienst zu berufen. Zur großen Freude aller Freunde des Gymnasiums bei uns ist dies nicht geschehen. Denn was an den Lehrplänen von 1892 als eine Schädigung des Gymnasiums angesehen worden war, ist vor allem seinem Einfluß zuzuschreiben. Kein Wunder, daß die aus der Junikonferenz von 1900 hervorgegangenen Lehrpläne, durch welche manches wieder ins Gerade gerückt worden ist, wenig nach seinem Sinne waren. H. Schiller war organisationstüchtig, aber auch organisationswütig. Seine Pädagogik ist ausgeklügelt und tyrannisch. Für die äußere Organisation war er befähigt wie wenige, aber seinen Ansichten über die Ziele alles Bildens und Unterrichtens fehlt es in einem auffallenden Grade an Tiefe wie an wahrer Liberalität. Vor allem muß betont werden, daß der fremdsprachliche Unterricht, nach der von ihm empfohlenen Methode erteilt, nicht Zeitersparnis, sondern Zeitvergeudung bedeutet. O. Weißenfels.

Nachdruck verboten. — Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Otto Hötzsch, Berlin.
Verlag von Alexander Duncker, Berlin W. 35. — Druck von A. Hopfer in Burg b. M.

APR 12 1905

Band 8.

420812

Deutsche Monatsschrift
für das gesamte Leben der Gegenwart

BEGRÜNDET VON
JULIUS LOHMEYER

BERLIN
VERLAG von ALEXANDER DUNCKER

Jahrgang 1905. Aprilheft.

Inhalt des Aprilheftes:

	Seite
Otto von Bismarck: Leitspruch	1
Georg von der Gabelentz: Der Mönch. Novelle I	1
Dr. Karl Peters, z. Zt. in Johannisburg: Das Deutschtum als Rasse	18
fritz Philippi: „Und immer wartest Du, o meine Seele." Gedicht	28
Geh. Rat Prof. Dr. Rudolf Eucken in Jena: Unser Verhältnis zur Geschichte	29
Prinz Emil Schönaich-Carolath: Aus alter Zeit. Gedicht	35
Von einem Freunde unserer Zeitschrift in Südafrika: Das Eingeborenenproblem in Südwestafrika	36
Wilhelm Idel: Lenzboten. Gedicht	40
fritz Lienhard: Waldgedanken	41
Bücherschau	47
A.° in St. Petersburg: Die Polenfrage in Rußland	48
Aus neuen Büchern	61
Victor Blüthgen: Der Tanz der Zukunft	62
Zu Adolf Wagners 70. Geburtstag	67
franz Wugk in Paris: Von Combes zu Rouvier	68
Oskar Wiener in Prag: Die fremde. Gedicht	79
Alice Freiin von Gaudy: Tod und Jüngling. Gedicht	80
Dr. Carl Busse: Theodor Fontanes Nachlaß	81
Korvetten-Kapitän a. D. Capelle: Die Ausbildung des Seeoffizierkorps bei den größeren Seemächten	95
Prof. Dr. Theodor Schiemann: Monatsschau über auswärtige Politik	106
Wilhelm von Massow: Monatsschau über innere deutsche Politik	113
f. von Pritzbuer: Weltwirtschaftliche Umschau	120
Adolf Bartels: Bücher und Menschen VI. (Wilhelm von Polenz, Glückliche Menschen. — Otto Ernst, Asmus Sempers Jugendland. — Fedor Sommer, Ernst Reiland)	126
Ingenieur P. Hopfer: Technische Umschau I.	135

Abonnementspreis der „Deutschen Monatsschrift" vierteljährlich 3 Hefte M. 5.— (nach dem Ausland M. 6.25). Einzelne Hefte M. 2.—.
Zu beziehen durch die Buchhandlungen, die Postanstalten oder vom Verlag.
Prospekte gratis.

Alle auf den **redaktionellen Inhalt** bezüglichen Zuschriften und Sendungen sind zu richten an

Dr. Otto Hötzsch,

Redaktion der „Deutschen Monatsschrift für das gesamte Leben der Gegenwart"

alle Zuschriften in geschäftlichen Angelegenheiten an den

Verlag Alexander Duncker.

Adresse von Redaktion und Verlag: **Berlin W. 35, Lützowstr. 43.**

Diesem Hefte liegt ein Prospekt der Verlagsbuchhandlung **Paul Unterhorn in Stuttgart** sowie ein solcher der Weingroßhandlung **Rust & Schröder in Malaga** (Zweighaus Hamburg) bei.

Alexander Duncker, Verlag, Berlin W. 35
Lützowstraße 43.

Paul Graue,

Pfarrer an der Kaiser Wilhelm Gedächtniskirche zu Berlin.

Unabhängiges Christentum

1. Die freie christliche Persönlichkeit.
2. Christentum und Kultur.
3. Theodicee.
4. Religiöse und kirchliche Gegenwartsfragen.

200 Seiten. Geheftet M. 2.—. Gebunden M. 3.—.

Ein ganz prächtiges, quellfrisches Buch. Wer unbefriedigt von Dogmenzwang und abgestoßen von jeglichem Bureaukratismus in kirchlich-religiösen Dingen, gern einmal in das wirklich Bleibende und Tiefe des evangelischen Christentums eingeführt werden möchte, der greife zu dieser Schrift. Hier lernt er die Kirche als eine Gesinnungsgemeinschaft schätzen, wo Toleranz der oberste Grundsatz ist. Eine vornehme und doch edel-volkstümliche Sprache erhöht den Genuß, den jeder gebildete Christenmensch bei der Lektüre dieses zeitgemäßen Werkes empfinden wird. Leipz. Neueste Nachr.

von Soden

Urchristliche Literaturgeschichte

(die Schriften des Neuen Testaments)

Geheftet Mark 2.50 | Gebunden Mark 3.20

»Die Ergebnisse moderner Wissenschaft über den Inhalt, die Verfasser und Entstehungszeit der neutestamentlichen Schriften werden lichtvoll und dem Laien verständlich dargelegt. Ein glänzender und spannender Stil, der mit Leichtigkeit auch trockene Inhaltsangabe lebendig werden läßt, der niemals ins Theologisieren und in die buchmäßige Auseinandersetzung verfällt, sondern plastisch vor uns das Werden der neutestamentlichen Literatur nach gestaltet, hält bei der Lektüre fest.«

»Daß doch dieser Hinweis recht viele Leser auf das schöne und nötige Werk aufmerksam machte.«

Alexander Duncker Verlag, Berlin W. 35.

Langerwartet erschien kürzlich in dritter stark vermehrter Auflage das seit etwa 10 Jahren völlig vergriffene Werk:

Reines Deutschtum.

Grundzüge einer nationalen Weltanschauung.

Von **Friedrich Lange**

Herausgeber der Deutschen Zeitung, früher der Tägl. Rundschau.

Dritte stark vermehrte Auflage. X. 443 Seiten. Geh. M. 4.—, gebd. M. 5.—

Inhalt:

Eine Abrechnung. — Außerhalb der Arena. — Nationale Wiedergeburt. — Vom Deutschen Reich zum Deutschen Vaterland. — Reines Deutschtum. — Deutsche Politik. — Kulturgedanken unserer Wehrkraft. — Rassen-Aristokratie. — Gobineau und Nietzsche.

Anhang:

Berichte über nationale Arbeit und Erlebnisse. — Grundzüge eines nationalen Wirtschaftssystems. — Kolonialpolitische Erinnerungen. — Schulreform. — Deutschland. — Deutsche Zeitung. — Nationale Reform unseres Parteiwesens.

Es ist immer eine Freude, einer Persönlichkeit zu begegnen, — schon deshalb, weil das eine Seltenheit ist. In diesem „Reinen Deutschtum" tritt uns eine volle und reife Persönlichkeit entgegen. Die in dem Buche gesammelten Aufsätze sind entstanden im Kampf um ein Ideal; aber es ist nicht ein verschwommener Idealismus, der in ihnen zum Worte kommt; sie verfolgen ganz praktische Ziele, sie rufen nach der Tat. Darum kann, darum muß dieses Buch jedem empfohlen werden, der sich Rechenschaft ablegen will, was heute deutsche Pflicht ist. Das Buch ist für alle geschrieben, ist jedem verständlich. Wer es liest, wird darin die Bekanntschaft eines Mannes, einer Persönlichkeit machen; eines Mannes, der kein Träumer ist, sondern mit beiden Füßen auf festem Boden steht. Einzelnes aus dem Buche zu zitieren, hat keinen Zweck; man muß es schon ganz lesen: man wird Freude daran haben.

Hamburger Nachrichten.

MAY 10 1905

Deutsche Monatsschrift

für das gesamte Leben der Gegenwart

BEGRÜNDET VON

JULIUS LOHMEYER

BERLIN
VERLAG von ALEXANDER DUNCKER

Jahrgang 1905. Maiheft.

Inhalt des Maiheftes:

	Seite
Kuno Fischer: Leitspruch	145
Georg von der Gabelentz: Der Mönch. Novelle II	145
Prof. Dr. Eugen Kühnemann, Rektor der Kgl. Akademie in Posen: Friedrich Schiller bei der hundertsten Wiederkehr seines Todestages 9. Mai 1905	163
Karl Ernst Knodt: Aufklänge. Gedicht	179
Georg von Skal, Chefredakteur der „New Yorker Staatszeitung“: Der Deutsch-Amerikaner. Eine Studie I	180
Bücherschau	193
W. S.: Am Dreiweg. Gedicht	194
Professor Adolf Bartels: Schiller in der Gegenwart	195
Dipl.-Ingenieur Ernst Foerster: Die weitere Vergrösserung der Schiffsdimensionen	202
Arthur Bonus in Dresden: Das Rätsel	209
Archivrat Dr. Rudolf Krauss in Stuttgart: Schiller-Jubiläums-Literatur I	224
Friedrich Wiegershaus: Erinnerung. Gedicht	235
Kaiserl. Fregattenkapitän Schlieper in Kiel: Skizzen aus dem Marineleben. I. Treu bis in den Tod. II. Dampf auf	236
Geh. Hofrat Dr. ing. h. c. Max von Eyth in Ulm: Wort und Werkzeug I.	244
Otto v. Gottberg: Das Eriekanalprojekt	253
Hans von Guenther: Frühling. Gedicht	262
Paul Warncke in Berlin: Zur Menzelausstellung in der Nationalgalerie zu Berlin	263
Dagobert von Gerhardt-Amyntor in Potsdam: Natürliche oder künstliche Erziehung?	267
Bücherschau	271
Wilhelm v. Massow: Monatsschau über innere deutsche Politik	272
Generalleutnant z. D. E. v. Liebert: Kolonialpolitische Rück- und Ausblicke III	278
Oberstudiendirektor Dr. Julius Ziehen in Grosslichterfelde: Pädagogische Umschau	283

Abonnementspreis der „Deutschen Monatsschrift“ vierteljährlich 3 Hefte M. 5.— (nach dem Ausland M. 6.25). Einzelne Hefte M. 2.—.
Zu beziehen durch die Buchhandlungen, die Postanstalten oder vom Verlag.
Prospekte gratis.

Alle auf den **redaktionellen Inhalt** bezüglichen Zuschriften und Sendungen sind zu richten an

Dr. Otto Hötzsch,

Redaktion der „Deutschen Monatsschrift für das gesamte Leben der Gegenwart“

alle Zuschriften in geschäftlichen Angelegenheiten an den

Verlag Alexander Duncker.

Adresse von Redaktion und Verlag: **Berlin W. 35, Lützowstr. 43.**

JUN 16 1905

Deutsche Monatsschrift
für das gesamte Leben der Gegenwart

BEGRÜNDET VON
JULIUS LOHMEYER

BERLIN
VERLAG von ALEXANDER DUNCKER

Jahrgang. Juni 1905. Heft 9.

Jahrgang 1905. Juniheft.

Inhalt des Juniheftes:

	Seite
Aug. Boeckh: Leitspruch	289
Georg von der Gabelentz: Der Mönch. Novelle III	289
Professor Dr. Theodor Schiemann: Eine Fahrt ins Mittelmeer mit Kaiser Wilhelm	303
Geh. Hofrat Dr. ing. h. c. Max v. Eyth in Ulm: Wort u. Werkzeug II	312
Farmer C. Ohlsen: In Notwehr! Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der Aufstände in Deutsch-Südwestafrika und zur Frage der Entschädigung der beraubten Ansiedler	321
Fritz Philippi: Hell rufen die Kraniche. Gedicht	340
Victor Blüthgen: Neue Zeitschriften für die Jugend	341
Aus neuen Büchern	342
Georg von Skal, Chefredakteur der „New Yorker Staatszeitung“: Der Deutsch-Amerikaner. Eine Studie II	343
Albert Sergel: Im Volkston. Gedicht	352
***, Die wirtschaftspolitische Lage im Yangtsetal bei Beginn 1905 mit besonderer Berücksichtigung deutscher, britischer und japanischer Interessen I	353
Prof. Adolf Bartels: Adolf Stern, zu seinem siebenzigsten Geburtstage	366
Oberlehrer Dr. Udo Gaede in Berlin: Schiller und die ästhetische Erziehung	373
Bücherschau	365, 379, 400
Paula Knappcke: Im Vorübergehen. Skizze	380
Archivrat Dr. Rudolf Krauss in Stuttgart: Schiller-Jubiläums-Literatur	388
Oberstleutnant z. D. Layriz in München: Die Verwendung des mechanischen Zuges im Kriege	401
Prof. Dr. Theodor Schiemann: Monatsschau über auswärtige Politik	412
Wilhelm v. Massow: Monatsschau über innere deutsche Politik	419
Oberlehrer Dr. J. Zemmrich in Plauen i. V.: Das Deutschtum im Auslande III.	425

Abonnementspreis der „Deutschen Monatsschrift“ vierteljährlich 3 Hefte M. 5.— (nach dem Ausland M. 6.25). Einzelne Hefte M. 2.—.
Zu beziehen durch die Buchhandlungen, die Postanstalten oder vom Verlag.
Prospekte gratis.

Alle auf den **redaktionellen Inhalt** bezüglichen Zuschriften und Sendungen sind zu richten an

Dr. Otto Hötzsch,

Redaktion der „Deutschen Monatsschrift für das gesamte Leben der Gegenwart“

alle Zuschriften in geschäftlichen Angelegenheiten an den

Verlag Alexander Duncker.

Adresse von Redaktion und Verlag: **Berlin W. 35, Lützowstr. 43.**

JUN 14 1905

Deutsche Monatsschrift
für das gesamte Leben der Gegenwart

BEGRÜNDET VON
JULIUS LOHMEYER

BERLIN
VERLAG von ALEXANDER DUNCKER

Jahrgang 1905. Juliheft.

Inhalt des Juliheftes:

	Seite
J. G. Fichte: Leitspruch	433
Georg von der Gabelentz: Der Mönch. Novelle IV	433
Universitätprofessor Dr. O. Reinhold Seeberg in Berlin: Die Kirche und der Fortschritt I	453
Wirkl. Geh. Regierungs-Rat und Kurator der Ritterakademie zu Liegnitz, Graf C. A. Kospoth: Vorschläge zu einer äußeren Reform der höheren Schulen Preußens	463
Karl Ernst Knodt: Wir — nicht also! Gedicht	468
Prof. Dr. Heinrich Kraeger in Düsseldorf: Schiller und Carlyle	469
Generalmajor a. D. C. v. Zepelin in Eberswalde: Zur Kenntnis des Kriegsschauplatzes in Asien. Formosa und Sachalin	481
Geh. Hofrat Dr. ing. h. c. Max v. Eyth in Ulm: Wort und Werkzeug III	489
Oberlehrer Dr. Udo Gaede in Berlin: Schiller und die ästhetische Erziehung	500
***, Die wirtschaftspolitische Lage im Yangtsetal bei Beginn 1905 mit besonderer Berücksichtigung deutscher, britischer und japanischer Interessen II	512
Lutz Korodi in Berlin: Schiller in Siebenbürgen	525
Dr. Albert Dresdner in Berlin: Die Zukunft der Bauernkunst	530
Prof. Dr. Theodor Schiemann: Monatsschau über auswärtige Politik	543
Wilhelm v. Massow: Monatsschau über innere deutsche Politik	550
Oskar Wiener: Hochsommer! Gedicht	556
Prof. Adolf Bartels: Bücher und Menschen VII. VIII. (Peter Cornelius' Literarische Werke. Erste Gesamtausgabe. Vier Bände. — Max Kretzer, Familiensklaven. — Hanns von Zobeltitz, Arbeit. — Johannes Dose, Der Muttersohn. — Max Geiszler, Am Sonnenwirbel.)	557
Bankarchivar F. v. Pritzbuer: Weltwirtschaftliche Umschau	569

Abonnementspreis der „Deutschen Monatsschrift" vierteljährlich 3 Hefte M. 5.— (nach dem Ausland M. 6.25). Einzelne Hefte M. 2.—.
Zu beziehen durch die Buchhandlungen, die Postanstalten oder vom Verlag.
Prospekte gratis.

Alle auf den **redaktionellen Inhalt** bezüglichen Zuschriften und Sendungen sind zu richten an

Dr. Otto Hötzsch,
Redaktion der „Deutschen Monatsschrift für das gesamte Leben der Gegenwart"

alle Zuschriften in geschäftlichen Angelegenheiten an den

Verlag Alexander Duncker.

Adresse von Redaktion und Verlag: **Berlin W. 35, Lützowstr. 43.**

AUG - 9 1

Deutsche Monatsschrift
für das gesamte Leben der Gegenwart

BEGRÜNDET VON
JULIUS LOHMEYER

BERLIN
VERLAG von ALEXANDER DUNCKER

ahrgang. August 1905. Heft

Jahrgang 1905. Augustheft.

Inhalt des Augustheftes:

	Seite
Otto von Leixner: Leitspruch	577
Georg von der Gabelentz: Der Mönch. Novelle V	577
Schulrat Dr. phil. et med. Wilhelm Rohmeder in München: Deutsche Rechte und deutsche Pflichten in Südtirol	598
Gertrud Freiin le Fort: Roter Mohn. Gedicht	603
Universitätprofessor Dr. O. Reinhold Seeberg in Berlin: Die Kirche und der Fortschritt II	604
Dr. Konrad Falke in Berlin: Das moderne Drama	614
Aus neuen Büchern	627. 650
Paula Knappke in Darmstadt: Vier Briefe. Novelle	628
Pfarrer D. Max Christlieb in Marburg a. L.: Das Christentum in seinem Verhältnis zu Kultur und Gesellschaft	635
Dr. M. Wilhelm Meyer in Berlin: Neuere Polarforschungen. II	651
Prof. Dr. O. Weißenfels in Groß-Lichterfelde: Ernst Curtius nach seinen Briefen	662
Bücherschau	668. 674
Geh. Regierungsrat Prof. Dr. W. Münch in Berlin: Herbst. Gedichte von O. Haendler	669
Dr. Otto Hötzsch: Die agrarische Lage Russlands	671
Prof. Dr. Ludwig Gurlitt in Steglitz: Hebbels Bedeutung als Erzieher	675
Prof. Dr. Theodor Schiemann: Monatsschau über auswärtige Politik	683
Wilhelm v. Massow: Monatsschau über innere deutsche Politik	690
Prof. Adolf Bartels: Bücher und Menschen IX. (Clara Viebig, Naturgewalten. — Heinz Tovote, Klein Inge. — A. de Nora, Sensitive Novellen. — Kl. Rittland, Leidensgefährten, Kampfmüde. — Emil Ertl, Opfer der Zeit. — Carl Hauptmann, Miniaturen)	696
Generalleutn. z. D. E. v. Liebert: Kolonialpol. Rück- u. Ausblicke IV	703
Prof. Dr. Max Koch in Breslau: Neuere Wagnerliteratur	710

Abonnementspreis der „Deutschen Monatsschrift" vierteljährlich 3 Hefte M. 5.— (nach dem Ausland M. 6.25). Einzelne Hefte M. 2.—.
Zu beziehen durch die Buchhandlungen, die Postanstalten oder vom Verlag.
Prospekte gratis.

Alle auf den **redaktionellen Inhalt** bezüglichen Zuschriften und Sendungen sind zu richten an

Dr. Otto Hötzsch,
Redaktion der „Deutschen Monatsschrift für das gesamte Leben der Gegenwart"

alle Zuschriften in geschäftlichen Angelegenheiten an den

Verlag Alexander Duncker.

Adresse von Redaktion und Verlag: **Berlin W. 35, Lützowstr. 43.**

SEP 15 1905

420812

Deutsche Monatsschrift
für das gesamte Leben der Gegenwart

BEGRÜNDET VON
JULIUS LOHMEYER

BERLIN
VERLAG von ALEXANDER DUNCKER

. Jahrgang. September 1905. Heft

Jahrgang 1905. Septemberheft.

Inhalt des Septemberheftes:

	Seite
Fr. Schlegel: Leitspruch	721
Carl Busse: Im polnischen Wind. Novelle I	721
Generalleutnant z. D. v. Pelet-Narbonne: Die Aussichten eines Feldzuges in Marokko. Mit einer Kartenskizze	737
Bücherschau	751
Dr. M. Wilhelm Meyer: Neuere Polarforschungen	752
Georg von der Gabelentz: Der Mönch. Novelle. Schluss	762
Landrat a. D. v. Dewitz, Mitglied des Preussischen Abgeordnetenhauses: Die Besteuerung der Aktiengesellschaften und der Gesellschaften mit beschränkter Haftpflicht	779
Karl Ernst Knodt: Lienhards „Wieland der Schmied“	791
Boethke, Hauptmann in der Schutztruppe für Südwestafrika: Technisches aus Südwest-Afrika	794
Br. Baumgarten: Glück. Gedicht	803
Dr. Gustav Manz in Berlin: Hans von Bülow in seinen Briefen	804
Stadtrat H. v. Frankenberg in Braunschweig: Bilder aus dem Arbeiterleben	808
Hans von Guenther: Wie schön! Gedicht	815
Prof. Dr. Willibald Nagel in Berlin: Hermann von Helmholtz	816
Albert Sergel: Abend im Walde. Gedicht	818
Dr. R. Reinhard in Leipzig: Boden, Raum und Staat. Gedanken aus Friedrich Ratzels „Politischer Geographie“	819
Dr. Gertrud Bäumer: Die wirtschaftlichen und die geistigen Triebkräfte in der Frauenbewegung. Eine Studie zur jüngsten Frauenfrage-Literatur	828
Prof. Dr. Theodor Schiemann: Monatsschau über auswärtige Politik	837
W. v. Massow: Monatsschau über innere deutsche Politik	844
Heinrich Vierordt: Jugendzeit. Gedicht	849
Prof. Adolf Bartels: Bücher und Menschen X. (Schleswig-Holsteins Anteil an deutscher Literatur. — Timm Kröger, Novellen: Eine stille Welt, Der Schulmeister von Handewitt, Hein Wieck, Um den Wegzoll)	850
Oberlehrer Dr. Johannes Zemmrich in Plauen: Das Deutschtum im Auslande IV	857
Bücherschau	864

Abonnementspreis der „Deutschen Monatsschrift“ vierteljährlich 3 Hefte M. 5.— (nach dem Ausland M. 6.25). Einzelne Hefte M. 2.—.
Zu beziehen durch die Buchhandlungen, die Postanstalten oder vom Verlag.
Prospekte gratis.

Alle auf den **redaktionellen Inhalt** bezüglichen Zuschriften und Sendungen sind zu richten an

Dr. Otto Hötzsch,

Redaktion der „Deutschen Monatsschrift für das gesamte Leben der Gegenwart“

alle Zuschriften in geschäftlichen Angelegenheiten an den

Verlag Alexander Duncker.

Adresse von Redaktion und Verlag: **Berlin W. 35, Lützowstr. 43.**

Diesem Hefte liegt ein Prospekt der Firma Hermann Gesenius in Halle bei.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.

Arbeit und Rhythmus. Von Professor Dr. Karl Bücher. Dritte, stark vermehrte Auflage. Geh. 7 Mk., geschmackv. geb. 8 Mk.

„Die übrige Gemeinde allgemein Gebildeter, . . . die sich für die Gesamtheit des selbständigen und weitgreifenden Überblicks über den vielverschlungenen Zusammenhang von Arbeit und Rhythmus aufrichtig freuen darf, wird meines Erachtens dem bewährten Forscher auch dafür besonders dankbar sein, daß er ihr einen wertvollen Beitrag zu einer Lehre geliefert hat, welche die edelsten Genüsse in unserm armen Menschenleben vermittelt, nämlich zur Lehre von der denkenden Beobachtung, nicht bloß welterschütternder Ereignisse, sondern auch alltäglicher, auf Schritt und Tritt uns begegnender Geschehnisse."

(G. v. Mayr, Beilage z. Allg. Ztg.)

Zur Einführung in die Philosophie der Gegenwart. Acht Vorträge von Prof. Dr. A. Riehl. 2. Auflage. Geh. 3 Mk., in Leinwand gebunden . . . 3 M. 60 Pfg.

„Von den üblichen Einleitungen in die Philosophie unterscheidet sich Riehls Buch nicht bloß durch die Form der freien Rede, sondern auch durch seine ganze methodische Auffassung und Anlage, die wir nur als eine höchst glückliche bezeichnen können. Nichts von einem System, nichts von langatmigen logischen, psychologischen oder gelehrten historischen Entwicklungen, sondern eine lebendig anregende und doch nicht oberflächliche, vielmehr in das Zentrum der Philosophie führende Betrachtungsweise. . . . . Wir möchten somit das philosophische Interesse . . . mit Nachdruck auf Riehls Schrift hinweisen."

(Monatsschrift f. höh. Schulen.)

Himmelsbild und Weltanschauung im Wandel der Zeiten. Von Professor Troels-Lund. Autorisierte Übersetzung von L. Bloch. 2. Auflage. In Leinwand geschmackvoll gebunden . . . . . 5 Mk.

„Es ist Schwung und Wärme in der Darstellung, und man ist erstaunt über die glückliche Kühnheit so vieler Wendungen, umsomehr, als das so eigenartig Gesagte doch den Eindruck des mühelos Gefundenen und ganz natürlich Ausgedrückten macht. Man sieht, daß der gelehrte Verfasser stark und warm empfindet und anschauend denkt." (L. Weißenfels i. d. Wochenschr. f. klass. Philologie.)

Das moderne Italien. Von Pietro Orsi. Geschichte der letzten 150 Jahre. Übersetzt von F. Goetz. Geh. 5 Mk. 60 Pfg., vornehm gebunden . . . 6 Mk. 40 Pfg.

„Auf streng wissenschaftlicher Grundlage ist hier das gesamte gedruckt vorliegende Material für die politische Geschichte Italiens in den letzten anderthalb Jahrhunderten zu einem organischen Ganzen verarbeitet. Das Schlußkapitel bietet dann in großen Zügen einen Überblick über die Haupterscheinungen auf den Gebieten von Kunst und Wissenschaft. Das ganze Buch zeichnet sich dadurch aus, daß, um eine trockene Aufzählung der Daten und Ereignisse zu vermeiden, in äußerst geschickter Weise Auszüge aus politisch wichtigen Gedichten, Parlamentsreden und Ähnlichem in die Darstellungen verflochten sind. Ein anderer Vorzug Orsis ist der, daß er eine einseitige Parteinahme zu vermeiden und den politischen Ideen und Bestrebungen Mazzinis, Cavours, Garibaldis, Crispis u. a. gleichmäßig gerecht zu werden sucht."

(Deutsche Literaturzeitung.)

Die Renaissance in Florenz und Rom. Von C. Brandi, Professor an der Universität Göttingen. Zweite Auflage. Geh. 5 Mk., geschmackvoll gebunden 6 Mk.

„Wir haben ein ganz vortreffliches Buch vor uns, das, mit weiser Ökonomie den reichen Stoff beherrschend, weiteren Kreisen der Gebildeten, die das Bedürfnis empfinden, die unsterbliche Kunst der italienischen Renaissance im Zusammenhang mit der Zeitgeschichte, von der sie abhängig ist, zu begreifen, nur lebhaft empfohlen werden kann." (Köln. Zeitung. 1900. Nr. 436.)

„Im engsten Raum stellt sich die gewaltige Zeit dar, mit einer Kraft und Gedrungenheit, Schönheit und Kürze des Ausdrucks, die klassisch ist." (Die Nation. 1900. Nr. 34.)

Das europäische Rußland. Von Professor Dr. A. Hettner in Heidelberg. Geheftet 4 Mk., gebunden 4 Mk. 60 Pfg.

„Das vorliegende Buch, zu dem der Verfasser durch eine Reise in Rußland angeregt worden ist, beabsichtigt nicht, neue Tatsachen über Rußland und die Russen beizubringen; seine Absicht ist vielmehr, das, was uns Ethnologen, Historiker, Nationalökonomen, Publizisten u. a. mitgeteilt und von ihrem Standpunkte aus beleuchtet haben, unter geographischen Gesichtspunkten aufzufassen, d. h. die Eigenart des russischen Volkes, des russischen Staates, der russischen Kultur in ihrer geographischen Bedingtheit zu erkennen und dadurch zugleich die Grundlage für eine gerechte Würdigung zu finden, welche nicht preist und nicht verdammt, sondern zu verstehen sucht."

Das Mittelmeergebiet. Von Professor Dr. A. Philippson. Seine geograph. und kulturelle Eigenart. Mit 9 Fig., 13 Ansichten und 10 Karten. Geh. 6 Mk., geb. 7 Mk.

„Das vorliegende Werk eignet sich vorzüglich, um einem weiten Kreise allgemein Gebildeter eine Vorstellung von dem zu geben, was Geographie heute ist, namentlich aber der stetig wachsenden Zahl der Besucher des Mittelmeergebietes ein tieferes Verständnis für das, was sie sehen, zu erschließen. . . ." (Th. Fischer i. d. D. Liter.-Ztg.)

Aus Deutsch-Brasilien. Von Dr. Alfred Funke. Bilder aus dem Leben der Deutschen im Staate Rio Grande do Sul. Mit zahlreichen Abbildungen im Text und 1 Karte. Gebunden . . . . . 7 Mk.

„Der Verfasser ist ein scharfer Beobachter und ein vortrefflicher Feuilletonist. So weiß er, gestützt auf eine mehrjährige Bekanntschaft mit Land und Volk ein lebendiges Bild von unseren Landsleuten am Rio Grande zu geben. Es ist ein lehrreiches und amüsantes Buch über ein Gebiet, das in den deutschen Kolonisationsbestrebungen eine ganz besondere und zukunftsvolle Rolle spielt."

(Berliner Tageblatt.)

Auf Java und Sumatra. Von Dr. K. Giesenhagen. Mit vielen Abbild. und 1 Karte. Geh. 9 Mk., vornehm geb. 10 Mk.

„Es steckt in dem Werk ein liebenswürdiger Zauber, dem man sich nicht entziehen kann. Der anmutige Plauderton, der sich durch das Werk zieht, bildet neben vorzüglichen Beobachtungen von Land und Leuten den subjektiven Kern des Persönlichen. Ein warmes, echt deutsches Herz spricht aus seiner Schilderung zu uns. In farbenprächtigen Bildern führt uns der Verfasser die Natur vor Augen." (Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde.)

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Herman Grimm: Essays.

Zehn ausgewählte Essays, 2. vermehrte Auflage, M. 8.—, geb. M. 9.50.
fünfzehn Essays, 1. Folge, 3. Auflage, M. 9,—, geb. M. 10.50.
fünfzehn Essays, neue Folge, M. 8.60, geb. M. 10.—.
fünfzehn Essays. dritte Folge, M. 8.—, geb. M. 9.50.
fünfzehn Essays, vierte Folge (aus den letzten 5 Jahren) M. 6.—, geb. M. 7.50.
Neue Essays über Kunst und Literatur M. 3.—.

Die Essays zeigen eine genaue Vertrautheit mit der Kunstgeschichte der alten und neuen Zeit. Anregend, geistvoll und klar geschrieben sei sie unserer reifen Jugend besonders empfohlen.

Ausführliche Inhaltsverzeichnisse der Schriften von Herman, Jacob und Wilhelm Grimm stehen auf Verlangen gratis und franko zu Diensten.

Die Mutter des Menschen.

Gedanken zur Frauenfrage.

Von

Marie Diers.

Geheftet Mk. 1.—, Elegant gebunden Mk. 2.—

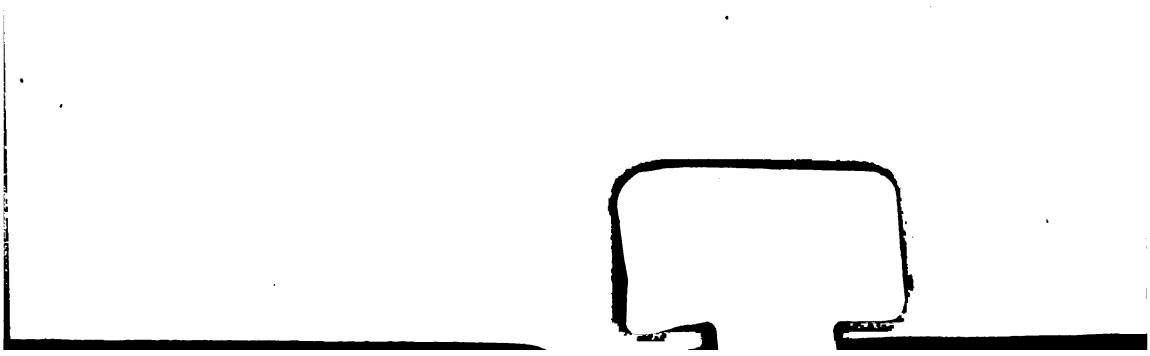
„Dieses Buch enthält das Reifste und Beste, was ich seit Johannes Müllers Buch über Beruf und Stellung der Frau gelesen habe. Jeder Mutter, jeder reifen Tochter und nicht zuletzt den Männern, Vätern und Söhnen wünsche ich diese erbauliche Schrift; ich weiß gewiß, alle werden mir für diese Empfehlung dankbar sein."

„Deutsche Welt" (Friedrich Lange).

vergl. S. 833/4 dieses Heftes

Alexander Duncker, Verlag, Berlin W. 35.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

APR 1917